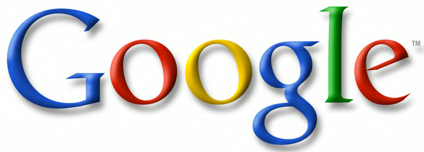




ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

VIERTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1816.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu*. 976 S. 8.

Von dem Staatskalender des französischen Reiches ist in unserer A. L. Z. zuletzt 1809 No. 299 die Rede gewesen. Es ist daher wohl Zeit, wieder einmal Rechenschaft von einem Werke zu geben, welches selbst eine jährliche Rechenschaft von der Dienerschaft desjenigen Reiches ablegt, zu dessen Staatszwecken, besage der Rede des Fürsten Reichs-Erzkanzlers an den Senat am 10 Jan. 1813, „*sa prépondérance dans l'Europe*" gehört.

Die Einrichtung dieses Staatshandbuchs dürfen wir als bekannt voraussetzen; sie ist seit langen Jahren im Ganzen die nämliche. Zu den 16 Capiteln des Jahres 1809 sind seitdem nur 2 hinzugekommen (C. 16. *Société maternelle*, und C. 17. *Administrations générales des canaux du Midi*, *des Sociétés de Westphalie et d'Hannovre* u. s. w.), und die Seitenzahl hat sich seit 1809 nur um 78 Seiten vermehrt. Wenig genug für den Zuwachs, welchen das französische Kaiserreich seit jenem Jahre gehabt hat, wenn nicht bey einigen Capiteln durch Weglassung von erläuternden Einleitungen und anderen Notizen und durch viel engeren Druck beträchtlich Raum gewonnen worden wäre. Der *Almanac royal* vom Jahre 1789 hatte, bey grösserem Druck, doch auch schon 714 Seiten.

Wie anders haben sich in diesen 24 Jahren die Dinge gestaltet, ein Zeitraum, in welchem sich ehedem kaum die Namen der Staatsdiener, die Namen der Ämter und Würden aber fast gar nicht veränderten. Wie wenig Personen aus dem Staatskalender von 1789 mögen wohl noch in dem von 1813 anzutreffen seyn (selbst in dem Cardinalcollegio sind von den 53 Cardinälen des Jahres 1789 nur noch 5 übrig, obgleich das Schwerdt der Revolution nur wenige traf), und auch nur selten weckt eine ähnlich klingende Benennung der Stellen und Ämter Erinnerungen aus der alten Zeit wieder auf. Doch ist hier die Veränderung nicht immer so gross, als sie scheint, und der Kreislauf der Dinge hat uns hie und da so ziemlich wieder an den Ort zurückgeführt, auf welchem man vor 24 Jahren stand. Es wäre kein verdienstloses Bemühen, die neuen Staats- und Regierungs-Formen einmal in Beziehung auf das, was schon ehedem Statt fand, zu beleuchten, um nicht gegen die Vorfahren ungerecht zu seyn, und um Fortschritte, welche die Staatseinrichtungen seit jener Zeit gemacht haben, genauer kennen zu lernen. Da diess aber kein Gegenstand für diese Blätter ist: so wird wenigstens ein flüchtiger Rückblick auf das Vielen so liebe *Ehedem* nicht ohne Interesse seyn.

Zweyerley drängt sich hiebey dem Beobachter bey dem ersten Anblick auf: 1) dass im Jahre 1789 die Zahl der höheren Dienerschaft, in Verhältniss zur jetzigen Ausdehnung des Reichs, weit grösser war, als jetzt, und dass damals ein sehr grosser Theil der höheren Ämter zwar mit Einkommen und Rang, aber nicht mit Arbeit verknüpft war. Jetzt hingegen ist die Zahl der eigentlichen Arbeiter viel grösser (oder sie sind jetzt im *Almanach impérial* genauer angegeben) als sonst.

Der *zweyte* Unterschied, von dem wir hier sprechen, ist zwar nicht unmittelbar aus dem *Almanach impérial* zu ersehen, ist aber doch von dem wichtigsten Einfluss, und betrifft eine Einrichtung, die trotz *Montesquieu's* Schutzrede keins der kleinsten Übel der alten Verfassung war. Es war diess die Verkäuflichkeit fast aller Ämter in den meisten Zweigen der Staatsverwaltung, welche gerade durch die besten Könige Frankreichs, Ludwig XII und Heinrich IV, eingeführt worden war, und den Staatsdienst zu einer Art Eigenthum gemacht hatte. Mehr als in irgend einem anderen Lande konnte sich daher in Frankreich eine Art erblicher Dienst-Aristokratie bilden, kraft deren in manchen Behörden seit Jahrhunderten fast immer die nämlichen Namen angetroffen wurden, z. B. die Familie *Nicolay* als erste Präsidenten der *Chambre des comptes* seit 1505. Es gehört zu den Sonderbarkeiten, dass eine solche Einrichtung ihre Vertheidiger, selbst noch in den neuesten Zeiten, finden konnte, obgleich die gänzliche Falschheit der Vertheidigungsgründe beym ersten Blick in die innere Geschichte Frankreichs auffallen musste. Indessen ist nicht zu leugnen, dass manche alte richterliche Familien (*anciennes familles de robe*) im langjährigen Besitz nicht bloss der *Stellen* in den höchsten Gerichten, sondern auch der Verdienste und der Würdigkeit dazu sich zu erhalten wussten, und so sind denn auch noch alle berühmten Namen, wie *Seguier*

und *Daguesseau*, in die neue Ordnung der Dinge übergegangen.

Bey Organisation der kaiserlichen Hofgerichte, wie man die *Cours impériales* füglich nennen könnte, sind eine gute Zahl derer, die noch von den alten Parlementsräthen und Mitgliedern der Präsidialgerichte übrig waren, wieder in Thätigkeit gesetzt worden. Diejenige Pflanzschule aber, welche die meisten ausgezeichneten Männer in den Fächern der Gesetzgebung und Staatsverwaltung geliefert hat, ist augenscheinlich das Corps der Parlementsadvocaten gewesen. Noch jetzt, nachdem die Revolution so viele wieder hinweggerafft hat, welchen sie zu einem mitunter kurzen und zweydeutigen Ruhme geholfen hatte, glänzen eine Menge ehemaliger Advocaten in den ersten Stellen. Wir nennen hier nur die Senatoren Grafen Boissy d'Anglas, Garan de Coulon, Abrial, François de Neufchâteau, Lanjuinais und Emmery, den Justizminister Herzog von Massa, den Minister Grafen Bigot de Préameneu, die Staatsräthe Grafen Boulay, Berlier, Henrion de Pensey (Präsident bey dem Cassationsgerichte), die Staatsminister Regnauld de St. Jean d'Angely und Defermon, den Generalsecretär des Staatsraths Locré, den Generalprocurator bey dem Cassationshofe Grafen Merlin, den Generaldirector des Brücken- und Wege-Baues Grafen Molé, den Archivar und Staatsrath Grafen d'Hauterive, und den Präsidenten beym Tribunal von Paris Try, welche alle im *Almanac royal* von 1789 meistens als Parlementsadvocaten von Paris oder als Advocaten des Staatsraths aufgeführt sind. Selbst der Name eines gegenwärtigen Reichsmarschalls findet sich noch unter den Advocaten des damaligen Staatsraths. Unter so vielem Ungemach, welches die französische Revolution über Frankreich und Europa gebracht hat, darf man doch auch nicht vergessen, dass nur eine solche gänzliche Auflösung aller Verhältnisse jedes Talent an die rechte Stelle zu setzen vermochte, und für das Übergewicht Frankreichs ist diess gewiss kein kleiner Vortheil gewesen.

Sonst möchten wohl verhältnissmäsig sehr wenige Namen aus dem Staatskalender von 1789 noch in den von 1813 übergegangen seyn. Ein groser Theil der Familien, welche ehedem im Besitz der ersten Hofämter waren, ist in der Revolution untergegangen, und nur nach und nach haben sich wieder einige Reste davon am neuen Kaiserhofe eingefunden. Nur in einzelnen Männern leben die ehemals so ausgebreiteten Familien der Montmorency und Rohan, und nur hie und da erinnern z. B. der Senator Graf Cossé de Brissac, der Stallmeister und Gesandte Baron de St. Aignan, die Kammerherren Graf Choiseul-Praslin, Graf Noailles, Graf Brancas u. A. an die ehemaligen Pairs von Frankreich.

Die Stiftung des neuen Adels vollendete die Umschaffung Frankreichs auch in dieser Hinsicht, und half, indem die Reste des alten Adels sich unter den neuen Herzogen, Grafen und Baronen verlieren, auch die letzten Spuren der vorigen Zeiten verwischen. Gewiss ist es sehr gut gewesen, auf solche Weise die ehemaligen Spaltungen der Nation bis auf das Andenken daran zu vertilgen, und wir können aus diesem Grunde in den Wunsch nicht einstimmen, welcher früher in diesen Blättern geäussert wurde, dass dem Staatskalender ein Verzeichniss der neuen Titel mit dem alten Namen beygelegt werden möchte. Denn es scheint gerade ein Hauptzweck dieser neuen Titel zu seyn, dass in der jetzigen Ordnung der Dinge der Punct, von welchem sie ausging, und der Weg, welchen ein jeder bis zu seinem jetzigen Platze zurückzulegen hatte, gänzlich der Vergessenheit übergeben werde. Haben wir es nicht auch vielleicht diesem Bemühen, die nächste Vergangenheit schlafen zu lassen, zuzuschreiben, dass von allen den Männern, welche seit einem Jahrzehend von dem Schauplatze abtraten, wie Minister Treilhard, Portalis, Marschall Lannes und so vielen Anderen, noch keine gründlich geschriebenen Biographieen erschienen sind? Wir gehen nun zu den einzelnen Capiteln fort.

I Cap. Das Regenten-Verzeichniss von Europa, womit das Ganze anfängt, hat seit 1809 wenig Veränderungen erfahren. Bey der Grosherzogin von Baden und dem Vice-König von Italien, welche sonst noch in der kaiserlich französischen Familie aufgeführt wurden, ist nun alle Beziehung darauf weggefallen. Holland und Wallis haben seitdem als selbstständige Staaten aufgehört, und der König von Holland erscheint in der Reihe der französischen Prinzen.

Das Cardinalscollegium hat seit 1804 keinen Zuwachs erhalten, und bestand 1789 aus 53, 1809 aus 47, jetzt aus 34 Cardinälen.

Im 4 Abschnitt sind seit 1809 von den kais. französischen Gesandtschaften an auswärtigen Höfen nur drey, Baron Hedouville zu Frankfurt, Graf La Forest bey dem Könige von Spanien und Graf Talleyrand zu Bern, unverändert geblieben.

Ehedessen nahm die Geistlichkeit von Frankreich im Staatskalender die erste Stelle ein, und folgte unmittelbar nach dem Cardinalscollegio; jetzt ist sie auch in der Rangordnung dem Staate einverleibt, und steht im 7 Cap. zwischen dem Ministerio und der Militär-Organisation.

Im II Cap. hingegen werden die hohen Reichsbeamten (*grands dignitaires*), Minister und hohen Kronbeamten aufgeführt. Die hohen Reichswürden sind seit 1809 nicht vermehrt worden, und besonders ist es, dass unter ihnen die Grosherzogin von Toscana noch nicht aufgeführt wird, obgleich das Gouvernement der drey toscanischen Departements schon unterm 2 März 1809 zur hohen Reichswürde erhoben und am 3 May 1809 der Prinzessin Elise verliehen wurde. Die Generalgouvernements von Rom, der holländischen, der neuen deutschen Departement und der illyrischen Provinzen hingegen sind noc nicht zu hohen Reichswürden constituirt worde Die Zahl der Minister ist jetzt zwölf, indem seit 18 noch das Ministerium des Handels und der Manu cturen hinzugekommen ist.

Das III Cap. enthält den Hofstaat des Kaisers, der Kaiserin und der zum kaiserlichen Hause gehörigen Prinzen und Prinzessinnen, und in dem 10 Abschn. die Garden oder die *Maison militaire* des Kaisers. Der kaiserliche Hofstaat ist ziemlich nach dem alten Muster eingerichtet, aber zahlreicher. Die vormaligen Hofämter waren: der *Grand-Aumônier*, *Grand-Maitre*, *Grand-Chambellan*, *Grand-Maitre de la Garderobe*, *Grand-Veneur*, *Grand-Maréchal des Logis*, *Grand-Prévot* und *Grand-Maitre des cérémonies*, welche zum Theil von Prinzen von Geblüte bekleidet wurden. Die heutigen Oberhofämter sind: der *Grand-Aumônier*, der *Grand-Maréchal du Palais*, der *Grand-Chambellan*, *Grand-Ecuyer*, *Grand-Veneur* und der *Grand-Maitre des cérémonies*. Bey der letzten Königin waren: 1 *Dame d'Honneur*, 1 *Dame d'Atours* und 16 *Dames du Palais*; die Kaiserin hat gegenwärtig: 1 *Dame d'Honneur*, 1 *Dame d'Atours* und 36 *Dames du Palais*.

Seit 1809 sind in diesem Capitel zwey neue Sectionen, nämlich Sect. 3 *Maison des enfans de France* und Sect. 5 *Maison de S. M. la Reine Hortense*, hinzugekommen.

Die gröfste Ausdehnung hat sowohl gegen ehedem als seit dem J. 1809 der 10 Abschnitt: *Maison militaire* des Kaisers, erhalten. Im Staatskalender von 1789 finden sich nur die vier Capitains der *Gardes du Corps*, der *Capitaine des cent Suisses*, der *Colonel des gardes françaises* und der *Colonel général des Suisses et Grisons*. Indessen machten die Truppen des königlichen Hauses doch schon damals ein ansehnliches Corps von beynahe 10000 Mann aus, und bestanden aus 9 Compagnieen zu Pferde, an Infanterie aber aus den *cent Suisses*, 1 Regiment *Gardes françaises* von 6 Bataillons (4878 M.), dem Regimente *Gardes Suisses* von 4 Bat. (1976 M.), den *Gardes de la Porte* und der Compagnie *de la Prévôté de l'hôtel*.

Dagegen bestanden die kaiserlichen Haustruppen zu Ende des Jahres 1809 aus folgenden Corps: a) *Grenadiers*, 1 Reg. Grenadiers, 1 Compag. Veteranen, 1 Reg. Füsiliers-Grenadiers, 2 Reg. Tirailleurs und 2 Reg. Conscrits; b) *Chasseurs*, 1 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Füsiliers, 2 Reg. Tirailleurs und 2 Reg. Conscribirte; c) *Cavallerie*, 1 Reg. Grenadiers *à cheval*, 1 Reg. Dragoner, 1 Reg. Chasseurs *à cheval*, 1 Escadron Mamelucken, 1 Reg. Polen *Chevaux legers* und 4 Comp. Gendarmerie *d'Elite*; d) *Artillerie*, 4 Comp. reitende und 9 Comp. zu Fuss, 1 Comp. Pontonniers, 2 Bat. *Train* und 1 Corps Seeleute (also 24 Bat. Infanterie und 24 Escadrons Cavallerie), im Ganzen wenigstens 25000 Mann.

Nach dem Staatskalender von 1813 aber besteht gegenwärtig a) das *Grenadier-Corps* aus 2 Reg. Grenadiers, 1 Reg. Füsiliers, 13 Reg. Tirailleurs und Reg. Flanqueurs; b) die *leichte Infanterie* der Garde s 2 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Füsiliers, 13 Reg. Voleurs und 1 Reg. Flanqueurs; dazu kommt 1 Reg. illen von 25 Compagnieen; c) die *Cavallerie* besteht aus 6 Escadr. Grenadiers, 6 Escadr. Dragoner, 9 Escadr. Chasseurs, 2 Reg. oder 15 Escadr. Chevaux legers Lanciers, 1 Escadr. Mamelucken und 4 Comp. Gendarmerie d'Elite. d) Die *Artillerie* ist auf 6 Comp. reitende und 20 Comp. zu Fuss vermehrt, das Matrosen-Corps auf 8 Comp., so dass also das Ganze mehr als verdoppelt ist, und schon für sich allein eine sehr bedeutende Armee von 33 Reg. Infanterie und 37 Escadr. Cavallerie ausmacht. Gegenwärtig sind bey der Garde 4 Marschälle als Commandanten der 4 Corps, woraus sie besteht (wovon aber der bey Lützen gebliebene Marschall Herzog von Istrien durch den Divisions-General Grafen Nansouty als Commandant der Cavallerie ersetzt worden ist), 1 Vice-Admiral, 17 Divisions-Generale und 23 Brigade-Generale angestellt. Darunter sind die 12 Adjutanten des Kaisers begriffen. Von der gegenwärtigen Verfassung der übrigen Armee wird weiter unten die Rede seyn.

Im IV Cap. wird von den *obersten Reichsbehörden* gehandelt, vom Senat, dem Staatsrath, dem gesetzgebenden Corps, dem Cassationshofe und dem obersten Rechnungshofe. An alle diese Anstalten lassen sich Erinnerungen und Parallelen aus der alten Zeit anknüpfen, und auch bey ihnen bewährt sich die schon oft, auch in diesen Blättern gemachte Bemerkung, dass in der neuen Gesetzgebung Frankreichs gar Vieles auf einer bloss historischen Grundlage ruht, und dass gerade nicht philosophischer, dem Zeitgeist voreilender Sinn, und nicht schaffende Phantasie es ist, was die französische Gesetzgebung auszeichnet.

Der Erhaltungs-Senat ist nicht mehr ganz das, was er in der Idee seines berühmten Urhebers seyn sollte, und wahrscheinlich noch bey weitem nicht Alles, was er einst werden wird. Bey seiner jetzigen Einrichtung erinnert gar Vieles an die ehemaligen Parlemente oder vielmehr, da sie behaupteten, nur Ein Ganzes auszumachen, an das Parlement, weniger in dem, was es nach dem Gesetz und im Sinne der Regierung wirklich war, als in dem, was es seyn wollte. Dort, wie hier, waren die Prinzen und Pairs von Frankreich von Rechtswegen Mitglieder; das Parlement verglich sich, zumal in früheren Zeiten, gern dem römischen Senat, seine Mitglieder nannten sich gern *patres*, *Senatores*, und behaupteten, so oft es sich thun liess, eine Art prüfender oder hindernder Gewalt über die Ausflüsse der königlichen Macht. Wie oft haben sie den königlichen Edicten die Eintragung in ihre Register und damit die Publication versagt! Der Senat ist mit dieser aufsehenden und hindernden Gewalt, die schon sein Name bezeichnet, gesetzlich bekleidet, obgleich in dem neuesten Reichsgrundgesetz nur von der Aufhebung verfassungswidriger Decrete des gesetzgebenden Corps die Rede ist. Der Senat beschliesst in der That über Krieg und Frieden, da er über die Recrutirung der Armee bisher allemal entschieden hat, und es kann leicht Fälle geben, wo diess Recht von grosser praktischer Wichtigkeit werden dürfte. Vermindert ist

der Senat seit 1810 nur um 6 Mitglieder, worunter auch der im *Alm.* von 1810 noch aufgeführte Senateur *Lucien* ist, der im diessjährigen Staatskalender fehlt. Hinzugekommen sind hingegen seit dem Ende des Jahres 1809 29 neue Senatoren, so dass das ganze Corps gegenwärtig, ausser den Prinzen und hohen Reichsbeamten, aus 149 Senatoren besteht.

Der natürlichen Ordnung nach sollte auf den Senat, wenn man sich denselben als die obere Kammer der Reichsstände denkt, als das Haus der Lords, welchem er vielleicht in der Zukunft noch ähnlicher werden könnte, das *Corps législatif* folgen, als das Haus der Gemeinen, denn beide zusammen machen das Ganze der National-Repräsentation im engeren Sinne aus. Allein zwischen ihnen findet sich der *Staatsrath* eingeschaltet, wie es scheint, wegen des höheren Ranges, welchen dieses Collegium behauptet, und weil auch er, wie alle Staatsdiener und alle Räthe des Kaisers, zur National-Repräsentation gerechnet wird. Auch hier finden wir die Grundzüge der alten Verfassung wieder. Denn auch ehedem war der königliche Staatsrath mit seinen Unterabtheilungen die erste Behörde des Reichs, aus welcher alle übrigen, auch die Parlementer, hervorgegangen waren, und welcher sie untergeordnet blieben. Das *Conseil du roi* umfasste 1789 das ganze Ministerium, die jetzigen Geheimen Räthe des Kaisers, das heutige Cassationsgericht, das Staatssecretariat und mehrere von diesen Stellen abhängige Büreaux. Es ist nicht zu leugnen, dass die gegenwärtige Absonderung der richtenden Gewalt, so wie alles dessen, was zur Vollziehung gehört, und die Abtheilung der Staatsraths-Sectionen, ein grosser Vorzug der jetzigen Einrichtung ist. Ehemals bestand der königliche Staatsrath, in welchem der König selbst den Vorsitz führte, und immer für gegenwärtig gehalten wurde, aus den vier Staatssecretären, den Staatsministern, den Staatsräthen, welche theils ordentliche, theils halbjährige waren (ein blosser Unterschied des Ranges), und den *Maitres de requêtes*, und es hing vom Willen des Königes ab, zu welchen Geschäften sie gezogen werden sollten. Denn es war, wie noch gegenwärtig, der erste Grundsatz, dass die Bestellung zum Staatsrath nur eine Würde, aber kein Amt gäbe. Es waren im J. 1789 25 ordentliche, 16 halbjährige Staatsräthe und 78 *Maitres de requêtes*, von welchen letzteren damals der berühmte Rechtsgelehrte, jetzige Senator, Graf Pastoret, der jüngste war.

In diesem alten königl. Staatsrathe hatte besonders der richterliche Theil seiner Functionen fast die allgemeine Stimme gegen sich, und die *Arrêts* des *Conseil privé*, welches diese Befugnisse auszuüben hatte, stand in so üblem Rufe, dass die Mitglieder selbst frivol genug darüber scherzten. Diess ging also auch in dem Laufe der Revolution am ersten unter, indem schon im Nov. 1790 das Cassationsgericht an seine Stelle gesetzt wurde. Das Gesetz vom 27 April 1791 schaffte die Staatsräthe und *Maitres de requêtes* ab, und auch die letzte Spur verschwand mit dem Sturze des königlichen Thrones.

Der jetzige Staatsrath verdankt seine Wiederherstellung der Constitution von 1799, und seine weitere Ausbildung den organischen Senatsconsulten von 1802 und 1804 und den kaiserlichen Decreten vom 11 Jun. und 22 Jul. 1806. Bey ihm ist der Grundsatz aufrecht gehalten worden, dass er ein blosses *berathendes* Corps, ohne alle vollziehende oder entscheidende Gewalt, sey, und dass er nie selbstständig für sich allein in Thätigkeit tritt, sondern erst durch einen Auftrag des Kaisers dazu aufgefodert werden kann. Hievon macht die *Commission des affaires contentieuses* kaum eine Ausnahme, und eben so wenig ist die dem Staatsrath zugeeignete authentische Interpretation der Gesetze als eine solche zu betrachten, da der Staatsrath in solchen Fällen nur Gutachten (*avis*) abgiebt, welche erst durch die Genehmigung des Kaisers geltend werden. Hieraus folgt auch, dass die Staatsräthe in Ansehung ihrer Amtsverrichtungen nie verantwortlich sind, so wie sich auch der Satz des alten Staatsrechts wiederholt, dass der Name eines kaiserlichen Staatsraths nur Rang und Würde giebt, aber kein Amt und keinen selbstständigen Wirkungskreis, und dass weiter nichts nöthig ist, als im Verzeichnisse der Staatsräthe übergangen zu werden, um ausser Thätigkeit gesetzt zu seyn. Übrigens theilen sich die sämmtlichen Staatsräthe, beynahe wie die vormals königlichen, in zwey Classen, wovon den einen diese Würde (von Rechtswegen verbunden mit dem gräflichen Titel) auf Lebenszeit verliehen ist, den anderen nur noch auf Widerruf. Gegenwärtig zählt der Staatsrath 57 Mitglieder, wovon 28 in den 5 Sectionen, der Gesetzgebung, des Inneren, der Finanzen, der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten, 14 im ordentlichen Dienst ausser den Sectionen und 14 im ausserordentlichen Dienst angestellt sind. Drey von den ersten, die Grafen Regnauld de St. Jean d'Angely, Defermon und Otto, haben den Titel Staatsminister, und 21 sind Staatsräthe auf Lebenszeit.

Der *Maitres de requêtes*, welche als Assessoren in den Sectionen des Staatsrathes betrachtet werden können, in sofern sie im ordentlichen Dienst stehen, sind jetzt 10. Im ausserordentlichen Dienst ist es ein Titel, welcher den höheren Staatsbeamten, als Präsidenten der kaiserlichen Hofgerichte, Generalen, Cabinetssecretären des Kaisers u. s. w., verliehen wird, und welcher den Rang nach den Staatsräthen giebt. Ihrer sind jetzt 38.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à M. S. l'Empereur et Roi, par *Testu* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Eine eigene, mit dem Staatsrath verbundene Anstalt sind die Auditoren, welche im J. 1803 zuerst eingeführt wurden, nach und nach aber, und zuletzt durch das Decret vom 7 April 1811, ihre jetzige Einrichtung erhielten. Das Auditoriat des Staatsraths ist die Pflanzschule für die höheren Stellen in der Administration, und setzt das Oberhaupt des Staats in den Stand, selbst die Talente und den Charakter junger Leute, welche zum Theil unter seinen eigenen Augen arbeiten, und ihm persönlich bekannt werden, kennen zu lernen. Denn die Staatsraths-Auditoren der ersten Classe leisten den Eid in die Hände des Kaisers, und haben Zutritt bey Hofe; die der zweyten und dritten Classe stehen wenigstens mit dem Staatsrathe und den Ministern in unmittelbaren Verhältnissen. Sie arbeiten im ordentlichen Dienst theils im Staatsrathe und bey den Ministern, theils sind sie als Unterpräfecten in den Hauptstädten, wo sich zugleich Präfecturen befinden, angestellt. Die Auditoren zweyter und dritter Classe werden auch zum Theil als Unterpräfecten gebraucht, zum Theil sind sie denjenigen Verwaltungsstellen zugetheilt, welche nicht in der Departementalverwaltung der Präfecturen begriffen, sondern eigene Generaldirectionen oder Administrationen unmittelbar unter dem Finanzminister ausmachen. Die Auditoren, welche zu anderen Stellen ernannt werden, als Präfecten, Unterpräfecten, Legationssecretäre, führen dennoch diesen Titel noch fort, und gehören zum ausserordentlichen Dienst. Gewiss ist diese Einrichtung höchst zweckmässig, da sie dem hervorstechenden Talent Gelegenheit giebt, sich bald bemerkbar zu machen, und zwar nicht in theoretischen Speculationen, sondern im praktischen Dienste des Staats. Aber freylich hilft sie auch, das strengere wissenschaftliche Studium entbehrlich zu machen, da es schon einem ganz mittelmässigen Kopfe nicht schwer fallen wird, durch die blosse Routine eine oberflächliche Kenntniss der Gesetze, und Übung in den alltäglichen Geschäften zu erlangen. Dadurch entstehen denn wohl recht brauchbare Geschäftsmaschinen, aber für die Fortschritte der Menschheit in höherer geistiger Ausbildung wird eben nicht sehr gesorgt. Übrigens können bloss reiche Leute sich in diese Laufbahn wagen, da nach dem Decret vom 26 Dec. 1809 ein eigenes jährliches Einkommen von 6000 Francs nachgewiesen werden muss, um Auditor zu werden. Die Zahl der Auditoren im ordentlichen Dienst ist gesetzlich auf 350 bestimmt, indessen sind gegenwärtig nur 50 von der ersten Classe, 69 von der zweyten, und 65 von der dritten angestellt. Im ausserordentlichen Dienst sind 133 von der ersten, 64 von der zweyten und 5 von der dritten Classe.

Das *Corps législatif* zählt gegenwärtig 377 Mitglieder, auf welche Zahl es von der ursprünglichen von 300 durch die Erweiterung des französischen Staatsgebietes angewachsen ist. Diese Versammlung nimmt bekanntlich in dem repräsentativen System Frankreichs, an dessen Spitze der Kaiser selbst steht, erst die vierte Stelle ein, und kann in einer anderen Hinsicht als ein zweyter, erweiterter und dem Kaiser gegebener, nicht von ihm gewählter Staatsrath betrachtet werden. Sie ist weder an Wichtigkeit, noch an äusserem Ansehen mit dem Hause der Gemeinen in England zu vergleichen, und insbesondere ist durch die ganze Organisation dafür gesorgt worden, dass sich darin auf keine Weise eine der englischen ähnliche Oppositionspartey bilden kann. Noch weniger hat sie Ähnlichkeit mit den ehemaligen Reichsständen, in irgend einer Periode der französischen Geschichte, und ist also in sofern ein eigenes Gebilde der neuen Verfassung, welches erst dann zu Kraft und thätigem Einwirken in die Geschichte der Nation erwachsen kann, wenn ihm ausser dem stummen *Veto* auch die Gabe der Rede verliehen werden sollte.

Auf das gesetzgebende Corps folgt (Sect. IV) die *Haute cour impériale*, der höchste peinliche Gerichtshof für die Grossen und Vornehmen des Reichs. Ein Gericht der Pairs von Frankreich, präsidirt vom Fürst Erzkanzler des Reichs, bestehend aus allen Fürsten des Reichs und wenigstens 100 Senatoren, Staatsräthen und Cassations-Gerichtsräthen. Die in den vorigen Jahrgängen noch befindlichen Anmerkungen über den Geschäftskreis dieser Behörde sind wie bey den meisten anderen Capiteln auch hier weggeblieben, welches für diejenigen, die mit der Regierungsverfassung nicht genau bekannt sind, eine unangenehme Raumersparniss ist.

Bey dem *Caſſationsgerichte* (*Oberhofgerichte*) (Sect. V) ſtehen wir nun wieder ganz auf hiſtoriſchem Boden, indem Frankreich ſchon vorher in dem *Conſeil privé* des Königs, welches eine Abtheilung des Staatsraths ausmachte, eine ganz gleiche Anſtalt beſaſs. Aber freylich waren damals die Grenzlinien lange nicht ſo ſcharf gezogen, indem das Conſeil im Allgemeinen alle Sachen vor ſich gezogen hatte, welche ſich auf die Beobachtung der Geſetze, die Vollziehung der königlichen Ordonnanzen, und die Verfaſſung der Gerichte bezogen. Der Kanzler von Frankreich führte darin den Vorſitz, doch wurde auch der König immer für gegenwärtig gehalten. Es ſoll auch in neueren Zeiten davon die Rede geweſen ſeyn, den Caſſationshof wieder (wie in Weſtphalen) mit dem Staatsrathe zu vereinigen; indeſſen hat doch bis jetzt die andere, und wie uns ſcheint, beſſere Meinung geſiegt. — Die Zahl der Mitglieder iſt ſeit 1809 um 7 vermehrt worden, und beſteht jetzt aus 51, die vier Präſidenten mit eingerechnet.

Den Beſchluſs dieſes Capitels macht (Sect. VI) der *oberſte Rechnungshof* (*Cour des comptes*), welcher durch das Geſetz vom 16 Sept. 1807 an die Stelle der Commiſſarien der *Comptabilité nationale* geſetzt, oder vielmehr nur wiederhergeſtellt wurde. Denn auch hier finden wir uns ganz wieder in der alten Zeit, wo die *Chambre des comptes* von Paris eine der höchſten Reichsbehörden war, und mit dem Parlement in gleichem Range und Anſehen ſtand. Bekanntlich ging ihre Einrichtung bis in die Zeiten zurück, wo überhaupt in Frankreich eine feſtere Ordnung im Juſtizweſen und der Staatsadminiſtration begann, und Behörden aus wiſſenſchaftlich unterrichteten Männern eingeſetzt wurden. Die *Chambre des comptes* zu Paris, mit den von ihr abhängigen Rechnungs- und Domänen-Kammern in den Provinzen, hatte aber nicht bloſs das Staats-Rechnungsweſen, wie die jetzige *Cour des comptes*, ſondern die Entſcheidung aller die Domänen und Finanzen angehenden Sachen, auch im rechtlichen Wege. Die Ehepacten der Könige, die Friedensſchlüſſe wurden in ihre Regiſter eingetragen, viele der höchſten Beamten wurden bey ihr verpflichtet, und oft verfügten ſich die Könige in ihre Mitte, um dort die wichtigſten Verhandlungen zu pflegen. Bey dieſem weiteren Wirkungskreiſe muſste natürlich die Zahl der Arbeiter gröſser ſeyn, und die *Chambre des comptes* zu Paris beſtand im Jahr 1789 aus 13 Präſidenten (wovon der erſte, Baron Nicolay, der neunte ſeiner Familie war, welche dieſe Stelle in ununterbrochener Reihe ſeit 1505 bekleidet hatten), aus 68 *Conſeillers maitres*, 35 *Conſeillers correcteurs* und 80 *Conſeillers auditeurs*. Gegenwärtig beſteht der Ober-Rechnungshof aus 4 Präſidenten, 18 *Maitres des comptes*, 18 *Referendaires* der erſten und 65 der zweyten Claſſe. Die Referendarien ſind in einem etwas höheren Sinne unſeren deutſchen Reviſoren zu vergleichen, indem ihnen die Prüfung der Rechnungen obliegt, ſie aber auch zugleich ſtaatswirthſchaftliche Prüfungen vorzunehmen, den Ertrag der Abgaben mit den Erhebungskoſten zu vergleichen u. ſ. w. und ſo einen Bericht vorzubereiten haben, welchen der Rechnungshof jährlich dem Kaiſer über die fortgehende Verbeſſerung des Finanzſyſtems vorlegen ſoll. Die *Maitres des comptes* haben die definitive Entſcheidung über die Erinnerungen mit Vorbehalt des Recurſes an den Staatsrath.

Im V Capitel werden die Umgebungen des Throns, *die Orden*, abgehandelt. Seit 1809 iſt dieſs Capitel mit einer neuen Section, dem kaiſerlichen Orden *de la Réunion*, vermehrt worden, in welchen der königlich holländiſche Unionsorden nach der Einverleibung Hollands ins franzöſiſche Reich durch das kaiſerliche Decret vom 18 Oct. 1811 umgewandelt wurde. (Die beiden Decrete vom 15 Auguſt 1809 über die Stiftung des Ordens der 3 goldenen Vlieſe, und das ebenerwähnte über die Errichtung des Reunionordens, finden ſich nicht im *Bulletin des loix*.) Dieſer Orden zählt jetzt 118 Groſskreuze und 110 Commandeurs. Der Orden der drey goldenen Vlieſe hingegen konnte ſchon in Gemäſsheit ſeiner Statuten nur eine langſam fortſchreitende Verleihung erwarten, da zum Theil eine Reihe von Jahren dazu gehört, um die Fähigkeit der Aufnahme zu erlangen. Noch iſt es alſo bey der Ernennung des Groſskanzlers und Groſsſchatzmeiſters ſtehen geblieben.

Wenn dieſe beiden Orden, in ihren ſtatutenmäſsigen 300 Groſskreuzen, 1400 Commandeurs und 11000 Rittern, nur die äuſsere Auszeichnung des Verdienſtes in einem erweiterten Maſsſtabe, wie die alten königlichen Orden, darſtellen, und insbeſondere die Statuten des Reunionordens an den des h. Michael einigermaſsen erinnern, welcher auch von ausgezeichneten Künſtlern (Maler De Vien, der als Senator und Graf des franz. Reichs ſtarb), Advocaten, Ärzten, Kaufleuten u. ſ. w. getragen wurde: ſo greift die Errichtung der Ehrenlegion ſchon tiefer in den Organismus der neuen Staatseinrichtungen ein. So groſs auch die Zahl der Ludwigs-Ritter war: ſo iſt ſie doch mit der Zahl der Legionärs noch keinesweges zu vergleichen, und die ſtaatsrechtlichen Auszeichnungen der Ehrenlegion, vermöge deren ihre Mitglieder von Rechtswegen Mitglieder der Wahl-Collegien ſind, geben dieſer ein Gewicht in der bürgerlichen Geſellſchaft, welchen der Orden des h. Ludwigs als bloſs militäriſcher Verdienſtorden nicht hatte. Dagegen können die 16 Cohorten der Ehrenlegion wohl einigermaſsen mit den Commenden der alten Ritterorden verglichen werden, und erinnern ſchon durch ihre Hauptſitze an etwas ehemals Geiſtliches, da dieſe faſt alle in ehemalige biſchöfliche Schlöſſer und Abteyen verlegt ſind. Von dieſen 16 Cohorten ſind 5 ohne Chefs, nachdem auch die achte durch die Erhebung des Prinzen von Ponte Corvo zum Kronprinzen von Schweden wieder erledigt worden iſt. Für die neuen Beſtandtheile des Reichs (Holland, Rom und Norddeutſchland) ſind nicht, wie bey den Senatorerieen geſchah, neue Cohorten errichtet worden, nur die 16te wurde erſt bey der Vereinigung von Piemont und der anderen italiäniſchen Departements ge-

stiftet, sondern die neuen Departements sind den schon bestehenden Cohorten zugetheilt worden, so dass z. B. der dritten, welche sich ursprünglich auf sechs belgische Departements erstreckte, nunmehr 14, und der 4, die Anfangs vorzüglich die Länder des linken Rheinufers umfasste, nun auch die norddeutschen, im Ganzen 11 zugehören. Seit 1809 ist nun das zweyte grosse Erziehungshaus für 500 Töchter der Legionärs zu St. Denis vollständig organisirt, und noch 5 Erziehungshäuser in ehemaligen Klöstern gestiftet und die Sorge der Erziehung der *Congrégation des orphelines de la mère de Dieu* übergeben worden. Der Ludwigs-Orden (mit dem für Nicht-Katholiken gestifteten Militär-Verdienstorden) zählte 1789 43 Grosskreuze und 86 Commandeurs; die Ehrenlegion hat jetzt 66 Grossadler (ohne die Fremden, unter welchen auch der Kronprinz von Schweden erscheint), 164 Grossofficiere und 548 Commandeurs. Der Orden der eisernen Krone gehört zwar eigentlich dem Königreich Italien an, wird aber, da der Kaiser Grossmeister ist, hier unter den französischen Orden aufgeführt. Er zählt jetzt 16 italiänische und 15 französische Grands-Dignitaires, und 51 Commandeurs. Bey dem Verzeichnisse der Franzosen, die auswärtige Orden tragen, ist jetzt der Kaiser, welcher im J. 1810 noch mehrere fremde Orden trug (z. B. den badischen, baierischen, auch den persischen Sonnen-Orden), überall weggelassen, obgleich die Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg, Dänemark, Preussen und die Kaiser von Österreich und Russland noch als Grosskreuze der Ehrenlegion erscheinen.

In dem VI Capitel folgen nunmehr S. 185—255 12 *Ministerialdepartements*, das Staatssecretariat an der Spitze. In der alten Verfassung gab es vier Staatssecretärs, welche den Rang der gegenwärtigen Minister hatten, und 4 Departements, nämlich 1) der auswärtigen Angelegenheiten, 2) der Marine, 3) des königlichen Hauses und 4) des Kriegs. Die Handelsangelegenheiten gehörten ins Departement der Marine; die Geschäfte des jetzigen Ministers des Inneren grossentheils, die kirchlichen Angelegenheiten ganz gehörten damals dem Minister des königlichen Hauses. Der Kanzler von Frankreich (im J. 1789 noch der bekannte Meaupeau, der einst die Aufhebung der Parlemente durchgesetzt hatte, war Justizminister; für die Finanzen war eine General-Administration aufgestellt, deren Chef Necker mit dem Titel eines Staatsministers war.

So wie einst der Kanzler der erste Beamte des Reichs war: so nimmt auch der heutige Oberrichter und Justizminister unter den Ministern die erste Stelle ein, und hat überhaupt in seinen Amtsbefugnissen und Vorrechten Manches mit jenem gemein. Nur war der Kanzler selbständiger, unabhängiger vom Könige, der ihn nur ernennen, nicht entlassen konnte, als der Oberrichter, welcher auch in den kaiserlichen Hofgerichten nur in Kraft eines besonderen Auftrages des Kaisers präsidiren darf, und vom Kaiser willkührlich entlassen werden kann. Hierin war also die alte Verfassung in der That inconsequenter als die jetzige, deren Grundsatz es ist, dass die Wahl und Entlassung der Beamten, in so weit sie Diener der vollziehenden Gewalt sind, ganz von dem Ermessen des ersten Repräsentanten dieser Gewalt abhängt. In Frankreich sind daher die Streitigkeiten über die Frage, in wie weit Staatsdiener von dem Regenten nach Gutbefinden entlassen werden können, ganz unbekannt, und nur die Richter geniessen des Vorrechts, dass sie, wenn sie einmal definitiv angestellt sind, ihr Amt nicht anders als durch rechtliches Erkenntniss verlieren können. Ein Theil dieses Vorrechts ist auf den Justizminister übergegangen, indem ihn wohl der Kaiser, nicht aber der Regent, nach blossem Gutbefinden verabschieden kann. Die übrigen Staatsbeamten hangen von der Willkühr des Kaisers und des Regenten ab, und es ist eine nicht nothwendige Formalität, welche wir kürzlich bey der Entsetzung eines angesehenen Staatsbeamten beobachten sahen, dass über das Betragen desselben Gutachten von höheren Behörden erfodert wurden.

In der inneren Organisation der Ministerien sind seit 1809 mancherley Veränderungen vorgefallen. Besonders hat das Ressort des Ministers des Innern durch die Abtrennung der Gegenstände, für welche ein eigenes Ministerium, des Handels und der Manufacturen, errichtet worden ist, engere Grenzen erhalten. Dafür scheint aber gerade in diesem Departement die Thätigkeit erhöht zu seyn. Es sind mehrere neue Bureaux aufgestellt, und besonders die Arbeiter für die innere Schiffahrt, Strassen und Brückenbau vermehrt worden. Auch hat seit der Zeit die Generaldirection der Buchdruckereyen und des Buchhandels, welche zum Departement des Innern gehört, ihre vollständige Organisation erhalten. In Gemässheit des Decrets vom 5 Febr. 1810 sind jetzt ein Generaldirector, Staatsrath Pommereul, der vier Bureaux unter sich hat, 20 kais. Censoren, 142 Inspectoren in den vornehmsten Städten und 31 *Commissaires Vérificateurs* angestellt. Die Generaladministration der Douanen, welche sonst zu den vom Finanzdepartement abhängigen Stellen gehörte, ist auch zu dem Commerzministerium gezogen worden. Die Medicinal- und Sanitäts-Anstalten, welche in manchen deutschen Staaten eine bedeutende Stelle unter den höheren Behörden einnehmen, kommen hier als Nebensachen in Verbindung mit anderen Gegenständen vor. Einmal im Bureau der öffentlichen Unterstützungsanstalten, zugleich mit den Assecuranzanstalten gegen Feuerschaden, Tontinengesellschaften und dergleichen, und dann als Bestandtheile der Gemeindeverwaltung, indem für das Verwaltungswesen der Spitäler und Armenanstalten ein eigenes Bureau besteht.

VII Cap. *Kirchliche Organisation*. So wie schon die Stelle dieses Capitels die veränderten Verhältnisse der Kirche zum Staate andeutet: so gewährt wohl kein Capitel auch im Einzelnen so grosse Contraste gegen die alte Verfassung als dieses. Ganz verschwunden sind die 901 Abteyen, die der König vergab, mit ihren 7,750000 Livres Einkünften (nach der

in Folge des Concordats von 1516 aufgenommenen Taxe), und die von eigener Wahl abhängigen, zum Theil sehr reichen Klöster mehrerer geistlicher Orden, die grosse Carthause bey Grenoble, und die Hauptsitze der Prämonstratenser und Gisterzienser bey Soissons und Dijon. Die 18 Erzbisthümer des ehemaligen Frankreich (ungerechnet die in den vor 1801 mit Frankreich vereinigten Provinzen) sind auf 10 vermindert, und durch die neueren Erweiterungen des Reichs nur um 4, Genua, Florenz, Pisa und Siena, vermehrt worden. Statt der 121 Bischöfe des alten Frankreich sind jetzt im Ganzen in dem beynahe verdoppelten Umfange des Reichs nur 98, und von diesen kommen 38 auf die neuen italiänischen Provinzen. Bey den 12 Bisthümern des vormaligen Kirchenstaats ist gar kein Metropolit genannt, so wenig, als bey den deutschen Bisthümern zu Münster und Osnabrück, welche beide zur Zeit noch durch General-Vicarien verwaltet werden. Cardinal Fesch, welcher im J. 1809 als Erzbischof von Paris aufgeführt wurde, wird jetzt wieder in seiner alten Stelle, als Erzbischof von Lyon, genannt, und Cardinal Maury sitzt auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris. Ein erzbischöflicher und 17 bischöfliche Sitze sind erlediget. Auch in Ansehung der Einkünfte contrastiren die jetzigen gesetzmässigen Besoldungen von 10000 Fr. für die Bischöfe, und 15000 Fr. für die Erzbischöfe nicht wenig mit den ehemaligen, z. B. den 160000 Fr. des Erzbischofs von Narbonne, welcher dabey noch die Abteyen St. Etienne zu Caen mit 70000 Fr. und Signy mit 50000 Fr. Einkünften besass (wobey die Einkünfte immer nach der im *Almanac royal* von 1789 angegebenen alten Taxe von 1516 gerechnet sind), oder mit den 272000 Fr., welche dem Erzbischof von Sens diess Stift und 5 Abteyen eintrugen, oder mit den 400000 Fr. des Fürstbischofs von Strasburg. Die ohnehin reichen Einkünfte der Bischöfe waren immer noch durch einige Abteyen vermehrt, so dass die jetzigen auch durch ihre Besoldungen, die sie nicht aus Stiftungen und eigenen Kirchengütern, sondern aus den Staatscassen erhalten, daran erinnert werden, dass sie Staatsdiener, nicht Fürsten der Kirche mehr seyn sollen. Nur fünf dieser Prälaten standen schon im *Almanac royal* von 1789 als Bischöfe, und fünf andere geniessen in dem Capitel von St. Denis einer ehrenvollen Ruhe.

Der zweyte Abschnitt dieses Capitels ist der protestantischen Kirche gewidmet. Für die augsburgische Confession ist nur das Generalconsistorium zu Strasburg vollständig organisirt; bey dem Consistorium zu Coblenz ist nur der Präsident angegeben; das Consistorium zu Mainz ist noch ganz unbesetzt, wie im J. 1809. Für die Reformirten sind 141 Pfarreyen angegeben, so dass also auf die neuerdings vereinigten protestantischen Länder noch keine Rücksicht genommen worden ist. Die Zahl der jüdischen Synagogen aber ist seit 1809 von 15 auf 22 vermehrt worden; doch sind nur die neuen Oberrabbiner zu Florenz, Livorno und Rom ernannt, die zu Amsterdam, Rotterdam, Zwoll, Leuwarden, Emden und Hamburg hingegen noch unbesetzt.

IX Cap. Auf die kirchliche Verfassung, den geistlichen Arm, folgt der weltliche, und zwar, um mit dem Schwerdte im eigentlichen Verstande anzufangen, die *Militär-Organisation*. Als Lieutenants des Kaisers (auch in der alten Verfassung die erste Militärstelle, oder vielmehr ein Auftrag, welcher den Beauftragten an die erste Stelle setzte, und mit der höchsten Gewalt bekleidete) werden der König von Spanien und der Vice-König von Italien genannt. Ausser diesen besteht der Generalstab der Armee aus dem Generalmajor der Armee Fürsten von Neufchatel, 16 Marschällen, 4 Senatoren mit dem Marschallstitel, 10 Generalinspectoren und Obersten, 207 Divisionsgeneralen, 390 Brigadegeneralen und 180 *Adjudans Commandans*. 1789 waren 11 Marschälle von Frankreich, 203 Generallieutenants und 770 *Maréchaux de camp*. Der *Almanach impérial* von 1810 zählt nur 171 Divisions- und 314 Brigade-Generale. Von diesen sind seit der Zeit 57 zu Divisionärs befördert worden, hingegen 31 Divisions- und 74 Brigade-Generale aus dem activen Dienst der Armeen abgegangen, wovon nur wenige in anderen Stellen vorkommen. Die Armee bestand im J. 1789 aus folgenden Feldregimentern: 1) *Infanterie*, 79 Reg. französische Infanterie, 23 Reg. ausländische (11 schweizer, 8 deutsche, 3 irrländische, 1 lütticher Reg.), 12 Reg. Jäger zu Fuss, 12 Grenadier-Reg., 7 Artillerie-Reg., 14 Provincial-Reg. 2) *Cavallerie*, 25 Reg. schwere Cavallerie, 6 Reg. Husaren, 18 Reg. Dragoner und 12 Reg. reitende Jäger. Die Linienregimenter der Infanterie waren 1174 Mann stark, die leichten Regimenter 444 M., die Cavallerie-Reg. 516 M.

Im Jahr 1810 bestand die Armee aus 90 Regimentern Linieninfanterie, und 27 Reg. leichter Infanterie, und an Cavallerie aus 2 Reg. Carabiniers, 13 Reg. Cuirassiers, 20 Reg. Dragonern, 26 Reg. Chasseurs und 10 Reg. Husaren. Aber auch hier zeigt sich die Erweiterung der französischen Macht. Denn der vor uns liegende *Almanach impérial* giebt den Bestand der Armee folgender Gestalt an: 1) *Infanterie*, 120 Reg. Linieninfanterie, 32 Reg. leichte Infanterie, 4 Reg. Schweizer, 4 Reg. Ausländer, 4 Reg. Polen und 3 Reg. Portugiesen, bey welchen allen natürlich weder die Infanterie der Garde, noch die Nationalgarden in Anrechnung gebracht werden sind. 2) *Cavallerie*, 2 Reg. Carabiniers, 12 Reg. Cuirassiers, 24 Reg. Dragoner, 9 Reg. Chevaux legers, 28 Reg. Chasseurs und 25 Reg. Husaren. Von diesen 255 Regimentern haben nur 18 noch dieselben Obersten, welche sie im Jahre 1810 hatten, 87 Obersten sind in dieser Zeit zu Generals befördert worden.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

STATISTIK.

PARIS, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Militärdivisionen, welche an die Stelle der vormaligen 41 Gouvernements getreten sind, haben sich seit 1810 um 4 vermehrt. Es ist nämlich die 17 zu Amsterdam, die 30 zu Rom, die 31 zu Gröningen und die 32 zu Hamburg hinzugekommen. Die Gensdarmerie besteht jetzt aus 34 Legionen im Innern des Reichs (1810 aus 30), und 6 Legionen waren ausser diesen zu Anfang vorigen Jahres in Spanien zu Saragossa, Pampelunna, Vittoria, Burgos und Figuieres. Für die grosse Armee sind zwey Grossprofosse angestellt, nämlich die Generale Lauer und Saunier. Das Ganze machte im J. 1810 18,173 Mann, gegenwärtig, die Legion zu 600 Mann gerechnet, etwas über 21000 Mann, worunter die Gensdarmerie d'Elite der Garde mit begriffen ist. Im J. 1789 betrug es unter dem Namen der *Maréchaussée* nur ungefähr 4300 Mann, war in 6 Divisionen eingetheilt, und stand unter einem Generalinspector, der den Rang eines *Marechal de camp* hatte. Die Gensdarmerie ist in Brigaden zu 6 Mann eingetheilt, wovon ungefähr ⅔ beritten sind.

Seit 1776 ist die Organisation der Artillerie und des Ingenieurcorps im Wesentlichen fast dieselbe geblieben, und auch die Vergrösserung derselben ist seit 1810 nicht so bedeutend als in den übrigen Waffengattungen. Das Artilleriecorps besteht jetzt aus einem Generalstabe von 485 Officiers, worunter ein Generalinspector Grossbeamter des Reichs, 11 Divisions- und 16 Brigade-Generale; aus 9 Reg. Artillerie zu Fuss, 6 Reg. reitender Artillerie, 2 Bat. Pontoniers, 19 Comp. Ouvriers, 5 Comp. Waffenschmiede, 27 Bat. Fuhrwesen, 145 Comp. Küstencanoniers, 30 Comp. stehende Küstenwache, welche einen Bestandtheil der Nationalgarden ausmachen, und 19 Comp. Veteranen. Also im Ganzen 61,084 Mann. 1810 betrug es im ganz vollzähligen Stande 55,613.

Das Ingenieurcorps ist zusammengesetzt aus einem Generalstabe von 1230 Officiers (nämlich 1 Divisionsgeneral, als Erstem Generalinspector, 7 Divisions-, 11 Brigade-Generalen, 45 Obersten, 20 Majors, 68 Bataillonchefs, 270 Capitäns und 60 Lieutenants), 2 Bat. Mineurs, 8 Bat. Sapeurs, 1 Comp. Werkleute, 1 Bat. Fuhrwesen und einem Corps Ingénieurs-Géographes. Zusammen ungefähr 8000 Köpfe.

Den Beschluss dieses Capitels machen die Revüeinspectoren und die Kriegscommissärs. Das Corps der ersten besteht aus 6 Oberinspectoren mit dem Rang eines Divisionsgenerals, 41 Inspectoren mit dem Rang eines Brigadegenerals, 132 Unterinspectoren, mit dem Rang eines Obersten, und 29 Adjoints. Das Corps der Kriegscommissärs aus 54 Ordonnateurs (mit Generalsrang), aus 121 Commissärs der ersten, 127 der zweyten Classe, und 76 Adjoints.

Am wenigsten erstrecken sich die Erweiterungen in Frankreich zur Zeit auf die *Marine* (Cap. IX). Im Jahr 1789 hatte Frankreich eine bedeutende Seemacht, aber trotz aller neuen Erwerbungen auf dem Continent, ungeachtet der Vereinigung so vieler Küsten, war doch die Schlacht von Trafalgar die letzte Anstrengung Frankreichs zur See, und die nachfolgenden Kriege zu Lande haben natürlich die Wiederherstellung einer Flotte nicht begünstigen können. Die Marine ist der einzige Zweig der Staatsverwaltung, bey welchem der Reichswürdeträger, der König von Sicilien, als Grossadmiral aufgeführt wird, so wie auch im J. 1789 der Herzog von Penthièvre als Admiral von Frankreich an der Spitze stand. Dieser hatte damals unter sich vier Viceadmirals (die Grafen d'Estaing, Marquis de St. Aignan, Prinzen von Montbason, und den berühmten Malteser Bailli Suffren), 17 Generallieutenants und 41 *Chefs d'Escadre*. Die Namen Bougainville und Peyrouse glänzen im dem Verzeichnisse der letzten, und noch ist doch Einer von ihnen übrig geblieben, der Viceadmiral, jetzige Senator, Graf Thévenard. Die Namen der Schiffsofficiere giebt der *Almanac royal* nicht an, der *Almanach impérial* hingegen nennt 156 Schiffscapitäns, die den Obersten der Landmacht gleichstehen, 226 Fregattencapitäns, welche den Rang der Bataillonschefs haben, und 725 Schiffslieutenants, im Rang den Capitäns gleich. Die Generalität hingegen besteht aus 9 Seepräfecten, welche die regelmässige Correspondenz mit dem Marineminister in ihrem Bezirk besorgen, aus 10 Viceadmirals

(mit dem Range der Divisionsgenerale), und 24 Contreadmirals, die den Brigadegenerals gleich stehen.

Das X Cap. führt uns aus den Anstalten des Kriegs wieder zurück zu friedlichen Bestrebungen, indem es die *Organisation administrative* darstellt. Auch dieser Einrichtung liegt das Alte zum Grunde, da die Präfecten fast die nämlichen Geschäfte und Rechte haben, als die ehemaligen Intendanten, und wie jene an der Spitze der Provincialverwaltungen, oder dessen stehen, was man in Deutschland Regierungsgeschäfte, im Gegensatz der Justizsachen, zu nennen gewohnt ist. Selbst darin gleichen sie einander, dass sie mit dem Staatsrath in einer besonderen Verbindung stehen, und die Präfecten so wie die ehemaligen Intendanten aus den bey dem Staatsrath angestellten jungen Männern (ehemals den *Maitres des réquêtes*, jetzt den Auditoren) gewählt werden. Schon frühe hatte man also in Frankreich den Grundsatz, diese Regierungsgeschäfte, wofür man in Deutschland so vervielfältigte Collegien aufstellte, durch einzelne Beamte besorgen zu lassen, der monarchischen Verfassung anpassender und wenigstens für die Vollstreckung der höheren Befehle zweckmässiger gefunden. Auf der anderen Seite gehörte aber auch diese Einrichtung zu denjenigen, in welchen sich die Nachtheile einer willkührlichen Regierungsweise am stärksten ausgesprochen haben möchten, und so wie also gleich im Anfange der Revolution die Intendanten durch Beamte vom Volke gewählt; und späterhin durch Departementsadministratoren von 5 Mitgliedern ersetzt wurden: so war es eine der ersten Folgen der Constitution vom J. 1799, deren monarchische Tendenz nicht schwer zu erkennen war, dass die Regierungsgeschäfte und die Verwaltung wieder in die Hände solcher Beamten gelegt wurden, deren Ernennung und Entlassung ganz von dem Gutbefinden des Staatsoberhauptes abhängig war. Die Bildung der ehemaligen 32 Intendanturbezirke war durch zufällige Umstände bestimmt worden, wie nämlich die verschiedenen Provinzen des Reichs selbst gebildet, und mit der Krone vereiniget worden waren, und ihr Umfang sehr verschieden, zugleich aber auch viel zu gross. Die neue Territorialeintheilung in Departements war daher eine der ersten Arbeiten der Nationalversammlung; aber auch sie ist, wie das an der Spitze dieses Capitels stehende Verzeichniss beweist, nicht ganz ohne Rücksicht auf die Grenzen der alten Provinzen geblieben, und auch die Departements sind von sehr verschiedener Grösse. So hat das Departement der Scheldemündungen nur 76,820 Einwohner, das Departement Simplon, ehemals Wallis, gar nur 63,500; das Departement der Roer hingegen 631,194, das Departement der Schelde 636,480, und das Departement du Nord, das grösste von allen, sogar 839,833 Einwohner. Diese Seelenzahl ist bey den meisten Departements noch eben so angegeben, als im J. 1809, nur bey einigen Angaben scheinen neue Zählungen zum Grunde zu liegen, welche zum Theil sehr abweichende Resultate geben. So ist z. B. bey dem Departement der Nievre die Seelenzahl im J. 1810 zu 293,263, jetzt nur zu 241,520 angegeben, und dieser Verlust von 51000 Seelen auch nicht aus einer Veränderung der Grenzen zu erklären, da die Oberfläche in beiden Jahren gleich zu 686,619 Hectaren angegeben, auch die Zahl der Friedensgerichte gleich geblieben ist. Unter gleichen Umständen ist die Seelenzahl des Departements der Mosel jetzt um 27,351 Seelen höher, als im J. 1810, nämlich auf 413,260 angegeben, und dass bey diesen Zahlen Irrthümer zum Grunde liegen, beweist unter anderen auch das Departement des mittelländischen Meeres, weil die Volksmenge auch unverändert auf 318,725 angesetzt wird, obgleich seit 1810 die Insel Elba mit 12000 Einwohnern zu demselben geschlagen worden ist. Sonst wäre wohl die Abnahme der Bevölkerung durch den seit 1792 fortdauernden Krieg, und insbesondere die letzten blutigen Feldzüge in Spanien zu begreifen, aber nicht umgekehrt ein bedeutendes Wachsthum derselben.

Die Zahl der Departements ist seit 1810 nur um 1 vermehrt, und beträgt mit Einschluss der neu vereinigten Länder jetzt 130. Diess erklärt sich theils aus dem Zusammenziehen der beiden corsischen Departements Golo und Liamone in eins, theils daraus, dass nun alle aussereuropäischen Besitzungen Frankreichs, welche im J. 1810 noch 12 Departements ausmachten, ganz weggeblieben sind. Auch Holland hat desgleichen bey seiner Vereinigung nicht mitbringen können. Seit unserer letzten Anzeige des *Almanach impérial* sind also hinzugekommen: die zwey Departements der römischen Staaten, Rom und Trasimene (560,000 und 300,000 Einwohner); neun holländische Departements: Scheldenmündung 76,820 Einw., Rheinmündungen 257,580 Einw., Maasmündungen 309,234 Einw., Mündung der Yssel 140,000 Einw., Westems 191,100 Einw., Ostems 128,200 Einw., Friesland 175,400 Einw., Oberyssel 192,700 Einw., Zuyderzee 507,500 Einw., das Wallis Dep. Simplon 63,500 Einw.; und 4 deutsche Departements: Elbemündungen 375,976 Einw., Wesermündungen 327,175 Einw., Oberems 442,050 Einw. und Lippe 339,355 Einw. Zusammen also 16 neue Departements mit 4,396,580 Einwohnern. Die innere Verfassung dieser Provinzen ist bereits organisirt; die Präfecturen und Unterpräfecturen, die Friedensgerichte, Tribunale erster Instanz (Landgerichte) und kaiserlichen Hofgerichte (zu Hamburg, Haag und Rom) eingesetzt, die 49 Deputirten, welche diese Departements zum gesetzgebenden Corps geben, erwählt. Die kirchliche Verfassung und die höheren Schulanstalten sind allein noch nicht eingerichtet, wiewohl doch für das Departement der Rheinmündungen ein neues Bisthum zu Herzogenbusch Suffragan von Mecheln gestiftet, und für das römische Gebiet zwölf Bisthümer angeordnet worden sind; in Ansehung der Universitäten aber Gröningen und Leyden einstweilen in die Zahl der kaiserlichen Academieen aufgenommen, für

die künftige Academie von Rom zwar noch keine Professoren, aber doch einstweilen ein Rector ernannt ist, und mitten unter den Unruhen und Anstrengungen des Kriegs ein kaiserliches Decret die Errichtung zweyer neuen Academieen zu Bremen und Münster, wovon letztere indessen mehr beybehalten als neu gestiftet wird, angeordnet hat. Zu den Generalgouvernements sind nun noch drey hinzugekommen, nämlich für die römischen Staaten, für Holland, und für die illyrischen Provinzen, welche letztere noch ihre ganz eigene Verfassung haben. Als Generalgouverneur wird noch der inzwischen verstorbene Generaloberst der Husaren, Herzog von Abrantès, aufgeführt, an dessen Stelle der Senator und ehemalige Polizeyminister, Herzog von Otranto (Fouché), getreten ist. An der Spitze der Staatsverwaltung stehen nächst dem Generalgouverneur noch ein Generalintendant der Finanzen und ein Justizcommissär. Es ist nach den ehemaligen Provinzen in Intendanturen abgetheilt, nämlich Krain, Kärnthen, Istrien, Civilcroatien, Dalmatien, Ragusa, und Militarcroatien, welches bloss einen Militärcommandanten hat. Tribunale erster Instanz sind zu Laybach, Neustadt, Lienz, Villach, Görz, Rovigno, Trieste, Karlstadt, Fiume, Spalatro, Zara, Cattaro und Ragusa. Für die sieben ersten ist ein Appellationsgericht zu Laybach, für Dalmatien ein kleines Appellationsgericht zu Zara und eins zu Ragusa.

Was wir oben als einen Zug aus dem gegenwärtigen Charakter der französischen Staatsverfassung angegeben haben, das Zurückgehen auf ehemalige Einrichtungen und das Verschmelzen der neuen Formen mit den vormaligen ist, bis auf die Amtskleidung des ganzen Justizpersonals, die sich in Deutschland mit der Auflösung des Reichshofraths ganz verloren hat, nirgends so deutlich zu bemerken, als in der *Justizverfassung* (Cap. XI). Nicht nur, dass die Appellationsgerichte durch die neue Organisation, welche sie durch die kais. Decrete in den Jahren 1810 und 1811 erhalten haben, sowohl im Namen, der *Cours impériales*, wieder an die ehemaligen Obergerichte, *Cours souveraines*, erinneren, als auch die innere Verfassung derselben und die Formen und Verhältnisse des Dienstes sich dem, was in den Parlementern galt, wieder nähern, sondern die mit ihnen verbundenen Specialgerichte für die mit Störungen oder Bedrohungen der öffentlichen Sicherheit verknüpften Verbrechen stellen die vormaligen halbmilitärischen Gerichte der Marschälle von Frankreich (*Prévots des Maréchaux de France*), und die erst im J. 1810 errichten Obervogteygerichte der Zölle, *Cours prévotales des douanes*, die vormaligen Obersteuergerichte, *Cours des aides*, in gewisser Art wieder her. Freylich alles mit Veränderungen, welche der Geist der Zeit gebot, und welche jetzt, da von einem Rechte des einzelnen Staatsdieners und der Collegien auf ungeschmälerten Genuss und Ausübung der Rechte ihres Amts nicht mehr die Rede seyn kann, leichter auszuführen waren, als ehedem.

Indem wir hier das Erwecken alter Formen und Einrichtungen aus einem zwanzigjährigen Schlummer als einen Charakterzug der neuesten Einrichtungen aufstellen, liefern wir nur einen Commentar zu den merkwürdigen Worten des Ministers, Grafen Montalivet, in der Darstellung des Zustandes des Reichs, welche er dem gesetzgebenden Corps am 29 Jun. 1811 vorlegte: „Bey Besetzung dieser Stellen (in den *Cours impériales*) hat Se. Majestät besonders die Männer aufsuchen lassen, welche von den ehemaligen Parlementen noch übrig, und in Rücksicht ihrer Jahre und Kenntnisse der Anstellung in den kais. Hofgerichten fähig waren. Se. Majestät hat sie aus eigener freyer Bewegung dazu berufen, und so einen neuen Beweis Ihres unveränderlichen Bestrebens ablegen wollen, alle ehemaligen Entzweyungen der Franzosen in Vergessenheit zu begraben, und in dem einzigen Interesse des Vaterlandes und des Thrones alle anderen untergehen zu lassen."

Wirklich sind auch bey der im J. 1811 in Gemässheit des kais. Decrets vom 20 April 1810 vollendeten Umwandlung der Appellationshöfe in kais. Hofgerichte eine grosse Zahl ehemaliger Parlementsräthe, Präsidialgerichtspräsidenten und Räthe und anderer ehemaliger königl. Justizbeamten angestellt worden, und jedesmal wurde in den Decreten über die Besetzung der einzelnen Hofgerichte diese Eigenschaft eines neuen Mitgliedes sorgfältig hervorgehoben. Diess ging sogar soweit, dass bey den Namen neuer Räthe bemerkt wurde, wenn sie Söhne ehemaliger Parlementsräthe waren, um auch hierin der vormals herrschenden Ansicht, welche die Gerichtsstellen fast durchaus als erblich betrachtete, in etwas nachzugeben. Denn wie tiefe Wurzeln diese alten Gewohnheiten in Frankreich geschlagen haben, und wie gross die Macht des Gebrauchs, der Gewohnheit dort ist, zeigt sich auch hier, wie überall, in der Sprache, in den Werken der Literatur und den Urtheilen über das Ausländische, und täglich scheinen sich die Versuche zu erneuern, sich der neuen unbequemen Einrichtungen, wie des Kalenders, zu entledigen. Die obenangeführte Rede des Grafen Montalivet über den Zustand des Reichs im J. 1810 giebt davon noch ein Beyspiel, indem es der Vorschläge erwähnt, die Departements wieder zu vergrössern, da die ehemaligen Intendanturbezirke auch grösseren Umfang hatten; aber in Beziehung auf sie gab es wohl mehr als einen wichtigen Grund, die Chefs der Provincialverwaltung nicht zu gar zu wichtigen und mächtigen Beamten zu machen.

Die Zahl der kais. Hofgerichte ist übrigens nun auf 36 gestiegen, da seit 1809 Haag, Hamburg und Rom hinzugekommen, hingegen 3 Appellationsgerichte für die französischen Colonieen weggeblieben sind. Der Tribunale erster Instanz sind jetzt 519. Sie können in Anschung ihrer äusseren Einrichtung mit den alten Präsidialgerichten verglichen werden, welche Heinrich II auf den Vorschlag des älteren Cardinals von Lothringen zu grossem Missbehagen

der Parlemente in den bedeutenderen Städten des Reichs errichten liess, denn auch diese bildeten die erste Stufe collegialischer Entscheidung, wie die jetzigen Tribunale. Die Zollgerichte sind erst durch das kais. Decret vom 18 Nov. 1810 errichtet worden, und auch bey ihnen kommt zum ersten Mal wieder etwas vor, welches abermals an eine der ehemaligen Formen erinnert, dass nämlich in den Obergerichten, *Cours prévotales*, ein kais. Beamter mit dem Degen an der Seite, als dem Zeichen seiner nicht bloss richterlichen, sondern auch vollziehenden Amtsgewalt, als *magistratus paludatus*, und mit einem sonst sehr gewöhnlichen Namen als Obervogt, Grand-Prévot, an der Spitze steht. Schon ehemals waren ähnliche Gerichte für die Zoll- und andere fiscalische Vergehungen, von welchen die Appellationen an die *Cours des aides* gingen; aber auch sie wurden gegen den überhand nehmenden Schleichhandel unzulänglich gefunden, und zu dem Ende drey ausserordentliche Gerichte von einem Präsidenten und sechs Assessoren zu Valence, Rheims und Saumur errichtet. So wie diese als königliche Commissarien (nicht als selbstständige bleibende Behörden), in letzter Instanz, und ohne Recurs an den Staatsrath über die Contrebandiers und Salzdefraudanten zu richten hatten: so sind auch die Oberzollvogteyen nur bis zum allgemeinen Frieden errichtet, und gegen ihre Entscheidungen findet weder Appellation noch Cassationsgesuch Statt. Oberzollgerichte oder Obervogteyen sind in 8 Städten angeordnet (zu Agen, Aix, Alexandria, Florenz, Hamburg, Nancy, Rennes und Valenciennes), und sie machen die Appellationsinstanz der längst den Grenzen errichteten 36 Zollgerichte aus.

Im XII Cap. wird die *finanzielle Organisation* abgehandelt. Unter dem Finanzministerium bestehen folgende Generaladministrationen: 1) des Enregistrement und der Domainen. Hiezu ist die Führung der Hypothekenbücher gezogen, welche in Deutschland mehr den gerichtlichen Behörden zugetheilt ist. 2) Der Posten. 3) Der Waldungen. (Ehemals bestanden für die Forstverwaltung 21 Oberforstmeister, und unter ihnen 16 Forstmeister; gegenwärtig sind die Staatswaldungen in 31 Conservationen eingetheilt, und an der Spitze steht ein Collegium von 6 Administratoren und einem Generaldirector.) 4) Der kais. Lotterie. (In 11 Städten sind Zahlenlotterieen errichtet, welche 3 mal jeden Monat gezogen werden.) 5) Des Münzwesens. (Ehemals existirte ein höchstes Collegium für das Münzwesen, *Cour des monnaies*, mit 7 Präsidenten und 28 Räthen, welches auch die Gerichtsbarkeit in allen das Münzwesen betreffenden Sachen ausübte. Jetzt ist diese davon ganz getrennt, und das Münzwesen steht unter einer Administration von 3 Mitgliedern und 6 Generalofficianten. Der Münzstädte sind gerade 17, wie ehedem, doch nicht durchaus dieselben. Bey dem Münzhofe von Paris bemerkte ehemals der *Almanac royal*, dass die Arbeiterstellen seit 600 Jahren erblich, und immer denselben Familien wären, welche kraft ihrer Privilegien jeden Fremden ausgeschlossen hätten.) 6) Der vereinigten Auflagen, nämlich Trankfteuer, Salz- und Tabaks-Monopol (auch die alte Gabelle, aber freylich gemildert und verbessert), Kartenstempel, Gold- und Silber-Stempel, und die Abgabe von Wägen. (Ehemals waren diese Einkünfte verpachtet, und durch die fehlerhafte Organisation, durch den grossen den 44 Generalpachtern zugestandenen Gewinn, durch die Strenge, mit welcher sie gehandhabt wurden, eine der Hauptbeschwerden der Nation; jetzt werden sie für die Regierung verwaltet, wozu ausser der Generaladministration in Paris in jedem Departement ein Director, ein Inspector, und in jedem Arrondissement ein Haupteinnehmer und ein Hauptcontrolleur angestellt ist, der Tabak- und Salz-Niederlagen nicht zu gedenken.) Für die directen Steuern ist in jedem Departement ein Director, ein Inspector und ein Obereinnehmer, welche letztere unter dem Ministerium des Staatsschatzes stehen. Die Staatstilgungscasse ist zugleich Depositalcasse für das ganze Reich. Den Beschluss macht die Reichsbank, ein Institut, dessen die königliche Regierung entbehrte.

XIII Cap. Organisation der Behörden für den *Handel*. Hier werden die Richter und Präsidenten von 270 Handelsgerichten, die Mäkler und Dollmetscher der Handelsbörsen in den bedeutenderen Städten, und die Mitglieder der in 50 Städten Handlungskammern aufgeführt. Die letzten, angeordnet durch das Decret vom 3 Nivose XI, sind berufen: „dem Kaiser ihre Ansichten über die Mittel zur Belebung des Handels vorzulegen, und die Hindernisse anzuzeigen, welche dem Gedeihen desselben im Wege stehen." Die schon oben angeführte Rede des Grafen Montalivet über den Zustand des Reichs, sagt davon nichts, als dass Frankreich sich noch eine Zeitlang ohne Seehandel werde behelfen müssen, weil sich nur dann ein sicherer Friede schliessen lasse, wenn es 150 Linienschiffe in See habe.

Das XIV Cap. enthält die *Louveterie*, welche nun in 29 Conservationen eingetheilt ist, deren jede nach alter Weise einen Capitän an der Spitze hat. In jedem Departement ist ein Lieutenant; der Fürst von Neufchatel und Wagram ist Oberjägermeister und *Grand-Louvetier*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

STATISTIK.

PARIS, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hierauf folgen Cap. XV *die wissenschaftlichen Anstalten.* I Abschn. *Das kais. Institut.* Nach der Revolution wurden bekanntlich die alten Academieen in eine grosse Anstalt vereiniget, und in drey Classen: der physischen und mathemathischen Wissenschaften, der moralischen und politischen Wissenschaften, und der Literatur und schönen Künste, abgetheilt. Allein auch hier hat man sich veranlasst gesehen, sich den ehemaligen Einrichtungen wieder mehr zu nähern, und durch den Consularbeschluss vom 23 Jan. 1805 ist zwar die Vereinigung der alten Academieen in ein Ganzes beybehalten, die nunmehrigen vier Classen aber sind so organisirt worden, dass in der Ersten die alte *Académie des sciences* beynahe bis auf die Eintheilung der Sectionen wieder zum Vorschein kommt, die *Académie française* selbst in der alten Zahl ihrer 40 Mitglieder in der zweyten Classe wieder auflebt, in der dritten die *Académie des inscriptions et belles lettres*, und in der vierten die beiden Academieen *de peinture et de sculpture* und *d'architecture* sich erneuern. Charakteristisch ist diese Wiedergeburt auch in sofern, als die arme Philosophie, welcher von der ersten Nationalversammlung ein Hauptheil des Ganzen eingeräumt worden war, nun wenigstens dem Namen nach, und so ziemlich auch in der That, aus dem Reiche der von der Regierung begünstigten Wissenschaften ausgewiesen worden ist, und sich damit begnügen muss, in den wenigen organisirten Facultäten der Literatur eine sehr untergeordnete Stelle einzunehmen. Sonst ist auch in Ansehung der Personen Alles, was von den alten Academieen noch übrig war, bey der neuen Organisation des kais. Instituts aufgenommen worden, und auch der Kaiser steht noch unter den Mitgliedern, wozu er im J. VI ernannt wurde. Übrigens rücken einige dem Institut besonders anvertraute Arbeiten, wie das *Dictionnaire de la langue française*, die grosse Sammlung der *Ordonnances des Rois de France*, und der französischen Geschichtschreiber, wie es scheint, eben nicht sehr fort.

Im II Abschn. dieses Capitels wird die grosse *kais. Universität* abgehandelt. An ihre Spitze muss man stellen, was der Kaiser im J. 1811 durch den Minister des Innern, Grafen Montalivet, über die Universität sagen liess: „dass alle öffentliche Erziehung auf militärische Ordnung gegründet seyn müsse." Aber nicht sowohl auf die Fertigkeit, sich zu vertheidigen, wie der Minister fortfährt, als vielmehr auf die Angewöhnung zum Gehorchen ist die Universität recht gut berechnet, da sie jeden Lehrer in enge Schranken zwängt, nicht nur die Lehrbücher, sondern auch die Methode des Lehrens vorschreibt, und Jeden, welcher sich von den Grundlagen des Unterrichts und den Vorschriften des Grosmeisters zu entfernen wagt, mit Censur, Geldstrafen und Absetzung oder Schliessen der Schule bedroht. Allein während man in Deutschland einem Universitätslehrer wenigstens einen Vorwurf daraus macht, wenn er nicht von Zeit zu Zeit durch gelehrte Arbeiten sich gleichsam legitimirt, gehört es in den alt französischen Academieen (die pariser ausgenommen) zu einer Ausnahme von der Regel, einen angesehenen Schriftsteller unter den Professoren zu finden. Bekanntlich gehören zu einer vollständigen französischen Universität fünf Facultäten, Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Wissenschaften (nämlich Mathematik und Naturkunde) und Literatur (nämlich Sprachen, Geschichte und Philosophie). Aber dergleichen vollständige Academieen sind in Frankreich nur 7, nämlich Paris, Gröningen, Leiden, Parma, Pisa, Strasburg und Turin, also in Altfrankreich nur zwey. Den übrigen 51 fehlt bald Alles, wie den Academieen von Antwerpen und Ajaccio, meistens die Theologie, die in die bischöflichen Seminarien gehört, oder die Medicin, welche nur zu Genua, Gröningen, Leiden, Montpellier, Paris, Parma, Pisa, Siena, Strasburg und Turin Facultäten hat, vielen die Rechtsgelehrsamkeit, welche auf 15 Facultäten reducirt ist, mitunter aber auch sind Theologie und Jurisprudenz von den Wissenschaften und der Philosophie verlassen, wie bey der Academie von Aix. Die 41 Lyceen hingegen sind fast alle mit Lehrern reichlich besetzt. (Holländische und deutsche Lyceen waren in den Staatskalender noch nicht aufgenommen, und die neue Organisation derselben, wie der Academieen von Hamburg und Münster, welche mitten unter dem Getümmel des Krieges von Dresden aus decretirt wurde)

lehrreiche mannichfaltige Gestaltungen Moses vor, wie er eifernd mit den Gesetztafeln vom Berge Sinai herabkommt, und die Frevler sieht, die das goldene Kalb anbeten; das andere die Mutter Jesus, wie sie ihr Kind einer anderen flehenden Mutter reicht, um ihre sichtbare Sehnsucht zu erfüllen, das heilige Kind einmal an ihre Brust legen zu können. *Dutheil* und *Hase*. Jenen, den gelehrten Herausgeber des Strabo, lernte er auf der Bibliothek kennen, wo er zugleich eine alte Handschrift Virgils, die Petrarcha besessen hatte, und eine Handzeichnung Peters des Grossen vom caspischen Meere kennen lernte; Petrarcha hatte in Virgils Handschrift eigenhändig aufgezeichnet, wann er Laura zuletzt sah, und die Nachricht von ihrem Tode erhielt. D. *Gall* verfolgt, unbekümmert um Spott und Anfeindung, als Wahrheitsfreund seinen Weg. Bey *Segur*, dem Dichter und Ceremonienmeister, erinnert er sich an das bekannte Schriftwort: wir sind durch unsere Verbrechen und Unglück das Schrecken der Welt gewesen, wir erregten ihre Bewunderung durch unseren Muth; es ist jetzt Zeit, ihre Achtung durch Gerechtigkeit und Mässigung zu verdienen. Der *Grossherzog von Frankfurt*, *Chateau-Briant*, *Delille*, *Michaud*, *Salm*, *Guinguené*. Mit dem Grossherzog sprach er über das Buch Ruth, das bekanntlich eine ästhetische Abhandlung veranlasste. Chateau-Briant wollte, wie Bitaubé und Fenelon — drey der vorzüglichsten franz. Dichter vom epischen Geiste —, lieber in poetischer Prosa schreiben, als sich in die Schranken der reimenden Alexandriner bequemen. Der Vf. hält es für Vorurtheil Voltaire's, der in Türgot hexametrischer Übersetzung vom vierten Buche der Aeneide und einigen virgilischen Eclogen nur schöne Prosa fand, und für Vorurtheil der Grammatiker, die ein solches reimloses Versmass der französischen Sprache als unangemessen verwerfen; er glaubt, dass der Genius der Sprache sich durch den Tross der Grammatiker und Kritiker die Bahn öffnen, und Chateau-Briant nur ein Klopstock seyn müsse, der Jemandem auf seine Behauptung, dass Deutschland ihn (Klopstock) im reimlosen Masse nicht verstehen würde, sagte: so muss es Deutschland lernen. Allein Klopstock konnte als Deutscher dieses von dem deutschen Alexandriner vollkommen nach einer alten Bemerkung gelten lassen. Denn der deutsche Alexandriner, an sich ungebundener und freyer in seinem Gange, lebendiger und ergreifender in seiner anapästischen Bewegung, ungeregelt in seinem, ohnehin jambischen, Sylbenmasse verträgt sich mit dem Charakter der sogenannten franz. heroischen Verse, und die reimfreye jambische Übertragung, die aus dieser Verschiedenheit hervorgeht, mit der epigrammatischen Natur des franz. Alexandriners ganz und gar nicht. — Eine richtige Bemerkung des Vfs. betrifft die gegenseitige Würdigung der Verdienste der Nationen um Wissenschaft und Kunst. Man wird, sagt er, diese unparteyische Würdiguug der Vorzüge, die eine Nation vor der anderen hat, vielleicht nur in den ernsten Wissenschaften, selbst in der Geschichtschreibung, nicht in der Poesie antreffen, wo der Werth der Gedanken so oft durch Eigenthümlichkeiten der Sitten, der Sprache und des Versmasses bestimmt wird. *Schöll*, *Treuttel* und *Wurz*. Es that uns Leid, bey Treutteln und Wurz die Verdienste, die der Privatgelehrte, Hr. *Loos*, der sich lange in Deutschland aufhielt, und als guter Übersetzer bekannt ist, um die Wahl der Verlagsartikel hat, nicht erwähnt zu finden. Erinnerungen an *Barthelemy* und *Bitaubé*, *Pantheon*, *Rousseau*, *Voltaire*, *Montaigne*, eine kurze, aber reichhaltige Würdigung des *Museums der franz. Denkmäler*, des *Museum Napoleons*, die *Taufe des Königs von Rom*, die *Vorstellung der Deputirten des hanseatischen Departements* am 31 Jul. (es waren ihrer 11, und der Graf Grotte hielt die Anrede, worin er mit feiner Wendung des Wittikinds und der Deputirten an den römischen Senat gedenkt, die im Bewusstseyn ihres eigenen Werths den ersten Sitz im Schauspielhause nahmen), und die Rückreise über Holland machen den Beschluss.

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, auf Kosten des Vfs.: *Die k. russische unregelmässige Reiterey oder Beschreibung der Sitten und der Lebensweise der donischen, uralschen, wolgaischen, truchmenischen, nogaischen und kurdurowskischen Tartaren, der Tscherkessen und Kabardiner, der Kirgisen, Baschkiren und Kalmucken*, mit colorirten Abbildungen. Nach eigener Ansicht gezeichnet und beschrieben von *C. G. H. Geissler*, ehemaligem Zeichner und Reisegefährten des Hn. Staatsraths und Ritter von Pallas. 1813. 27 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. will mehrere Jahre unter und neben diesen Völkern verlebt haben, und er glaubt daher im Stande zu seyn, so manches Unrichtige in anderen Schriften zu berichtigen. Er hat, wie er versichert, keine anderen Hülfsmittel benutzt, sondern nur dasjenige mitgetheilt, wovon er selbst Augenzeuge war. Die erste Versicherung ist nur zu wahr, und die zweyte müssen wir wenigstens als wahr annehmen, aber dabey von unserer Seite zugleich versichern, dass der Vf. wenig und schlecht gesehen hat, wie schon der Titel *unregelmässige Reiterey* zum Theil beweist. Die Abbildung ist wie die in einer schlechten Trödelbude, sie enthält nur ein Blatt mit 15 schlecht illuminirten Figuren.

H. P. E.

Verbesserungen. In den *Ergänzungsblättern* 1813, B. I, No. 25, S. 196, Z. 11 von unten, ist statt Prof. *Past.* und No. 44, S. 350 statt Verhältnisse, *Verzeichnisse* zu lesen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

181[illegible]

THEOLOGIE.

Nürnberg, in der Zeh'ſchen Buchhandl.: D. *Joh. Jac. Griesbachs — Vorleſungen über die Hermeneutik des N. T. —* herausgegeben von *Joh. Carl Sam. Steiner* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Zweyter Abſchnitt. Regeln der Erklärung ſolcher Stellen, die beſondere Wörter und Ausdrücke enthalten. Redensarten der Art ſind folgende: 1) tropiſche, 2) figürliche, 3) emphatiſche Redensarten, 4) unbeſtimmte populäre Ausdrücke, 5) Synonyma, 6) Epitheta, 7) ἅπαξ λεγόμενα, 8) Redensarten, die im N T. einen ganz eigenen Sinn haben. Tropus wird definirt als eine Redensart, welche weder die erſte und urſprüngliche, noch auch die gemeinſte Bedeutung hat. Allein das letztere Merkmal iſt ſchwerlich richtig. Was iſt gemeiner als die Bedeutung *Geiſt* von πνεῦμα, und doch iſt ſie tropiſch. Die *Moruſiſche* Eintheilung der Tropen in grammatiſche und rhetoriſche kommt neben der richtigeren in gewöhnliche (willkührliche) und ungewöhnliche (unwillkührliche) vor. Die *Erneſtiſche* Regel: man weiche nicht ohne Noth von der eigentlichen Bedeutung ab, wird als unzulänglich und nichtsſagend verworfen, dagegen werden andere gute Regeln gegeben, unter anderen: „Man verſuche, ob ſich die Sache denken laſſe, wenn die Ausdrücke *proprie* genommen werden? Man ſuche eine möglichſt klare Anſchauung von dem ganzen Ideenkreiſe des Verfaſſers ſich zu bilden, und gebe Acht, bey welcher Deutung der Worte, *proprie* oder *improprie*, der in dieſen Ideenkreis paſſendſte Sinn ſich ergebe." u. ſ. w. Auſserdem wird auf Sprachgebrauch, Context, Zweck, Analogie hingewieſen, und alles Weſentliche erſchöpft, ſo daſs man dieſe Parthie gelungen nennen kann. Über figürliche Redensarten nur Weniges. Über die Emphaſen viel Gutes und Treffendes. Kein Wort an ſich betrachtet kann emphatiſch ſeyn; es giebt keine *emphaſes conſtantes.* Unklar iſt aber Rec. der Unterſchied zwiſchen „Emphaſen und *vocabulis ſignificantioribus*, welche durch den Sprachgebrauch dazu beſtimmt ſind, einen Sinn ſtärker zu bezeichnen, als er an ſich iſt." Der Context und Zweck des Schriftſtellers entſcheiden, was emphatiſch ſey: a) wenn die gemeine gewöhnliche Bedeutung des Wortes einen *ſenſum frigidum* oder gar *falſum* gäbe; b) wenn das Prädicat, in der gemeinen Bedeutung genommen, ſich nicht zu ſeinem Subject ſchicken würde, und umgekehrt; c) wenn der Autor ſeinen Zweck überall verfehlen würde, indem man das Wort bloſs in der gemeinen Bedeutung nähme; d) wenn der Schriftſteller im Affecte ſchreibt: ſo müſſen die Ausdrücke öfters in einer höheren Bedeutung genommen werden. — Es folgen Bemerkungen über unbeſtimmte populäre Ausdrücke, wie man ſie beſtimmter verſtehen ſoll. Dahin wird τέλειος Matth. 5, 48 gezählt, und aus dem Context durch vollkommen iu der Güte und Liebe gegen Andere erklärt. Ferner werden Sprichwörter, Hyperbeln u. dgl. hieher gezogen. Auffallend war für Rec. die Bemerkung: „Oft brauchen die bibliſchen Schriftſteller *optiſche* Redensarten: Gott ſchuf zwey groſse Lichter, Sonne und Mond; aber der Mond iſt unendlich kleiner." *G.* kann doch nicht gemeint haben, die bibliſchen Schriftſteller hätten es beſſer gewuſst, als ſie es ſagen? Von Synonymen wird geſagt, daſs populäre Schriftſteller, wie die bibliſchen, allerdings dergleichen zu Tautologieen brauchen, obgleich es in keiner Sprache vollkommen gleichbedeutende Wörter gebe. Allein man kann hinzufügen, daſs dem Ausleger in ſolchen Fällen ziemt, auf die verſchiedene Wendung der Begriffe zu achten, und nicht ohne Noth Tautologieen anzunehmen. Von Epithetis werden zwey Arten, *Diacritica* und *Epexegetica* angegeben, und verlangt, daſs man auf den Zweck der erſteren achten und ſie danach erklären ſolle. Man ſieht nicht recht, wozu dieſe Bemerkungen ſollen, und die Auffaſſung iſt wahrſcheinlich unvollſtändig. Über ἅπαξ λεγόμενα und eigenthümlich chriſtliche Ausdrücke iſt nichts bemerkt, was der Mühe werth wäre.

Dritter Abſchnitt, Von der Sacherklärung. Unſtreitig der wichtigſte und intereſſanteſte Theil dieſer Hermeneutik. Im Eingange wird auf den Unterſchied der kirchlichen und der bibliſchen Dogmatik gedrungen. Die Alten vernachläſſigten die Worterklärung, und trieben die dogmatiſche Erklärung zu weit; die Neuen ſchlagen ſich auf das andere Extrem. Es zeigte ſich daher, daſs man in neuerer Zeit beſſer interpretirte, aber in der Dogmatik nicht weiter kam. Eine ſehr ſcharfſinnige Bemerkung! Die allgemeinen Regeln, welche gegeben werden, kommen darauf hin-

aus, dafs man fich ganz in die Verhältniffe und Denkart der biblifchen Schriftfteller zu verfetzen habe. Dann wird ins Befondere gegangen, und 1) *von Behandlung hiftorifcher Stellen* geredet. Regeln: 1) man mufs mit der gleichzeitigen Geographie, Archäologie, Gefchichte u. f. w. bekannt feyn; 2) auf den Zweck des Schriftftellers attentiren: in welcher Abficht er feine Gefchichte fchrieb, warum er gerade diefe Facta erzählt u. f. w.; 3) ift der Zweck des Handelnden zu berückfichtigen, z. B. Chrifti beym Abendmahl. 4) Die biblifchen Schriftfteller erzählen nicht immer vollftändig, d. h. nicht alle Begebenheiten, wie fie auf einander gefolgt find, und von den Begebenheiten, die fie erzählen, nicht alle Umftände. Darum find wir berechtigt 5) die Umftände zu ergänzen, wobey auf den Beweis *e filentio* nur dann zu bauen ift, wenn man auf Abfichtlichkeit fchliefsen darf. Hier darf es wohl auch erlaubt feyn, 6) durch Conjectur einen Zwifchenumftand zu ergänzen. 7) Eben fo wenig erzählen die biblifchen Schriftfteller genau, z. B. in der Zeitordnung und in den Umftänden, woraus Verfchiedenheiten in der Erzählung entftehen. Auch haben fie oft ein ganz anderes Intereffe, als blofs zu erzählen. 8) Diefs ift befonders im A. T. der Fall, wo oft Mythen und Nationalgedichte die Quellen find, in einigen befonderen Fällen auch im N. T., z. B. bey Engel-Erfcheinungen (ungemein unbeftimmt, ob aus Unklarheit oder Behutfamkeit, mag dahin geftellt feyn). 9) Der Morgenländer redet oft fo, als wenn Gott oder Engel die Urheber gewiffer Handlungen wären, ohne dafs er diefs eigentlich damit behaupten wollte (?). Einen folchen Sprachgebrauch fanden die n. t. Schriftfteller vor, und redeten genau fo: weil man die Mittelurfachen nicht wufste, fo ging man gleich zur letzten Urfache hinauf. 10) Was miraculöfe Begebenheiten betrifft: fo mufs der Ausleger nichts dafür ausgeben, was der Schriftfteller felbft nicht dafür ausgiebt, und genau den Sinn der Erzählung von der Befchaffenheit der Sache felbft unterfcheiden. Die Evangeliften erzählen, Jefus fey *auf* dem Waffer gegangen; aber ift er auch wirklich darauf gegangen? Da forfche man fehr forgfältig nach allen Umftänden, fo viel es deren giebt, dann nach den Quellen, woraus diefe Erzählung gefchöpft ift — ob der Gefchichtfchreiber Augenzeuge von der Erzählung war, oder nicht, aus welcher und der wievielften Hand er fie hat, ob die Referenten auch richtig referiren konnten. Einige Neuere find im Natürlicherklären zu weit gegangen; wir müffen thun, als wenn wir die Verfaffer felbft fragen, und fie uns ihre Erklärung geben könnten. Höchft merkwürdig ift diefe Äufserung über Jefu Wunderthätigkeit. „Bey Jefu ftanden folgende Überzeugungen felfenfeft. Die Stimme feines Inneren und das Bewufstfeyn feiner Kraft gaben ihm Muth zu allen guten Thaten. — — Er zweifelte nicht an der göttlichen Unterftützung feines göttlichen Werkes, fondern glaubte vielmehr, es könne ihm Nichts fehlfchlagen. Auf felbftfüchtige Zwecke ging er nicht aus, daher er fich nicht darum bekümmerte, ob Einer wirklich oder fcheintodt wäre, man hatte vom Scheintode gar keinen Begriff. (Hier fcheint ein Zwifchenfatz ausgefallen zu feyn.) Welche Kräfte Gott aber anwandte, damit es Jefu allemal gelänge, wiffen wir und vielleicht Jefus felbft nicht. Oft enthält die Erzählung deutliche Spuren von natürlich wirkenden Urfachen; oft liegt die Schuld der Unbegreiflichkeit an der Kürze der Erzählung; oft laffen fich wohl natürliche Urfachen denken, nur das wunderbare Zufammentreffen erregt Erftaunen. — „Wenn Einer eine vollftändige Erzählung der Begebenheiten in den Händen hätte, und mit den phyfifchen und moralifchen Naturkräften bekannt wäre, und auf einem fo hohen Standpunct ftände, von wo aus er alle Combinationen und die geheimen Wirkungen der Natur erkennen könnte: fo könnte fo Einer vielleicht alle Wunder erklären, vielleicht auch nicht: denn fo fchädlich Wunderfucht, fo fchädlich ift Wunderfcheu" u. f. w. Hier findet man ganz den ftarken klaren Verftand *G's.* wieder. — 11) Hiftorifche Parallelftellen müffen verglichen werden, aber vorfichtig, damit man nicht für Parallele halte, was keine ift. 12) Man mufs fich überhaupt hüten, Begebenheiten für einerley zu halten, die es nicht find, und umgekehrt. 13) Man unterfcheide Zeit, Ort, Perfon. Der geringfte Umftand ändert Alles u. f. w. 14) Der Ausleger mufs zur Erklärung fo viel fagen, als nöthig ift, und die ganze Begebenheit aus ihren Umftänden deutlich und zufammenhängend vorftellen. Er mufs nicht zu viel, doch auch nicht zu wenig fagen u. f. w. (Sollte diefs nicht in den letzten Abfchnitt gehören?) 15) Zuweilen wird auch der Ausleger die Urfachen und Folgen der Begebenheit, die Rechtmäfsigkeit und Anftändigkeit der Handlung zu unterfuchen haben. 16) Zuweilen ift auch nöthig, die Möglichkeit und innere Wahrfcheinlichkeit der Begebenheit darzuthun, befonders wenn Einwürfe gemacht worden find. 17) mufs man die Merkmale der Glaubwürdigkeit des Schriftftellers nicht unbemerkt laffen, und daher erforfchen, woher er feine Erzählung habe, ob er Augenzeuge war, oder ob er fchriftliche Quellen vor fich hatte u. f. w. 18) Über Scheinwiderfprüche mancherley gute Bemerkungen. Überall werden zur Anwendung und Erläuterung zweckmäfsige Beyfpiele beygebracht. In der Reihe der Vorlefungen folgte hier die Erklärung der Leidens- und Auferftehungs-Gefchichte Chrifti, welche der Herausgeber aber, des Zufammenhanges wegen, erft am Ende des Werkes hat folgen laffen.

2) *Von Behandlung dogmatifcher Stellen.* Aus den vielen Trefflichen heben wir nur Einiges aus. Der Ausleger mufs die Analogie des Syftems des Autors und überhaupt die Analogie der Schriftlehre ftets vor Augen haben, und jeden einzelnen Satz derfelben gemäfs erklären. Die *analogia fidei*, worunter man gewöhnlich das eigene Syftem verftand, wird verworfen, und dafür *analogia fcripturae* gefetzt. Diefe wird gebildet durch die allgemeinen Schriftbegriffe und Schriftfätze (*notiones communes*) und den ganzen Geift der chriftlichen Religion. Zur Erkenntnifs die-

ser Analogie werden gute Regeln gegeben. Ist nun, wird zuletzt gefragt, Philosophie und Vernunft durchaus der Probirstein, an dem alle übrigen Religionssätze probirt und beurtheilt werden müssen? Ist die Vernunft die letzte Instanz, vor welcher die Bibel gerichtet werden muss? Wollte man diess bejahen: so folgte entweder, dass man jede Stelle der Bibel so erklären müsste, dass sie mit der Vernunft harmonirte (wobey denn alle hermeneutischen Regeln bey Seite gesetzt werden müssten), oder man muss zugeben, dass es Fälle geben könne, in denen die Bibel etwas Anderes lehrt, als was vor das Tribunal der Vernunft gehört. Das ist die Klippe, an welcher so Manche gescheitert sind. *Das ächte Christenthum wird der ächten Philosophie nie widersprechen.* Unter Vernunft verstehen wir aber nicht dieses oder jenes System dieser oder jener Zeit, sondern ausgemachte, von allen Philosophen zugestandene Vernunftwahrheiten, die von allen gebildeten Vernunftvermögen angenommen werden müssen. Das Vernunftvermögen und also auch die Philosophie, als Instrumentalwissenschaft, muss durchaus vom Ausleger gebraucht werden. Was in der Bibel vorkommt, aber nicht zur Religion, sondern zur Geschichte, Mathematik u. s. w. gehört, das unterwerfen wir gern und ohne Ausnahme dem richterlichen Ausspruche der Vernunft: denn davon sollte die Bibel keinen Unterricht geben, und in Betreff dieser Gegenstände waren die Verfasser Menschen, wie andere. Zu diesen Dingen wird die Dämonologie gerechnet. Selbst in der Religionslehre muss man das Wesentliche von dem Ausserwesentlichen unterscheiden, zu welchem letzteren Philosopheme wie Gen. I, und temporelle Vorstellungen und Einkleidungsarten, wie die Vergleichung Christi mit Melchisedek, gezählt werden. Um aber zu beurtheilen, welches Gewicht die Aussprüche der Vernunft bey Erklärung wesentlicher Religionslehren habe, wird bemerkt: man müsse sich von den ehemaligen strengen Inspirationsbegriffen losgemacht haben, die Vorstellung fahren lassen, dass die Bibel Gottes Wort sey, da sie bloss die Geschichte der Offenbarung, die Darstellung der geoffenbarten Wahrheiten enthalte; man müsse sich über den Begriff der Offenbarung verständigt haben, ob man eine unmittelbare oder mittelbare Offenbarung annehmen wolle, indem letztere die Beymischung des Menschlichen nicht ausschliesse, und man müsse den Zweck und das Gebiet der göttlichen Offenbarung kennen. Übrigens wird zur Behutsamkeit ermahnt; die Jahre der raschen Jugend seyen nicht die Zeit, wo man entscheiden könne. Inzwischen bleibe so viel gewiss: man solle nie durch ungeschickte Interpretation einen vernunftwidrigen Sinn ins N. T. legen, man solle nicht auf Widersprüche ausgehen; wenn sie aber sich nicht entfernen liessen: so solle man sie eingestehen, und dem Texte keine Gewalt anthun. Für ein ungebildetes Auditorium wird *Kants* moralische Auslegung, was freylich keine Auslegung sey, empfohlen. — Rec. will nicht behaupten, dass *G.* ganz durchgedrungen sey: dass sich aber sein heller Verstand in einem schönen Bunde mit seiner Frömmigkeit, seiner Ehrerbietung gegen die Bibel und seiner Behutsamkeit zeige, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Das Geschäft des dogmatischen Auslegers wird übrigens in folgende Puncte gesetzt: Er muss 1) die Schriftbegriffe der zu erklärenden Stellen genau entwickeln; 2) den Zusammenhang zwischen Subject und Prädicat des Satzes deutlich darstellen; 3) auseinandersetzen und beurtheilen, was etwa als Accommodation gesagt sey; 4) die Beweise beurtheilen und ihre Beweiskraft zeigen; 5) ins Licht setzen die Consequenzen, die der Autor zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber doch mit intendirt hat. Alles diess wird genauer aus einander gesetzt, besonders was die Accommodation und Beweisart betrifft, worin viel Zeitgemässes und somit Unwesentliches angenommen und nachgewiesen wird. Doch kann das über die Accommodation Gesagte nicht als erschöpfend angesehen werden. Eines der Merkmale der Accommodation ist, wenn es erweislich ist, dass die damaligen Juden eine Vorstellung gehabt haben, ohne dass es erweislich ist, dass sie einen hinlänglichen Grund dazu gehabt haben, z. B. die Vorstellung vom Dämonischen. Allein schwerlich wird dieses ganz befriedigen.

3) *Von Behandlung moralischer Stellen* — sehr kurz und wenig erschöpfend. Auch hier wird Zeitgemässes und Unwesentliches nachgewiesen; es liegen aber der Beurtheilung keine strengen Principien zum Grunde. 4) *Von Behandlung prophetischer Stellen.* Es wird auf Scheidung des Bildes und der Sache gedrungen; das ἵνα πληρωθῇ wird zur Accommodation gerechnet, ein doppelter Sinn der Orakel verworfen, auf die Zeit der Abfassung eines Orakels zu achten gedrungen, damit man die wirkliche Weissagung von der in Weissagung eingekleideten Geschichte zu unterscheiden wisse. 5) *Von Behandlung typischer Stellen.* Die objective Realität der Typen wird verworfen, und die typologische Erklärung zur Accommodation gerechnet; aber auch für unsere Zeit könne sie noch für gewisse Menschen von Nutzen seyn. Einen objectiven Zusammenhang zwischen Typus und Antitypus anzunehmen, verhinderte *G.* noch die polemische Tendenz gegen den damit getriebenen Unfug. 6) *Von Erklärung der Parabeln.* Es wird auf die Beachtung der Veranlassung und des Zweckes, auf die Auffassung des Hauptbildes und des Hauptsatzes und die Unterscheidung des Zufälligen und Ausserwesentlichen gedrungen. 7) *Von Behandlung allegorischer Stellen.* Ähnliche Vorschriften. Allegorische Stellen, in denen Stellen des A. T. allegorisch gedeutet sind, sollen als Beweise für einen gewissen Satz κατ' ἄνθρωπον zu nehmen seyn. Dann werden Winke gegeben zur Beurtheilung, ob ganze Stellen allegorisch zu nehmen seyen, die auch eigentlich verstanden werden können, z. B. das Hohelied, der Mythos von Bileams Eselin. Man soll diess beurtheilen aus der Denkungsart der Zeit, in welcher dergleichen geschrieben worden, keinesweges aber daraus, ob der Sinn, eigentlich genommen, Schwierigkeiten habe. Häufig

werde man finden, dafs Vieles, was die Alten allegorisch deuteten, eigentlich zu nehmen sey, oder dafs es zu den Mythen gehöre, und zwar entweder zu den historischen (z. B. in der Geschichte der Patriarchen), oder zu den philosophischen (z. B. die Schöpfungsgeschichte). Bey dem N. T. Mythen anzunehmen, dazu habe man bis jetzt noch keinen hinreichenden Grund, indem die Begebenheit und die schriftliche Abfassung zu genau zusammenhängend seyen.

Vierter Abschnitt. Vom Vortrage des Sinnes, in Übersetzungen, Paraphrasen und Commentaren. Was die ersteren betrifft: so ist *G's*. Unterscheidung in genaue, rein Deutsche und erklärende Übersetzungen aus seiner Abhandlung in *Eichhorns* Repertorium 6 Thl. bekannt. Wir werden nach unseren jetzigen Begriffen nur die erste Art für wirkliche Übersetzung halten können. Die erklärende Übersetzung ist mit der Paraphrase verwandt, wie hier selbst zugestanden wird. Über die Einrichtung der letzteren werden gute Bemerkungen gemacht. Von Commentaren werden drey Arten angegeben: solche, welche blofs Wort- oder blofs Sach-Erklärung geben, oder welche beides mit einander verbinden. Aber es ist kaum abzusehen, wie man beides trennen könne, ohne der Gründlichkeit und Klarheit Eintrag zu thun. Die erste Art soll besonders für Anfänger nützlich seyn, die zweyte Art für die Prediger und zur Erbauung des denkenden Christen, die dritte für den geübteren Exegeten. Von einem guten Commentar wird verlangt: 1) Benutzung aller hermeneutischen Regeln und Hülfsmittel mit Beobachtung einer gewissen Stetigkeit; 2) dafs Nichts ohne Beweis behauptet sey; 3) zweckmäfsige Vollständigkeit, ohne Einmischung fremdartiger Dinge, die z. B. ins Lexikon gehören; 4) Kürze ohne Dunkelheit; 5) gute Ordnung in Übersicht und Angabe des Zusammenhanges; 6) Prüfung der vornehmsten Erklärungsarten; 7) Anführung und Prüfung der Einwürfe gegen die angenommene Erklärung. Für die Wahl eines Commentars wird ausser der wirklichen Prüfung auch die Berücksichtigung gewisser *praejudicia* empfohlen, z. B. wenn der Verfasser sich Zeit genommen hat und sein Werk kein Messartikel ist, wenn er sein Buch selbst edirt hat, wobey der sel. *Merus* beklagt wird, von fremder Hand edirt zu werden, und der Herausgeber in einer Note ausruft: Wollte Gott, man könnte es auch nicht von diesem Werke sagen! Beym Gebrauch der Commentare soll der Anfänger besonders auf die Methode achten, und darauf merken, wie der Commentator auf die Erklärung gekommen sey.

Es folgt nun *die Erklärung der Leidens- und Auferstehungs-Geschichte* nach *G's. Synopsis Evangeliorum* von Sect. 123 an, welche der Verewigte als Muster und zur Übung, hauptsächlich für die historische Interpretation, mit seinen hermeneutischen Vorträgen zu verbinden pflegte. Es liegt Rec. ob, auch davon das Eigenthümliche anzugeben, und darüber ein Urtheil zu fällen. Die Worterklärung finden wir in der Regel zu dürftig und zum Theil sogar seicht, nur dafs man hiebey Vieles auf Rechnung des Nachschreibers zu setzen hat. Schwerlich hat *G.* sich bey Matth. 27, 5 mit der Bemerkung begnügt: „ἀπάγχεσθαι sich aufhenken, in Verzweifelung gerathen.“ Bey Luc. 23, 20 wird προσφωνεῖν durch „Vorstellungen wogegen thun“ erklärt. Bey Marc. 14, 41 ist die Bemerkung: „ἀπέχει ist in der Bedeutung (in welcher?) ἅπαξ λεγόμενον“ sicher unvollständig. Das schwierige ἐπιβαλὼν ἔκλαιε Marc. 14, 72 wird unentschieden gelassen, indem die verschiedenen Erklärungen neben einander gestellt und beurtheilt werden, was aber zu kurz und undeutlich gefafst worden ist. Die Erklärung von Matth. 28, 1 fehlt eigentlich; es wird nur hinterher die Differenz mit Luc. 24, 1 beleuchtet, und ὀψὲ σαββάτων in Übereinstimmung mit dieser Stelle durch „nach dem Sabbath“ erklärt. Aber τῇ ἐπιφωσκούσῃ εἰς μίαν σαββάτων bleibt ganz unerörtert. Löblich ist die Anmerkung über ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, welches für einen zweydeutigen Ausdruck, den Messias nach Dan. 7, 13, aber in seiner niedrigen, verachteten Gestalt bezeichnend, genommen wird. Dergleichen Bemerkungen aber sind selten. Soviel sich Rec. erinnert (denn mit Hefteschreiben hat er sich nicht sehr abgegeben) war *G.* sonst in der Worterklärung ausführlicher und gründlicher. Hier hat er aber sichtbar den meisten Fleifs auf die historische Erklärung verwandt, die wir denn auch genauer beschreiben und beurtheilen wollen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Lemgo*, b. Meyer: *Rede bey der Taufe eines Proselyten* in der Kirche zu Detmold am 3 September 1815 gehalten von *J. F. L. Dreves*, Prediger daselbst. 1815. 32 S. 8. (3 gr.)

Zur Grundlage bey dieser Rede dient Apostelgesch. 10, 34. 35: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dafs Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerley Volk“ u. s. w. Auf den Gang, welchen die Betrachtung nimmt, ist hienach zu schliessen. Wir halten sie dem Zwecke der seltenen Feyerlichkeit für entsprechend, und sind des guten und gesegneten Eindruckes, den sie auf den Täufling und die Zeugen hervorgebracht, gewifs. — Unangenehm ist das immer vorkommende *Bäten* anstatt Beten.

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Wittich: *Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814.* Herausgegeben von *Fr. Buchholz.* Auch unter dem Titel: *Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien.* Erster Band, *enthaltend die Geschichte der Jahre 1810 und 1811, und die Biographieen von Johann Karl (Kronprinzen von Schweden), Wellington und Miranda.* Mit Wellington's Porträt und dem Plan von der Stadt und Festung Cadiz mit ihren Umgebungen. 1814. 347 S. Zweyter Jahrgang. Erste Abtheil. Auch unter dem Titel: *Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien.* Zweyter Band, *enthaltend die Geschichte des Jahres 1812 und die Biographieen des Lord Bentinck, Marschall Soult, General Crawford und des Fürsten Kutusow-Smolenskoy.* 1814. 348 S. Zweyter Jahrgang. Zweyte Abtheil. Auch unter dem Titel: *Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien.* Dritter Band, *enthaltend die Geschichte des Jahres 1813.* 1815. 336 S. Dritter Jahrgang. Auch unter dem Titel: *Geschichte der europäischen Staaten von dem Rückzuge der Franzosen über den Rhein bis zum Frieden in Paris.* Vierter Band. *Mit den Bildnissen des Kronprinzen von Wirtemberg und der beiden Feldherren v. York und v. Wrede.* 1815. 336 S. 12. (Jeder Jahrgang oder Band 1 Rthlr. 12 gr.)

Der Geschichtschreiber unserer Zeit wird sich, wenn er dereinst zu der Darstellung derselben schreitet, in einer wahren Reichthumsverlegenheit befinden. So groß ist die Menge von Materialien, die man ihm vorbereitet! Zum Glücke ist jedoch, bey genauerer Erforschung, dieser Reichthum weniger groß, als er sich bey dem ersten Anscheine zeigt. Aus Einer Quelle sind viele andere abgeleitet; die Quellen sind auf diese oder jene Art vereinigt. Eine Hauptquelle bleibt *Bredow's* und *Venturini's* Chronik des 19ten Jahrhunderts, in welcher schon ein großer Reichthum von Materialien vereinigt ist. Aus diesen lassen sich mancherley Geschichtsdarstellungen herausheben. Zu den Büchern dieser Art gehört eben das gegenwärtige; eine Fortsetzung der im cottaischen Verlage seit 1805 erschienenen Staatsgeschichte Europa's, die, nach *Posselt's* Tode, *Buchholz* 6 Jahrgänge hindurch, bis 1811, fortsetzte. Der Ton, den er damals in Hinsicht auf den Exkaiser Napoleon anstimmte, ist aber von dem jetzigen sehr verschieden. Freylich liess sich damals auch keine unparteyische Geschichte schreiben; allein man hatte es doch immer in seiner Gewalt, sich der panegyrischen Lobpreisungen zu enthalten. Den Charakter der vor uns liegenden Staatsgeschichte spricht ihr Vf. folgendermaßen aus. Sie soll die Geschichte einer Revolution, deren Andenken sich lange erhalten wird, für seine Sprachgenossen der gegenwärtigen und künftigen Zeit, in einem Gemälde voll Licht und Schatten, welchem der bloße Gang der Begebenheiten Einheit und Licht gewährt, nach der Chronologie, erzählen. Die Zeit, in welcher wir leben (fährt der Vf. weiter fort), führt eine Öffentlichkeit mit sich, vermöge welcher den Begebenheiten von ihrer Kundbarkeit nichts Wesentliches entzogen werden kann, indem die Erscheinungen eben so sehr aus dem Interesse der Völker, als aus dem der Fürsten, hervorgehen. (Aber doch, wie Bülletins und Berichte beweisen, mit einer dem Interesse der kriegführenden Mächte angemessenen Darstellung. Manche Aufklärung gewähren erst Privatnachrichten, gewährt erst die Zeit.) Eine Geschichte, welche sich mit Aufdeckung der letzten Triebfedern befassen wollte, würde nie vollendet werden. (Indessen enthüllt doch die Zeit Manches, was Unkunde oder Parteylichkeit verbargen.) Der Vf. beruft sich, in Rücksicht der Unparteylichkeit gegen die Zeitgenossen, auf das Beyspiel des Thucydides. Lebte dieser aber nicht in einem freyen Staate, war er nicht einer der vornehmsten Männer desselben, der sich mehr, als ein anderer Schriftsteller, die Wahrheit erlauben durfte?

In der Einleitung macht der Vf. die gegründete Bemerkung, dass Napoleons Politik den Zweck hatte, die Fürsten des Rheinbundes, durch Vergrößerung auf Kosten Österreichs, noch mehr gegen sich zu verpflichten. Sein ganzes Protectorat war ja bloss auf seinen Vortheil berechnet, und die deutschen Schriftsteller, die sich mit der Auseinandersetzung eines Staatsrechtes des rheinischen Bundes beschäftigten, hätten sich diese Mühe ersparen können. Soll wirklich Russland durch einen Theil von Galizien

für die Kriegskosten sich haben entschädigen lassen, mehr, weil es Napoleon wünschte, als weil er sein Gebiet durch österreichiches Land vergrössern wollte? Während Napoleon seine Entwürfe gegen England mit einer Vernichtung drohenden Hitze verfolgte, rechnete er auf die Unfähigkeit der sämmtlichen Mächte zum Widerstande gegen die französische Waffengewalt. Schon Spanien konnte ihn, in Rücksicht dieser Unfähigkeit, von seiner Täuschung überzeugen. Hätte Napoleon seinen Zweck gegen England erreicht: so hätte sich an die vermeinte Freyheit der Meere das Unvermögen, sie zu benutzen, angeschlossen; die Oberherrschaft über dieselben wäre von England an Frankreich übergegangen.

Die Erzählung selbst fängt der Vf. von dem Aufstande in den illyrischen Provinzen und der Überwältigung der Tyroler an. Auf diese folgt: die Engländer räumen Vlissingen; der Kaiser Franz kehrt nach Wien, Napoleon nach Paris, zurück; Napoleon scheidet sich von der Josephine; Aufstand zu London, durch Burdett veranlasst; Krieg in Spanien; Feste zu Paris; Preussens und Österreichs Geldverlegenheit; russischer Krieg an der Donau; Geschichte des schwedischen Kronprinzen (warum ist S. 135 des Leibarztes Rossi Vertheidigung nicht erwähnt?); Veränderungen in Deutschland nach dem wiener Frieden u. s. w. Dieser Theil schliesst mit Napoleons Verfahren gegen Preussen. Aus der angeführten Ordnung der Gegenstände ergiebt sich, dass die Begebenheiten, der historischen Kunst gemäss, nicht genug zusammengestellt sind, dass der Übergang von einer Erzählung zur anderen meistens nur chronologisch ist. Oft sind sie bloss durch das Wort *während* verbunden. Die Schreibart ist, wie die oben ausgezogenen Stellen beweisen, nicht selten zu gekünstelt. Die angehängten biographischen Darstellungen machen eine willkommene Beylage aus. Die Nachrichten von Wellington sind besonders fleissig gesammelt. Der beygelegte Abriss der Stadt und Festung Cadix, mit ihren Umgebungen, würde zu der Zeit, wo die französische Belagerung noch fortdauerte, ein grösseres Interesse gehabt haben.

Bey der Fortsetzung seiner Staatengeschichte im zweyten Bande hat der Vf. nicht immer aus den reichsten Quellen, die zur Zeit geöffnet waren, geschöpft, oder er hat die Öffnung derselben nicht abgewartet. Seine Darstellung ist daher sehr verschieden ausgefallen. So kann man mit dem, was er von der französischen Besetzung des schwedischen Pommerns erzählt, allerdings sich begnügen; so hat er auch den Inhalt des zwischen Frankreich und Preussen geschlossenen Vertrages umständlich angegeben, und die Unterhandlungen, die zwischen Frankreich und Russland, so wie zwischen Frankreich und Grossbritannien, gepflogen wurden, befriedigend dargestellt. Die kriegerischen Vorfälle beschreibt er so sehr im Einzelnen, dass man sie, ohne eine genaue Charte, nicht recht verstehen kann. Um so unvollständiger ist jedoch die Erzählung von Moskau's Verbrennung, die Entwickelung der Ursachen, die sie hervorgebracht haben, und diese Entwickelung würde um so interessanter seyn, je mehr russische Geschichtschreiber (z. B. der Verfasser der *Skizzen zu einer Geschichte des russisch-französischen Krieges im Jahr* 1812) diese Verbrennung gleichsam dem Zufall zuzuschreiben sich bemühen. Napoleon ging nicht, wie S. 252 steht, schon am 24sten November, sondern erst am 7ten December, durch Wilna. S. 260 ist die Ursache von der Entfernung des Königs von Neapel von dem Oberbefehle über die Armee, die im französischen Bülletin angegeben wird, gegen Vermuthungen oder Sagen vertauscht. Dass Einwohner eines Landes, aus Patriotismus, ihre Häuser verbrennen lassen, oder selbst verbrennen, sahen die französischen Soldaten, wie S. 179 steht, in Russland nicht zum ersten Mal; sie hatten vielmehr in Portugall, als sie unter Massena's Anführung es erobern wollten, die Wirkung einer solchen patriotischen Aufopferung gleichfalls erfahren. Von den Unterhandlungen zwischen Napoleon und Kutusow hat der Vf. zu wenig mitgetheilt. Es zeigt sich auch hier, dass die Sammlung seiner Materialien noch nicht vollständig genug war. Zur Bequemlichkeit der Leser würde es gar sehr gereichen, wenn das zweyte Buch, das den Haupttheil dieses Bandes ausmacht, in Abschnitte, mit der Angabe des Inhalts, getheilt wäre. Von einer Geschichte unserer Zeit, die nicht zu den Flugschriften gehören soll, kann man auch eine genauere Angabe der Quellen verlangen. Zu dieser Foderung ist man besonders bey den nachfolgenden sogenannten Biographieen berechtigt. Die erste hat den Lord Bentinck, der in Sicilien eine so bedeutende Rolle spielte, zum Gegenstande. Die zweyte beschäftigt sich mit dem Generalmajor Robert Crawford, einem der verdienstvollsten Untergenerale Wellingtons. In der dritten, der ausführlichen, wird vom Marschall Soult gehandelt. Desto weniger umständlich erscheint die vierte, die das Publicum mit dem Fürsten Kutusow bekannter machen soll. Der Vf., der von seiner Bildungs- und Beförderungs-Geschichte nichts gewusst zu haben scheint, lässt ihn sogleich als Oberbefehlshaber bey Austerlitz, und dann gegen die Türken auftreten. Seine folgende Geschichte ist ja allgemein bekannt.

Indem der Vf. im 3ten Bande die heimlichen Zurüstungen Preussens zum künftigen Freyheitskampfe anführt, und unter anderen die allmählich mit 150,000 Recruten vorgenommenen Waffenübungen erwähnt, hätte er des einsichtsvollen Scharnhorsts Antheil an denselben nicht unbemerkt lassen sollen. Preussen würde aber, dieser Vorbereitungen ungeachtet, seine Unabhängigkeit nicht so glücklich erkämpst haben, wenn die Regierung von der Nation, die sich von dem immer unerträglichen Joche der französischen Verbindung zu befreyen wünschte, nicht so kräftig unterstützt worden wäre. Selbst die Frauen bewiesen die eifrigste Theilnahme. Ihnen leuchtete das erha-

bene Beyspiel der Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preussen vor. Die Einheit der preussischen Nation, die jetzt mit so kraftvoller Übereinstimmung handelte, war, seit dem tilsiter Frieden, durch mehrere Ursachen befördert worden. Zu diesen gehörte die Vernichtung der zwischen dem Bürger- und dem Soldaten-Stande bis dahin bestandenen Scheidewand, die neue Städteordnung vom Jahre 1808, seit welcher die Bürger an der Wohlfahrt des Staates einen lebendigeren Antheil nehmen; freyere Ideen für die bessere Staatsverwaltung, die seit Hardenbergs Ministerium in Umlauf kamen; die in der Hauptstadt anwesenden Nationalrepräsentanten, durch welche die einander bisher fremden Provinzen in ein freundschaftlicheres Verhältniss kamen. Einige Bevollmächtigte derselben brachten, als sich Preussen von der Verbindung mit Frankreich lossagte, bedeutende Opfer; andere gesellten sich den Vaterlandsvertheidigern zu, oder bestimmten die Bewohner ihrer Provinzen zu grossen patriotischen Leistungen. In Ansehung der Urtheile, die der Vf. über das Benehmen des Königs von Sachsen fällt, können wir mit ihm nicht ganz übereinstimmen. Sollte wohl Sachsens Beyspiel alle Fürsten des Rheinbundes, wo nicht auf der Stelle, doch wenigstens allmählich bestimmt haben, die Verbindung mit Napoleon aufzugeben, so dass dessen Rückzug über den Rhein von selbst hätte erfolgen müssen? Hätte Friedrich August durch seinen Übertritt wirklich den grossen Vortheil gewonnen, den Kriegsschauplatz von seinem Lande zu entfernen? Würde die Schlacht bey Grossgörschen, in welcher keine Sachsen für Napoleon kämpften, nicht erfolgt seyn, und was hätte Dresden, als Opfer der Rachsucht, vielleicht für ein trauriges Schicksal gehabt? Der Vf. bemüht sich hierauf, die Ursachen, welche die standhafte Ergebenheit des Königs für Napoleon erzeugten, zu entwickeln. Friedrich August war durch Napoleon zum Besitze der Herzogswürde von Warschau, die einem seiner Lieblingswünsche schmeichelte (und doch hatte er früher die polnische Königswürde abgelehnt), gelangt. Er hatte dem Kaiser, zur Führung des spanischen Kriegs, 200 Millionen Franken (eine unstreitig sehr übertriebene Angabe!) vorgeschossen, und dieser hatte ihm dafür (durch den bayonner Vertrag) die Capitalien, die der König von Preussen und seine Unterthanen im Herzogthume Warschau angelegt hatten, überlassen. Napoleon zeichnete den König, bey allen Gelegenheiten, unter den Rheinbundsfürsten besonders aus, und er erwarb sich dadurch seine persönliche Freundschaft. Friedrich August brachte endlich Napoleons Feldherren-Talente in einen um so höheren Anschlag, je mehr ihm selbst dieses Talent fehlte. Hatte er aber, so wie die übrige Welt, nicht Gelegenheit genug gehabt, sich von der Überlegenheit Napoleons in militärischer Gewandtheit und im Glück zu überzeugen? Schwerlich ehrt man sich selbst in eben dem Grade, in welchem man Napoleons Feldherrnkunst herabzuwürdigen sucht. Ein unparteyisches Urtheil über dieselbe darf man erst von der Nachwelt erwarten. — Warum konnte Friedrich August die eigentlichen Gesinnungen des wiener Hofes, in dessen Nähe er sich doch befand, mit welchem er, durch den Herzog von Sachsen-Teschen, einiges Einverständniss unterhielt, nicht eher erforschen? Warum erwartete er die Erklärung Österreichs, die ihm Stadion bringen sollte, nicht noch 24 Stunden ab? — Woraus lässt sich (S. 24) beweisen, dass Torgau der Preis seyn sollte, um welchen der König in die Gunst des Siegers zurückzutreten gedachte? Bey Langensalza war es (wie S. 46 steht) nicht bloss ein baierisches Regiment von 1300 Mann, sondern die würzburgische Abtheilung von mehr als 2000, die sich von dem Major Helwig überfallen liess. An einen kleinen Theil der Husaren desselben ergab sich das Bataillon der Herzoge von Sachsen, welches hernach für die verbündeten Mächte kämpfte. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der des Siegs so gewohnte Napoleon über den Rückzug der Verbündeten bey Grossgörschen am meisten erstaunte, und dass er sich ganz unerwartet in dem Lichte eines Siegers erblickte. — Warum hat der Vf. das Vordringen der Franzosen gegen Breslau, und ihr Verfahren gegen diese Stadt, nicht berührt? Übrigens haben die Erzählungen des Vfs., welche die Kriegsvorfälle in preussischen Ländern betreffen, wie z. B. die Schlachten bey Grossbeeren, bey Dennewitz, und an der Katzbach, die meiste Ausführlichkeit. Wegen Vandamme's schwankt der Vf. zwischen verschiedenen Angaben. Nach S. 198 und 213 hatte er, ehe er in Böhmen einrückte, den Marschallsstab schon erhalten, nach S. 200 sollte er ihn erst verdienen. Nach der Erzählung des Vfs. war es der Commandeur der österreichischen Cavallerie-Brigade des Prinzen von Coburg, der Oberste Suck, den der König von Preussen auffoderte, den nach Töplitz führenden Gebirgspass vertheidigen zu helfen, und sich desswegen an den russischen General Ostermann anzuschliessen. — Sollte wohl Thielemann (S. 228) bey Kösen 26 Kanonen, und 2500 Gefangene, und bey Merseburg wieder 2000 Gefangene erbeutet haben? Napoleon hätte bey Leipzig, auch ohne den Übergang der Würtemberger (?) und Sachsen, nicht gesiegt. Seinen schon am 18ten begonnenen Rückzug erleichterte der Umstand, dass die Verbündeten sich des Dorfes Lindenau nicht bemächtigen konnten. Auch nach der Erzählung unseres Vfs. zeigte der König von Sachsen alle Bereitwilligkeit, mit den verbündeten Monarchen in Unterhandlungen zu treten; diese wurden aber vornehmlich von dem Kaiser Alexander standhaft abgelehnt. Dieser erklärte, dass, nach Allem, was der König von Sachsen zum Nachtheil der Verbündeten gethan hätte, man sich nicht geneigt fühlen könne, seinen Worten zu glauben, noch seine Vorschläge anzunehmen. Daher wies er auch in Leipzig dessen Besuch ab.

Der vierte Band, dessen Titelkupfer den Kronprinzen von Wirtemberg, und die beiden Feldherren, York und Wrede, darstellt, erzählt die Geschichte von

dem Rückzuge der Franzosen über den Rhein bis zum Frieden von Paris. Von dem auf die neuere Staatengeschichte so lebhaft einwirkenden Baron von Stein erzählt der Vf. S. 61 und 62, dass derselbe, von Napoleon im Jahr 1808 geächtet, bis 1812 in Prag lebte, und dann, die Sache Russlands mit warmem Herzen umfassend, nach dem Rückzuge der Franzosen über die Weichsel, zur Vereinigung Preussens mit Russland beytrug: ein Mann (sagt der Vf.), der, wegen seiner Integrität, geachtet wurde, und von welchem man zugleich annahm, dass er durch eine genauere Kenntniss der deutschen Angelegenheiten besonders nützlich werden könnte. S. 64 wird der Fürstin von Lippe-Detmold der Vorwurf gemacht, dass sie der Sache Napoleons mehr angehangen habe. — S. 67 schildert der Vf. den Charakter der drey verbündeten Monarchen. Auf eine bewundernswürdige Weise bildeten dieselben eine Einheit, vermöge welcher alle die Vortheile verschwanden, welche dem französischen Kaiser, als alleinigem Beweger seiner Kräfte, zu *Gute kommen mussten*. Der Kaiser von Russland, jung, ritterlich und kühn, ging immer nur auf die Idee; ihm war es genug, das Ziel gedacht zu haben; der Kaiser von Österreich ernsten Geistes, und durch eine Reihe von bitteren Erfahrungen gebildet, beschäftigte sich mehr mit den Mitteln. Wie sich in dem geistigen Verhältnisse dieser beiden Monarchen Vieles von selbst ergänzte und ausglich: so war der König von Preussen, der zwischen Alexander und Franz in einer sehr glücklichen Mitte *stand*, in allen den Fällen, wo die Angelegenheiten wieder günstig *standen*, der *Stand*hafte, den nie der Muth verliess, und der, durch seine persönliche Tapferkeit, bewirkte, dass das Übel nie den höchsten Grad der Verschlimmerung erreichte. Bey einer grösseren Ähnlichkeit der Charaktere würde jeder seinen eigenen Gang genommen haben, und zwar einen solchen, welcher nur verderblich geworden seyn würde (?). Bey der Erzählung von den Unterhandlungen zu Chatillon nimmt der Vf. auf Österreichs Einwirken, und auf des grossbritannischen Cabinets festen Entschluss, mit Bonaparten schlechterdings nicht zu unterhandeln, zu wenig Rücksicht. Zur Darstellung der Erstürmung der Anhöhen von Paris hat der Vf. noch zu wenig Nachrichten gesammelt; Manches würde sonst anders ausgefallen seyn. Eben diess gilt von der Regentschaft der Maria Luise, und von der Zusammenkunft, die der Kaiser Franz zu Rambouillet mit derselben hielt. — Beweisen Napoleons Taufzeugnisse wirklich, dass er schon am 5 Febr. 1768 geboren? Nun noch die Schilderung seiner Gemüthsart (S. 247). Als Corse hatte er die Anlage zu einem starken Willen; sein Egoismus war eine Folge des Geistes, der, zur Zeit seiner Erziehung, in Frankreich herrschte; eine kriegerische Erziehung; seit 26 (?) Jahren Oberbefehlshaber, hatte er nicht die (keine?) Fähigkeit für die Regierung, die er für den Oberbefehl besass; er bildete sich ein, sein militärisches Talent wäre hinreichend zur Ausführung eines jeden seiner Plane; aber er ergriff (wohl nicht immer) falsche Massregeln u. s. w. Die angestrichenen Stellen, so wie folgende Ausdrücke, als (im 3ten Bande) Farze, S. 227, den Garaus machen, S. 229, den Kürzeren ziehen, beweisen übrigens, dass der Vf. die Aufmerksamkeit auf seine Schreibart zuweilen etwas höher spannen muss.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Neustadt* an der Orla, b. Wagner: *Was hat zu aller Zeit als geleistete Erziehung gegolten? und wie möchte ein Jeder erzogen seyn?* Von dem geh. Kriegsrath *Himly* in Berlin. 1813. 22 S. gr. 8. (4 gr.)

Der Vf. erklärt zuerst, was man im alten praktischen Sinn und Sprachgebrauch sich als Erziehung gedacht habe, nämlich: Einwirkung des mündigen Menschen auf den unmündigen, damit er mündig werde — oder wie er sich nach heutiger Art zu reden ausdrückt: ein geordneter, absichtlicher Einfluss des Erwachsenen auf den Unerwachsenen zum Zweck seiner Entwickelung und Bildung. Hierauf giebt er eine nähere Erläuterung über den Begriff der Mündigkeit, und setzt fest, was einzig als geleistete Erziehung gelte, nämlich: „bewirkte Fähigkeit zu einer selbstständigen Verknüpfung mit der Gesellschaft durch fertige Ausübung einer in ihrem Culturzustande begriffenen Thätigkeit." So wird und muss es Jedem erscheinen, der nicht sowohl dem einseitigen Treiben einzelner Systematiker nachgeht, sondern aus der gesammten hieher gehörigen Zeitbestrebung eine Summe zu ziehen sucht, in welcher sich die wahrhaft wirksame und allgemein geltende Grundansicht des Gegenstandes zu erkennen giebt. Jeder andere versuchte Begriff des Erziehungsganzen widersteht der wirklichen Realisirung und Hinausführung. Aus den übrigen Blättern polemisirt Hr. *H.* gegen anders gerichtete Bestrebungen, die sich besonders in unserer Zeit des Theoretischen mehr als je bemächtigen, und schliesst mit dem Resultat: „Eben das, was das Wohl der Gesellschaft vom einzelnen Menschen fodert — *bestimmte Thätigkeit* — das fodert von ihm auch sein eigenes Wohl. In der gewonnenen Thätigkeits-Bestimmtheit bewährt sich einem Jeden die *erhaltene* Erziehung, und darum eben muss auch in der *bewirkten* der Beweis *geleisteter* Erziehung liegen." — Der Vf. entwickelt seine Ideen mit Scharfsinn und Gründlichkeit, nur nicht mit der nöthigen Klarheit und Anschaulichkeit. Die Sprache ist oft zu gesucht, und der Periodenbau zu verwickelt.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

MEDICIN.

Halle, in der Waisenhausbuchhandl.: *Deutsches Archiv für die Physiologie*; herausgegeben von *J. P. Meckel.* Zweyter Band. 1tes — 4tes Heft. 1816. 720 S. 8. Mit 8 Kupfertafeln. (4 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1817. No. 216.]

Erstes Heft. I. *Vom Athmungsbedürfniss des Körpers zum Behuf der Geistesthätigkeit.* Von *Nasse.* Ein, den zweyten Band würdig eröffnender Aufsatz, worin der Vf. die schon früher gemachte Behauptung, dass die Geistesthätigkeit keinesweges wie die aufregenden Gemüthsbewegungen Vermehrung, sondern im Gegentheil Verminderung des Athmens erfodere und verursache, bestätigt, und durch scharfsinnige Betrachtungen erläutert. Die Erfahrung lehrt, dass man bey Kopfarbeiten sparsamer und schwächer athmet, ja bey angestrengtem Denken selbst auf kurze Zeit das Athmen absichtlich aussetzt; es scheint also, als wenn zum Behufe der Geistesverrichtung das Athmungsbedürfniss des Körpers nur gering seyn möge. Diese Vermuthung bestärkt der Vf. durch folgende Gründe: 1) dass bey der blauen Krankheit nicht nothwendig Schwäche der Geisteskraft, sondern bisweilen auch das Gegentheil vorkomme, welches Rec. an zwey noch lebenden blausüchtigen Kindern, unter denen besonders ein Bauerknabe verhältnissmässig verständig ist, deutlich beobachtet; 2) dass Herzkranke ohne Beschwerde ruhiges Nachdenken und Anstrengung der Geistesthätigkeit ertragen, da ihnen im Gegentheil Gemüthsbewegungen so nachtheilig sind; 3) dass in Lungen- und Luftröhren-Krankheiten bey fast gehemmten Athmen die Geisteskraft nicht gestört, oft sogar noch eine Zeitlang erhöht werde; 4) dass bey ganz unterdrücktem Lungenathmen, wie mehrere Beyspiele lehren, noch Fortdauer der Geistesthätigkeit und Bewusstseyn vorhanden seyn könne; 5) dass wenn das zum Gehirn gehende Blut bedeutend zu den Verrichtungen des Geistes beytrüge, die Hirnarterien bey geisteskräftigen und geistesthätigen Menschen grösser seyn müssten, als bey geistarmen und geistträgen, und überhaupt beym Menschen verhältnissmässig grösser als bey Thieren; diess sey aber noch nicht beobachtet worden. — Aus Obigem zieht der Vf. hauptsächlich diese Folgerungen: es sey nicht richtig, was man behaupte, dass bey dem Kinde nach der Geburt das Athmen wegen der vermehrten Apperception der Aussenwelt und gesteigertem Bewusstseyn nothwendig werde; — es sey zu bezweifeln, ob der Erstickungstod kurz und schmerzlos sey (diess bestätigt Rec., der zweymal scheintodt aus dem Wasser gezogen wurde, durch eigene Erfahrung, indem er sich sehr wohl erinnert, ungeachtet des ganz unterdrückten Athmens doch noch lange Zeit völlige Besinnung und ein sehr schmerzhaftes Klopfen des Herzens und der grossen Gefässstämme in der Brust gehabt zu haben); — was in aufregenden Gemüthsbewegungen ein gesteigertes Athmen nothwendig mache, müsse daher nicht vermehrte Geistesthätigkeit, sondern etwas Anderes seyn; — ferner: anhaltende geistige Beschäftigung verhindere im Entwickelungsalter die Ausbildung der Athmungswerkzeuge, und bringe bey schon entwickeltem Körper Schwäche der Lungen, Engbrüstigkeit, oder wenigstens die Gewohnheit, nicht tief zu athmen, hervor; — im Gegentheil müssen häufige aufregende Gemüthsbewegungen wegen Vermehrung des Athmens und dadurch auch zu rascher Stoffverzehrung nachtheilig wirken; — endlich müsse das zum Hirn gehende Schlagaderblut, da der in den Lungen ihm mitgetheilte Athmungseinfluss höchstens nur zu einem geringen Theil für die Geistesthätigkeit verbraucht werde, eine andere Bestimmung haben, als die zum Dienst für diese Thätigkeit; und es sey gar wohl anzunehmen, dass der Überschuss der Lebensspannung des Hirns gleich einem Lebensquell in das Rückenmark und die Nerven übergehe. — II. *Anatomie des Gehirns der Vögel.* Von *A. Meckel.* Taf. I. Sehr genaue, fleissige, manches Eigenthümliche und Neue, nicht gut eines Auszugs Fähige, enthaltende Untersuchungen, mit getreuen und recht deutlichen Abbildungen. Die von dem Vf. vermuthete Analogie des Hirnanhanges mit den zur Bildung des Fötus bestimmten Organen, vorzüglich mit dem Dottersack und der Allantris, scheint doch sehr wenig für sich zu haben. — III. *Über eine besondere Einwirkung des Wassers auf die Muskelreizbarkeit.* Von *Nasse. Carlisle* hatte bey seinen Untersuchungen über das Fleischkräuseln gefunden, dass noch nicht steifgewordene Muskeln von eben getödteten Thieren stark Wasser einsaugen. Hr. *Nasse* beobachtete nun, dass durch dieses Wassereinsaugen auch die Reizbarkeit der Muskeln sehr geschwächt, und ihr Absterben sehr befördert werde. Mit dieser merkwürdigen Erscheinung bringt der Vf. sinnreich mancherley

andere Beobachtungen in Beziehung. — IV. *Über die Beziehung zwischen den Tageszeiten und verschiedenen Functionen des menschlichen Körpers, und die Art, auf welche die Bewegungen des Herzens und der Schlagadern durch Muskelthätigkeit abgeändert werden.* Von *R. Knox.* Aus dem *Edinb. med. and surg. Journal.* Bd. XI. Heft 41 und 42. Es ist *a priori* wahrscheinlich, dass die den ganzen Tag hindurch auf den Körper einwirkenden Reize aller Art den Puls vom Morgen zum Abende hin beschleunigen, und *Cullen* behauptete sogar eine doppelte, mit den Fieberexacerbationen zu vergleichende mittägliche und abendliche Pulsbeschleunigung. *Knox* fand aber bey vielen genauen und wiederholten Versuchen, dass das Gegentheil Statt finde, und der Puls also, des Morgens am schnellsten, immer gegen den Abend hin allmählich an Schnelligkeit abnehme, und dass der Puls des Morgens nicht bloss im Allgemeinen schneller, sondern auch erregbarer sey. Diese Abnahme der Schnelligkeit ist bedeutend; z. B. in einem Falle von des Morgens um 11 Uhr bis des Abends um 8 Uhr von 72 Schlägen bis auf 58. Über die Stunde, um welche die Schnelligkeit und Erregbarkeit des Pulses zunimmt, ist der Vf. noch nicht gewiss; bey ihm selbst schien es die dritte Morgenstunde zu seyn. Der Schlaf sey nicht die Ursache der täglichen Erneuerung des Steigens des Pulses am Morgen; denn sie geschehe auch ohne Schlaf. Eine ähnliche Periodicität als die für das Blutsystem angegebene herrsche im ganzen Organismus, und namentlich deutlich in Ansehung der geistigen Thätigkeit, der Verdauung, der Muskelkraft und der Respiration. — V. *Über den schwammigen Körper der Ruthe des Pferdes.* Von *Friedrich Tiedemann.* Taf. II. Fig. I. II. III. Man war früher, und ist es zum Theil noch jetzt, der Meinung, dass die Aufrichtung der männlichen Ruthe durch Ergiessung des Blutes in eine eigene Art von Zellen geschehe, aus welchen die Venen der Ruthe das Blut wieder einsögen. *Cuvier* hingegen fand bey den Untersuchungen der Ruthe grösserer Säugthiere, dass die schwammigen Körper bloss aus einem Netz von Arterien und Venen bestehn, und kein Blut in eigene Zellen ergossen werde. Hr. *Tiedemann* bestätigt diess durch sehr genaue Untersuchungen der Pferderuthe, und bildet die gleichsam varikösen Erweiterungen der Ruthenvenen, in welchen sich während der Aufrichtung das Blut verhält, deutlich ab. Rec. sieht dasselbe, obgleich minder deutlich, auch an einem gut gerathenen Präparate einer menschlichen Ruthe. — VI. *Von dem Hirn und den fingerförmigen Fortsätzen der Triglen.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II Fig. IV. V. VI. Der Vf. fand bey der *Trigla adriatica* am Rückenmark gleich hinter dem Gehirn eine Reihe von Anschwellungen oder Ganglien, aus welchen bedeutende Nerven für die Brust- und Bauchfloskeln, besonders aber auch für die fingerförmigen Fortsätze dieser Thiere entspringen, die dem Vf. theils Bewegungs-, theils Tast-Organe zu seyn scheine. — VII. *Sonderbare Kiemenbildung bey den Nadelfischen.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II. Fig. VII. VIII. Bey *Syngnathus acus* und *hippocampus*, deren Kiemendeckel mit dem hinteren Theile des Kopfes verwachsen sind, fand der Vf., dass die kleine Kiemenöffnung auf jeder Seite zu einer geräumigen Höhle führen, worin die sonderbar gestalteten, fast traubenförmigen, aus etwa 40 Läppchen bestehenden Kiemen liegen. — VIII. *Beschreibung der Hautdrüschen einiger Thiere.* Von *F. Tiedemann.* Taf. II. Fig. IX und X. Bey der gemeinen und der Speckfledermaus entdeckte Hr. *T.* unter der Haut des Antlitzes auf jeder Seite einen mit einer Spalte nach Aussen sich öffnenden, eine öligte Flüssigkeit enthaltenden Sack; — ferner fand er beym Murmelthier unter der Haut der Wangen kleine Hautdrüschen, die eine nach Knoblauch riechende Flüssigkeit absondern; — und endlich auch bey der Fischotter viele Drüschen zwischen der Haut und dem Hautmuskel zerstreut, die eine wie Fischthran riechende Flüssigkeit absondern. Sonderbar ist auch, was der Vf. bemerkte, dass die aus der Haut der *Salamandra terrestris* im Winter ausgeschiedene Flüssigkeit einen starken Jasmingeruch verbreitet. IX. *Über den regelwidrigen Verlauf der Armpulsadern.* Von *J. F. Meckel.*

Intelligenzblatt. I. *Epilepsie im Dunkeln.* Von *Nasse.* Bey einem jungen Manne kamen die Anfälle nur dann in der Nacht, wenn kein Licht brannte. — II. *Zunehmende Wässerigkeit der bey einer Wassersüchtigen abgesonderten Flüssigkeit.* Von *Nasse.* — III. *Ein Fall, wo die Zeugungskraft einer Frau an eine gewisse Zeit im Jahre gebunden ist.* Von *Nasse.* Eine Frau hatte mehrere Kinder, eins ausgenommen, in den drey letzten Monaten des Jahres geboren, und ihre Tochter drey Kinder in den letzten 10 Tagen des Juni. (Sollte diess nicht Zufall seyn, oder von anderen Umständen herrühren?) — IV. *Beytrag zur Geschichte der blauen Krankheit.* Aus einem Briefe des Hn. D. *Jacobson.* An einem Präparate von der blauen Krankheit, welches sich in Hannover befindet, fand Hr. *J.* die Bronchial- und die obere Herzbeutel-Pulsader sehr erweitert. — V. *Über die Dauer der Pupillarmembran.* Von *J. F. Meckel.* Was *Wrisberg* bey neugeborenen Katzen zuerst bemerkt, und der Vf. an ihnen im 3 Heft des 1 Bandes bestätigt hatte, fand er auch bey Kaninchen und Hunden. Bey jenen nämlich sahe er die Pupillarmembran noch am 3ten, bey diesen noch am 10ten Tage nach der Geburt vollkommen. — VI. *Beyträge zur Geschichte der Bildungsfehler des Herzens.* Von *J. F. Meckel.* Mittheilungen dreyer von *Chaussier* bekannt gemachten Bildungsfehler des Herzens; im ersten Falle lag das Herz frey vor der Brusthöhle; im zweyten nur durch die Haut bedeckt, indem das Brustbein und die Rippenknorpel grösstentheils fehlten; im dritten Fall endlich fanden sich in einem einfachen Körper 2 Herzen, eins in der Brust, das andere in der Bauchhöhle. — VII. *Über ungewöhnliche Neigung zu Blutungen.* Von *J. F. Meckel.* Mittheilungen der im *London med. repository* Vol. III. p. 69 erzählten Fälle von erblicher ausserordentlicher Neigung zu Verblutungen. Hr. *M.* hält ungewöhnliche Flüssigkeit und Menge des Blutes für die Ursache dieses Zustandes, den er eine Fötus- und Eutaceen-Ähnlichkeit nennt, was Rec. ein wenig wunderbar

klingt. Denn das Übermaſs des Blutes wird durch das Bluten selbst ja bald gehoben, die Flüſsigkeit desselben ist aber in vielen Krankheiten noch gröſser, ohne daſs je dabey Verblutung auf kleine Verletzungen folgte; die Ursache dieser wunderbaren Disposition liegt also wohl nicht im Blute, sondern in den Abweichungen des Baues und der Lebensthätigkeit der Gefäſse, die sich nicht zusammenziehen. — VIII. *W. Clifts Versuche, den Einfluſs des Rückenmarkes auf die Thätigkeit des Herzens in den Fischen auszumitteln.* Aus den *Philos. Transactions.* 1815. Aus diesen Versuchen ergiebt sich, 1) daſs die Muskeln des Karpfens noch 4 Stunden nach Wegnahme des Gehirns und Herzens in kraftvolle Thätigkeit versetzt werden können; 2) daſs die Thätigkeit des Herzens schneller erlöscht, wenn Waſser, als wenn Luft in den geöffneten Herzbeutel tritt; 4) daſs die Thätigkeit des Herzens noch lange nach Zerstörung des Rückenmarkes und des Gehirns, und noch länger dann fortdauert, wenn das Gehirn ohne Verletzung seiner Substanz weggenommen wurde. — IX. *Über die Menge der durch das Athmen gebildeten Kohlensäure.* Aus dem *new London med. and phys. Journal.* Vol. VI. 1813. S. 535. Versuche des D. *Prout*, aus welchen erhellt, daſs die Menge der durchs Athmen gebildeten Kohlensäure periodisch zu bestimmten Tageszeiten zu und abnimmt, und von Bewegung, Speisen, Schlaf und Leidenschaften verändert wird. — X. *Einige Versuche und Bemerkungen über die Hauteinsaugung.* Von *Th. Sewell.* (*Bradley med. and phys. Journal.* Vol. 31. 1814. p. 80. — *Beytrag zur Geschichte des Fötus in Foetu.* Mittheilung des von D. *Philipp* beobachteten hieher gehörigen Falles. Rec. muſs bey dieser Gelegenheit gestehen, daſs die von Hn. *Meckel* im zweyten Bande seiner pathol. Anatomie aufgestellte Meinung, daſs der enthaltende Fötus den enthaltenen gezeugt habe, ihm nicht die richtige zu seyn scheine.

II Heft. I. *Gedanken zur Beantwortung der Frage: in wiefern Wachsthum, Reproduction und Abnahme des thierischen Körpers begründet werde durch den Stand und die Verhältniſse seiner Organisation?* Von D. *C. H. Carus*, Prof. der Entbindungskunde in Dresden. Nicht gut eines Auszugs fähig. — II. *Untersuchungen über das Athmen.* Von *Naſse.* Ein sehr gehaltvoller Aufsatz, in welchem der Vf. auf die Nothwendigkeit einer Revision der Lehre vom Athmen hindeutend, die von den Physikern und Chemikern gelieferten Meinungen und Thatsachen prüft und gegen einander abwägt. In diesem Aufsatze handelt Hr. *N.* nur über die Ursachen der Luftveränderung in den Lungen des Menschen und der höheren Thiere, und gelangt zu dem Resultat, daſs der Vorgang in den Lungen rücksichtlich des Sauerstoffes und der Kohlensäure ein bloſser zwischen dem lebenden Körper und seiner Umgebung Statt findender Umtausch dieser beiden Gasgrundlagen sey, wobey die Luft Sauerstoff abgiebt und Kohlensäure aufnimmt. Die bekannten Einwürfe gegen diese Meinung wiederlegt Hr. *N.*, wie uns dünkt, gröſstentheils glücklich.

Intelligenzblatt. I. *Über die Fettbildung im Darmkanale lebender Thiere.* Von *E. Home.* (Aus den *Phil. Transact.* 1813. Th. 2.) Durch mancherley physiologische und pathologische Erscheinungen verleitet, glaubt *Home*, daſs die Bildung des thierischen Fettes nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Absonderung, sondern im unteren Theile des Darmkanals geschehe, und daſs das hier bereitete Fett zu allen Theilen des Körpers durch Aufnahme in den Kreislauf hingeführt würde. Daſs sich in pathologischen seltenen Zuständen allerley Fettmaſsen im dicken Darm erzeugen, ist allerdings merkwürdig, beweist aber, wie uns dünkt, so wenig als die anderen angeführten Gründe etwas für jene sonderbare Meinung. — II. *Über die Organe der Einsaugung in den Säugthieren.* Von *Magendie* und *Delille.* (Vorgelesen im Pariser Institut 1809). Recht genaue Versuche, aus denen zu folgen scheint, daſs das Lymphsystem nicht immer der Weg sey, auf welchem fremde Substanzen in das Blutsystem gelangen; und daſs das Blut von Thieren, auf welche das Strychnosgift eingewirkt hat, auf andere Thiere keine tödtlichen Wirkungen äuſsern könne. — III. *Über die einsaugenden Gefäſse des Mutterkuchens.* Von *H. Uttini.* Untersuchungen, die, wie uns dünkt, auch nicht die Anwesenheit solcher Gefäſse beweisen. — IV. *Untersuchungen über den Chylus.* Von *Vauquelin* (s. *Annales du Museum d'hist. nat.* Tom XVIII) und von *Marcet* (*Med. chir. Transact.* 1815). — V. *Chemische Untersuchung des Blutes und einiger anderer thierischer Feuchtigkeiten.* Von *W. Th. Brande.* (*Phil. Transact.* 1812.) — VI. *Beobachtungen über das Eyweiſs und einige andere Flüſsigkeiten, mit Bemerkungen über ihre Analyse durch elektro-chemische Zersetzung.* Von *W. Brande.* (*Phil. Transact.* 1809.) — VII. *Zur Lehre von der thierischen Wärme.* 1) *Paris über die thierische Wärme.* Die verschiedene Wärmefaſsungskraft des arteriellen und venösen Blutes sey allerdings eine, aber nicht hinreichende Quelle der thierischen Wärme, die auch auſserdem durch den Absonderungsproceſs erzeugt würde, da alle abgesonderten Flüſsigkeiten eine geringere Wärmefaſsungskraft als das Blut besäſsen. 2) *J. Davy über die Temperatur verschiedener Theile des thierischen Körpers.* Eine genaue Angabe derselben mit Bemerkungen darüber. 3) *Gordon über die Entwickelung von Wärme während des Gerinnens des Blutes.* Bestätigende Versuche. — VIII. *Wilson Philipps Versuche, um den Grund der Bewegung des Herzens und das Verhältniſs zwischen diesem und dem Nervensystem auszumitteln.* Viele und scharfsinnige Versuche und Bemerkungen darüber, die besonders noch durch Vergleichung mit denen von *le Gallois* interessanter werden. — IX. *Beytrag zur Geschichte des Versehens.* Von *Klein.* Eine Geschichte, die, je nach dem man denkt, Alles und Nichts beweist. Eine im achten Monate schwangere Frau erschrickt über das zerprügelte blauaufgeschwollene Gesicht ihres Mannes, und gebärt ein Kind mit einem fürchterlichen fungösen Muttermale an derselben Stelle des Gesichtes. Die 3te Tafel bildet diesen seiner groſsen Verunstaltung wegen allerdings intereſsanten Fall recht deutlich ab. —

X. *Über die Entstehung von Schimmel im Inneren des thierischen Körpers.* Von D. *G. F. Jäger* in Stuttgardt. Eine ähnliche Beobachtung, wie die von *Mayer* im 2 Hefte des 1 Bandes dieses Archivs mitgetheilte. Auch hier befand sich der Schimmel bey einem Schwan nur auf krankhaft degenerirten Stellen. Da aber sowohl im *Mayer*'schen als in diesem Falle die Untersuchung doch immer einige Zeit nach dem Tode angestellt wurde: so bleibt es wohl wahrscheinlich, dass der Schimmel sich nach dem Tode erst und nicht schon beym Leben des Thieres gebildet habe. Wenigstens hat Rec., der bey lange gefangen gehaltenen Adlern und einem Trappen viermal ganz ähnliche Degenerationen innerer Theile fand, gleich nach dem Tode nie Schimmel gefunden, den er aber auch einmal an einem ihm zugeschickten, also schon länger todten Falken auf Speckgeschwülsten bemerkte. — XI. *Vom Pulse.* Vom Prof. *J. Döllinger.* Vivisectionen und Entblössung der Carotiden in lebenden Thieren zeigten beym Pulse keine abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung. Der Puls entstehe daher einmal durch die vom Herzen eingetriebene Blutwelle, deren Stoss sich der Arterienwand so mittheilt, dass man ihn wohl fühlen kann, ohne dass dabey die Arterie erweitert wird; und zweytens durch die Streckung der gekrümmten Arterie. — XII. D. *Edwards Phillips Beschreibung eines Falles, wo Theile von einem Fötus in einer Unterleibsgeschwulst eines Mädchens von 2½ Jahren gefunden wurden.* (Aus dem *Medico-chir. Transact.* 1815.)

III *Heft.* I. *Über die Bewegung des Oberkiefers der Vögel.* Von *Chr. L. Nitzsch.* Man nahm bisher den Kalao und Auerhahn in Ansehung der sonst allen Vögeln zukommenden Beweglichkeit des Oberkiefers als Ausnahmen an; Hr. *N.* aber hält es aus sehr richtigen Gründen für wahrscheinlich, dass auch bey diesen beiden Vögeln das allgemeine Gesetz Statt finde; in einer Nachschrift sagt er, dass er beym frischen Auerhahnskopfe diese Beweglichkeit des Oberschnabels wirklich gefunden habe. Rec. bemerkt, dass er sie auch an dem trockenen Schädel eines jungen Auerhahns in seiner Sammlung, und unter zweyen Schädeln des Kalao auch bey dem einen deutlich sahe; die Beugungsstelle ist bey Letzterem natürlich nur die einzig mögliche, nämlich dicht hinter dem Höcker. — Dann beschreibt der Vf. die Art der Bewegung des Oberkiefers der Vögel genauer, als sie bisher bekannt war, und zeigt besonders, dass sie nie durch Gelenkung, sondern bloss durch Beugung der hier dünnen und geschmeidigen Knochenstücke geschehe. Sehr interessant ist auch die Entdeckung, dass bey mehreren besonders Sumpfvögeln nur die Spitze des Oberkiefers beweglich, und der Beugungspunct weiter vorgerückt sey — und dass bey der Gattung *Charadrius*, wie Hr. N. sie annimmt, der Schnabelrücken gar zwey Beugungspuncte, einen vor und den anderen hinter den Nasenlöchern habe. — II. *Chemische Untersuchung des Harns eines diabetischen Pferdes.* Vom Prof. *J. F. John.* Er unterschied sich wesentlich vom Harn diabetischer Menschen, besonders durch den Mangel des Zuckerstoffes. — III. *Versuch einer Geschichte der menschlichen Zeugung.* Vom Prof. D. *J. Döllinger.* Das Hauptsächlichste in 41 aphoristischen Sätzen, von denen manche wohl kaum haltbar, andere aber wohl schmackhafter und deutlicher seyn möchten, wenn sie in gewöhnlichen, und nicht in sogenannten naturphilosophischen Worten ausgesprochen wären. — IV. *Beyträge zur Bildungsgeschichte des Herzens und der Lungen der Säugthiere.* Von *J. F. Meckel.* Hiezu die 4te und 5te Kupfertafel. Wenn auch wenig Neues enthaltend, doch zur Bestätigung zweifelhafter Puncte und wegen der Schwierigkeit, welche solche Untersuchungen an ganz jungen Embryonen verursachen, dankenswerth. Nur in Ansehung der verhältnissmässigen Weite des arteriösen Ganges stimmen Rec. Untersuchungen nicht mit denen des Vfs. überein, da er nicht nur bey 7 und 8 monatlichen, sondern auch bey allen reifen Fötus, *wenn sie todtgeboren waren,* den arteriösen Gang bedeutend weiter als die Lungenarterien-Äste fand. — V. *Über das Athmen.* Von *Nasse.* (Fortsetzung). II. *Über die Farbe des Blutes, in Beziehung auf das Athmen.* Es sey nicht bewiesen, dass, wie man gewöhnlich annimmt, im venösen Blute mehr Kohlenstoff oder Kohle enthalten sey, als im arteriösen, und dass davon die dunkele Farbe des ersteren herrühre. Denn wenn auch nicht Eisenkalk oder Eisensalz, sondern der Kohlenstoff die rothe Farbe des Blutes überhaupt hervorbringe: so sey das Wie dieser zweyerley Blutfärbung doch noch unentschieden. Verbrennung von Kohlenstoff oder Kohlenstoffoxyd in den Lungen finde gewiss nicht Statt, sondern der Eintritt von Sauerstoff ins Blut und der Austritt von Kohlensäure als solche aus demselben sey wenigstens die entfernte Ursache der Farbenveränderung durchs Athmen. III. *Über das Athmen der niederen Thiere in Vergleichung mit dem Athmen der höheren.* Gegen die Annahme eines verschiedenen Athmungsprocesses in den höheren und den niederen Thieren.

Intelligenzblatt. I. *Zur Lehre von den krankhaften Absonderungen, namentlich der Eiterbildung.* 1) *Bemerkungen über die Membran der Fisteln.* Von *L. R. Villermé.* (Aus *Roux journal de Med. An.* 1815. *Juillet.*) Die Fleischwarzen bilden mit der Zeit in den Fistelgängen eine den gewöhnlichen Schleimhäuten ähnliche, zuletzt von den umgebenden Theilen völlig trennbare Haut, die vorzüglich mit der Haut der Ausführungsgänge die grösste Ähnlichkeit hat. 2) *Über den Lungenauswurf.* Von *Pearson* (aus den *Philos. Transact.* 1809. Th. II). Er nimmt 7 Arten des Lungenauswurfs an, die er sehr genau und in allen ihren Verhältnissen untersucht. 3) *Beobachtungen und Versuche über den Eiter.* Von *Pearson* (ebendaher, 1810. Th. II).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *De usu praepositionum apud Homerum*, epistola ad Fridericum August. Wolfium, Homeri inter Germanos sospitatorem. Auctore *G. Friderico Gynthero* (Guenther), Scholae Berenburgensis Collega quarto. 1814. 44 S. 4. ohne den Zueignungsbrief. (10 gr.)

Der Vf. dieses gelehrten Sendschreibens, der ein rühmliches Zeugniss seiner Vertrautheit mit Homer ablegt, stellt hier Untersuchungen über den Gebrauch der Präpositionen bey Homer auf, als Resultat seiner Beschäftigungen mit dem Dichter, und als Prodromos einer von ihm zu erwartenden homerischen Grammatik. Was der Titel nicht erwarten lässt, folgt nach einer kurzen Einleitung, nämlich eine allgemeine Erörterung über den homerischen Gebrauch der Casus (§. 1—5), dann erst (§. 6—21) die Bemerkungen über die einzelnen Präpositionen, die nach der Ordnung der Casus, die sie regieren, wie in den gewöhnlichen Grammatiken aufgeführt werden, mit jedesmaliger kurzer Hinzufügung ihrer Bedeutungen in zusammengesetzten Wörtern bey Homer. Hier sind unter die mit dem Genitiv außer den gewöhnlichen von Hn. G. noch andere aufgenommen, als §. 10, ἄνευ, (ἄτερθεν, ἀπάνευθεν) ἄτερ, νόσφιν. §. 11, ἕκατι. §. 12, δέμας. Angehängt sind zwey etwas breite Register, das erste über die in dieser Abhandlung erläuterten homerischen Stellen, das andere über die behandelten Wörter und Sachen; wir würden den durch Weglassung derselben gewonnenen Raum bey einer wenige Bogen füllenden und somit leicht zu übersehenden Dissertation lieber der Sache selbst gewidmet haben.

Wie Rec. schon oben erwähnte, bietet die Abhandlung manches Treffliche dar; von diesen Einiges auszuheben, sey unsere erste Sorge. Wir rechnen dahin die Untersuchungen über den Artikel, S. 6, 7; über die Construction mit καίω und den damit verbundenen Wörtern p. 9; über die Zeitbestimmungen bey Homer S. 10, 11; über χαίρειν S. 15 und mehreres Andere. Einige Gegenbemerkungen, die sich über diesen Theil der Abhandlung uns aufdrangen, werden darthun, ob der Vf. bey seinen Untersuchungen über die Anwendung der Casus in den homerischen Sprachgebrauch allemal gehörig eingedrungen sey. Die Fügung Il. ν, 221. εἶν. δ' αὖτ' Ἰδομενεὺς — ἀντίον ηὔδα, ist nicht so unerhört, als Hr. G. S. 2 zu glauben scheint, da, obschon ἀντίον in anderen Verbindungen den Genitiv oder Dativ hat, gerade diese sehr häufig wiederkehrt. Il. ε, 170. θ, 200. ν, 251 u. s. w. Wenn S. 10 a. der Genitiv als mit zu dem Begriffe der Wirksamkeit, wodurch etwas hervorgebracht wird, gezogen ist: so hat Rec., richtig verstanden, nichts dagegen; nur möchte er nicht, wie von Anderen auch schon geschehen ist, die zuerst dafür angeführten Stellen, als Il. β, 415. πρῆσαι δὲ πυρὸς δηΐοιο θύρετρα, die offenbar dem Sinne nach ganz verschieden von anderen, wie z. B. Il. ι, 485 ὄψον δ' ἄσαιμι ist, (obschon, was auch den Grund zu dieser Verwechselung an die Hand gegeben zu haben scheint, unser deutsches *mit* in beiden Fällen, jedoch in ganz verschiedenem Sinne, entsprechend seyn kann) dahin ziehn. Nach unserem Dafürhalten kann der Genitiv als Begriff *wirkender Ursache*, streng genommen, nur dann stehen, wenn er entweder ein Übergehen des einen Gegenstandes in den anderen bezeichnet, oder sich sonst auf örtliche Beziehung zurückführen lässt; für die bloss wirkende Ursache hingegen war der Dativ im Sinne des lateinischen Ablativs die eigentliche homerische Sprachform. Von dem ersten Falle zeigt die zuletzt angeführte Stelle vergl. mit Il. ε, 269 und ε, 281 und anderen sinnentsprechenden, als Il. λ, 562. ἔπειτ' ἐκορέσσατο φορβῆς. Od. θ, 98. ἤδη μὲν δαιτὸς κεκορήμεθα θυμὸν ἐΐσης, wofür denn nach einer gewöhnlichen Sprachweise Homers auch das Participium stehen kann, Od. δ, 541. αὐτὰρ ἐπεὶ κλαίων τε κυλινδόμενός τε κορέσθην. Aus dem zweyten angegebenen Falle erklären wir uns Stellen wie Il. ε, 6. λελουμένος Ὠκεανοῖο. Findet sich nun gleichwohl der Genitiv in Verbindungen, wie die oben angeführte ist: so rührt diess theils davon her, weil in der Idee des Dichters das Feuer hier nicht als wirkend auflösende Ursache, sondern als übergehend in den Gegenstand gedacht worden ist, theils aus dem metrischen Bedürfnisse. Ähnliche Verwechselungen des Dativs für den Genitiv erlauben sich die Dichter gleichfalls. So, um bey dem angezogenen Worte stehen zu bleiben H. in Cerer. 175. κορεσσάμεναι φρένα φορβῆ. Apoll. Arg. III, 897. μηλῆ θυμὸν ἀφαδέως κορεσώμεθα, wo die Sache der *Gesang*, die *Weide* wieder nicht als übergehend, sondern als bloss wirkende Ursache gedacht wird. Il. ι, 490. πολλάκι

μοι κατέδυσας ἐπὶ στήθεσσι χιτῶνα, Οἶνον ἀποβλύζων, würden wir mit *Voss* οἴνον zu ἀποβλύζειν lieber als zu κατέδυσας ziehen. Ähnlich ist Od. γ, 308: ἀποστίλβοντες ἀλείφατος. Warum Il. ψ, 502 αἰεὶ δ' ἡνίοχον κονίης ῥαθάμιγγες ἔβαλλον mit aufgeführt wird, gesteht Rec. vollends nicht zu begreifen. Bey der Untersuchung über die homerischen Zeitbestimmungen durften, um vollständig zu seyn, die Adverbien, wie Il. β, 303 χθιζά und πρώϊζα, ι 692 αὔριον, λ, 431 σήμερον und andere nicht übergangen werden. Auch können, schon der Natur der Sache nach, nur die mit πᾶν zusammengesetzten Zeitadjectiven die Dauer der Zeit anzeigen, und ἑτερήμεροι aus Od. λ, 303 gehört, wie der Vf. will, nicht hieher. Bey dem Zeitwort τέρπομαι, von dem der Vf. S. 12 spricht, liegt im Gebrauch des Genitivs und Dativs ein leicht einzusehender Unterschied, der am einleuchtendsten aus der auch von Hn. *G.* angeführten Stelle Od. ψ, 300, 1. αὐτὰρ ἐπεὶ φιλότητος ἐταρπήτην ἐρατεινῆς Τερπέσθην μύθοισι, hervorgeht. Mit dem Genitiv nämlich steht es nur in den Formen des unregelmässigen Präteritums, und bezeichnet dann *sich an etwas vergnügt haben, davon erfüllt seyn;* mit dem Dativ wird die Sache als fortwährend gedacht, also *sich vergnügen, ergötzen an etwas;* und hier herrscht der Gebrauch des Präsens oder höchstens des Imperfects vor. Alle homerischen Stellen bestätigen diess. So sprechen, ausser den vom Vf. angeführten, für letzteren Gebrauch noch Il. η, 61. ἀνδράσι τερπόμενοι. Od. α, 26. ἔνθ' ὅγε τέρπετο δαιτὶ παρήμενος; für ersteren Il. λ, 786. αὐτὰρ ἐπεὶ τάρπημεν ἐδητύος ἠδὲ ποτῆτος: in derselben Bedeutung steht ganz gleich mit dem oben angeführten κορεσθεὶς Il. τ, 19. φρεσὶν ᾗσι τετάρπετο, δαίδαλα λεύσσων. Die Anwendung auf die zuerst aus der Odyssee angeführte Stelle ist von selbst klar. In den ferneren Untersuchungen über den Dativ hat den Rec. die über τοῖσι S. 14, ob es nämlich das Masculinum oder Neutrum sey, am wenigsten angesprochen. Er weiss nicht, warum Hr. *G.* eine Menge Stellen zum Beweis einer Sache aufführte, die keines bedurfte. Denn schwerlich möchte irgend Jemand, wie in Il. α, 578. τοῖσι δ' ἀνστάμενος προσέφη πόδας ὠκὺς Ἀχ., diese Form für das Neutrum ansehen. Für das Masculinum erklärt es auch Rec. Od. ρ, 73 τοῖσι δὲ Πείραιος δουρικλυτὸς ἐγγύθεν ἦλθεν, wo Hr. *G.* nicht recht weiss, was er damit anfangen soll, weil ἐγγύθεν, wie ähnliche Ortsandeutungen, als ἄγχι, ἑκάς, τῆλε, πέλας (durch einen Druckfehler (wovon diese Seite hauptsächlich in den Verszahlen am wenigsten frey geblieben zu seyn scheint) steht πάλας), gewöhnlich mit dem Genitiv verbunden würde. Wie aber denkt sich der Vf. Od. α, 445. ὥς ῥ' Ὀδυσῆϊ Ἐγγύθεν ἑστήκει, wie Il. σ, 16 die nämliche in der Od. unerklärliche Verbindung: τέφρα οἱ ἐγγύθεν ἦλθεν ἀγαυοῦ Νέστορος υἱός? Vergl. noch σ, 381, ν, 330, und eben so σχεδὸν Il. χ, 131 ὁ δέ οἱ σχεδὸν ἤλυθεν Ἀχ. Wollte man aber hier das Adverbium bloss im Zusammenhange mit dem Verbum denken, und von diesem erst den Dativ abhängen lassen: so möchte Il. υ, 153 ἐπεὶ φόνος ἐγγύθεν αὐτῷ entgegentreten. Bey der Construction des Wortes ἀμύνω S. 15 hätte die Verbindung mit dem Genitiv, die es nebst anderen sinnverwandten Wörtern ausser den anderen hat, nicht übersehen werden sollen; als: Il. μ, 179. νηῶν ἠμύνοντο. ο, 731. ἔγχεϊ δ' αἰεὶ Τρῶας ἄμυνε νεῶν. In der Anmerkung S. 14, 15 sieht Rec. gleichfalls nicht ein, wie bey der Behandlung der Verbindung von ναίω und ναιετάω sich Od. ζ, 292, ἐν δὲ κρήνη νάει mit hieher verirren konnte; oder schwebte Hn. *G.* dabey die Ableitung des Eustathius zu Od. δ, 97 S. 1479 beider Worte ναίω *habito* und νάω *fluo* aus einem gemeinschaftlichen Stamme (νῶ. *congero*, σωρεύω) vor? Auch kann es Rec. nicht billigen, dass von dem Vf., dessen Hauptthema überdiess die Präpositionen waren, die mit dem Worte in irgend einer Beziehung verbundenen Präpositionen zugleich aufgeführt werden, was natürlich Wiederholungen veranlassen musste. In der Lehre über den Gebrauch des Accusativs S. 17 hätte den Vf. bey der angenommenen Ellipse in Il. λ, 606. τί δέ σε χρεὼ ἐμεῖο mit *Hermann* zum Viger S. 872 n. A. eines Anderen belehren können. Sehr unzureichend ist auch das, was über die Anhängesylben δε und θεν in demselben §. erinnert wird.

Doch wir brechen hier ab, um zu der Behandlung der einzelnen Präpositionen, als dem Hauptzweck des Vfs., überzugehen. In dieser Lehre nun erwartete Rec., der Vorrede zufolge, Viel von Hn. *G.*, und es thut ihm Leid, sagen zu müssen, dass bey genauerer Ansicht und angestellter Vergleichung diese Erwartungen nur dem kleinsten Theile nach befriedigt worden sind. Wenn die Präpositionen, wie auch Hr. *G.* sie bezeichnet, Wörtchen sind, die zur näheren Begrenzung der Verhältnisse der Casus hinzugefügt werden, und somit dieselben noch enger begrenzen, als es schon durch den Casus an sich geschieht: so war zuvörderst zu zeigen, wie diese Wörter zu diesen Bezeichnungen kamen, wo sie nothwendig, wo sie bloss zufällig sind. Die meisten neueren Grammatiker und auch Hr. *G.* sagen uns, dass im Homer fast jedes Verhältniss auch ohne Vorwort dastehen könne: wir zweifeln daran. Denn braucht dasselbe auch nicht gerade jedesmal vor dem Substant. mit einem bestimmten Casus zu stehen: so muss es dennoch nothwendig dastehen können. Wie will man sich z. B. den Begriff ὃς ἔναιεν ὑπὸ πλάκῳ ohne allen Bestimmungsausdruck denken? Aber eben so unbezweifelt ist es, dass die Präpositionen an sich Adverbien sind, und diess, was gerade im Homer sich am besten nachweisen liess, musste zuvörderst von dem Vf. berücksichtigt werden. Wir sind der Meinung, dass diese frühzeitig zwar in der Sprache befindlichen und nicht erst von anderen entlehnten Wörtchen, da sie vielmehr selbst wieder den Stamm von vielen Wörtern an die Hand geben, dennoch erst nach und nach in die bestimmte Form des Vorworts mit einem Casus übergingen. Eben so musste ihre Trennung von Zeitwörtern, zu denen sie gehören, beachtet werden, was sehr oft die Construction erläutert; dann mussten die einzelnen Bedeutungen strenger geschieden, und den von ihnen zusammengesetzten Wörtern, wollte der Vf. sie in seinen Plan ziehen, eine genauere Untersuchung gewidmet wer-

den. Um dieſs unſer Urtheil zu begründen, heben wir nur Eine Präpoſ., ſo wie ſie ſich uns darbietet, nämlich ἀνὰ aus, um mit der Art und Weiſe, wie der Vf. ſie behandelte, das, was wir unabhängig von Hn. *G.* darüber fanden, zuſammenzuſtellen, woraus man denn auch auf die Arbeit einen Schluſs zu machen im Stande ſeyn wird. Ἀνὰ, dichteriſch auch ἂν und ἂμ vor Lippenbuchſtaben, hängt augenſcheinlich mit ἄνω zuſammen, und bezeichnet, wie dieſes, als Adverbium *aufwärts*, *obenhin*, nur mit dem Unterſchied, daſs bey ἄνω gewöhnlich örtlich ruhende Bedeutung Statt fand, nicht ſo bey ἀνά. Vergl. im erſteren Sinne ἂν Il. η, 168. ψ, 755. 837. 8. Daher mit Vorziehung des Accents ἄνα als ermunternder Zuruf *wohlan! auf!* Il. ζ, 301. σ, 178. Bisweilen geht aber die Bedeutung der Präpoſition auch auf das Adverbium über, und es heiſst nicht mehr *aufwärts*, ſondern *an etwas hin.* So in den ähnlichen Stellen Il. σ, 562 μέλανες δ' ἀνὰ βότρυες ἦσαν und Od. ω, 345 ἔνθα δ' ἀνὰ σταφυλαὶ παντοῖαι ἔασιν; obgleich auch hier das Aufſteigen von *unten* die vorwaltende Idee geweſen ſeyn mag. Als Präpoſition nun bezeichnet ἀνὰ mit dem Accuſat. gleichfalls zuvörderſt *nach oben hin*, *auf*, das *fortgehende Aufſchreiten* nach einer Sache. Denn nach unſerer Meinung muſs in der Beſtimmung der Bedeutungen, die ἀνὰ als Präpoſition hat, dieſe die vorwaltende ſeyn, ſollte ſie auch nicht gerade am häufigſten vorkommen. Auſser den von Hn. *G.*, der dieſe Bedeutung mit Unrecht, als die mehr bey Späteren gewöhnliche, aufführt, erwähnten Stellen, von denen die letztere nicht einmal entſcheidend iſt, vergl. man Od. χ, 132. 239. ἀνὰ μεγάροιο μέλαθρον Ἕζετ' ἀναΐξασα. Hieher gehören ferner die Stellen, wo es Theilen des menſchlichen Körpers beygefügt, und überall die Grundbedeutung anwendbar iſt. Wir führen die davon im Homer ſich findenden Beyſpiele vollſtändig auf. Il. ε, 74. ἀντικρὺ δ' ἀν' ὀδόντας ὑπὸ γλῶσσαν τάμε χαλκός. ι, 547. ἀνὰ ὦτα θέουσα (φλέψ). π, 349. τὸ δ' ἀνὰ στόμα κ. κατὰ ῥῖνας πρῆσε χανών. ψ, 786. σμώδιγγες ἀνὰ πλευράς τ. κ. ὤμους αἵματι φοινικόεσσαι ἀνέδραμον. Od. ψ, 18. αὐτίκα δ' αὐλὸς ἀνὰ ῥῖνας παχὺς ἦλθε. ω, 318. ἀνὰ ῥῖνας οἱ ἤδη δριμὺ μένος προὔτυψε. Il. χ, 452. ἐν δέ μοι αὐτῇ στήθεσι πάλλεται ἦτορ ἀνὰ στόμα, wie ähnlich Apollon. Arg. III, 685. πολλάκι δ' ἱμείροι μὲν ἀνὰ στόμα θῦεν ἐνισπεῖν, woraus das bekannte Il. β, 250. ἀνὰ στόμ' ἔχων ἀγορεύοις deutlich wird, womit Euripid. El. 80. θεοὺς ἔχων ἀνὰ στόμα übereinkommt, und derſelbe ἀνὰ und διὰ verbindend Andromed. 945. Γυναιξὶ τέρψις τῶν παρεστώτων κακῶν Ἀνὰ στόμ' αἰεὶ κ. διὰ γλώσσης ἔχειν, wie Apoll. Arg. III, 793. διὰ στόματος φορέωνται. Gleiche Beziehung iſt in Il. μ, 333. πάπτηνεν δ' ἀνὰ πύργον Ἀχαιῶν, und σ, 278. στησόμεθ' ἂμ πύργους vgl. ι, 270. Eben ſo endlich Od. θ, 377. αὐτὰρ ἐπειδὴ σφαῖραν ἀν' ἰθὺν πειρήσαντο, was den Alten ſchon ſo ſonderbar geſagt ſchien, daſs ſie nach Euſtathius zu dieſer Stelle S. 1602. ἀνιθὺν als zuſammengeſetztes Adverbium annahmen. Mehr noch, als das häufig auch von Hn. *G.* verglichene Od. δ, 434. πᾶσαν ἐπ' ἰθὺν, wird es durch das ganz gleiche Il. φ, 303. πρὸς ῥόον ἀΐσσοντος ἀν' ἰθὺν erläutert. Daraus nun geht die zweyte häufigere Bedeutung von ἀνὰ bey Homer hervor, wo nicht mehr die *Bewegung* von unten in den höheren Raum gedacht wird, ſondern nur *in das Weitere*, ohne Rückſicht, ob dieſs höher, oder nur eben ſo hoch ſey, als der Standpunct, von welchem die Bewegung ausgeht, alſo *über*, *längs*, *durch einen Gegenſtand hin*, aber noch nicht *hindurch*. Denn ſoll ein vollendetes Durchkommen mit bezeichnet werden, ſo wird διὰ angeknüpft, wie Il. κ, 298. Od. ξ, 2. (Beide Stellen ſind in den Verszahlen bey Hn. *G.* unrichtig angegeben.) Hier findet ſich ἀνὰ häufig bey den Wörtern der Bewegung, in der angegebenen Bedeutung; als: Il. ν, 199. φέρητον ἀνὰ ῥωπήια πυκνά. Od. κ, 257. ἰὼν ἱερὰς ἀνὰ βήσσας und anderen örtlichen Gegenſtänden. Allerdings kann auch hier ἀνὰ im Allgemeinen genommen mit διὰ zuſammenflieſsen; aber offenbar iſt die Grundbedeutung beider verſchieden. So ſteht richtig Il. κ, 339. βῆ ῥ' ἀν' ὁδὸν μεμαώς. ψ, 321. ἵπποι δὲ πλανόωνται ἀνὰ δρόμον und ähnlich dem erſteren Apoll. Arg. I, 781. ἀνὰ στίβον ᾔιεν, aber in beiden Fällen würde διὰ unſtatthaft ſeyn. Auch in der einzigen Stelle Homers Il. ξ, 80. οὐ γάρ τις νέμεσις φυγέειν κακόν, οὐδ' ἀνὰ νύκτα, aus der Quint. Sec. II, 153. μηδ' ἀνὰ νύκτα πίνωμεν, wo ἀνὰ die Zeit bezeichnet, liegt die Bedeutung der *Richtung durch etwas hin* zum Grunde. — Aus ihr entſpringt eine dritte, wo ἀνὰ den einfachen Begriff des Fortgehen in das Höhere oder Weitere ablegt, und zugleich mit dem Fortgehen auch das Zurückgehen in ähnlicher oder derſelben Richtung bezeichnet, alſo das *hin und her*, *an und auf*, *bey* einer Sache; ob wir gleich dabey erinnern, daſs man jede einzelne Stelle erwägen müſſe, da hier in dergleichen Verbindungen bald die zuletzt angegebene, bald die nächſt vorhergehende Bedeutung die vorherrſchende iſt. So ſteht es bey den Wörtern ἄστυ, πόλις, δῶμα, δῆμος und ähnlichen, beſonders häufig in der Od. z. B. Il. γ, 245. κήρυκες δ' ἀνὰ ἄστυ θεῶν φέρον ὅρκια πιστά. Dann die Begriffe des Kriegs, Heeres und ähnliche. Von dieſen finden ſich bey Homer in Geſellſchaft mit ἀνὰ folgende: στρατὸς Il. α, 10. 384. 53. δ, 209. 436. κ, 66. πολλαὶ γὰρ ἀνὰ στρατόν εἰσι κέλευθοι, durch die Armee hin und her. κ, 82. 141. ο, 657. — μάχη Il. λ, 824. ξ, 155, mit Hinzufügung von κλόνος ε, 176. υ, 319. — ὅμιλος Il. ε, 528. η, 183 und häufig. — δηϊοτὴς Il. ν, 584. ρ, 257. — ἰωχμὸς Il. θ, 89. vgl. 158 (wo es das erſte Mal vorwärts, das zweyte Mal rückwärts iſt) — κόνας ἀνδρῶν Il. υ, 239. π, 726. — οὖλαμος ἀνδρῶν Il. δ, 251. υ, 113. — πτολέμοιο γέφυραι Il. θ, 378. λ, 159. υ, 427. So bey anderen Begriffen, wie Il. π, 156 ἀνὰ κλισίας. Od. ρ, 430 δησάμενοι. Ὅπλα δοῆν ἀνὰ νῆα, und ähnlich H. Hom. I, 405, VI, 36. Bey Ländernamen Od. α, 80. εἰ δ' ἐθέλεις τραφθῆναι ἀν' Ἑλλάδα. κ. μέσον Ἄργος. Bey Perſonen wie Od. ξ, 286 πολλὰ δ' ἄγειρα χρήματ' ἀν' Αἰγυπτίους ἄνδρας. So auch Apoll. Arg. II, 588 Εὔφημος δ' ἀνὰ πάντας ἰὼν βοάασκεν ἑταίρους. Gleichen Sinn hat die Redensart ἀνὰ θυμόν, im Geiſt hin und her überlegen u. ſ. w. Il. ρ, 36. σ, 4. τὰ φρονέοντ' ἀνὰ θυμόν. Od. β, 116 τὰ φρονέουσ' ἀνὰ θυμόν. Il. φ, 137 ὥρμαινεν δ' ἀνὰ θυμόν. Od. β, 156. ὥρμηναν δ' ἀνὰ θυμόν. κ, 63. ἀνὰ θυμὸν θαμβέοντ. τ, 312 ὧδ' ἀνὰ θυμὸν ὀΐεται, und Od. γ, 390 ἀνὰ

κεκτῆσθαι κεραστον. An einer Sache hin und her, *bey* bezeichnet ἀνὰ Il. ψ, 74 ἀλάλημαι ἀν' Ἄϊδος εὐρυπυλὲς δῶ. ο, 488 μνήσεσθε δὲ δουλίδος ἀλκῆς Νῆας ἀνὰ γλαφυράς. wogegen Quint. χ, 266 οἱ δ' ἀνὰ χεῖρα Σκαιὴν ἀΐσσοντες sie in bloss fortschreitender Bewegung an einer Sache hin, vorbey, gebraucht. Aus dieser Bedeutung endlich geht leicht eine vierte hervor, wo das Fortschreiten *über an* einer Sache in ein ruhiges Verweilen, *Verbreitetseyn über, durch etwas* sich umändert, in welchem Falle mehr ἐν als διὰ mit ἀνὰ vertauscht werden kann, oder noch richtiger κατὰ, was, wie wir hier nur andeuten können, bey Homer denselben Stufengang in seinen Bedeutungen, aber gerade im umgekehrten Verhältnisse, so dass es zuerst die Richtung von *oben nach unten zu* bezeichnet, beobachtet. So wird in dieser Bedeutung des *in*, ἀνὰ, mit Ortsbegriffen verbunden, wie Il. α, 570. ο, 101. ὄχθησαν δ' ἀνὰ δῶμα Διὸς θεοί. Od. γ, 215. π, 96 ἦ σέ γε λαοὶ Ἐχθαίρουσ' ἀνὰ δῆμον. Od. δ, 606. κρίνας δ' ἀνὰ δῆμον ἀρίστους. Il. ι, 117. πάντες ἄριστοι ἐόντες ἀνὰ στρατόν. Noch deutlicher tritt diese Bedeutung hervor, in Verbindung mit Ländernamen, wie Od. λ, 496 ἤ μιν ἀτιμάζουσιν ἀν' Ἑλλάδα τε Φθίην τε, vergl. mit ο, 274. σ, 246. Il. δ, 395. Aus diesem, glauben wir, werde hinlänglich erhellen, dass die Bestimmungen Hn. *G's.*, der von ἀνὰ sagt: *motum significans est durch laengs, etiam promiscue cum διὰ usurpatur*; dann einige seltene Fügungen, und zuletzt die mit dem Dativ aufführt, keinesweges den ganzen Umfang des homerischen Gebrauches dieser Präpositionen umfasse, und somit mangelhaft und in manchen Fällen selbst unanwendbar sey. Die seltenere Verbindung mit dem Dativ, die von den Grammatikern bald durch ἐπὶ, bald durch ἐν erleichtert wird, ist richtig von dem Vf. durch *oben auf* bestimmt; noch findet es sich bey Homer in Od. λ, 128. ψ, 275 ἀθηρηλοιγὸν ἔχειν ἀνὰ φαιδίμῳ ὤμῳ. α, 8. ἀνὰ τ' ἀλλήλῃσιν ἔχονται. — Il. θ, 441 ἅρματα δ' ἂμ βωμοῖσι τίθει, und σ, 177 πῆξαι ἀνὰ σκολόπεσσιν, erklärt sich am leichtesten die Präposition zum Verbo gezogen, *imposuit altaribus, currui*, wie gerade sehr gewöhnlich diese und ähnliche Wörter mit ἐν und dem Dativ, auch mit ἐπὶ und dem Genitiv gesetzt werden; ἐς mit dem Accusativ ist zwar ungleich seltener, aber nicht, wie selbst hin und wieder in den neuesten Grammatiken behauptet wird, unerhört, so Il. γ, 310. ἐς δίφρον ἄρνας θέτο. Od. ο, 131. ἐς κλισμὸν τίθει. Fänden sich dergleichen Beyspiele gar nicht: so würde auch ἀνὰ in solchen Beziehungen mit dem Accusativ unhomerisch seyn, wie es gleichwohl vorkommt. Il. κ, 468. θῆκεν ἀνὰ μυρικήν. Apoll. Arg. I, 308 εἶσιν Ἀπόλλων Ἄργος ἀν' ἠγαθέην. Wir fürchten zu weitläuftig zu werden, wenn wir ἀνὰ in dem Gebrauch der componirten Wörter, und wo es von seinem Verbo getrennt erscheint, noch genau erörtern wollten, und bemerken daher nur noch, dass es am häufigsten bey Homer von dem zu ihm gehörigen Verbis ἀείρω (aus dessen gewöhnlicher Trennung beym *Q. Sm.* XII, 43. τοὺς μὲν ἄρ' αἰθαλόεντα θοῶς ἀνὰ πυρσὸν ἄειρε, wo die Ausgaben bis auf die neueste ἄμμα geben, gelesen werden muss, vergl. Q. XIII, 23. 163. 446), αἱρέομαι, βαίνω, ὄρνυμι, λύω und πετάννυμι gesondert erscheint, daneben aber auch von mehreren selten oder nur einmal so vorkommenden, wie z. B. Il. φ, 391. ἀνὰ τ' ἔφλυε καλὰ ῥέεθρα.

K. Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Breslau*, b. Korn dem Ält.: *Die Äcker sind getheilt. Wie benutz' ich sie jetzt am besten?* Ein wohlgemeintes Wort für Bauergutsbesitzer, bey denen die Ackertheilung bereits Statt gefunden hat, oder noch Statt finden soll, besonders für solche, die keine Schafe halten. Von *Chr. Fr. Handel*, Pastor zu Rudelsdorf, nunptschen Kreises. 1815. 48 S. 8. (4 gr.)

Die Einleitung besteht aus einem kurzen Dialog. Eine Bauersfrau bezeigt ihre Unzufriedenheit gegen ihren Mann über seine Einrichtung nach der Theilung der Äcker; mittlerweile tritt ein Fremder zur Thüre herein, dem die Theilung der Äcker schon bekannt ist, und bietet dieses Büchlein zum Verkauf aus, welches der Pastor desselben Orts herausgegeben hat. Die Art dieses Vortrags ist zwar gut, aber es ist nicht natürlich, dass Landleute so gebildet mit einander sprechen. Wo indess die Dreyfelderwirthschaft mit ihren Beschränkungen aufgehoben, und die Äcker freygegeben und getheilt werden, ist das Buch für den Bauersmann sehr nützlich und brauchbar: denn bey solchen wichtigen Veränderungen können sich Landleute, welche ihre Sache oft nicht genug überlegen, in ihrer Wirthschaft auf mehrere Jahre grossen Schaden bereiten. Diesen zeigt das Büchlein nicht nur an, sondern es lehrt auch Mittel und Wege finden, denselben zu rechter Zeit abzuwenden. Es enthält 9 Capitel von folgendem Inhalte: I. Ich will jetzt mein ganzes Feld benutzen. II. Ich kann nicht mehr bey meiner alten Dreyfelderwirthschaft bleiben. III. Mein Vieh kann nicht mehr vor der Erndte ausgetrieben werden, soll aber doch reichliches und gutes Futter haben. IV. Ich darf meinen Acker nicht aussaugen. V. Ich muss eine andere Fruchtfolge einführen. VI. Ich will aber nichts an Stroh und Körnern verlieren. VII. Ich finde, auch wenn mein Boden nur mittelmässig ist, bey der Eintheilung in 7 Felder oder Schläge am besten meine Nahrung. VIII. Wie fange ichs an, um aus meiner Dreyfelder-Wirthschaft in die mit 7 Schlägen überzugehen? IX. Was habe ich zu thun, wenn ich gleich nach der Ackertheilung in 7 Schlägen wirthschaften will?

Bey dergleichen Veränderungen ist als Hauptsache wohl in Acht zu nehmen, wie in allen Stücken die neue Ordnung der Wirthschaft mit der alten in Verbindung gebracht wird, damit keine Lücke entstehe, und kein Sprung gemacht werden dürfe. Die Verbindung der Ordnung der Äcker ist das Vorzüglichste unter Allen, und die ist sehr gut gemacht; aber wie wird es mit dem Viehe im ersten Jahre, wo es nach dem dritten Capitel heisst: Mein Vieh kann nicht mehr vor der Erndte ausgetrieben werden u. s. w., wenn nun nach dem alten Dreyfeldersystem gleichwohl der Futterbau beschränkt war? Und wo soll da der nöthige Dünger herkommen, der das erste Jahr bey der neuen Wechselwirthschaft vorausgesetzt wird? Des zu der vermehrten Arbeit erfoderlichen Personale und Zugviehes gar nicht zu gedenken. Der Vf. hat zwar auf seinen Tabellen im ersten Jahre schon Klee im siebenten Schlage stehen; aber wo soll er auf dem Felde herkommen, welches nur erst getheilt worden ist? Hier werden Wicken und Gemangfutter diese Stelle im ersten Jahre einnehmen müssen, wenn nicht schon voraus eine Vorbereitung gemacht werden konnte. Für Sandfelder ist dieses Büchlein nicht zu gebrauchen. Druck und Papier sind schön.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

Würzburg, b. Stahel: *Handbuch der allgemeinen Therapie, als Leitfaden zu seinen Vorlesungen,* von *Philipp Joseph Horsch,* großherzogl. würzb. Medicinalrath, ord. Lehrer der Klinik an der Julius-Universität zu Würzburg. 1811. VIII u. 414 S. 8. (2 Rthlr.)

Soll die Therapie vollständig und der Idee des Lebens entsprechend dargestellt werden, heisst es in der Vorrede: so muss sie sich an die Gesetze des Organismus halten, indem sie aus diesen die Weise deducirt, wie die durch das pathologische Gesetz gegebenen Veränderungen zur Normalität zurückzuführen seyen. Der Vf. schickt daher seine physiologischen und pathologischen Ansichten als nothwendige Vorbegriffe voraus. Diese Vorbegriffe aber müssen bey dem, der allgemeine Therapie hört, schon vorausgesetzt werden, und der Lehrer kann sich dreust auf sie beziehen, ohne sie selbst bey dem Vertrage der allgemeinen Therapie zu wiederholen. Ferner enthalten diese Vorbegriffe eine concentrirte Darstellung der ganzen Physiologie und allgemeinen Pathologie, zu deren Erklärung allein ein Semester erfodert wird. Wir müssen daher diese auf Physiologie und Pathologie sich beziehenden Abschnitte für eine überflüssige Digression erklären, wodurch der Hauptgegenstand zu weit aus dem Auge gerückt wird. Wollte Hr. *H.* dadurch seinen Standpunct andeuten, von welchem er bey der Bearbeitung der Therapie ausgehe: so hätte dieses in der Einleitung auf eine kürzere Weise geschehen können. — Wir wollen nun die Hauptideen des Hn. *H.* im Auszuge liefern, hie und da einige Bemerkungen hinzufügen, und am Schluss unser Gutachten über die ganze Schrift abgeben. —

Die allgemeine Therapie zerfällt in 8 Abschnitte, deren *erster* von der *Diagnose* und *Prognose* handelt. Gut und brauchbar sind des Vfs. Bemerkungen über die Ausmittelung der Thatsachen, durch welche die Diagnose begründet wird; aber sie entsprechen in sofern nicht ihrem Zwecke, als sie dem angehenden Arzt keine klare Ansicht von dem Wege geben, den er zur Erlangung einer richtigen Diagnose einzuschlagen habe. Es liegt dem Ganzen keine bestimmte Idee zum Grunde; man weiss nicht, ob der Vf. der analytischen Methode den Vorzug giebt, oder der synthetischen, oder ob er es für nützlicher hält, beide Methoden mit einander zu verbinden. Letzteres scheint der Fall zu seyn; aber diese Idee schwebt dem Vf. mehr als Ahndung vor, als dass er sie klar gedacht hätte. — Die Prognose ist der Wendepunct zwischen Diagnose und Indication, ist selbst durch die Diagnose einzig begründet, und bey dem innigen Zusammenhange, welcher zwischen der Diagnose und Prognose Statt findet, wäre es einseitig, einem dieser Momente eine grössere Wichtigkeit vor dem andern zuerkennen zu wollen (S. 83). (Rec. ist so einseitig, der Diagnose eine grössere Wichtigkeit einzuräumen.) Die Erklärung, welche Hr. *H.* von der Metastase giebt, ist sinnreich, aber nicht befriedigend. Warum sollen wir bey Krankheiten, in welchen das Daseyn eines bestimmten Krankheitsstoffs erwiesen ist, nicht berechtigt seyn, eine Wendung des Krankheitsstoffs von einem Ort des Organismus nach dem andern anzunehmen? Wenn nach der Unterdrückung eines venerischen Geschwürs an der Eichel plötzlich ein solches Geschwür am Halse hervorbricht: so lässt sich diese Erscheinung schwerlich nach des Vfs. Ansicht von der Metastase erklären. Aus einer fremdartigen Qualität des nach dem Halse hinfliessenden Blutes wird sich noch kein venerisches Gift erzeugen. — *Zweyter Abschnitt. Theorie der Heilkunst. I. Von der Heilung überhaupt.* Alles Handeln in Beziehung auf den Zweck der Heilung ist unter dem Ausdruck *Cur* begriffen. Die Cur beruht entweder auf Gründen, welche in dem Lebensprocesse selbst begründet, oder welche von Beobachtungen abstrahirt sind, d. h. sie ist entweder rationell oder empirisch. Die Heilung erfodert, dass die Wirkung der Schädlichkeit aufhöre, und dass die ergriffene Function zur Freyheit ihrer Gesetzmässigkeit zurückkehre. Die allgemeinen Gesetze der Heilung können daher auf folgende zurückgeführt werden: a) die Wirkung der Schädlichkeit hört von selbst auf, oder b) sie wird durch die organische Thätigkeit unterdrückt, oder c) die Schädlichkeit wird aus dem Organismus entfernt; d) die ergriffene Function wird durch bestimmte Einflüsse von der ihr fremdartigen Bestimmung befreyt; e) entweder wirken die Einflüsse unmittelbar auf die ergriffene Function, oder mittelbar, indem sie die secundär alienirte afficiren; f) durch Einwirkung auf ein durch antagonistische oder consensuelle Verhältnisse mit dem erkrankten Organ oder System stehendes Organ kann die Gesetzmässigkeit des erkrankten hergestellt werden. — II. *Heilplan.* Der

Heilplan bezeichnet die Idee, wie die Krankheit zur Genesung zurückzuführen sey. Das Individualisiren des Heilplans beruht auf der Subsumtion der Krankheitsform unter dem Heilplan, wodurch die Bedingnisse der zu bezweckenden Veränderungen, und die Curregeln zur Ausführung des Heilplans, erkannt werden. (Das Letztere findet Rec. theils unverständlich, theils unrichtig; das Individualisiren beruht auf der Modification des Heilplans durch die Individualitätsbestimmungen des kranken Subjets, aber nicht auf der Subsumtion der Krankheitsform unter dem Heilplan, dadurch wird der Heilplan mehr generalisirt als individualisirt.) III. *Curregeln.* Sie verhalten sich zum Heilplan, wie das Besondere zum Allgemeinen. Der Vf. nimmt die Eintheilung der Curregeln in *therapeuticas*, *vitales*, *symtomaticas* und *prophylacticas* an, und handelt von jeden derselben insbesondere, ohne jedoch etwas Anderes als das Bekannteste davon zu sagen. — IV. *Gründe der Curregeln.* Der Vf. versteht darunter, was von den Ärzten durch *Indicantia* bezeichnet wird. — V. *Curmethoden und Heilmittel.* Die Methode, nach welcher dasjenige in Wirklichkeit gesetzt wird, was die Curregel vorschreibt, heisst *Curmethode*, und die Mittel, welche der Methode entsprechen und die Heilung bedingen sollen, *Heilmittel.* Eintheilung der *Indicata.* — Regeln in Hinsicht der Leitung der Einflüsse, welchen der Kranke während der Heilung ausgesetzt ist. — Wirkungsart der Heilmittel. — Es giebt nur 2 Ansichten der Wirkungsart der Heilmittel: 1) was sie überhaupt im Organismus veranlassen, 2) auf welche Weise sie dieses zu thun streben. Im Allgemeinen betrachtet, ist das Heilmittel, wie jeder andere Einfluss, nichts anders, als ein bestimmtes Auffodern an die bestimmte Form der organischen Thätigkeit, ein Sollicitiren zu jenen Äusserungen, welche der Möglichkeit nach im Organismus begründet sind. Die nächste Wirkung des Mittels ist das Product desselben in seinem Conflict mit der organischen Form; die entfernte Wirkung ist das Product der durch die nächste Wirkung gesetzten Affection. An dem Heilmittel ist nichts zu betrachten, als was es sollicitirt, und zwar a) nach seiner Energie, und b) nach seiner bestimmten Qualität. Alles, was hierauf folgt, ist Product der durch die Einwirkung modificirten Selbstthätigkeit des Organismus, keinesweges des Mittels. Bey der Betrachtung der Wirkung der Heilmittel giebt es nur ein beständiges Moment, die eigenthümliche Qualität des Mittels, mit welcher es das Organische anspricht; aber diese Sollicitation wird in jedem Gebilde zu einer anderen Wirkung führen, nachdem die Qualität verschieden ist, welche das Organ entgegensetzt. — VI. *Verpflegung des Kranken.* Der Vf. will keinen wesentlichen Unterschied gestatten zwischen den Nahrungsmitteln und Heilmitteln. Das Prädicat *indifferent* passe nicht auf alle Nahrungsmittel, die Gewürze und die geistigen Getränke können nicht als indifferente Stoffe betrachtet werden (S. 142). (Aber wer zählt denn die Gewürze und die geistigen Getränke zu den Nahrungsmitteln? Nahrungsmittel nennen wir solche Stoffe, in welchen keine Qualität besonders hervorsticht, und die daher auch keine der Grundfunctionen besonders sollicitiren. Vermöge des zwischen ihren Bestandtheilen Statt findenden Gleichgewichts haben sie zu demjenigen Grundsystem des Organismus die nächste Beziehung, in welchem gleichfalls die Gegensätze des irritabeln und sensibeln Systems relativ ausgeglichen sind. Nur solche Stoffe sollten Nahrungsmittel heissen. Dass die vervielfältigten Lebensbedürfnisse auch andere mit hervorstechenden Qualitäten begabte Stoffe in die Sphäre der Nahrungsmittel gezogen haben, kann nicht als Einwurf gegen die Richtigkeit des gegebenen Begriffs von Nahrungsmittel gebraucht werden. — Eben so unrichtig ist die Behauptung, dass es keine sthenisirenden oder asthenisirenden Heilmittel gebe, weil ein allgemein durch den Organismus verbreiteter sthenischer oder asthenischer Zustand im concreten Organismus nie anzunehmen sey, weil die Formen der organischen Thätigkeit nur in bestimmten Gegensätzen ihre relative Einheit behaupten. Aber kein rationeller Arzt wird unter direct sthenisirenden oder asthenisirenden Mitteln solche verstehen, welche die Thätigkeit aller Organe verstärken oder schwächen, sondern immer würden durch diese Ausdrücke nur Mittel bezeichnet, welche zu einem der Hauptsysteme eine Thätigkeit vermehrende oder vermindernde Kraft besitzen.)

Dritter Abschnitt. Theorie der Heilung. I. *Allgemeine Heilanzeigen.* Sie können auf drey allgemeine Momente zurückgebracht werden, nachdem eine von den drey organischen Functionen afficirt ist. Es werden nun die Veranlassungen zu den Abnormitäten der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität bemerkt, und diesen gemäss die allgemeinen Heilanzeigen bestimmt. Aber in dieser Darstellung findet Rec. eine grosse Unbestimmtheit. Manches ist völlig hypothetisch, Manches ganz unrichtig. Besonders findet da Verwirrung Statt, wo der Vf. von den Momenten spricht, auf welchen die Abnormitäten der Irritabilität beruhen, so dass in die Sphäre der Irritabilität hineingezogen wird, was eigentlich der Reproduction angehört. Die secernirenden Oberflächen gehören nicht zu den irritabeln, sondern zu den reproductiven Organen. Unverständlich ist die Behauptung, dass die Veränderung des Gegensatzes der Gefässe mit der Substanz des Organs, als Anspannung, Erschlaffung, als Anhäufung und Entleerung in die Erscheinung tritt; unrichtig ist es, dass der Gegensatz der Gefässe und Muskel sich durch Convulsionen beurkunden soll. — Die Schrift des Vfs. giebt Veranlassung zu so vielen Bemerkungen, dass Rec. die Grenzen einer Recension weit überschreiten müsste, wenn er wie bisher fortführe. Er muss und kann sich daher nur auf eine Anzeige des ferneren Inhalts beschränken, und wird am Ende derselben ein summarisches Urtheil abgeben. II. *Allgemeine Übersicht der Curregeln.* A. *Bey Krankheiten der reproductiven Function.* Die allgemeine Anzeige ist hier, den Bildungstrieb der fremden Gesetzmässigkeit zu entreissen. Es folgen nun 15 Curregeln, die sich auf die Erfüllung dieser Anzeige beziehen. B. *Krank-*

heiten der irritabeln Function. Hier ist die allgemeine Anzeige, die Normalität der thierischen Bewegungen und der durch sie gesetzten Vorgänge wieder herzustellen, oder das fremde Gesetz, welchem sie unterliegen, aufzuheben, und die freye Wirksamkeit der eigenthümlichen Gesetzmäſsigkeit herbeyzuführen. C. *Krankheiten der sensibeln Function.* Die allgemeine Anzeige ist hier, Freyheit der Perception herzustellen, nämlich die Schranke der Nerventhätigkeit zu beseitigen, oder diese durch Hervorrufung anderer organischer Thätigkeiten zu beschränken, oder jedes fremde Gesetz, welches sich hier geltend machen will, aufzuheben. — III. *Allgemeine Übersicht der Curmethoden und Heilmittel.* Die Curmethoden beseitigen entweder bloſse Hindernisse der Heilung, oder sie greifen zugleich in die Heilung selbst ein. Zu den ersteren gehören: I. *Abhaltung der Schädlichkeiten.* II. *Hinwegnehmen fremder Körper, krankhaft erzeugter oder verdorbener Theile.* III. *Wiederherstellung der normalen Lage.* IV. *Zurückführung und Umänderung ausgetretener Flüssigkeit.* Die allgemeinen Anzeigen sind: a) die ergossene Flüssigkeit auf den Wegen der Resorption zurückzuführen, b) selbige auszuleeren, oder c) umzuändern. — Die Hindernisse beseitigen, und greifen zugleich in die Heilung ein. V. *Die Methoden, welche den Zusammenhang der Theile umändern.* Dahin gehören A. *Aufsätzen, künstliche Geschwüre.* Die Anzeigen sind: a) Leiden im Capillargefäſssysteme, und die davon abhängenden Abnormitäten der Secretionen und langwierige Stockungen. b) Krankhafte Secretionen, äuſsere, innere Geschwüre. c) Manche Säfteverderbnisse in Verbindung mehrerer Verderbnisse der festen Theile, z. B. cariöse Knochen, Skropheln u. dergl. B. *Blutige Operationen.* C. *Vereinigung des aufgehobenen Zusammenhanges.* D. *Befestigung des Zusammenhanges.* VI. *Ausleerende Methode.* 1) Brechenerregende Methode. 2) Darmausleerende Methode. 3) Blutentziehen. 4) Schweiſstreibende Methode und Mittel. 5) Urintreibende Methode. 6) Speichelausleerende Methode. 7) Auswurfbefördernde Mittel. 8) Ausleerung durch die Nase. 9) Leitung der Blutflüsse. 10) Stillung nachtheiliger Ausleerungen. VII. *Umänderung in den ersten Wegen und den Säften.* 1) Gegengifte. — Gift ist jede Substanz, welche die individuelle Form des Lebens dergestalt zu zerstören vermag, daſs der Organismus als solcher nicht mehr bestehen kann (eine höchst unbestimmte und offenbar zu weite Definition vom Gift. Bey dem Arsenik vermissen wir die Angabe des wichtigsten Gegengifts, die Schwefelleber). 2) Absorption und Einhüllung fremder Stoffe. — 3) Auflösende Methode. — Dieses wichtige Capitel handelt der Vf. sehr kurz ab. Er bestimmt nicht einmal den Begriff eines auflösenden Mittels, und äuſsert sich nicht im Geringsten über die Wirkungsart derjenigen Mittel, die wir mit dem Namen der auflösenden bezeichnen, sondern spricht bloſs von dem Miſsbrauch, der mit dieser Methode getrieben ward. — 4) Anfeuchtende, verdünnende Mittel. — 5) Erweichende Methode. 6) Austrocknende Methode — völlig überflüssig, da sie als solche wohl nie angezeigt ist. — 7) Umänderung der Resorption. — 8) Umänderung der Secretionen. — 9) Allgemeine Umänderung des Bluts und der Säfte. — VIII. *Umänderung in den irritablen und sensiblen Organen.* In diesem Abschnitt wird manches Gute und Brauchbare von der Umänderung der irritabeln Organe überhaupt, von der Umänderung der arteriellen und venösen Stimmung, von der Regulirung der Temperatur, von der Umänderung der sensibeln Organe, von der krampfstillenden, der tonischen Methode, der antagonistischen und von der therapeutischen Benutzung der Consense gesagt. Den Beschluſs macht die Regulirung der Nahrungsmittel und der übrigen Lebenseinflüsse. —

Gewiſs gehört ein zweckmäſsig bearbeitetes Handbuch der allgemeinen Therapie zu den immer fühlbarer werdenden Bedürfnissen, und Hr. *H.* verdient schon in sofern Dank, daſs er sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen hat. Aber wir dürfen nicht verhehlen, daſs dadurch jene Lücke nicht ausgefüllt worden ist. Das Ganze gleicht einem alten Manne, der sich ein modernes Kleid übergeworfen hat, um jung zu scheinen, und den Leuten zu beweisen, daſs er nicht hinter seinem Zeitalter zurückgeblieben ist. Der Vf. hat die alten und neuen Ideen mehr mit einander vermengt, als sie so verschmolzen, daſs jene durch diese Bedeutung und Leben erhalten hätten. Überhaupt ist das Ganze viel zu wortreich; Vieles, was nur angedeutet oder mit Wenigem kräftig gezeichnet werden durfte oder konnte, ist so ins Breite gesponnen, daſs der angehende Arzt ermüdet werden muſs. Eigene Ideen haben wir überall vergebens gesucht, und der Ausfall des Vfs. in der Vorrede auf die Usurpatoren, die sich auf fremden Flügeln erheben u. s. w., könnte von seinen Gegnern leicht als Waffe gegen ihn selbst gebraucht werden. Jene Usurpatoren aber machen doch wenigstens, wenn sie auch fremde Ideen ihren Arbeiten zum Grunde legen, einen geistvollen Gebrauch von ihnen, assimiliren sich dieselben so, daſs sie dadurch zu den ihrigen werden. Aber der Vf. scheint diese Ideen aus der fünften, sechsten Hand erhalten zu haben. Dadurch hat sich der Geist allmählich verflüchtigt, und das *caput mortuum* ist geblieben. Selbst bey der Eintheilung der Abschnitte hat sich der Vf. nicht als logischen Kopf gezeigt. Das Ganze besteht aus 8 Abschnitten. Er hätte eben so gut 16 daraus machen können; es liegt der Eintheilung kein bestimmtes Princip zum Grunde. —

Wir wollen jedoch durch alle diese Äuſserungen keineswegs der Schrift einen gewissen Grad der Brauchbarkeit absprechen; aber die früheren Schriften des Vfs. berechtigten zu höheren Erwartungen.

P. P. V.

Erfurt, b. Hennings: *Heilkunde der Bauch- und Haut-Wassersuchten, nach den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen.* A. d. Franz. 1806. 402 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von dem Originale dieser Schrift hat weder Vf.

noch Verleger einige Nachricht gegeben. Das Locale ist die *Vendée*. Diesem feuchten, mit dicken Dünsten beladenen, mit stehendem, schlammichtem Wasser bedeckten, mit verfaulten Pflanzen gedüngten Boden schreibt der Vf. mit Recht die häufige Erscheinung jener Krankheitsform zu. Hiezu kommt noch die öftere Beschäftigung der Einwohner mit Reinigen der Kanäle und ihre ungesunde aus Speck, saurer Milch u. s. w. bestehende Nahrung. Der Vf. theilt diese Wassersuchten in folgende Classen: 1) von chronischen Verstopfungen der Eingeweide, 2) Folgen hitziger Krankheiten mit und ohne Verstopfungen, 3) Wirkung von allgemeiner Schwäche oder anderen besonderen, von den angegebenen verschiedenen Ursachen (die freylich hätten genauer angegeben werden sollen). Für die wirksamsten Mittel im Allgemeinen hält der Vf. Brechmittel und Abführungen in starker Dosis und häufig, d. h. wenn die Kräfte des Kranken es erlauben, täglich und so lange angewendet, bis man gewiss ist, dass kein Wasser mehr vorhanden sey. Bey der Bauchwassersucht hält er viel auf eine der Sache angemessene Diät. Für das beste Regime hält der Vf. das Trockene und Absorbirende, zu Speisen geröstetes Brod, leichte Fleischspeisen, zuweilen gewelktes Obst, weichgesottene Eyer, weisse See- und Fluss-Fische, zum Getränke einige Gläser alten weissen Wein mit Wasser vermischt, sonst Enthaltung vom Trinken. Wäre der Durst heftig: so muss er mit einem Decocte des Hundezahns (ist das *rad. taraxaci* oder *graminis?*) und Salpeter gestillt werden. (Man erkennt schon aus dieser Nährverordnung die Nation, unter welcher der Vf. lebt. Die neuere Arzneylehre hat hierüber bey weitem bessere und consequentere Regeln vorgeschrieben.) Als Abführungsmittel rühmt der Vf. dabey Folgendes: *Rec. Fol. sennae dr. III. Rhei dr. II. Sal. epsom. dr. III. Coque c. Aqu. s. qu. Col. adde Pulv. r. jalapp. dr. sesqui, Syr. e rhamno unc. I. M.* Wo dieser Trank nicht durchwirkt, giebt der Vf. folgende Pillen: *Rec. Gummi guttae dr. I. Pulv. jalapp. dr. sem. scamon. dr. sem. Tart. vitriol. dr. II. M. F. Pil. gr. II. S.* 20 bis 30 Stück zu nehmen. Wenn Tränke und Pillen ohne erwünschten Erfolg gegeben worden: so muss man unter den anderen Hülfsmitteln, die uns die Kunst darbietet, diejenigen aussuchen, welche die Kraft besitzen, den bisher vergeblich bekämpften Feind zu besiegen. (Das heisst doch gewiss, mit vielen Worten nichts gesagt!) In Fällen dieser Art hat der Vf. oft ein Brechmittel nützlich befunden. Ein anderes Mal erreichte er seinen Zweck vollkommen durch den Gebrauch des *deutschen Aquavits* (? Das wäre ein Beweis für das hahnemannsche Princip der *Materia medica*, da in Deutschland wenigstens die Wassersucht häufig vom Aquavit entsteht). Auch bey der Hautwassersucht empfiehlt der Vf. Brechmittel, reinigende und wassertreibende Arzneyen. Schweisstreibende Mittel thäten selten gut. (Alles das ist leider sehr unbestimmt. Es kommt darauf an, ob die Wassersucht nach einem hitzigen Exanthem entstanden ist oder nicht; in jenem Falle thun schweisstreibende Mittel öfters sehr gut, z. B. *Pulvis Doveri*, *Spirit. Mindereri*, *Rob. Juniperi* u. s. w.) In den Zwischentagen muss man mit herzstärkenden und die Spannung wieder herstellenden Mitteln fortfahren, ohne sie doch zu häufig und zu stark zu brauchen. Unter allen wassertreibenden Mitteln hat dem Vf. der *deutsche Brantwein* bey der Hautwassersucht die besten Dienste geleistet. Zur Stärkung empfiehlt er eisenhaltige Arzneymittel, Eisenrost mit Kellereseln und Rhabarber, eisenhaltige Mineralwasser u. s. w. Die Wassersucht der Schwangern behandelt der Vf. fast auf ähnliche Weise. Ist sie hartnäckig: so räth er Tisanen aus den *radic. aperientib.* mit Blätiererde und Pillen aus *Gummi amoniac.* mit *Arean. dupl.* Für Wassersuchten, welche in trockenen, ebenen Gegenden entstanden sind, empfiehlt der Vf. mehr erweichende, schleimichte Nahrungsmittel, gelinde Abführungen und urintreibende Arzneyen, besonders Molke. Diess ist unter vielem Unwichtigen, woran diese Schrift sehr reich ist, das Wichtigere. Ohne unser Erinnern wird jeder Leser leicht einsehen, dass es nicht von der Art oder dem Grade ist, um eine deutsche Übersetzung und Bearbeitung hinreichend zu entschuldigen.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Herborn*, in der Buchh. d. hoh. Schule: *Abhandlung über den Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder*. Nebst einem Anhange über die Convulsionen der Kinder und einigen praktischen Beobachtungen über verschiedene Gegenstände der Heilkunde. Ein Versuch von *Joseph Schneider*, der Philos. D. ausüb. Arzte in Fulda. 1805. 8 B. in kl. 8. In Fulda kommt der Kinnbakenkrampf bey Kindern, die 2 bis 7 Tage alt sind, ungewöhnlich oft vor. Nachdem der Vf. die Krankheit beschrieben, giebt er die allgemeinen und besonderen Ursachen derselben an. In Rücksicht der letzteren sagt er: „Die besondere Ursache und zwar die hiesige ist hauptsächlich und fast allein *in dem heftigen Zorne und Ärger der Mütter während ihrer Schwangerschaft* zu finden.“ Die Heilart richtet er nach der Erregungstheorie ein, und preist vorzüglich eine Ambra- und Moschus-Tinctur an, deren Zusammensetzung er angiebt. Sollten nicht reizende Abführungsmittel aus *diagrydium sulphuratum* und versüsstem Quecksilber mit schleimigen Syrupen in passenden Gaben hier gut thun? Der Vf., als Erregungstheoretiker, fürchtet sich vor Abführungsmitteln. Auch in Convulsionen der Kinder that die genannte Tinctur gute Wirkung, worüber Krankengeschichten, so wie über den Kinnbackenkrampf, angeführt werden. Der Anhang enthält: 1) Wirkung des stützischen Mittels in aus ungeschickter Aderlass entstandenen Nervenzufällen. 2) Geschichte einer durch Quecksilbereinreibungen geheilten mehr als 2 jährigen Lähmung der Halsmuskeln. 3) Merkwürdige Geschichte einer vernachlässigten Scharlachkrankheit, welche in ein Quotidianfieber, dann in ein Empyem überging, und erst nach langer innerer und äusserer Cur geheilt wurde. 4) Warnung für angehende Ärzte in Rücksicht der Anwendung des Opiums in Krankheitsfällen. Der Vf. scheint ein junger fleissiger Arzt zu seyn, und als solcher ist er aufzumuntern, fernerhin seine Studien am Krankenbette fleissig fortzusetzen; aber er halte sich an kein System ausschliesslich, sondern an die Natur und seinen Verstand.

P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

JURISPRUDENZ.

Bamberg, b. Göbhardt: *Versuch einer theologisch-juristischen Abhandlung über das Wesen und den Unterschied des katholischen und protestantischen Beichtsiegels*, hauptsächlich in Beziehung auf Entdeckung und Beweis begangener wie auch auf Verhütung künftiger Verbrechen. 1815. XXIV und 204 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die katholische Theologie stellt bekanntlich den Grundsatz auf, dass der Beichtpriester unter keiner Bedingung von dem in der Beichte ihm Anvertrauten einen Gebrauch machen dürfe. Es kann nicht fehlen, dass die strenge Beobachtung dieses Gebotes den katholischen Theologen bey Criminaluntersuchungen häufig in Verlegenheiten bringt, besonders dann, wenn er einem energischen Untersuchungsrichter gegenübersteht, und selbst einsieht, dass er durch seine Aussage leicht einen Unschuldigen vor ungerechtem Verdachte bewahren könnte. Solche Verlegenheiten brachten denn Theologen und Juristen zu der Behauptung gewisser Ausnahmen, welche das strenge Beichtsiegel beschränkten. Noch mehr wurde aber das katholische Beichtsiegel durch die Ansichten protestantischer Rechtsgelehrten und Kanonisten erschüttert. Die Protestanten nämlich waren hellsehend genug, den Einfluss der strengen Ohrenbeichte auf den Staat und die gefährliche dadurch gegründete kirchliche Gewalt zu erkennen; die Privatbeichte mit der Verbindlichkeit, ein genaues Detail der Sünden zu bekennen, wurde nach ihrer Dogmatik nicht als wesentlich gefodert; wollte Jemand doch nach besonderem Bedürfnisse so beichten, so konnte er es, aber der Beichtpriester hatte dann kein kirchliches Gebot, zu schweigen, ihn band nur das *sigillum naturale.* Nun unterschied man die Beichte der noch zu begehenden, und die der schon begangenen Verbrechen, erlaubte bey den Ersten die Entdeckung, bey den Letzteren hingegen nur dann, wenn der Beichtende selbst die Erlaubniss zur Eröffnung giebt, oder wenn das öffentliche Wohl oder die dem Staate drohende Gefahr Entdeckung fodert; zuweilen setzte man noch eine dritte Ausnahme hinzu, nämlich, wenn durch den Bruch des Beichtsiegels ein Unschuldiger gerettet werden kann. Aufgeklärte Katholiken näherten sich allmählich diesen Ansichten der protestantischen Theologen, und so war man auf dem besten Wege, durch viele Ausnahmen die Regel des Beichtsiegels selbst aufzehren zu lassen. Dem Verf. der vorliegenden Schrift gebührt die Ehre, dass er mit Scharfsinn und richtiger historischer Kenntniss die Natur des katholischen Beichtsiegels aufgefasst, das Verderbliche der vielen Ausnahmen dargestellt, und mit strenger Consequenz das Ansehen des Siegels gerettet hat. Er zeigt zuerst S. 3, dass schon ein stillschweigender Vertrag zwischen dem Beichtvater und dem Beichtkinde vorhanden sey, welcher den Ersten zur Geheimhaltung des ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit Anvertrauten verpflichte, dass die Gesetze ebenfalls die Geheimhaltung foderen, S. 8 dass es dabey nicht darauf ankomme, ob Jemand einem Geistlichen oder einem Laien, ob an dem gewöhnlichen Beichtorte oder an einem anderen beichte. Der Vf. giebt zu S. 12, dass, wenn man nur das *Sigillum naturale* annehme, die Anzeige der noch zu begehenden Verbrechen in der reinen Absicht, sie zu verhüten, wohl gerechtfertigt werden könne, dass jedoch das Stillschweigen so lange gehalten werden müsse, als es nicht ganz gewiss ist, dass ohne das Mittel der Entdeckung das bevorstehende Verbrechen und der Nachtheil des Staates nicht abgewendet werden kann, weswegen auch jedes andere mögliche Mittel versucht werden müsse. Bey der Beichte von vollendeten Verbrechen (S. 19) dürfe aber gar keine Entdeckung gemacht werden; nur schiene, wie der Vf. zugiebt, die Ausnahme sich rechtfertigen zu lassen, wenn 1) an das begangene Verbrechen von aussenher sich solche Folgen anschliessen, die in ein neues Verbrechen ausarten würden, wenn ihnen durch Entdeckung nicht vorgebeugt würde, 2) wenn nach den Umständen keine Sicherheit wegen Wiederholung des Verbrechens vorhanden, vielmehr Wahrscheinlichkeit des Rückfalls da sey, wenn 3) ein, eine gewisse Classe von Verbrechen, oder einen individuellen Fall bezeichnender Befehl des Regenten der Zusage des Beichtvaters schon vorhergegangen war. Nachdem aber der Verf. S. 26—38 den Unterschied des katholischen und protestantischen Beichtwesens gezeigt hat, beweiset er, dass der katholische Beichtende, für den die Beichte nothwendige Bedingung zu seinem Seelenheile sey, auf eine ganz andere Weise darüber beruhiget werden müsse, dass von dem Gebeichteten durchaus kein Gebrauch gemacht werde; das blosse *sigillum*

naturale reiche hier nicht zu; die katholische Theologie musste also den Satz aufstellen, dass der Beichtvater in keinem gedenkbaren Falle auch nur das Mindeste von dem durch die Beichte ihm bekannt Gewordenen entdecken dürfe, widrigenfalls er sich des *Sacrilegiums* schuldig mache. Auf diese Weise muss die Pflicht des katholischen Beichtvaters zur Verschweigung als absolute, keine Ausnahme zulassende betrachtet werden. Der Vf. zeigt S. 44—53, dass diess auch durch die kirchlichen Gesetze so bestimmt sey, wobey er das bekannte *Decretale cap.* 2 X *de offic. judic. ordin.* weitläuftiger exegesirt. Wenn aber das Beichtsiegel gelten soll: so muss nach S. 54 eine wahre sacramentalische Beichte da seyn; ist diese aber da, so darf (S. 58) auch nicht indirecte durch irgend eine Rede das Stillschweigen verletzt werden. Wenn der Beichtpriester zur Ablegung eines Eides, ob ihm nicht bekannt sey, dass sein Pönitent diess oder jenes Verbrechen begangen habe, angehalten würde: so darf und soll nach S. 66 der Befragte mit einem körperlichen Eide betheuern, dass er nichts davon wisse; weil nach dem Ausspruche des *Thomas v. Aquin* der Mensch nur als *Mensch* zum Zeugen aufgerufen wird, und deswegen ohne Verletzung des Gewissens schwören darf, dass er dasjenige nicht wisse, was er lediglich als *Gott* weiss. Der Vf. macht hierauf den Übergang S. 68 auf einen Französischen Fall, in welchem ein Pfarrvicar *Laveine* aufgefodert würde, einen ihm nicht einmal sacramentalisch gebeichteten Diebstahl zu entdecken, diess aber verweigerte und zuletzt durch Ausspruch des Cassationsgerichtshofes von der Verbindlichkeit der Entdeckung freygesprochen wurde. Der Vf. beurtheilt v. S. 72—90 umständlich diesen Fall, und rechtfertigt wiederholt den Grundsatz, dass nicht einmal die Abwendung der Todesgefahr eines Unschuldigen ein zureichender Grund zum Bruche des Beichtsiegels sey. Der Vf. gesteht zwar, dass für einen Geistlichen, welcher so befragt werde, eine grosse Verlegenheit entstehe, erklärt aber, dass durchaus nicht abgeholfen werden könne. Denn (S. 103) auch zu Dispensationen, wodurch in einzelnen Fällen wegen der besonderen Wichtigkeit die Erlaubniss zu dem Bruche des Beichtsiegels gegeben würde, sey die Kirche nach dem Vf. nicht berechtiget; die gleichförmige Ausnahme aller Fälle einer und derselben Art, z. B. von Hochverrath, wäre nicht zu bewerkstelligen, und so könnte nach dem Vf. (S. 107) nur auf Eine Weise, nämlich dadurch geholfen werden, wenn die Kirche den Begriff einer sacramentalischen Beichte beschränken, und zwar auf den Fall einengen wollte, in welchem das Sacrament der Busse vollständig, der Materie und Form nach, mittelst ertheilter Absolution wirklich empfangen worden ist. Wollte die Kirche sonst Ausnahmen vom Beichtsiegel machen: so würden viele traurige Folgen und Nachtheile entstehen, welche der Vf. S. 112—124 kräftig und wahr schildert. Die einzige rechtmässige Ausnahme von der Verbindlichkeit des Siegels bleibt also nach des Vfs. Meinung nur dann, wenn der Pönitent selbst die Erlaubniss giebt, seine Beichtaussage zu eröffnen. Nun zergliedert (S. 130) der Vf. noch die rechtlichen Folgen, über die Wirkung der Anzeige, im Falle wenn keine oder wenn unbedingte oder wenn nur beschränkte Erlaubniss vom Pönitenten gegeben ist. Die Fälle sind vollständig aufgeführt, und richtig beurtheilt.

Rec. hat mit Vergnügen die Consequenz bewundert, mit welcher der Vf. seine Ansicht durchgeführt hat; auch die von S. 1—48 hinzugefügten Anmerkungen sind schöne Beweise der historischen Kenntnisse desselben. Als strenger katholischer Kanonist kann man, so sehr die Strenge zuweilen empört, von der absoluten, keine Ausnahmen anerkennenden Verbindlichkeit des Beichtsiegels nicht abgehen; aber soll diess immer so bleiben? Jeder praktische Criminalist kennt gewiss viele Fälle, in welchen er die strenge Consequenz der katholischen Geistlichen oft schon mit Erbitterung verwünscht hat, in welchen boshafte Verbrecher zu dem Sacramente der Beichte ihre Zuflucht nahmen, während in anderen Fällen ein Wort des Beichtpriesters den Unschuldigen vom Verdachte hätte retten können. Wie oft ergiebt sich in der nachfolgenden Untersuchung, dass lange vor Verübung der That schon ein Priester durch die Beichte das Verbrechen erfahren hat! Rec. giebt gern zu, dass der Criminalrichter für sich nach den bestehenden Verhältnissen den katholischen Beichtpriester nicht zwingen dürfe, ein *Sacrilegium* zu begehen; er verkennt nicht, dass das ganze katholische Beichtgeschäft aufgelöst und erschüttert würde, wenn das Beichtsiegel nicht streng gehalten würde: allein genau betrachtet steht diess katholische Beichtsiegel doch im engen Zusammenhange mit der Hierarchie, und erhält sich nur in dem feindlichen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat; der katholische Priester muss in Fällen der Collision der Staats- und Kirchen-Gesetze den letzteren gehorchen, wenn er strenger Katholik seyn will. Diess will aber dem unparteyischen Forscher nicht einleuchten; er fragt: soll denn der Staat zu Grunde gehen, sollen Königsmorde ungestraft geschehen, Brandstiftung ungescheut verübt werden dürfen, damit nur kein *Sacrilegium* begangen werde? Ist denn der katholische Priester kein Staatsbürger? Darf ihm an dem Wohle des Vaterlandes und seiner Mitbürger nichts liegen? Gut — die Kirche macht zur Bedingung der Erlangung des Seelenheils Busse und Beichte; aber warum soll sie denn zur Bedingung der vom Priester zu ertheilenden Lossprechung nicht auch *wahre thätige Reue* machen? Eine Reue, welche die Folgen des Verbrechens verhindert, jedem neuen Ausbruche vorbeugt, und nie zugiebt, dass ein Unschuldiger leide? Möchten unsere Regierungen die Wichtigkeit dieses Beichtsiegels würdigen, und im Benehmen mit der Kirche Grundsätze aufstellen, in welchen kein offenbarer Widerspruch mit den Staatsgesetzen liegt! — Die Sache ist aber noch schlimmer, da in die Ansichten der katholischen Kanonisten alte Vorurtheile sich eingeschlichen haben. Das erste dieser Vorurtheile liegt in der Behauptung, dass schon von der ersten Zeit der Kirche an das strengste Beichtsiegel

bekannt gewefen fey. Diefe Behauptung ift aber irrig; hat man denn gänzlich diefs *cap. 5 X de adulteriis* vergeffen, in welchem der nämliche Papft Alexander III, von welchem das berühmte *decretale* herkömmt, von der Ausfage eines Priefters aus der Beichte wohl Gebrauch macht, und gar nichts Aufserordentliches dabey findet? Noch fonderbarer ift die alte eingewurzelte Auslegung des *cap. 2 X de officio judic. ordin.* Man überfetzt nämlich die Worte des *decretale: quia non ut judex fcit, fed ut deus*, fo, als wenn der Beichtpriefter das Gebeichtete *als Gott* wiffe; dafs diefe fein katholifche Auslegung ungegründet fey, dafs überhaupt das berühmte *decretale cap.* 2 von Alexander für das Beichtfiegel das nicht beweife, was man in ihr bisher gefunden hat, ift in neuefter Zeit, wie Rec. glaubt, unwiderfprechlich von Dr. *Andres* (in der Abhandlung über das Beichtfiegel und die daraus abgeleitete Freyheit des Beichtpriefters von der Zeugfchaft im neuen Archive des Criminalrechts von *Kleinfchrod*, *Konopak* und *Mittermaier* Band I. Heft IV Nr. XXV) erwiefen worden. Diefe faubere alte Auslegung von *ut deus* machte den Beichtpriefter zum Gotte, fie gab ihm und dem Beichtfiegel eine innere Heiligkeit, fie führte zu den fonderbarften Behauptungen, z. B. zu der auch von dem Vf. angenommenen, dafs der befragte Beichtpriefter, obwohl er Alles genau wiffe, doch *fchwören* dürfe, dafs er nichts wiffe, indem er ja nur als *Menfch* fchwöre, und als *Gott* es wiffe. Rec. fcheint ein folcher Schwur *Meineid*, und keine jefuitifche Auslegung kann ihn wegräfonniren. So confequent übrigens die katholifche Lehre von dem Beichtfiegel ift: fo inconfequent ift fie doch bey fchärferer Betrachtung in Bezug auf die Ausnahme, dafs dann das Siegel gebrochen werden dürfe, wenn der Beichtende es felbft erlaubt. Recht fcharffinnig hat der oben angeführte Dr. *Andres* in dem Auffatze im Archive S. 566 gezeigt, dafs es mit der hochgepriefenen Wirkung der inneren Sanctität des Beichtfiegels doch nicht fo ernftlich gemeint feyn könne: denn woher, fragt er, hat denn der *fündige* Menfch, welcher die Erlaubnifs zum Bruche ertheilt, die Kraft, das *Heilige* unwirkfam zu machen? und wenn er fie hätte, hinge nicht fein Wollen dazu immer oder doch in den meiften Fällen von dem Willen oder der Gewandtheit des Beichtvaters ab? — Möge Hr. *Andres* bald die Fortfetzung feiner Abhandlung liefern; möge er den Punct der Vereinigung zeigen, und annehmbare Vorfchläge thun, welche die Katholiken zu der offenbar einfacheren Anficht der Proteftanten von dem Beichtfiegel führen!

Wz.

Giessen, b. Heyer: *Verfuch einer neuen Deduction der Rechtswiffenfchaft, wodurch diefe von der Moral gefchieden, und das philofophifche mit dem pofitiven Rechte innig vereinigt wird*, von *Fr. J. Thüfing*, Grofsherzogl. Heff. Hofgerichtsadvocaten (in Brenfche unweit Arensberg). 1816. 71 S. 8. (6 gr.)

In der Vorrede fagt der Vf., dafs ihm die Geftalt, welche die Rechtsphilofophie unter dem gewöhnlichen Namen Naturrecht angenommen hat, das gleichfam zwifchen der Moral und dem pofitiven Rechte in der Mitte fteht, nicht gefalle, und er dadurch zu diefer Schrift veranlafst worden. Er geht in derfelben von der Analyfe der menfchlichen Natur aus, und zeigt, §. 1—15 wie die Menfchen bey mangelnder Moralität, oder bey unvollftändiger Tugendübung zur Rechtlichkeit geführt werden; — §. 15—21, dafs das philofophifche und pofitive Recht auf einerley Principien beruhe, und §. 21—27 jenes eine felbftftändige, von der Moral, Polizey und Politik verfchiedene Wiffenfchaft bilde, und §. 27, dafs die Rechtsphilofophie mehr, als das zwecklofe Naturrecht, leiften könne. Der vermeinte Nutzen des Naturrechts wird auf folgende Momente zurückgeführt: a) weil der Gefetzgeber daraus die Principien des pofitiven Rechts nehmen, b) der Richter danach entfcheiden foll, wenn pofitive Gefetze fehlen, ja nach einigen fogar das natürliche Recht dem pofitiven vorziehen dürfe; c) das Naturrecht zur Philofophie des pofitiven Rechts diene, wenn gleich andere diefe als eine eigene vom Naturrecht verfchiedene Wiffenfchaft betrachten, und man d) aus dem Naturrecht feine und anderer Rechte kennen lerne. Da aber zu a) das Natur- und pofitive Recht auf ganz verfchiedenen und einander entgegengefetzten Grundfätzen §. 15—21 beruhen; zu b) das Naturrecht ganze Haupttheile des Rechts fo, wie manche einzelne Lehren deffelben übergehe (§. 19 und 20): fo fey durch das Naturrecht nur unvollftändig und lückenhaft vorgearbeitet, und fey folches weder eine ergiebige Quelle für den Gefetzgeber, noch für den Richter. Zu Ausfüllung der Lücken müffe man auf blofse Willkühr gegründete, rein pofitive, für geringere Fälle polizeyliche und auf Erfahrung gebaute Gefetze gebrauchen §§. 15. 25 und 26.

Allein die aus fo heterogenen und unlauteren Quellen zufammenfliefsenden pofitiven Gefetzgebungen liefsen kein gediegenes harmonifches Ganzes bilden. Dagegen fcheine für die übrigen erwähnten Quellen des pofitiven Rechts Erfatz zu leiften, wenn das philofophifche dem pofitiven Recht näher gebracht §§. 15—21, feine Gefetze von Moral und Politik getrennt §§. 21—27, und wenn es in den Principien genauer, einftimmiger und umfaffender beftimmt würde. Hienach leifte die philofophifche Rechtslehre dem Gefetzgeber, der nur aus den philofophifchen Schriften eine kluge Auswahl zu treffen hat, und dem Richter eine reichhaltigere und brauchbarere Hülfsquelle als das fogenannte Naturrecht. Wenn aber auch das Naturrecht zu c) zur Philofophie des pofitiven Rechts diene, fo fey doch jene eine eigene, zur Prüfung des pofitiven Rechts zu gebrauchende Wiffenfchaft. Endlich könne man zu d) aus der philofophifchen Rechtswiffenfchaft feine Rechte beffer kennen lernen, als aus dem Naturrecht. Ja, es biete jene weit hinlänglichere Principien zur Kritik dar, als diefe.

Hr. Hofr. *Gros* zu Erlangen hat bereits in der Vorrede zur *dritten* Ausgabe feines *Lehrbuchs der philofophifchen Rechtswiffenfchaft* oder *des Naturrechts*,

Tübingen 1815, den gegen den Namen des Naturrechts sowohl, als gegen dessen Existenz angeführten Zweifeln umständlich begegnet, ob er gleich seinem Lehrbuch den alternativen Titel der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts beygelegt hat.

Eben so hat Hr. Staatsrath *von Patz* in seinen *Abhandlungen über verschiedene Gegenstände des natürlichen und positiven Rechts* (Tüb. 1816. 8.) nicht nur Abhandl. I *den unterscheidenden Charakter zwischen Naturrecht und Moral* entwickelt, sondern auch Abhandl. V von der *Wichtigkeit des Naturrechts* besonders gehandelt. Rec. scheint es, als ob der ganze Streit auf einer Logomachie beruhe. Indessen ist der Scharfsinn des Vfs., mit welchem er diese Materie behandelt hat, so wenig als seine Bescheidenheit zu verkennen, wenn er seine Arbeit mit seiner Jugend, Kürze der Zeit, Mangel an Büchern und mit seinen Advocatengeschäften entschuldigt, da doch sein Vortrag ordentlich und deutlich, seine Belesenheit nicht gemein ist, und er viele Anlagen zu einem nützlichen Schriftsteller verräth. Wenn er aber vorläufig Hoffnung macht, die hier vorgetragenen Rechtsprincipien künftig näher zu begründen, und auf die Haupttheile der Rechtswissenschaft anzuwenden: so zweifelt Rec. sehr, ob die weitere Ausführung ein anderes Resultat in der Hauptsache bewirken werde, als die eben beurtheilte Skizze. Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Nürnberg*, b. Riegel und Wiessner: *Vom Verfahren bey Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit.* Von *Karl Ludwig Freyherrn von Leonrod*, Director des königl. Handels-Appellations-Gerichts, erstem Director des Königl. Stadtgerichts Nürnberg u. s. w. 1817. 68 S. 8. (9 gr.)

Dem Vf. dieser Schrift ist gar Manches nicht ganz klar geworden, was ihm doch recht klar hätte seyn müssen, ehe er schrieb. Wie die Wissenschaft von den *Cautelen* bey Vornahme rechtlicher Geschäfte sich von der *Theorie des Verfahrens* bey den Handlungen *der freywilligen Gerichtsbarkeit* unterscheide, ist ihm völlig dunkel geblieben. Eben so dunkel der nächste Zweck seiner Arbeit. Zwar giebt er diesen in der kurzen Vorrede dahin an: *Meine Absicht ist, den Unter-Gerichtsmitgliedern, welche täglich mit Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit beschäftigt sind, Erleichterung zu verschaffen, Processe zu vermindern und Gleichförmigkeit im gerichtlichen Verfahren zu befördern.* — Allein welche Erleichterung bietet er den Richtern an, denen er z. B. §. 26 sagt: *in welchen Fällen eine besondere Belehrung nöthig sey, ist in den Gesetzen verordnet*, ohne diese Gesetze — welches doch wohl der Mühe werth gewesen wäre — näher anzugeben? Und §. 46: *bey den einzelnen Verträgen müssen die speciellen gesetzlichen Verordnungen überall nachgesehen und berücksichtigt werden?* und: *Wann und von wem die Eröffnung eines Testaments nachgesucht werden könne, ist in den Gesetzen verordnet?* — Hätte der Vf. nicht eben sowohl dem Richter *zu dessen Erleichterung* statt seines ganzen Büchleins die Anweisung geben mögen: *Was für ein Verfahren bey aussergerichtlichen Handlungen zu beobachten sey, ist in den Gesetzen verordnet?* — Übrigens enthält der Titel der Schrift bereits eine Täuschung. Man sollte nach demselben allenfalls eine Darstellung der gemeinrechtlichen Theorie der sogenannten Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit erwarten; allein die Vorrede zeigt, dass der Vf. bloss den Baierischen Richtern zu gefallen geschrieben hat. Betrachtet man das Buch aber genauer: so sieht man, dass es weiter nichts ist, als ein, freylich höchst epitomatischer Auszug aus den sechs Titeln des zweyten Theils der Preussischen Gerichts-Ordnung, denen er dann noch einen siebenten Titel, *vom Verfahren bey freywilligen Auctionen und Subhastationen*, nachgeschickt hat. Da ist denn hin und wieder eine ihm zufällig in den Wurf kommende Bemerkung aus dem Baierischen Rechte mit eingeschaltet, und jedesmal, wenn die Preuss. Gerichts-Ordnung auf das Allg. Land-Recht *mit bestimmter Angabe der Stelle* verweiset, *im Allgemeinen* auf die Gesetze verwiesen. Den Schluss des Buches macht ein Abdruck des in der Preuss. Ger. Ordn. befindlichen Formulars zu einem vollständigen Vermögens-Inventar für diejenigen, welche die Preuss. Ger. Ordn. nicht besitzen. Man sieht, dass so wenig die Baierischen Richter als die Wissenschaft etwas entbehrt haben würden, wenn der Vf. nicht geschrieben hätte. F.—n.

(*Erfurt*:) *Strassen-Ordnung für die Stadt Erfurt.* 1817. IV u. 18 S. 8.

Diese Polizeyverordnung ist eine der ausführlichsten, die Rec. kennt; sie verbreitet sich in 6 Abschnitten 1) über Reinlichkeit, 2) Wegsamkeit der Strassen, 3) Einrichtung und Erhaltung der daran befindlichen Gebäude, 4) Ruhe und Sittlichkeit, 5) Sicherheit für Personen und Sachen, 6) Folgen der Übertretung. Mühsam aus dem allgemeinen Preussischen Landrechte und anderen Preussischen Verordnungen zusammengelesene Stellen liegen den §§. zum Grunde, oder dienen ihnen zur Stütze; und so ist sie nicht bloss ein sehr schätzbarer erweiternder Beytrag zu *Willebrands* zwar anscheinend veralteten, aber immer noch der Erinnerung werthen, Grundregeln zur Beförderung der gesellschaftlichen Glückseligkeit in Städten, und ebendesselben Grundrisse einer schönen Stadt, sondern auch eine befriedigende Auflösung einer von *Wiessger* aufgeworfenen Frage: Wie können Magistratspersonen in mittleren Städten den grössten Nutzen stiften? Klar, deutlich, bestimmt, kurz im Vortrage, vollständig, umsichtlich, folgerecht in der Sache, so empfiehlt sie sich, nach Abzug des Örtlichen, in Anwendung auf andere Städte. Die Anordnung der Abschnitte würden wir so gestellt haben: 1) Wegsamkeit, 2) Sicherheit, 3) Reinlichkeit, 4) Sittlichkeit und Ruhe. — Den dritten Abschnitt: Einrichtung und Erhaltung der daran befindlichen Gebäude, würden wir unter den Abschnitten Sicherheit und Reinlichkeit untergebracht, und den §. 39, der den Neubau zerstörter Häuser betrifft, entweder ganz weggelassen und der Baupolizey überwiesen, oder ihn in einer Note als erweiternde Notiz einem anderen §. angehängt haben; die Folgen im sechsten Abschnitte sollten wohl ohne Erwähnung eines neuen Abschnittes angegeben seyn! Der §. 10 (alles Waschen an öffentlichen Brunnen ist verboten), der §. 11 im Beysatze, was als Aas angesehen wird, der §. 20 mit 21 verglichen, bedürfen einer kleinen näheren Bestimmung. Wohl einer Stadt, wo eine solche Strassenordnung keine Satire auf den öffentlichen Strassenbau ist, und wo die Erleuchtung sogar beyträgt, die Vollstreckung derselben, so viel als davon auch der Nacht gehört, zu erleichtern!

Bs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

FREYBURG u. CONSTANZ, b. Herder: *Das hohe Lied in einer noch unverſuchten Deutung.* Von *Joh. Leonhard Hug*, Dr. Geiſtl. Rath und Prof. an der hohen Schule zu Freyburg. 1813. 55 S. 4. (12 gr.)

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daſs, nachdem der Wechſel der Meinungen und Conjecturen über das Lied der Lieder lange Zeit aufgehört zu haben ſchien, die Ruhe durch zwey neue Erklärungs-Verſuche, die, unabhängig und verſchieden von einander, darin übereinſtimmen, daſs ſie eine für antiquirt gehaltene Deutung in Schutz nehmen, unterbrochen wird. Und zwar rühren dieſe Verſuche nicht von Anfängern, die, wie es oft zu geſchehen pflegt, von der Begierde, etwas Neues vorzubringen, getrieben werden, ſondern von Männern her, die in der bibliſchen Literatur als Veteranen bekannt ſind. Erſt neulich ſchrieb Hr. Prof *Roſenmüller* eine Abhandlung: *über des hohen Liedes Sinn und Auslegung* (Analekten für das Studium der exegetiſchen und praktiſchen Theologie von *Keil* und *Tzſchirner* I. B. 3 St. S. 138—162), worin er den rabbiniſch-chriſtlichen Midraſch von der Liebe Jehova's und des Meſſias zu ſeinem Volke auf's Neue vortrug, und mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn unterſtützte. Auch der berühmte Vf. der vorliegenden Schrift ſucht „die Rechte der *Allegorie* in dem Idylle" (S. 3) zu vertheidigen, und für ſeine neue Deutung des hohen Liedes davon Gebrauch zu machen. Wir wollen den Gang ſeiner Unterſuchung in gedrängter Kürze darzuſtellen ſuchen.

Nachdem gezeigt worden, daſs es in der Natur des Idylls liege, in Allegorie überzugehen, wird die Wirklichkeit dieſer Erſcheinung durch Thatſachen nachgewieſen. Es werden Theokrit's und beſonders Virgil's Exempel angeführt. Beide haben ihren Hirten Handlungen und Äuſserungen beygelegt, welche das Thun und Beginnen, die Lage, Wünſche und Schickſale anderer Menſchen unter bukoliſchen Umgebungen darſtellen. „So hat Virgil gearbeitet; aber der allegoriſche Genius des Morgenlandes dürfte in Erzeugniſſen dieſer Art um ein Merkliches fruchtbarer geweſen ſeyn, indem er dort überall gröſsere Vorrechte behauptet, als unter Völkern einer gemäſsigteren Einbildungskraft und einer abgekühlteren Himmels-Gegend" (S. 3). Aſien iſt das Vaterland des Hirten-Lebens und der Hirten-Lieder. Syriſche und paläſtinenſiſche Völkerſtämme hatten Niederlaſſungen an den Küſten Libyens angelegt. Unter dieſen hob bald *Karthago* ſein Haupt über alle empor. Seit den perſiſchen Kriegen hatten die Karthager Eroberungen in Sicilien gemacht. Mehrere Menſchenalter nach Theokrit waren ſie noch im Beſitze der ſüdlichen Küſte. „Wahrſcheinlich war mancher unter ihren Heeren, der einſt dem Hirtenzelte entwandt, in ruhigeren Zeiten ſeine Flöte wieder hervornahm; aber ſicherlich kamen mit ihnen viele ihrer libyſchen Unterthanen, um dort die Güter und Beſitzungen ihrer Herren zu beſorgen. Wir begegnen daher ſyriſchen Schönheiten in den Lie[illegible] Theokrit's (Id. X, 26.), und unter den gen[illegible]en Sängern der ſiciliſchen Triften den lib[illegible] Chromis (Id. I, 24)" (S. 5). Hierauf [illegible] die Meinung der Gelehrten beſtritten [illegible] die das hohe Lied nicht für ein Ganzes, ſondern für eine Zuſammenſtellung von Bruchſtücken mehrerer Eklogen halten. Nach des Vfs. Erklärung müſste der Dichter die eigene Gewohnheit gehabt haben, ſeinen Geſängen durchaus einen ähnlichen Inhalt in Gedanken und Empfindungen zu geben; ſonſt könnten ſich die Bruchſtücke unmöglich ſo leicht an einander ſchmiegen und wieder ein Ganzes bilden, in welchem der Zuſammenhang oft ſehr lange ungehindert fortläuft, ſo daſs nur wenig einzelne Störungen zurückbleiben, was leicht in alten Werken, und bekanntlich zuweilen in den Chören des Äſchylus geſchieht. „Nichts widerſpricht die (der) Zuſammenſetzung aus zufällig erhaltenen Theilen verlorener Gedichte mehr, als die Identität der handelnden Perſonen vom Anfange bis ans Ende" (S. 9). Hiebey iſt zu bemerken, daſs Hr. *H.* auf die Hypotheſe, nach welcher das hohe Lied eine Compoſition verſchiedener Gedichte, von verſchiedenen Verfaſſern und aus verſchiedenen Zeiten iſt, keine Rückſicht genommen hat. Nach dieſer Anſicht hätte die Kritik etwas anders ausfallen müſſen.

Die neue Erklärung des Vfs. beſteht in Folgendem. Das ganze Gedicht iſt ein politiſch-religiöſer Traum. Die Hirtin vertritt das Volk der zehn Stämme. *Iſrael liebet den König von Juda, und wünſcht, mit ihm vereinigt zu werden, um einen neuen ſalomoniſchen Staat zu bilden.* Die Hoffnung dazu

schien sich darzubieten, als nach der Katastrophe, welche das israelitische Reich erlitt, der König *Hiskia* von Juda nicht nur diesen Staat in einen blühenden Zustand versetzte, sondern auch, nach der Niederlage Sanherib's, der Übermacht Assyriens ein Ziel gesetzt und durch die That gezeigt hatte, wie viel Eintracht und fester Wille vermögen. Der Vf. bemerkt, wie dieser König Ordnung und Sitte zurückrief, dem Gesetze seine alte Würde und Wirksamkeit gab, den Geist Moses und die Religion der Väter wieder erweckte, und, um diese zu beleben, glänzende Tempelfeste veranstaltete, wozu auch die Zurückgebliebenen aus Samaria und Israel eingeladen wurden (2 Chron. 30, 9. 26). Hätten die Nachfolger dieses Regenten seinen Geist gehabt: so wäre die Idee von der Wiederherstellung eines salomonischen Reiches wahrscheinlich realisirt worden. Hierauf wird zur Rechtfertigung dieser Ansicht S. 22, 23 hinzugesetzt: „Ist aber nun der Traum der Hirtin nicht ein schöner Traum, ein politischer und religiöser Traum zugleich? Denn ohne einen gemeinschaftlichen Altar war die bürgerliche Vereinigung nach der mosaischen Constitution nicht gedenkbar. Das bürgerliche und religiöse Gesetzbuch der Hebräer war nur eines; sie waren ein Volk durch einen Gott. Sollte nun dieses Gedicht nicht mit Recht seinen Platz unter den heiligen Denkmälern des Volkes behaupten, da sein Streben so religiös, seine Richtung so heilig ist? Was Jeder für Vorstellung vom Kanon haben mag, sey aber wegen mir vergönnt; es ist seine Angelegenheit: das hebräische Volk hatte in meinen Augen von dieser Sammlung viel ehrwürdiger gedacht, als dass es eine Schrift des Inhalts, wie man ihn uns seyd (seit) einigen Jahrzehnden anpries, eine Schrift, die nichts von Gott, Sitten und Vaterland enthielt, in diese Sammlung aufgenommen hätte."

Rec. muss bekennen, dass diese letzte Bemerkung viel Gewicht hat, und dass ihm die Aufnahme des hohen Liedes, als einer Sammlung erotischer Lieder im gewöhnlichen Sinne, in den Kanon von jeher Schwierigkeiten verursachte. Er fand daher in dem Midrasch der Rabbinen, welchen die Kirchenväter nur etwas modificirten, eine ähnliche Erscheinung wie bey den Gedichten der persischen Dichter Hafyz und Saadi, welche durch den in sie hineingetragenen allegorisch-mystischen Sinn zu einer, die Grundsätze des Islamismus nicht gefährdenden Volkslectüre erhoben wurden. Durch die vom Vf. vorgeschlagene Erklärung aber wird der Schwierigkeit einer späteren Sinnes-Andeutung glücklich vorgebeugt, und es kann Niemand leugnen, dass die *patriotische Liebe* und die *Sehnsucht nach einer politisch-kirchlichen Vereinigung*, welche hier unter einer passenden Allegorie geschildert wird, nicht nur in die durchs ganze A. T. durchgeführte Idee der Theokratie treffend eingreife, sondern auch mit ähnlichen Allegorieen und Parabeln in den prophetischen Schriften in enger Verbindung stehe.

Zur näheren Begründung und Erläuterung hat Hr. *H.* sowohl in der Einleitung als auch in den auf die Übersetzung folgenden Anmerkungen mehrere scharfsinnige und treffende Bemerkungen gemacht. Wir rechnen besonders dahin, was über die *Brüder Sulamith's* (C. VIII, 8 ff.) gesagt wird. Der Vf. versteht darunter die *Bewohner des Reichs Juda*. Sie sind der Verbindung mit dem Reiche Israel gerade nicht abgeneigt; aber sie halten sie in dem jetzigen Zeitpuncte noch nicht für rathsam, weil Israel (nach dem Exil) noch zu schwach und ohnmächtig sey; diess werde unter dem Bilde der *Mannbarkeit* verstanden. Auf diese Weise bahnt sich der Vf. den Weg zur Erklärung der letzten Verse. Sowohl der König als das Volk Israel sind überzeugt, dass der ganze Vereinigungsplan vor der Hand noch ein tiefes *Geheimniss* bleiben müsse, und daher bricht der Dichter die Unterredung plötzlich und mit einer Ermahnung zur Flucht ab. „Darin, heisst es S. 24, liegt die Auskunft, warum der Dichter die Hülle einer figürlichen Einkleidung aufsuchte; er musste das; es war kein Gegenstand, über den sich's frey vor aller Augen sprechen liess. Die damaligen Gebieter Israel's (die assyrischen Statthalter) durften solche Wünsche und Entwürfe nicht ahnen, wenn sie gelingen sollten; und doch mussten diese Hoffnungen bey Jenen verbreitet, unterhalten, genährt werden, deren Mitwirkung zur Ausführung des Planes nöthig war. Dieses konnte nur in einer allegorischen Hülle geschehen, die der Gutgesinnte bald durchsah, und der Böse nicht missbrauchen konnte." Vielleicht würde hier die Bemerkung am rechten Orte gewesen seyn, theils, dass unter כרם mehrmals das Volk Juda oder Israel verstanden werde, z. B. Jes. 5, 7. Ezech. 17, 6. 19, 10 u. a., theils dass der Name: בעל המון (C. VIII, 11), welchen der Weinberg Salomo's führet, so wie die V. 12 hinzugefügte Vergleichung, absichtlich zu seyn scheine, um die grössere Macht des Reiches Juda, dessen Stolz eine Vereinigung mit dem geschwächten Schwester-Reiche verschmähte, anzudeuten.

Aus dem Angeführten ergiebt sich schon, dass Rec. dieser neuen Hypothese keinesweges abgeneigt sey, und dass sie ihm für die richtigere Auffassung und Würdigung des Ganzen weit vorzüglicher scheine, als irgend ein anderer unter den bisherigen so gehäuften Erklärungsversuchen. Indess muss er doch bekennen, dass ihm noch mehrere Schwierigkeiten übrig geblieben sind. Da eine ausführliche Darlegung derselben eine besondere Abhandlung erfodern würde: so begnügt er sich, einige derselben bloss anzudeuten. 1) Wenn man auch zugeben wollte, dass dergleichen Allegorieen der hebräischen Nation eigenthümlich wären: so tritt doch hier der Fall ein, dass man nicht Alles allegorisch nehmen kann, und alsdann in Verlegenheit geräth über die Bestimmung dessen, was Allegorie sey, und was nicht. 2) Der Vorwurf des *unnatürlichen Träumens*, den man schon der *döderlein*'schen Erklärung gemacht hat, trifft diese Hypothese noch weit mehr, indem man sich sogar genöthigt sieht, einen *Traum im Traume* anzunehmen. Überhaupt dürfte die Annahme, dass in diesem Ge-

dichte Alles ein Traum sey, sehr willkührlich erscheinen. 3) Wenn auch die Brüder Sulamith's (worunter die *Judäer* verstanden werden) C. VIII, 8 — 10 auf solche Weise reden könnten: so würde doch die Erzählung von ihnen C. I, 6. 7 ganz unpassend seyn. 4) Der von den *Aramäismen* hergenommene Einwurf würde dadurch nicht entkräftet werden, dass man die Regierung des Hiskias als die Zeit der Abfassung annähme, weil in dieser Periode kein historischer Grund für die Einmischung solcher Sprachformen aufzufinden wäre.

Die Übersetzung ist zwar nicht ganz tadellos, hat aber einige vorzüglich gelungene Stellen. Die Anmerkungen S. 42 ff. betreffen nur einige Verse, zeugen aber von philologisch-historischer Gelehrsamkeit und einem richtigen exegetischen Gefühl. Der Stil ist nicht frey von Härten und grammatikalischen und orthographischen Unregelmässigkeiten, z. B. S. 2. 5. 11. 22 u. a.

N.

Kiel, in d. königl. Schulbuchdruckerey: *De historia dogmatum Arminianorum.* Dissert. theol., quam S. V. ordini-theologorum, qui univ. lit. Hafniensem ornant, pro summis in theol. honor. rite adipiscendis obtulit *G. S. Franckius*, D. Phil. et Th. P. P. O. in univ. lit. Kilon. 1813. 115 S. gr. 8. (16 gr.)

Weil wir noch keine befriedigende Geschichte der arminianischen Dogmen haben (S. 105): so giebt Hr. *F.* in dieser kleinen Schrift seine Ansichten von der Art, wie eine solche Geschichte zu schreiben sey. Die Einleitung S. 1 — 20 würdiget die Schriften, welche im Allgemeinen oder besonders als Quellen und Hülfsmittel zu gebrauchen sind. Die Abhandlung selbst ist in 3 Capp. getheilt. Cap. I. S. 21 — 53 handelt *de natura et indole Arminianismi, si tempora, quibus ortus est, spectantur*, und erzählt, welche Meinungen von den Zeiten der Reformation an über das *decretum div.* geherrscht, wie sich die armin. Partey gebildet habe, und welche Grundsätze Remonstranten und Contra-Remonstranten bey ihrem Streite aufgestellt und festgehalten haben. Cap. II. S. 54 — 91 hat die Überschrift: *de diligentiore Armin. exploratione, si ex natura et subtilitate theologiae christ. consideratur et dijudicatur.* Die Prüfung muss nach S. 72 exegetisch, geschichtlich und philosophisch seyn. Das Resultat vorzüglich der philosophischen Prüfung ist S. 89: *„sine ullo dubio Remonstr. in summa rei verum viderunt, et Contrarem. toto coelo aberrarunt a veritate."* Nur das ist zu tadeln an jenen (S. 83), *„quod omne paene subtilius doctrinae genus in theol. spreverunt."* Cap. III. S. 91 — 105 *de usu, quem diligentius examen Arminianismi ei praebeat, qui scribendae hist. dogm. Arm. est operam daturus.* Hr. *F.* will die Geschichte des Armin. in 4 Perioden getheilt wissen: 1) von den ersten Spuren der Bedenklichkeiten über das Ansehen der symbolischen Bücher bis auf Arminius Tod, 1609; 2) von 1609 bis an die dordrechter Syn. 1618; 3) von 1618 bis auf den gesicherten und befestigten Zustand der Armin. 1641; 4) von 1641 bis auf den Anfang einer freyeren theol. Denk- und Lehr-Art in Deutschland, 1740. Der Nutzen, welchen der künftige Geschichtschreiber des Armin. von dieser Prüfung hat, ist (S. 99), *irenica ratio narrandi*, welche so beschrieben wird: *„ut res ab originibus inde hujus historiae usque ad recentiora tempora gestae sine ullo partium nec studio nec odio ita tradantur, ut ex hist. ipsa intelligatur, quomodo per infinitas illas disputationes theologorum res eo devenerit, ut primum Remonstrantes, deinceps reliquus orbis christianus in recto de natura et indole rel. et theol. chr. judicio in dies feliciores fecerit progressus."*

Wenn Rec. offen seine Meinung sagen soll: so muss er gestehen, dass er die Möglichkeit und das Bedürfniss einer Geschichte der arminian. Dogmen nach des Vfs. Sinne sehr bezweifelt. Es bedarf keines Beweises, dass die Lehren von Prädestination, den menschlichen Kräften u. s. w. nur in sofern arminianisch genannt werden können, als sie von Armin. und seinen Freunden entweder besonders modificirt, oder mit anderen Lehren in eine eigenthümliche Verbindung gesetzt, oder aus denselben gewisse Folgerungen hergeleitet werden. Die Bestimmungen und Veränderungen, welche jene Lehren durch Pelagius, Augustin, Gottschalk, die Scholastiker und Reformatoren erhalten haben, muss zwar der Geschichtschreiber kennen, um den Arminianismus richtig aufzufassen und zu beurtheilen; allein sie gehören nicht in den Kreis von den Dogmen dieser Partey selbst. Was nun diese betrifft: so liegen die Acten der Verhandlungen zwischen Remonstranten und Contraremonstranten so vollständig vor uns, dass über die streitigen Lehren kein Zweifel entstehen kann. Man darf sich nur an die 5 Artikel halten, und die Behauptungen, welche bey der Art, wie der Streit geführt und endlich beygelegt wurde, ins Auge fassen. Will man die Geschichte des Arminianismus, als einer kirchlichen Gesellschaft, die eigenthümliche Lehren und Ansichten hat, weiter fortsetzen: so möchte diess wohl nicht möglich seyn, weil 1) die dogmatischen Schriftsteller desselben bald ganz aufhören, 2) die vorhandenen Dogmatiken der Armin. die Wahrheiten des Christenthums populär oder praktisch aufstellen, und nicht nur die genauere Erklärung derselben vermeiden, sondern auch jede Vorstellungsart, die der Moralität nicht nachtheilig scheint, zulassen, und 3) nach S. 42 *„situm sit in natura Armin., liberalius tractare theologiam, quam ut ullo tempore communis theologorum Remonstr. consensus, idemque constans et perpetuus expectari possit."* Aus diesen Gründen scheint es Rec., dass die Geschichte der armin. Dogmen in den Zeitraum eingeschlossen sey, in welchem diese Partey mit anderen Parteyen in Gegensatze stand, und man späterhin nur aufzählen könne, welche Lehren und Grundsätze jeder einzelne Schriftsteller für biblisch und die Sittlichkeit befördernd gehalten habe. Der Einwand, dass der Armin. jetzt in der ganzen protestantischen Kirche herrschend sey, und also die Ge-

schichte seiner Dogmen in dieser gleichsam fortgehe, möchte um deswillen keine Gültigkeit haben, weil das neuere protestantische System aus anderen Ursachen, als der Armin., ob er schon viel Einfluss hatte, hervorging, und sich anders ausbildete. Diese Bemerkungen sollen übrigens dem Lobe, welches Hn. *F's.* Fleisse, Belesenheit und Scharfsinne reichlich gebührt, keinesweges Eintrag thun, sondern bloss aufmerksam machen auf einen Gesichtspunct, welchen der Geschichtschreiber des Arminianismus zu berücksichtigen und Hr. *F.* wenigstens nicht genug hervorgehoben hat.

O. P. B.

PÄDAGOGIK.

Prag, b. Calve: *Die leichteste Art, den Kindern das Rechnen auf eine angenehme Weise beyzubringen*, auch zum Selbstunterrichte für Erwachsene anwendbar, welche im Rechnen noch keinen oder keinen gründlichen Unterricht erhalten haben. Von *Franz König*, Lehrer an der Trivialschule zu Bober. 1815. 249 S. 8. (18 gr.)

Der nächste Zweck dieses Buchs ist, Kindern so viel vom Rechnen auf eine deutliche und anziehende Art beyzubringen, als ein Landmann für seine Umstände nöthig hat. Was der Vf. selbst über seine Arbeit sagt, ist sehr verständig. Er verlangt, dass der Lehrer dieses sein Rechenbüchlein bloss als einen Leitfaden für sich betrachten solle, um sich daraus für seinen Rechnenunterricht vorzubereiten; es beym Unterricht selbst zu gebrauchen findet er unzweckmässig. Er meint, nur was aus dem Kopfe gehe, gehe leicht wieder in den Kopf. Das Buch selbst verräth viel methodische Geschicklichkeit, und ist in dieser Hinsicht mancher anderen Schrift dieser Art vorzuziehen. Die arithmetischen Begriffe werden, so weit es die Fassungskraft der Schüler verstattet, leicht und anschaulich entwickelt, und eine genaue Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren beobachtet. Aber dafür verlangt der Vf., und mit Recht, dass man sich in der niedrigsten Classe nicht zu sehr mit dem Rechnen beschäftigen solle, indem damit gemeiniglich viel Zeit vertändelt, und wenig oder nichts ausgerichtet werde.

M. L. S.

Sondershausen, b. Voigt: *Instructive Anweisung zur gründlichen Erlernung der Schönschreibekunst*, für den Gebrauch in Schulen und beym Privat-Unterrichte zweckmässig eingerichtet und geschrieben von *F. Ägidius Kirschner*, Cantor und Lehrer am lutherischen Lyceo zu Schmalkalden; und gestochen von *J. Georg Huhn* in Mehlis. 1813. 20 S. Vorbericht und 19 Blätter Vorschriften in Querquart. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man hat ausser dieser Ausgabe noch eine mit der Jahrzahl 1815, die sich aber im Wesentlichen durch Nichts unterscheidet: die frühere hat das Bild des Kurfürsten von Hessen mit einer Dedication, die spätere das Bild der drey verbündeten Monarchen mit einem Zuruf an deutsche Kinder. Die Anweisung, welche den Vorschriften vorausgeht, erstreckt sich auf Alles, was zum Schreibunterricht gehört, und beweist, dass der Vf. seine Kunst mit Nachdenken und Überlegung übt. Die Regeln sind kurz, bestimmt und deutlich. Die Einrichtung mit den Stäbchen, worüber man *Bürmann's Cantor-Encyklopädie* vergleichen kann, gewährt, um leicht sicher und geschwind zum Schönschreiben zu gelangen, mehrere Vortheile, und verdient Empfehlung. Die deutsche Currentschrift hat bey aller Regelmässigkeit dennoch viel Leichtigkeit und selbst Mannichfaltigkeit. Die Canzleyschrift zieht die überlaufenden Buchstaben etwas zu sehr über die Linie hinauf, oder unter die Linie herab. Die Fracturschrift ist besser. Ausgezeichnet schön ist die sogenannte englische Schrift. Noch gereicht dem Buche zur besonderen Empfehlung der wohlfeile Preis, indem ein Exemplar auf Velinpapier nicht mehr als 1 Rthlr. 5 gr., auf schönes Schreibpapier 1 Rthlr. kostet. Von diesem Vf. ist auch erschienen:

Kurzer methodischer Unterricht zur gründlichen und baldigen Erlernung der Schönschreibekunst für Kinder. 4 Bl. in 4. (Auf Velinp. 8 gr., Schreibp. 6 gr.)

ein, das Wesentliche enthaltender Auszug aus dem Vorigen, und

Erster Anhang. Kurzer methodischer Unterricht zur gründlichen und baldigen Erlernung der schönen sächsischen Hand. 4 Bl. in 4. (Auf Velinpapier 8 gr., Schreibp. 6 gr.)

wo man eine wirklich sehr angenehme sächsische Handschrift, und eine kurze, vielleicht nur zu kurze Anleitung zur Erlernung derselben findet. Der Charakter der sächsischen Handschrift, worauf es doch hauptsächlich ankommt, ist nicht gehörig entwickelt.

V — lg —

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Jacoby: *Erbauungen.* Eine Schrift für Israeliten, zur Beförderung eines religiösen Sinnes, besonders in Hinsicht auf das weibliche Geschlecht und die Schuljugend. 1813. 350 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der religiöse Sinn, der diese Erbauungen belebt, das religiöse Gefühl, welches sich überall in denselben ausspricht, werden nicht ohne Wirkung bleiben. Die Mannichfaltigkeit der Einkleidung ist zugleich ein Beweis für den Geistesreichthum des Vfs. Die Sprache ist edel und selbst nicht ohne eine gewisse Kraft. Nur einigemal ist es Rec. vorgekommen, als hätte man es mehr mit Worten, als mit wahrer Empfindung, mehr mit der Feder des Vfs., als mit seinem Geiste zu thun, z. B. zu Anfang der sechsten Betrachtung. Im Ganzen bleibt jedoch diese Schrift immer sehr empfehlenswerth, und vielleicht noch mehr für Männer, als für das weibliche Geschlecht und die Schuljugend.

3N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 6.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) LEIPZIG, b. Gleditsch: *Methodische Grammatik der französischen Sprache*, allgemein fasslich vorgetragen, und mit Rücksicht auf die deutsche Sprache bearbeitet von *J. V. Le Roux Laserre*, sachsen-meining. Legationsrathe. 1815. XVIII u. 330 S. 8. (18 gr.)

2) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Erster Cursus einer Grammatik der französischen Sprache.* Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende. Von *Wilhelm Besser*, jetzt Prediger zu Warnstedt, unweit Quedlinburg. 1815. VIII u. 155 S. 8. (10 gr.)

3) NÜRNBERG, in Commiss. b. Wiesner und Riegel: *Versuch eines elementarischen Lesebuchs der französischen Sprache für Kinder, denen man die anfängliche Erlernung dieser Sprache so viel als möglich erleichtern will.* Erste Lieferung. Mit einem Anhange, enthaltend eine kleine französische Grammatik. 1815. VIII u. 104 S. 8. (6 gr.)

4) Ebendaselbst: *Kleine Grammatik für die ersten Anfänger im Französischen.* Ein Anhang zu dem Versuche eines elementarischen Lesebuchs der französischen Sprache. 1815. XXVIII und 148 S. 8. (9 gr.)

5) Ebendaselbst: *Kurze Anleitung für Lehrer der französischen Sprache, welche methodische Sprachübungen mit den Anfängern in dieser Sprache anstellen wollen.* 1815. VIII u. 70 S. 8. (6 gr.)

Nach dem Urtheile, welches der Vf. von No. 1 über die gangbaren französischen Grammatiken fällt, und nach den Grundsätzen, welche er für die Bearbeitung eines Lehrbuchs der französischen Sprache aufstellt, zu schliessen, müsste das vorliegende Werk ganz vortrefflich seyn; aber leider kann nichts mehr im Widerspruche stehen, als die Vorrede und das Buch selbst. So sehr jene Allen zu empfehlen ist, welche eine französische Grammatik schreiben wollen: eben so sehr ist denen, welche die Absicht haben, das Französische zu lernen, die Anschaffung des Buches zu widerrathen; wenigstens würden sie sich in der Erwartung, ein Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache gewählt zu haben, sehr getäuscht finden. In dieser Hinsicht kann man das Werk fast nicht einmal eine Grammatik nennen. Nicht allein das Mangelhafte in den wesentlichen grammatischen Gegenständen, sondern die ganze Art und Weise der Behandlung, berechtigte zu dem bittersten Tadel, wenn nicht die lobenswerthe Absicht des Vfs., etwas durchaus Besseres zu liefern, als die Vorgänger, und seine grosse Bescheidenheit, zur Nachsicht auffoderten. Dass er nicht aus Ruhmsucht, auch eine französische Grammatik geschrieben zu haben, noch aus anderen ähnlichen Ursachen zur Herausgabe dieses misslungenen Versuchs vermocht worden ist, dafür bürgt der Rang des Vfs., so wie der Umstand, dass er ein Franzose ist. Die Franzosen sind überhaupt nicht die passendsten Lehrer ihrer Sprache für andere Nationen: die Art und Weise des Vfs. aber ist gar nicht geeignet, den Deutschen bey der Erlernung dieser Sprache behülflich zu seyn. Denn ob er gleich versichert, und zwar, wie Rec. gefunden hat, nicht mit Unrecht, die grammatischen Meisterwerke seiner Landsleute gelesen zu haben: so hat er die französische Methode nicht allein nicht, sondern er hat gar keine, ungeachtet des Titels: „*Methodische Grammatik*."

Zur Bestätigung seines Urtheils führt Rec. Folgendes an: Kein philosophischer Grammatiker wird es dem Vf. nachsehen, dass er vier *Partes orationis* annimmt, und noch weniger, dass er das, was sonst *copula* heisst, *préposition* nennt, zumal da er unter diesem Namen die eigentlich sogenannte Präposition abhandelt. Hr. L. verwirft mit Recht die Declinationen, als dem Geiste der französischen Sprache nicht angemessen, hat aber gar nichts, wodurch sie ersetzt werden. Der Anfänger muss doch darüber unterrichtet werden, wie er die Casus im Französischen übersetzen soll; sobald diess nicht, und zwar auf eine sehr leichte Art gezeigt wird: so ist es unendlich viel zweckmässiger, bey der alten Methode zu bleiben. Statt dass der Vf. hierin die nöthige Anweisung giebt, handelt er bloss davon, dass zusammengehörende Wörter in gleichem *Numerus* und *Genus* stehen müssen. Er konnte aber auch eigentlich über die sogenannten Casus nichts sagen (ob er gleich in der Vorrede so davon spricht, als würde er etwas sehr Brauchbares darüber liefern): denn von *de* hat er eine durchaus unrichtige Ansicht, wie besonders aus folgender Stelle, S. 172, erhellt: „In diesem Falle muss das Particip unverändert seyn, sagt man, weil die Partikel *en* den Begriff der Präposition *de* ausdrückt, und folglich als mittelbares Complement (*régime indirect*) des Particips angesehen werden muss. Mir scheint es aber, dass man hier die als unbestimmten Artikel gebrauchte Partikel *de* (!) mit-

der Präpoſition verwechſelt. Denn in den Sätzen: *les autres ont lu des exploits; je vous ai donné des richesses*, und in allen ähnlichen Redensarten iſt keine Präpoſition, kein Begriff von Präpoſition, wie man es noch dentlicher aus der Überſetzung ins Deutſche ſieht: die Anderen haben Heldenthaten geleſen; ich habe Ihnen Reichthümer geſchenkt" (alſo den Genius der franzöſiſchen Sprache nach der deutſchen beurtheilt!). Wäre ihm der Unterſchied zwiſchen beſtimmtem und unbeſtimmtem Artikel recht klar geweſen: ſo würde er die, der Natur des unbeſtimmtem Artikels ganz zuwiderlaufende Behauptung nicht aufgeſtellt haben, daſs die, welche dieſen Artikel nicht anerkennen, Unrecht haben, wenn ſie ſagen, „daſs die Partikel *des* meiſtentheils die Ellipſe der Wörter *une portion* oder *quelques uns* vorausſetzt". Der Vf. lehrt ja ſelbſt, wenn man ſage: die Bücher werden gedruckt, ſo rede man von *allen* Büchern; hieraus folgt aber geradezu, daſs, wenn ich den unbeſtimmten Artikel ſetze, ich nicht *Alles* meine, ſondern nur *einen Theil* deſſelben, zumal im Franzöſiſchen, wo die Präpoſition *de* ſo recht eigentlich andentet, daſs nicht das Ganze, ſondern *von* ihm etwas gemeint ſey. Eben weil Hr. *L.* ſich der Natur des Artikels nicht recht bewuſst iſt: ſo handelt er ihn äuſserſt dürftig ab, und ſelbſt das, was er davon hat, iſt höchſt mangelhaft. Er hat keine Regel, bey der nicht etwas fehlte. Auch ſind die Regeln des Vfs. im Ganzen höchſt unbeſtimmt, z. B.: „Die Gattungsnennwörter ſtehen ohne Artikel, ſelbſt bey dem weiteſten Umfange der Bedeutung, 3) wenn man ſie als Aufſchrift auf einem Briefe gebraucht: *il loge rue Cassette.*" Manche Regeln ſind eigentlich keine, z. B.: „Man ſetzt den beſtimmten Artikel nicht, 2) vor die Namen der Welttheile, der Staaten, der Provinzen, wenn ſie das Vorwort *en* vor ſich haben." Dieſs iſt keine Regel: denn es wird nicht zugleich gelehrt, in welchen Fällen *en* ſtehe. „Der unbeſtimmte Artikel, wie auch die unbeſtimmte Partikel *de* (ein Widerſpruch mit dem Vorigen!), wird nicht zu dem Nennworte geſetzt, welches ein Vorwort vor ſich hat, und ohne Beywort ſteht: *ceux qui gouvernent, sont comme les corps célestes, qui ont beaucoup d'éclat, et qui n'ont point de repos.*" Hierüber lieſse ſich Vieles, ſehr Vieles ſagen! Wenn der Vf. erklärt, was ein Beywort iſt, und dann hinzuſetzt: „Man nennt auch Beywörter die Wörter, welche nur mit einem Nennworte verbunden gebraucht werden": ſo muſs der Lernende glauben, es wären auch noch andere Wörter, als die, von denen ſo eben eine Erklärung gegeben iſt, Beywörter. Beſonders unbrauchbar iſt die Behandlung der *Pronoms*: denn ſie werden nicht in *conjoints* und *absolus* geſchieden. So ſehr dieſs von Unachtſamkeit zeugt: eben ſo ſehr zeugt es von verkehrter Methode, daſs z. B. von *je* geſagt wird: „Wenn dieſes Fürwort Complement eines Zeitwortes oder eines Vorwortes ſeyn ſoll: ſo verändert man es in *mè* vor dem Zeitworte, und in *moi* nach den Zeitwörtern und Fürwörtern." Was ſoll man zu folgender Stelle ſagen? „In allen Grammatiken findet man ein Fürwort der dritten Perſon, nämlich *il, elle*; weil aber dieſes Fürwort ſtatt eines vorhergehenden Nennwortes geſetzt wird, und eben ſo oft von Sachen als von Perſonen geſetzt wird, und ſelbſt anſtatt der Nennwörter, welche abſtracte Begriffe bezeichnen: ſo ſcheint es mir zu den folgenden (den beziehenden Fürwörtern) zu gehören." Wenn es dem Vf. ſchon im Allgemeinen ſehr übel zu nehmen iſt, daſs er die *temps* unpaſſender dargeſtellt hat, als faſt in jeder anderen Grammatik geſchieht: ſo iſt ihm gar nicht zu verzeihen, daſs er beſonders vom *parfait* und *imparfait* ſo höchſt unbeſtimmt ſpricht, da er doch in der Vorrede ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, in Hinſicht auf dieſen, für die Deutſchen ſo ſchwierigen Punct, etwas ſehr Befriedigendes geliefert zu haben. — Obgleich Rec. befürchtet, vielleicht ſchon zu viel von den eigenen Worten des Vfs. angeführt zu haben: ſo iſt doch folgende Stelle zu beweiſend, als daſs ſie nicht noch ausgeſchrieben werden müſste: „Aus dieſen Beyſpielen erhellet, daſs dieſe Form (*parf. composé*) gebraucht wird, 1) um den Begriff einer ſehr weit entfernten vergangenen Zeit zu bezeichnen, die Zeit der Schöpfung der Welt, des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung." (Hr. *L.* verſichert in der Vorrede, daſs er *Vater's* und *Seidenstücker's* Schriften über dieſen Gegenſtand wiederholt geleſen habe; ſtatt ein Urtheil über dieſe Anſicht vom *parf. composé* zu geben, empfiehlt Rec. der Kürze wegen ein ferneres Leſen, nicht allein, ſondern Studiren der deutſchen philoſophiſchen Grammatiker neuerer Zeit.) Iſt es wohl eine *Regel* zu nennen, wenn S. 101 geſagt wird: „Wenn dieſe Form als *parfait antérieur*, d. i. in einem correlativiſchen Satze, gebraucht wird: ſo muſs dieſer Satz mit einem der folgenden Ausdrücke anfangen, *quand, lorsque etc.*" Wie kurz wird dieſs in jeder Grammatik, und zugleich wie leicht begreiflich dargeſtellt! Eben ſo, gleichſam verdreht, iſt die Regel über *ni*, S. 144: „Setzt man das verneinende Fügungswort *ni* in dem Satze, in welchem *ne* ſtehen muſs, ſo wird dieſes ohne *pas* gebraucht." Auffallend iſt, daſs der Vf. in den Paradigmen der Verbes *être* und *avoir* nicht hat; er durfte die Kenntniſs der Formen dieſer Zeitwörter eben ſo wenig vorausſetzen, als die der übrigen. Man bemerkt überall zu ſehr, daſs Hr. *L.* ſeinen Gegenſtand nach keiner feſten Norm bearbeitet hat. Zu tadeln iſt auch, daſs er nicht immer darauf ſieht, an welchem Orte er etwas abhandelt, z. B. von *plus* mit *de* oder *que* muſste nothwendig beym Comparativ geſprochen werden; S. 250 kömmt noch etwas vor, was zum Artikel gehört. Welcher Nachtheil aus dergleichen grammatiſchen Unordnungen entſteht, liegt am Tage; man ſollte doch immer bedenken, daſs in der Idee einer Grammatik beſonders eine Erleichterung durch bequeme Überſicht liegt.

So mangelhaft die Regeln des Vfs. im Ganzen ſind: ſo weitläuftig iſt er in manchen Gegenſtänden; er hat z. B. 12 beſtimmte Regeln, und noch beſondere Bemerkungen über die Weglaſſung der Negation *pas*; ſehr weitläuftig iſt auch die Wortfolge abgehandelt (von S. 221 — 232); neben einer ſehr weitläuftigen Behandlung der *Conjonctions* kommen noch 8 be-

sondere Regeln über *que* vor. In der Vorrede zeigt sich Hr. *L.* als einen Feind von Ausnahmen, und verspricht sie, wo sie nicht zu vermeiden sind, zu erklären: aber z. B. zu der ersten Regel „von der Angemessenheit der Artikel, Beywörter und Fürwörter," hat er einen eigenen Abschnitt mit der Überschrift: „Ausnahmen," deren er acht, ohne die geringste Erklärung aufführt. Ist wohl nur die geringste Spur von Rücksicht auf den Geist der Sprache, den der Vf. nach der Vorrede stets vor Augen gehabt haben will, in der Regel (oder vielmehr bey ihm *Ausnahme*): „Der unbestimmte Artikel nimmt nicht die Form des Plurals an, wenn ein Beywort zwischen demselben und dem Nennworte steht: *de grands hommes.*" Hieher gehört auch, dass er, statt Regeln über den Gebrauch des *de* und *à* vor Infinitiven zu geben, seitenlange Verzeichnisse von *verbes* aufführt, welche diese Präpositionen nach sich verlangen. Nichtssagende Regeln sind: „Das Zeitwort im Subjunctiv findet man in — — — — den Subjunctiv-Sätzen." Ferner: „Das Zeitwort, welches ein persönliches Fürwort zum Subjecte hat, steht in gleicher Person und in gleicher Zahl mit demselben. *Mes amis, j'ai perdu un jour, dit Titus, qui se souvint un soir de n'avoir point fait d'heureux pendant la journée.*" Auch auffallende Wiederholungen kommen vor, z. B. §. 5 S. 195 steht zuerst die oben angeführte Regel von den Subjunctivsätzen, und gleich darauf wird gesagt: „die Conjunction *que* steht immer vor den — — — — Subjecte des Subjunctivsatzes, in welchem das Zeitwort im Subjunctiv gesetzt werden muss," und die letzte Regel über den Conjunctiv heisst: „Das Zeitwort des Subjunctiv-Satzes steht immer im Subjunctiv." Die beiden ersten Unterabtheilungen der zweyten Regel über den Conjunctiv heissen: „1) wenn das vorhergehende Zeitwort frageweise gebraucht wird; 2) wenn die Verneinung bey dem vorhergehenden Zeitworte steht;" und gleich darauf heisst die dritte Regel: „Man setze im Subjunctiv das Zeitwort des bestimmenden, oder erweiternden Nebensatzes 1) wenn der vorhergehende Satz verneinend oder fragend ist." (Jedesmal?!)

Es thut Rec. wirklich leid, dass er dem bescheidenen Vf. die Nachsicht, worum er bittet, nicht gewähren konnte. Hr. *L.* hat bey seinem lobenswerthen Bemühen, sich dem ganzen deutschen Publicum so nützlich zu machen, als denen, welchen er persönlich Unterricht ertheilt (wie die angehängte Ankündigung lehrt), nicht bedacht, dass es ein grosser Unterschied ist, in einer Sprache zu unterrichten, zumal in der Muttersprache, und eine Grammatik darüber zu schreiben.

No. 2 ist ein mit Fleiss, Kenntniss der Sache und im Ganzen nach guter Methode abgefasstes Lehrbuch, dessen bescheidener Vf., nach der Vorrede, es gern sieht, wenn ihn eine Recension auf verhandene Mängel aufmerksam machte, und ihn so in den Stand setzte, diesem ersten Versuche bey einer etwanigen zweyten Auflage mehr Vollendung zu geben. Dieser Wunsch soll ihm in sofern erfüllt werden, als Rec. das Hauptsächlichste von dem, was er sich bey dem Durchlesen des Buches angemerkt hat, hier aushebt.

S. 10 ist „*me ne le donnes-tu pas*" wahrscheinlich bloss Druckfehler, statt *ne me.* — Anfänger brauchen nicht zu wissen, dass die Gascogner *jé* statt *je* aussprechen. Zu den unnöthigen Zusätzen gehört auch, dass Hr. *B.* anführt, aus welchem Buche er seine Beyspiele genommen hat; diess ist im Allgemeinen in einer französischen Grammatik von gar keiner Wichtigkeit, zumal für Anfänger. Ferner, dass manchen Wörtern die Übersetzung beygefügt wird, zumal da es, ohne Consequenz, nicht bey allen geschieht, die man als den Anfängern unbekannt voraussetzen kann; was sollte hier auch zum Massstabe dienen? S. 12 ist des Diphthonges *ae* erwähnt, mit dem Beyspiele *Caen*; in der zweyten Auflage mag es wegbleiben: denn es erweckt nur dem Anfänger die Idee, dass die französische Sprache einen solchen Diphthong habe. Die Bemerkung S. 13 über die Aussprache von *Europe* konnte wegbleiben: denn theils weiss der Anfänger nicht, dass man gewöhnlich *Uerop* ausspricht, theils ist es gegen diese gewöhnliche Aussprache, wenn gelehrt wird, dass man *Oerop* aussprechen müsse. Überhaupt durfte bey *eu* nicht zuerst gelehrt werden, dass es wie *u* laute: denn diess ist eigentlich eine Ausnahme; und noch weniger durfte, als Beyspiel zu der *ü*-Aussprache, das Wort *gageure* aufgeführt werden, weil das *e* hier bloss orthographisches Zeichen ist. Was soll es aber heissen: „*gageure*, sprich *gajeure?* Wie kommt *ue* unter die Diphthongen, mit dem Beyspiele *haranguer?* Hier ist *u* auch bloss Bestimmungsvocal für die Aussprache des *g*; mit *uei* in *orgueil*, ist es derselbe Fall, und ein Versehen ist es ausserdem, dass hier auch *feuille* als Beyspiel steht. Wozu dient dabey die Bemerkung, dass das *l* hier *mouillé* sey; dazu wird ja eine besondere Regel gegeben. *uy* ist auch nicht unter die „*voyelles composées*" zu rechnen. Bey dieser Gelegenheit macht Rec. darauf aufmerksam, dass das ganze Capitel von den Diphthongen, so wie es Hr. *B.* hat, wegfallen kann; nur über die *voyelles composées* muss der Anfänger belehrt werden: denn die Vocale haben in der Zusammensetzung nicht die Aussprache, als wenn sie einzeln stehen, was aber bey den Diphthongen nicht der Fall ist. Der Diphthong *ia* (wofern man dergleichen Diphthong nennen kann) lautet *i-a*, *ai* aber nicht *a-i*. Der Vf. würde auch wohl thun, wenn er bloss von *Diphthongen* handelte, mit welchem Namen von jeher die später sogenannten *voyelles composées* bezeichnet worden sind. Bey der Anführung des italiänischen *signore* und *gli*, als Angabe für die Aussprache, hat Hr. *B.* nicht bedacht, dass er für Anfänger schreibt. Diess ist auch der Fall bey der Bemerkung S. 27 über die verschiedene Meinung der französischen Grammatiker über die Aussprache des Wortes *travail* und ähnlicher. Warum handelt der Vf. von dem *l mouillé* so weitläuftig (und noch dazu so unlogisch)? Er sagt: es findet sich a) in solchen Wörtern, in denen das *l* nach *ai*, *ei*, *ui* doppelt steht, z. B. *ailleurs*, und c) wenn es nach *i* doppelt steht, z. B. *bataille.* Wenn der Vf. die orthographische Bemerkung für nöthig hielt S. 29: „Man schreibt nicht mehr *aulne, faulx*:" so musste er alle derglei-

chen Fälle berühren; aber wozu das? Was heisst die Regel S. 33: „Folgt aber ein Mitlaut auf *qu*: so lautet dasselbe zwar auch als *k*, aber das *u* behält den französischen Laut: wie: *piquure (piqûr)* sprich *pikühr* und nicht *pikrö*." Der Anfänger wenigstens wird durchaus nicht wissen, was der Vf. will. Wenn Hr. *B.* die eine Regel über die Aussprache des *s* in der Mitte der Wörter, beschränkend nicht so aufgestellt hätte: „in den Wörtern, die mit *de*, *pre*, *re* zusammengesetzt sind," ist es scharf: so brauchte er nicht in einer Ausnahme zu lehren, dass das *s* in *contresens* hart sey. Der Unterschied, dass das Hauptwort entweder wirkliche Personen oder Sachen bezeichne, oder Eigenschaften dieser Personen oder Sachen, ist ein Unterschied, der nicht für die Grammatik gehört, und kann den Anfänger irre leiten, zumal wenn er gleich darauf hört, dass ein Adjectiv ein *Eigenschafts*wort ist. Eben so wenig gehört für die Anfänger, was von den Adjectiven gesagt wird: „diese geben an und für sich keinen bestimmten Sinn." Die mechanische Regel, dass man bey dem Hauptworte fragt *wer?* und bey dem Eigenschaftsworte *wie?* reicht vollkommen hin, den Unterschied zwischen beiden deutlich zu machen. Da Hr. *B.* der alten guten Methode treu geblieben ist, welche die französischen Beugungsfälle (von *Beugungs*fällen kann in dieser Sprache vollends nicht die Rede seyn) durch die lateinischen Casus bezeichnet: so hätte er die deutschen Casusnamen weglassen sollen, denn — *latine minus erubescimus.* Der Vf. hat, nach der Vorrede, nicht eigentlich syntaktische Regeln liefern wollen, sondern bereitet nur durch Fingerzeige darauf vor. So passend diess in gewisser Rücksicht für ein Elementarbuch ist (ob sich gleich nicht leugnen lässt, dass man selbst für die Anfänger, d. h. in sofern sie Regeln haben sollen, ohne Nachtheil für das Lernen, vielmehr zur grossen Erleichterung desselben, auf den *Zusammenhang* der Regeln sehen kann): so darf doch dabey die nöthige Vollständigkeit nicht aus der Acht gelassen werden. So musste z. B. bey der Regel, dass bey einem Adjectiv, welches vor dem Substantiv steht, bloss *de* zu setzen ist, bemerkt werden, dass dasselbe auch von einem alleinstehenden Adjectiv gilt. Solcher Unvollständigkeiten kommen mehrere vor, nicht allein bey den sogenannten Artikeln, sondern überall. Rec. will nur auf eine aufmerksam machen. Bey den Vergleichungsstufen (die etwas unpassend nicht in einem besonderen Abschnitte abgehandelt worden, und von gar keiner Regel begleitet sind) musste nicht allein gelehrt werden, dass, wenn ein Zahlwort auf den Comparativ folgt, statt *que*, *de* gesetzt werde, sondern auch, dass in dem bekannten Falle *que* beyzubehalten sey. Diese Regel darf um so weniger übergangen werden, da sie dazu dient, den Verstand der Lernenden zu schärfen, indem sie darauf achten müssen, dass bey einem Zahlworte eigentlich keine Vergleichung ist, und dass, wenn diese eintritt, *que* gebraucht werden muss. Der Vf. wird sehr wohl thun, wenn er, was ihm bey seinem Eifer für die Sache, und seiner Kenntniss der Sprache, leicht seyn wird, sein Lehrbuch für eine zweyte Auflage, besonders in Hinsicht der Unvollständigkeit, durchgeht, und dabey vorzüglich auf die Regeln sieht, welche zugleich das Nachdenken der Lernenden schärfen. Was die mitgetheilten Übungsstücke betrifft: so findet Rec. es nicht passend, die Regeln *hinter* denselben zu geben, z. B. S. 59, von *beaucoup*, welche Regel noch dazu falsch ist, wenigstens verführend: denn es wird bloss gesagt, es regiere *de* oder den Genitiv (nach seiner Ansicht von den *Casibus* im Französischen kann Hr. *B.* eigentlich von *de* nicht sprechen, sondern bloss vom Genitiv); der Anfänger aber kann nicht wissen, dass bloss *de*; ohne den Artikel, gemeint werde, zumal da noch hinzugesetzt wird: *bien* geht nicht nach der Regel. Was muss denn aber nach *bien* stehen? Warum sagte der Vf. nicht geradezu: Nach *beaucoup* steht der Genitiv des unbestimmten, und nach *bien* der des bestimmten? Hauptsächlich dürfte zu berücksichtigen seyn, dass die Übungsaufgaben viel nützlicher eingerichtet werden konnten, wenn er die Substantiven nicht nach den Artikeln hinzusetzte, z. B. nie *de la viande*: denn das ist es ja, was der Schüler gelernt haben muss, wenn er die gegebenen Sätze übertragen soll. 106 ist, was ganz und gar die Übung ausschliesst, sogar der ganze Satz: Bleiben sie noch ein wenig, übersetzt. Der Vf. darf sich auch nicht vorgreifen, z. B. *Pronoms* gebrauchen, wenn darüber noch nichts vorgekommen ist. Die Regel 72: „ohne Zeitwort heisst *personne* auch Niemand," muss in mehr als einer Hinsicht naturgemässer dargestellt werden. Neben *verbes actifs* und *passivs*, lassen sich streng logisch nicht wohl *verbes pronominaux* aufstellen. *Eue* und *eues* mit im Paradigma aufzuführen, ist unnöthig (zumal da über die Abwandlung der *participes*, was gar nicht zu billigen ist, nichts gesagt wird), abgesehen davon, dass die mehresten Schriftsteller, und zwar mit Recht, dieses *participe* nicht flectiren. *En etant* und *en ayant* (als *gérondif*) aufzuführen, ist bloss ein Versehen. Von den *tems* lässt sich, in Rücksicht ihres Gebrauchs, auch für Anfänger etwas sagen, besonders bey dem *imparfait* und *parfait*, so dass Gelegenheit zum Nachdenken gegeben wird. *Infinitif* und *participe* kann man nicht wohl Stamm*zeiten* nennen; die Ableitung von den sogenannten Stammzeiten ist eigentlich keine Erleichterung, wie der Vf. bey genauerer Erwägung finden wird. Am Ende der Grammatik werden noch zweckmässige Stücke zum Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche mitgetheilt.

No. 3, 4 und 5 haben Einen Verfasser. No. 3 ist ein sehr nützliches Buch, weil es die Regeln (für jetzt nur über den Gebrauch des Artikels) recht eigentlich praktisch lehrt. Der Vf. hat die Einrichtung, dass nach einer kurzen fasslichen Regel mehrere, sich auf dieselbe beziehende Sätze mitgetheilt werden, die als Lesestücke dienen. So nützlich dieses Buch ist: so höchst unnütz ist die in No. 5 gegebene Anweisung, Sprachübungen mit den Schülern anzustellen. Denn die Schüler dürften sehr zu bedauern seyn, deren Lehrer eines solchen Buches bedürfte. No. 4 ist eine höchst mangelhafte Grammatik, die neben No. 3 ganz unnöthig wird, und statt deren der einsichtsvolle Vf. sogleich die zweyte Lieferung hätte geben sollen.

Ok.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PÄDAGOGIK.

1) Zerbst, gedr. b. Füchsel: *Ausführliche Nachricht von der herzogl. fürstl. Töchterschule zu Zerbst.* 1811. 58 S. 8.

2) Zürich, gedr. b. Gessner: *Nachricht von der Töchterschule im Frauenkloster bey Zug*, von *Joh. Caspar Fäsi*, Pfarrer zu Ritterschweil, Dekan und Schulinspector. 1811. 64 S. 8.

3) Altenburg, in der Hofbuchdruckerey: *Rede, bey der Einweihung der neuen Töchterschule zu Altenburg* den 8 May 1810 gehalten und auf Verlangen zum Druck befördert von *H. G. Demme.* 15 S. 8.

No. 1 enthält eine im Ganzen wohlgerathene Nachricht von der neuen Mädchenschule zu Zerbst, deren Vf, Hr. Prof. *Hausmann*, erster Lehrer der Anstalt ist. Die Nachricht erinnert zugleich auf eine wahrhaft erfreuliche Weise an die grossen Verdienste, welche sich der edle Herzog von Anhalt-Dessau, *Franz Leopold*, der Nestor unter den deutschen Fürsten, während seiner Regierung, um die Angelegenheiten des Schulwesens erworben hat. Die Stadt Zerbst war, was wir hier beyläufig bemerken, schon vor drey hundert Jahren so glücklich, eine der damaligen Zeit angemessene Unterrichtsanstalt für das weibliche Geschlecht — eine sogenannte *Jungfernschule*, vielleicht die erste protestantische Mädchenschule in Deutschland — zu besitzen. Der um die Reformation so hochverdiente Fürst Wolfgang achtete die Schule seiner besonderen Aufmerksamkeit werth, so dass er — wie *Beckmann* in seiner Chronik erzählt — im Jahre 1564 zu Neujahr die Jungfernschulmeisterin mit ihren Schülerinnen, deren sie 104 hatte, zu sich auf das Schloss kommen liess, und sowohl die Lehrerin, als jede einzelne Schülerin beschenkte. Jene ehrwürdige Schule der Vorzeit ist denn durch die gnädige Unterstützung des jetzt regierenden Herzogs, schon im Jahre 1806, zu neuem Leben wieder erwacht, und der Herzog hat nachher für dieselbe ein geräumiges, geschmackvoll eingerichtetes Schulhaus erbauen lassen, welches im Jahre 1810 eingeweihet worden ist. Der liberale Fürst bewies bey dieser Veranlassung, wie sehr ihm nicht nur das Innere, sondern auch das Äussere der Schulen seines Landes am Herzen liege. Er bekümmerte sich mit väterlicher Sorgfalt um die glückliche Vollendung des neuen Baues, und als er unter anderen bey einem Besuche des Schulhauses die Zimmer in demselben noch feucht gefunden hatte: so befahl er in einem an den Schulvorstand gerichteten Handschreiben, dass die feyerliche Einweihung des Hauses noch Anstand haben solle. „Denn — so hiess es in jenem huldreichen Schreiben — ein Aufschub des Gebrauchs des neuen Classenhauses wird der Gesundheit der Lehrer und Schülerinnen sehr zuträglich und dem Gebäude sehr nützlich seyn." Möchten doch alle deutschen Fürsten von *Franz Leopold* lernen, dass es heilige Pflicht eines jeden Landesvaters sey, nicht nur den *inneren*, sondern auch den *äusseren* Zustand der Schulen zu beachten! Dann würden die deutschen Volksschulen, vor Allem auf dem Lande, künftig gewiss ein heitereres, reinlicheres und gefälligeres Ansehen gewinnen, wie diess im ganzen Herzogthum *Anhalt-Dessau* wirklich der Fall ist.

Die erste, im Jahre 18[illegible] bekannt gemachte Nachricht von der genannten Mädchenschule ist zwar bey dieser neuen Nachricht grossentheils wieder zum Grunde gelegt worden, jedoch so, dass das fortgesetzte Nachdenken über die Angelegenheiten der weiblichen Erziehung und Bildung hie und da sichtbar hervorleuchtet. In 6 Abschnitten handelt der Vf. von dem Grunde, dem Gange und dem Zwecke der weiblichen Erziehung, von der näheren Bestimmung des Ziels der Mädchenschule zu Zerbst, von den Gegenständen des Unterrichts, von den Classen und deren Lectionen, von den auf Erziehung, Bildung und äussere Ordnung abzweckenden Einrichtungen u. s. w. In dem 1 Abschnitte, *von dem Grunde, Gange und Zwecke der weiblichen Bildung*, vermissen wir oft ein gründliches und tiefes Eindringen in die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur und Bestimmung. Auch hätten wir gewünscht, dass im 3 Abschnitte, welcher sich über die *Gegenstände des Unterrichts* verbreitet, die leitenden Grundsätze, hie und da, mit steter Rücksicht auf das Bedürfniss des weiblichen Geschlechts, bestimmter und ausführlicher angedeutet seyn möchten. Ehre macht es dem Herzoge und der Landesregierung, wenn man hier S. 15 liest: „Wie alle von unserem toleranten Landesherrn gestifteten Lehranstalten, also ist auch die unsrige weder eine lutherische, noch eine reformirte Schule; sondern eine *protestantische*." Bey einer neuen Auflage

empfehlen wir dem Vf. für dieſen Abſchnitt beſonders die Nachrichten von den Mädchenſchulen zu *Berlin*, *Nordhauſen* und *Blankenburg*, welche wir durch *Heinſius*, *Heyſe* und *Ziegenbein* erhalten haben; des Letzteren Nachricht verbreitet ſich beſonders ſehr ausführlich über dieſe Gegenſtände, mit ſteter Berückſichtigung der Bedürfniſſe des weiblichen Geſchlechts. — Unausſprechliche Freude gewährte es Rec., als er im 5 Abſchnitte, *von den auf Erziehung und Bildung abzweckenden Schuleinrichtungen*, las: „Seit Oſtern vorigen Jahres werden die Schülerinnen zu Zerbſt nicht mehr, bey ihrer Entlaſſung aus der Schule, mit gemachten *weiſsen* und *rothen* Roſen, als ſichtbaren Zeichen unſerer Zufriedenheit mit ihrem Betragen, beſchenkt: denn wir fürchteten mit mehreren Schulmännern, es möchte, auch bey dem beſten Willen, wohl nicht zu vermeiden ſeyn, daſs manche Schülerin uns täuſchte; daſs ſie um des äuſseren Ehrenzeichens willen ſich vor des Lehrers Augen Gewalt anthäte, und dennoch nicht gebeſſert würde; daſs Ehrſucht erzeugt, Neid geweckt; und, auch bey den Beſten, die dem weiblichen Geſchlechte ſo wohl ſtehende Anſpruchsloſigkeit nicht gehörig geſchont würde. Unſerem Grundſatze getreu, dem Beſſeren ſtets nachzuſtreben, iſt alſo jene Ehrenzeichenvertheilung nebſt einer Abtheilung der guten Schülerinnen in einen erſten und zweyten Rang wieder aufgehoben worden. Denn wir möchten durchaus nicht in Gefahr gerathen, unſere Schülerinnen glauben zu machen, daſs ſie das Gute um der *äuſseren* Ehre willen üben lernen." Solche Anſichten und Grundſätze ſind überaus rühmlich und verdienen in allen Mädchenſchulen befolgt zu werden. Die diſciplinariſche Verfaſſung wohleingerichteter Mädchenſchulen muſs ſo einfach als möglich ſeyn, und Alles, was die Eitelkeit aufregen und nähren kann, muſs ſorgfältig aus denſelben verbannt werden. Unendlich viel iſt auch in dieſer Hinſicht in den neueren und neueſten Zeiten bey unſeren Mädchenſchulen geſündiget worden, und es thut Noth, daſs wir den beſſeren Weg einſchlagen. Wir ſchlieſsen mit den herzlichſten Wünſchen für das immer glücklichere Aufblühen und Beſtehen dieſer wohleingerichteten Anſtalt.

No. 2 iſt gleichfalls eine anziehende Nachricht von der Mädchenſchule im Frauenkloſter, oder Schweſternhauſe bey Mariä Opferung in *Zug*. Voran gehen S. 5 — 13 einige treffende Bemerkungen über weibliche Erziehung und Bildung, ſowie über den Einfluſs der Mütter und der Schulen in dieſelbe; dann folgen S. 14 — 44 intereſſante hiſtoriſche Notizen über die Stiftung des Frauenkloſters in *Zug* und über die Gründung und Erweiterung der Mädchenſchule in demſelben. Das Frauenkloſter dankt ſeinen Urſprung nicht, wie ſo manches andere, — reichen Stiftungen mächtiger Fürſten und Edlen, ſondern dem frommen Entſchluſſe einiger weniger bekannter guter Menſchen, Anderen nach ihren beſten Kräften im Leben und im Sterben nützlich zu ſeyn. Schon im Jahre 1657 ward im Kloſter für die weibliche Jugend von Zug Schule gehalten. Auf den von frommen Vorfahren rühmlich gelegten Grund baute die gegenwärtige würdige Vorſteherin des Kloſters, *Maria Thereſia Uttiger* von Zug, weiter fort, und führte mit Unterſtützung des edlen Prof. und Präfecten *Brandenberg* einen neu entworfenen Schulplan glücklich aus. Auch der Stadt- und Erziehungs-Rath von Zug, ſo wie mehrere andere treffliche Kloſterfrauen, bewieſen ſich bey der Ausführung deſſelben ſehr thätig. Der Unterricht in allen Claſſen wird unentgeltlich ertheilt, und in der ganzen Anſtalt herrſcht ein ſeltener uneigennütziger Geiſt, der gegen den herrſchenden Geiſt des Tages ſehr abſticht. So weit iſt in den *hiſtoriſchen Notizen* Alles überaus anziehend und erfreulich; aber von Unwillen wurde Rec. ergriffen, als er S. 39 folgende Worte las, die aus der neunten Vorleſung des übrigens ſo wackeren Dr. *Hirzel* von Zürich in die Nachricht aufgenommen worden ſind: „Mit herzlichem Genuſſe wohnte ich der öffentlichen Preisaustheilung in der Kloſterkirche zu Zug bey. Der über mein Lob eifrige Hr. Präf. *Brandenberg* ſtand dem Decan *Boſſard*, — der als Präſident des Erziehungsrathes, umgeben von ſeinen Miträthen, im Chore ſaſs — beſcheiden zur Seite, mit dem elegant ausgerüſteten Verzeichniſſe der Prämien würdig geachteten Lehrtöchter, deren Namenausruf er mit Herzählung der Gründe der Auszeichnung, und einem, dieſs Alles umfaſſenden Epigramm, der den Prämien beygelegt wurde, begleitete. Trompeten- und Pauken-Schall ſicherte, wie es mir ſchien, mehrere der geſchmackvoll, aber immer ſtandesmäſsig geſchmückten Mädchen gegen die erröthende Schüchternheit, mit der ſie, die Beweiſe ihrer Geſchicklichkeit im Arbeiten in den Händen tragend, die in ſchicklichen Büchern beſtehenden Prämien aus der Hand des Erziehungsrathes empfangen muſsten. Eine wohlgewählte Vocalmuſik, aufgeführt von den Lehrtöchtern ſelbſt in der mit Menſchen allerley Art und Standes dicht angefüllten Kirche, eröffnete und beſchloſs die angenehme feyerliche Handlung." Hinweg, hinweg mit ſolchen, das Herz verpeſtenden Paradeaufzügen aus unſeren Kirchen und aus unſeren Mädchenſchulen! Mit rühmlicher Weisheit und Umſicht haben dagegen ganz neuerlich der franzöſiſche Miniſter *Montalivet* und die Directoren der *Luiſen-Stiftung* zu Berlin die öffentlichen Prüfungen in den unter ihrer Aufſicht und Leitung ſtehenden weiblichen Erziehungsanſtalten gänzlich unterſagt. Rec. hat ſich ſchon vor mehreren Jahren gegen dieſelben laut erklärt, und längere Erfahrungen haben ihn in ſeinen Anſichten über dieſe Angelegenheit noch beſtärkt. Kann man die öffentlichen Prüfungen in unſeren Mädchenſchulen nicht ſogleich überall abſtellen: ſo ſollte man doch nur den Ältern den Zutritt zu denſelben verſtatten, nicht aber den jungen Gecken und Ungeweihten. Auch ſollte man die öffentlichen Prüfungen nie in prunkvolle Paradeaufzüge, wie zu Zug und an anderen Orten, verwandeln. Mit den *Geſangübungen* wird gleichfalls, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, in mehreren deutſchen Mädchenſchulen groſser Unfug getrieben. Man begünſtigt

dieselben hie und da zu sehr, vernachlässiget darüber andere noch nöthigere und nützlichere Gegenstände des Unterrichts, ladet Einheimische und Fremde zur Anhörung der erworbenen Fertigkeit im Singen ein, und regt die Eitelkeit der jungen Mädchen nicht wenig auf. O ihr irregeleiteten, verblendeten Schulvorsteher! Um das, was in allen Mädchenschulen am meisten Noth thut, um den *Religionsunterricht*, um die Pflege des Heiligen, Göttlichen und Ewigen in der Brust des Mädchens, bekümmert ihr euch zum Theil so wenig, und sorget nur für das, was in die Augen fällt, was glänzt und schimmert. Den köstlichen Ausspruch unserer heiligen Schriften, „dass das Wesen dieser Welt vergehet;“ sollten sich alle Vorsteher weiblicher Bildungsanstalten tief in das Herz prägen. — Noch fällt es in dieser Nachricht gar sehr auf, wenn S. 44 von der öffentlichen Preisaustheilung am 10 Sept. 1810 gesagt wird: „Da die Töchter die 18 Fragen aus jedem Gegenstande, deren viele waren, genau beantworteten: so wurden 252 Preise ausgetheilt, mehrere Töchter erhielten 3, 4, 5 Prämien.“ Hr. Decan *Fäsi*, der Vf. dieser Nachricht, bemerkt dabey sehr treffend: „Die Bestimmung von 18 Fragen in jedem Lehrgegenstande verräth einen Veränderungsversuch, der um desswillen noch nichts verbessert. Im Erziehungsfache ist es immer gerathener, die Waage, als die Elle oder ein anderes Längenmass zu gebrauchen.“ Mögen die Directoren der Schule diese treffende Bemerkung wohl beherzigen, und das gemeinnützliche Institut ja nicht unnöthiger Weise zu einem Probirstücke unreifer Neuerungslust machen!! — Von den *Lehrgegenständen* wird S. 45—53 gehandelt, jedoch nicht mit gehöriger Berücksichtigung der bedeutenden Fortschritte, welche in dieser Hinsicht in den neueren Zeiten gemacht worden sind. Eine Tabelle von den in der Mädchenschule zu Zug gefertigten *Arbeiten* beschliesst das Ganze. Die Durchsicht derselben hat Rec. viel Freude gemacht, die um so reiner und grösser war, da sich aus der Nachricht ergiebt, dass das Institut durchaus von den Arbeiten der kleineren und grösseren Mädchen keinen Nutzen zieht, und dass viele menschenfreundliche Herzen in der Nähe und Ferne die Anstalt mit Garn zum Stricken der Strümpfe und anderen Materialien reichlich beschenken, damit die Kinder dürftiger Ältern nicht unbeschäftigt bleiben, und den guten Anlass, nützliche Handarbeiten zu lernen, nicht unbenutzt lassen müssen.

No. 3. Auch das freundliche *Altenburg* befindet sich jetzt in dem Besitze einer wohleingerichten Mädchenschule. Die Stadt verdankt diese neue Bildungsanstalt dem hochgesinnten Herzog von Gotha, der zur Begründung dieses Instituts mit landesväterlicher Milde wirkte, und dem patriotischen Eifer mehrerer Edlen Altenburgs, vor allen dem um die Angelegenheiten der Kirchen und Schulen im Altenburgischen hochverdienten Generalsuperintendenten *Demme* und dem Rath und Amtmann *Wagner*. Die Anstalt wurde den 8 May 1810 feyerlich eingeweiht, und Hr. Generalsuperintendent *Demme* hielt bey dieser Veranlassung die vorliegende Rede, bey deren Durchlesung Rec. am meisten bedauerte, dass sie nicht ausführlicher und länger war. Der geistvolle Redner commentirt in derselben eine Stelle aus *Jean Pauls Levana*, und verweilt besonders bey dem in jener Stelle befindlichen Ausspruche: „*Die Sittlichkeit der Mädchen ist Sitte, nicht Grundsatz.*“ Alle Vorsteher deutscher Mädchenschulen mögen folgende köstliche Worte des edlen *Demme* beherzigen: „Es wird uns höchster, leitender Grundsatz seyn, zwar mit regem Fleisse für den Geist unserer Schülerinnen zu arbeiten, ihn nicht nur mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, sondern auch seine Fähigkeiten, richtig zu denken, zu urtheilen und zu schliessen, auszubilden; *aber noch sorgfältiger darüber zu wachen, dass keine des Wissens Gut mit dem Herzen zahle.* — Die zarteren Herzen der Mädchen erfodern auch eine zartere Behandlung, und sie müssen, so viel nur immer möglich, gesichert werden, dass kein Gifthauch böser Beyspiele sich ihrem reinen Äther nahe. — Die etwa nöthigen Strafmittel zur Heilung der Geisteskranken dürfen nie den Gesunden zum Gifte werden. Kein Lehrer wird sich daher je ein rauheres Wort erlauben, das von leidenschaftlichem Zorn zeugte, oder gar einer Schimpfrede ähnlich sähe. Die Fehlende wird von der Lehrerin oder dem Lehrer nach Massgabe des Vergehens ein oder zweymal mit Güte zurecht gewiesen und gewarnt; bey Wiederholung des Fehlers wird sie Montags in der Schulconferenz oder auch von mir allein in meiner Wohnung väterli[illegible] auch diese ernstlich, zur Besserung ermahnt; fru[illegible] Ältern oder Pfleg- Ermahnung nicht: so wird ih[illegible] Ältern davon Nachricht gegeben; und bliebe dann die vereinte Bemühung der Ältern und Lehrer ohne den gewünschten Erfolg: so würde sie auf immer von dieser Schule ausgeschlossen bleiben.“

Wir schliessen unsere Anzeige mit den goldenen Worten aus der im J. 1809 erschienenen *Anfrage, die Errichtung einer neuen Schule für Mädchen der gebildeten Stände betreffend*, welche der Generalsuperintendent *Demme* und der Rath *Wagner* an das altenburger Publicum richteten, und wir wünschen, dass dieselben, bey der Wiederkehr des goldenen *Friedens*, zu den Ohren und Herzen aller Regierungen und der obersten Schulbehörden im deutschen Vaterlande dringen mögen, damit für die *Mädchenerziehung*, für diesen so wichtigen, aber noch so sehr vernachlässigten Zweig der Erziehungspraxis künftig im deutschen Vaterlande mehr geschehen möge, als bisher meistentheils dafür geschehen ist. „Vergebens, so ruft unser *Demme* seinen Mitbürgern zu, vergebens erwartet ihr gemeine Wohlfahrt ohne häusliche Tugend und Glückseligkeit; aber diese häusliche Tugend und Glückseligkeit gedeiht am sichersten unter der pflegenden Hand des edlen Weibes. Zwar adelt das Herz weit mehr als der Kopf, und sanfte weibliche Güte ist tausendmal mehr werth, als alle Kenntnisse. Doch besser ist es, wenn sich das edle Herz des verwahrloseten Kopfes nicht zu schämen braucht. Heil dem gebildeten Manne, wenn er mit seiner Gattin nicht bloss

Empfindungen, sondern auch Gedanken wechseln kann! Heil den Kindern, welche früh schon die ersten Lehren der Weisheit und Tugend aus mütterlichem Munde und mütterlichem Herzen empfangen! Kein anderer Lehrer, selbst kein Vater, vermag so wohlthätig auf Kinder in ihrer ersten, zarten Jugend zu wirken, als eine weise und gute Mutter."

Ayx.

Berlin, b. Amelang: *Die glücklichen Familien in Friedheim.* Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. Von *F. P. Wilmsen*, zweytem Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin. Mit 8 ausgemalten Kupfern von *Meno Haas.* 1815. IV u. 161 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese Schrift verdient allen Ältern, welche ihren Kindern eine erheiternde, wahrhaft bildende Unterhaltung verschaffen wollen, empfohlen zu werden. Sie hat nichts gemein mit den gewöhnlichen Lesereyen, wie sie jede Messe in grosser Menge auf den literärischen Kindermarkt bringt; sie ist mit hoher Achtung vor der Jugend, mit einem edlen Sinn für die Freuden stiller Häuslichkeit, mit einer erwärmenden Begeisterung für Freyheit und Vaterland in einer anziehenden, lebhaften, ächt populären Sprache geschrieben. Die Verflechtung der grossen Ereignisse der beiden Jahre 1813 und 1814 in die mitgetheilten Familiengeschichten machen die Schrift noch lehrreicher und interessanter. Es wäre nur zu wünschen, dass die Geschichte nicht in einem Faden fortliefe, sondern der Jugend durch gewisse Abschnitte und Überschriften Ruhepuncte gestattete, und die Übersicht des Ganzen erleichterte. Auch werden aufmerksame Kinder beym Schluss der Geschichte wohl fragen, wie man jetzt schon, ein Jahr nach den hier erzählten Begebenheiten, das Schicksal sämmtlicher Söhne und Töchter und den Tod des achtzigjährigen Treuherz (den sie noch 1814 als einen rüstigen Mann haben kennen gelernt) wissen könne. Doch diess sind unwesentliche Mängel, die der Trefflichkeit des Büchleins keinen Eintrag thun. Die Kupfer, welche schön gezeichnet und geschmackvoll illuminirt sind, dienen dem Buche zur Zierde. Auch Druck und Papier sind gut, wie wir es bey den Verlagsartikeln der amelangschen Buchhandlung gewohnt sind.

L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Karlsruhe*, b. Macklot: *Vermächtniss eines sterbenden Greises an seinen Sohn.* Auch zur Beherzigung für Töchter. 1814. 183 S. 8. (16 gr.)

Wir besitzen nicht die mindeste Nachricht von der *phisischen* [illegible] politischen Lage des Vfs., und sind sonach, nach des Vfs. [illegible] unfähig, ein gerechtes Urtheil über diese Schrift zu fällen. Er selbst, der Vf., schmeichelt sich, dass sie *nicht ganz mit dem* [illegible] *gebrandmarkt* werden, sobald er sage, dass es nie seine Absicht war, Ansprüche zu machen auf den unbeschränkten Beyfall von Kennern im engeren Verstande, dass er gar wohl wisse, nichts Neues, aber doch *nützlichere Dinge* gesagt zu haben, *als* in einem grossen Theile unserer beliebten Romanen *zu finden ist.* Dieser Selbstschmeicheley wollen wir nicht entgegen reden. Wer hierin eine Entschuldigung für seine Schriftstellerey findet, der mag sie haben. Mit der Orthographie nimmt es der Vf. nicht sehr genau. Er schreibt z. B. Errinnerungen, irrdisch, Visitten, dis, erwidern u. f. Bisweilen kommt auch wohl etwas Unsinn vor, z. B. 119: Ihre Kinder auf eine *quallose Folter* spannen; oder S. 102: Aber, ach Gott! auch hier ist die Grube, wo mancher, der sein Herz nicht sorgfältig beobachtete, in unabsehbaren Kummer sich senkte, und unglücklich wurde auf immer und ewig! — Die Verse (S. 16) sind nicht viel besser. Wie Gedankenstriche fruchtbar zu brauchen sind, lehrt uns S. 167.

AN.

Berlin, in der maurer'schen Buchh.: *Kurze Anweisung, Kinder in spätstens drey Wochen richtig und mit Wohllaut lesen zu lehren, nebst beygefügter Lesetafel;* Lehrern und Ältern, die ihre Kinder selbst unterrichten wollen, gewidmet von D. *Friedrich Neumann*, Lehrer an der königl. Taubstummen-Anstalt in Berlin. 1815. 19 S. 8. (3 gr.)

Das Aushängeschild zu diesen Seiten ist schon lange ausser Wirkung gesetzt, und Rec. hat nicht nöthig, gegen diese Prahlerey oder Betrügerey etwas zu sagen; sie verurtheilt sich selbst. Was nun die Anweisung selbst betrifft: so enthält sie einige schon bekannte Bemerkungen bey dem Unterricht in der Lautmethode, z. B. dass man die Namen der Buchstaben nicht vor der Kenntniss ihrer Laute dem Kinde lernen lasse; dass ferner sich der Lehrer bey den Doppelselbstlautern und den zusammengesetzten Mitlautern ja nicht auf das Trennen der Buchstaben, aus welchen sie bestehen, einlasse, u. s. w., welche unmöglich das leisten können, was der Titel verspricht.

n.

Erlangen, b. Palm: *Die Fibel der Weltgeschichte in Versen.* Erstes Heft. Von der Schöpfung bis auf Christus. 1814. X und 96 S. 8. (10 gr.)

Eine Umarbeitung von *Joh. Dav. Köhlers* altem Schulbuche *die Welt in einer Nuss.* Nürnb. 1726. 4. Der Plan des Buches ist vollkommen beybehalten, und nur die bereits vorhandenen Bilder mit anderen Erklärungen und Versen ausgestattet. Die Begebenheiten aus der israelitischen Geschichte sind besonders berücksichtigt. Über Auswahl, Methode, Darstellung werden ein paar Beyspiele hinlänglich Unterricht ertheilen. Alte Welt. Viertes Jahrtausend. Erstes Jahrhundert. Drittes Jahrzehend. (Nr. 123.) *Jesebel*, eine sidonische Prinzessin und Frau des israelitischen Königs *Ahab*, verführt, nachdem sie die vorzüglichsten Anhänger des wahren Gottes höhnisch und schmachvoll hatte hinrichten lassen, ihren Gemahl zu üppigen Sitten und zur Abgötterey.

Sie reisst mit heidnischfrevlem Sinn
Den Gatten zum Verderben hin,
Und schrecklich treibt ihr ruchlos Herz
Mit Menschenblut und Leben Scherz.

1 Reg. XVI. 31. sqq.

No. 170 desselben Jahrtausends, fünften Jahrhunderts, zehntes Jahrzehend:

Die zwölf Gesetztafeln zu Sina.

Herab von ehrnen Tafeln blitzen
Die Rechte, die den Bürger schützen,
Zerstörend mit den Flammenzügen
Das Werk des Truges und der Lügen.

Der Vf. ist übrigens sehr inconsequent in Schreibung der Eigennamen: er schreibt Karthago, Crösus, Cambyses, Thucydides, Cynegirus, Creta, Kaukasus, Berenice und Alcibiades, Eurysthen und Sokrates.

Schr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, in der nicolaischen Buchh.: *Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde, nach alphabetischer Ordnung der Sprachen*, mit einer gedrängten Übersicht des Vaterlandes, der Schicksale und Verwandtschaft derselben von Dr. *Jo. Severin Vater*, Prof. und Bibliothekar zu Königsberg, des St. Wladimir-Ordens Ritter. 1815. 259 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

In diesem neuen Werke des für Sprach-Studium und Literatur rastlos thätigen Vfs. wollte derselbe die Sprachen aller Welttheile des Erdenrundes, von denen wir entweder grammatische Anweisungen oder Lexika oder auch nur Wortverzeichnisse hätten, in möglichster Kürze darlegen. Eine bündige Schilderung der Völker, welche jene gebrauchten, so wie der Anlage und Geschichte der Sprache selbst, sollte im Umriss gegeben, und die vorzüglichsten Hülfsmittel aufgezählt werden. Schon *Will. Marsden* (*catalogue of dictionaries, vocabularies, grammars and alphabets.* Lond. 1796. 4.) hatte ein ähnliches Vorhaben, jedoch in einer anderen und unvollkommeneren Richtung. *Marsden* stellte nämlich im 1 Theile bloss ein alphabetisches Verzeichniss der Schriftsteller-Namen mit ihren Werken auf, und liess darauf diejenigen Schriften, deren Vff. unbekannt waren, nach der Chronologie folgen. Im zweyten Theile gab er ein chronologisches Verzeichniss von Werken obiger Art für die nach dem Alphabete aufgeführten Sprachen. Dabey aber sind die hebräische, alt-griechische, lateinische, französische, spanische, portugisische und a. Sprachen ausgeschlossen worden. *Marsden's* Werk ist also ein wahrer *Catalogue*. Rec. theilt diese Übersicht hier darum mit, weil dieses Buch äusserst selten, und nur *Marsdens* Freunden und einigen Bibliotheken geschickt worden ist. Hr. *Vater*, der fast den dritten Theil der bekannten Sprachen selbst erfasst, hatte durch die Besorgung des 3ten Theils von *Adelungs* Mithridates seinen Beruf zu einem solchen nützlichen Werke hinlänglich beurkundet; auch hatte sein verewigter Freund *Adelung* so vorzüglich vorgearbeitet, dass fast nur ein gedrängter Auszug, mit Hinzusetzung einiges Neueren, zu machen war. So verweist der Vf. selbst öfters auf *Adelungs* Mithridates, welches Werk daher neben diesem neuen fast unentbehrlich ist, da sich in demselben Wörterverzeichnisse und andere Sprachproben von solchen Sprachen finden, welche (wie viele afrikanische und amerikanische) nur durch Reisebeschreibungen uns bekannt sind. Dazu verkaufte ihm noch *Chr. G. de Murr* seine während 50 Jahren gemachten Sammlungen von Büchertiteln. — Das Buch hat eine doppelte, eine lateinische und deutsche Vorrede über den Plan und den Nutzen desselben. Die deutsche enthält einige (denen in *Adelungs* Mithridates Th. 1 ähnliche) Äusserungen über die Wichtigkeit der Sprachen als Schlüssel der Völker- und Menschen-Kunde, und für jede Wissenschaft überhaupt; und macht Hoffnung, dass aus unseren Geographieen (*Adelung* sagt Geschichtbüchern) nun viele unrichtige Bemerkungen über die Sprachen, besonders entfernter Länder, verschwinden werden. Ein gerechter Wunsch, der leider auch auf Geschichtwerke über bekanntere orientalische Völker Anwendung findet, wenn die Vff. die Sprachen nicht verstehen, und doch über die Literatur solcher Völker schreiben!

Dass übrigens nicht jeder Sprache ein gleich grosser Abschnitt gewidmet, dass z. B. mehrere amerikanische und afrikanische Sprachspuren, wovon wir nur Proben bis jetzt haben, nicht so ausführlich als die grosse und gebildete malayische Sprache abgehandelt werden konnten, ist natürlich, da man über einige nur äusserst wenig weiss. Aber auch das Wenige hat der Vf. mit Recht nicht verschmäht im Überblick aufzunehmen, und wir finden dabey die wichtigsten neuesten Reisebeschreibungen, die oft einzige Quelle unserer Nachrichten über solche Sprachproben, sehr vollständig nachgewiesen. — Auf Richtigkeit und Bequemlichkeit hat der Vf. sein vorzüglichstes Augenmerk gerichtet; und um sein Buch auch dem Auslande nützlich zu machen, hat er eine lateinische, aber nicht gerade wörtliche, Übersetzung beygefügt.

Sprachen und Völker selbst sind nach dem Alphabete aufgeführt. Die Dialekte einer grossen Sprache sind zwar in der alphabetischen Reihe angegeben, mit Recht aber erst, freylich nicht immer, unter dem gemeinschaftlichen Namen aller ausgeführt, z. B. *Äolisch* siehe bey *Griechisch*. Der lateinische Text, durch anderen Druck ausgezeichnet, läuft dem deutschen zur Seite fort. In der Überschrift wird bey

jeder Sprache auch der lateinische Name angegeben, und wenn der lateinische Ausdruck mit einem anderen Buchstaben als im Deutschen anfängt: so ist beides nach dem Alphabete zu finden; z. B. bey *Hispania* wird auf *Spanisch* verwiesen. — Um ein Beyspiel der gewählten Anordnung zu geben, diene der letzte Artikel:

„*Ziegeuner.*	*Zingari.*
Diese seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts über Vorderasien, Europa und auch Nordafrika eingewanderte Nation hat eine eigenthümliche Sprache mitgebracht, welche, so verändert und undeutlich auch vieles Ältere durch den Einfluss der wechselnden Ortsverhältnisse, die umgebender Sprachen und ihrer Lebensart geworden ist, in ihrer Ähnlichkeit mit den Sprachen des vordern Indiens ihr dort zu suchendes Vaterland verräth.	*Cingari Saeculo XV. ineunte super Asiam occidentalem, septentrionalem Africam magnamque Europae partem immigrarunt, propria lingua etiamnum utentes, quae, quanquam in antiquam ejus formam loca, per quae vagati sunt, vitae genus et linguae, in quarum commercium venere, vim habuerunt, similitudinem ejusmodi prodit cum linguis Indiae cisgangetanae, ut earum patria illuc quaerenda sit.*
Wörter	*Vocabula*

f. in

J. C. C. Rüdiger neuester Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachenkunde. Halle 1782. St. 1. pag. 63 seqq."

Dann folgen die wegen grammatischen und lexicalischen Inhaltes angegebenen Werke.

Dem Vf. gebührt das Lob, dass er im Ganzen mit Meisterhand fast immer die wichtigsten Werke ausgehoben hat. Da jedoch oft auch in bekannten Sprachen, in welchen die Literatur reicher ausgestattet ist, Werke mitgetheilt sind, die unerwähnt gebliebenen den Platz gönnen könnten: so will Rec. einiges Literarische aus einigen bekannteren Sprachen nachtragen, in der Hoffnung, der einsichtsvolle Vf., der seinen Werken bey neuen Auflagen immer mehr Vollkommenheit zu geben strebt, werde diesen Nachtrag nicht ungern sehen. Was durch europäischen Unternehmungsgeist in den fernsten Winkeln der Erde aufgespürt und erbeutet ist, sind freylich grösstentheils nur noch Bruchstücke, welche dereinst erst (vielleicht schon nach neuen *sechzig* Jahren) ihre Vervollkommnung erwarten, wenn auf den Inseln des Weltmeers, in Afrika, Amerika und den Nord- und Ost-Ländern von Asien Reisende, mit den gehörigen Vorkenntnissen, dem nöthigen Sprachbeobachtungssinne ausgerüstet, durch längeren Aufenthalt unter den unbekannten Völkern der Erde begünstigt, neue Untersuchungen und Entdeckungen für die Sprachencharte der Welt machen werden. Und gewiss es wird an *Humboldten*, *Lichtensteinen*, *Klaproths*, *Krusensternen*, *Forstern*, *Smith - Barton*, *Marsden*, *Anquetil du Perron*, *Pallas*, *Güldenstädts*, *Hornemanns* u. A. uns nicht fehlen!

S. 16 vermissen wir ungern die vor einigen anderen genannten den Vorzug verdienende arabische Grammatik des *Agapitus a valle flammarum*: *Flores gram. arab. idiomat. Patav.* 1687. 4. Ferner fehlen *Erpenii rudimenta linguae arabicae*. Auch hätte der Vf. wohl *Willmets lexicon arabicum in Coranum*, *Scheidii glossarium arabicum* anführen können, da solche bey uns mehr als die theueren grösseren arabischen Wörterbücher im Gebrauche sind. Auch *Castelli heptaglotton* gehörte hieher, welches jedoch der Vf. unter dem Artikel *Semitisch* angeführt, und auch bey *Persisch* erwähnt hat. S. 17 vermissen wir die vor allen angeführten arabischen Grammatiken erwähnungswerthen: *Institutiones grammaticae arabicae. Auctore Antonio Aryda, Viennae* 1813. 4, so wie bey den arabischen Dialekten *Höst's* Nachrichten über Marocco und Fez, welche jedoch S. 27 angegeben sind. S. 42 hätte *Joh. Jahn's* aramäische, oder chaldäisch-syrische Grammatik, Wien 1793, noch angeführt werden können. Die erwähnten *Institutiones ad fundamenta chaldaismi biblici*, *Ulm* 1787. 8. sind von dem nun verstorbenen *Grimm*. S. 43 nennt der Vf. die sinesische Sprache eine sehr beschränkte Anzahl formloser Wörter (da nur im gemeinen Leben einige Abwandlungen der Nenn- und Zeit-Wörter durch angehängte Partikeln ausgedrückt würden). *Abel Rémusat* (in den Fundgruben des Orients Bd. 3 S. 279) und andere Kenner wollen jene Beschränkung nicht zugeben. S. 45 ist das vorzüglichste chinesische Lexikon unserer Tage vergessen, nämlich: *Dictionnaire chinois*, *français et latin*, *par De Guignes*. Paris 1813. Fol. Auch hätte angeführt werden können: *Essai sur la langue et la litterature chinoises par J. P. Abel Rémusat*. Paris 1811. S. 51 steht *Quadremère* statt *Quatremère*. Daselbst vermissen wir die *Fragmenta Basmurico-Coptica Vet. et Nov. Testam. illustravit W. F. Engelbreth. Havniae* 1811. 4. S. 84 sind bey den *griechischen* Dialekten die Wörterbücher über die LXX und das N. T. übergangen. S. 85 fehlt die Ausgabe des *Gregorii Corinthii de dialectis linguae graecae* von *Schäfer*. 1811. S. 90 ist nun noch hinzuzusetzen: *W. Gesenius* Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. 1815, und unter den Wörterbüchern daselbst fehlt: *Lexicon hebr. et chaldaicum manuale in Cod. Sacr. V. T. cura Ev. Scheidii et J. J. Groenewoud*. P. I. Traj. ad. Rhen. 1805. P. II. Harderovici 1810. 4. — S. 91 hätten noch die hebräischen Grammatiken von *A. Pfeiffer*, 3 Ausgabe 1803, und die von *Seb. Mall* 1810 (zwar fast nur nach jüdischen Grammatiken verfertigt) erwähnt werden können. — S. 105 hätte bey Island eine Erwähnung verdient: Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte, von *P. E. Müller*, aus dem Dänischen ins Deutsche von *L. C. Sander*. Kopenh. 1813; so wie S. 107 zur Geschichte der italischen Sprache: *L'Italia avanti il Dominio dei Romani* (von *Giuseppe Micali*), Florenz 1810. — S. 128, wo von den Werken über den Ursprung der lateinischen Sprache geredet wird, ist noch nachzutragen die *Dissert. F. Paulini a S. Bartholomaeo de latini sermonis origine. Romae* 1802; ferner S. 184 die persische

Grammatik: *Grammatica linguae Persicae. Accedunt dialogi, historiae, sententiae, et narrationes persicae; opera et studio Francisci de Dombay. Vindobonae* 1804; so wie die Abhandlung über die eigene Einführung und den eigenen Gebrauch *arabischer* Conjugations-, Declinations- und Adjectiv-Formen an arabischen Wörtern in die persische Sprache, welche zu lesen ist in den *Recherches asiatiques*. Paris 1805. p. 252 — 267. — S. 195 nimmt der Vf. Partey, dass das Punische jetzt am besten aus dem *Hebräischen* erklärt sey. Darum erwähnt er auch nur das dieser Ansicht geneigte Literärische. Sonst hätte wohl noch Mehreres angeführt werden können, was in *Eichhorn's* Geschichte der Literatur, 1805. Bd. 5. Abth. 1. S. 456 und in *Wahl's* Erdbeschreibung von Ostindien 1805. Bd. 1 S. 401, 407 steht. — S. 209 wird zu den Sanscritgrammatiken noch hinzukommen die Übersetzung der berühmten Sanscritgrammatik, *Mugdabodah*, mit Paradigmen und einer Abhandlung über die Wurzelwörter des Sanscrit, von *H. P. Forster*. S. 6 steht: „*Afnu regio Africae magni deserti Saharae*" (wohl besser, wie auch S. 26, *Sahar nominati*).

Ein eigenes Vergnügen gewährte Rec. bey Durchlesung dieses Buches der Gedanke, wie wir uns wundern müssen über den tausendfach hörbaren proteischen menschlichen Sprachmund hier unter dem Monde, dass man wohl wünschen möchte, von jeder Sprache drey Mann auf einer Fläche neben einander ihre Gedanken ausdrücken zu hören! — Rec. bieten sich noch folgende Gedanken dar: Sollte der Vf. nicht noch einen Vortheil mit seinem Werke haben verbinden können, wenn er, statt der alphabetischen Anordnung, die Anordnung der *Hauptstamm-Sprach-Ähnlichkeit* gewählt, und von den ältesten Sprachen zu den neueren und zuletzt entdeckten fortgehend, geographisch dieselben aufgeführt hätte, so dass zugleich eine Sprachcharte des menschlichen Geistes mitgegeben worden wäre? Ein alphabetischer Index hätte dann immer das Aufsuchen erleichtern können. Auf die kleinen Abkömmlinge von einer Hauptsprache hat jedoch der Vf. meist aufmerksam gemacht. Das Neu-Griechische, welches erst S. 167 vorkommt wegen des Anfangs-Buchstabens *N* im Alphabete, hätte wenigstens nur der alphabetischen Anordnung wegen hieher gesetzt, aber hinter dem Alt-Griechischen gleich abgehandelt werden können, da ja der geographische Boden derselbe ist, und die Sprache nur durch das Sinken der Nation und durch die Annahme des Fremden in diese Abwandlung gerieth. So hätte auch Plattdeutsch und Hochdeutsch nicht wegen der alphabetischen Ordnung aus einander gerissen werden sollen. Der Vf. musste sonst consequent auch bey anderen geringeren Sprachen so verfahren, wie denn selbst die bedeutenden Sprachen Zend, Pehlwi und Persisch auf gleiche Weise zerrissen sind. Bey den Wörterbüchern und Grammatiken hätten die Tugenden und Hauptfehler derselben kurz angegeben werden können, da durch die inconsequente Folge derselben, z. B. bey den arabischen Grammatiken und syrischen Wörterbüchern, das Vorzüglichste nicht immer sogleich in die Augen springt. Ob der Vf. nicht auch bedeutende Lexika hätte aufnehmen können, die sich zwar nur in *Manuscripten*, aber doch hie und da in Bibliotheken in Europa finden, so z. B. bey den arabischen den *Kamus* von *Firusabadi*? Wenigstens haben sie eben solches Recht darauf, als z. B. die in Deutschland noch nicht verbreiteten der neuesten Sanscrit-Bücher, welche angegeben sind.

J.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Vollmer: *Über Staatsverfassung* von *S. H. G. Behrens*. 1816. (1 Rthlr.)

Will man über Staatsverfassung schreiben: so giebt es nur drey Gesichtspuncte, unter denen sich etwas Vollständiges erwarten lässt. Entweder man stellt ein Ideal der Verfassung des Staats überhaupt auf, oder man giebt einen Abriss des oder der vorhandenen Staaten, und beurtheilt diese nach Vernunftprincipien, oder man prüft eine Art der Staatsverfassung, und erklärt sich für Despotie oder Monarchie oder Aristokratie oder Demokratie. Nimmt man bey der Beurtheilung von Staatsverfassung keines dieser drey Merkmale zum Gesichtspuncte: so kann man zwar als Beytrag zu einer guten Staatsverfassung etwas sehr Lesenswerthes und Vortreffliches liefern, aber nimmer glauben, den Gegenstand erschöpft zu haben.

Nach dieser Aufstellung von Begriffen wollen wir den Vf. beurtheilen. Der Titel seines Buchs lässt glauben, er wolle ein Ideal der Staatsverfassung überhaupt entwickeln, und von S. 7 bis 15 erhält sich bey dem Leser diese Idee, welche S. 124 durch folgende Worte ausgesprochen wird: „Hier wird von einer freyen, vernunftgemässen Verfassung gehandelt." Jedoch leuchtet schon beym oberflächlichen Lesen nach den ersten 20 Seiten ein, dass ein solches Ideal dem Schriftsteller nicht vor Augen geschwebt habe, oder mindestens nicht von ihm beabsichtigt worden sey. Es erhellt wohl besonders aus der grösseren Hälfte des Buchs, dass der Vf. anhaltend mit den besten Autoren alter und neuer Zeit über Staaten und deren Verfassungen sich beschäftiget habe. Er führt eine Menge Citate an, erklärt sich bald für diesen oder jenen Satz eines Schriftstellers, oder verwirft ihn mit wenigen Worten. Er zeigt eine Art Begeisterung für *Montesquieu*, über welchen er jedoch sehr richtig sich auslässt, dass dieser nur im Felde der Erfahrung stehen blieb, und für *Macchiavel*, der aber, unserer Ansicht nach, etwas bey weitem Vollständigeres würde geliefert haben, wenn er nicht durch Umstände seiner Zeit zum Schreiben bewogen worden wäre, und, statt seine Zeit in Hinsicht der Regierung aufzufassen, sich mit dem reinen Princip einer Staatsregierung oder eines Fürsten nach dem neueren Ausdruck „wie er seyn soll" beschäftiget hätte.

Unser Vf. zeigt sich als ein vorgefasster Lobredner der englischen Constitution, ist in dieser, so wie in vielen Schriften über Staaten, durchgängig zu Hause, und versteht mit vieler Geschicklichkeit nicht allein

die Vorzüge der englischen Verfassung mit Überredung vorzutragen, sondern auch ihre Mängel zu beschönigen. Mangel bleibt es doch unwidersprechlich, wie so Viele durch Geldsummen ins Parlament gewählt werden; wie der Minister, der Frieden abschliesst, zwar zur Rechenschaft gezogen wird, allenfalls auch seine Stelle aufgeben muss, jedoch der Friede seine Richtigkeit behält, so wie überhaupt jedes Parlamentsglied vom Minister derb angelassen wird, wenn es dem Hn. Widbreath z. B. einfiel, Aufklärung zu fodern über einen Gegenstand auswärtiger Angelegenheiten, der noch nicht beendiget war. Betrachtet man aber die Civilgesetze der Engländer und ihr gerichtliches Verfahren, die Missbräuche der Jury, die Unsterblichkeit ihrer Handelsprocesse: so wechseln Barbarey und Unsicherheit, so tödtet der Buchstabe den Geist, dass man schwerlich darin mit Recht als ein Lobredner der Engländer auftreten möchte, wenn gleich ohne Widerrede die Form der englischen Constitution bis dahin die vollkommenste genannt werden muss. Übrigens ist Alles, was der Vf. über englische Verfassung sagt, mit Scharfsinn geschrieben. Wenn auch überhaupt in seinem Buche Aufstellung von Vernunftprincipien mit dem Geschichtlichen dieses und jenes Staates rhapsodisch abwechselt, und manche Episode mit der Ausführlichkeit hier nicht erwartet wird, welches der Vf. sogar zu Zeiten selbst fühlte und sich entschuldigt, wodurch die erste Idee des Zwecks dieses Buches beym Fortlesen aufgegeben werden muss: so wird man doch über den tiefen Blick des Vfs. in diesen oder jenen Theil der Staatsverfassung betroffen, und man bewundert die Aneignung vieler und grosser Ideen der Vorwelt und Gegenwart zu höchst empfehlenden Maximen und zur Nachahmung der Regierungen.

Sehr anziehend und wahr herrscht vor die Entwicklung des Adels. Dass *nobilis* von *noscere*, kennen lernen und durch das Gelernte und Gewusste Aufmerksamkeit erregen und so hervorgezogen werden, abgeleitet wird, ist bekannt.

Über zwey Gegenstände möchte man vorzüglich mit dem Vf. hadern. Der erste Gegenstand betrifft die Kirche. S. 90 wird behauptet: Der Staat besässe das Recht, zu sagen: „ich will nicht, dass eine Kirche, die diesen oder jenen Glauben als den ihrigen bekennt, in mir sey." In diesem Rechte kann sich ein Staat, nach dem Vernunftrechte gegründet, nimmer befinden. Die Kirche ist so sehr über das Weltliche erhaben, und das, was man die unsichtbare Kirche nennt, macht sich so wenig mit den weltlichen Einrichtungen zu schaffen, indem sie *in abstracto* in der Heiligkeit der Gefühle beruht, welche sie für die höchsten Vorstellungen des Menschen in sich bewahrt, dass der Staat eine Verwegenheit begehen würde, diese oder jene Kirche auszuschliessen. Der Staat darf lediglich eine Kirchengemeinde verwerfen, wenn sie nicht zu bejahen vermöchte: „Kannst du und willst du dem Staate einen Eid schwören, den Gesetzen und der Obrigkeit zu gehorchen, ihr treu und hold zu seyn?"

Den zweyten Gegenstand des Haders verursacht die Vorstellung des Vfs., wenn er S. 131 behauptet, „dass es für eine jede Klage einer eigenen Formel bedürfe." Diess haben die Römer vor Justinians Zeiten mit schwerer Last empfunden, und es bewährte sich so das Sprichwort: *summum jus, summa injuria*, wie denn auch sonderbar die Äusserung klingt, dass in jeder Rechtssache nur Ein Urthel und zwar nur von Einer Instanz gesprochen werden müsste. Entweder man mache die Menschen vollkommen, so dass Richter sich nicht irren können, oder man gebe mehrere Instanzen zu, weil durch das Hin- und Her-Schreiben und durch motivirte Urthel das Factum scharfsinniger erörtert wird, und endlich bey erleuchteten Richtern sodann eine Menschen mögliche Wahrheit zu erwarten steht. Nun gar in Civilsachen eine englische Jury zum Muster aufzustellen, muss dem Juristen ungereimt scheinen, und der Philosoph verwirft es, weil nicht nach Gefühlen, sondern nach reinen Begriffen entschieden werden soll; die den Jurys so selten eigen sind.

Der Zweck einer Recension und der Raum erlauben keine grössere Weitläuftigkeit. Der Vf. spricht vortrefflich über Volksbewaffnung, entwickelt richtig die Kronenrechte und andere einzelnen Theile eines monarchischen Staats. — Betrachtet man dieses Buch, in sofern sich etwas daraus lernen lässt: so wird man unwillkührlich von Achtung gegen den Vf. ergriffen, der so viele gesunde Maximen aufstellt, ein so vernünftiger Beobachter der Menschen und der Regierungen ist, und allenthalben den reinsten Willen für Menschenbeglückung an den Tag legt. Solche Wahrheiten als: „ein Minister, der die Woche für verloren hält, in der er seinem Herrn nicht einen neuen Gesetz-Entwurf vorlegen kann, ist ein Subject, mit dem der Herr sehr schlecht berathen ist," und: „ein Mensch giebt tausendmal lieber, wenn er sich selbst zum Geben bestimmt hat, als wenn es ihm aufgedrungen ist;" „ein bedeutender Vorzug eines Landes, wo Vertreter Abgaben beschliessen"; ferner: „je weniger ein Staat frey ist, desto mehr Auszeichnungen gesteht derselbe Vielen zu;" „der ganz überwiegende ausgebildete und in der Erfahrung geübte Verstand, den ein Charakter und reines Herz unterstützt, ist sicher, sein Ziel zu erreichen" u. s. w., solche Wahrheiten, sagen wir, findet man Viele in diesem Buche, und es erfreuet sich daran der reine Sinn.

Die Sprache des Vfs. ist im Allgemeinen rein, ohne dunkel und ohne schleppend zu seyn, wenn man gleich zu Zeiten mehr Lebendigkeit wünschte, um mit Begierde dem Autor nachgezogen zu werden. Im Anfange des Buches lässt der Vf. manche Worte entschlüpfen, die in unserer Sprache eben so bequem als in einer fremden Sprache sich ausdrücken lassen, wie z. B. S. 14 *opponiren*, *Cultur*, *cultiviren* und sogar S. 16, das Volk *exequiren!*

Das Buch ist übrigens sehr enge und klein gedruckt: Mängel, welche dem Verleger, wegen wahrscheinlicher Ersparung des Honorars, nur schaden.

Kg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgardt und Tübingen, b. Cotta: *Museum von Jean Paul.* 1814. 379 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da man an diesem Museum von unserem *J. P. F. Richter* (dem nichts Undeutsches anhängt, als sein Falschname) ein Werk bekommt, wovon man keinen Plan zu erzählen und zu beurtheilen braucht, weil es keinen hat, sondern eine Menge einzelner Aufsätze, wo man sich auf Untersuchung der Behauptungen wenig einlassen kann, weil der Behauptungen zu viele sind: so darf man einmal Gegenstände näher betrachten, welche leider von der deutschen Kritik zu sehr versäumt werden, und doch schlechterdings mehr zur Sprache kommen müssen, wenn wir endlich wirkliche Classiker bekommen wollen: eben die Sprache nämlich.

Freylich sucht der Vf. ein solches Unternehmen im Voraus wo nicht zu vernichten, doch verdächtig zu machen, wenn er sagt: „Eine gute Hülfe, genialen Schriftstellern weh zu thun, ist, mit Orthographie und Grammatik gegen den Autor auszurücken, weil jede Überlegenheit darin eine *unbezweifelte* ist." (Kom. Anhang zu Titan, Bd. 2 S. 26.) Aber durch dergleichen wohlbekannte Fechterstreiche muss sich ein rechtlicher Kritiker nicht verblüffen lassen, welcher sein: *Ars non habet osorem*, kennt, und weiss, dass derselbe Verfasser das wahre Verhältniss der Sache mit merkwürdiger Offenheit dargelegt hat, wenn er anderswo sagt: „Werd' ich von kritischen Blättern hinlänglich angepriesen: so frage ich: sollte denn an allen gelehrten Anzeigen nichts seyn? u. s. w. Tadelt man aber, so gehe ich herum, und sage: ich kenn' ein wenig das Recensentenwesen, und jeder danke Gott, den sie nicht loben." u. s. w. (Palingenesieen B. 1 S. LXII.)

Ganz ohne Lob wird es indessen freylich nicht abgehen, wie sich bey einem Werke *Richters* von selbst versteht. Vielmehr muss neben dem gewohnten Reichthume von Geist, Witz, Laune, Scharfsinn, zartem und feinem Gefühl, diessmal ein ungemeiner Reichthum an zusammengesammelten Kenntnissen, und eine grosse Gewandheit, sie gut vereinigt zu benutzen und anzubringen, ganz besonders hervorgehoben werden. Indessen möchte es in der Natur des Werkes, wo Vergleichungen, Witz, Anspielungen nicht, wie sonst gewöhnlich, durch Erzählung aus einander gehalten sind, sondern Schlag auf Schlag, und meistens zu ernsthaftem Zwecke, auf einander folgen, in dieser Natur möchte es wohl liegen, dass man in dem gegenwärtigen Bändchen mehr Untreffendes zu finden glaubt, und auch wohl wirklich findet, als in jedem anderen *richterischen* von ähnlicher Bogenzahl. Weiterhin sollen Beyspiele gegeben werden.

Das Buch fängt mit Träumen (über Magnetismus) an, und hört mit Träumen (über Träume) auf. Dazwischen liegt ein reiches Allerley: 2) Sedezaufsätze, S. 88 und 178. 3) Frage über das Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen, S. 104. 4) Warum sind keine frohen Erinnerungen so schön, als die aus der Kinderzeit? S. 164. 5) Die Frage im Traum, und die Antwort im Wachen, S. 186 (ein zugleich witziger und herzlicher Glückwunsch zu dem Geburtstage eines Fürsten, der jetzt auch von den deutschen *Enragés* häufig gemisshandelt wird). 6) Bruchstücke aus der Kunst, stets heiter zu seyn, S. 190. (Das ganze Werk soll nach einigen Jahren erscheinen. Es wird sich, dieser Probe gleich, unfehlbar höchst angenehm lesen, aber helfen? — Nicht mehr, als alle dergleichen Künste. Der von Natur Heitere braucht sie nicht, und den Unglücklichen ermuntern sie nicht. Auch ist in den Mitteln, den Schmerz zu besiegen, viel Sophisterey. Was hilft es, sich zu sagen (S. 201), dass man nur einen Augenblick leide, wenn, ehe man sich das aussagen kann, ein neuer Leidensaugenblick folgt, und so immer fort! Auch ist es allerdings selbst physisch (gegen S. 196) sehr zweyerley, ob man im Regen eine Stunde lang spatzieren geht, oder im Regen so lange vor einer versperrten Hausthüre warten muss. Denn hier ist man wohl immer vorher schon irgend eine Zeit lang nass geworden. Auch ist in dem Spatzierengehn eine wärmende Gegenwirkung, welche bey dem leidenden Stehen wegfällt. Aber warum dürfte man das Geistige, dort freyen Willen, hier Zwang, dort Zweck, hier Hemmung eines Zweckes, nicht noch in Rechnung bringen?) 7) Bemerkungen über den Menschen, S. 208. 8) Programm der Feste, oder Aufsätze, welche der Vf. in jedem Monate des künftigen Morgenblattes 1810 den Lesern geben will, S. 227 (worunter wohl der schönste S. 254 steht, ein allerliebster, leichtwitziger Aufsatz, worin nur die vortrefflichen, hoch-

ernsten Zeilen 10 bis 15 S. 258 aus dem Tone fallen). 9) Des Geburtshelfers, Walther Vierneissel, Nachtgedanken über seine verlorenen Fötus-Ideale, indem er nichts geworden, als ein Mensch, S. 275 (ein in der glücklichsten Laune des Vfs. geschriebener Aufsatz, an welchem doch wohl Katzenberger den meisten Anspruch hat).

Der in gewisser Rücksicht wichtigste Aufsatz des ganzen Buchs ist unstreitig der erste (welcher aber nach der Anmerkung S. 158 nicht der erste seyn sollte, wenn die Schriftsteller, oder zuweilen ihre Verleger, es mehr der Mühe werth fänden, bey der Anordnung ihrer Bücher hübsch prosaisch die Gedanken zusammen zu nehmen), und es ist leicht zu erwarten, von welcher Seite ein Phantasiemensch, voll Witz, und mit einem reichen Anfluge der mannichfaltigsten Kenntnisse, den Gegenstand genommen haben werde. Das Spiel des Magnetismus, welchen der homerische *Wolf* schon in der Incubation der Alten fand, welchen der irländische Streicheldoctor *Greatraks* schon im 17 Jahrhunderte übte, worin auch *Sebast. Wirdig* in der *nova medicina spirituum*, Hamburg 1673, und *Grembs* im *Arbor integra et ruinosa hominis*, Frankfurt 1657, die ganze Theorie davon gaben, welcher (*Pivati's* ähnliche elektrische Wunder ungerechnet) im vorigen Jahrhunderte abermals Mode wurde, aber nicht, wie S. 3 einer eingebildeten „Schicksals-Doublette" zu Gefallen behauptet wird, durch die Revolution unterbrochen, sondern theils noch vorher verboten, theils verrufen und verlacht worden ist, und welcher neuerlich wieder in allem Prunke neuester Philosophie und Poësie auftritt, wie denn Alles wiederkommt, weil, nach *Leibnitz*, den Menschen endlich selbst die Vernunft anekelt: dieser Magnetismus musste in einer Zeit, worin man allenthalben und für Alles etwas „Überauses" verlangt, freylich wohl vorzüglich einen dichterischen Geist anziehen. Und so lässt sich denn unser Vf. sehr beredt und eifrig für den Glauben an diese Wunder vernehmen, und in seinem „sogenannten Aufklärer in Berlin" dämmert in der That so etwas von dem protestantischen Geistlichen, welcher 25 Jahre früher in öffentlicher Katechisation sagte: „Wer nicht an den Magnetismus glaubt, ist eben so verdammungswürdig, wie der, welcher die Gottheit Christi leugnet." Harmloser und menschenfreundlicher wäre doch hier, zu sagen: *ecco il vero Polichinello!*

Um sich vollständig über diese Abhandlung zu äussern, wäre eine wenigstens eben so lange nöthig. Es können also hier nur einige wenige Bemerkungen gegeben werden.

Natürlicher Weise kann man bey Wundern nur von Thatsachen ausgehen, und diese beruhen auf Zeugen. Nun sey immer zu glauben, dass Alles, was rechtliche Zeugen erzählen, wahr ist; aber es kann dabey doch seyn, dass sie nicht Alles, was wahr ist, erzählen. Man übersieht so leicht, was der Neigung, der Meinung, dem Systeme widerspricht! Es kann sich aber auch Vieles der Beobachtung ganz entziehen. Es kann Manches geschehen, was man für gänzlich unbedeutend hält, und worin doch vielleicht die ganze Erklärung liegt. Es fehlen bey allen Wundererzählungen auch immer Hauptsachen, die sich gleichwohl nicht gut sagen lassen: nämlich ächte, reine und vollständige Charakterschilderungen der spielenden Personen. Aber wie sind die zu hoffen?

Und nun die Zeugnisse! Wir wissen, welche Männer die Wunder des Abbé *Paris* bezeugten. *Greatraks* Wunder bezeugten *Rob. Boyle* und *Sydenham*, *Pivati's* der gelehrte und brave D. *Winkler* in Leipzig. „Gütiger Himmel, sagt der helle Lichtenberg, ein Jeder denke doch an die Zeugnisse, die er in seinem Leben ausgestellt hat!" Das denke man denn auch bey *Marcard's* Zeugnisse, dessen — *Glaube* sogar seinen über Alles vortrefflichen Brief an *Lavater* nicht widerlegen kann. *Galiläi* schwor die Bewegung der Erde, *Helvetius* den Eigennutz der Menschen ab, aber Erde und Menschen kehren sich nicht daran. Und warum denkt man nicht an die Gegenzeugnisse der ausgewählten französischen Commission, wobey *Franklin, Franklin!* ein Mitglied war? Wir sind verloren, wenn wir den Grundsatz verlassen, dass von zwey Zeugen das Übergewicht von Glaubwürdigkeit der haben muss, welcher für das Natürliche, Begreifliche, für die Regel zeugt.

Ferner ist es eine Erschleichung, deren man sich oft zur Rettung von Wundern im Volkssinne schuldig macht (auch unser Vf. in den Aufsätzen über Magnetismus, Pflanzenentstehung und Träume), „die wahren, ächten, allgemeinen Wunder," wie sie der weise Nathan nennt, zu missbrauchen und vorzuschieben, um für jene Feld zu gewinnen. Wenn wir gleich nicht wissen, woher der Wind kommt, noch, wohin er fährt: so soll uns doch kein Wunderthäter aufschwatzen wollen, er könne machen, dass der *Ost*wind die Windfahne nach *Osten* drehe, *und das sey weiter nicht unbegreiflicher, als dass der Wind überhaupt blase.*

Um aber auch zu *erklären*, nimmt der Vf. einen Ätherleib an als Brücke zwischen Seele und Körper (S. 16). Allein die Brücke ragt noch immer in's Leere, und es fehlt jenseits die Widerlage, worauf sie ruhen könnte. Wo ist der Übergang von einer körperlichen Linie zur geometrischen, mache man jene noch so ätherisch? In einem anderen Aufsatze (S. 159) sagt der Vf. selbst darüber ganz richtig: „der Naturforscher glaube nur nicht, in immer höher hinaufgeläuterten Kräften an jene Kraft zu rücken, womit er selbst alle läutert und ausforscht."

Ein Hauptgrund endlich, dass am Hellsehen nichts seyn kann, ist der, dass sonst die geheimen Polizeyen wenigstens auf den Oberpostämtern längst Oberpostamtshellseherinnen angestellt hätten, um die ihnen anvertrauten Briefe mit wenigerer Mühe, Zeitverlust und Kosten lesen zu lassen, ohne sie öffnen zu müssen. Es wäre dabey noch der unschätzbare Vortheil, dass die Leserinnen hinterher nicht einmal wüssten, was sie gelesen hätten, so wie viele Räthe nach dem Erwachen in den Sitzungsstuben nicht wüssten, wofür sie gestimmt oder genickt hätten.

Übrigens sind in diesem, so wie in den beiden anderen vorhin erwähnten Aufsätzen, eine Menge Thatsachen ohne Nachweisung angeführt. Aber mit nicht einer einzigen müsste das geschehen, wenn man nicht bloss für müssigen Zeitvertreib schreibt. Gelehrte brauchen vielleicht den Aufsatz nicht, Ungelehrte hingegen gewiss die Beweise. Die Foderung (S. 106), dass diese dem Vf. *glauben* müssten, ist wohl eine Anmassung, *quam incuria, aut — Magnetismus fudit.* Von den wenigen Anführungen aber, welche gegeben werden, sind noch wenigere zu gebrauchen. Denn z. B. S. 114 *Liter. Zeitung Dec.* 1799 und S. 115 *A. D. L. Z.* 1808 *Oct.* ist doch gar zu unbestimmt, da es bekanntlich 3 bis 4 *allgem.* Literatur-Zeitungen, allein, so viel man weiss, keine einzige A. *D.* L. Z. giebt. Über das *second sight* (*zweytes*, nicht: *doppeltes* Gesicht) der Schottländer hätte, statt einer ganz veralteten Quelle (S. 25), die neueste, Macdonald's Reise durch Schottland u. s. w. B. 2 S. 172, benutzt werden sollen.

Das herrlichste Wort über alle Erläuterungen unbekannter Kräfte steht S. 150: „*zu denken weiss ich dabey nichts.*"

Nun nur noch einige einzelne Bemerkungen, da weder Alles gelobt, noch Alles bezweifelt werden kann, was zu Lob oder Zweifel Anlass gäbe.

Die im Morgenblatte schon gedruckten Duodezaufsätze sind angeblich (S. 88) zu Vorlesungen bestimmt gewesen. Als solche möchten sie aber anstrengender und darum ermüdender seyn, als etwas Zusammenhängendes. Sie haben die Eigenschaft, dass man über jeden, um seinen Gehalt zu prüfen, und besonders in manchem das Untreffende seiner Bilder und Vergleichungen nachzuweisen, wenigstens Quartaufsätze schreiben müsste. Nirgends zeigt sich so oft, wie in diesen Aufsätzen, augenscheinlich, dass die Vergleichung früher vorräthig gewesen ist, als das Verglichene. Ein sehr vortrefflicher steht S. 184 Nr. 9, besonders darum vortrefflich, weil der Vf. für einen schon mehrmals schön gesagten und treffend verglichenen Gedanken abermals ein ganz neues und treffendes Bild gefunden hat.

Was bleibt hingegen von folgendem (S. 95) übrig: „Chladni bauet mit Tönen Gestalten aus Steinchen, Amphion aus Steinen, Orpheus aus Felsen, der Tongenius aus Menschenherzen, und so bauet die Harmonie die Welt," wenn man bekennt, dass darin zwey Sätze nur Fabel, einer (Gestalten aus Menschenherzen) Nichtsinn, und der letzte Traum ist? Ungerechnet, dass bey dem letzten Satze das *Aus* fehlt, welches die rednerische Symmetrie verlangt.

Eine ähnliche zu spielend spielende Stufenleiter löst sich zuletzt in reines Gedankennichts auf S. 100: „Die Römer straften die Griechen, die Deutschen die Römer, die Zeit die Deutschen, die Zeiten die Zeit, und die Ewigkeit zuletzt die Zeit." (Wo es schon der Wortsymmetrie wegen zuletzt *die Zeiten* heissen müsste, welches aber das Druckfehler-Verzeichniss nicht verlangt. Doch enthält dieses auch manchen anderen bedeutenden Druckfehler nicht. So steht S. 283 Kriegswitter für Kriegsgewitter; S. 200 in die Lippen f. an; S. 236 Soldeska; S. 90 Z. 7 Nützlichkeit f. Unnützlichkeit; S. 263 Z. 9 sittlichem f. physischem; so soll es S. 50 statt *glühendes Feuer* wohl Glühfeuer oder Glühhitze heissen; und da S. 26 mit „der grossen organischen Kraft-Dryas" wohl schwerlich Lykurgs Vater oder eine Baumnymphe gemeint ist: so wird es wohl Trias heissen sollen. Indessen bleibt man auch oft ungewiss, ob etwas Druckfehler oder Schreibeneuerung sey. Davon hernach.)

Ein auffallendes Beyspiel, wie leicht eine Hand die andere schlägt, wenn wissenschaftliche Gegenstände bloss witzig behandelt werden, und mehr, um Gegner in Verlegenheit zu bringen, als um Sachen auf's Reine, findet sich S. 123 und S. 128 (so nahe beysammen!), wo *dort* behauptet wird, es gebe keine neuen Schöpfungen mehr, durch die Frage: „Warum führt das Meer, ⅔ der Erdkugel, uns unter seinen Gestalten-Heeren kein neues zu?" und *hier* bey Gelegenheit der versteinerten Riesenthierwelt derselbe Frager sagt: „Auch wäre noch Cuviers Behauptung die Frage entgegenzustellen, *ob er denn gewiss wisse*, dass diese Knochenmassen sich doch nicht jetzt noch mit Leben bekleidet finden, da wir so wenig vom festen Lande kennen." Aber von den fürchterlichen Abgründen der unzugänglichen zwey Drittel Wasser kennen wir ja noch viel Weniger! Warum fragte er denn dort, S. 123, nicht sich auch, wie hier Cuvier'n, *ob er denn gewiss wisse*, dass das Meer nicht noch heute neue Geschöpfe erzeuge, wogegen die bekannten Wallfische nur Infusionsthierchen sind?

S. 90 soll die Kunst erhoben werden, aber im gewöhnlichen Tone der neuen Kunstschwärmerey, oft gar nur Kunstprahlerey, wovon die alten, grossen Künstler nichts wussten. „Gesegnet sey der Fürst, welcher die Frescogemälde ablöst von ihrer Mauer; denn er ist unähnlich jedem Fürsten, welcher die Mauer vom Gemälde, den Nutzen von der Kunst abtrennt, und selig die nackte Mauer allein nach Hause fährt!" Hier nimmt sich schon das *Denn* sonderbar aus, als Grund, warum der eine Fürst gesegnet seyn solle. In Wahrheit aber möchte wohl keiner von beiden den Segen verdienen.

> *Aut prodesse volunt, aut delectare poëtae,*
> *aut simul et jucunda et idonea dicere vitae,*

sagt ein ganz achtungswerther Dichter, welcher sich im lyrischen Schwunge auch nicht wenig auf seine Verse einbildete. Auf das *Simul* käme es denn doch wohl hauptsächlich an, und der hätte das beste Theil erwählt, welcher dieses zu erreichen strebte und wüsste. Das abgelöste Frescogemälde ist ja nicht im leeren Raume aufzuhängen! Es muss einen festen Grund, und der Grund wieder eine Mauer oder dergleichen haben, wenn man es soll geniessen können. Darum verachte man doch den Nutzen nicht so! Bringen doch selbst schiefe Sedezaufsätze ihr Honorar!

S. 181 wird der Verlust so vieler Genies beklagt, welche als rohe Edelsteine unentdeckt bleiben. Sollte wohl überhaupt auch nur *ein* wahres Genie verloren

gehen? Es ist kaum zu glauben, wenn man eine Vorsehung glaubt, und aus der Gelehrten- und Künstler-Geschichte weiss, wie ächte Genies alle, auch die ungeheuersten Schwierigkeiten überwältigten. Aber der erste Irrthum ist schon darin, dass man so leicht annimmt, Genies müssten nothwendig Schriftsteller, oder Kapellmeister, oder Hofmaler u. s. w. werden, oder „in Regimentsstäben, Landescollegieen“ u. s. w. sitzen. Der zweyte, dass man von Kindern oft mehr hofft, als man Grund hat. Was der Mensch nicht wird, das hat er nicht werden können und sollen; und wenn einer durch Lage, Verhältnisse, Umstände unterdrückt zu seyn *scheint*: so hat er die Kraft, sie zu besiegen, nie *gehabt*. Der dritte und grösste Irrthum ist, zu glauben, dass es gut wäre, wenn die ganze Welt voll Genies steckte.

> Der grosse Mann (Kopf) braucht überall viel Boden; und mehrere, allzunah gepflanzt, zerschlagen sich nur die Äste,

sagt der weise Nathan.

Nur noch eine kleine — negative Blumenlese: S. 169. „Abgestumpfte Gefühle setzen frühere stumpfe voraus.“ Also ein abgestumpftes Messer war immer — stumpf! Des Vfs. eigenes Beyspiel widerlegt ihn: denn der Feuerländer wird von Niemanden *abgestumpft* genannt. Er ist stumpf. Der abgestumpfte Wüstling kann aber früher sehr geistreich, der wahnwitzige Swift sehr witzig gewesen seyn. S. 250. „Bey Rabenern hing sich im dornigen Gradierhause des Alters das satirische Salz immer reiner und schärfer an.“ Im Gradierhause *hängt* sich kein Salz *an*. S. 257. „Der Vogel Neuntödter spiesst bekanntlich seinen Raub von *neun* Insecten an Dornen.“ Das thut er bekanntlich nicht. Eine *Menge* Vorrath, sagt Blumenbach. Und andere Sprachen wissen von *neun* in den Benennungen dieses Vogels nichts. S. 266 wird eine Doppellorgnette *aufgesetzt*. Wie das wohl? S. X werden Fechser *geimpft*? S. 76 wird die Schwindsucht unter die Pflanzengifte gerechnet. S. 375. „Dem Gehirne gehört an die häufige Wiederkehr mancher Träume.“ Rec. las: dem Gehirne gehört — an die h. W. m. T. Er will nicht sagen, man *müsse* das *an* zuletzt, nach *Träume* setzen. Aber ein Zeichen, recht zu lesen, wäre zu wünschen. S. 31 „die Brücke, oder vielmehr die Ziehbrücke,“ ist ja immer eine Brücke! S. 78 „das prophetische Abendroth eines schönen Morgens“ soll heissen: das einen schönen Morgen prophezeihende Abendroth. S. 102 „umfliegt“ wird man leicht lesen ◡—, es ist aber — —, statt: herum-, umherfliegt, gemeint. S. 303 „bis er wieder zu sich *kam*, und bis erst darauf die strangfähige Expectantenbank an den Galgen *kam*.“ Eine Stilnachlässigkeit, welche sich selbst ausspricht. So S. 349 „ich falle ihnen in den Augen der grössten Gesellschaft um den Hals.“ Eine andere S. 172 in den sechs letzten Zeilen.

Von neuen Wörtern kommen vor S. 23 „Fühl-Umweite.“ S. 24 „Umbreitung.“ S. 43 „Schwefel, der Gleichkörper des Pechs.“ S. 77 „der erste Erblick.“ S. 292 „der Einschlaf.“

Von Spielereyen des Stils nur einige Pröbchen: S. 216 „Sie mögen prüfen, ob sie selbst genug männlichen Geist haben, den fremden sowohl zu leiden als zu leiten.“ S. 271 „Bisher haben leichter die Völker gemeinschaftlich gefeuert als gefeiert.“ S. 344 „Das zergliedernde Messer würde der Messer.“ S. 270 „ich will anführen, anfeuern und feuern.“ S. 68 „Der Arzt wirkt erst durch die eigene und durch die fremde Ätherhülle auf den Erdleib, das wahnsinnige Ich aber näher durch seine auf seinen.“

Es ist merkwürdig, dass der Vf. (viel zu sehr) besonders diese Art von Spielereyen liebt, wovon er viele (wie hier die beiden ersten) als Franke nicht einmal aussprechen kann. Er schreibt also etwas, womit er, vorlesend, schlechterdings nicht verstanden werden *könnte*. Aber an das Vorlesen, an das Hören seiner Werke, denkt er bey seinem Witze überhaupt oft nicht.

Offenbare, wenigstens ziemlich allgemein dafür angenommene Sprachfehler sind „diese elternlose Chrystallisazionen (S. 111); durch meine psychologische Künste (S. 347); *der* heutige Mittwoche (S. 235); des*sohn*geachtet (S. 299); dieses widererzeug' er (S. 258); in viel gerechter*en* und milder*en* Lichte (S. 250); mit seinem *Herz* und Glück (S. 289); ääsen (S. 298); so leicht, *als* (S. 238); *zeitigen* ist die Übersetzung von *temporisiren* (S. 225); einige Tage lang*e* (S. 204); vier Jahre lang*e* (S. 270).“ Dieser ganz ungemein widrige Fehler kommt auch in des Vfs. übrigen Schriften oft vor, gleichwohl steht auch wieder richtig: „neun Monate lang (S. 285); jahrelang (S. 376); achtzig Jahre lang (S. 301) u. s. w. S. 286, 287 u. ff.

Eine diesem Vf. ganz eigene, in seinen Schriften häufig vorkommende Unform fehlt denn auch hier nicht: eine Niobe's Nase; eine Eva's Schlangenlinie; ein Dido's Reich; die Noah's Arche; ein Eris- und Eva's Apfel; der Pavian's Namenzug u. s. w. Dagegen muss gelobt werden, dass (in diesem Werke und in Mars und Phöbus zuerst) das durchaus unrichtig gebildete und harte *mehrere* verworfen ist. Nur einige Mal, also als Schreibfehler, kommt es noch vor S. 124: mehrere Jahrhunderte; S. 42: von mehreren Hellseherinnen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Druckfehler. In der Recension von *Segnits* pharmakologischem Handbuche für Ärzte *Ergänzungsblätter* 1815. No. 68 S. 17 v. oben statt mit *Wasser* l. mit *Zucker*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgardt und Tübingen, b. Cotta: *Museum* von *Jean Paul* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein durch alle Schriften laufender Fehler gegen das gute Deutsch wird in diesem Museum bis zum Unleidlichen gesteigert. Der denkende Sprachforscher *Radlof* spricht schon von dem „mit vollem Rechte veralteten und gemeinen *selber*" (Neuer d. Merk. 1807. B. 3 S. 317). Rec. erinnert sich auch nicht *eines* Deutschen, welcher auf gute und gewählte Aussprache Anspruch gehabt, und *selber* gesprochen hätte. Es muss einem gebildeten Ohre schon darum doppelt ekelhaft seyn, weil es wohl immer mit der pöbelhaften Aussprache des *b* verbunden ist: *selwer*. Aber hier finden wir nun nicht bloss: Selbbeswingung, Selbsüchtling, Selb-Erhellung, selbschöpferisch, Selb-Falliment, Selblauter, Selb-Ärzte; sondern: Selber-Consens, Selberhülfwissenschaft, Selberachtung, Selberzünderin, Selberaufweckung, Selber-Bewusstseyn, Selber-Abspannung, Selberhülfe, Doppelselbermord und dergleichen Lieblichkeiten mehr. Doch auch, damit es an der Folgewidrigkeit nicht fehle, welcher aber ohnediess so leicht kein Sprachneuerer entgehen kann: Selbstmuseum, Selbstverbesserung, Selbst-Friedensfürst, Selbstbewusstseyn u. s. w. Rec. hat sehr sorgfältig das Daseyn oder Fehlen der Bindezeichen beobachtet, und wird es bey allen künftigen Beyspielen thun, um auch *darin* die Ungleichheit und Folgewidrigkeit sichtbar zu machen. Gründe, warum sie da stehen, dort fehlen, giebt es schlechterdings nicht; allso Willkühr! Und da nun Niemand so anmassend seyn wird, *allein* Willkühr üben zu wollen: so kann sie jeder Andere anders üben. Man denke nun, was *so* aus einer Sprache werden soll! Die blinde Willkühr geht so weit, dass z. B. das Bindezeichen, hundert Mal unnütz verbraucht, gerade nur da fehlt, wo es schlechterdings stehen sollte. S. 43 findet sich das Wort *Selberwecken*. Ist das Selb-Erwecken, oder Selber-Wecken? Bey diesem Vf. kann es beides seyn. Der Sinn ist wohl nicht ganz derselbe. Mit *selbst* wäre die Zweydeutigkeit vermieden. So steht S. 234 in zwey Zeilen hinter einander: *Feuer* und *Elbeufer*. Die Nähe und Ähnlichkeit kann leicht verführen, *eu* beide Mal gleich auszusprechen; es ist aber Elbe-Ufer gemeint. Ein Anderer hätte wenigstens nach der allgemeinen Aussprache Elbufer geschrieben. Zuweilen scheint das liebe Selber sogar nach alter Weise declinirt seyn zu sollen: Nativität-Steller seiner Selber. Unser Bewusstseyn unserer Selber.

S. 165 steht: die Zeitfern; an anderen Orten gewöhnlicher und richtiger: die Zukunft-Ferne, Vergangenheit-Ferne. Über *Zauberin* sind die Stimmen getheilt. Unregelmässig gebildet ist es; und die Härte in *Zaubrerin?* Noch ist kein Italiäner an *Caprara, prerutto, prorogare* und dergleichen erstickt. S. 171 steht das *Un*überschwengliche, doch S. 169 (so nahe!) auch die Überschwenglichkeit. Gehört S. 16 „das fünfsinnliche Gewand" vielleicht zu den Druckfehlern?

Endlich kommt Rec. zu dem grössten Anstoss in des Vfs. neuesten Werken, zu der unseligen Nachahmerey des von allem Sinne für Wohlklang, für Sprachgebrauch, für das Ausführbare in Sprachangelegenheiten völlig verlassenen wolkischen Anleits. Da zeigt sich nun erstlich ein grausamer Hass gegen unsere so wichtige Ableitungssylbe *ung*. Das Museum schreibt: *Erziehanstalt*, *Erziehwink*, unbekümmert, dass das nicht allein an Anziehstube, Anziehzimmer, Anziehtisch (kommt alles im Morgenblatte vor, 1814. S. 1047), allso an eine andere nächste Wurzel und Ähnlichkeit erinnert, sondern dass man auch nach derselben Grille *Anziehlehre* schreiben könnte, welches Kammermädchen und Physiker in Streit bringen müsste, ob von jener Künsten, oder von dieser Magneten die Rede sey. Oder will der Vf. in die Physik die *Ziehlehre* einführen, wie er schon S. 28 von der *Ziehkraft* des Magnets spricht? *Bildkräfte*, *Bildtrieb*, *Bild-Anstalt*, aber S. 260 weislich oder listig *Bildungvorsteher*. Warum denn nicht auch Bildvorsteher? Etwa, weil hier die Zweydeutigkeit zu handgreiflich wurde? Bild, Bildniss, Bildung ist dreyerley. Mit jedem werden Zusammensetzungen gemacht: Bildhauer, Bildnissmaler, Bildungsanstalt. Unter einander werfen, was Sprache und Volk so zweckmässig geschieden hat, ist keine Weisheit, und Kunst auch nicht. — *Befruchttheile*, *Befruchtwerkzeuge*. Die Botanik hat Fruchtknoten, Fruchtboden, Kernfrucht; Steinfrucht, Befruchtungstheile (wovon Fruchttheile sehr verschieden sind). Da *Frucht* so häufig hinten oder vorn in Zusammensetzungen vorkommt: so müsste und würde jeder unverhunzte Kopf bey *Befrucht* unfehlbar an *Frucht*, nicht an *fruchten*, denken, und

Unsinn finden, welcher ihm nothwendig Verdruss erwecken muss, wenn er endlich entdeckt, dass für die *Befruchtung* verhunzt ist. Die Rede ist nicht von einem Werkzeuge des Befruchtens (der augenblicklichen Handlung), sondern der Befruchtung (der Anlage, Fähigkeit, Einrichtung, befruchtet werden zu können). Im Taschenbuch für Damen 1814 S. 96 schreibt derselbe Vf. gar *Befruchthut* der Blume!!! Über diesen *Befruchthut* theilte Jemand in Beziehung auf S. 265 der *Ergänzungsblätter* von 1814 B. 2 dem Rec. diese Gegenbemerkung mit: „Unter *Calyptra* oder „Befruchtungshut" versteht man seit *Hedwig* in der Botanik das Hütchen, das bey den Moosen Griffel und Narbe (*Stylus* und *Stigma*) vertritt." Daran ist aber, um vom Ende anzufangen, 1) *vertritt* unrichtig. *Calyptram plane distinctam ab ovario ejusque stylo esse partem, dilucide intelligetur e sequentibus*, sagt *Hedwig* in *Fundam. hist. natur. muscorum frond. etc.* Lips. 1782 T. 1 S. 81. 2) Kennt man *Calyptra* nicht erst seit *Hedwig*, welcher S. 80 selbst sagt: *Pertenue, mitrae forma — — — tegmen calyptram a botanicis nuncupari notissimum est.* So nennt es denn auch schon *Linné*, *Dillenius* u. s. w. 3) wird *calyptra* übersetzt von *Giseke (termini botanici) Kappe* („*calyx antherae superimpositus*"), bey *Esper die Haube* („Deckel auf den Antheren der Moose"), bey *Succow* und *Blumenbach der Hut*; Befruchtungshut nirgends. Das Schlimmste bey der Sache bleibt immer der „Befruchtungshut *der Blume*." Denn wenn ja im gemeinen und poëtischen Leben von einer *Blume* des Mooses die Rede seyn soll: so ist das Hütchen eben selbst das Blumenblatt oder die einblätterige Blume, welche den Griffel nicht deckt, sondern trägt, unterstützt. *Ecquis non illico perspicit* (sagt *Hedwig* S. 85) *calyptram muscorum aliud nihil esse, quam petalum floris stylum firmans.* Daher im zweyten Theile S. 61 das Moos überhaupt erklärt wird als *planta, petalo calyptrato stylig**e**ro instructa.*

S. 251 kommen *Zahlunfähige* vor. Etwa, die nicht rechnen können? sich auf Zahlen nicht verstehen? Nein; es soll Zahlungsunfähige bedeuten!

Für philologische *Katzenberger* sind zu empfehlen: Wirkkräfte (wie zweckmäſsig und besserklingend bringt das gewöhnliche *ungs* die harten und unaussprechlichen *rkkr* aus einander!), Auferstehleib, Erklärweise, Verstärkmenschen, Beleb-Apparat, Verdaupulver, Erkrankzeichen, Vorstellgesetze, Empfindbilder u. dgl. mehr. Bey *Einschläferkünste* wird Jedermann zuerst an Einschläfer, Siebenschläfer, denken, zumal wenn er im *Katzenberger* B. 1 S. 222 *Einschläfer* als eine Person, welche einschläft, *Widereinschläfer* gefunden hat. Dort, wo der Vf. noch als Deutscher deutsch für Deutsche schrieb, steht denn auch für jenen Begriff ganz ordentlich: Einschlafs-Mittel (S. 221), Selbsteinschläferungskunst (S. 222).

Zweytens richtet der Vf. eine grausame Niederlage an unter unseren armen, auf Zusammensetzungsregeln gegründeten, die Deutlichkeit und Ähnlichkeit oft, oft den Wohlklang befördernden Verbindungs-*s*, und zwar acht kriegerisch: *Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine.*

Der Setzer des Morgenblattes (jemand anders kann es nicht seyn! denn welcher bescheidene Mann von höherer Bildung würde sich unterstehen, sämmtlichen Mitarbeitern einer Wochenschrift eine *neugebackene Wortbildnerey* aufzudringen!) hasst seit einiger Zeit auch jenes *s*, wie Wolke. Aber dieser hat, soviel sich Rec. des Unwesens erinnert, wenigstens einen festen Grundsatz: er lässt das *s* männlichen und sächlichen Wörtern, und nimmt es nur den weiblichen unbedingt, wo es der Sprachgebrauch weislich oft beybehält, als Zeichen der Bildung, als sanfteren Übergang, und als Belebung mancher sonst zu dumpfen und stumpfen Töne. Indessen es ist doch ein Grundsatz! Aber hier! Bey unserem Verfasser! Der schreibt *Taglicht*, *Staatwohl*, *Himmelkörper*, *Kriegheld*, *Gottleugner*, *Schlafbedingung* u. s. w. „Er verwirft also das *s* wohl bey männlichen Wörtern?" Um Verzeihung; er schreibt auch *Gottes-Feuer*, *Gottes-Sohn*, *Kriegstheater*, *Teufelsgasse*, *Kriegsreiterey*, *Mondsfinsternis* (hier ist das *s* noch dazu ungewöhnlich), *Orts-Gott*, *Handels-Zeichen*, *Königs-Schüsse*, *Todesurteil*, *Tages-Wirklichkeit*, *Todesverurteilung*, *Todes-Nähe*, u. s. w. „Aber bey weiblichen?" Nach Belieben! Man findet *Geburthülfe*, *Geburthelferin*, aber auch *Geburtstag* (S. 188 und 236) und wieder *Geburttagfeier* (S. VIII), *Hülfswissenschaften*, *Wahrscheinlichkeit-Regeln*, *Bildungweg*, *Verdrüslichkeit-Unkraut* (welch ein Wortunkraut!), *Liebe-Bilder*, *Lieberklärung*, *liebenswürdig*, *Religionkälte*, *Zeitungschreiber* u. dgl. Und bey weiblichen Wörtern, welche in der herkömmlichen Zusammensetzung ein *n* oder *en* haben, schreibt der Vf. S. 28 *Erdleib*, S. 68 *Erd-Leib* und *Erdleib* auf *einer* Seite; aber auch *Schulden-Last*. — Bey sächlichen Wörtern geht es denn natürlich eben so folgewidrig und mit sich selbst im Widerspruche. Da liest man *Lebenluft*, *Lebenart*, *Lebenlauf*, *Lebenalter*, aber auch *Lebens-Art*, *Lebens-Bühne*, *Lebens-Triebwerk*, *Lebens-Wecker*, *Lebensfülle* (S. 297), *Lebens-Überfüllung* (S. 339); *Volkbildung*, aber auch *Volkstiefe* (S. 181), *Landesväter*, *Landeskinder*, *Landes-Enkel*, *Landesmutter*, *Landes-Sprache*, *Paradieses-Pforte* und *Paradiesesflüsse* auf *einer* Seite, wie man denn nur diese hier gegebenen Beyspiele (ein Tropfen am Eimer!) noch einmal zu übersehen braucht, um zu finden, dass auch das Verbindungszeichen (-) durchaus willkührlich gebraucht oder weggelassen wird.

Rec. will nur noch an einem Beyspiele zeigen, dass diese dumpfen, verschnitten klingenden Wortbildungen auch zuweilen auf Missverstand führen können. Wer mit *Gottmensch* im Auge oder im Kopfe S. 104 auf *Gottleugner* stösst, muss einen Leugner verstehen, welcher Gott ist.

Das sind nun nur wenig Pröbchen alles Auffallenden in der Schreiberey dieses kleinen Bändchens! Und wie ist dem Leser dabey zu Muthe? Freylich liest sich am Ende der Gelehrte in Alles hinein, und muss wohl, wo er *Sachen* holen will. Aber wie mögen sich Ungelehrte, weniger im Lesen geübte Ge-

schäftsmänner, Frauenzimmer, welche sich *erquicken* wollen, quälen, um durch solche Barbarey, woran die armen Kinder einen Greuel haben müssen, in das Heiligthum zu dringen! Was mögen überhaupt wohl Frauenzimmer in *Richters* Schriften lesen, welche für das Humoristische (sein Bestes) keinen Sinn haben, Witz selten lieben, noch weniger Satire, seine Anspielungen aus allen Reichen der Welt nicht verstehen, ja seine Rechtschreibung nicht einmal buchstabiren können! — Oder umgekehrt: wie unendlich reich und anziehend müssen Schriften seyn, welche, so dicht bedornt, doch Niemanden, den Recensenten am wenigsten, abhalten, nach ihren Rosen zu streben!

Aber eine ausführliche Kritik der Werke *Richters*, nur allein von Seiten der Sprache, wäre doch ausserordentlich wichtig und wünschenswerth. Hörte er: so hätte das Publicum gewonnen; hörte er nicht: so hätte es verloren.

Csk.

LEIPZIG und ELBERFELD, b. Büschler: *Briefe der Lespinasse.* Deutsch herausgegeben von *J. L. Wilhelmine Spatzier*, geb. *Mayer.* 1810. Erstes Bändchen. 350 S. Zweytes Bändchen. XX u. 303 S. 8. (3 Rthlr.)

In diesen Briefen werden uns die Leiden eines liebekranken Wesens dargelegt, das, einer glücklichen Liebe bald vergessend, selbst in den Augenblicken, wo der edle, mit allen Reizen ausgestattete Geliebte, dem Tode nah, in Bordeaux krank liegt, sich einem anderen Manne, der, ohne Bedürfniss geliebt zu werden, durch glänzende Talente die Bewunderung der Gesellschaft und die Anbetung der Frauen zu erwerben strebt, mit einem solchen Ungestüm der Leidenschaft hingiebt, dass Einige sie den weiblichen Werther der Franzosen nicht ganz mit Unrecht genannt haben, und *Marmontel* sie mit Sappho vergleicht. *Julie von Lespinasse* ist es, die, wie die Übersetzerin in der wohlgeschriebenen Vorrede sagt, „oft, wenn das bunte Geräusch der Gesellschaften vorübergezogen, und in stiller Nacht, am einsamen Schreibtische, die geheime Welt ihres Innern sich aufthat," hier sich dem schmerzlich Geliebten, nah und abwesend, eröffnet: sie, welche durch ihren Verstand und Geschmack, zur Zeit, wo unter dem Vortritt der berühmten *Sevigné* eine so glänzende Reihe geistreicher Frauen die Welt des französischen Hofes verherrlichte, früher in Frau von *Deffands* Cirkel aller Gebildeten Bewunderung an sich zog, später von einem *D'Alembert*, *Marmontel* und *Turgot* umgeben, einen eigenen geistvollen Cirkel bildete, und selbst des milden *D'Alemberts* unglückliche Neigung erregte; und jener Geliebte, der durch seine Verhältnisse mit Friedrich II bekannte Oberst *Gilbert*, ein Mann, der in dem Streben, die Auszeichnung eines in der grossen Gesellschaft selbst ausgezeichneten Weibes zu erwerben, und durch die Bewunderung ihres Geistes zu ihr hingedrängt, dieses in sich selbst verwirrt; dann, als er mehr als jenen Zweck erreicht, ihr tieferes, ungemässigtes Verlangen gewahr wird, sich bald vor der gereizten Empfindsamkeit des verblühenden Mädchens und ihrem liebenden Quälen zurückzieht, bald ihr voll Mitleid wieder naht, doch nie die ganze Tiefe ihres Herzens auszufüllen vermag. Um diese Liebe in ihrer Fülle ganz zu verstehen, muss man den Ton der damaligen Zeit kennen (die Briefe füllen den Zeitraum von 1773 — 1776), und einen Blick auf die Gesellschaftswelt, die sie umgab, werfen. Ein Bild derselben, welches uns zugleich der Briefstellerin Verhältniss zu ihr schildert, giebt sie uns an mehreren Orten, z. B. Th. I S. 289, wo sie sagt: „In der Gesellschaft giebt es nur zwey Vortheile für mich: ich muss *lieben* oder mich *unterrichten*. *Verstand* haben ist mir nicht genug; viel Verstand haben, das heisst so viel, als ungefähr auf 6 bis 7 Personen hören, und 5 oder 6 Bücher lesen u. s. w.;" und II, 113: „Er ist *liebenswürdig!* Ein dummes Lob, es vernichtet jedwedes Verdienst. Er ist *liebenswürdig* heisst, wenn man es übersetzt, und die Weltleute es im Munde führen — er ist leicht, flatterhaft, ohne Charakter. Das sind die Liebenswürdigen in unserem Lande." Von den Frauen, die sie umgaben und Gilberts Aufmerksamkeit zu gewinnen suchten, sagt sie II, 35: „Die Frauen wollen doch eigentlich nur den *Vorzug*. Niemand fast hat ein Bedürfniss, *geliebt* zu seyn, und das ist ein rechtes Glück: denn gerade das versteht man in Paris am schlechtesten. Alles hat das Herz, von Liebe zu schwatzen, und bleibt doch ganz gelassen und zerstreut dabey. Das heisst doch gewiss, sich auf Empfindung und Leidenschaft verstehen. Die armen Thierchen! Man muss sie wie Lilliputianer betrachten; sie sind recht nett, recht lieblich, recht allerliebst, doch nichts weiter." Von dieser Gesellschaft wendet sie sich mit der Betrachtung ab (S. 281): „Wie geistlos sind doch Zerstreuungen! Wie entblösst von Anziehungen ist die Gesellschaft für ein thätig auffassendes Gemüth! Wie wenig Unterhaltungen giebt es, die der Mühe lohnen, sich aus dem Hause begeben zu haben! Das Alles hat mir den Witz verleidet; und wie Sie selbst sagten, was mich nicht klüger macht, giebt mir Langeweile. Was ich lieb habe, und mir Trost seyn sollte, bringt mein Gemüth durch Verwirrung und Gewissensangst auf die Folter." Ja selbst ihr eigener Cirkel bringt ihr keine Erheiterung. „Man könnte von der Gewöhnung, mit geistreichen und verdienstvollen Leuten umzugehen, sagen, was *Rochefoucauld* über den Hof äussert: Es macht nicht glücklich, und hindert doch, sich anderwärts wohl zu befinden." — Noch mehr: sie *kennt* den Mann, der sie liebt; „Sie laufen von einem Ende der Welt bis zum anderen," sagt sie von ihm im 11 Briefe, „weil Ihre Seele *begehrlicher* ist, als *gefühlvoll*. Alles, was Kraft fodert, was gross ist, dessen sind Sie auch fähig; aber Sie werden immer nach Dingen trachten, die eine *Bewegung nach aussen* fodern, nach losgerissenen Handlungen, nach einzelnen Kraftäusserungen ihrer Willkühr (im Original steht: *vous ne ferez jamais que — des actions, des actes détachés*). So aber gehen Zärtlichkeit und Gefühl nicht zu Werke. Die hängen sich an die bin-

den — wollen ein ganzes Leben erfüllen: die geben nur sanften friedlichen Tugenden Raum, fliehen das Aufsehen; Alles, was sie von dem geliebten Gegenstande losreiſst, von ihm vereinzelt, scheint ihnen Unglück und Knechtschaft." — „Sie laufen und statten Besuche ab. Das ist beides von groſser Anziehung, ich gestehe es gern! Gott im Himmel, wenn man liebte, wie müſste so ein Leben einem flach und gemein vorkommen! aber Alles ist gut, wenn Alles schlecht ist." II, 255. Sie erkennt oft die Verirrung, die Untreue, welche sie zu ihm hinzog, und ist tief empört (vgl. I, 175 und II, 93), will ihn nicht mehr sehen und sprechen, faſst sich und verschlieſst sich in sich selbst mit Erhebung und Resignation (I, 208, 209); aber bald nimmt sie ihr Miſstrauen wieder zurück (II, 49), um von Neuem ihn der Falschheit anzuklagen und mit Vorwürfen zu überhäufen (II, 150—151), um ihm von Neuem zu wiederholen: „wie Sie nun einmal sind, liebe ich Sie bis zum Wahnsinne." So ganz allein, selbst von dem Geliebten nicht verstanden, im Inneren die Gewissensqual begangener Untreue, steht hier das bewunderte Weib mit ihrer glühenden Liebe. Hier ist das *wirklich*, was wir in den Romanen oft gelesen, ein Schmerz, der den Busen zerfleischt, eine süſse Qual, die nur mit dem Leben endet, — wie sie dieselbe (I, 108) nicht ohne Überspannung, obgleich hier der Übersetzerin Einiges zufällt, selbst schildert. „Ihr Schicksal, sagt sie (I, 159), ist ganz ausgesprochen mit den Worten: Sie lieben, oder das Leben aufgeben; diese Tugend, dieses Naturgesetz nur, will ich anerkennen." „Jenes Gefühl ist das Einzige, was die Menschen nicht verderben konnten. Lieber, wenn es verloren ginge auf der Erde, sagen Sie sich recht oft, so lange ich lebe, daſs Sie wissen wo es weilt, — und *wo es mehr Schwungkraft hat, als einer Französin eigentlich zuzulassen geziemt!* (I, 285.) Mäſsigung ist ihr unbekannt. Jeder Brief zeigt uns die Kranke in einem neuen Kampfe zwischen Liebe und Verachtung, Hoffnung und Verzweiflung. Der Verstand strebt die Gluth zu unterdrücken, welche sie verzehrt; aber das Gefühl kehrt bey seinem Anblick, seinen Worten um so mächtiger zurück, und reiſst den Verstand ohnmächtig mit sich fort. So spricht sie selbst (I, 114): „Ich liebe Sie, wie man recht liebt; ausschweifend, wahnsinnig, entzückt, voll Verzweifelung. — Ja in all diesen Tagen haben Sie meine Seele auf die Folter gespannt; aber Sie kamen diesen Morgen, und alles war vergessen." Ganz aber charakterisiren ihren stets wechselnden Zustand folgende Worte (I, 119): „Die Seele, welche dem Wetterglase gleicht, das jetzt Frost, dann Sturm, bald darauf die verzehrende Gluth der Mittagslinie andeutet, diese Seele, durch unwiderstehliche Gewalt fortgerissen, muſs viel Mühe anwenden, sich zu halten. Sie begehrt Ihrer, sie fürchtet Sie; sie vergeht in Liebe, in Bewuſstlosigkeit, aber immer und ewig gehört sie Ihnen und ihren Schmerzen." — Jede Stunde des Tags und der Nacht sehen wir sie mit ihm beschäftiget, jeder freundlich wohlwollende Blick reiſst sie aufs Neue ins Leben zurück, und die mit jedem Augenblicke neu erwachende Hoffnung, die zwar gewaltsam erschüttert, aber doch nicht ganz unterdrückt wird, als den Geliebten eine Heirath von ihr entfernt (der Brief, in welchem sie diesen Gegenstand berührt, der 99ste im 2 Th., ist vorzüglich interessant), giebt dem leidenden, siechen Körper immer neue Spannkraft, bis sie endlich dem Leben ein freundliches Lebewohl sagt (II, 305). — Allein dieser ewig wiederkehrende Kampf ermüdet am Ende den Leser, besonders im zweyten Theile, wo die Briefstellerin bey ihrem Körperleiden immer mehr verweilt. So wenig es daher einem gesunden Gemüthe angenehm seyn wird, zwey Bände klagender Liebeselegieen, an denselben Gegenstand gerichtet, ununterbrochen fortzulesen: eben so wenig kann man es einem Leser zumuthen, diese Briefe mit anhaltendem Interesse auszulesen. Die feinen Bemerkungen und Schilderungen, welche andere Gegenstände betreffen, z. B. Diderot (I, 42, II, 316), Malherbes (II, 291), D'Alembert (II, 122), den Lord Shelburne und seine Nation (II, 322), sind doch nur beyläufig und selten eingestreut. Rec. wenigstens, der gerne den Antheil eines von Liebe und Sehnsucht geängstigten Gemüthes nimmt, dessen Mangel die Übersetzerin bey den Lesern dieser Briefe fürchtet, muſs aufrichtig bekennen, daſs Ein Band dem Publicum genug gewesen wäre. Vieles wird dem Leser, der mit den näheren Verhältnissen der Briefstellerin nicht bekannt ist, dunkel bleiben. Um so mehr muſs Rec. anrathen, die kurze, aber sehr gut geschriebene Nachricht von dem Leben der Julie von Lespinasse, welche erst am Eingange des zweyten Bandes von der Übersetzerin gegeben worden ist, zuvor zu lesen. Übrigens muſs Rec., der das Original mit dieser Übersetzung verglichen hat, gestehen, daſs nur von einem Weibe, und vielleicht nur von der geistesverwandten Übersetzerin. der Ton so frey und ungezwungen getroffen werden konnte, daſs man das Original selbst zu lesen glaubt, und wo die unter den ersten Briefstellerinnen Frankreichs genannte Vfn. mit den Schwächen ihrer Sprache kämpfte, die deutsche Sprache das innerste Gefühl austönt. Fehler im Einzelnen sind z. B. *vous êtes bon et honnête*, sie sind zart und innig; *lorsqu'on exprime ce que l'on sent vivement et fortement*, wenn man die stärkste Wahrheit ausdrückt; *inconsequence* wird einige Mal mit *Zerrissenheit; difficile* immer durch „schwierig" übersetzt; *courrier* wörtlich durch *Courier; contrasigner* unverständlich durch *gegenzeichnen; voulez-vous que moi je vous apprenne une chose d'une science profonde*, „wollen Sie, daſs ich Ihnen ein Stück aus meiner Wissenschaft gebe;" *je desire même que vous y trouviez du plaisir*, etwas geziert: „ich wünsche sogar, daſs Sie dem Allervergnüglichsten und Reizendsten dabey begegnen;" so auch: *Voyez si, en effet, je n'y dois pas tenir s'il ne doit pas m'être cher*, „sagen Sie mir selbst, ob es (mein Unglück) mir nicht werth seyn müsse, ob ich mich nicht an es als einen Freund halten solle" u. s. w. Das Äuſsere dieser Übersetzung ist sehr angenehm.

H....t...e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Der Mensch. Eine Untersuchung für gebildete Leser.* Von M. C. F. W. *Grävell*, königlich-preussischem Regierungsrathe. 1815. 544 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. hat den Vorsatz, die Staatswissenschaft zu bearbeiten und nach Kräften dazu beyzutragen, dass endlich einmal die Acten über die Untersuchung des Wesens der Staaten geschlossen und die verschiedenen Ansichten vereinigt werden. Um seinen Zweck zu erreichen, hielt er, als Vorarbeit, eine tief eindringende und unbefangene Forschung über das Wesen der Philosophie und die Natur des Menschen für nothwendig. Die Resultate dieser Forschung hat er in der anzuzeigenden Schrift mitgetheilt, die als die Einleitung zu einem vollständigen Werke über sämmtliche Staatswissenschaften angesehen werden soll. Von einem Manne, der sich vorgesetzt hat, sein Geschäft mit Fleiss, Ernst und Gründlichkeit zu betreiben, und der eine klare und vollständige Erkenntniss von den Erfodernissen zu einer gelingenden Ausführung desselben hat, kann die Staatswissenschaft viel Gutes erwarten. Auf die philosophischen Überzeugungen des Vfs., der im Pädagogium zu Züllichau seine Schulbildung erhalten, hat Steinbarts populäre Empirie, und die abstracte Wissenschaftslehre bemerkbaren Einfluss gehabt, und die Liebe, mit welcher Hr. G. auf die entgegengesetzten Lehren der beiden Lehrer geachtet, hat unstreitig beygetragen, ihn zu einer im Ganzen richtigen Ansicht über das Verhältniss und den Zusammenhang zwischen Vernunft und Erfahrung, dem *a priori* und *a posteriori*, zu leiten. „Wer, sagt der selbstdenkende Vf. S. 95, wie Sokrates, es sich zum höchsten Gesetz seines Denkens macht, die Regeln des praktischen Lebens zu erforschen, wer die Natur selbst zum Wegweiser nimmt und die grosse Idee nie verläst, dass es nur Eine Wahrheit, also nur einerley Gesetze in der ganzen Natur geben kann, den wird seine Philosophie nie der Wirklichkeit entfremden, sondern er wird ihr im Gegentheil näher treten, und selbst die Anschauungen und Empfindungen, nachdem er deren Natur und Gesetze ergründet hat, werden bey ihm in der schönsten Harmonie mit den Anfoderungen seines Geistes seyn."

Nach einer dankbaren Zueignung an seine ehemaligen Schullehrer und der Vorrede handelt der Vf. in einer *Einleitung* S. 50 — 110 von der Begründung der Wissenschaft, als Inbegriff des menschlichen Wissens. Es wird hier von Urbegriffen, angeborenen Ideen, Eintheilung der Wissenschaft, Erfahrung, und vorzüglich von dem Grundsatz der Philosophie gehandelt. Den Grundsatz der Philosophie drückt der Vf. in der Formel aus: „*Ich bin mir selbst bewusst*" S. 86. Diesen Satz als Grundsatz der Philosophie zu bewähren, fügt er, mit Beziehung auf das, was er früherhin wahr, obgleich nicht immer klar genug, über die Bedingungen eines Grundsatzes gesagt, Folgendes hinzu: „Dieser Satz ist ein einziger, die ganze Seele betreffender, materieller, kategorischer und realer Satz. Der zureichende Grund für ihn liegt in ihm selber, denn ich kann mir nur darum bewusst seyn, weil ich mir bewusst bin, weil das Wesen, welches diesen Gedanken hat, Bewusstseyn hat, weil dieses Bewusstseyn zu seiner Natur gehört. Ausserdem ist kein anderer Grund möglich, denn damit irgend ein anderer Gedanke als Grund dafür erkannt werde, würde es nothwendig seyn, dass die Seele sich desselben bewusst würde, sie würde also ausser ihm noch sich selber bewusst werden müssen, und dieses Bewusstseyn würde die Bedingung seiner Erkenntniss, also der Grund derselben seyn. Eben darin liegt auch der Beweis, dass dieser Satz der einzig denkbare ist, welcher der höchste Grundsatz aller Philosophie seyn kann, und dass es unmöglich ist, dass es irgend ein anderer sey, welches ebenfalls noch zu beweisen wäre. Denn da der höchste Grundsatz nur ein Einziger seyn kann: so ist es nothwendig, dass jeder andere Gedanke ihm untergeordnet seyn müsse, und dass es unmöglich sey, dass irgend einer existiren könne, welcher am Ende sich nicht in ihm verlöre."

Rec. hat diese Stelle abgeschrieben, um ein Beyspiel von der transscendentalen Beweisführung und dem Stil des Vfs. in Darstellungen dieser Art zu geben. In Absicht der Sache selbst glaubt Rec., nach den früheren Äusserungen, annehmen zu können, dass Hr. G., da er das Selbstbewusstseyn als Princip der Philosophie aufstellt, in demselben die ursprüngliche Synthesis des Wissens *und Seyns*, des Idealen *und* Realen erkenne, und die, in sich selbst so wahre, kantische Idee von der synthetischen Einheit in der Apperception des Selbstbewusstseyns im Sinne gehabt

habe. Allein der Vf. sieht das Bewusstseyn, d. h. seinen höchsten Grundsatz der Philosophie, bloss als einen „Urgedanken der *Denkkraft*" an, S. 99. In diesem Verstande aber muss Rec. dem Vf. widersprechen. Nicht das Denken *allein*, sondern *Denken und Seyn gemeinschaftlich* machen die wissenschaftliche Grundlage der Philosophie aus. Der scharfsinnige *Cartesius* kam mit seinem: *Cogito*, *ergo sum*, der Wahrheit nahe. Aber er hätte diesen Satz nicht in Form eines Schlusses, oder vielmehr einer Folgerung, sondern als synthetisches Axiom ausdrücken, und anstatt: *Cogito*, *ergo sum*, sagen sollen: *Cogito*, *et sum*. Das Denken ist nämlich für den vernünftigen und natürlichen Denker eben so unmittelbar gewiss, als das Seyn, und dieses so unbedingt gewiss, wie jenes Keines von beiden *folgt* aus dem anderen, sondern Eins *ist* mit dem Anderen *synthetisch verbunden*, *und von dem Anderen unzertrennlich*. Dieses erkannten die Griechen, und gründeten darauf ihre kurzgefasste, auch von *Kant* als gut anerkannte Eintheilung der Philosophie, in Logik, Physik und Ethik. Logik und Physik die Wissenschaften des Denkens und des Seyns; Ethik die Wissenschaft der *Einheit* dieser beiden Pole der Weisheit, in welcher in der That Wahrheit ist. Es ist hier der Ort nicht, auszuführen, wie sich in der griechischen Philosophie, z. B. des Aristoteles, mit der Ethik im *engeren* Sinne, die Politik und Poëtik, als integrirende Theile der Ethik im *weiteren* Sinne, organisch verknüpften: aber gewünscht hätte Rec., dass den geistvollen Vf. bey seiner Tabelle der philosophischen Wissenschaften (S. 105) das einfache Eintheilungsprincip der Griechen geleitet hätte. Besonders dem Publicum, für welches der Vf. arbeitet, dem politischen, muss durch Einfachheit die Philosophie empfohlen werden.

Aus dem Selbstbewusstseyn bestimmt der Vf. auch die Grenzen der Philosophie in subjectivem und objectivem Betrachte. Alle Gegenstände der Erfahrung sind aus dem Gebiete der Philosophie, als *Wissenschaft*, ausgeschlossen, weil in der Erfahrung keine Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Lehrsätze für und durch das Selbstbewusstseyn des Philosophirenden begründet ist. Alle sinnlichen Gegenstände müssen den empirischen Wissenschaften vorbehalten bleiben, und die Philosophie ist also (S. 70) diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Erforschung des Vernunftgrundes aller *übersinnlichen* Gegenstände beschäftigt. Aber auch im Gebiete der übersinnlichen Gegenstände wird es der Philosophie oft begegnen, dass sie sich vergeblich bemüht, ihre Herrschaft darauf auszudehnen. Das muss nothwendig der Fall seyn bey allen denjenigen Gegenständen, welche sich nicht aus dem Selbstbewusstseyn herleiten oder erklären lassen. Diese verstehen wir entweder gar nicht, oder doch nur dunkel und hypothetisch, z. B. die Art des Überganges unserer Seele in ein Jenseits, ihre Verbindung mit ihrem Körper, die Natur der Engel und dergleichen mehr. In wiefern in Absicht auf Gott philosophische Gewissheit von dem Vf. für möglich gehalten werde, wird unten dargestellt werden.

Im 1 Cap. der eigentlichen Abhandlung selbst werden die Urbegriffe und aus ihnen die Denkgesetze entwickelt. Die beiden Urbegriffe sind Ich und Bewusstseyn. Aus beiden folgt die Existenz unseres Ich, die Hr. *G.* eine *Eigenschaft*, ein *Prädicat* des Ich nennt. Dass und wie die Existenz des Ich aus den Begriffen Ich und Bewusstseyn folge, sucht der Vf. folgendergestalt zu deduciren. *Erstens*, S. 113: „Dieses Subject, unser Ich, wird in dem Bewusstseyn nicht als etwas Ideales, als eine blosse Vorstellung der Seele gedacht, sondern als etwas wirklich Vorhandenes, Existirendes, also als ein Wesen." *Sodann*, S. 114: „Der Begriff Bewusstseyn ist ein zusammengesetzter. Es ist darin zuvörderst der allgemeine Begriff: Seyn, enthalten. Seyn, existiren ist das Prädicat dessen, was als wirklich gedacht wird. Dasselbe wird in dem Bewusstseyn zwar dahin näher modificirt, dass die bestimmte Art des Seyns angegeben wird: allein die Modification einer Sache setzt die Sache selber voraus. Ich bin also! Es ist kein Schattenbild einer *laterna magica*, was sich mit und in mir bewegt, sondern ich bin wirklich." Rec. hat nicht nöthig, dem Vf. zu bemerken, dass durch diesen Beweis weder der Skeptiker noch der Kritiker, weder der Bekenner der Wissenschaftslehre, noch der Naturphilosophie befriedigt werde. In der That ist auch bloss angeführt, dass man sich das Ich als existirend *denke*, nicht aber ausgeführt, dass es *gar nicht anders gedacht werden könne*, und sodann ist wohl erörtert, dass das Seyn ein *logisches* und *analytisches*, nicht aber, dass es ein *reales* und *synthetisches* Merkmal des Bewusstseyns sey.

Nicht bloss der Grund und die Quelle alles unseres Denkens liegt in dem Bewusstseyn, auch die *Form* und die *Grenzen* desselben werden zugleich durch dasselbe genau vorgeschrieben. Indem nämlich in dem Bewusstseyn mein Ich als Gegensatz meines Nicht-Ich gedacht, das erstere aber als existirend vorgestellt wird, muss ich mir nothwendig auch mein Nicht-Ich, als existirend, als wirklich vorhanden, denken. Ich stelle mir vor, dass noch Dinge existiren, die nicht zu meinem Ich gehören, und nur dadurch wird der Begriff meiner *Persönlichkeit* erst der Seele deutlich, so dass ich mich selbst von anderen neben mir existirenden Dingen unterscheide. Wenn aber zwey Dinge, als mit einander existirend, gedacht werden: so kann das nur geschehen in der Art, dass ich mir das Merkmal der Existenz in ihnen so vorstelle, dass beide sind, oder so, dass die Existenz des einen Wesens nicht ist, d. h. schon aufgehört hat, wenn die des anderen ist, d. h. anfängt. In dem einen oder dem anderen Falle wird die Existenz des Einen immer begrenzt und ausgeschlossen durch die Existenz des Anderen. Wo mein Ich ist, kann nicht zugleich mein Nicht-Ich seyn. Die Begrenzung der Dinge nun, deren Existenz *zugleich* gedacht wird, heisst der *Raum*, so wie die Begrenzung nach dem *Aufeinanderfolgen* die *Zeit*. Raum und Zeit fliessen daher unmittelbar aus dem Bewusstseyn unserer selbst, und sind darum auch Bedingungen unseres Denkens. Unsere Gedanken sind also endlich, und die Unend-

lichkeit, als unbegrenzter Raum, und die Ewigkeit, als unbegrenzte Zeit, können von uns nur negative gedacht werden. Positiv, als wirklich existirend sie zu denken, überschreitet die Grenzen unseres Denkvermögens, welches eben darum auch niemals deutliche Begriffe davon fassen kann. — Diese Resultate ergeben sich, wenn man das Ich in *Beziehung auf ein Nicht-Ich* betrachtet. Aber man kann von dieser Beziehung abstrahiren, und das Ich absolut für sich betrachten. Die Betrachtung des *reinen* und *blossen* Ich giebt gar keine Vergleichung von Objecten ausser ihm, und die Begriffe und Bedingungen des Raums und der Zeit finden keine Anwendung. Diese Schranken fallen mithin weg bey allen Untersuchungen des Wesens unseres Ich, und der Geist schwingt in soweit sich über die Grenzen jener Endlichkeit hinaus, welche wir eben haben anerkennen müssen. Die Gesetze und die Wahrheiten, welche wir bey diesen Untersuchungen finden, sind nicht endlich, sondern stehen noch unverändert fest, und bleiben wahr, selbst dann, wenn wir der Endlichkeit ganz entfliehen könnten und entflohen wären. — 2 Cap. *Erkenntniss-* und *Denk-Vermögen.* Das Selbstbewusstseyn ist ein Urtheil (Ich bin mir bewusst). Ein Urtheil ist die Zusammenstellung zweyer Begriffe, um ihrer Vergleichung willen: es ist die Entscheidung, dass der Eine Begriff (das Prädicat) mit dem Wesen oder doch mit einem Merkmale eines Anderen (des Subjects) einerley sey oder nicht. Es wird aber in dem Bewusstseyn das Subject (Ich) immer als dasselbe vorgestellt, als das Nämliche, als welches es sich schon früher erkannt hat. Also liegt in dem Bewusstseyn zugleich eine Erinnerung seiner selbst. Wer urtheilen kann, und sich dessen bewusst ist, kann auch schliessen. Demnach sind Begreifen, Erinnern, Urtheilen und Schliessen die Operationen unserer Seele, welche wir aus dem Bewusstseyn allein schon erkennen, und wozu wir die Fähigkeiten, d. h. Verstand, Erinnerungskraft, Urtheilskraft und Vernunft, in uns wahrnehmen. Nachdem der Vf. über Begriffe und Vorstellungen, Verstand und Urtheilskraft u. s. w. manche feine und scharfsinnige Bemerkungen vorgetragen, redet er von der Vernunft, durch welche wir erkennen und uns darüber vergewissern, ob die Begriffe richtig gebildet, und ob die Urtheile, welche wir fällen, wahr sind. Die Vernunft heisst *consequente* Vernunft, in sofern sie sich damit beschäftigt, durch Schlüsse, die bis zu dem Satz des Selbstbewusstseyns oder aus ihm als entschieden wahr anerkannten Sätzen fortgesetzt werden, die Wahrheit und Übereinstimmung aller Vorstellungen zu prüfen und festzustellen. Sie heisst *vage* Vernunft, in sofern sie bloss das Vermögen zu schliessen ist, ohne durch fortgesetztes Schliessen die Consequenz ihrer Schlüsse zu begründen. Die Vernunft prüft jedoch nicht bloss, sie ist auch selbst die Schöpferin einer unendlichen Menge von Wahrheiten, wodurch sie unser Wissen bereichert und Wissenschaften erschafft. Durch ihr fortgesetztes und grenzenloses Schliessen kommt sie dahin, uns zu überzeugen, dass es noch Zwecke gebe und Objecte dafür, welche zwar mit unserem Selbstbewusstseyn sich vertragen und mit ihm nothwendig existiren müssen, aber nicht in ihm enthalten sind und darum vom Verstande auch nicht begriffen werden können. Die Vernunft lässt uns die Merkmale dieser Objecte einsehen, aber der Verstand hat nicht die Kraft, sie zusammenzufassen und in einen Begriff zu bringen. Solche Erkenntnisse nun, wovon wir zwar die Merkmale aufzählen, aber sie uns nicht als ein Ganzes vorzustellen vermögen, heissen *Ideen*, und das als Object einer Idee vorgestellte Ganze *Ideal.* Indem die Vernunft bis zu der Wurzel aller Gewissheit zu dringen strebt, erforscht sie zugleich den zureichenden Grund aller Dinge. Nichts ist für sie ohne Grund: Alles, aus ihrem Standpunct betrachtet, nothwendig so, wie es ist, und das sogenannte Zufällige nur im subjectiven und relativen Sinne ein Zufälliges. So wie vor der Vernunft nichts ist ohne Grund: so auch nichts ohne Zweck. Da nun die Resultate der Vernunft allgemein sind: so muss auch der Zweck jedes Dinges für alle Vernunftwesen derselbe seyn, also ist jeder Zweck eines bestimmten Gegenstandes unveränderlich und nothwendig. Für eine vollkommene Vernunft, welche den Zusammenhang aller Dinge zu übersehen vermag, kann Alles, was ist und geschieht, nur einen und immer denselben Zweck haben. Für eine unvollkommene Vernunft, wie die menschliche, giebt es mehrere Zwecke für eine und dieselbe Sache, weil der Zusammenhang mit allen anderen Dingen nur successiv durchgedacht werden kann. Alle diejenigen Eigenschaften eines Objects, welche Mittel zur Erreichung seines Zwecks sind, werden Realitäten genannt: dagegen solche Eigenschaften, welche den Zweck verhindern, Unvollkommenheiten heissen. Diese sind nun entweder Mängel oder Unvollkommenheiten im *engeren* Sinn, je nachdem bloss eine Eigenschaft, welche zur Erreichung des Zwecks beyräthig ist, fehlt, oder eine Eigenschaft vorhanden ist, welche der Erreichung des Zwecks neue Hindernisse in den Weg legt. Alle Unvollkommenheiten im engeren Sinne sind positive Eigenschaften, und deren Abwesenheit oder Verneinung also wahre Realität. Alle Realitäten müssen positive Eigenschaften seyn; aber man kann den Satz nicht umkehren, und sagen: alle positiven Eigenschaften sind Realitäten. (S. 168 sagt der Vf.: „Dass z. B. unsere Vernunft in so vielem Betrachte beschränkt ist, das ist ein *Mangel der menschlichen Natur:* dass wir aber sinnlich sind, und durch unsere Sinnlichkeit die Vernunft oft ausser Thätigkeit gesetzt wird, ist eine *Unvollkommenheit.*" Da nun, nach der Ansicht des Vfs., die Abwesenheit oder Verneinung einer Unvollkommenheit wahre Realität ist: so müsste Abwesenheit der Sinnlichkeit auch wahre Realität der menschlichen Natur seyn. Sollte der Vf. dieses mit Grund behaupten, sollte er es mit seinem eigenen Begriff von menschlicher Natur vereinigen können?) 3 Cap. *Freyer Wille.* Diejenige Äusserung der Vernunft, kraft deren sie sich als ihr gemäss vorstellt, dass wir zur Erreichung ihrer Zwecke thätig seyn sollen, heisst: sich etwas vorsetzen, oder ein *Vorsatz.* Erkennt die Vernunft zu-

gleich die Mittel, welche zur Erreichung des Vorsatzes abzwecken, und verlangt sie also deren Anwendung, was sie verlangen muss; sobald sie dieselben erkennt: so nennen wir das: etwas wollen, einen *Willen*. Der Wille ist also nichts anderes, als eine bestimmte Modification oder Classe von Vorstellungen der Vernunft, nämlich derjenigen, vermöge deren sie, um einen Widerspruch mit sich selbst zu vermeiden, gebietet, dass ihr Ich durch seine Thätigkeit und Anwendung der von ihr erkannten Mittel, ihre Zwecke verwirkliche, d. h. ihren Zwecken gemäss handle. Der *Wille* des Menschen (der nicht mit dem *Begehrungsvermögen* verwechselt werden darf) ist frey. Denn *Zwang* ist die einem Ich durch ein *Nicht-Ich* auferlegte Nothwendigkeit. Die Bestimmung meines Willens *durch mich selbst* ist also kein Zustand des Zwanges, sondern der Freyheit. Wenn also *meine Vernunft* etwas als nothwendig erkennt, und durch diese Erkenntniss den Willen bestimmt, dieser Nothwendigkeit zu folgen: so geschieht das mit der vollkommensten Freyheit meiner selbst, welche nur dann aufgehoben seyn würde, wenn nicht Ich selbst, sondern ein Nicht-Ich, ein anderes Wesen meinen Willen regierte. *Rationi parere, libertas est*, sagt *Seneca*, und *Horaz:* Ein Gebot in einen Entschluss verwandeln, macht den Freyen. Menschen aber haben, bey der Unvollkommenheit ihrer Vernunft, ausser dem Willen auch *Willkühr*, d. h. ein Vermögen, unter mehreren Gegenständen zu kühren, zu wählen. Diese Willkühr ist eine Schranke der menschlichen Freyheit: aber das Schild und der Schirm derselben ist das *Gewissen*, d. h. das Gedächtniss, in sofern es die Gesetze der praktischen Vernunft und die Regeln des Handelns reproducirt. Es ist kein Instinct, kein sinnliches Gefühl, sondern ein Bewusstseyn, den moralischen Werth einer Handlung, entweder aus eigener Überzeugung oder auf Autorität Anderer, bereits entschieden zu haben. — Freyheit ist eine nothwendige Eigenschaft der Vernunft, und nichts Anderes. Es ist mithin nicht nur ganz unnöthig, ausser der Vernunft der Seele noch ein besonderes, für sich bestehendes Vermögen zur Freyheit zuschreiben zu wollen, sondern es ist diess auch unrichtig, weil die Vernunft dazu keinen zureichenden Grund aufstellt. 4 Cap. *Vernunft*. Die Vernunft ist ein Vermögen zu schliessen, ferner ein Vermögen der Consequenz und Objectivität oder Universalität, der Ideen und der menschlichen Freyheit. Aus diesen Erklärungen erkennt man zwar, was die Vernunft wirklich schafft; aber nun ist auch noch zu untersuchen, was sie ihrem Wesen nach sey. — Das Wesen der Vernunft besteht in der Erkenntniss ihrer selbst und des Zusammenhanges, des Zweckes und des Grundes aller Dinge, ihrer Gesammtheit und Einheit. Das Vermögen zu schliessen ist nicht das Wesen der Vernunft, sondern nur ein Mittel, dessen sie sich bedienen muss, ihre Thätigkeit auszuüben, so lange sie mit einem Verstande verknüpft ist, welcher ihr die Gegenstände ihrer Erkenntniss einzeln und mangelhaft vorstellt. Aus dem Wesen der Vernunft folgt das Gebot der Ausbildung der menschlichen Perfectibilität, d. h. eines ewigen Fortstrebens zur Vervollkommnung, bis das Ziel errungen ist, an welchem der Mensch sich selbst und die Welt und den Grund beider erkannt haben wird, ohne dass eine Dunkelheit übrig bleibt. 5 Cap. *Seele*. Das Denken ist wirklich. Aber es ist nur Accidens. Es setzt also die Wirklichkeit einer Substanz voraus, in der es als Eigenschaft ist und besteht. Diese Substanz, welche denkt, oder vielmehr, durch welche wir denken, nennen wir Seele. Die Seele kann kein Körper seyn, sondern sie ist ein *Geist*. Denn ein Körper kann nicht denken, weil er, seinem Wesen nach, aus Theilen zusammengesetzt ist. Sollte ein zusammengesetztes Wesen Vorstellungen mit Bewusstseyn haben: so müsste *entweder* ein Theil die Vorstellungen und der andere das Bewusstseyn haben, *oder* beides müsste in allen Theilen sich befinden. In *jenem* Falle würde nur derjenige Theil die Seele seyn, in welchem das Bewusstseyn wäre, der andere nur ein Hülfsmittel, denn nur durch das Bewusstseyn der Vorstellungen denkt man. Im *anderen* Falle müssten wiederum *entweder* alle einzelnen Theile *beytragen*, einen Gedanken zu fassen, so aber, dass derselbe nur von *Einem* als *vollendet* wahrgenommen würde, *oder* alle Theile hätten den *wirklichen* Gedanken. Das *Erste* angenommen, würde wieder nur jener Eine Theil, der den vollendeten Gedanken wahrnähme, die Seele, die übrigen nur ihre Werkzeuge seyn. Zugleich enthielte es einen Widerspruch, dass jene Theile, welche als Werkzeuge der eigentlichen Seele zur Bildung des Gedankens beytragen, einigen Theil an dem Bewusstseyn selbst nähmen, welches untheilbar ist. Gegen die Annahme des *Zweyten* streitet dieses: Behaupten, dass alle Theile des denkenden Wesens an dem Bewusstseyn Antheil haben, hiesse behaupten, eine Seele bestehe aus mehreren Seelen: denn jedes Wesen, das mit Bewusstseyn Vorstellungen hat, ist eine Seele. Es ist aber ein unsinniger Gedanke, dass eine Seele zusammengesetzt seyn kann aus mehreren Seelen. Denn jede dieser Theilseelen müsste sich in dem Bewusstseyn ihres Ichs gewiss werden. Da nun alles Andere, was existirt und nicht zu ihrem Ich gehört, von ihr ein Du (Nicht-Ich) ist, mithin auch die anderen Theile der Hauptseele: so würde ein *Theil* der Letzteren sich mehrere Du vorstellen, welche das *Ganze* sich nicht vorstellen konnte. — Das Leben der Seele ist, da sie nur successive denken kann, in der *Zeit:* aber im *Raume* lebt sie nicht, weil sie eine untheilbare Substanz ist. Hieraus folgt, dass zu unserer *Persönlichkeit* die Existenz eines Körpers, an welchen die Seele gebunden ist, unumgänglich nothwendig sey. Ohne Körper nämlich würde die Seele keine Vorstellung von den Dingen ausser ihr erhalten. Sie könnte also nur diejenigen Vorstellungen haben, welche aus dem Selbstbewusstseyn fliessen, und diese müssen früher oder später von allen vernünftigen Wesen gleich gedacht werden. Mit dem Momente des gleichen Denkens aber hörte alle Verschiedenheit der denkenden Seelen auf, und sie würden ein Einziges Wesen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Der Mensch. Eine Untersuchung für gebildete Leser.* Von M. C. F. W. *Grävell* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

6 Cap. *Unsterblichkeit.* Da die Seele eine *Substanz* ist: so ist ihre fortdauernde Existenz nicht bedingt durch ein anderes Wesen. Wenn sie daher zerstört werden soll: so müste diess *entweder* durch sich (sie) selbst, durch ihren eigenen Entschluss geschehen, *oder* durch ein Wesen ausser ihr, welches die Macht hätte, auch *Substanzen* zu vernichten. Was den *ersten* Fall betrifft: so kann die Seele, als Vernunftbegabte, niemals den Entschluss fassen, sich zu vernichten, weil sie dann erkennen müsste, dass es vernünftig sey, dass die Vernunft zu seyn aufhöre. Gegen den *zweyten* Fall streitet das ewige Naturgesetz, dass Alles, was ist, nie aufhören kann, zu seyn, und daher andere Wesen zwar durch das Medium des Körpers indirecten und mittelbaren Einfluss auf die Seele haben können, nimmermehr aber den Einfluss der Vernichtung. Auch selbst von *Gottes* Allmacht ist Vernichtung der Seele nicht zu befürchten. Denn da in ihm, als allweisestem Wesen, gar keine Willkühr, sondern die ewig herrschende Vernunft ist: so ist es, nach seinem Wesen, unmöglich, dass er jemals einen Widerspruch beschliessen, und wollen könne, es solle etwas nicht mehr seyn, was er einmal gewollt hat. — Auch die durch Vernunft erkannte Nothwendigkeit unserer (in Ewigkeit nicht vollendeten) Selbstvervollkommnung ist Bürge unserer Fortdauer nach dem Tode. „Ich habe nie vollendet, darum kann ich nie enden." — Von dem *Zustande* nach dem Tode können wir keine vollständigen Vorstellungen, mithin keinen Begriff haben. Nur einzelne Ideen hierüber lassen sich verfolgen. Des Vfs. Ideen sind folgende: 1) Wir werden auch nach dem Tode, um unserer Persönlichkeit willen, wieder einen neuen, und, da Vervollkommnung unsere Bestimmung ist, einen feineren, geisterähnlicheren Leib haben. Die grobe Seelenwanderung, nach welcher Hypothese Menschenseelen in die Leiber vernunftloser Thiere und dgl. fahren könnten, ist unvernünftig. 2) In einem anderen Körper werden wir ganz andere Vorstellungen von Raum und Zeit haben. Alle Erkenntnisse mithin, welche auf Raum und Zeit gegründet sind, verschwinden mit dem Tode. In unser neues Leben begleiten uns bloss diejenigen Vorstellungen und Begriffe, welche wir durch Abstraction von allem Räumlichen und Zeitlichen geformt haben, und die Erkenntnisse, in welche wir durch diese Abstraction gedrungen sind, wie die Erkenntniss Gottes, des Heiligen und Guten, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Wahrhaftigkeit. 3) Das Bewusstseyn unserer irdischen Verhältnisse und Zustände erlischt gänzlich, und es ist daher 4) die Hoffnung der zärtlichen Seelen, welche ein Wiederfinden, ein Wiedererkennen jenseits des Grabes glauben, eine thörichte Hoffnung. — Doch ist nicht nothwendig, dass das Vergessen der früheren Zeiten ewig dauere. Es kann und wird eine Zeit kommen, wo alles Vergangene wie gegenwärtig vor uns ist. Aber diess wird auch bloss eine *historische* Erkenntniss unseres früheren Zustandes, keine mit irdischen Gefühlen verschwisterte Erinnerung seyn. 5) Je geistiger wir werden: desto geringer wird die Verschiedenheit unter uns seyn. Von Stufe zu Stufe der Vervollkommnung wird daher die Unterscheidung der Persönlichkeit abnehmen, und die Annäherung und Verschmelzung der Vorstellungen im Bewusstseyn zunehmen, so weit, dass auf dem Puncte, wo alle Persönlichkeit, alle Unterscheidung von Verschiedenheiten in dem Selbstbewusstseyn aufhörte, auch die denkenden Wesen sich nur als ein Einziges, in einem Ich zusammenbegriffenes, Wesen vorstellen könnten. 6) Wahre Liebe ist Wohlgefallen an den Vollkommenheiten des vorgestellten Objects, und da nur in der Vollkommenheit Consequenz und Übereinstimmung zu finden ist, wogegen das Böse individualisirt und jede Vereinigung hindert: so muss mit jeder Stufe der Vervollkommnung die Liebe inniger und der Umkreis der geliebten Gegenstände grösser werden. Wahre Liebe kann überall nur veredeln, und veredelt den Liebenden sowohl als den Geliebten. 7) Mit jedem vollkommneren Leben wird die Macht des Todes (sein Einfluss auf unser Bewusstseyn) verringert, der Übergang aus einem Leben in das andere erleichtert, und die Dauer des Lebens selbst verlängert. Bis wir dahin gelangen, dass wir alle Dinge, ohne Vermittelung eines Körpers, aus uns selbst erkennen, müssen Leben und Tod wechseln. Aber sterben heisst nicht aufhören, sondern nur einen neuen Leib anziehen. 7 Cap. *Körper.* Körper, als solche, sind blosse Accidenzen und Erscheinungen. Was ihnen als wahre, elementarische Substanz zum Grunde liegt, sind Atomen, d. h. einfache Wesen, also Geister, aber unfreye Geister. Allein da der unendliche Geist nur solche Geschöpfe schaffen

kann, welche durch ihren freyen Willen sich vervollkommnen können: so muss die Natur der Atomen so beschaffen seyn, dass ihre Geistigkeit entwickelt und sie der Vernunft theilhaftig werden können. Nothwendig werden also alle Atome nach und nach, vermöge ihrer Natur, sich aus dem Zustande der unwillkührlichen Wechselwirkung mit ihren Aussenwesen losmachen und immer mehr dem Zustande der Freyheit zureifen. So sehen wir, dass die ganze Natur nur die Pflanzschule der Freyheit und ihre Erzeugerin ist. Da aber die Freyheit nur durch sich selbst erworben werden kann: so durfte kein Wesen sie unmittelbar aus der Hand des Schöpfers erhalten, sondern es musste aus dem Zustande der bindendsten Nothwendigkeit durch eigene Kraft sich erheben bis zum leisesten Anfange der Freyheit, und von da mit freyem Willen fortklimmen, um den Gipfel der Seligkeit zu erreichen. So sehen wir in der Natur aus den todten Mineralien, mittelst der befruchtenden Erde, des nährenden Wassers, des erregenden Lichts und der belebenden Wärme, Pflanzen entspringen, in denen schon ein innerer Organismus und selbst bey vielen schon ein Grad der Empfindung anzutreffen ist; von ihnen erhebt sich die Natur zum sinnenbegabten Thiere, welches in unendlichen Abstufungen zur freyesten Bewegung, zur sinnlichen Erkenntniss fortschreitet, bis wir den vernunftbegabten Menschen, als das Vollkommenste der Schöpfung auf dieser Welt, finden. 8 Cap. *Leib und Sinn.* Auch der menschliche Körper ist nur eine Erscheinung aus dem Zusammenwirken von Atomen: aber seine Verbindung mit der Seele ist für diese zu deren Entwickelung unumgänglich nothwendig. Ohne Leib würde sie stets in einem Zustande der Erstarrung bleiben, das Selbstbewusstseyn nicht lebendig werden und eine Berührung mit der Welt unmöglich seyn. Durch den Leib allein wird eine Wirkung des Menschen auf Menschen und Gemeinschaft unter ihnen möglich. Der unkörperliche Geist ohne Leib würde verdammt seyn, im reinen Egoismus, dem Grabe aller Moralität und Seligkeit, zu leben. Ohne Leib endlich gäbe es für den Menschen keinen Zwang, kein Böses, kein Übel, also auch keinen reellen Besitz und kein lebendiges Bewusstseyn von Freyheit, Tugend und Glückseligkeit. Kurz: unser Leib ist für uns keine Beschränkung unserer Vollkommenheit, sondern er ist die Bedingung und das Mittel der Erwerbung und Ausbildung derselben. Die Lehre vom menschlichen Leibe führt den Vf. auf die Betrachtung des Sinnes. Mit Recht sagt er: nur die *Seele* hat einen Sinn, der Körper nur Sinneswerkzeuge oder Sinne. Gleich darauf wird der *innere* Sinn so beschrieben: Betrifft die Empfindung der Seele den eigenen Zustand des *Leibes* und diejenigen Veränderungen, welche durch sein organisches Leben oder durch die Thätigkeit der einzelnen Theile dieses *Leibes* hervorgebracht werden: so nennen wir solche den inneren Sinn. Diese Beschreibung ist weder der Sache noch dem philosophischen Sprachgebrauch gemäss. *Innerer* Sinn ist die Fähigkeit der Seele, *sich selbst* und ihre Zustände (den *inneren* Menschen) zu empfinden und wahrzunehmen. Die Empfindung und Wahrnehmung des *Leibes*, d. h. des *äusseren* Menschen, gehören dem *äusseren* Sinne an. — Den bekannten fünf Sinnen zählt der Vf. als *sechsten* den Geschlechtssinn bey. „Denn nicht nur, dass bestimmte Organe zu dieser Gattung von Empfindungen (der Geschlechtslust) vorhanden sind, welche durch keinen anderen Theil des Körpers hervorgebracht werden: so ist auch die Empfindung dieses Organs von allen übrigen Gefühlen so sehr verschieden, dass sie damit gar nicht zusammengestellt werden kann." Wir geben gern zu, dass die *Geschlechts*-Empfindungen von den *Sinnen*-Empfindungen verschieden sind; ja wir müssen sogar behaupten, dass sie nicht etwa bloss *specifisch*, sondern *toto genere* verschieden sind, und eben desswegen zur Gattung der *Sinne* nicht gezählt werden können. Denn was zu einer und derselben Gattung gehören soll, muss bey specifischer und individueller Verschiedenheit doch *generische* Identität oder die Charakter-Einheit der Gattung haben. Nun ist der generische Charakter der Sinne dieser, dass der Mensch durch sie nicht bloss *subjective* empfindet, sondern *objective* wahrnimmt, und hiedurch eben werden die Sinne Bahnen zur empirischen Erkenntniss bestimmter Gegenstände. Wer kann aber sagen, dass die Geschlechts-Empfindung *objective Wahrnehmung* sey, wie Sehen, Hören u. s. w.? — Ferner hat der Geschlechtstrieb allerdings seine eigenen Organe (oder Glieder); aber wenn dieses hier als Bewegungrund gebraucht wird: so wird dadurch theils zu viel, theils zu wenig bewiesen. Zu *viel:* denn auch die Empfindung des Hungers u. dgl. hat eigene Organe, und doch ist Hunger u. dgl. kein Sinn. Zu *wenig*: denn die *Sinnen*organe sind in jedem menschlichen Individuum, welches Geschlechts, Alters u. s. w. es auch sey, *ungetheilt* vorhanden: aber die Geschlechtstheile sind *geschlechtsmässig getheilt*, und jedes Individuum bedarf zur natürlichen Empfindung mittelst derselben der ergänzenden Vereinigung mit einem anderen Individuum des entgegengesetzten Geschlechts. Die Sinne, im eigentlichen Sachverstande des Worts, sind *menschliche* Sinne, nicht männliche und weibliche. — Dagegen ist allerdings der Sinn des *Betastens*, den der Vf. als eigenen Sinn nicht bestehen lassen will, zwar kein sechster, aber ein wahrer Organ-Sinn. Denn es hat den generischen Charakter der Sinne, sodann sein eigenes, ungetheiltes Organ, und seine Empfindungen und Wahrnehmungen sind, keinesweges bloss dem *Grade*, sondern der *Art* nach von denen der übrigen Organ-Sinne, d. h. des Sehens, Hörens, Riechens und Schmeckens, verschieden. Man hat sehr wohl gethan, den Sinn des Gefühls, wo (wie hier) von Organ-Sinnen die Rede ist, lieber Sinn des Betastens zu nennen, weil das Fühlen ein Allgemein-Sinn, die Basis und die Einheit der anderen ist, und daher schon die Stoiker nur Einen Sinn, diesen Sinn des Fühlens, annahmen. — Noch enthält dieses Capitel, so wie das neunte und zehnte, manche interessante psychologische und anthropologische Bemerkungen über Neigung, Begierde, Affect, Vergnügen und Missvergnügen, Temperament, Charakter, Geschlecht, Instinct und *analogon rationis*, Natur der Thiere, Sprache und ähnliche Materien. — Sehr wahr folgert der Vf. aus dem über Sprache früher Vorgetragenen, wenn er sagt: „*Ganz willkührlichen* Ursprungs ist vielleicht in keiner einzigen Sprache ein Ausdruck, oder, wenn es deren giebt, so können

es nur diejenigen seyn, welche Begriffe bedeuten, die der denkende Mensch selbst erschaffen hat, und welche Gegenstände betreffen, mit denen aus der Wirklichkeit nichts zu vergleichen war. Aus der Form der Sprachzeichen, besonders dem Klange der Wörter und deren Beugung und Zusammenfügung, besonders aber aus der Verwandtschaft derselben, spricht sich daher überall die Vorstellungs- und Sinnes-Art der Eine Sprache redenden Menschen aus. Bey der weiteren Ausbildung der Sprache ist zwar das Materiale gegeben, und es ist die Wurzel, durch welche die Sprache in der Seele der Sprechenden bekleibt (?). Je weniger aber hieran zu ändern ist: desto mächtiger zeigt sich alsdann das Charakteristische der sprechenden Gesellschaft in der Formirung des Klanges der Wörter, besonders der Aussprache oder Veränderung der Vocale und der Gestaltung der Grammatik, des Syntaxes und der Prosodie. Jeder Versuch, in Übersetzungen aus fremden Sprachen nicht nur den Wortsinn des Originals, sondern auch den, durch die Wortfügung, und besonders durch den Versbau erzeugten eigenthümlichen Eindruck nachbilden und getreu wiedergeben zu wollen, muss daher nothwendigerweise verunglücken, wenn auch die Kräfte eines *Voss* und *Solger* daran gewendet werden." 11 Cap. *Tugend.* Tugend ist die Fertigkeit, das moralisch Gute nach allen Kräften zu verwirklichen. Allein diess füllt den Begriff der Tugend nicht aus. Der Mensch ist nicht ein für sich allein bestehendes Wesen: er ist ein *Theil* der Menschheit. Es ist darum eine allgemeine Anfoderung an die Tugend, dass sie zum Besten des *Ganzen* gereiche, selbst wenn darüber Vortheile des Einzelnen aufgegeben werden müssen. Je grösser diese sind, je mehr Motive sie also an die Hand geben, das allgemeine Gesetz der Menschheit zu übertreten: desto grösser ist die Tugend. Von Innen und Aussen frey muss der Mensch seyn, um tugendhaft seyn zu können. Zwar ist niemals ein Mensch ganz frey von äusseren Einflüssen, von den Irrthümern und Mängeln der Erkenntniss, und von der Macht der Triebe, Begierden und Leidenschaften. Aber gerade in deren Besiegung und Unterdrückung besteht die Tugend, welche man daher auch die errungene *moralische* Freyheit nennen könnte. Um also tugendhaft seyn zu können, ist es nothwendig, die Herrschaft der Vernunft immer mehr zu vergrössern, und dieses ist nur dadurch möglich, dass *einmal* die Deutlichkeit der Erkenntniss des wahrhaft Guten und vernünftigerweise Wünschenswerthen erhöhet und dergestalt erhellet wird, dass dadurch die Stärke dieser Erkenntniss der Stärke sinnlicher Vorstellungen nicht nur gleich kommt, sondern sie noch übertrifft; dass *zweytens* eben dadurch das Gewissen geschärft wird, um im Stande zu seyn, diese Erkenntniss der Vernunft zu allen Zeiten zu reproduciren; dass *ferner* die Kraft der Aufmerksamkeit und des Abstractionsvermögens erhöht wird, und dass *endlich* die Gewohnheit vollende, den Menschen immer nach den Vorschriften der Vernunft handeln zu lassen. Das 12 Cap., *Lebenszweck*, steht mit dem vorhergehenden im genauesten Zusammenhang. Der Vf. beantwortet hier die Fragen: Wozu sind wir hier? Was sollen wir hier? Wie sollen wir leben? — Mit Vernunft, sagt er, ist kein anderer Zweck unseres Lebens aufzufinden, als der der Annäherung zu unserer Vervollkommnung, Übung unserer Seelenkräfte, vorzüglich aber Gewöhnung an Tugend. Über diese Antwort spricht der Vf. lichtvoll und mit Wärme, und scheint überhaupt diesen Abschnitt mit besonderer Liebe bearbeitet zu haben. — 13 Cap. *Gott.* Indem wir uns selbst und die Dinge ausser uns, als existent, vorstellen, geben wir zugleich zu, dass wir und sie einen Zweck haben müssen. Denn nichts ist ohne Zweck, was die Vernunft erkennen kann. Um sich einen Zweck denken zu können, wird aber Vernunft erfodert. Der Zweck der Existenz aller Dinge muss vor ihrer Entstehung, oder doch mit ihr zugleich gedacht seyn, weil es sonst ja Dinge ohne Zweck gegeben haben würde. Wir können uns also nicht selbst erschaffen haben, weil das Vermögen zu denken, also Zwecke vorzustellen, sich erst mit unserem Leben entwickelt. Dasselbe gilt von allen endlichen Geistern, sie mögen auf einer noch so hohen Stufe der Erkenntniss stehen. Noch viel weniger können sich die Atome, aus denen die Erscheinungen der Körperwelt zusammengesetzt sind, selbst hervorgebracht haben, da sie, als solche, noch gar nicht wirklich denken können. Also von allem Endlichen, was ist, muss der Grund des Daseyns ausser ihm, und zwar in einem vernünftigen Wesen liegen. *Endlich* kann dieses Wesen nicht seyn: denn, als endlich, könnte es nicht *Endursache* aller Dinge seyn. Gleichwohl erheischt die Vernunft unerlasslich das Daseyn einer solchen Endursache. Noch mehr, sie verlangt, dass alle die einzelnen Zwecke, welche sich für das Daseyn aller und jeder Wesen denken lassen, in einen Endzweck zusammenlaufen und sich zu einem Hauptzweck vereinigen, dass also alle einzelnen Zwecke aller Dinge sich nicht nur nicht widersprechen, sondern dergestalt zusammenwirken, dass alle insgesammt zur Darstellung des grossen Endzweckes das Ihrige beytragen. Die erschaffende Vernunft muss mithin die Kraft besitzen, nicht nur den Zweck aller Dinge, als untergeordnete Theile eines grossen einigen Planes zu denken und mit einem Blick zu überschauen, sondern auch zu bestimmen, wie jedes für einen der besonderen Zwecke erschaffene Wesen eingerichtet seyn müsse, um seinen Theil des allgemeinen Planes auszuführen, d. h. die erschaffende Vernunft muss mit Einem Blick das Wesen und den Zusammenhang aller Dinge durchschauen. Um diess zu können, muss die schaffende Vernunft sich nicht als ein verschiedenes Wesen von dem erkennen, was da ist; die Dinge müssen also nicht ausser ihr seyn, sondern die Existenz der Dinge und der Gedanke der erschaffenden Vernunft müssen ein und dasselbe seyn. Alles, was ist, ist in ihr, ein Act ihrer Denkkraft, ein Theil ihres Ich. Ausser ihr ist Nichts, und sie kennt kein Nicht-Ich. Hieraus erhellet zugleich, dass diese schaffende Vernunft nur eine einzige seyn kann, und dass es unmöglich mehrere selbstständige Schöpfer geben könne, welche, jeder unabhängig von dem andern, ihre eigenen Zwecke sich vorsetzen könnten und jeden ihrer Mitschöpfer als ein Du von sich anerkennen müssten. Da endlich ausser dieser schaffenden Vernunft nichts Anderes existiren kann: so kann sie selbst auch keine Ursache ausser sich haben; sie kann ihre Ursache allein in ihrem Ich auffinden, und muss daher von Ewigkeit seyn, wie sie ohne Ende ist: denn

als denkendes Wesen muss ja diese Vernunft ein unsterblicher Geist seyn. — Da wir uns also selber bewusst seyn können, und so gewiss wir unser bewusst sind: so gewiss existirt auch eine Alles übersehende, erschaffende, höchst weise, in Ewigkeit durch sich selbst bestehende Vernunft, d. h. *ein lebendiger Gott*. — In demselben Geiste, in welchem dieser Beweis für das Daseyn Gottes geführt worden, entscheidet der Vf. auch über die Lehren von Vorsehung, Prädestination und menschliche Freyheit und Vereinbarkeit beider, Gottes Verhältniss zur Welt und ähnliche Gegenstände. — 14 Cap. *Religion*. Der Vf. sieht die Religion, in seiner *Theorie*, nicht aus dem hohen Standpuncte an, aus welchem betrachtet, sie ein Glaube ist, höher, als alle Vernunft und alles Wissen, und eine Philosophie, die nicht schon in ihrem *Princip* Religion ist, als wahre Philosophie sich nicht bewähren kann. Er betrachtet sie in der Theorie mehr aus dem populären Standpunct eines Steinbart und ähnlich Denkender, nach welchen sie als ein bloss subjectiver Glaube erscheint. „Religion ist keine Erkenntniss, keine auf deutlicher Einsicht beruhende Überzeugung. Religion ist der Glaube an Gott und an sein allweises Walten über uns. Da jeder Glaube eine Überzeugung aus Gründen der *Wahrscheinlichkeit* (?) ist, verbunden mit dem Bewusstseyn, dass die Erlangung einer vollständigen Gewissheit nach unseren Kräften und auf unserem Standpuncte nicht möglich sey: so beruht auch der Glaube auf Vernunftschlüssen. Denn nur die Vernunft ist das Vermögen, Gründe zu prüfen und daraus einen Schluss zu machen. Also auch beym Glauben darf die Vernunft keine Gründe des Gegentheils von demjenigen erkennen, was geglaubt wird, sondern sie muss vielmehr Gründe haben, deren Zuverlässigkeit sie sich bewusst ist, und deren Existenz sie sich nur durch diejenige Ursache erklären kann, welche sie im Glauben eben darum ebenfalls als existent annimmt. Jeder Gegenstand des Glaubens ist sonach *Hypothese*: aber eine Hypothese, welche die Vernunft zu denken sich gezwungen sieht, weil sie keine andere Erklärung für Dinge zu erdenken weiss, deren Existenz ihr gewiss ist. Die Gründe des Glaubens sind also niemals directe Beweisstücke, sondern Argumente von der Unvernünftigkeit des Gegentheils des Geglaubten, welche aber, um Gewissheit zu geben, nicht vollständig genug sind." So die, etwas kalt und kraftlos erscheinende Theorie des Vfs. Aber, praktisch genommen, ist ihm Religion ein Hehres und Heiliges, unentbehrlich jedem Menschen, selbst dem Philosophen, dem sie auch da eine feste Stütze darbietet, wo seine Philosophie ihn verlässt. „Religion und Philosophie, diese beiden Schutzengel der Menschheit, führen sie *einen* Weg, nur mit dem Unterschiede, dass, um im Gleichniss zu reden, jene den Menschen am Arme hält, diese ihm vorangeht. Jene verschafft ihm keine Übung, aus eigener Kraft sich weiter fortzuhelfen, wenn sie ihn verliesse: diese aber sichert ihn durch ihre Macht nicht, dass er nicht stolpere und sich auch nicht verirre, wenn er im Dunkeln sie nicht mehr erkennen kann. Beide müssen daher die Menschen lieben, und sich mit ihnen vertraut machen. Auch der Philosoph kann der Religion nicht entbehren; nur an ihrer Hand kann er seine Gesinnungen heiligen: nur unter ihrem Schutze geht er unter allen Umständen sicher, möge die Nacht seinen Verstand verdunkeln, oder Gewitterwolken das Licht des Tages verhüllen." — 15 Cap. *Christenthum*. „Die *christliche* Religion, rein und unverfälscht, wie sie das neue Testament lehrt, ist mit der hier vorgetragenen Philosophie so übereinstimmend, dass man sogar die abstractesten Sätze in derselben wieder findet, wenn gleich diese öfter nur kurz angedeutet, oder auch in Allegorieen dem Volke vorgehalten worden sind." Die eigenen Reden *Jesu* enthalten mehr Belegstellen für die Moral, als für den allgemeinen Theil der Philosophie. Dass aber Jesus auch darüber seinen reiferen Jüngern befriedigende Aufschlüsse gegeben haben müsse, beweist die grosse Übereinstimmung, welche wir in den dessfalsigen Ansichten der Apostel, bey aller ihrer Individualität, nicht verkennen können. So ist bey dem Lieblingsjünger noch immer die Idee eines Reiches Christi, in welchem er der Erste zu seyn begehrte, herrschend geblieben, und nachdem eine irdische Herrschaft nicht mehr zu erreichen war, auf ein geistiges Reich übertragen worden. — Bey *Paulus* ist nicht zu verkennen, dass er mehr, als die übrigen Apostel, durch eigenes Nachdenken die feste Überzeugung von der Wahrheit und Güte der christlichen Lehren erworben hatte, dass aber dennoch nicht selten der Pharisäer sich bey ihm regte. — *Petrus* zeigt sich in seinen Briefen in Wahrheit als den Fels, auf welchen Christus seine Gemeinde gründen wollte. Vor allen aber scheint *Jacobus* den sanften Sinn des Glaubens mit tiefer Erkenntniss vereinigt zu haben. — Von S. 503—534 folgen Stellen aus dem neuen Testament, welche dem Behaupteten zu Belegen dienen sollen.

Die angezeigte Schrift ist eine erfreuliche Erscheinung für Jeden, der da wünscht und erwartet, dass die Zeit ernster Betrachtungen wieder komme. Rec. hat sie durch sich selbst charakterisirt. Aus dieser Charakteristik erhellt, dass der Vf. sich an die *dogmatische* Ansicht und Beweisführung gewöhnt hat. Die Benutzung von Ausdrücken und Sätzen der Wissenschaftslehre, die in ihrer Grundlage dogmatischer ist, als der Dogmatismus selbst, hat die Darstellung nicht lichtvoller und gründlicher gemacht. Dagegen würde der geistvolle Vf. durch Benutzung der leibnitzischen Ideen, namentlich in der Theodicee und Monadologie, seine eigenen Ideen z. B. über Freyheit, Atome u. s. w. der Klarheit und Wahrheit näher geführt haben. Diejenigen, deren Dogmatismus durch die kritische Behandlung der Philosophie erschüttert oder aufgehoben ist, wird der Vf. nicht überzeugen, aber dagegen viele von denen erfreuen, die dem alten System gewogen sind. Am wenigsten gelungen sind die eigentlich transscendentalen Untersuchungen; aber das angestrengte Nachdenken, welches der Vf. ihnen gewidmet, hat für die formelle Vervollkommnung seiner Denkkraft sicher trefflich gewirkt. Wo der Vf. sich mit concreteren Gegenständen beschäftigt, ist seine Darstellung weit gelungener, und darum erwartet Rec. viel von seinen staatswissenschaftlichen Schriften. Hier wird auch, wie Rec. aus mehreren Stellen dieser Schrift schon zu schliessen berechtigt ist, der Stil weniger breit und gedehnt, aber gedrängter, fester und körnichter, und dadurch klarer und einfacher seyn.

Gl.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

MEDICIN.

Posen, b. Kühn: *Einleitung in die Lehre von den ansteckenden Krankheiten und Seuchen*, von D. *A. H. F. Gutfeldt*, ausüb. Arzt in Altona. 1804. XII und 168 S. gr. 8. (18 gr.)

Es ist eine erfreuliche Aussicht für die Arzneykunde, dass die schwärmerische Naturphilosophie ihre mystisch poetische Haut ablegt, und ihr Äusseres und Inneres läutert. Ihr ätherischer Flug erregte eine Menge guter, vorzüglich jugendlicher Köpfe zum Nachdenken, und erhob sie mit sich bis zu einer Höhe, von wo aus es ihnen möglich ward, die Einrichtung des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen, so wie alle seine Theile und Functionen, als ein unzertrennliches Ganzes zu betrachten, und einen feineren dynamischen Zusammenhang in diesem Organism mit den Augen des Geistes zu entdecken, als unsere bisherigen mechanisch-chemischen Physiologen und einseitigen Solidar- und Humoral-Pathologen wahrzunehmen vermochten.

Dieses angezeigte Buch ist eine solche Frucht geläuterten und verfeinerten Blicks in den mehr geistigen als körperlichen (dynamischen) Zusammenhang der Verrichtungen in unserem Mikrokosmus und seiner Veränderungsfähigkeit durch einen Theil der Aussenwelt, die sogenannten Ansteckungen. Wenn die medicinische Naturphilosophie sich noch vollends ihr Spielen mit Dualismus und Triplicität wird abgewöhnt haben: dann werden sich mit solchen Ansichten, wie dieses Buch gewährt, ja selbst mit ihrer Terminologie, auch kältere Köpfe befreunden.

Der Gang dieser Schrift ist ungefähr folgender. Alle am Organismus wahrgenommenen Erscheinungen sind nur unter der Voraussetzung der Erregbarkeit (Sensibilität und Irritabilität) und Productivität desselben begreiflich. Letztere ist die eigentliche charakteristische Function des Organischen. Diese drey Grundfunctionen kommen zwar dem Gesammtorganism so wie den kleinsten Theilen desselben zu, weil auch diese organisch sind; indess sind diese Eigenschaften dennoch in verschiedenen Organen in verschiedener Stärke (Quantität) vorhanden. Der Complex des Hirn- und Rücken-Marks, so wie der Nerven, und des kleinsten Nervenfädchens, ist nebst den äusseren Sinnwerkzeugen der Hauptsitz der Sensibilität. Im Aggregat der Blutgefässe, der einsaugenden Gefässe und der Muskeln wohnt im engeren Sinne die Irritabilität, während in denjenigen Organen, welche hauptsächlich für die Assimilation, Sanguification, Secretion, Nutrition und Desassimilation bestimmt sind, so wie in der ganzen Masse der Säfte die Reproduction thront. Alle diese verschiedenen organischen Systeme stehen in steter mittelbarer und unmittelbarer Wechselwirkung. Wenn das relative Gleichgewicht jener quantitativen Differenz der Functionen im Organism aufgehoben ist: dann ist Krankheit da, — die sich durch abnorme Erscheinungen verräth. Krankheit ist allemal eine Beschaffenheit des *ganzen* Organisms der starren sowohl, als der flüssigen Theile. — Beide letztere lassen sich im lebenden Körper nicht von einander abgesondert denken, keiner wirkt oder existirt ohne den anderen, beide gehen in unmerklichen Abstufungen in einander über, beide besitzen organische Thätigkeit und Vitalität. — So viel es Hauptarten der Abweichungen von dem normalen Verhältnisse jener Grundfunctionen in den Organen giebt: soviel Krankheiten giebt es.

(Hier setzt der Vf. drey Gattungen von Krankheiten fest, in deren einer die Sensibilität, in der anderen die Irritabilität, und in der dritten die Reproduction abnorm erhöhet, die anderen beiden Functionen aber jedesmal abnorm vermindert sind. Aber es giebt weit mehr solcher allgemeinen Zustände, wo z. B. bey erhöheter Reproduction auch wohl die Sensibilität, oder doch die Irritabilität krankhaft zugleich erhöhet ist, welche nicht weniger Erwähnung verdient hätten.)

Die Krankheitsformen, welche sich auf Abnormität der Reproduction beziehen, sind z. B. die sämmtlichen Afterorganisationen und die ansteckenden Krankheitsformen insbesondere. (Auf diesen Satz bezieht sich der Hauptinhalt dieser Schrift.)

Die charakteristische Function des Organismus, sich unter entgegengesetzten Einflüssen unaufhörlich wieder zu erzeugen, diese organische Thätigkeit hat man Bildungstrieb, Reproductionskraft genannt. Sie löst sich in zwey Processe von entgegengesetzter Tendenz, in den Assimilations- und in den Desassimilations-Process auf. (Von beiden hier umständlicher.) Aufstellung der verschiedenen Störungen des Normalverhältnisses der Reproduction (genau und treffend!). Doch würde die reproductive Thätigkeit im Orga-

nism in ihren Producten erlöschen, wenn sie nicht durch einen beständigen Einfluss eines Äusseren immer unterhalten und angefacht würde. (Hier sucht er die Processe der Chylification, der Sanguification und der Secretion durch Triplicität zu construiren, besonders aber die Letztere.) Die Säfte verhalten sich nicht passiv bey der Secretion; sie sind eben so thätig dabey als die Gefäſse selbst, von denen man daher nicht sagen sollte, sie secernirten, sondern: in ihnen wird secernirt. (Von der Secretion und Ernährung ausführlich — apriorisch, aber sehr wahrscheinlich!) Einleitung in die Lehre von den Ansteckungsstoffen. Schon im gesunden Zustande scheidet der lebende Körper Producte durch Haut, Lungen und die übrigen Excretionsorgane aus, welche sich für andere gesunde Körper als Schädlichkeiten beweisen: wie vielmehr werden dergleichen die in Krankheiten ausgeschiedenen Stoffe (tropfbare und gasförmige) thun! Höchst wahrscheinlich werden da die lebensgefährlichen Gasarten, gekohltes und geschwefeltes (Rec. setzt hinzu, phosphoriges) Wasserstoffgas, Salpetergas u. s. w. in Menge ausgeschieden. Durch Erscheinungen und Erfahrungen erläutert (zu deren Erklärung jedoch die Wirkungen jener bekannten Gasarten nach Rec. Meinung nicht ausreichen, sondern welche noch unbekannte thierische Mephiten voraussetzen). Die meisten dieser Schädlichkeiten wirken desoxydirend auf die Organismen, und mit desto gröſserer Stärke, da sie gewöhnlich durch die Respirationsorgane, die in so engen Verhältnissen mit den edelsten Organen der Thierökonomie stehen, in den Körper gelangen. Diess ist die eine Gattung von Schädlichkeiten thierischen Ursprungs, wodurch nur gröſserer oder geringerer Grad von Krankheit überhaupt erzeugt wird, nicht aber jedesmal eine bestimmte (ansteckende) Form von Übelseyn, auch nicht jedesmal in einzelnen, bestimmten Organen. Die zweyte Gattung, die *Ansteckungsstoffe*, nennt der Vf. diejenigen Schädlichkeiten thierischen Ursprungs, welche aus kranken Organen entwickelt, mit gesunden Organismen in Wechselwirkung gebracht, in diesen dieselbe bestimmte Form von Übelseyn und Abnormität der Reproduction zu veranlassen vermögen, welcher sie selbst ihre Erzeugung verdanken. Die Ansteckungsstoffe charakterisiren sich also dadurch, dass sie durch ihre Einwirkung vorher gesunde Organismen zu bestimmten abnormen, materiellen Productionen, welche mit ihnen eine und dieselbe specifische Qualität besitzen, zu bestimmen vermögen. Aber nicht selten fehlt den gesunden Organismen jene Bestimmbarkeit zur Production einer Materie von jener eigenthümlichen Qualität (d. i. sie sind nicht ansteckbar durch den gegebenen Ansteckungsstoff). Manche Ansteckungsstoffe beweisen sich daher, mit solchen Organismen in Berührung gebracht, entweder gar nicht als Schädlichkeit, oder sie veranlassen andere Formen (allgemeinen) Übelseyns. Finden aber die Ansteckungsstoffe bestimmbare, ansteckungsfähige Organismen: so erregen sie die ihrer Einwirkung entsprechenden, bestimmten Formen des Übelseyns, doch nicht gleich viel in welchen, sondern nur jedesmal in solchen Organen, welche zum reproductiven System der thierischen Organisation gehören, und zwar besonders in denen, auf welche die einzelnen Ansteckungsstoffe eine speciellere Beziehung haben. Diess ist auch dann der Fall, wenn die bestimmten, einzelnen Ansteckungsstoffe nicht zunächst und directe, sondern nur mittelbar (erst durch andere Organe hindurch) auf solche (specifisch für den Ansteckungsstoff geeignete) Organe des reproductiven Systems wirken, z. B. (nach einem wuthgiftigen Biss am Finger) die Wuthkrankheit u. s. w. (Der Vf. setzt hier unter die Beyspiele auch die Chancres im Halse. Allein diese secundären syphilitischen Geschwüre an den Mandeln werden wohl nur sehr uneigentlich so genannt; ihre weit geringere Schmerzhaftigkeit und, den Erfahrungen zufolge, auch ihre Unfähigkeit anzustecken, unterscheidet sie hinreichend von den wahren Chankern primärer Ansteckung an den Lippen, an den äuſseren Geburtstheilen u. s. w., welche noch nicht den groſsen Assimilationsprocess im Organism passirt sind, wie der Stoff der secundären venerischen Übel.) Indessen beweisen sich die Ansteckungsstoffe auch für die übrigen Organe, auf welche sie keine specifische Beziehung haben, oft als allgemeine, oft groſse Schädlichkeiten, und erregen, je nach der verschiedenen Proportion, in welcher die Sensibilität, die Irritabilität und die Reproductionskraft in den verschiedenen Organen (des Individuum) mit einander stehen, bald gröſsere, bald kleinere, bald sthenische, bald asthenische Formen des Übelseyns. Auch an der Natur gewisser Ansteckungsstoffe selbst liegt die Verschiedenheit dieser Erscheinung. Wenigstens bey einigen von ihnen kann man, auſser der ihnen als Ansteckungsstoffen eigenthümlichen, schädlichen Wirkung, noch gewisse schädliche Nebenwirkungen voraussetzen — zu welchen er das Wuthgift, den Ansteckungsstoff der Aussatzarten, der Yaws, Pians, Radesyge und des Weichselzopfs zählt — deren Ausbildung zu ansteckenden Übelseynsformen jedesmal zahlreiche Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität vorausgehen, und sich mit jenen compliciren. (Bey der Hundswuth ist diess in so hohem Grade, dass Rec. geneigt ist, hier den Hauptsitz des ausgebildeten Übels weit mehr in das System der Sensibilität und Irritabilität zu setzen, als in das der Reproductionskraft, in welches letztere der Vf. *alle* Ansteckungskrankheiten zu setzen geneigt ist. — Denn oft sind bey Leichenöffnungen an der Hundswuth Verstorbener gar keine merkbaren Abnormitäten in den Theilen, wo das gröſste Leiden zu seyn schien, wahrgenommen worden.)

In geschwächten und schon vorher kranken Körpern kann auch der mildeste Ansteckungsstoff zugleich bedeutende Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität veranlassen. Sind ansteckende Krankheiten als Epidemieen vorhanden: so wird das Übel nicht nur durch den eigentlichen Ansteckungsstoff, sondern zugleich durch die atmosphärischen Schädlichkeiten verbreitet, von welchem Zusammentreffen dann die

temporäre Bösartigkeit des Ansteckungsstoffes herzuleiten seyn möchte. Auch dann, wenn der Ansteckungsstoff von einem Organism ausgeht, in welchem außer der Ansteckungskrankheit noch andere gefährliche Formen des Übelseyns, von niederschlagenden Affecten, schlechten Nahrungsmitteln u. s. w. erzeugt, zugegen waren, können Letztere leicht dem von einem solchen Körper ausgehenden Ansteckungsstoffe zum Vehikel dienen, und eine zusammengesetzte gefährliche Krankheitsform in einen anderen Organism übertragen. (Eine vollkommene Qualitätsveränderung des Ansteckungsstoffes, wie der Vf. meint, wäre es doch nach Rec. Dafürhalten wohl nicht, wenn auch der Ansteckungsstoff an sich zuweilen bösartiger, zuweilen gutartiger wäre.) Auch der Ort, wo der Ansteckungsstoff zuerst angebracht wird, ändert viel in der Intensität der entstehenden Krankheit. — In die Haut gebrachter Pockenstoff, wie sehr sind seine Folgen von denen des durch die Athmungsorgane beygebrachten verschieden! Dem Vf. scheinen alle thierischen Ansteckungsstoffe desoxydirend zu wirken; die Hypothese, dass sie alle Stickstoff zum Grunde hätten, sucht er mit Wahrscheinlichkeit zu widerlegen. Ihre Wirkungen sind so verschieden, dass sich nichts Gewisses von ihrem Substrate sagen lässt. Wenn sie auch specifisch auf die Reproductionskraft wirken: so wird doch jedesmal das System der Sensibilität und der Irritabilität vorgängig erregt. Wo dieser Vorausgang weniger bemerklich ist, da haben die Ansteckungsstoffe entweder nur auf Organe des reproductiven Systems eingewirkt, oder sie waren frey von anderen bedeutenden schädlichen Nebenwirkungen. Erörterung, ob die Ansteckungsstoffe unseren Säften bloss zugemischt oder innig von ihnen aufgenommen werden, — aus welcher nach dem Vf. hervorgeht, dass, wenn Erstere die Letzteren penetriren, Erstere bey ihrem Eintritte in den Körper mit der organischen Materie (den starren und flüssigen Theilen) in Wechselwirkung treten, woraus ein Drittes entstehe, indem die Lymphe den Ansteckungsstoff assimilire. — Werden die Ansteckungsstoffe auch wohl durch Einsaugung in den Organism aufgenommen? — In diesem Falle könnte auch nur eine mechanische Zumischung Statt finden, und der Ansteckungsstoff könnte in Kurzem auch unverändert wieder aus dem Körper geschieden werden — daher die Erscheinung, dass Jemand den Saamen einer ansteckenden Krankheit bey sich tragen, und durch die Berührung Andere anstecken könne, ohne selbst im eigentlichen Sinne angesteckt zu seyn. — Mancherley Vehikel und Träger der Ansteckungsstoffe. Zerstörungsmittel derselben (unter denen Rec. das nach seiner Erfahrung als eines der wirksamsten zu schätzende — *große Hitze* — mit Vergnügen mit angeführt findet). Übertragung einiger ansteckender Krankheitsformen von Menschen auf Thiere, und umgekehrt.

Beyträge zur Geschichte der Entstehung der ansteckenden Krankheiten. Auf die Frage: wie entsteht eine ansteckende Krankheit im Organism? ist die Antwort: 1) durch wirkliche Ansteckung, mittelst eines Ansteckungsstoffes; 2) ohne eine eigentliche Ansteckung. Bey der Ansteckung von außen her besteht die Function des Ansteckungsstoffes darin, dass er in den bestimmten Organen des von ihm afficirten Organismus ein bestimmtes abnormes Verhältniss der organischen Thätigkeit veranlasst, und dadurch mittelbar dem dynamischen Processe eine bestimmte Richtung giebt, bey welcher aus demselben Producte von gleicher specifischen Qualität hervorgehen, als welche ihm selbst (dem Ansteckungsstoffe) eigenthümlich ist. Wenn der Ansteckungsstoff die seiner Einwirkung entsprechende Form des Übelseyns in bestimmten Organen des reproductiven Systems, durch unmittelbare Einwirkung auf diese Organe in gesunden Körpern erregt: so verläuft die dadurch veranlasste Krankheit, sich gänzlich überlassen, in ihrer reinen einfachsten Gestalt, ohne dass die ansteckende Übelseynsform von anderen heterogenen Formen des Übelseyns begleitet ist, die Affectionen abgerechnet, die sich vermöge der Associationsverhältnisse aus den afficirten Organen mehr oder weniger auf das Ganze verbreiten. Wenn aber der Ansteckungsstoff directe nur mit solchen Organen in Wechselwirkung tritt, zu welchen er keine specielle (specifische) Beziehung hat: so werden zwar diese nicht eigentlich angesteckt, — hat z. B. der Kinderblatterstoff auf die Respirationsorgane directe gewirkt: so erfolgt der Blatterausschlag darum nicht auf der Oberfläche dieser Organe, — aber während diese Organe zum Übergange des Ansteckungsstoffes auf diejenigen Organe dienen, für welche er sich erst als specifische Schädlichkeit erweisen kann, erfolgt die ansteckende Krankheitsform in Letzteren nie in reiner Gestalt; immer gehen ihr noch manche andere Formen eines bedeutenden Übelseyns (Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität) voraus, oder begleiten sie. Der erste Zeitraum dieser Krankheiten beginnt mit dem Momente der Einwirkung des Ansteckungsstoffes auf den Organism, und endigt sich mit der Sichtbarwerdung der ersten Spuren eines Übelseyns der Lebensverrichtungen. Er ist bey den einzelnen Ansteckungskrankheiten von ziemlich bestimmter Dauer. In diesem Zeitraume wird die Ansteckung begründet und vollendet; vor Verfluss desselben ist die ansteckende Krankheit noch nicht wirklich vorhanden, sondern wird erst vorbereitet. Der zweyte Zeitraum beginnt mit der ersten Erscheinung eines Übelseyns in den Functionen derer Organe, für welche der Ansteckungsstoff sich als specielle Schädlichkeit beweist, und endet sich mit dem Momente, wo die Ausbildung eines Ansteckungsstoffes in diesen Organen vollendet ist; er ist ebenfalls von ziemlich bestimmter Dauer. Aber nicht bloss durch Ansteckung von außen, — auch ohne Vermittelung eines eigentlichen Ansteckungsstoffes können sich in den Organismen ansteckende Krankheitsformen erzeugen. (Diesen Satz macht der Vf. durch die Endemie einiger ansteckender Krankheiten, und durch das epidemische Herrschen anderer ziemlich wahrscheinlich, worin wir ihm aber hier nicht folgen können. Offenbar zu viel behauptet ist es, wenn er sagt, man

werde einst mit Gewissheit einsehen, dass fast alle uns bekannten ansteckenden Krankheiten, Blattern, Masern, Kopfgrind u. s. w. *noch täglich* sowohl ohne eigentliche Ansteckung als durch dieselbe entstehen. Dann wäre die Vaccination vergeblich!) Vom Flechtenausschlag habe er unzubezweifelnde Beweise, dass er sich durch Ansteckung fortpflanzte, dessen ungeachtet aber in den meisten Fällen sich auch ohne Ansteckung erzeuge. Es ist höchst wahrscheinlich, dass nach längerer Dauer einer krankhaften Beschaffenheit in einem Körper, welche anfänglich keine ansteckende Form hatte, sich allmählich, in gewissen einzelnen Organen, eine solche Form des Übelseyns erzeugen könne, bey welcher die Absonderung eines Ansteckungsstoffes in ihnen Statt hat. (Das S. 81 angeführte Beyspiel aber, wo eine Frau, welche nebst ihrem Manne die Kindblattern in ihrer Jugend gehabt hatte, mit einem Kinde niederkam, welches die natürlichen Kindblattern mit auf die Welt brachte — beweist bey weitem nicht, wie der Vf. will, die Entstehung einer ansteckenden Krankheit ohne stattgehabte Ansteckung. Was zu viel beweist, beweist nichts — wäre diess vor dem siebenten Jahrhunderte in Grätz geschehen, wo noch kein Kindblatterstoff nach Europa gekommen war, dann bewiese ein solcher Fall Alles; — aber 1802, wo kein Haus in Europa sich findet, in welches dieser Stoff nicht von Zeit zu Zeit eindrang, da beweist er nichts — so lange man nicht darthun kann, dass der von aussen dargebrachte Kindblatterstoff durch den mütterlichen Körper hindurch auf die Leibesfrucht unmöglich wirken könne, wenn die Mutter schon geblattert gehabt, und dem Ausbruche dieser Krankheit *für ihre Person* nicht mehr unterworfen war.)

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Erlangen*, b. Palm: *De vitiis congenitis circa thoracem et abdomen, commentatio anatomico-pathologica;* auctore *Godofr. Fleischmann*, M. D. in theatro anatomico prosectore. 1810. 50 S. 4. (16 gr.)

Der Vf. beschränkt sich hauptsächlich auf anatomisch-pathologische Beschreibung derjenigen Fehler, welche sich äusserlich wahrnehmen lassen, vorzüglich handärztliche Hülfe erfodern, oder auch nur palliativen und diätetischen Beystand zulassen. Was diese Schrift veranlasste, waren eines Theils die diesen Gegenstand betreffenden Präparate, welche sich in der anatomischen Sammlung zu Erlangen vorfinden, und welche er für würdig hält, der Dunkelheit durch öffentliche Mittheilung entzogen zu werden, anderen Theils eigene neue Wahrnehmungen, welche den genannten Gegenstand betreffen. Die fehlerhaften Bildungen und Entartungen des Brustgebäudes, deren anatomische Beschreibung Hr. F. im ersten Abschnitte seiner Schrift mittheilt, sind I) Entstellungen des Brustbeins, völliger Mangel desselben, ausschweifende Grösse, Abweichungen seiner Lage und Richtung, wobey die davon abhängenden Beschränkungen der Lebensäusserung und die Mittel, von welchen sich Erleichterung hoffen lässt, erwähnt werden. II) Verunstaltung der Rippen, abweichende Stellung, Grösse, Verbindung und Form derselben, so wie die hiedurch begründeten Zustände der Brusthöhle. III) Missbildung des Rückgrates, widernatürliche Krümmung und Spaltung desselben, mit Angabe der muthmasslichen Ursachen der erwähnten Fehler, und der allenfallsigen Hülfe, welche sie zulassen. IV) Ungewöhnliche Zustände des Herzens, Ortsveränderung und Vorfälle dieses Organs. Den Inhalt des zweyten Abschnittes machen Missstaltungen des Unterleibes aus. Sie sind I) Fehler der allgemeinen Decke, Vorfälle der Eingeweide oder sogenannte Brüche u. s. w., wobey wir manches Beherzigungswerthe über die Lehre der Brüche überhaupt und ihre Behandlung vernehmen. II) Naturwidrige Zustände der den Harn absondernden Organe. III) Entstellung der Zeugungsorgane. Mangel, ungewöhnliche Lage und Ortsveränderung derselben, Verschliessungen der Scheide mit ihren Arten, Vorfälle der Ersteren u. s. w. Ein anspruchloser, kurzer und bündiger Vortrag zeichnet diese Schrift, in der Rec. einen schätzbaren Beytrag der allgemeinen Krankheitslehre erkennt, vor vielen anderen ihrer Art vortheilhaft aus, die überdiess durch die ihr beygefügten Zeichnungen, welchen Rec. hin und wieder etwas weniger Sparsamkeit in der Darstellung der benachbarten normalen Theile zur Erleichterung der Einbildungskraft wünscht, die nöthige Deutlichkeit gewinnt.

Δφ.

Breslau und *Leipzig*, b. W. G. Korn: *Ansichten über physische Erziehung (,) in vier Vorstellungen dargestellt* vom Dr. *Joh. Wendt*. 1811. VIII und 104 S. kl. 8. (8 gr.)

Diese Vorlesungen sind in der allgemeinen Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehalten worden, und vorzüglich auf Schlesien berechnet, aber bey der nicht unbeträchtlichen Anzahl ähnlicher Arbeiten gewiss auch einer weiteren Verbreitung werth. Neues darf man in dergleichen Schriften nicht erwarten: werde nur das hier Vorgetragene wohl beherziget und angewandt! Auch mit der Schreibart wird man zufrieden seyn können; nur dürfte vielleicht die Stelle S. 74: „Ich weiss, dass die Verrichtungen des menschlichen Gehirns die oberste Stufe der Schöpfung den (dem) Menschen vindiciren, und ihn zur Centripetaltendenz der ganzen Natur machen," etwas zu gesucht scheinen. S. 84 wird in einer Note *Krusensterns* Nachricht von den colossalen Einwohnern der Insel Nukahiva, die meist ohne Brust erzogen werden, bezweifelt. S. 100 Z. 16 ist ein arger Druckfehler stehen geblieben.

Ks.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Oldenburg, b. Schulze: *Über Bürgergarde, ihre Bestimmung, Einrichtung und ihren Nutzen.* 1814. 61 S. 8. (3 gr.) Eine nützliche Abhandlung, besonders abgedruckt aus der Germania.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

SCHÖNE KÜNSTE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Menon an Heliodora.* Herausgegeben von *Friedrich Ziegler.* 1806. 98 S. 8. (12 gr.)

Einen Liebenden, durch Gegenliebe beseligt, hören wir hier das Gefühl der goldenen Gaben des Glückes, die ihn krönen, in dem ambrosischen Hauche des Gesanges ausströmend uns mittheilen, „dass er jegliche Brust freudig mit Ahndungen schwelle" (S. 3. 4).

„Ziehe der *Duft* frey über die Erd' und über das Meer hin,
Weilt nur sein ewiger Quell, bleibet die *Blume* nur mein!"

Einen reichgewundenen Blüthenkranz (in 66 Sonetten) bringt der Geliebten, durch deren Anhauch sie entsprossen, der Dichter huldigend dar (S. 7). Wenn wir nun aus diesen Sonetten ein Urtheil über den Dichter sprechen sollen: so werden wir dasselbe stets in den, über den Petrarca gethanen, Ausspruch der Fiordimona im Ardinghello zusammenfassen können: „Er geht zu viel in der Luft; doch entzückt nicht selten lauter und rein sein himmlischer Geist in guter Gesellschaft gebildet." — Eine reine, edle, an zarten Bildern reiche Diction herrscht durchaus in diesen Gedichten; jedoch, wer nicht, wie unser Dichter, allein in seiner Liebe lebt und athmet, wer nicht, wie er, in Allem, was ihn umgiebt, seine Liebe vernimmt, dürfte leicht urtheilen, dass jene Bilder nicht immer mit den Gedanken ursprünglich verwachsen aus dem Inneren hervorgequollen seyen, und dass sie daher des vollen, wahren Lebens bisweilen ermangeln. Doch statt aller weiteren Worte darüber, wollen wir, damit unsere Leser den Dichter aus sich selbst kennen lernen mögen, einige Sonette, die uns vor anderen angesprochen, ausheben:

XIII.

Das Lied, von Lust und Wehmuth sanft durchklungen,
Das, in der Nacht, zu leisem Saitenspiele,
Verlangend, haucht die ewigen Gefühle,
Das war das letzte, was du mir gesungen.
Noch sind die holden Töne nicht verklungen,
Die, schmerzlich sehnend, in der nächt'gen Kühle,
Und, kosend, mich, im Traum, auf weichem Pfühle,
Mit warmen Liebesarmen süss umschlungen.
Denn tief blieb mir das Wort in's Herz geschrieben,
Dem Schlafe nur, dem Schlaf mich hinzugeben,
Vergessend das entfernte, schöne Drüben.
Ich ahndet' es, mir fromme bald nur Schlummer,
Wo, fesselfrey, mein Geist dir darf zuschweben,
Bis wieder mich dein Kuss erweckt vom Kummer.

XIX.

Seit du in mir entflammt das höchste Leben,
Und mir enthüllt des Daseyns lichte Höhen,
Muss ich zum Himmel, sehnend, immer sehen,
Und nach den Sternen schaut der Seele Streben.
Denn, mit der Heimath ahndungstrunknem Wehen,
Sah ich, vom Äther, dich hernieder schweben,
Und, himmelwärts, muss mich dein Bild erheben
Mit dir auf deiner Vaterflur zu gehen.
So klingt, in Flanderns dumpfen Moorgedüften,
Des langentbehrten Gotthards treuen Söhnen
Des Sennenreigens innig rührend Tönen.
Sein Blick ringt, thränend, mit den dunkeln Lüften,
Und an den lieben Busen mögt' er sinken,
An den vertraute Kläng' ihn, schmeichelnd, winken.

XXX.

Um graue Sfinxe rauscht und Pyramiden
Des alten Nilus gleichgemessnes Fluthen:
Doch, schwillt er, thauend von des Lenzes Gluthen,
Wird wild vom Strom das alte Bett gemieden.
Bald aber quillt aus lautem Kampf der Frieden,
Dass, wo noch jüngst Meerungeheuer ruhten,
In doppelt schönem Glanz, Saatauen fluthen,
Lustig umschwebt von tönenden Sylfiden.
So strömt in mir des Lebens Überfülle,
Wenn sich dein stilles Bild mir licht entschleyert,
Hervor aus meines Busens ernster Hülle.
Doch, wo sie wallte durch des Herzens Fluren,
Wird ihr Erscheinen froh im Lied gefeyert,
Und träumende Kanope sind die Spuren.

XLII.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Die Heimathsflur von deinen stillen Träumen,
Zu der, so süss, oft deine Lieder ziehen?
Auch uns wird einst ein Tag sich goldner säumen,
Wenn wir des Nordens kaltem Hauch entfliehen,
Und, in des Südens lieb'erglüh'nden Räumen,
Uns gern verlieren unter Lorbeerbäumen.
Wohin uns Hoffnung, Traum und Sehnsucht winken,
Da werden wir die liebe Heimath finden,
Der Myrthe Zweig um unsre Locken winden,
Und, bey des ersten Tages Niedersinken,
Uns Hymens Fackeln glühn in Abendröthen,
Und Nachtigallen uns das Brautlied flöten. —

Diesen Sonetten sind, unter der gemeinschaftlichen Aufschrift „*Weihungen*," angehängt theils Disticha, theils Sonette, an *Goethe*, an *Friedr. Schlegel*, an *Ludw. Tieck*, an *A. W. Schlegel*, an *Matthisson*, an *Werner* (den Vf. der Söhne des Thales) und an einen Führer und Bildner der Jugend des Dichters (S. 75 — 84).

Was nun die, auf der Stellung der Reime beruhenden, Abwechselungen der Form in allen diesen Sonetten betrifft: so räumt in den beygefügten Anmerkungen, S. 91, der Dichter selbst ein, dass sich mehrere darunter finden, die sich zwar nicht auf das Ansehen irgend eines früheren Dichters, aber auf das Wesen des Sonetts selbst begründen. „Petrarca," sagt er S. 89 — 91, „hat nur 28 Abweichungen, aber auch diese zum Theil nur angedeutet. Quadrio in der *storia e ragione di ogni poësia* giebt deren 56 an. Anderer, als dieser von ihm aufgezeichneten, hätte sich kein italiänischer Dichter bedient. Ohne auf diese bloss empirischen Sätze weiter zu bauen, bin ich bereit, aus dem eigensten Wesen des Sonetts, mathematisch zu beweisen, dass es nicht mehr und nicht weniger als 176 Nuançen gestattet." Rec. hat sich das Vergnügen gemacht, die sämmtlichen hier vorkommenden Variationen auszuzählen, und hat ihre Anzahl 23 gefunden, welche durch die mit folgenden Numern bezeichneten Sonette repräsentirt werden: I, II, III, IV, X, XI, XII, XIII, XVIII, XIX, XXIX, XXXVII, XXXVIII, XXXIX, XLII, XLIII, XLVII, XLIX, L, LI, LII, LIII, LXVI. — Beyläufig ist zu bemerken, dass die in den Anmerkungen, S. 87, angeführte Stelle des Muratori, welche das Sonett mit dem Bette des Prokrustes vergleicht, nicht in seiner *Perfetta poësia Ital.*, sondern in seinem Commentar zum Petrarca steht.

Bey der, nicht bloss durch die That, sondern auch Worte (S. 87 ff.) ausdrücklich bezeugten achtungsvollen Vorliebe für das Sonett und die scharfe Bestimmung und Begrenzung der Gestalt desselben, fällt, was Rec. ungern erwähnt, doppelt und dreyfach unangenehm die Nachlässigkeit auf, mit welcher der Vf. sich nicht weniger als 15 Verse, welche die gesetzmässige Zahl von 11 Sylben theils übersteigen, theils nicht erfüllen, hat entschlüpfen lassen. Sie sind folgende:

Son. II V. 7. Auf quillt aus Nacht der ihm verwandte.
S. III, V. 14. Die ewge Morgenröthen um mein Daseyn ziehen.
S. X, V. 11. Denn all mein Sehnen blieb dort drüben.
S. XV, V. 14. Und deine Seufzer warens, die so hold erklangen.
S. XVI, V. 7. Von Wehmuth sanft berührt, entringet.
S. XVIII, V. 12. Das ist das Wunder deiner himmlischen Gesänge.
— — V. 14. Wenn sie aus den erschlossnen Rosenblättern schwellen.
S. XXVII, V. 3. Die ernste Memnonssäule tönet.
S. XXXI, V. 12. Doch seit mir Erstlingsthränen süssen Schmerzes flossen.
S. LIV, V. 2. Doch schöner kehrten sie auf Eos Thaugefieder.
S. LVI, V. 13. Denn schönre Blüthen fühlt der um sein Haupt geschlungen.
S. LXII, V. 10. Doch frommer Muth und Kraft erwachte.
(Die in dem Verzeichnisse der Druckfehler angegebene Verbesserung dieses Verses ist wenigstens nicht richtig ausgedrückt.)
S. LXIII, V. 11. Und keusch in ihm sich sein Palladium erhallten.
An Fr. S. (S. 79) V. 6. Wo sie durchrauschten deine lichtgewob'nen Flügel.
An W. (S. 83) V. 11. Dazwischen rührend fernher tönende Gesänge.

Eine andere nicht seltener Statt findende Erscheinung mag nicht sowohl in Nachlässigkeit, als in bestimmtem Verwerfen bisher angenommen gewesener Regeln ihren Grund haben. Rec. meint den Widerstreit des Versbaues gegen die natürliche Aussprache in Hebung und Senkung des Tons, z. B.

S. VII, V. 11. Damit der Stamm, verdorrt, *nütze* dem Leben.
S. VIII, V. 10. *Haben* wir auf dem mystischen Altare.
S. XXII, V. 12. So thaut *ewiger* Klang von goldnen Flöten.
S. LXIII, V. 13. Ihn wird sein Duft *laden* zu schönern Träumen.
S. LXIV, V. 10. *Denen* ich, liebend, ihre Form gegeben.

— Es fehlt zwar nicht in einigen der neuesten Werke, zum Theil namhafter Dichter, und noch weniger in den poëtischen Erzeugnissen des 16 Jahrhunderts, an ähnlichen Beyspielen; indessen wäre doch zu wünschen, dass solches Unternehmen auf sichere Gesetze zurückgeführt würde.

Einen gleichen Wunsch hegt Rec. in Betreff der Reinheit der Reime. Zwar machen sich unsere berühmtesten Dichter kein Gewissen daraus, Reime wie *glühen, ziehen — zünden, winden — Deutung, Leitung — zerstören, verklären — Sehnen, Tönen* — zu gebrauchen, welche sich auch in den vorliegenden Gedichten finden; aber können wir nicht endlich mit demselben Rechte *kömmt, bestimmt — spinnen, können*, oder ähnliche reimen? Die Autorität älterer Dichter haben wir für uns. — Wenigere Nachsicht, als jenen, dürfte folgenden Reimen unseres Vfs. zu Theil werden: *erschliessen, küssen* (Son. III); *Küssen, spriessen* (S. XIV); *Gesandte, Bande* (S. XVII); *Öden, flöten* (S. XXII); *Sehnsucht, Höhn sucht* (S. XXIX); *Milde, hüllte* (S. LI). Durchaus zu missbilligen aber sind: *Grüften, Klüften, Lüfte, Düfte* (S. V); *senken, Gesängen* (S. LVII); *Haine, Scheine, weinen, vereinen* (S. LXIV); wo zumal in dem ersten und dem dritten Falle die Abhülfe nicht schwierig gewesen wäre.

Son. LIX V. 8 verlangt der Vers, dass statt *Heroen* gelesen werde *Hero'n*. Härter auffallend, als diese letztere, sind Zusammenziehungen wie *woll'n* (S. XIV V. 5); *begonn'ne* (S. LXII, V. 14); *lebenquell'nden* (S. LXVI, V. 2). — R..

Paris, b. Maradan: *Les Souvenirs de Felicie L****.* Par Mme *de Genlis.* 1804. 392 S. 8. (20 gr.)

Einzelne Bemerkungen, Anekdoten, Erzählungen, welche die Frau von *Genlis* schon vorlängst theils in die *Bibliothèque des Romans*, theils in verschiedene Zeitblätter hatte einrücken lassen, und welche hier in einer Sammlung zusammen gedruckt worden. Fragmente aus den Tagebüchern der Frau *von Genlis*, unter dem erdichteten Namen der *Felicia L*****. Mit Bitterkeit beurtheilt sie in der Vorrede die *Souvenirs* der Mme Necker; auch sie selbst aber erlaubt sich zuweilen den harten schneidenden Ton, den sie dieser Dame vorwirft.

Ausserst anziehend ist sowohl für den Geist als das Herz die erste Erzählung, in welcher der wohlthätigen Wunder des Herrn *Hauy*, als Lehrmeisters der Blinden, und des Abbé *de l'Epee*, als Lehrers der Taubstummen, mit Rührung erwähnt wird. Es ist die Liebesgeschichte eines Taubstummen und einer Blinden, die wieder zum Gesichte gelangte. Eine andere Erzählung, in welcher ein junger Mensch durch den verklärten Geist seines Vaters von Verirrungen zurückgeschreckt wird, hat nur in sofern Glaubwürdigkeit, in wiefern sie auf einer fixen Idee beruhet; nach der Vfn. aber soll sie historisch und buchstäblich wahr seyn. Auch in dieser Schrift verräth Mme *de Genlis* ihre mystischen überspannten Begriffe von Religiosität. So wie z. B. Diderot in seiner *Religieuse* das Klosterleben vielleicht in allzu gräfslichem Lichte darstellt: so stellt hingegen sie es in dem seligsten Lichte dar. Geradezu für ein eigentliches Mirakel erklärt sie es, dafs beym Sterbebette Ludwigs XV *Mesdames* der tödtlichen Ansteckung entgingen. „Eines solchen Mirakels, setzt sie hinzu, war die Kindertreue wohl werth." Warum denn aber nur bey Hofe und in der Familie eines Königs, der doch kein Heiliger war? Zum verdienstlichen Werke macht sie es, wenn insgeheim eine Dame anstatt ihres Gemahles und zur Vergütung von dessen Indifferentismus täglich sein Brevier liest; „so bald man mir, setzt sie pathetisch hinzu, einen solchen Zug von einem freygeisterischen Weibe anführen kann, werde ich sogleich zur Philosophin." O der schönen Schwärmerin, welch ein *Salto mortale!* Obgleich sie gegen falsche Empfindsamkeit mit Nachdruck eifert: wie geziert sind nicht gleichwohl ihre Phantasieen und Empfindungen auf einem Kirchhofe in dem Canton Zug! In den Schweizercantonen will sie bey Leichenbegängnissen *Pleureuses* gesehen haben. Warum nur *Pleureuses?* giebt es, und unter keinem Volke *Pleureurs?* „Lebhafte Empfindsamkeit," giebt sie ernsthaft zur Antwort, „findet man nur bey den Weibern." Gedungene Thränen also, Thränen, die zu Gebote stehen, fliessen aus lebhafter Empfindsamkeit! Und wenn auch; doch weniger aus dem Herzen, als aus der Imagination. In Zürich besuchte sie *Gessnern* und *Lavatern*. Jenen überraschte sie beym Bierkruge unter Tabakwolken, und ihm zur Seite sein gutes Weib in gemeiner Hauskleidung. Der Anblick des häuslichen Glückes versetzte die elegante Pariserin in eine Idyllenwelt, in das goldene Alter, freylich aber (wie sie sich ausdrückt) nicht unter glänzender Poësie, sondern ohne Schmuck in gemeinbürgerlichem Stile. Sehr hart ist ihr Urtheil über *Lavaters* Physiognomik: „Ein Schriftsteller, der zu Ludwigs XIV Zeiten grosse Werke über solche Dinge geschrieben hätte, wäre unter vormundschaftliche Aufsicht gesetzt worden; heut zu Tage aber haben Gelehrte das Recht, alle nur ersinnlichen Tollheiten zu sagen, und zwar ohne defswegen etwas von ihrem Ansehn zu verlieren; ja, davon ziehen sie Vortheil." *Hanc veniam*, möchte der Dame *Lavater* zurufen, *damus petimusque vicissim.* Hin und wieder stöfst man in dieser Schrift auf feine Bemerkungen, und interessant sind einzelne Anekdoten, z. B. über *Gibbon* und *Rousseau.* Die Fortsetzung oder ein zweytes Bändchen versprach die Vfn. in Zeit von ein paar Jahren zu liefern. Ist dieses Bändchen wirklich erschienen: so würde es dem Publicum doppelt angenehm seyn, wenn inzwischen die edle Vfn. sich von ihrer allzu grossen Anhänglichkeit an den alten Mysticismus entwöhnt hätte. Lstr.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Hermann der Cherusker, oder die Waldschlacht der Deutschen.* Ein historisches Schauspiel in 5 Aufzügen mit Chören. 1813. XVI u. 127 S. 8. (12 gr.)

Dem Vf., der nach der Vorrede sich nur Leser und Zuschauer mit einem deutschen Herzen und regem Vaterlandssinne wünscht, die mit schonender Nachsicht die Schwächen des Dramas übersehen, kann man wenigstens zum Trost für seine Mühe die Versicherung geben, dafs unter den vielen Schauspielen und Trauerspielen, die sich neuerdings mit Versen und poëtischen Redensarten behangen, welche aber als verbrauchte und vertrocknete Blumen oft kaum einen Schimmer von Leben hervorbringen, diefs Product sich zum Theil frischer regt und bewegt, und ohne Furcht vor Prosa oft im Drange der Empfindungen mehr von Herzen spricht; ja es wäre sogar zu wünschen, dafs der Vf. der rhetorischen Wärme, womit er anfängt, durch das Ganze hindurch möchte treuer geblieben seyn, weil er sich alsdann von der Bühne herab, worauf er es doch hauptsächlich angelegt hat, noch mehr Wirkung hätte versprechen können. So geht freylich auch manche Stelle, wo er poëtisch seyn will, und die nur an das, was schon besser da war, erinnert, und also in dem Augenblick nur entbehren und nicht geniessen läfst, für den Zuschauer verloren, wobey noch in dem theatralischen Gange mancher Stillstand und manche Leere entsteht, die um so empfindlicher fällt, da ohnehin das politisch-kriegerische Ganze zu sehr an Eintönigkeit und — man möchte fast sagen — an Einfachheit leidet. Um die Phantasie bey dem Vorgange einer so wichtigen vaterländischen Angelegenheit in Glauben und Anschauen zu versetzen, hätte die Handlung mehr in einzelne Thätigkeiten, Anordnungen, Besorgnisse, Vorkehrungen, Bekämpfung von mancherley Hindernissen u. s. w. aufgelöst, und nicht so müssig mit Worten und einigen sich wiederholenden Betrachtungen abgefertigt werden müssen. Wollte man nun vollends noch höhere Foderungen machen: so müfste man hier die alten Deutschen, dort wirklich die Römer zu vernehmen glauben, und wenigstens einigermafsen in jene kräftig-rohe Zeit versetzt werden. Daran ist aber gar nicht zu denken, sondern man hört überall dieselbe moderne Sprache, in dem Munde des Einen wie des Anderen, und wird noch da-

zu nicht selten damit an tragische Personen der *Schiller*'schen Muse verwiesen, z. B. wenn Thusnelde von ihrem Hermann sagt:

Zu zeigen, dass er von Thuiskon stammt,
Wird er sich bald zum ernsten Kampfe rüsten.
Von hehrem Muthe ist die Brust entflammt —
Ihn treibt nicht eitles, herrisches Gelüsten,
Des Vaterlandes Fesseln wird er brechen,
Und seine jochbelad'nen Brüder rächen.
Ich bin mir stolz des hohen Glücks bewusst,
Und mich ergreift unnennbares Entzücken u. s. w.

Manche Äusserung in den Scenen zwischen ihr und Hermann hat etwas Herzliches, das den Zuschauern wohl behagen wird; aber im Ganzen reden beide doch viel zu weichmüthig, und spinnen ihre Empfindungen (der moderne Charakter!) zu sehr in Betrachtungen aus. So klingt es uns auch nicht *römisch*, wenn der Schmeichler des Varus, Cejonius, versichert, dass die Fürsten der germanischen Bundesvölker Verlangen hätten, noch einmal des Proconsuls *gnädig Antlitz* zu schauen. Und Lachen muss es gar erregen, wenn bey Varus die genug verbrauchte Lobformel zum Vorschein kommt:

Doch haben seine Helden sich mit Ruhm bedeckt.

Am gelungensten, oder den Kräften und dem Vorsatze des Vfs. nach am zweckmässigsten dünkt, uns noch der erste Act, sowohl was die Frischheit des Ausdrucks, als die zur Einleitung gewählte theatralische Anordnung betrifft. T. Z.

(Ohne Angabe des Verlagsorts und des Verlegers:) *Reise der Themis nach P***. oder das Schloss des Freyherrn von Donnersburg.* Dialog und Erzählung. Posse und Ernst. Fabel und Wahrheit. 1803. 224 S. 8.

Der ungenannte Vf. weihet sein werdendes Werklein, wie er es zu nennen beliebt, dem respectablen Oberältesten aller Papiermachermeister; er bekennt, dass bloss die Absicht, das Papier theuerer zu machen, als es schon ist, ihn zur Autorschaft bewogen habe, und fodert nun seine leselustigen Freunde auf, mit ihm zu lachen, wenn er, als ein allzukalter Mitspieler, das grosse Kinderspiel beym Scheine seines Windofens und seiner einsamen Lampe still belächt, oder wo nicht, den Schaden Josephs und seines gutwilligen Verlegers zu beweinen. Nach Rec. Meinung ist keines von beiden nöthig. Denn zum Lachen ist im ganzen Buche auch nicht eine Stelle; und den Verleger beweinen? *Habeat sibi!* Wer solchen Secundaner-Witz verlegt, dem geschieht kein grosses Unrecht, wenn keine Käufer zu seinem Maculatur sich finden. Sollte aber dem Vf. die Idee zu reizend scheinen, irgend eine empfindsame Schöne oder einen Stutzer *à la Mode* bey seinem Buche weinen zu sehen: dann kann er sicher glauben, dass diese Thränen gewiss nicht seinem Buche, sondern ihm gelten würden.

ô

Nürnberg, b. Zeh: *Beyträge zur Beförderung des guten Geschmacks, zur Bildung des Verstandes und Veredelung des Herzens.* Versuch einer neuen prosaischen Anthologie von *Johann Georg Christoph Müller*, Diaconus zu Altorf. Ohne Jahrzahl (doch wahrscheinlich 1815). 192 S. 8. brochirt. (16 gr.)

Der Vf. hat schon vor mehreren Jahren eine *poëtische* Blumenlese herausgegeben, welche mit dieser *prosaischen* die nämliche, auf dem Titel angegebene, Bestimmung hat. Weil gute Bücher, wie der Vf. sagt, oft nicht bloss nach ihrem schönen Ganzen, sondern auch nicht selten wegen der darin ausgestreueten einzelnen gehaltvollen Gedanken geschätzt werden: so werden hier aus dem gesammelten Vorrathe des Vfs. einige da und dort in geistreichen Schriften aufgefundene, des Auszeichnens und der weiteren Verbreitung würdige prosaische Stellen mitgetheilt. Warum der Vf. seine Sammlung gegen das, wie er meint, *verächtliche* Prädicat einer *Compilation* gerettet sehen will, sieht Rec. nicht ein. Compilation ist diese Anthologie, aber darum nicht verächtlich. Sie ist mit Verstand, und gemäss dem Zweck der Bildung, Belehrung und Veredelung zusammengetragen, und wird für diejenigen, welche es lieben, kurze Stellen aus guten Schriften zu lesen, nützlich und unterhaltend seyn. Der ausgehobenen Stellen sind auf 192 Seiten 580.

GL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Bamberg*, b. Reindl: *Muster zur Erlernung einer flüssigen deutschen Current-Schrift*, bearbeitet von *Michael H. Dorn*, Lehrer der Kalligraphie in München. 1800. 5 Blätter in Quer-Folio. (1 Rthlr. 3 gr.)

Ebendaselbst: *Englische Vorschriften* von *M. H. Dorn*. Ohne Jahrzahl. 6 Blätter in Quer-Folio.

Die deutsche Schrift ist vorzüglich das, wofür sie sich auf dem Titel ausgiebt, *flüssig*, d. h. leicht aus der Feder ausfliessend. Dabey ist sie aber auch gefällig, und behauptet eine gewisse Regelmässigkeit und Mannichfaltigkeit. Die englische Schrift hat dieselben Eigenschaften wie die deutsche, und vielleicht noch mehr Gefälliges fürs Auge. Stich, Druck und Papier sind ausgezeichnet gut.

—tp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, in Comm. b. Feind: *Elemente der Biosophie*, von *Ignaz Paul Vital Troxler*, Med. D. 1808. XXII und 119 S. 8. (18 gr.)

2) Aarau, b. Sauerländer: *Blicke in das Wesen des Menschen*, von D. *Troxler*. 1812. X und 259 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben hier zwey Schriften anzuzeigen, die für die Geschichte der Philosophie unserer Tage von Wichtigkeit sind. Man könnte sagen, es culminire in ihnen der Inbegriff aller Missverständnisse, die seit Schelling die Philosophie so vielfach verwirrt haben, und nun, nachdem diese Reinigung erfolgt ist, dürfen wir schönere Tage hoffen. Vielfach hat man sich an der Form der aus der Einheit der höchsten Idee hervorbrechenden Zweyheit geirrt; fast überall wurde der Schein statt des Wesens, ein Trugbild statt des Geistes ergriffen. Aber am tiefsten lag diejenige Täuschung, in welcher die Zweyheit jener Form, zum Theil durch die nothwendige Beschränktheit jeder wissenschaftlichen Darstellung fixirt, und gleichsam in sich selbst erhaben und erniedrigt, als Trennung des *Edleren* und Unedleren, als Rangordnung im Absoluten begriffen wurde. Diese Rangordnung, welche, die Form in ihrer ursprünglichen Natur verkennend, ihr eine Würde beylegt, welche ihr durchaus abgesprochen werden muss, findet sich in vielen philosophischen Schriften der neuesten Periode verborgen, in viele wurde sie hineingelesen. Hr. *T.* ergreift sie mit vollem Bewusstseyn, und hebt sie an die Spitze eines Systemes, das man eben darum als das der absoluten Differenz nach Aussen, nach Innen aber als den Versöhnungspunct aller formalen Philosophie, charakterisiren könnte. Es war gut, dass diese Versöhnung so frühe erfolgte; doch wäre die Ruhe nach derselben noch gefährlicher, als der alte Streit. Wenn nämlich, nach einer bisherigen Ansicht der Philosophie, alles Besondere nur in dem All und für dasselbe Daseyn, ausser ihm aber nur den Schein der Wirklichkeit hat, das All an sich aber, für die endliche Anschauungsweise in Gott und Natur getrennt, an einen Act des höheren philosophischen Bewusstseyns den Anspruch machte, auch diesen letzten Gegensatz in jene ungetrübte Klarheit aufzulösen, die, alles Irdische, vor Allem aber des Menschen Stolz und Eitelkeit verzehrt, und den befreyten sinnigen Geist sich zuläutert: — dann war die Eitelkeit des Philosophen nothwendig der grösste Feind der Philosophie, und es blieb ihm, von der Foderung der Absolutheit gedrängt, nur der eine Ausweg übrig, sich selbst, sey es nun als Person, oder als Gattung, zum Princip der Philosophie zu erheben. Wir wollen nicht auf die zahlreichen Schriften hinweisen, in denen dieser Geist sich ausdrückt; auch nicht auf die Rangstreitigkeiten, in denen sich Person über Person zu erheben suchte, das Ewige der Idee relativen Zeitverhältnissen unterwerfend. Aber andeuten mussten wir es hier, dass Hr. *T.* in seinem neuesten Systeme diesen Egoismus in seiner höchsten Allgemeinheit, unter der Form des Lebens der Menschheit, zum Princip eines in sich vollendeten Systems erhoben habe. Freylich hält es schwer, sich selbst in seinem Werke untergehen zu sehen, und es mag wohl thun, den eigenen Geist, allmählich bis in die Tiefe der Gattung gesteigert, aus ihr herab sich selbst beschauen, und die Natur zugleich mit der Naturphilosophie unter seine Füsse treten zu lassen. Es entsteht aber die Frage, ob die Fixirung des Gegensatzes, sey es nun in der Form von Thesis, Antithesis und Synthesis, oder in der von Identität, Differenz und Totalität, oder in der von Unterscheidungs- und Beziehungslosigkeit, Unterscheidung und Beziehung, und Unterscheidung und Beziehungslosigkeit, — ob die Trennung des Menschen in Geist, Seele, Leib und Körper nicht bloss die Abwege der Philosophie, sondern Himmel und Erde selbst, in des Menschen Brust versöhnen könne.

In den beiden vor uns liegenden Schriften entwickelt Hr. *T.* mit unverkennbarem Witze und Scharfsinne die gekreuzten Fäden seines Systems, und zwar stellt die erste das Gerüste, gleichsam das systematische Knochengebäude dar; die zweyte aber überkleidet es mit weichem Fleisch, giesst Kräfte und Säfte in seine Adern und bläst ihm Athem und Leben ein. Wir wollen uns also in der Darstellung auf demselben Wege halten, — die erste nach ihren Grundzügen angeben, bey der zweyten aber in freyerer Berührung vertraulich weilen. Ehe wir jedoch ans Werk gehen, können wir uns nicht enthalten, nach dem Beyspiele, das uns in No. 2 vorleuchtet, folgende Apostrophe an unsere Philosophen, sowohl an die existirenden als an die nichtexistirenden, zu

richten. Habt ihr denn ganz verkannt (wir wissen zwar wohl, daſs kein Philoſoph dieſs jemals verkannt hat), habt ihr denn ganz verkannt, daſs alle Philoſophie ſeit Anbeginn der Menſchheit nichts Anderes war, als ein Reflectiren des Menſchengeiſtes auf ſich ſelbſt, und ihr die Creatur, die ſich im Widerſchein dieſes Strahles ſonnt; daſs ihr euch ſondert von ihrem Geiſte, wenn ihr euch ſelbſt, in eurer Beſonderheit, darein miſcht, und daſs ihr abtrünnig werdet, wenn ihr die Zeit zur Richterin des Unendlichen erhebt? — Dem Dichter ziemt der Stolz und dem ſittlichen Künſtler, in Werk und That: denn in ihm wirkt zur Stunde ein Gott, und er iſt eins mit ihm. Aber der Philoſoph predigt das ewige Wort, das der Menſchengeiſt durch alle Zeiten ſpricht, in der Sprache ſeiner Zeit, wie er es jenſeits ſeiner ſelbſt geſchrieben findet. Sein Schmuck iſt die Demuth, in der allein er eins wird mit dem, was er verkündigt. Friede ſey mit der Kirche und mit der Philoſophie.

No. 1. Nachdem Schelling die Idee des Abſoluten, aus intellectueller Anſchauung, zum Princip der Philoſophie erhoben, und nun durch die erſte Geburt einer philoſophiſchen Methode die Leiblichkeit jenes Geiſtes auszuwirken begann: war es ein unerfreuliches Schauſpiel, zu ſehen, wie Viele jede Einzelnheit und individuelle Zufälligkeit der Methode heiſshungrig aufgriffen, um nur recht ſchnell die Abſolutheit der Philoſophie, die ihnen wohl ſo unbeleibt wie ein Geſpenſt erſcheinen mochte, tief genug in die gemeinſte Körperlichkeit hinunter zu ziehen, — Andere hingegen, die ihre Tendenz nicht weniger verkannten, und ebenfalls ſtarr auf ein vermeintes Ableiten und Erklären deſſen, was ſie die Wirklichkeit zu nennen pflegten, ausgingen, weil ſie immer mehr einzuſehen anfingen, oder zu finden glaubten, daſs eine ſolche Ableitung, wie ſie ſie gerade brauchten, aus dem ihnen dargebotenen Abſoluten, nach ihrem Verſtehen deſſelben, nicht füglich zu Stande gebracht werden könne, nun an der Abſolutheit ſelbſt des Abſoluten muthig ihre Meiſterſchaft verſuchten. Wie war da doch Alles in leerer formaler Bewegung! Auf der einen Seite haben ſie das Abſolute im Kothe mit Füſsen getreten, auf der anderen haben ſie es immer abſoluter haben wollen, und zwiſchen den Gegenſätzen immer weiter rückwärts geſchoben, damit es doch endlich einmal über den Horizont, und über die Gegenſätze, die es unter ſich bekommen ſollte, hinausgerathen möge. Wir haben oft genug geſehen, wie dieſes Streben immer wieder miſslang, und immer aufs Neue an dem Abſoluten geſchoben werden muſste, ſobald ſich im Fortbauen ergab, daſs es noch nicht recht in die Perſpective der idealen und realen Reihe falle, und zu ſehr auf die eine oder die andere Seite neige. In dieſem allgemeinen Zuge ſchien das Beſſere mit dem Schlechteſten eine Zeit lang in demſelben Strombette fortgeriſſen zu werden, bis es ſich da oder dort in ſeiner eigenen gediegenen Geſtalt kryſtalliſiren konnte. Die Richtung aber war ein für allemal nach dem *Realen* hin beſtimmt, und wenn Schelling, dem Geiſte der *Philoſophie* getreu, noch in ſeinen neueſten Darſtellungen das Abſolute = Vernunft ſetzt, weil eigentlich eben in dem Geiſte dieſes A = A zugleich die Möglichkeit des Setzens ſowohl unter der Form des Idealen als des Realen gegeben war: ſo muſste dieſes bey der herrſchenden Richtung ganz vorzüglich zum Anſtoſs gereichen. Die Formen, die dieſe Widerſprüche angenommen haben, ſind bekannt. Dieſe Schrift des Hn. *T.* aber erſcheint uns gleichſam wie ein Kern, an welchen der vermiſchte Fermentationsſtoff, als um ein feſtes Centrum, angeſchloſſen, und zur beharrlichen Geſtalt gelangt iſt. Wirklich haben wir auch ſeitdem im Ganzen eine gewiſſe Ruhe verſpürt, und es ſcheint nun, nachdem für die Realität des Abſoluten ein befriedigenderes Zeichen gefunden worden iſt, von den Naturphiloſophen für die Zukunft mehr Univerſalität, und auch das *Wiſſen* um die *Erfahrung* gefördert werden zu können. Die *Bioſophie* des Hn. *T.* verdient alſo ſchon um deſswillen unſere Aufmerkſamkeit, ob wir gleich durch das oben Beygebrachte keinesweges ausſagen wollen, daſs ſie jene Wirkung *durch ſich ſelbſt* hervorgebracht habe. Vielmehr ſcheint ſie in dieſer Hinſicht ſich nur negativ zu erhalten, und ſelbſt der Zeit anzugehören, die in dem ſcharfſinnigen Vf. zur deutlicheren Erkenntniſs ihrer ſelbſt gekommen iſt.

Aller Irrthum der neueſten Philoſophie habe, ſagt Hr. *T.* in der Bioſophie, ſeine Wurzel *in dem Egoismus des Wiſſens*, nach welchem nur die Eine Seite des Univerſum, die der *Intelligenz*, der Philoſophie, deren Sphäre das Wiſſen ſey, zugeeignet werden könne, und Schelling ſelbſt müſſe deſshalb das Abſolute = *Vernunft* ſetzen, und behaupten, daſs auſser ihr *Nichts* ſey. Dieſes Setzen einer Einheit des *Objectiven* und *Subjectiven* aber, als abſolute Vernunft, ſey eben darum nur ein *relatives* Setzen mit vorherrſchender *Subjectivität*. In der Vernunft liege das Abſolute nur unter der Form des *Erkennens*, wie in der Natur unter der des *Exiſtirens*. Da aber in Beiden *die gleiche Abſolutheit* ſey: ſo müſſe nothwendig auf der ideellen Reihe eben ſo viele Exiſtenz, als auf der reellen Reihe Intelligenz poſtulirt werden; oder beide Reihen müſsten gleich abſolut ſeyn. Dieſes aber werde in dem ſchellingſchen Syſteme vermiſst, wo die ideelle Reihe einen Factor im Jenſeits habe, während die reelle nur in der Aufnahme in das Ideelle hinüber gelange. Sollen nun Intelligenz und Exiſtenz in gleicher Abſolutheit beſtehen: ſo muſs das Abſolute in demjenigen geſucht werden, welches weder *erſcheint*, noch *iſt*, ſondern ein Nichts für *Erſcheinung* und *Exiſtenz*, über Beiden, dem *Wiſſen* wie der *Darſtellung* unzugänglich, thront, — oder mit anderen Worten: das Abſolute darf nicht mehr transſcendental, ſondern es muſs *transſcendent* ſeyn. Ein ſolches nun iſt dem Vf. das *Leben*, als *Urſache*, in ſich beſchloſſen, in abſoluter Unzugänglichkeit; durch das *Urtheil* aber ſich ſelbſt, als *Intelligenz* und *Exiſtenz*, unterſcheidend. — Leben alſo, als das *An ſich* von Erſcheinung und Exiſtenz, iſt das Einzige wahrhaft Abſolute, und der Grund des

Alls; die Wissenschaft des Lebens aber ist nicht Philosophie, sondern *Weisheit*.

Nachdem wir das *Leben*, als *absolute Ursache*, erkannt, und gesehen, wie es in dem *Urtheile* sich selbst, als *Intelligenz* und *Existenz*, spaltet und vereint, oder erschafft und vernichtet, dürfte nicht schwer werden, einzusehen, wie eben dasselbe sich in seinem Urtheile zugleich als *Ursprung* und *Abgrund* seiner *Wirkung*, der Welt, zeige. Und zwar *jenes* durch die *Unterscheidung*, dieses durch die *Beziehung* von Intelligenz und Existenz im Urtheile. Was sich also in der Wirkung oder der Welt, als Getrenntheit und Verschiedenheit der *Phänomene* und *Producte* darstellt, ist selbst nur eine Getrenntheit und Verschiedenheit des *Gegensatzes* und *Wechsels* von Intelligenz und Existenz im Urtheile, diese aber (Intelligenz und Existenz) sind Ausdruck und Äusserung der *Selbstthätigkeit* und *Selbstständigkeit* des *Urtheils*, und dieses Offenbarung einer *Ursache*, deren Charakter *Schaffen* und *Vernichten* ist. Wie nun die Ursache in dem Urtheile von Intelligenz und Existenz, durch Unterscheidung und Beziehung, Ursprung und Abgrund der Wirkung oder der Welt ist: so wird, indem die Wirkung in der Unterscheidung und Beziehung von Phänomen und Product das Abbild der Ursache ist, ihr Urtheil als *Zeit* und *Raum*, wie die vermittelnde Form zwischen Phänomen und Product, hervortreten. — Zeit und Raum gehören zur *Welt*, wie Intelligenz und Existenz zum Leben; sie selbst aber sind nur in der *Unterscheidung* und *Beziehung*, und in der Welt, als Universum oder der *ganzen Wirkung*, kann demnach nur *Ein* Raum seyn, welcher = Zeit, und *Eine* Zeit, welche = *Raum* ist. In dem *Jenseits* ist das Leben unsterblich, das *Diesseits* aber, als das *Lebendige*, ist das Sterbliche. Eben so ist in dem Unsterblichen Intelligenz und Existenz ewig und unendlich, — *Phänomen* und *Product* des *Sterblichen* aber sind zeitlich und endlich. Die Zeit aber ist eben das Ausgleichende des Ewigen und Zeitlichen, und der Raum das Ausgleichende des Unendlichen und Endlichen; jene selbst nichts Anderes, als ein *Ewigzeitliches*, — dieser an sich nur ein *Unendlichendliches*. Daraus möge begriffen werden, wie die Welt, als *Lebendiges*, einerseits unsterblich, andererseits sterblich lebe; wie sie in der Erscheinung ihrer Phänomene einerseits *ewig*, andererseits *zeitlich hervorgehe*, in ihren Producten aber einerseits endlich, andererseits unendlich *sey*. So wie aber das Lebendige in die Erscheinung tritt, *erscheint* es als *Kraft*, und wie es in die *Existenz* übergeht, *ist* es als Materie. Kraft und Materie also sind sich weder einseitig noch wechselseitig untergeordnet, sondern beide sind in dem Ewigen und Unendlichen des Unsterblichen, in gleicher Ewigkeit und Unendlichkeit mit Intelligenz und Existenz. Es ist in dem Jenseits nur Eine Kraft, welche die *Phänomene* der Welt *trägt*, und Eine Materie, in welcher alle *Producte* der Welt bestehen. Da aber das Ewige seinen Ausdruck in der Zeit hat, und das Unendliche seine Äusserung im Raume, welches als die Offenbarung der gleichen *Ursache* nur in der Unterscheidung und Beziehung geschieht: so folgt, dass die Kraft in ihrer Erscheinungsweise, als *Quantitatives*, mit der Materie, und die Materie, in ihrer Existenzweise, als *Qualitatives*, mit der *Kraft* sich *ausdrücken* und *äussern* müsse. Daher erscheint in dem Quantitativen die Materie in der Kraft = *relativer Activität*, die Kraft in der Materie = *relativer Passivität*; in dem Qualitativen aber ist die Kraft in der Materie = *relativer Positivität*, die Materie in der Kraft = *relativer Negativität*. So ist also, was in der *Unterscheidung* des Lebendigen in sich als *Actives* und *Positives* hervorging, in der *Beziehung*, als *Negatives* und *Passives*, wieder *zurückgeführt*, und es ist ein Ausdruck des Zeitlichen und Endlichen gefunden, in welchem das Ewige und Unendliche durch *Bewegung erscheinen*, und in der *Gestaltung existiren* kann. „So gelten mir die *Vernunft*, welche der Philosoph, und die *Kraft*, welche der Physiker sich nimmt, selbst auch nur als sowohl qualitative als quantitative Indifferenzen von Subjectivität und Objectivität, und drücken nur vorzüglich die Qualität und Quantität der Ersteren aus, so wie gegentheils *Natur* und *Materie* vorzüglich die der Letzteren äussern." — Darin, dass Alles, was in der Welt *erscheint* und *ist*, als Ursache in einem *Jenseits* beruht, und als Wirkung *diesseits* sich *offenbart*, liegt unmittelbar das Hervortreten des vermittelnden *Dynamismus* und *Organismus*. Der Dynamismus ist dasjenige, was das *Jenseits* und Diesseits mit der Erscheinung vermittelt, und sein Grund ist die ewige *Schwere* der Urkraft, der Organismus aber ist dasjenige, was das Jenseits und Diesseits in der Existenz ausgleicht, sein Grund die *Urmaterie*, als unendliches *Centrum*; jener *vereinigt* also Ewiges und Zeitliches, und dieser *vergleicht* Unendliches und Endliches, und so sind Beide eine Offenbarung des unsterblichen Lebens in dem Lebendigen. — Indem Beide in beiden Welten stehen, ist Jener (der Dynamismus) ein *Erwecken* des *relativ Passiven* durch ein *relativ Actives*, — und ein *Auslöschen* des *relativ Activen* durch das *relativ Passive*; — dieser (der Organismus) ein lebendiges Setzen des *relativ Negativen* durch das *relativ Positive*, und ein *Vernichten* des *Ersteren* durch das Letztere. Das An sich ist (S. 90) „ein unsterbliches Original, welches sich selbst auf eine ewig zeitliche Weise *dynamisirt* und *adynamisirt*, und auf eine unendlich endliche Weise *organisirt* und *anorganisirt*," — und zwischen beiden Functionen wogt und schwebt die *Reflexion* und Production. — Wie nun ferner aus der *selbstthätigen Potenz* des Ewigen, durch die Begrenzung der Substanz, die *Accidenzen* in die Zeit hervorgehen, und durch den ausgleichenden Dynamismus aus der *Simultaneität* in die Succession gesetzt werden, aus der *selbstständigen Substanz* des Unendlichen hingegen, in der Beschränkung durch die *Potenz*, die *Attribute* im *Raum* hervortreten, und vom Organismus aus der *Coexistenz* in *Extension* entfaltet werden; brauchen wir nicht weiter anzugeben. Den *Urrhythmus* des *Kreises* und den *Urtypus* der *Sphäre* dürfen

wir nur andeuten. Auch was dem Vf. *Freyheit* und *Nothwendigkeit* sey, wird leicht aus dem Vorhergehenden abzunehmen seyn. Jenseits nämlich im Reiche der *Spontaneität* und *Substantialität* liegt die *Freyheit* und *Möglichkeit*, — diesseits in dem der Zeitlichkeit und Endlichkeit herrscht *Nothwendigkeit* und *Wirklichkeit*; oder: die Freyheit ist nichts Anderes, als die ewige *Nothwendigkeit* in der *Spontaneität* des Lebens, und selbst nur Ausdruck von jener im *Phänomen*. Eben so ist die *Wirklichkeit* nur die *Möglichkeit der unendlichen Substantialität*, wie diese sich im *Producte äussert*. In der durch Organismus und Dynamismus vermittelten Erscheinung aber ist nothwendig immer die Freyheit = der Nothwendigkeit der Accidenzen im *Dynamischen*, und die Möglichkeit der Substanz = der der Wirklichkeit der Attribute im Producte des Organismus. Alle *Causalität* ist nur das Vereinigende und Vergleichende von Diesseits und Jenseits, und es giebt diesseits in dem *Nothwendigen* und *Wirklichen* keine Causalität des einen Besonderen aufs andere, sondern der Causalnexus erstreckt sich nur von dem Ewigen aufs Zeitliche und vom Unendlichen aufs Endliche. — Die Causalität der Ursache, an sich nur Eine, ist in der Wirkung eine doppelte, — des *Ursprungs* derselben aus der *Ursache* einerseits, andererseits aber des *Untergehens* in der *Ursache* durch das Urtheil; das Urverhältniss aber des Lebens in den Elementen der Wirkung ist gleich zu setzen dem der ursprünglichen *Vitalität*, welche sich in Intelligenz und Existenz (Vernunft und Natur) als Geist und Körper offenbart und darstellt, und in der Reflexion und Production bezieht. Aber „dieses Urverhältniss an sich vermag weder das Nachdenken noch das Erfahren für sich zu erreichen, und eben darum weder die *Philosophie* noch die *Empirie*, indem beide die Causalität des Lebens nur einseitig verfolgen." — Der Punct, auf welchem Hr. *T.* hier anlangt und den bisher zurückgelegten Lauf anhält, gestattet einen sicheren Rückblick auf den Anfang; jener reflectirt sich in diesem noch als *ideeller Egoismus*, der nach der Betrachtung seiner selbst im Absoluten trachtet. Der *Dualismus* des Endlichen ist es, der auf einen Dualismus der Principien hintreibt, weil er in dem *Geiste* der Einheit des Absoluten sich selbst zu verlieren fürchtet, diese aber zu retten hofft, indem er den in das Jenseits verletzten Dualismus sich für das Diesseits *real* erhält, und seine Identität in einer transscendenten Ursache sucht. Aber auch vorwärts thut sich eine weniger gebrochene Aussicht auf, der Keim des neuen Adam liegt lebensfähig in der Mutter Schoos. Die neueste Schrift des Vfs. führt ihn weiter ausgebildet mit schärfer hervorgehobenem Dualismus ins Leben ein. Der Ausdruck des Vfs. ist in dieser Schrift dem Gegenstand angemessen, in Antithesen beweglich, wie es hier seyn musste.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Breslau*, b. Grass und Barth: *Beschreibung des Treffens bey Brienne und der Schlacht bey La Rothiere am 29 Januar und 1 Februar 1814, nebst Sammlung aller (?) darüber erschienenen officiellen Berichten (*sic*).* Mit einem Plan, auf welchem alle (?) Stellungen beider Armeen frey (?) illuminirt bezeichnet sind. 1814. 43 S. 8. (8 gr.)

Nichts, als die zusammengedruckten Zeitungsberichte der fünf verbündeten Armeen und der französischen, nebst einer gleichfalls aus den Zeitungen entlehnten sogenannten Beschreibung des Terrains und einer schlechten Charte der Gegend zwischen Brienne, Bar sur Aube und Montierender. Unter der „*freyen* Illumination" der Stellungen ist wahrscheinlich die Freyheit zu verstehen, welche der Verfertiger des Machwerks sich genommen hat, nach Willkühr ein paar unvollständige Stellungen hineinzuzeichnen.

Dass solche Buchhändlerspeculationen noch immer gelingen, liegt in der Natur der Sache; aber eine nachdrückliche Rüge verdient die seltene Kühnheit des Verlegers, auf dem Titelblatt eine *Beschreibung* der Schlacht zu versprechen, die er schuldig bleibt, und das Einzige, was er liefert, die Zeitungsberichte, nur als eine Zugabe anzukündigen.

Kf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort und Verleger: *Prudentius, oder das Bild eines klugen Predigers.* 1812. 159 S. 8. (12 gr.)

Man findet in dem Helden dieser Schrift einen Geistlichen von ganz gemeiner Gesinnung, ohne alles Gefühl für die Grösse seines Berufes, sinnlich, eigennützig, eitel und vergnügungssüchtig, der sein Amt recht eigentlich als ein *opus operatum ad panem lucrandum* treibt, und sich doch durch Heucheley und Schlauheit bey seiner Gemeinde Beyfall und Ansehn zu verschaffen weiss. Durch die gewöhnlichen Künste der Verstellung, durch den täuschenden Schein der Frömmigkeit und durch die schlaue Fügsamkeit in die Vorurtheile und Verkehrtheiten seiner Gemeinde erlangt er eine gute Pfarre, eine reiche Frau, zahlreiche Confirmanden und Beichtkinder, häufige Taufen und Trauungen, fette Mahlzeiten und ansehnliche Geschenke. Auf der Kanzel ist er voll heiligen Eifers; im Beichtstuhl frömmelnd und gegen das schöne Geschlecht zärtlich; in Gesellschaften lustig, ernst, scheinheilig, medisirend, wie es die Umstände verlangen; bey seinen Besuchen freundlich, höflich und kriechend; zu Hause mürrisch, zanksüchtig und träge; auf seiner Studirstube manchen Ausschweifungen ergeben. Einzelne Züge dieses widrigen Gemäldes mögen sich hie und da in der Wirklichkeit finden, im Ganzen aber sind die Farben zu grell und schreyend aufgetragen. Überall leuchtet ein versteckter Hass gegen die Geistlichen hervor, und mit rechter Wohlgefälligkeit malt der Vf. den hässlichen Charakter aus. Was auch in der Einleitung über den Nutzen der Schrift gesagt wird, wir halten sie nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich. Den unwürdigen Geistlichen wird sie nicht bessern, der würdige wird sie verachten, und bey dem gewöhnlichen Menschen wird sie den geistlichen Stand herabsetzen. Die witzelnde, ironisirende Sprache macht die Lectüre der Schrift noch lästiger, so dass Rec. das Freye suchen muss, um das peinigende Gefühl, das sie in ihm hervorgebracht hat, loszuwerden.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, in Comm. b. Feind: *Elemente der Biosophie*, von *Ignaz Paul Vital Troxler*, u. s. w.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Blicke in das Wesen des Menschen*, von *D. Troxler*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

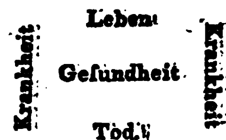
In No. 2 entfaltet sich das System, das die Biosophie nur in trockenen und grellen Umrissen darlegte, zu einem blätterreichen Gewächs, nicht ohne Anmuth der Rede und ohne das, auch dem Philosophen von Profession wohl verzeihliche Bestreben zu gefallen. Wir setzen bey dem kundigen Leser die Ahndung des Inhalts in so weit voraus, dass wir uns einer ausführlichen Inhaltsanzeige, die, mühsam und undankbar zugleich, leicht das Mass unserer A. L. Z. verletzen könnte, überheben dürfen. Statt dessen berühren wir einige wesentliche Puncte des *troxlerschen* Systems. Vielleicht dass ein Dritter aus diesen Beobachtungen, auf verschiedenen Höhen gemacht, die Elemente der Bahn dieses neuen Kometen glücklich herausrechnet. Das Eigenthümliche des Systems beruht auf der Unterscheidung und Fixirung eines doppelten, wesentlich verschiedenen Verhältnisses im Menschen, welches sich als eine zwiefache Polarität (Hr. *T.* vergönne uns diesen Ausdruck) darstellt, und im Centrum des Ganzen sich in einer vermittelnden Macht harmonisch ausgleicht. Der erste Gegensatz ist der der Causalität, des *bewirkenden* (Ununterscheidbaren und Unbeziehbaren) und *Bewirkten* (Unterschiedenen und Unbezogenen). Es ist die Axe des Lebens in Geist und Körper entfaltet. Der zweyte Gegensatz ist der der wechselseitigen Unterscheidung und Beziehung, in welchem die Seele, als das Unterscheidende und Beziehende, dem Leibe, als dem relativ Unterschiedenen und Bezogenen, wie der Geist dem Körper, in einer mittleren Breite des Lebens gegenüber tritt. Das Einende aber aller vier Gegensätze, selbst wieder in sich, wie jede der übrigen Sphären, nach dem Grundtypus des Vital-Verhältnisses vielfach gegliedert, ist das *Gemüth*, das, gleichsam im Centrum des Lebens, die Wurzeln des ganzen Stammes in sich sammelt. Hier wird nun wohl Jedem die Unterscheidung von Leib und Körper, und von Geist und Seele, als wesentliche, nicht bloss relative Gegensätze, Spuren der Willkühr an sich zu tragen scheinen, und es fragt sich, worin denn der Leib, der nach Hn. *Troxler's* Theorie *räumlich*, d. h. *nicht* im Raum seyn soll, nachgewiesen werden könne. Nach Hn. *T.* beruht die *Gewissheit* dieser Unterscheidung auf einem *nothwendigen Finden*; „der Leib," heisst es S. 48, „ist, und ist in keiner Hinsicht geringer, als die Seele, *denn* er ist ein Glied des Urtheils des Geistes, und entspringt beziehungsweise im Gegensatze wie sie. Oder wie sollte der Mensch, in seinem An sich *unendlich*, von der einen Seite der Unterscheidung in sich vollendeter seyn, als von der anderen?" Mit demselben Rechte könnten wir aber fragen: wie soll der Mensch in der Unterscheidung und Beziehung anders als endlich seyn? Ist also die Seele in der Unterscheidung: so ist sie eben dadurch, gleich dem Leibe, endlich, und Seele und Leib des Vfs. sind eben das nicht, was sie nach ihm als Pole des Idealismus (der Ichheit) seyn sollen. Diess ergiebt sich unmittelbar aus dem Folgenden: „Durch seine ewige Seele ist der Mensch allgegenwärtig, so wie durch seinen räumlichen Leib allanwesend," — „einen solchen Leib scheinen die Chaldäer und Ägypter, die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker unter der Form der ὀχήματος angenommen zu haben. Er ist das σῶμα νοετὸν der Kirchenväter, der Synoden von Ephesus und Nicäa, und *scheint unwidersprechlich* aus dem Daseyn von zwey Geschlechtern, ihrer gegenseitigen Anziehung, dem Entsprechen in ihrer Bildung und der aus ihrer Vermischung folgenden Frucht, dargethan werden zu können." — Mit Recht bleibt hier Alles beym Schein stehen. Denn hätte nicht Hr. *T.* den Körper als eine mechanische Existenz vom Leben ausgeschieden, und der nun einmal von ihm verdammten Natur zugeschlagen: so würde er das Allgemeine einer der Seele entsprechenden natürlichen Action erkannt haben, ohne die Hypothese eines nicht räumlichen, also auch immateriellen, und im Grunde gar nicht von der Seele verschiedenen Leibes zu Hülfe rufen zu müssen. Auf gleiche Weise, wie das Relative vor unseren Augen, spaltet sich das Causale in unserem Inneren, in Geist und Körper. Der Mensch zerfällt in ein Jenseits und in ein Diesseits, in ein Unsterbliches und Sterbliches. Das Organ aber, durch welches er diese absolute und ursprüngliche Spaltung in sich gewahr wird, ist keine der bisher bekannten Erkenntniss- und Gemüths-Kräfte. Es ist das absolut hohe, absolut dunkele, absolut überverständige und übervernünftige Vitalgefühl. Damit sind wir nun bey dem Vf. schlimmer daran, als bey der einst gefoderten und so oft anstössig gefundenen intellectuellen Anschauung. Denn

sollte einer wagen, zu gestehen, dass er diese tiefe Kluft, diesen ursprünglichen kreuzweisen Riss in seinem Innern nicht wahrnehmen könne: so mag ihm der Vf. getrost, wie dort der weise Nestor, antworten: „Dann sind Sie ein unbegreifliches und ausgemachtes Ungeheuer, das man nicht schnell genug aus der menschlichen Gesellschaft entfernen kann!" Denn dieser von mir nachgewiesene Gegensatz ist nichts Anderes, als die ungeheure Spaltung, die durch die ganze Menschheit geht; es ist die *alte* und die *neue* Zeit. Jene erkannte nur Geist und Materie, Gott oder Thier; diese nur Seele und Leib, Schein oder Seyn. Mein System aber ist die Mitte und die Versöhnung aller Einseitigkeiten der Alten und Neuen.

Es versteht sich, dass damit Jeder zum Schweigen gebracht würde, weil er ja gegen ein unendlichendliches und ewigräumliches System nur höchstens einige ärmliche Besonderheiten aus der Zeit, oder wenigstens von dem Orte seines eigenen Gehirns aus, zum Vorschein bringen könnte. Warum sollte er z. B. anführen, dass doch Hr. *T.* selbst das, was er Leib nennt, bey den alten Ägyptiern findet, die, nach den von ihm selbst abgesteckten Grenzen der alten und neuen Zeit, noch zur alten Welt gehören, und dass selbst die hermetischen Bücher, habe sie auch geschrieben wer da wolle, aller Wahrscheinlichkeit nach doch auch noch jenseits dieser Grenze fallen; dass man die Indier, wenn man nur recht wüsste, in welche Zeit sie gehörten, leicht für ausgemachte, nur etwas unbeholfene, Idealisten halten könnte u. dgl. Was Cicero den alten Cato sagen lässt, könnte man meinen, passe auch nicht recht in die alte Welt, und doch hatte Cicero, wie bekannt, das Meiste von noch Älteren. Wer möchte aber jetzt, wo man über diese abgebrauchten Quellen hinaus zu den allerältesten Ursprüngen tendirt, an Schulbücher erinnern? Auch *das* würde nur von bösem Willen zeugen, wenn man sich wundern wollte, wie doch die Menschheit in ihrem Philosophiren von jeher ein so unbehülfliches Thier gewesen sey, dass sie, von der Vorsehung mit vier gesunden typischen Füssen ausgestattet, dennoch von Anbeginn immer nur zwey derselben zu brauchen gewusst habe, und erst in ihren alten Tagen durch einen einzigen Meistergriff unserer vollendeten Pädagogik zum schulgerechten Gange auf allen Vieren habe gebracht werden können.

Wie streng bey Hn. *T.* die Scheidung zwischen Geist und Körper, als Materie, gemeint sey, ergiebt sich aus mehreren Stellen. Die neuesten naturphilosophischen Physiologieen werden S. 61 einer *schimpflichen Brutalität* beschuldiget, weil sie Seele und Geist dem Leib und Körper „zur niedrigsten und schmählichsten Dienstbarkeit eingesenkt hätten." Das Wesen des Körpers ist, nach S. 53, „absolut privativ, welches die neue Welt als ein dem Affirmativen entgegengesetztes Negatives begriffen habe, was sie nun aber wieder, im Sinne der Urwelt, in seiner Verkehrtheit gegen das Positive verstehen lernen müsse," er ist die ungeschlachte *Materia prima*; seiner Natur nach des Geistes, der Seele und des Leibes unwürdig und keiner unmittelbaren Berührung fähig u. s. w. Hier, wo Hr. *T.* in der Begründung seines Systems zugleich polemisch auftritt, verbreitet sich ein eigenthümliches Licht über die Natur der ganzen Lehre, worüber wir uns einige Worte erlauben wollen. Was zuvörderst den Tadel der naturphilosophischen Physiologieen anbelangt, dass sie *Geist* und Seele ganz in Leib und Körper ertränkt hätten: so überschreitet dieser Vorwurf selbst die Möglichkeit der Brutalität aller vertroxlerschen Philosophen; denn diese gehören insgesammt zur neuen Welt, sind also auch nothwendig dergestalt in dem erst durch Hn. *T.* zerstörten Idealismus und Realismus befangen, dass sie, ihrer Natur nach, nur von Leib und Seele wissen, von Körper und Geist aber auch nicht die mindeste Vorstellung haben können. Wenn sie also die Seele dem Leibe und den Leib der Seele gleichsetzen: so thun sie damit nichts Anderes, als was Hr. *T.*, nur auf seine Weise, d. h. im fixirten Gegensatze, auch thut, und sie fodern eben die gleiche Würde in der Materie nach unten, die sie im Geiste von oben empfangen. Das Fixiren der Gegensätze aber halten sie nur für Spiel, oder für nothwendiges Übel. Hr. *T.* aber beweist eben durch dieses Festhalten an der Form, und durch diesen starren Dualismus, dass sein absolut productives Princip, welches er, als Geist, dem Privativen in gleicher Absolutheit gegenüber stellt, und so auch dieses Letztere, nichts weiter seyen, als abstracte Begriffe aus der Reflexion auf den endlichen Act der Causalität. Daher denn jenes fruchtlose Bestreben, das absolut Unvermittelte durch unzählige Mittelglieder, die am Ende wieder alle einer neuen Vermittelung bedürfen, zusammenzuhalten. Es ist wie in einem Mährchen, wo irgend ein Prinz einen Fluss quer über einen anderen legt, um auf dieser Brücke hinüber zu gelangen. Durch den Zwang, das Schema der Vitalität überall wieder zu finden, werden zugleich eine Menge Unterscheidungen und Gegensätze herbeygeführt, die jeder Unbefangene auf den ersten Blick als willkührlich oder unstatthaft anerkennen wird, obwohl der auf solche Weise gespornte Scharfsinn des Vfs. in diesen Operationen nicht wenige tiefe Blicke auf die zartesten oder verwickeltsten Verhältnisse, besonders der geistigen Natur des Menschen, eröffnet, Phantasie und Witz aber treffliche und überraschende Beziehungen im Gebiete der Anthropologie hervorgehoben haben. Dahin rechnen wir z. B. die schöne Parallelisirung von Sprache und Zeugung und das Festhalten der Idee der Gattung, als erster und eigentlicher Realität, im existirenden Menschen. (Ob wir gleich nach diesem Princip die Vielheit der Sprachen unerklärbar finden, ein *Überragen* der Sprache und der Zeugung über die Menschheit aber in der Welt mit zu jenen Missverständnissen rechnen müssen, die, von einer Art von Kastenphilosophie eingegeben, den Adel des Geistes in der Menschheit durch jede körperliche Berührung zu beflecken fürchten, und zu der Behauptung führen, „der Mensch, als Besonderes, würde, wenn die Welt nicht wäre, im Geiste leben," womit jedoch beyläufig im Widerspruch zu stehen scheint, dass die Abstraction von dem Körper und das Ertödten des Sinnlichen an anderen Orten streng verworfen wird.) — Mit Vergnügen haben wir ferner die lichten Bli-

cke auf die Natur des Traumes in seiner Einheit mit der Idee des Lebens, in der Differenz von Schlaf und Wachen, in seiner Steigerung zur Begeisterung und in seiner Versenkung in thierischen Magnetismus gelesen, — mit Vergnügen die Anordnung der Temperamente, die nur etwas zu flüchtigen Winke über die richtige (permutative) Bedeutung der Sinne und Triebe; über *Turgor vitalis* u. m. a. Wer darf wohl zweifeln, dass Hr. *T.* auf seinem Gebiete überall zu Hause sey, und dass er nur den Hang, ein neues, ganz originelles System aufstellen zu wollen, beherrschen dürfe, um, von dem gefährlichsten Formalismus, dem selbst geschmiedeten, befreyt, wahrhaft Vortreffliches zu leisten, und die Wissenschaft des Menschen, wie Wenige vermögen, zu fördern. Warum sollten wir uns nun lange damit aufhalten, einzelne Ausstellungen zu machen an den Besonderheiten des künstlichen Gliederbaues, durch welchen Hr. *T.* die, wie es zuerst scheint, ursprüngliche, wie sich aber am Ende ergiebt, durch einen gewaltsamen Riss entstandene Kluft zwischen Geist und Körper auszufüllen sucht? Wir machen nur auf die Unterscheidung der Zeugung, Genesis — und Zeugungskraft, — auf die Differenz von Odem und Athem, Kräften und Säften im Flüssigen, auf die Vorstellung eines *animus* im Herzen, und auf die, dem Letzteren zugeschriebene, unmittelbare geistige Spiration, aus deren Auflösung der Selbstmord hergeleitet wird, kurz aufmerksam. Da, wo Seele und Leib in ihrer absoluten Beziehung verglichen werden, fallen die qualitativen Gegensätze des Leibes in beträchtliche Entfernung von denen der Seele, während die allgemeinen Kategorieen, unter welche beide gebracht sind, sich nur positiv und negativ zu einander verhalten. Manche Unterscheidungen scheinen überhaupt mehr grammatisch und dialektisch, als wahrhaft vital, und das Ringen nach Erfüllung einer unendlichen Leere wird vorzüglich in der Häufung der Mittelstufen nach der Richtung des Körpers hin sichtbar. Statt aller näheren Beleuchtung dieser und ähnlicher Unvollkommenheiten des Systems, die uns leicht unter den Händen umgedeutet werden könnten, wollen wir uns lieber an zwey wesentlichere, mit der Grundidee des Ganzen verkettete Widersprüche halten. Sie betreffen das Verhältniss des Körpers zum Geist und zur Aussenwelt, und die damit zusammenhängende Möglichkeit und Natur der Krankheit *). Zuerst tritt der Körper auf als das durchaus *Beherrschte*. Er ist, nach S. 122, „keiner unmittelbaren Berührung der höheren Vermögen fähig;" — also auch keiner unmittelbaren Berührung der Seele und des Leibes. Aber nach S. 87 sind „Seele und Leib, diesseits in ihrer Durchdringung und Vermischung, nichts Anderes als Körper;" — folglich nicht bloss in unmittelbarer Berührung, sondern völlig identisch mit demselben. Zugleich sind „Seele und Leib, in ihrem An sich jenseits, nichts Anderes, als Geist;" — Geist und Körper berühren sich also in der Nichtunterscheidung und Beziehung des Leibes und der Seele unmittelbar. Ferner ist der Körper, nach S. 121, „das Product des sterblichen Lebens," und anderswo „das Residuum des Organisationsprocesses," — nach S. 210 aber „liegt noch in allem Organischen das unterirdische Lebensprincip, als das unausgesetzt dem Überirdischen Widerstrebende, der eingepflanzte Lebensreiz, der allein die Stetigkeit des Lebensprocesses unterhält." Der Geist ist also wieder, in dieser Hinsicht, im Körper nicht das Herrschende, noch der Körper das von Innen heraus Erzeugte, sondern, als Product des sterblichen Lebens (in welchem wir denn doch wohl eben jenes unterirdische Lebensprincip, jenes dem Leben des Geistes ursprünglich entgegenstehende Bor der Chaldäer, erkennen müssen), ist der Körper dem Geiste von unten herauf entgegen gebildet. Woher also jene prästabilirte Harmonie zwischen Geist und Körper, wenn sich der Geist nicht wirklich in dem Körper verkörpert? Oder woher die Möglichkeit einer Beschränkung des durch den Geist, als das absolut Herrschende, beherrschten Körpers durch die Aussenwelt? Sind doch die Triebfedern des Organisationsprocesses nach Hn. *T.* durchaus immateriel; oder wenn Materie, gleichfalls nur in einer bloss idealen Vermittelung existent. Man sollte also nach Hn. *T.* annehmen, dass, wenn die Idee der Krankheit durch folgendes Schema ausgedrückt werden muss: (welches wir, beyläufig bemerkt, für vollkommen richtig anerkennen):



Krankheit, als solche, ursprünglich nur aus den verborgenen höheren Mächten des Lebens, durch welche auch die Gesundheit bedingt ist, abgeleitet werden könne, welches auch Hr. *T.* selbst zugiebt. Es sind also nach Hn. *T's.* Ansicht in diesem Schema nur die nothwendigen Differenzen des endlichen Lebens überhaupt, keineswegs aber die Möglichkeit einer specifischen, durch die Aussenwelt in dem Organismus bedingten Abweichung gegeben. Dieses ergiebt sich auch hinlänglich S. 223 u. f., wo, seltsam genug, die Frage aufgeworfen wird: ob Gesundheit und Krankheit dem Körperlichen, oder dem Seelischen und Leiblichen, oder dem Geistigen unterworfen sey, und dieser Annahme dadurch widersprochen wird, dass ja umgekehrt Körper, Leib, Seele und Geist der Krankheit und Gesundheit selbst unterworfen sey, als wenn Krankheit und Gesundheit, selbstständige Wesen eigener Art und gleicher Stufe, in die Rangordnung des Lebensprocesses, wie *Qualitates occultae*, eingereihet werden könnten! Es bedurfte also allerdings der Behauptung S. 257, dass „der *hochfahrende* Dunst der Materie den Lichtkreis des Geistes zu er-

*) Es ist merkwürdig, dass fast zu gleicher Zeit in unserer Literatur zwey Systeme hervortreten, von denen das eine durchaus auf geheimen Potenzen ruht, und selbst in dem handgreiflichsten Experiment entweder nur ein absolut losgerissenes bedeutungsloses Phänomen, oder eine tieferliegende *Qualitas occulta* anerkennen muss; während das andere (wir meinen kein naturphilosophisches) sich fest und ausschliesslich an die Materie hält, und dieser ein Organ leiht, wodurch sich in Beobachtung und Experiment viel Verschlossenes offenbaret, das nun in leiblichem oder körperlichem Gewande, wie die unterdrückte Creatur, gegen jenen Druck von oben schreyt, und Zeugniss verheisst, dass auch in ihm ein Gott sey.

reichen vermöge," um in die Autokratie des Menschenlebens Scheidung und Trübung zu bringen. Hier entsteht aber nun die höhere Frage: giebt es ausser dem Geiste der Menschheit und dem Körper noch ein Diesseits und ein Jenseits, welches in den *Blicken* u. s. w. nach der Idee der Absolutheit des Menschenlebens unentschieden bleibt, und können, wenn dieses Diesseits und Jenseits über und unter der Menschheit Realität hat, der übermenschliche Geist und die untermenschliche Materie, nach anderen Gesetzen, als nach denen des Vitalsystems, d. h. durch Vermittelung von Seele und Leib, in Beziehung kommen? Wie mag also der Dunst der Materie den Lichtkreis des Geistes erreichen, da die Materie selbst in ihrem ganzen Daseyn durch die vermittelten Gegensätze ausgeglichen, die Menschheit aber, wenn sie nicht ganz absolut gedacht werden soll, entweder im Centrum dieser Gegensätze oder nirgends ist? Wir haben diese, wenigstens nach unserer Ansicht des troxlerschen Systems, unverkennbaren Widersprüche ausführlicher behandelt, als es Manchem vielleicht nöthig scheinen dürfte, weil in ihnen, sie mögen stehen oder fallen, die Natur des Vitalsystems sich am klärsten bewähren muss. Übrigens müssen wir der Kritik der bisher herrschenden pathologischen und therapeutischen Ansichten, wie überhaupt der zahlreichen kritischen Seitenblicke dieser Schrift mit Ruhm erwähnen, so weit nicht eine gewisse, eines Philosophen sehr unwürdige Animosität der Willkühr Raum giebt, und die Gesichtspuncte verrückt. In das Besondere aber der Pathologie und Therapie des Vfs. können wir hier nicht eingehen, und verweisen lieber auf dessen *Grundlage der Nosologie und Therapie*, und auf den *Grundriss der Theorie der Medicin*, zwey lesenswerthe Schriften, die auch noch nicht, wie die vorliegende, fest von den Banden des Vitalsystems umfangen sind.

Die Erweiterung der Idee der Gesundheit und Krankheit, so wie die der Genesung und Heilung über die gesammte Menschheit in ihrer historischen Evolution ist scharfsinnig durchgeführt. Wir würden dabey an verwandte Ideen in *Schelvers Philosophie der Medicin* erinnern, wenn wir nicht eben jene egoistische Animosität aufzureizen fürchteten, durch welche nicht wenige unserer Philosophen, die Würde ihres Berufes verkennend, unfreundlich und im buchstäblichen Sinne *inhuman*, das Begegnen, Vor- und Gleich-Eilen, das harmonische Zusammenklingen des in rascher Evolution begriffenen Geistes der Speculation von sich zurückweisen, und so gerade dasjenige, was an aller Philosophie von Ewigkeit her mangelhaft war und mangelhaft bleiben wird, die Individualität, wie schlechte Musiker, überall allein hören lassen. Man sollte fast glauben, es sey eine Schande, andere Bücher, als etwa den Hippokrates und Galen, oder die Schriften der alten Chaldäer und indischen Weisen, höchstens, nach den neuesten Mustern, auch noch die Bibel gelesen zu haben; und es wäre also auch schon Beleidigung, wenn wir nur, um das troxlersche System noch mit einem Wort näher zu bezeichnen, uns die Bemerkung erlauben wollten, dass es, seinem Wesen nach, mit den theosophischen Arbeiten Jacob Böhms (vgl. dessen *Betrachtung göttlicher Offenbarung* in 175 theosophischen Fragen, auch das *Mysterium magnum*) in so fern übereinstimme, als hier, wie dort, ein absolut Höheres, Bewältigendes, als Princip, einem absolut Tieferen, Bewältigten und Erstehenden eingebildet wird,

hier:		dort:		
Geist				
Seele	Leib	Geist.	Seele.	Leib.
Körper		Christus.	Adam.	Satan.

Wer würde aber hier auch nur auf entfernte Weise an eine Nachahmung denken wollen? Es wäre das nicht anders, als wenn man aus der Aufnahme der reinholdischen scharfsinnigen Dialektik *Reinholds* System in Hn. *T's.* Schriften aufspüren, oder in der Form der Quadruplicität nach sich durchschneidenden Richtungen *Wagners* Kreuzigungs-System nachweisen, oder gar behaupten wollte, Hr. *T.* habe dadurch, dass er sein System recht absichtlich als den Herzpunct aller anderen hinstellt, förmlich jeden Anspruch auf Originalität aufgegeben. Die Vergleichung mit jenen theosophischen Ansichten greift aber in der That tiefer, und leitet darauf hin, das Vitalsystem in doppelter Hinsicht als Anthroposophie aus dem Centrum, worin es sich wähnt, in einen neuen Gegensatz zu stellen; — so viel an uns liegt zum Heil und Frommen der Philosophie, die in den Differenzen ihrer Systeme pulsirt. Wären diese hier wirklich in einen grossen Amalgamationsprocess solvirt: was fingen wir dann ferner an? Nicht beruhigen kann uns hierüber, dass das Vitalsystem in der Vorrede, mit bescheidenem Stolze, nur als *Hypothese* eingeführt wird, weil es dabey heisst: „der Fehler aller bisherigen Hypothesen sey, dass sie nicht hypothetisch genug gewesen. Die aber, die diess sey, müsse allen Hypothesen ein Ende machen." Denn thut sie dieses, und zwar nicht, wie man die Sache nur durch Verdrehung deuten könnte, durch ein blosses Zurechtschieben, sondern ursprünglich und schöpferisch: so ist sie nothwendig mehr als Hypothese. Denn das Reich der Hypothesen ist das der absoluten Duldung, weil jede derselben eine unendliche Erfahrung postulirt, die durch keine, auch noch so vollständige Unterordnung des Bestehenden gegeben, sondern nur dadurch anticipirt werden kann, dass sie in die Zukunft prophezeiht; welches, unter allen uns bekannten Hypothesen nur von den astronomischen in vollem Umfange gilt, von der magischen Medicin aber, die zum Theil unter Hn. *T's.* Vorgang in das sehr empfängliche Zeitalter eintritt, noch erwartet werden muss. Den Stil, besonders in den *Blicken* u. s. w., loben wir als lichtvoll, einfach, leicht beweglich, nur selten etwas pretiös; hie und da wird er ungleich durch Seiten- und Rück-Blicke auf die Schriften Anderer. Wir müssen noch wünschen, dass Hr. *T.*, der gern griechisch schreibt, künftig einen correcteren Setzer finden möge; man möchte sonst die äusserst unrichtige Orthographie Hn. *T.* selbst zur Last legen, und dann würde, was an sich natürlich ist, da ja jeder Gelehrte billig das Griechische versteht, als affectirt erscheinen. Wir empfehlen z. B. zur künftigen Correctur θείων statt θειων, ἐνοςμῶν statt ἔνοςμον — *Das* ἄψον — ὁμολογοῦ. τοῦ θεοῦ statt τοῦ θεοῦ — θανάτου u. s. w. בשמפורם des Moses, dessen Übersetzer S. 151 zurecht gewiesen werden, ist gar kein Wort; es muss שֵׁם הַמְפֹרָשׁ heissen. Druck und Papier sind sehr schön.

***.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Lyrische Anthologie*, herausgegeben von *Friedrich Matthisson.* Neunzehnter Theil. 281 S. Zwanzigster Theil. 216 S. 1807. 12. (2 Rthlr.)

Bey der Anzeige des 1—18 Theils dieser angenehmen Sammlung (J. A. L. Z. 1807. No. 48) hielten wir das Werk für geschlossen, weil die beiden letzten Theile bereits die allerjüngsten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und *Nachträge* und *Ergänzungen* zu den früheren Theilen enthielten. Was wir noch wünschten, war die Nachlieferung von einem oder etlichen Supplement-Bänden, welche die mit Unrecht übergangenen Dichter und Dichterinnen, von denen wir mehrere namhaft machten, enthalten würden. Dieser Wunsch, worin auch ein anderer Recensent einstimmte, ist jedoch nicht erfüllt worden. Hr. *Matthisson* liefert uns dagegen hier noch zwey Theile, welche bloss Stücke der schon aufgestellten Dichter nachholen. Die meisten dieser Nachträge wird man übrigens mit Vergnügen lesen, wiewohl man einige derselben auch gar nicht vermisst haben würde, weil sie sich weder durch Poesie des Inhalts, noch durch schöne Darstellung auszeichnen.

Wir geben eine kurze Übersicht der in beiden vorliegenden Theilen enthaltenen Nachträge. Im 19 Theile findet man: *Hagedorn.* Neun Gedichte dieses trefflichen Sängers, mit einigen kleinen, aber glücklichen Änderungen. Einige Stücke von *Kleist*; „ein Seufzer" von *Kästner.* Noch *dreyssig* Gedichte von *Gleim*, von dem im zweyten Theile der Anthologie nur Kriegslieder mitgetheilt worden waren; unter andern findet man hier einige gehaltvolle Stücke aus *Halladat*; aber auch die *wundervollen Abentheuer Hrn. Schout by Nachts Kornelius van der Tyt, vornehmen Bürgers und Gastwirths*, u. s. w. sind nicht vergessen worden. Von *Uz* werden noch eilf, und von *Götz* noch drey Gedichte nachgeliefert. Dann folgen noch *neun* Stücke der Madame *Unzer*, geb. *Ziegler*, deren Stelle zum Theil durch bessere Arbeiten anderer Dichter hätte eingenommen werden können. So enthält das Gedicht: *Gelassenheit*, sehr prosaische (wenn gleich moralisch-tadellose) Gedanken, prosaisch vorgetragen. Die *Überlegungen* dieser Dichterin fangen so an:

Strenge Weisen zu vergnügen,
Sollt' ich niemals durstig seyn?
Keine Lust zu trinken *kriegen*?
Keine nach Maderawein?
Nein, nein!
Da müsst' ich eine Thörin seyn!

Eben so prosaisch ist das Gedicht: *Zufriedenheit.* Es beginnt mit den Worten:

Entfernt vom niedern Schwarm der pöbelhaften Seelen,
Leb' ich, vergnügt mit mir, in stiller Einsamkeit;

und schliesst:

Zum besten Zeitvertreib, lehrt mich die Dichtkunst singen;
Und sing' ich meine Noth, *so ist sie schon vorbey!*

Mehr poetischen Werth haben die 6 folgenden Gedichte, worunter besonders das kleine Liedchen: *an die Nachtigallen*, nicht ohne Anmuth ist. Wer aber würde nicht gern vier oder fünf dieser Lieder für einige Stücke von *Karoline Rudolphi*, *Sophie Brentano*, *Philippine Engelhard* geb. *Gatterer*, *Susanne von Bandemer* u. s. w. hingegeben haben? — — Von *Cramer* giebt Hr. *M.* noch das Gedicht: *Melanchthon.* Dann folgen 4 artige Stücke von *Ebert*; 10 zum Theil vortreffliche Stücke von *Klopstock*, und ein *Säculargesang* 1800, von *Schmidt.* Ob der Vf. noch lebe, ob er im J. 1800 noch lebte, oder in prophetischem Geiste sang, erfährt man nicht. Einzelne Stellen sind doch auch zu prosaisch, z. B. der Chorgesang:

Der Weisheit, nicht des Goldes Glanz
Erleuchte der Aufklärer Köpfe;
Aus der Begeistrung Quelle schöpfe
Der Dichter, oder schweige ganz!

Von *Withof* ein Gedicht: *Entschlüsse.* Eine wahre Bestätigung dessen, was die Literatur-Briefe einst über *W.* urtheilten: „Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden; allein ich bedaure den, der bey *Withof* noch müssig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stossen." Fünf ächt-lyrische Gesänge von *Ramler.* Auch die 14 Stücke von *Weisse*, von welchem der vierte Theil bloss *Amazonenlieder* gab, wird man mit Vergnügen lesen. Ein kleines malerisches Gedichtchen von *Zachariä*: *die Landschaft*, macht den Beschluss des 19 Theils dieser Anthologie.

Der 20 Theil enthält Folgendes: Vier ächtlyrische Gesänge von *Denis.* Von dem ehrwürdigen *Kretsch-*

mann ist das ganze, aus fünf Liedern bestehende Gedicht: *Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschlagen war*, abgedruckt worden. Von *Thümmel* lieset man hier noch 6, aus dessen Reise ins südliche Frankreich entlehnte Gedichte, unter andern auch den anziehenden *politischen Traum.* Wenn jedoch in der schönen *Morgenphantasie vor Toulouse* S. 80 *der Cherubim* (der hebräische Plural) statt *der Cherub* vorkommt: so ist es zwar einem Laien in der hebräischen Sprache nicht zu verübeln, wenn er *Cherubim* für einen Singular hielt, allein besser ist es doch in solchen Fällen, lieber einen deutschen Ausdruck zu wählen. Von *Blum* ein kleines *Trinklied.* Unter den vier schönen Beyträgen von *Jacobi* zeichnen sich *die Unschuld* und *die Tempel* am vortheilhaftesten aus. Von *Lavater* noch zwey Gedichte; das eine: *der Rheinfall*, hat kräftige Stellen. Die von *Brückner* nachgeholten Gedichte: *die guten Menschen* und *die Klage Dina's*, sind ihrer Stelle werth. *G. N. Fischer* besingt *Friedrich den Einzigen*, als *seinen Heiligen.* Unter andern heisst es da:

Und überall, in Allem um mich her,
Wohin ich blicke, webt und wirkt sein Geist!
In all' *der grossen Ordnung seines Reichs,*
Die stets noch, wie die Räder der Natur,
Im Stillen ihren Gang geht, lebt sein Geist!
In allen Männern, die er bildete,
Zu denken oder handeln, lebt sein Geist!
Im Glück der Brennen, die ihr Vaterland
Mit keinem andern tauschten, lebt sein Geist!
Im Muth der Helden, die noch immerdar
Europas Ehrfurcht und sein Muster sind,
Lebt Er! — — —

Das zweyte, von *Fischer* mitgetheilte Gedicht ist überschrieben: *Friedrich, der Schutz der Freyheit.* Neben manchen prosaischen Stellen kommen auch mehrere kräftige, gedankenreiche und poetische vor. S. 141 steht folgende Prophezeihung, wozu Rec. ein freudiges *Amen* sprechen möchte:

— Von nun an, seit *Friedrich*
Der Menschheit Ehre war,
Wird Menschenrecht und Menschenfreude
Heilig den Fürsten,
Und heilig den Dienern der Fürsten seyn,
Und keiner wagen, neue Fesseln
Dem denkenden Geiste zu schmieden;
Denn sicher träf' ihn seiner Werke Lohn! —

„Rustans Geburt" von *Christian Gr. zu Stollberg*, findet man mit Vergnügen hier wieder. Eben so das liebliche Stück von *Fr. Leop. Gr. zu Stollberg: Erdenschlummer*, das uns an ein ähnliches schönes Gedicht von *Aemilia*, im göttinger Musen-Almanach v. J. 1782 erinnerte. Das letztere ist *das Grab* überschrieben, und fängt so an:

Ruhig ist des Todes Schlummer,
Und der Schoos der Erde kühl,
Da stört unsre Ruh kein Kummer,
Nicht der Leidenschaften Spiel;
Unsre Sorgen gross und klein
Schlummern alle mit uns ein.

Von dieser Dichterin, der Gattin eines göttingischen Professors, hat jedoch Hr. *M.* nichts aufgenommen. Von *Küttner* werden nachgeholt: *das Lob der Jagd*, und *die Winter-Seereise.* Das letztere Gedicht hat mehrere kraftvolle Züge, aber auch prosaische Stellen, wie folgende:

„Und die Kälte ward unerträglich und öde die Landschaft;"

und Daktyle, wie *muthvolle, sternhelle, angstvolle* u. s. w. Von *Goethe* werden noch acht Stücke, unter andern auch *der Erlkönig, der Fischer*, das Fragment *Gott* (aus *Fausts* Unterredung mit Margarethe), die schöne *Legende* u. s. w. mitgetheilt, wiewohl die letztere mehr poetische Erzählung, als lyrisches Gedicht, ist. Doch scheint es Hr. *M.* mit der Grenzbestimmung der Dichtungsarten nicht so genau zu nehmen. Von *Friedrich Müller* ist noch die gefühlvolle Ballade: *das Fräulein von Flörsheim*, mit einigen glücklichen Veränderungen des Herausgebers, nachgeholt. Den Beschluss des 20 Theils, dem auch ein Namen-Verzeichniss sämmtlicher Dichter und Dichterinnen beygefügt ist, macht eine Ballade von *Tiedge, die Blume der Lauenburg* überschrieben.

Auch in diesen beiden Theilen hat Hr. *M.* wieder etwas zuviel aus bekannten Sammlungen gesammelt; aber auch diessmal sahen wir uns vergeblich nach *Bürgers: Pfarrers Tochter von Taubenheim* und *hohem Liede*, nach *Schillers: Macht des Gesanges*, nach *Kosegartens* begeisterungsvollen Gesängen: *die Harmonie der Sphären, die Sterne, was bleibet und was schwindet, Cidlo und Meli, die Narzisse*, so wie nach einigen Romanzen und Elegieen dieses Dichters um. Unter den neuesten, mit Unrecht übergangenen Dichtern nennen wir nur *Pape* (den geschmackvollen Übersetzer des *Hiob*), dessen Ton in Romanzen, — trotz dem, was eine strengere Kritik gegen einige etwas tändelnde Stücke und einzelne nicht tadellose Ausdrücke zu erinnern haben möchte; — ein Gepräge von Originalität und Innigkeit an sich trägt. Warum dieser talentvolle junge Dichter, von welchem sich bloss Beyträge in den *göttingischen* Musen-Almanachen von den Jahren 1796 bis 1800 finden, nachher verstummt ist, können wir nicht sagen. Auf jeden Fall machen seine Romanzen: *der Harfner, das Fischermädlein, der Königssohn, die Lautensängerin* u. a. vielen der von Hn. *M.* aufgenommenen Stücke den Platz streitig. Wir wiederholen unseren Wunsch, dass es dem Herausg. gefallen möge, uns in einem oder zwey Bändchen die mit Unrecht übergangenen Dichter und Dichterinnen des 17 und 18 Jahrhunderts nachzuliefern, ohne jedoch fernere Stücke der schon aufgeführten Dichter mitzutheilen. Manches, jetzt übergangene, und der Aufnahme doch würdige Gedicht könnte in einer neuen Auflage dieser *lyrischen Anthologie*, die wir hoffen und wünschen, nachgeholt, und an die Stelle anderer, der Aufnahme nicht ganz werther Stücke (worauf Hn. *M.* sein feiner Takt ohnehin von selbst führen wird) eingerückt werden. Dadurch würde auch diese schätzbare Sammlung, die recht viele Leser zu haben verdient, nicht zu sehr vertheuert werden. Eben so wünschen wir, dass sich Hr. *M.* mit der Lieferung dieser Supplement-Bände (welche eine Durchsicht

sämmtlicher Blumenlesen und der vorzüglichsten Journale erfodert) nicht zu sehr übereilen möge. Sobald diese Nachträge erschienen seyn werden, wollen wir einen ausführlichen Bericht davon in diesen Blättern erstatten. Wir könnten dem geschätzten Herausg. noch einen reichen Nachtrag von lyrischen Gedichten liefern, die neben den schönsten dieser Sammlung zu stehen verdienten, wenn er es der Mühe werth achten sollte, auf unsere Nachweisungen (J. A. L. Z. 1807. Nr. 48) Rücksicht zu nehmen.

Kw.

Oldenburg, in der schulze'schen Buchh.: *Zeichnungen nach Natur und Phantasie*, von *Ernst von Heimburg*. Mit Kupfern und Musikalien. 1807. 161 S. (1 Rthlr.)

Eine Poesie, die zwischen Ossian, Schiller und Klopstock schwebt, und von dem Ersteren die schwermüthige Stimmung ohne seine Milde und Sanftheit, von dem Zweyten die farbenreiche Bildersprache ohne seine Ermächtigung und Durchdringung des Gegenstandes, und von dem Letzteren den betrachtenden, philosophischen Ernst ohne seine Herzenserhebung an sich trägt; eine Verstandespoesie, die immer von dem Gedanken ausgeht, und erst nachher zu den Begriffen die sinnlichen Prädicate sucht, die das Abstracte mit Bildern bekleidet, und so ein Scheinleben hervorbringt, die gern eine Menge von Gegenständen an einander reiht, welche einer allgemeinen Idee mehr zur äusseren Decoration als zu einem organischen Ganzen dienen, und die daher grösstentheils in Beschreibung und Schilderung besteht. So weit einer solchen Poesie überhaupt möglich ist, den Preis der Schönheit zu erlangen, so weit ist es dem Vf. damit vortrefflich gelungen; eine kräftige Sprache steht ihm zu Gebote, und einzelne Parthieen sind so schön, dass sie fast nichts zu wünschen übrig lassen. Seine abstracte, umschreibende Methode kann man gleich aus folgender Stelle kennen lernen:

Epistel an meinen Freund.

Freund, wenn einst die *Phantasie* vergebens
Meinem Geist mit leichten Flügeln winkt,
Wenn die matte Flamme meines Lebens
Ihrer Nahrung letzte Tropfen trinkt;
Wenn *Erinn'rung* nur mit schwachen Blicken
Nach den Schatten jener Zeiten sieht,
Die die *Jugend* würzte, und zum Pflücken
Mir kein Blümchen mehr entgegen blüht;
Wenn das *Alter* meine Scheitel bleichet,
Furchen auf der krausen Stirne gräbt,
Meine Brust den Schlummer von sich keuchet,
Und kein Traum die öde Nacht belebt:
Wer wird dann, bin ich des Lebens müde,
Rosen auf den dunkeln Pfad mir streun?
Meine Harfe stimmt zu keinem Liede,
Denn ihr Sänger kann sich nicht mehr freun.

Bey solchen Umschreibungen läfst sich voraussehen, wie schlimm es dem Vf. ergehen muss, wenn er sich an eine Erzählung wagt, weil hier jede einfache Veränderung, Abend und Morgen, Ausruhen und Weitergehen, durch die poetischen Bilder, worein diese Art von Poesie nun einmal ihr Wesen setzt, eine grosse Ausdehnung erleiden muss. Diess geschieht denn auch in dem Gedichte: *die Alpenhöhle*, in so reichem Masse, dass die Geschichte von zwey Liebenden, die in einsamer Gegend sich treffen, und, vor dem Zorn der Ältern nach einer Höhle fliehend, von einer Schneelawine verschüttet werden, 31 Seiten einnimmt. Um zu sagen, dass das Mädchen nach der ersten Unterredung mit ihrem Geliebten wieder nach Hause zurück eilt, heisst es hier z. B.:

Leicht wie Zephyr über Blumenbeete
Eilend seine zarten Flügel schlug,
Wenn ihn Flora's sanfter Hauch umwehte,
Den er zu den heil'gen Hainen trug,
Floh das Mädchen —.

Dabey trifft man indess auf manche schöne Schilderung, die der folgenden z. B. nichts nachgiebt:

Und es wand zum fernen Wolkensitze
Immer steiler sich der Pfad hinan,
Bis an des Gebirges höchster Spitze
Er das Ende seines Laufs gewann.
Schwindelnd von der schaudervollen Nähe
Eines jähen Abgrunds weggeschreckt,
Hob Mariens Blick sich zu der Höhe
Des beschneiten Glätschers u. s. w.

Das Ganze schliesst mit einem grausamen, zu stark versinnlichten Gedanken:

Treu vereinet schliefen sie in Frieden,
Himmelsruhe senkte sich herab;
Und das wilde Heer der Eumeniden
Geisselte den Vater bis ins Grab.

Der Vf. scheint überhaupt Gefallen daran zu finden, das Unglück zu schildern, und in alle seine Darstellungen den Tod einzumischen, so dass bey ihm fast nirgends Leben und Lebensgenuss, was doch der eigentliche Zweck der Poesie seyn sollte, zu gewinnen ist. Wer durch solche Ansichten und philosophische Betrachtungen alle Freuden der Welt, und die Erscheinungen der Dinge in Trug und Täuschung auflösen will, ohne die Kraft zu besitzen, ein höheres Leben heraufzuzaubern, der peinigt, auch durch die schönsten Verse, nur sich und Andere, und liefert weiter nichts als eine tragisch-*negative* Poesie. Mit Recht sagt daher *Gramberg*, dem der Vf. einen schweren Traum mitgetheilt hatte, in einem Gedichte an ihn:

Nennst du ihn *Traum*, den Götterschein, der lebend
Und wunderbar aus uns'rer Brust sich regt?
Der Schönes suchend, und das Schöne gebend,
Auf Erden rings des Himmels - Farbe trägt?
Traum ist die *Sorge* nur, die dunkelwebend
Und engend um sich selbst den Schleier legt.
Erwach, o Freund! das *Heit're* nur ist Wahrheit,
Und Freud' ist *in dir*, und *um dich* ist Klarheit.

T. Z.

Paris, b. Delaunay: *Cours de Declamation*, *divisé en douze Séances*, par *Larive*. 1804. 334 S. 8.

Obgleich diese Vorlesungen auf der einen Seite das reiche Thema nicht von allen Seiten erschöpfen, und auf der anderen Seite auch entferntere Zweige berühren: so verdienen sie doch immer den Namen

eines classischen Werkes. Rec. möchte sie mit den Akroamen jener Anagnosten vergleichen, womit in Rom die Cicero und Atticus bey Tische den Geist und Geschmack der Gäste zu bewirthen gewohnt waren. Welche seltene Erscheinung! Ein Schauspieler, der mit eben so viel Feinheit und Energie über Declamation schreibt, als er selbst declamirt. Um so viel anschaulicher und interessanter macht unser Vf. die Kunstregeln, je tiefer er sie aus dem Innern der Seele herausholt, und sie durch hinreissende Anekdoten, öfters aus seinem Leben, erläutert; um so viel ehrwürdiger erscheinen er und seine Kunst, je mehr er diese in ihrer innigen Verwandtschaft mit der Moralität darstellt. I Vorlesung: *Über den Menschen, über Mann und Weib, in Beziehung auf die Schauspielkunst. II. Über die Stimme und ihre Wirkungen; über die Aussprache.* So tief dringt der Vf. in der I Vorles. in seinen Gegenstand nicht ein, wie z. B. *Rousseau* und *Segur;* in der IIten steht er weit hinter *Cicero's Orator* zurück. Der Augensprache schreibt er Zauberkraft zu, dabey aber bedenkt er zu wenig, wie sehr ihre Sphäre beschränkt ist, und wie selten sich ihre Wirkung von der Bühne bis über das Parterre verbreitet. III. *Von der Empfindsamkeit überhaupt und von den Rückerinnerungen.* IV. *Von den Aufwallungen und Eindrücken.* Aufwallungen, *emotions*, sagt er, verhalten sich zur Empfindsamkeit, wie der Fieberanfall zum Fieber. Eben so schön als scharfsinnig sind die Erläuterungen. V. *Von dem anschaulichen, sichtbaren Ausdrucke und von der Imagination.* Das Herz, sagt der Vf., hat Empfindungs- und Lebens-Kraft, und die Imagination Zeugungskraft. VI. *Von der Begeisterung (Inspiration).* Das Wort nimmt der Vf. in engerer Bedeutung; darunter versteht er Geistesgegenwart, womit der Schauspieler zur Wiederherstellung oder Verbesserung seines Spieles unvorgesehene zufällige Umstände benutzt. Nur flüchtig berührt er die Kunst der Verführung (*Seduction*). Mehr als Täuschung bedeutet das Wort; es bedeutet hinreissenden Zauber. VII. *Über edeln Anstand und Würde*, sowohl in moralischer als in theatralischer Rücksicht; über den Trotz, den edeln und unedeln (*Bravoure*). VIII. *Über Wahrheit; über das gute und schlechte Herz.* IX. *Über die Eifersucht*, wiefern sie Theilnahme einflösst oder nicht. X. *Über Schattirungen und Contraste; über den Unterschied zwischen Diction und Declamation.* XI. *Umstände, welche dem Talente günstig oder ungünstig sind.* XII. *Ursachen von der Herabwürdigung der Talente.*

J. ſtr.

---

1) LEIPZIG, b. Hofmeister: *Gesänge beym Pianoforte zu singen*, von *Bernh. Anselm Weber.* IIte Sammlung. (12 gr.)

2) HAMBURG u. ALTONA, b. Vollmer: *Seelenruhe*, von *Andr. Romberg.*

Rec. vereint seine Stimme gern mit dem allgemeinen Urtheile der gültigsten Richter über *Webers* Gesangscompositionen, und rechnet auch die gegenwärtigen zu den zartesten Blüthen des deutschen Gesanges; nur über Einzelnheiten erlaubt er sich folgende Anmerkungen.

So oft auch Rec. das erste Stück von No. 1, und zwar von den besten Gesangscomponisten behandelt gesehen hat, und so schön auch die gegenwärtige Composition im *Grundtone* des *ganzen* Gedichts erklingt: so wenig kann er sich doch überzeugen, dass die eigentliche *Construction* desselben auch hier getroffen sey. Der *Dichter*, des *Mädchens Gesang*, und die *höhere*, *antwortende Stimme* sind nie gehörig unterschieden, und in ein Ganzes vereint werden, wie doch die Aufgabe für Musik verlangt. Aber näher als die bisherigen Componisten scheint *Weber* diesem Ideale dadurch gekommen zu seyn, dass er den 2ten und 4ten Vers, die Worte des Mädchens, besonders behandelt hat, und zwar so vortrefflich, dass wir nur sagen müssen: Harmonie und Melodie sind so innig vereint, wie Strom und Welle, in dem Laufe ihrer Klage. Dagegen sind die Zwischenworte; „und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr," nicht als solche in der Melodie unterschieden worden. Der Dichter v. 1, und die Antwort v. 2, sind nicht verschieden, und haben dieselbe, fast *matte*, Melodie, in welcher der Grundton *zu oft* gehört wird. Auffallend ist auch die Betonung: ich die Himmlische will's nicht versagen.

Das 2te Stück wird durch die Mattigkeit des 3ten Tacts, und den garstigen, unrhythmischen Schluss der Singstimme, welcher, ohne zu befriedigen, einen anderen der Begleitung nothwendig machte, sehr entstellt.

Die schönen, ausdrucksvollen Compositionen von No. 3, 5, 6, 7. sind durchaus befriedigend und über unseren Tadel erhaben. No. 4 nehmen wir aus „der Junggesell und der Mühlbach," dessen Comp. ein unerklärbarer Missgriff von des Vfs. Hand scheint. Der leichte, liebeverlangende Junggesell *klagt* hier in *Cmol;* nur mit den letzten Worten: Geh sag ihr gleich u. s. w., geht er in etwas lebhafterem Gange nach *Dur* über. Weit gelungener sind *Zelters* und vorzüglich *Kanne's* Composition dieses Wechselgesangs.

Der Vf. von No. 2, als Componist für Instrumentalmusik rühmlich bekannt, hat seinen Beruf für Gesangscomposition durch *gegenwärtiges Stück* wenigstens *nicht* beurkundet. Unpoetische Reflexionen wie:

Wohnt sie in Zellen bleicher Parakleten
Die mit der Disciplin die Lust ertödten u. s. w.
Umschattet ihre Palme Bonaparten,
Wenn seiner Heldenbrust Gefahren harrten u. s. w.
Fand Nelson sie auf stolzen Siegerschritten u. s. w. –

kann auch ein gutgearbeiteter Satz, und manche angenehme Einzelnheiten nicht zum musikalischen Kunstwerk machen. Übrigens ist auch die Declamation sehr vernachlässigt worden. Stichfehler sind zahlreich.

M....s

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

CHEMIE.

1) Berlin, b. Nicolai: *Pharmacopoea Borussica.* Editio tertia emendata. Cum gratia et privilegio sacrae Regiae Majestatis. 1813. 208 S. 8. (20 gr.)

2) Berlin, b. Nicolai: *Preussische Pharmacopöe.* Dritte verbesserte Ausgabe. Mit königl. allergnädigstem Privilegio. Aus dem Lateinischen übersetzt. 1813. 8. (1 Rthlr.)

Im J. 1799 erschien die dritte Ausarbeitung des von dem Obercollegio Medico auf königl. Autorität 1725 und 1781 herausgegebenen preuss. brandenburgischen *Dispensatorium.* Gegenwärtige Pharmacopöe ist eigentlich nur eine neue Auflage jenes 1799 in Quart-Format auf Kosten des Obercollegii gedruckten Werks, welches sowohl wegen der wohlgetroffenen Auswahl der Medicamente, als vorzüglich wegen der musterhaften Zubereitungen derselben und der zweckmässigen, der wissenschaftlichen Epoche der Chemie und Pharmacie angemessenen Benennungen der Präparate, nicht allein bey den Gelehrten des Inlandes, sondern auch im Auslande die vereinte Stimme eines wohlgerathenen Werkes erhalten hat. — Die Vff. bemerken jedoch in dem Vorbericht, dass sie bey dieser Gelegenheit die neue Auflage durch Hinzufügungen, Weglassung und Ergänzungen noch mehr zu vervollkommnen gesucht haben. Im ersten Theile, welcher die rohen Mittel enthält, sind mehrere der in der alten Pharmacopöe enthaltenen weggelassen, während andere von anerkannter Wirksamkeit aufgenommen sind. Weggelassen sind z. B. *Cinabaris, Hb. Anagallidis, Hb. cicut. viros., Hb. Saponar., Hb. Solani nigr., Meloe majal., Nuces Behen, Rad. Chinae, Rad. Pyrethri.* Aufgenommen finden wir dagegen: *Cort. Prun. padi, Fab. Pichurim, Flor. Aurantii, Fol. Ilicis aquifolii* (richtiger wohl *acrifoliae*), *Fol. Rhodod. Chryf., Fruct. Capsic. annui, Hb. Chelidonii maj., Hb. Oreoselini, Origan. cretic.,* und *Stramonii, Rad. Hellebor. alb., imperatoriae* und *ptarmicae.* Zu den Verbesserungen gehört Folgendes: Der *Essig* wird hier mit essigsaurem Bley (ehemals mit salzsaurem Baryt) auf Schwefelsäure geprüft. Die *Aloe* kömmt nicht allein von *Aloe spicata,* sondern auch von *Al. socotrina* und *Al. vulgaris. Ammoniacum* soll von *Heracleum gummifer.* kommen; allein dieser Abstammung darf man wohl nicht unbedingten Glauben schenken, weil die Versuche, welche der um die Botanik so verdienstvolle *Willdenow* im königl. botan. Garten angestellt hat, gar nicht günstig ausgefallen sind. Wir haben daher immer nur noch den Namen für eine noch nicht bekannte Pflanze. — S. 6, wo das *Amylum* aus Getreide angezeigt ist, hätte wohl auch der wohlfeileren Stärke aus Kartoffeln Erwähnung geschehen können. — Die beiden Artikel *Argentum* und *Hydrargyrum,* die zum innerlichen Gebrauche angewandt werden, hätten billig im zweyten Theile den Präparaten hinzugezählt werden müssen, woselbst auch ihre Reinigungsart angegeben werden sollte. — *Cortex Angusturae* von *Bonplandia trifoliata* Willd.; *China flava* von *Cinchona Cordifolia, Chin. fusca* von *Cinchona Condaminea* Humb., *Chin. rubr.* von *Cinchona oblongifolia* Mutis.; *Cort. Cascarillae* von *Croton Elateria, Cort. Ulmi* nicht allein von *Ulmus campestris,* sondern auch von *Ulm. effusa; Elemi* von *Amyris zeilanica,* S. 21 sind *Flores Arnicae* genannt. Hier vermissen wir die für die Pharmacie sehr wichtige Beobachtung des Dr. *Mercier,* welcher fand, dass die den Arnicablumen eigene Schärfe nur von einem Harze herrühre, das Insecten verursachen, und dass die ganz reinen Blumen von dieser Schärfe frey sind. — Galläpfel von *Quercus infectoria. Gummi Mimosae* von mehreren Species der Gattung *Acacia. Helminthchorton* von *Ceramium Helm. Hb. Cent. min.* von *Erythraea Centaurium. Hb. Linariae* von *Lin. vulgaris. Hb. Matricariae* von *Pyrethrum Parthenium* Smith. S. 41 *Cineres clavellati.* Hier heisst es: *plerumque Kali sulphurico, Kali muriatico et partibus terreis inquinatur.* Diess ist wohl immer der Fall, weil keine Pflanze reines Kali enthält. — Das *Magnesium* ist *Manganum* genannt. Manna von *Fraxinus rotundifolia. Rad. Contrajervae* von *Dorstenia Contrajerva. Rad. filicis* von *Aspidium filix mas* Swartz. — *Rad. Sarsap.* von *Smilax syphilitica* Humb. *Sagapenum* von *Ferula persica. Sandaraca* von *Thuja orbiculata Vahlii. Sem. Cinae* von *Artemisia judaica.* Dieses Medicament dürfte noch einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden. Mancher im Handel vorkommende Wurmsaamen hat fast gar keine wurmtreibende Kraft, während diess bey ande-

ren Sorten in einem so hohen Grade der Fall ist. Besonders scheinen die mit dem Saamen stets verbundenen Blumen Aufmerksamkeit zu verdienen. — *Semen Cydoniorum* von *Cydonia vulgaris*. S. 68 finden wir den ehemaligen Namen *Lycopodium* durch *Semen Lycopodii* verschlechtert, da doch das meiste im Handel kommende *Lycopodium* nichts anders, als der *Pollen* von *Pinus Species* ist. — Der Name *rohes Spiesglanz* ist durch *Schwefelspiesglanz* verbessert. — *Tacamahaca* von *Calophyllum Tacamahaca*.

Im zweyten Theile, welcher die Präparate umfasst, sind ebenfalls einige neue, in der ärztlichen Anwendung als bewährt erwiesene Zusammensetzungen aufgenommen worden, welche wir hier anzuführen, und mit unseren Bemerkungen zu begleiten würdig erachten. — Der Kraftessig wird nach der neuen Ausgabe nicht mehr mit Muscatennüssen, sondern mit Zedoarwurzeln bereitet. — Zu den in den Apotheken wirklich überflüssig scheinenden Zubereitungen gehört auch das sogenannte Bleyextract (S. 28), welches durch Kochen der Mennige mit Essig bereitet werden soll. Der in Wasser aufgelöste Bleyzucker entspricht vollkommen jenem Zwecke, und er kann leicht mit etwas freyer Säure, wo es nöthig seyn sollte, verbunden werden. — Die Pharmacopöe schreibt noch immer vor, zur Bereitung der Essigsäure das essigsaure Kali anzuwenden, und diess ist in der That löblich. In sehr vielen Apotheken bedient man sich des wohlfeilen Bleyzuckers, der bekanntlich bey sorgfältigem Verfahren ein eben so gutes Präparat liefert; allein dieses sollte eigentlich wegen der nachtheiligen Eigenschaften des Bley's nicht gebilliget werden. — Auch verdient bemerkt zu werden, dass das spec. Gewicht sämmtlicher officinellen Mineralsäuren in dieser Ausgabe angegeben ist. Die Phosphorsäure (S. 82) zum gewöhnlichen Gebrauche soll aus Knochen, die reine Säure aber durch Oxydation des Phosphors mittelst Salpetersäure bereitet werden. Die Vorschrift zu Bereitung des *Acidum tartaricum* (S. 83) zeichnet sich vor der älteren dadurch vortheilhaft aus, dass hier der Weinstein völlig zerlegt wird. Das durch die Behandlung mit reinem kohlensaurem Kalk aus dem Weinstein abgeschiedene neutrale weinsteinsaure Kali wird durch Behandlung mit salzsaurem Kalk ebenfalls in Weinsteinselenit verwandelt, der dann mit dem ersteren durch Schwefelsäure zersetzt wird. S. 87 ist neu aufgenommen *Aqua amygdalarum amqrarum concentrata*, wodurch folglich das theurere *Aqua Lauro-Cerasi* sehr gut ersetzt wird, ungeachtet auch letzteres hier beybehalten ist. Dagegen ist *Aqua Cochleariae* weggelassen, wahrscheinlich, weil es sich nicht gut hält. Eben so ist *Aqua oxymuriatica* aufgenommen; allein dieses Präparat sollte billig keine Officinalformel abgeben, weil es der Veränderung unterworfen ist, und die Bereitung nicht mehr Zeit erfodert, als die eines Decoctes. S. 85 wird *Baryta muriatica* noch auf nassem Wege durch doppelte Wahlanziehung zu bereiten vorgeschrieben, ungeachtet andere Methoden leichter zum Ziele führen. Vorzüglich zu empfehlen ist *John's* Methode, den Schwerspath durch ätzende Lauge rasch und vollständig zu zerlegen. — Sehr richtig findet man die Benennung *Bismuthum oxydatum album* durch *Bismuthum nitricum praecipitatum* gegeben. Eben so zweckmässig ist die Darstellung der *Calcaria sulphurata* auf trockenem, statt den vorigen auf nassem Wege; nur würden wir, anstatt der mit thierischer Materie verbundenen Eyerschalen, lieber den Marmor anwenden. — S. 97 ist das *Cuprum aluminatum* (der Alten *Lapis divinus*) aufgenommen; wir würden den Namen *Cuprum aluminato-sulphuricum* vorschlagen. S. 75 sind *Empl. Cetacei* aus gleichen Theilen Wachs und Hammeltalg und ½ Th. Wallrath, und S. 107 *Extr. Chelidonii majoris* und *Senegae* aufgenommen. S. 112 wird eine neue Vorschrift zur Bereitung des *Hydrargyrum aceticum* statt der älteren, nach welcher der rothe Präcipitat in Essigsäure aufgelöset wurde, gegeben. Es soll nämlich kraft der doppelten Wahlverwandtschaft durch Vermischung des *liquor kali acetici* und *liquor hydrargyri nitrici* bereitet werden. — S. 114 wird die Gewinnung des *Hydrargyri oxydulati nigri* so vorgeschrieben: man fälle die gesättigte Quecksilberauflösung durch Ammonium. Diess ist offenbar fehlerhaft. Weit sicherer und zweckmässiger zersetzt man die Auflösung der sich in der Auflösung bildenden salpetersauren Quecksilberoxydulkrystalle durch Ammonium. Da dieses Präparat aber kein reines Oxyd ist, sondern Ammonium enthält: so würden wir es *Hydrargyrum ammoniato-oxydatum nigrum* zu nennen vorschlagen. — *Hydrargyrum phosphoricum* und *lap. Cancrorum citrati* sind weggelassen; dagegen sind *liq. ammonii sulphurati* (*Hepar sulph. volat.*) und *liq. ammonii pyro-tartarici* aufgenommen. Auch die *Meloes majales melle conditae* sind S. 126 weggelassen; dagegen *Ol. Rutae*, *Calami*, (ein paar vortreffliche Mittel) aufgenommen. *Oleum Absinthii coctum* heisst hier *Ol. Absinthii infusum*. Sollte der Name *Infusum Absinthii oleosum* nicht besser seyn? Unter den fetten Ölen ist *Ol. papaveris* aufgenommen, dagegen *Ol. Ricini* weggelassen. — Zur Bereitung des *Ol. Cacao* wird S. 131 folgende Vorschrift gegeben: Die zerstossenen Cacaobohnen werden in einem Beutel durch kochende Dämpfe erhitzt, dann zwischen in Wasser erwärmten Pressen ausgepresst, und das Öl durch Leinewand filtrirt. Nach unserer Erfahrung gewinnt man eine ungleich grössere Menge Öls, wenn man die Cacaobohnen in einem ununterbrochen durch Kohlfeuer mässig erhitzten Mörsel zerreibt, und dann den Brey ebenfalls zwischen erwärmten Pressen auspresst. Diese Butter lässt sich an einem warmen Orte, z. B. in der Ofenröhre, sehr gut durch Löschpapier filtriren und so vollkommen weiss darstellen. — Durch Auskochen des Pressbeutels und des Filtrum erhält man dann noch eine kleine Quantität schlechteres Öls. — Auch *Pulpa Cassiae* ist weggelassen. — Ungeachtet *Klap-*

roth eine auf wissenschaftliche Principien sich gründende Bereitung der (S. 135 befindlichen) *Sapo stibiatus* gelehrt hat: so gehört doch dieses Medicament immer zu den unvollkommensten, weil die Seife, sie mag bereitet werden, wie sie wolle, stets eine ungeheure Menge freyes kaustischen Alkali's enthält, und sich, auf Kosten des Schwefels, der zu geschwefeltem Wasserstoffgas, bis zur gänzlichen Verschwindung; wird, sehr bald zersetzt. Gewöhnlich findet man daher in den Apotheken, statt einer Verbindung aus Antimoniumoxydul, Schwefel, Wasserstoff und Seife, bloss ein Gemenge von Seife, vollkommenem Oxyd und Kali. In allen Fällen sollte dieses Mittel keine Officinalformel abgeben. — Auch der *Spiritus nitrico-aethereus* S. 141 gehört zu den unvollkommenen Präparaten, in sofern sich sehr bald darin freye Säure ansammelt. — Eben so sind wir der Meinung, dass der *Spiritus sulphurico-aethereus martiatus* durch Klaproths vortreffliche *Tinct. ferri acet. aetherea* ersetzt werde, besonders da auch jenes Präparat sehr der Veränderung unterworfen ist, und dann oft gar kein Eisen enthält. — S. 145 sind die *vollkommenen* Antimoniumoxyde noch beybehalten, von denen wohl höchst selten der Arzt noch Gebrauch macht. S. 155 ist *Syrup. balsamicus* weggelassen; dagegen sind *Syrup. Croci* und *Senegae*, *Tr. arnicae*, *calami*, *Caps. annui*, *Valer. simp.*, *Digitalis simpl.* und *composit.*, *Valer. aether.* aufgenommen. Unter den Salben sind ein *Ungt. flavum* aus Fett, Harz, Wachs, Curcume, ein *Ungt. Hydrargyri album* mit *Hydrarg. ammon. muriat.*, ein *Ungt. oxygenatum* aus Fett und Salpetersäure, ein *Ungt. sulphurat. simpl.* aus blossem Fett und Schwefel, und *Ungt. tart. stib.* aufgenommen. *Ungt. Hydrargyri cinereum* (*Ungt. Neapolitanum*) soll durch Zusammenreiben des metallischen Quecksilbers mit Talg und Fett bereitet werden. Da das Quecksilber allen Erfahrungen zufolge im metallischen Zustande unwirksam ist, aber in dieser Salbe sich doch offenbar nur in jenem Zustande befindet: so muss es allein dem unendlichen Grade des Zertheiltseyns des Quecksilbers in dieser Salbe zuzuschreiben seyn, dass es auf den organischen Körper Wirkungen äussert. Zweckmässig scheint es uns jedoch sowohl in ärztlicher, als in pharmaceutischer Hinsicht, ein *Ungt. hydr. cin.* mit *Hydrarg. oxydulatum nigr.*, dessen oben Erwähnung geschah, bereitet, einzuführen. Zur Bereitung des *Zinci oxydati albi* soll schwefelsaures Zink mit Salpeter calcinirt, die Masse in Wasser aufgelöst, die Auflösung durch kohlensaures Natrum zersetzt und der Niederschlag geglühet werden. Hiedurch beabsichtiget man wahrscheinlich die Absonderung des Eisens. In diesem Fall ist die Vorschrift zweckmässig. Enthält aber das schwefelsaure Zink stets Eisen, zumal, wenn es sich der Apotheker reiniget? Wenn man daher die einfache Fällung des schwefelsauren Zinks durch Natrum und Glühung des Niederschlags nicht hinreichend findet: so sollte doch lieber der sichere und einfache Weg der Sublimation, d. i. die Darstellung des Oxyds durch unmittelbare Oxydation des metallischen Zinks, eingeführt werden.

Wir wünschen, dass die Vff. dieser Pharmacopöe bey einer neuen Auflage unsere Winke benutzen mögen.

Die Übersetzung ist gut und dem Original getreu. A. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM (wahrscheinlich BERLIN): *Die Einziehung überflüssiger Prediger- und Pfarr-Stellen, das sicherste und wirksamste Mittel, schlechtstehende Prediger und Pfarrer zu verbessern und ihr Amt schätzbarer zu machen.* In Anwendung auf die jetzt vacante Hofpredigerstelle am Dom und die vacante Predigerstelle an der Petrigemeine zu Berlin. 1812. 40 S. 8. (4 gr.)

Der Vorschlag des Vfs., durch Einziehung überflüssiger Predigerstellen die Einnahmen der beyzubehaltenden Pfarrer, wenn sie geringe sind, zu vermehren, hat in sich selbst schon etwas Empfehlendes, und wird gewiss gern überall befolgt werden, wenn Jemand, der eine solche für überflüssig gehaltene Stelle bekleidete, mit Tod abgeht, oder von ihr zu einer anderen befördert wird. Man setzt sich sogar heutiges Tages wohl darüber weg, wenn eine solche Stelle ehemals durch ein besonderes Vermächtniss für irgend einen Ort fundirt war, obgleich diess immer seine grossen Bedenken hat; und der Streit kann nur darüber entstehen, welche Stelle für überflüssig zu erklären ist, und ob das durch die Einziehung einer für überflüssig zu erklärenden Stelle ersparte Geld nicht noch zweckmässiger angelegt werden kann und muss. An die Möglichkeit des Letzteren scheint der Vf. gar nicht zu denken; es ist aber doch zu erwägen, dass, wenn irgendwo Predigerstellen eingehen können, die Schullehrer zuerst in ihren Einkünften verbessert zu werden verdienen, und Rec. glaubt wirklich, dass, wenn die letzteren gehörig gebildet werden können, nicht nur, wie es der Zweck ihres jetzigen Amtes erfodert, sondern auch so, dass sie mit Würde Sonntags der Gemeinde gedruckte Predigten, die ihnen von Predigern allenfalls ausgesucht würden, vorlesen, auch den erwachsenen Gemeindegliedern nützlichen Rath zur Erziehung ihrer Kinder und zur Führung eines sittlichen Lebens ertheilen und religiöse Gefühle in ihnen wecken könnten; die Zahl der Prediger ohne Schaden vermindert werden dürfte. Auf diesen Fall aber müssten die Schullehrerstellen vor allen anderen verbessert werden. Denn dass die meisten zu wenig einträglich sind, um einem auch nur etwas gebildeten Manne annehmlich zu seyn, liegt am Tage. Wollte man aber auch nur im Preussischen, auf welches Land der Vf. sein Augenmerk vornehmlich gerichtet hat, die Einnahmen aller Schullehrer auf dem Lande auf 150 bis 200 Rthlr. setzen, welches doch das Mindeste seyn sollte: so würde man nimmer-

mehr so viel Predigerstellen einziehen können, als nöthig wäre, um das dazu erfoderliche Geld zu gewinnen, gesetzt man wollte auch im Umkreise von 2 Quadratmeilen nur Einen Prediger haben. Denn manche Pfarrstelle hat selbst nicht mehr, als so viel Einnahme. Der Vf. meint, im Ganzen genommen seyen jeder Predigerstelle 1000 Seelen zuzulegen, und so viele könnten eingezogen werden, als danach gerechnet übrig seyn würden. Er macht aber selbst davon die Ausnahme, wenn etwa Verwandte einer besonderen Confession, auch geringer an Zahl, an einem Orte lebten, wo sie zu entfernt wären, um so oft, als es nöthig ist, den Zuspruch eines Religionslehrers ihrer Partey zu haben; indess muss überhaupt daran gedacht werden, dass, wenn ein Dorf sehr entfernt von anderen Dörfern liegt, es füglich, wie die Sachen jetzt stehen, d. h. wenn es nicht einen sehr gebildeten Schullehrer hat, nicht ohne einen eigenen Seelsorger bleiben kann, wenn es auch schon nur etwa 4 oder 500 Seelen zählt. Wird man auf diese oder ähnliche Umstände Rücksicht nehmen: so wird man auf so viele überflüssige Predigerstellen nicht stossen. Rec. lebt jetzt selbst an einem Orte, der 4000 Seelen zählt, ehemals drey Prediger hatte, denen noch ein ½ Stunde von der Stadt entferntes Filial mit 5 bis 600 Seelen zugelegt war, und wo man die Diaconatsstelle hat eingehen lassen, um die beiden ersten und die Schullehrerstellen zu verbessern. Berlin, an welches der Vf. vorzüglich denkt, hat 150000 Einwohner, aber lange keine 150 Prediger, obgleich sie bey der französisch- und deutsch-reformirten, deren Zahl etwa 12000 seyn mag und die zusammen ungefähr 27 Prediger haben, überflüssig sind. In der Neumark, welcher der Vf. wahrscheinlich angehört, sind ungefähr 280000 Einwohner und etwa, die Reformirten, die sehr kleine Gemeinden haben, mit eingerechnet, 270 Prediger. Wo möchten also nach der Rechnung des Vfs. wohl viele überflüssig, oder was für eine grosse Summe möchte wohl aus der Einziehung überflüssiger Predigerstellen zu erschwingen seyn?

Der Vf. rechnet auch viel darauf, dass bey Stellen, welche zu viel Einnahme haben, etwas von derselben soll gestrichen und anderen zugelegt werden; aber, wenn er annimmt, dass in grossen Städten kein Prediger ausser Wohnung und Holz über 800 Rthlr., in mittleren und kleinen über 600 Rthlr., auf dem Lande über 400 Rthlr. haben soll: so lässt sich das vielleicht dadurch vertheidigen, wenn er zugiebt, dass den ersteren Nebenbedienungen, z. B. Consistorialraths- oder Professor-Stellen, können zugelegt werden; immer aber hat es doch etwas Bedenkliches, wenn im geistlichen Stande nicht auch einige Hoffnung oder Möglichkeit seyn soll, zu einer Stelle zu gelangen, in welcher man allenfalls auch für die Seinigen etwas ersparen, oder sonst auch etwas prächtiger leben kann. Wir wollen zwar keine bischöflichen Pfründen, aber wir wollen doch, dass man auch im Predigerstande einige Möglichkeit sehen muss, so gut, wie in anderen, was man nennt sein Glück zu machen. Wenn man daher vor einiger Zeit im Preussischen den Plan hatte, wenigstens *Eine* Stelle zu errichten, die etwa 5000 Rthlr. Gehalt haben sollte: so war diess wohl keine üble Idee. Aus den gebildeten Ständen werden, wovon doch der Vf. das Gegentheil wünscht, immer nur wenige ihre Kinder dem geistlichen Stande widmen, wenn sie ihnen keine Aussicht zu einem etwas erhöheten Lebensgenuss geben können. In Berlin aber reicht eine Einnahme von 800 Rthlr. seit langer Zeit auch kaum hin, um für eine etwas zahlreiche Predigerfamilie die Ausgaben zu bestreiten, deren sie nicht füglich nach ihrem Stande und ihren Verhältnissen entübrigt seyn kann. In kleinen Städten und auf dem Lande möchte die Rechnung des Vfs. eher als richtig angenommen werden können; aber aus der Einziehung überflüssiger Predigerstellen oder auch durch Verminderung der Einnahme der überreich dotirten ist es nicht möglich, auch nur die Hälfte der Summen herbeyzuschaffen, die nöthig seyn möchten, um alle Predigerstellen so hoch zu setzen.

Dass die Achtung und Nutzbarkeit des Predigtamts dadurch gewinnen müsste, wenn die Stellen besser besoldet würden, wie der Vf. meint, leidet wohl keinen Zweifel; aber er scheint doch darauf viel zu viel zu bauen. Gehörige Strenge bey Prüfung derer, die ins christliche Lehramt gesetzt werden, fortwährende Aufsicht über das Benehmen der Prediger und die Verbreitung eines solchen Geistes unter ihnen, als sie gemeinschaftlich beseelen sollte, durch sie selbst und ihre enge Verbrüderung nach einer wohlgeordneten Synodalverfassung, das sind unstreitig Mittel, die zu diesem Zwecke viel mehr wirken würden. Ohne sie richtet das vom Vf. vorgeschlagene gar nichts aus. Sie aber werden nicht ohne Wirkung bleiben, wenn es auch nicht gelingen sollte, allen Predigern zu einem froheren Lebensgenuss durch Erhöhung ihrer Einnahme zu verhelfen. Möge indessen dieses versucht, und jene Mittel, so viel möglich, angewendet werden, damit durch den Predigerstand die christliche Religiosität zum Heil der Menschheit in ihrer ganzen schönen Kraft recht weit verbreitet werde.

Dfr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MEDICIN.

Berlin, b. Salfeld: *Medicinisch-chirurgische Abhandlungen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu London.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *E. Osann*, praktischem Arzte (nunmehr Prof.) zu Berlin und Assistent am königl. poliklinischen Institut daselbst. Mit 6 Kupfertafeln. 1811. XXIV u. 344 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

I. *Geschichte eines Aneurysma der Arteria Carotis*, von *Astley Cooper*. Die Kranke war eine Frau von 44 Jahren; die Krankheit hatte einige Monate vor ihrer Aufnahme ins Hospital sich als eine Geschwulst von der Grösse einer Haselnuss gezeigt, war aber immer gewachsen und hatte besonders sich nach oben vergrössert, die untere Kinnlade erreicht, und erstreckte sich von da bis unter die Mitte des Halses. Heftiges Klopfen in der Geschwulst und im Gehirne; die Haut über der Geschwulst sehr dünn und so empfindlich, dass sie keinen Druck vertrug; die Kranke konnte keine feste Kost geniessen, und nie ohne einen lange dauernden krampfhaften Husten. Am 1 Nov. machte man die Operation. An der inneren Seite des *sternocleidomastoidei*, nach dem Schlüsselbeine zu, wurde ein 2 Zoll langer Einschnitt gemacht, der *omohyoideus* und *sternohyoideus* auf die Seite gezogen, der Finger in die Wunde gelegt, die *carotis* ganz bloss gelegt, vom *par vagum* getrennt und eine Aneurysmanadel unter dieselbe gebracht, und zwey Ligaturen, jede ½ Zoll von der anderen, angelegt und schnell unterbunden. Die Pulsation der Geschwulst hörte sogleich auf; als aber die Kranke aufstand, bekam sie einen heftigen Husten, der wegen des fest in der Luftröhre sitzenden Schleimes Erstickung drohte und eine halbe Stunde anhielt. In der Nacht vom 2 zum 3 klagte sie sehr über Kopfschmerzen, welche auf die Anlegung einiger Blutigel nachliessen; der beschwerlichste Zufall in den folgenden Tagen war der Husten, bey welchem in der Nacht vom 5 zum 6 etwas venöses Blut aus der Wunde stürzte, welches aber mit dem Husten zugleich aufhörte: doch legte man eine kleine Compresse auf. Am 7 war die Geschwulst schon ⅓ kleiner. Am 8 trat Lähmung der linken Extremitäten mit grosser Schwäche des ganzen Organismus ein, doch ohne Kopfweh. Die Kräfte besserten sich nach und nach, auch konnte sie am 11 den Arm leichter bewegen. Am 12 wurde der Verband abgenommen und die Ligaturen ausgezogen, wobey das in Eiterung gesetzte Ende des Gefässes durch einen Adhäsionsprocess und durch einen fest an den Rändern der Arterie hängenden Blutklumpen sich geschlossen hatte. Alles schien sich recht gut anzulassen, als am 17 Hr. *Cooper* die Kranke in höchst gereiztem Zustande fand; die Geschwulst hatte ausserordentlich zugenommen, und war beym Berühren sehr schmerzhaft; die Wunde so gross wie nach der Operation, und eiternd; beschwerliches Schlingen und Husten: — diese Zufälle stiegen, die Haut zeigte eine bräunliche Röthe, der Puls hatte zuletzt 120 Schläge, das Schlingen wurde ganz unmöglich, und am 2 Dec. erfolgte der Tod. Der ganze Sack des Aneurysma war entzündet, und das darin befindliche dicke Blut mit vielem Eiter umgeben; die Entzündung erstreckte sich an der äusseren Seite des Sackes längst des *paris vagi* nach der Basis des Schädels; die *glottis* war beynahe ganz verschlossen, die innere Fläche der *trachea* entzündet, und die Schleimhaut mit geronnener Lymphe überzogen; der *pharynx* so zusammengedrückt, dass man nicht ein Röhrchen von der Weite eines Federkiels einbringen konnte; die Nerven waren nicht im Geringsten verletzt. — Der Tod war durch die Zusammendrückung des *pharynx* und *larynx* bey der Zunahme der Entzündung veranlasst worden, und würde bey künftigen ähnlichen Fällen durch frühere Operation, oder sobald die Zufälle der Entzündung einträten, durch Ausleerung der coagulirten Flüssigkeit aus der geöffneten Geschwulst abgewandt werden können. Die Lähmung war augenscheinlich Folge der ungewöhnlich erhöhten Reizbarkeit des Organismus, und würde ebenfalls durch Beschleunigung der Operation vermieden werden. Aus dieser Operation schliesst unser Vf. auch auf die Möglichkeit der Unterbindung der *Carotis*. In einer Anmerkung schreibt der Übers. den tödtlichen Ausgang einer *plethorae sanguinis* zu, welche unausbleiblich eine Aderlass erfodert und der Kranken das Leben gerettet hätte.

II. *Geschichte eines sehr heftigen und lange dauernden Hustens, der durch Eisenvitriol geheilt wurde*, von *Christoph Stanger*. Die Kranke war ein 42jähriges unverheirathetes Frauenzimmer,

und die Ursache des Hustens allgemeine Schwäche, ohne Zeichen von wirklich angegriffenen Eingeweiden und Fieber. Nachdem der Vf. bey animalischer Kost bereits andere tonische Mittel versucht hatte, gab er zweymal täglich erst 3 Gran Eisenvitriol mit doppelt so viel Kali und Myrrhe, und stieg allmählich mit dem ersten auf 6 Gran, wodurch in weniger als einem Monate die Kranke in den Stand gesetzt wurde, als Genesende aufs Land zu reisen, und seit zwey Jahren vollkommen gesund geblieben ist. Der Übers. erklärt sich weitläuftig über diese Anwendung des Eisenvitriols auch von Ärzten der vorigen Jahrhunderte, und dessen Verbindung mit Bley, welche neuerlich wieder versucht worden; ingleichem über das bekannte *griffith*'sche, dem hier beschriebenen ähnliche Mittel.

III. *Einige Beobachtungen über die Behandlung des Keichhustens*, von *Richard Pearson*. Einem Kinde von 1 — 2 Jahren giebt er gemeiniglich alle 3 — 4 Stunden eine Gabe von 1 Tropfen Opiumtinctur, 5 Tropfen Ipecacuanhawein und 2 Gran Natrum mit einem Syrup versetzt, und bey dazu tretender Verstopfung Rhabarber und Calomel. Andere betäubende Mittel hat er nicht nöthig gehabt.

IV. *Beobachtungen über eine durch Krankheit entstandene Verkleinerung der communicirenden Öffnung zwischen dem linken Ventrikel des Herzens und der Aurikel derselben Seite*, mitgetheilt von *John Abernetty*. Zwey Fälle dieses unheilbaren Zustandes, wo besonders der *annulus venosus* verengert, und die *valvulae mitrales* verdickt gefunden wurden: wahrscheinlich hatte eine vorhergegangene Entzündung dazu Anlass gegeben. Die Kranken waren ein junger Mensch von 19 und ein Mädchen von 38 Jahren. Als Zugabe beschreibt der Vf. ein in eine weite, dicke und feste Blase verwandeltes *ovarium*, welches mehr als vier Gallonen, halb von einer schleimigen Flüssigkeit, halb von runden Kugeln von der Grösse kleiner Stückkugeln enthielt, und an den Seiten mit kleinen Härchen besetzt war, von denen mehrere sich abgelöst, in Kugeln von ungefähr 4 Zoll im Durchmesser gestaltet und durch den Schleim zusammengebacken hatten.

V. *Geschichte einer besonderen Krankheit des Herzens*, von *David Dundas*. Der Vf. und seine Freunde haben diese Krankheit mehrmals, immer an jungen Leuten beiderley Geschlechts, die meist kaum über 30 Jahre alt waren, beobachtet, von denen einer noch in seiner Behandlung, den er für unheilbar hält, ein anderer aber scheinbar gesund ist. Die Kranken klagten über grosse Angst und Druck in den Präcordien, kurzen Husten, schweres, durch den Genuss von Speisen vermehrtes, bey Bewegung oder Anstrengung bis zur Gefahr der Erstickung steigendes Athmen, oft, aber nicht immer, fixen Schmerz in der Gegend des Herzens, sehr heftiges Herzklopfen, Pulsiren der Karotiden, Ohrenbrausen und Schwindel; sie können am besten auf dem Rücken liegen; der Puls ist sehr schnell, oft unregelmässig, in einigen Fällen schwach, doch meist mehr härtlich. Gegen das Ende der Krankheit erscheinen Symptome, die auf Wasseranhäufung schliessen lassen. Bey allen Kranken war ein heftiges rheumatisches Fieber vorhergegangen. Einer lebte nach dem ersten Eintritte der Krankheit noch zehn Monate. Der sich jetzt besser Befindende verdankt seinen jetzigen Zustand einer lange fortgesetzten vegetabilischen Diät, dem häufigen Genusse der Milch und der sorgfältigen Vermeidung aller erhitzenden Bewegungen. Die Section zeigte bey Allen bald mehr bald weniger die Höhlen des Herzens, vorzüglich den linken Ventrikel, ungewöhnlich erweitert, jedoch seine Wände nicht verdickt, sondern vielmehr sehr zart, weich und bloss; den Herzbeutel bald voll Wasser, bald mit dem Herzen verwachsen. D. *Pemberton* behandelte einen Mann von 36 Jahren an ähnlichen Zufällen: beruhigende Mittel verbesserten seinen Zustand etwas, aber noch hülfreicher war ein mässiger Aderlass am Arme, und in der Folge ein Haarseil in der Gegend des Herzens, und täglich dreymal eine Pille aus 3 Gran *extr. cicutae* und ½ Gran *pulv. digitalis*, wo denn nach einem Jahre alle Unregelmässigkeiten in der Bewegung des Herzens verschwanden, und der Kranke seit 4 Jahren eine vollkommene Gesundheit geniesst, und bey körperlichen Bewegungen und Anstrengungen auch nicht entfernte Spuren einer noch vorhandenen Krankheit des Herzens fühlt. Eine ähnliche von D. *Marcet* behandelte Kranke konnte den fortgesetzten Gebrauch der *digitalis* wegen Kopf- und Magen-Beschwerden nicht vertragen, und starb nach zwey Monaten; man fand das Herz sehr erweitert, die Lungen vielfach mit der *pleura* verwachsen, in der Brust- und Bauch-Höhle viel Wasser, die Eingeweide unverändert, nur die Milz bleicher und zarter als gewöhnlich. Der Übers. fügt die Geschichte einer in den letzten 8 Tagen von *Hufeland* behandelten Frau bey, die nach 14wöchentlicher Krankheit starb, wo in der rechten Brusthöhle ein Pfund Wasser, in der linken nichts, im Herzbeutel 4 Unzen Wasser, der rechte Ventrikel und die rechte Aurikel ungewöhnlich ausgedehnt und deren Wände sehr dünn und leicht zerreissbar gefunden wurden; merkwürdig war es, dass im Leben sich so wenig Spuren von Brustwassersucht zeigten.

VI. *Über die Gallerte des Blutes*, von *John Bostock*. Der Vf. erzählt seine mit Serum angestellten Versuche, aus denen er die Abwesenheit der charakteristischen Kennzeichen der Gallerte zeigt; *Fourcroy* habe den Ausdruck „Gerinnung" in zu weitem Sinne gebraucht, und Andere ihm dieses nachgesprochen u. s. w.

VII. *Geschichte einer sehr heftigen, aber doch glücklich geheilten Opiumvergiftung*, von D. *Alexander Marcet*. Ein junger Mann von 18 Jahren hatte nicht weniger als 6 Unzen *Laudenum* genommen und erst nach 4 Stunden Hülfe erhalten; dessen ungeachtet wurde er durch starke Brechmittel, eins von Zink-, das andere von Kupfer-Vitriol, heftige, mit ihm anhaltend vorgenommene Bewegungen, und den innerlichen Gebrauch von *Assa foetida* mit Kampher,

nebst häufigem Trinken von Kaffee, Thee und Citronenwasser, in wenig Tagen wieder hergestellt.

VIII. *Geschichte einer höchst gefährlichen, durch Einathmen von Kohlendampf entstandenen Asphyxie*, von *William Babington*. In einem verschlossenen Zimmer fand man auf dem Boden ein Gefäss mit noch nicht völlig verglommenen Kohlen, auf dem Bette einen Mann von 38 Jahren mit dem Tode ringend, und auf dem Boden einen 13jährigen Knaben völlig todt. Dem ersten wurde in dem gelüfteten Zimmer sogleich etwas Blut am Arme gelassen, dann der Galvanismus (welchen der Vf. wegen leichterer Anwendung und minderen Einflusses der Atmosphäre der Elektricität vorzieht) angewandt, Sauerstoffgas in die Lungen gebracht, die Brust mit kaltem Wasser besprengt u. s. w. Abends verlor der Kranke, da die Aderlassbinde losgegangen war, noch viel Blut; doch wurde er bald und glücklich wieder hergestellt.

IX. *Geschichte eines Steinschnittes, mit Bemerkungen* von *Thomas Forster*. Der Kranke war ein Knabe von $7\frac{1}{2}$ Jahren, der durch mehrere vorhergegangene Anfälle von Harnverhaltung, die entzündlicher Art gewesen zu seyn schienen, und endlich ein Unvermögen, den Harn zurückzuhalten, zurückgelassen hatten, schon äusserst geschwächt war, wo also die Aussichten zu einem glücklichen Erfolge der Operation sehr ungewiss seyn mussten. Der Stein zerbrach während der Operation, doch wurden die Stücken herausgenommen; schnell nach derselben kamen Symptome der allgemeinen Entzündung dazu, und am 4 Tage erfolgte der Tod. Nach zehn Tagen erst wurde die Section verstattet, wo man die linke Niere sehr klein, von lockerem Gewebe und ihren Urether kaum sichtbar fand; die rechte von bedeutendem Umfange, sehr lockerem Gewebe, den Ureter von der Weite eines Gänsekiels und vorzüglich bey seinem Eintritte in die Blase mit kalkartiger Materie überzogen; die Harnblase kleiner als gewöhnlich, hart, ihre Wände sehr verdickt, und ein kalkartiger Niederschlag hing an denselben an. Seit dieser Operation ist sie von dem Vf. bey einem anderen Kranken, obgleich die grösste Neigung zur Entzündung vorhanden und diese nach der Operation sehr bedeutend war, mit so glücklichem Erfolge unternommen worden, dass der Kranke in 5 Wochen vollkommen wieder hergestellt war; bey zwey Anderen aber schlug er sie ab, weil die Schwäche schon zu beträchtlich und die Blase schon ganz gelähmt war. Zu dieser Abhandlung gehört die 5 Kupfertafel.

X. *Über kalkartige Concremente und Verhärtungen in der Gicht*, von *James Moore*. Die aus den aushauchenden Arterien sowohl in als ausser den Gichtanfällen sich ergiessende weisse Flüssigkeit ist zwar meistentheils mit einer Entzündung verbunden, welche aber mehr erythematisch ist, daher auch keine Extravasation von coagulabler Lymphe Statt findet, und keine diese Knoten umschliessende Haut gebildet wird. Die durch die Gichtknoten erregten Schmerzen rühren nicht von einer vorzüglich reizenden Kraft des sogenannten Kalkes her, sondern sind den Verstopfungen in den Sehnen der Muskeln und Gelenke zuzuschreiben, und wirken meistentheils bloss mechanisch. — Vorschriften, diese Anhäufungen zu behandeln, nachdem der Grad der Entzündung es fodert. Ergiesst sich die Materie durch die geöffnete Haut zwischen dieselbe und die Epidermis: so muss man ihr sogleich durch einen Einstich in die letzte Ausfluss verschaffen, welcher sodann durch Breyumschläge so viel nöthig unterhalten wird. Bey drohender Gefahr des Brandes muss die gewöhnliche Behandlung der Gicht sogleich aufhören, und dagegen die kräftigsten inneren Mittel angewandt werden. Zur Heilung der zurückbleibenden, auf dem Grunde mit Kalke besetzten Geschwüre nicht das Messer, sondern mit Vorsicht angewandte Ätzmittel und ein gelinder Verband. Ansammlungen von Kalke können durch Zerstörung der Haut mittelst des *kali puri*, auch des *argenti nitrici*, gehoben werden. Diese Folgen der Gicht sollten die Kranken zur Beobachtung einer gleichmässigen und vorsichtigen Diät und heilsamen und nöthigen Bewegung führen.

XI. *Geschichte einer künstlichen Erweiterung der Urethra einer Frau*, von *H. L. Thomas*. Sie geschah durch einen Quellmeisel, so dass der Vf. mit dem Finger eingehen und einen vor beynahe zwey Tagen hineingebrachten elfenbeinernen Ohrlöffel von 3 Zoll Länge erreichen konnte, dass dieser von selbst herausfiel. Noch fügt der Vf. die Geschichte eines Mannes bey, der sich täglich Leibesöffnung durch Einbringung eines Stücks Rohr zu verschaffen gewohnt war, einst aber, da dasselbe ihm entschlüpfte, bedeutende Zufälle bekam, von denen ihn unser Vf. nach sieben Tagen durch Herausziehen desselben befreyte: es war $9\frac{1}{2}$ Zoll lang, 1 Zoll dick, und die eine Spitze desselben sehr uneben und scharf.

XII. *Geschichte einer Hydrophobie mit dem dazu gehörigen Sectionsberichte*, von *Alexander Marcet*. Ein 28jähriger Mann wurde von einem Hunde auf dem Rücken der linken Hand gebissen: die unbeträchtliche Wunde heilte in Kurzem, aber nach zwey Monaten brach die Wasserscheu aus, deren Verlauf hier sehr umständlich erzählt wird. Der Schmerz in der verwundeten Hand schien mehr dem Laufe der Nerven als der absorbirenden Gefässe zu folgen; auch waren weder in diesem noch in einem ähnlichen Falle die Achseln, noch in einem beyläufig erwähnten Falle, wo der Biss am Schenkel beygebracht worden war, die Inguinaldrüsen angegriffen. Er wurde mit vielen wirksamen Mitteln behandelt: Anfangs jede Stunde 3 Gran Opium mit eben so viel Eisenvitriol, also in funfzehn Stunden von jedem ungefähr 30 Gran; sodann alle zwey Stunden 3 Tropfen der *fowlerschen* Arseniktinctur, in Zeit von 36 Stunden 85 Tropfen; dann sollte er alle Stunden 5 Gran Bilsenkrautextract nehmen, wovon aber die zweyte Gabe die fürchterlichste Wuth erregte. Am Abend des 7 Tages vom Ausbruche der Krankheit an starb er. Die Section zeigte die Baucheingeweide sehr angeschwollen, im Magen Spuren von Entzündung, der *pharynx* sehr, auch

der *oesophagus* etwas entzündet, die Brusteingeweide ganz gesund, die Oberfläche des Gehirns ungewöhnlich mit Blute überfüllt, und zwischen der *pia mater* und *arachnoidea* einiges ausgetretenes Blut, in den Ventrikeln nicht mehr als die gewöhnliche Menge seröse Flüssigkeit; der genau untersuchte *nervus radialis* liess durchaus keine Veränderung entdecken.

XIII. *Geschichte dreyer Personen, welche plötzlich starben, nebst denen bey der Leichenöffnung derselben gefundenen Veränderungen und einigen ähnlichen Bemerkungen*, von *Thomas Chevalier*. Der Vf. ist geneigt, die Krankheit *asphyxia idiopathica* zu nennen. Bey allen dreyen, übrigens von Geschlechte und Alter verschiedenen, war das Herz schlaff und alle Höhlen desselben blutleer. Zwey ähnliche Fälle aus *Bonet* und *Morgagni*. Zwey von *Charles Wood* beobachtete, welche einen glücklichen Ausgang hatten, wobey aber billig der Übers. darauf aufmerksam macht, welche heftige Reize die Natur eines Engländers erfodere.

XIV. *Geschichte einer Intussusception, mit Bemerkungen* von *Thomas Blizard*. Das Kind war 5 Monate alt, und starb am 5 Tage der Krankheit. Die Tags vorher entstandene Geschwulst an der linken Seite von der Grösse eines Eyes zeigte die *flexura sigmoidea*, in welcher ein 6 Zoll langes Stück des *ilii*, das *coecum* und sein *appendix*; das *colon descendens* und *transversum* unter einander verschlungen lagen, und sich von da bis ins *rectum* erstreckten; alle Theile waren fest zusammengeschnürt und ganz schwarz, ausser dass der untere Theil des *ilii* unmittelbar über der Verschlingung noch etwas entzündet war.

XV. *Beschreibung zweyer an der Pars membranacea der Urethra gelegenen Muskeln*, von *James Wilson*. Sie sind mit zwey verschiedenen Stellen an die innere Seite der Symphysis befestigt, und durch einen gemeinschaftlichen *tendo* vereinigt, der den ganzen membranösen Theil der Harnröhre umgiebt, und sich mit den *acceleratt. urinae* und den Muskelfasern des *sphincteris ani* und der *transversalium perinali* verbindet. Ihre Wirkung scheint zu seyn, den membranösen Theil der Urethra nach oben zu ziehen, so dass dieselbe gegen die Symphysis gedrückt wird, und dann den Canal zusammenzuziehen und den Durchgang des Urins zu hindern. Die umständliche Beschreibung dieser vorher nur sehr unvollkommen gekannten Muskeln wird durch die auf der 6 Kupfertafel befindliche Zeichnung eines Präparats erläutert.

XVI. *Geschichte einer Geschwulst im Gehirne, mit Bemerkungen über die Mittheilung durch die Nerven*, von *John Yelloly*. Ein ungefähr 36 Jahre alter Mann litt seit einem Jahre an heftigen Kopfschmerzen; dann erfolgte eine Lähmung des *musc. abduct.* des linken Auges, und in kurzer Zeit völlige Lähmung der rechten Seite, wogegen die wirksamsten Mittel nichts ausrichteten; nach einigen Tagen allgemeine Krämpfe und nach 24 Stunden der Tod. Bey der Öffnung fand man das Gehirn ungewöhnlich fest, in den Ventrikeln ungefähr eine halbe Unze Wasser, links auf dem *tubere annulari* eine Geschwulst, einer Haselnuss gross, die an der hinteren Fläche tief eindrang, sich bis zum *corp. pyramidali* dieser Seite erstreckte, dieses drückte, und den *nervus abducens* ganz verbarg; die *arteria basilaris* war genau mit der Geschwulst verbunden, und ihre Wände sehr dünne, auf ihrem krampfhaften Theile lag ein kleines *coagulum*, dem ähnlich, das man bey einem Aneurysma findet. Die Geschwulst schien sich in einem Zustande von Eiterung zu befinden, und der Vf. hält sie für scrophelartig. — Nach allen Untersuchungen über die Ursache, warum die eine Seite des Körpers, und nicht die andere, oder wohl beide zugleich leiden, wenn die entgegengesetzte Seite des Gehirns gedrückt wird, scheint die wahrscheinlichste eine Durchkreuzung im Gehirne oder dessen Fortsetzung, der *med. oblong.* und *spinali*, zu seyn, vermöge welcher die Nervenkraft, statt in gerader Linie, sich kreuzweise verbreitet. Eine merkwürdige und noch zu wenig beachtete Erscheinung ist die, dass bey der Hemiplegie die Sinne im Allgemeinen nur wenig leiden. Über die weise Einrichtung der Natur, dass die zum Leben unmittelbar nothwendigen Organe sowohl mit dem Gehirne als dem Rückenmarke verbunden sind.

XVII. *Zweyte Geschichte von einem Aneurysma der Arteria Carotis*, von *Astley Cooper*. Der Kranke war ein starker Mann von 50 Jahren, dessen Geschäft war, Eisenstangen auf beiden Schultern zu tragen. Die Geschwulst war 6 bis 7 Monate alt, gerade unter dem Winkel der unteren Kinnlade und über dem spitzen Winkel, welcher durch die Theilung des gemeinschaftlichen Stammes der *Carotis* entsteht, ragte vorzüglich hervor, und hatte die Grösse eines Hühnereyes. Am 22 Jun. wurde die Operation gemacht: mittelst eines stumpfen Hakens wurde eine doppelte Ligatur unter die Arterie eingebracht, und erst die untere, und nachdem die Arterie von den darunter liegenden Theilen getrennt war, die obere ungefähr 1 Zoll von der unteren angelegt, und in der Mitte eine Nadel mit Fäden durch die Arterie gezogen, die Wunde mit Heftpflastern vereinigt, und eine Compresse ebenfalls mit Heftpflastern darauf befestigt. Der vorher seit zwey Monaten unaufhörlich anhaltende Schmerz in den beiden Schläfen war sogleich nach der Operation für immer verschwunden; die Heilung ging ohne merklich widrige Zufälle von Statten, so dass am 14 Juli die obere und Tags darauf die untere Ligatur weggenommen, und am 14 Sept. der Kranke geheilt entlassen wurde, und zu seinem vorigen Geschäfte zurückkehrte.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1816.

MEDICIN.

Berlin, b. Salfeld: *Medicinisch-chirurgische Abhandlungen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu London.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *E. Osann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XVIII. *Merkwürdige Geschichte eines in dem Unterleibe eines Knaben vorgefundenen Fötus, von G. W. Young.* Das Kind schien bey seiner Geburt vollkommen gesund und wohlgebildet, wurde aber nach kurzer Zeit von heftigem, oft wiederkehrendem Erbrechen eines bald gelblichen, bald grünlichen Wassers ergriffen, wobey man eine Erhabenheit unter der Herzgrube bemerkte, die mehr gespannt als beweglich war, und deutlich fluctuirte; sie nahm schnell zu, und erreichte zuletzt einen Umfang von 36 Zoll, wobey das noch von der Brust ernährte Kind abmagerte; als es den 7 Monat überlebt hatte, nahm die Geschwulst eine andere Gestalt an, und wurde durch häufigen, über eine Woche anhaltenden Abgang des Urins kleiner und weicher, das Erbrechen hörte auf, und das Kind schien sich zu erholen: aber in der Folge nahm die Geschwulst wieder zu, man fühlte deutlich einen harten Körper darin; das Erbrechen kam wieder, und das Kind starb endlich abgezehrt, nachdem es 9 Monate und 1 Woche gelebt hatte. Nach dem Tode betrug der Umfang des Unterleibes 22½ Zoll. Als er aufgeschnitten wurde, erschien eine grosse, fast runde, theilweise durchscheinende Geschwulst; über derselben die Leber sehr verkleinert, der *fundus* der Gallenblase einwärts und vorwärts gekehrt; der *pylorus* lag auf dem oberen Theile der Geschwulst, sehr verbildet; das *duodenum* stieg an der oberen und rechten Seite der Geschwulst in bogenförmigen Windungen herab; das *colon adscendens* und *transversum* ging quer über die Geschwulst und war fast ganz damit verwachsen, so dass diese zwischen der Haut des *mesocoli transversi* lag; das Netz war über dieselbe ausgebreitet, die dünnen Därme in das Becken und die *regionem hypogastr.* herabgedrängt. Als der Magen aufgehoben wurde, sah man das *pancreas* auf demselben ausgebreitet, sehr verbildet; der *ramus splenicus venae portarum* lief an der Oberfläche der Geschwulst nach der *capsula Gliss.*, und glich einem festen Bande, woran die Geschwulst zu hängen schien; die hintere Fläche der Geschwulst lag auf der Aorta, und war mit dem linken Schenkel des Zwergfelles verwachsen. — Die herausgenommene Geschwulst enthielt 78 Unzen einer lymphähnlichen, grünlichen, mit wenig Blut vermischten Flüssigkeit und eine fleischige Masse, die man im Leben gefühlt hatte, und die ein männlicher Fötus war, mit der gewöhnlichen fettigen Materie überzogen, von frischer rother Farbe, die Glieder frisch und gedrungen in natürlicher Lage; er war mit der Geschwulst durch eine fleischige, wie ein Nabelbruch ausgedehnte Masse verbunden, woraus beym Einschneiden eine, dem *Meconium* gleiche Substanz sich ergoss, dergleichen auch die Gedärme enthielten. Statt des Kopfes am oberen Theil des Rumpfes eine unregelmässige knöcherne Substanz mit der dunkelrothen *pia mater* und einem die Stelle der *dura mater* vertretenden weissen Faden, und an der Basis dieses Auswuchses zwey Locken von langen feinen Haaren; auf der Brust zwey Erhabenheiten, die rechte bloss von Fett unter den allgemeinen Bedeckungen, die linke gestielte, ebenfalls durch die allgemeinen Bedeckungen umschlossene, enthielt Überreste von einigen Knochen und verdichtete Zellhaut. Die Zeugungsglieder waren deutlich ausgebildet: Die unteren Extremitäten waren zum Theil verbildet; so auch die rechte obere. Die Wirbelsäule bestand bloss aus den unausgebildeten Körpern der Wirbelbeine, und war widernatürlich gebogen; die Haut von den Schultern bis gegen das *os sacrum* gleichsam abgestreift, der diese dunkelrothe Stelle begrenzende Rand mit langen aufrecht stehenden Haaren besetzt; in der Mitte des Streifs eine Art Nath mit kleinen querstehenden Härchen zu beiden Seiten; diese dunkelrothe Haut war mit grossen Blutgefässen durchwebt, und vertrat die Stelle des Rückenmarks. Bey Untersuchung der inneren Theile fand man alle Eingeweide in einen sehr kleinen Raum eingeschlossen und beträchtlich tief unter der Oberfläche liegend; Zwergfell, Herz, Nieren und deutliche innere Zeugungsorgane fehlten; die Lungen lagen als ein hellrother gefässreicher Körper an der oberen und hinteren Seite der Leibeshöhle; der Speisecanal war sehr deutlich ausgebildet, und die Gedärme bildeten einen häutigen, das Becken einnehmenden Sack, in welchem ein in den Nabel gehender Canal verschiedene Windungen machte, und welcher hie und da mit dem Nabelbruche und an einer

Stelle mit dem *mesenterio* verwachsen war, und sich in eine sichtbare Öffnung auf der rechten Seite des Nabelbruchs, vielleicht den verbildeten After, endigte. Ausser den bereits angeführten Knochen fand man wenige und nicht lange Rippen; die Becken-, Röhren- und cylindrischen Knochen vollkommen, aber die Epiphysen noch knorpelich, so wie den *Carpus*, *Torsus* und die Phalangen. Muskelsubstanz war am ganzen Körper nur wenig; keine Nerven, ausser am Nabel ein Bündel feiner Nervenfasern, der sich in zahlreiche Ästchen vertheilte. Statt des Herzens zwey Hauptstämme, woraus alle Blutgefäße entsprangen; der untere, sehr umständlich beschriebene, blasenförmige, vertrat ohne Zweifel die Stelle der Nachgeburt, und ein Theil seiner untersten dicksten Seite bildete die Basis des Nabelbruchs; zwischen seinen häutigen Lagen hatte er einen Riss. — Wir haben uns bemüht, diese in der That merkwürdige Erzählung, so gut es ohne die Kupfertafeln möglich war (die 1 stellt den eröffneten Unterleib des Knabens, die 2, 3 und 4 den Fötus und dessen Theile dar), zusammenzudrängen, und sind dabey bisweilen von der Ordnung des Vfs. abgewichen. Der Übers. beklagt auch den Mangel einer anatomisch richtigen Beschreibung der einzelnen Theile des Fötus; führt einige ähnliche Beobachtungen aus anderen Schriftstellern an, ingleichen ähnliche Fälle von doppelt befruchteten Eyern und aus dem Gewächsreiche, welche leicht sich vermehren liessen, und zieht daraus einige physiologische Folgerungen, besonders über das Eintreten der Eingeweide des Unterleibes in die Höhle desselben.

XIX. *Beobachtungen über eine Krankheit bey Hunden*, von *Edward Jenner*. Sie ist in England erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf dem Continent aber weit länger bekannt; oft hat man sie mit der Wasserscheu verwechselt, von der sie sich aber durch die während des Anfalles trüben Augen des Thieres und seinen grösseren Durst, den es durch häufiges Trinken, ohne Abscheu vor flüssigen und glänzenden Dingen, zu befriedigen sucht, unterscheidet. Es ist eine ansteckende Lungenentzündung, welche bisweilen erst in der zweyten Woche nach der Ansteckung ausbricht, schnell das Gehirn ergreift, im heftigsten Grade schon nach 24 Stunden tödtet, in leichten Fällen nach einigen Wochen verschwindet, bisweilen aber auf die ganze Lebenszeit Muskelkrämpfe zurückläfst. Das *Contagium* dauert sehr lange, und läfst sich trotz aller Reinigungsmittel nicht aus den Ställen wegbringen. Die Krankheit ist so gefährlich, dafs man unter drey damit Befallenen wenigstens einen Todten rechnen kann.

XX. *Zwey merkwürdige Fälle von Pocken-Ansteckung des Fötus im Mutterleibe, ohne Pockenkrankheit der Mutter, mit Zusätzen*, von *Edward Jenner*. Es werden zwey Fälle erzählt, deren einen der Vf. selbst sah, den anderen aber mitgetheilt erhielt, wo eine Schwangere inoculirt wurde und sehr gut durchkam; nach fünf Wochen gebar sie, und das Kind brachte sehr häufige Pocken mit zur Welt, und starb den 19 Tag an Convulsionen; die Lymphe aus seinen Pocken brachte durch die Inoculation wirkliche Pocken hervor. Der Vf. folgert hieraus die durch das ganze Leben dauernde Empfänglichkeit für Pockengift, und warnt vor dem unnützen Lärmen, wenn nach der Vaccination mit Pockengift inoculirt wird, und ein blatternähnlicher Ausschlag entsteht.

XXI. *Historische Nachricht von Philipp Howorth, einem Knaben, welcher schon in sehr frühem Alter alle Zeichen von vollkommener Mannbarkeit hatte*, von *Anthony White*, mitgetheilt von D. *Yelloly*. Er ist unter 10 Kindern das neunte; der Vater, ein Kutscher, ist kräftig und stark, die Mutter mittler Gröfse und zarter gebaut. Er kam kraftvoll zur Welt und durchlebte das erste Jahr sehr gesund; am Ende desselben litt der ganze Körper die gewöhnlich mit dem Eintritte der Mannbarkeit verbundene Veränderung, die besonders in der stärkeren Ausbildung der Zeugungsglieder sich äufserte; nach dieser Entwickelung kehrte das vorige schnelle Wachsthum zurück, so dafs er nach 2½ Jahre 3 Fufs und 2 Zoll lang war und 47 Pfund wog. Gegen das Ende des 3 Jahres glich er völlig einem ausgebildeten kraftvollen Knaben, den man einen farnesischen Herkules nennen könnte: jedoch sind seine Füfse, zu schwach diese Last zu tragen, etwas gekrümmt. Ein Gewicht von 40 Pfunden hebt er ohne viele Anstrengung in die Höhe. Auch an den Geisteskräften gleicht er einem 6jährigen Knaben. Die Mafse der Theile des ganzen Körpers von seiner letzten Periode sind genau angegeben. Der Vf. verspricht in der Folge fernere Nachricht zu ertheilen.

Ks.

Erfurt, b. Hennings: *Versuch über die Natur und Heilung der Ruhr.* Von D. *Ernst Horn*, k. pr. Hofrath in Berlin. 1806. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat häufig Gelegenheit gehabt, die Ruhr in mehreren Ländern und Gegenden epidemisch zu beobachten und in Menge zu behandeln. Die grofse Herbstruhr-Epidemie im J. 1805 beobachtete er in dem Flecken Heroldsberg bey Erlangen. Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte: der erste handelt von der Erkenntnifs, Verschiedenheit, Eintheilung, Ursache, Dauer, Gefahr und den Nachkrankheiten der Ruhr; der zweyte von der Heilung derselben. Die Ruhr beruht, wie der Katarrh, auf der Abnormität einer absondernden Oberfläche. Sie ist ein Übelbefinden des ganzen Systems, verbunden mit einer fixirten Localaffection der Dickdärme. Das Fieber, welches bey der Ruhrkrankheit ist, kann bald sthenisch, bald asthenisch seyn; doch ist jene Gattung selten und gewöhnlich nicht lange anhaltend. (Das Letzte giebt Rec. zu, das Erste nicht. Dafs Ruhr in einem Körper sich einfinde, mag wohl in einer gewissen Schwäche der Gedärme oder deren Absonderungswegen liegen; der Reiz aber, welcher der Ruhraffection zur Seite steht, erregt in der Regel jedesmal ein sthenisches Übel, welches wegen der natürlichen Einrichtung der angegriffenen organischen Gebilde leider nur zu sehr geneigt ist, in Asthenie überzugehen. Stellt man sich die Erzeu-

gung und Ausbildung der Ruhr auf diese Weise vor: so vermag man den Werth der empfohlenen Mittel und Methoden am richtigsten zu würdigen.) Die Form des asthenischen Ruhrfiebers ist verschieden: 1) in Hinsicht der *Sukcession* (welche Orthographie!), der Localaffection oder ihres anscheinenden *Vorausgehens* (der Vf. drückt sich auf ähnliche Weise oft sehr undeutlich und undeutsch aus), 2) in Hinsicht des Typus, 3) in Hinsicht der *Formverschiedenheit* der begleitenden Phänomene (der Vf. glaubt, man habe auf diese einen zu grossen Werth gelegt, und übergeht desshalb dieselbe), 4) in Hinsicht des Grades, welcher sich nicht mit Sicherheit nach dem Grade der eingewirkten asthenisirenden Schädlichkeit schätzen läst, und welchen der Vf. bekanntlich zu seinem vornehmsten Eintheilungsgrund macht. Er nimmt desshalb 3 Grade an. Der letzte ist begreiflich der schlimmste. Die Epidemie zu Heroldsberg war von dieser Art. Manche Constitutionen wurden schnell von diesem Grade befallen, ohne dass man wahrgenommen hätte, dass besonders heftig asthenisirende Schädlichkeiten vorher eingewirkt hätten. (Es ist keineswegs die Absicht des Rec., den *brown*'schen Satz von dem Verhältnisse der vorausgegangenen Schädlichkeit zum Grade der Krankheit zu vertheidigen: aber was der Vf. hier dagegen einwendet, wird wohl nicht viel gegen denselben beweisen.) Bey Einigen erreichte die Krankheit diese Höhe schon nach dem Verlaufe von wenig Tagen. Den Causalcharakter der Ruhr setzt der Vf. in Verletzung der allgemeinen Vitalität des Organismus mit Localaffection verbunden. (Was der Vf. über diess Verhältniss sagt, scheint uns sehr unzulänglich zu seyn. Er geht gleich wieder auf die nosologische Eintheilung über, und verliert darüber die weitere Entwickelung des ursachlichen Verhältnisses. Eine blosse *brown*'sche Logomachie ist es, wenn S. 36 die Identität der entzündlichen und sthenischen Ruhr bestritten wird. Der Hauptzweck dieser ganzen Abhandlung, Cap. 2, geht dahin, zu beweisen, dass die Ruhr gewöhnlich asthenisch sey, worüber wir oben *unsere* Ansicht schon gegeben haben. Kräftig bestreitet der Vf. auch die, jetzt seltenere Meinung, die Ruhr sey gastrischer Beschaffenheit, oder sie sey bloss örtlich-krampfiger Natur, obschon sich diese letztere Meinung mit des Vfs. Ansicht leicht vereinigen läst, wie selbst §. 44 geschieht.) Asthenisirung durch Erkältung, durch raschen Wechsel der organischen Temperatur ist das wichtigste ursachliche Moment dieser Krankheit. Dabey scheinen jedoch die Ursachen der Ruhr von denen anderer epidemischer Krankheiten nicht wesentlich verschieden zu seyn. (Der Vf. ist fast geschäftiger, Einwürfe aufzusuchen, als sie zu beantworten. Mit vielen Worten sagt er in der That so viel als nichts über die Geschichte der Erzeugung der Ruhrkrankheit. Es ist auffallend, dass manchmal eine Epidemie in einem Orte herrscht, welcher nahe mit anderen umgeben ist, die von der Ruhr frey sind und bleiben. Tiefe Lage eines Ortes macht es nicht aus; Rec. hat Ruhrepidemieen an sehr hochgelegenen Orten beobachtet.) Es ist sehr wahrscheinlich, dass gewisse Veränderungen der chemischen Mischung der Luftschichten einer Gegend die epidemische Ruhr bedingen. Die Ansteckungsfähigkeit der Ruhr beschränkt der Vf. nur auf die bösartige faule Gattung derselben. Was der Vf. über Prognosis und Semiotik, Leichenöffnung und Nachkrankheiten angiebt, wollen wir übergehen, ob es gleich recht gut ausgeführt ist. Die Heilung betreffend, ist es wichtig, zu bemerken, dass die Ruhr eine Krankheit sey, welche ihrer Natur nach eben so verschieden ist, wie nach ihren Graden und formellen Modificationen. Es kann also von Einer und allgemein geltenden Behandlungsart nicht die Rede seyn, sondern die sthenische Ruhr muss anders behandelt werden, als die asthenische. Immer muss die Behandlung dem Grade angemessen seyn. (Der Vf. bringt hier wieder Vieles bey, was in die Symptomatologie aber nicht hieher gehört.) Für den ersten (gelindesten) Grad hypersthenischer Ruhr empfiehlt er (wohl der Theorie zu Gunsten) Brech- und Laxir-Mittel, wässrige, reizlose, schleimige Einspritzungen alle 3 — 4 Stunden wiederholt und mehr kühl als warm gegeben. Beym zweyten Grade sthenischer Ruhr ist die Aderlässe unentbehrlich. Bey der Behandlung der asthenischen Ruhr bemerkt der Vf., die Klinik derselben sey desswegen bisher so mangelhaft gewesen, weil man zu grosse Furcht vor dem Gebrauche aller reizenden Arzneymittel gehabt, und die Krankheit weniger wie ein allgemeines, als vielmehr wie ein örtliches Übel behandelt habe. Man müsse der Ruhr als einer allgemeinen Asthenie den reizenden Heilplan, nach gradueller Verschiedenheit, entgegen setzen. Bey gelinde asthenischen (rheumatischen, katarrhalischen) Ruhren sey es oft hinreichend, ein warmes Verhalten, warmen aromatischen Thee, kleine oft wiederholte Gaben versüsster Säuren und zweckmässige Diät anzurathen. (Der Vf. giebt hiebey auch die ganz unbestimmte Regel, zu sehen, welche Mittel am besten bekommen; ja er räth sogar starken Kaffee und Gewürzchocolade, S. 188!) Ausser diesen Mitteln empfiehlt er Infusionen von aromatischen Kräutern und Wurzeln, Calmus, Baldrian u. s. w., und örtliche Mittel. Gegen die Brechmittel declamirt er weitläuftig, aber nach unserem Ermessen nicht mit Grund, und eben so gegen die Laxirmittel und schleimigen Dinge. Örtlich angebracht, rühmt er Letztere. Beym zweyten Grad asthenischer Ruhr ist die Behandlung activer und entscheidender. Ausser den eben empfohlenen Mitteln sind hier angezeigt *Serpentaria virg. Flor.* (und *radices*) *Arnicae*, aromatische Wasser, Tincturen mit versüssten Säuren, kleinen Gaben Naphtha, Campher, Krähenaugen (?) und Opium. Letzteres hält der Vf. für das wichtigste Mittel. (Doch passen die *vogler*'schen Erfahrungen, S. 220, nicht hieher, weil bey denselben nur von dem sehr frühzeitigen Gebrauch, nach der sogenannten Suppressionsmethode, die Rede ist.) Doch macht Opium andere Mittel nicht entbehrlich. Lobenswürdig ist, dass der Vf. Vorsicht in den Gaben empfiehlt und vor Überreizung warnt. Er giebt $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran auf einmal für Erwachsene,

alle 1 bis 2 Stunden, aber anhaltend. (Die Nebenregeln, welche der Vf. hiebey giebt, sind auch nicht zu verachten, nur für diese Stelle zu weitläuftig.) Die Krähenaugen müssen dem Opium bey weitem nachstehen. (Mit Opium lassen sich dieselben gar nicht vergleichen, eher mit der Cascarille; Rec. braucht sie selten mehr, da er oft unangenehme, selten gute Wirkungen davon gesehen hat.) Sehr rühmt er kleine Portionen warmer aromatischer Injectionen, oft wiederholt; so auch gelinde Bäder. Der dritte Grad asthenischer Ruhr wird wie ein Typhus behandelt. Über die Nachkrankheiten hat der Vf. nichts gesagt, was des Auszuges werth wäre. Die ganze Schrift gleicht den übrigen des Hn. *H.* Sie ist nach demselben Leisten geschnitten, weitschweifig und doch nicht durchaus genügend, mit lateinischen Worten und undeutschen Wortfügungen, z. B. das *Vorhandensein*, die *Formverschiedenheit*, die *Theilsysteme*, *reziprok* u. s. w., reichlich begabt. Eine genaue Beschreibung der Epidemie zu Heroldsberg im alten Stil wäre vielleicht wünschenswerther gewesen.

Fj. n. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Meissen*, b. Gödsche: *Physikalische Versuche über den Magnetismus als scheinbaren Gegensatz des elektrisch-chemischen Processes in der Natur.* Von *Karl August Weinhold*, der Phil., Med. u. Chir. D., königl. preuss. Hofrath u. s. w. 1812. 70 S. kl. 8. (10 gr.)

Die von der königl. Akad. der W. zu Berlin schon zum zweyten Male aufgestellte Preisfrage, die physischen und chemischen Wirkungen des Magnetismus betreffend, gehört unstreitig mit unter die wichtigsten, die in unseren Tagen von Akademieen in Anregung gebracht worden sind, und sie gewinnt durch die in ihr gegebene, ausdrückliche Hinweisung auf eine erfahrungsmässige Begründung und Erläuterung des Begriffs der Polarität überhaupt ein erhöhtes Interesse. Es war daher befremdend, zu bemerken, dass diese Preisaufgabe von unseren Physikern so lange unbeachtet blieb, woran doch, wie mit Recht zu hoffen ist, die gedachte nähere Bestimmung wohl keine Schuld haben dürfte, und Hr. *W.* verdient Dank, dass er, wenn er auch nicht als Preisbewerber auftreten konnte oder wollte, doch durch die Mittheilung einiger interessanter Versuche über den Gegensatz des magnetischen und elektro-chemischen Processes Theilnahme an dem wichtigen Gegenstande zu bezeigen und zu erregen versucht hat. Es ist zu wünschen, dass nicht nur Andere, sondern vorzüglich auch Hr. *W.* selbst, die hier eingeschlagene Bahn weiter verfolgen mögen.

Der Magnetismus kündigt sich hier in einer Reihe sorgfältiger, nur zum Theil etwas zu minutiöser Versuche, als das Beschränkende der elektrisch- oder galvanisch-chemischen Action an. Eine galvanische Kette aus Zink- und Kupfer-Feile, mit Kochsalzsolution übergossen, und durch Kupferdrähte verbunden, wurde, wenn sie durch die umgekehrten Pole eines Magnets geschlossen wurde, dergestalt in ihrer Action gehemmt, dass diejenigen aufsteigenden Gasblasen, welche beym Hervorbrechen die Leitungsdräthe berührten, wieder reducirt wurden, und die Verdünstung des Flüssigen bey dauernder Schliessung der Kette durch den Magnet auf eine überraschende Weise beschränkt erschien. Dieselbe Verzögerung der Verdünstung erfolgte, als die beiden, 2½'' langen, von den Polen eines Magnets ausgehenden Eisendräthe, zum Behuf anderer Versuche, in 12 — 20 Tropfen Wassers einander im *Focus* eines zusammengesetzten, ohne Metall erbauten Mikroskops bis auf 1''' nahe gebracht wurden. Hiebey bildeten sich Gasbläschen an beiden Drathenden; doch in weit grösserer Anzahl am S. Pole. Es schlug sich Eisenoxyd nieder. Das am S. Pole niedergeschlagene aber reducirte sich nach mehreren Stunden wieder in Gestalt eines eisengrauen, strahligen Anflugs, während derselbe Niederschlag am N. Pole unverändert blieb. Die hinzugebrachten Polarenden einer voltaischen Säule erregten ein lebhaftes Spiel von Gasentwickelung, wobey, wie andere Versuche wahrscheinlich machten, die hier gewählten Platin-Leiter des Magnets, vorzüglich die des S. Pols, die von der Säule entbundenen Gase zur Reduction an sich rissen. Von mehreren in die Wirkungssphäre der einfachen magnetischen Leiter gebrachten Oxyden und metallischen Salzen zeigten einige, so weit diese Sphäre reichte, nach dem Verdunsten der Flüssigkeit deutliche Spuren der Reduction, und zwar vorzugsweise in der Region des S. Pols. Vorzüglich deutliche Resultate gaben *weisser Arsenik*, *essigsaures Bley*, *weisses Spiesglasoxyd*, am S. Pol. — *Quecksilbersublimat* am N. Pol bey Platindräthen. *Salzsaures Eisen* und *salzsaures Zink* aber gaben dieses Phänomen nur bey Leitung durch Eisendrath. Nicht verändert wurden: *Rothes Quecksilberoxyd* und *Merc. dulc.*, *salzsaurer Arsenik*, *salzsaurer Zink*, *salzsaures Zinn*, bey Platinleitung, — *schwefelsaures Eisen* und *Kupfer*; doch entbanden beide Letztere Blasen, vorzüglich am N. Pol. So ward auch *salzsaures Kupfer* während der Auflösung stark vom Platindrath des N. Pols angezogen, schlug sich aber krystallisirt und ohne allen metallischen Glanz nieder. *Schwefel* hinterliess am S. Pol einen blaulichen Glanz, der aus *Solfaturra* nach 12, — gemeiner erst nach 24 Stunden. Der Niederschlag des Schwefelkalis durch salzsaures Antimonium wurde unter den Polen *roth*, mit silberfarbenen Pünctchen. *Phosphor* gab unter Wasser Gas an beiden Polen; trocken verbrannte er nicht an der Luft im Wirkungskreise der Pole. — Auch gegen die voltaische Säule bewies die isolirte Magnetnadel einen merkwürdigen Gegensatz. Eine Säule von 8 Plattenpaaren, 2 Zoll Durchmesser, wirkte bey 1''' Entfernung nicht auf den N. Pol, den S. Pol hingegen fixirte sie, wenn die Nadel umgedreht wurde, und kehrte nach einigen Stunden die Pole dergestalt um, dass ihr ursprüngliches Verhältniss selbst durch wiederholtes Bestreichen nicht wieder hergestellt werden konnte. Dasselbe Verhältniss einer *synthesirenden* Thätigkeit, im Gegensatze gegen die *analysirende* des elektrisch-chemischen Processes, wie sie aus den erwähnten Versuchen hervorzugehen scheint, glaubt Hr. *W.* auch im thierischen Körper empirisch nachweisen zu können, indem die Organe der Assimilation und des Kreislaufs den Oxydationsprocess verschluckter Metalle fortwährend steigern, das Nervensystem hingegen sie durch einen höheren Hydrogenisationsprocess wieder reducire. Die versprochene Erzählung seiner Versuche an Hunden wird, wir dürfen es hoffen, die Resultate der von dem Vf. am Blutigel gemachten Beobachtungen (mitgetheilt in *Hufeland's* Journal) weiter fördern. Nur möchte man auch hier den Vf. vor dem *Hineinsehen* der Resultate in die Beobachtung zu warnen Ursache haben. Nirgends ist diese Täuschung leichter, und selbst verzeihlicher, als auf diesem Gebiete, wo die Natur den Erwartungen des Beobachters überall zuvorzukommen, und gleichsam durch die letzte Hülle, die ihr das weitgetriebene Experiment hier noch übrig gelassen hat, durchzuleuchten scheint. Das Mikroskopische vieler Versuche lässt von dieser Seite, wenn auch nicht Zweifel an der Richtigkeit des Gesehenen, doch den lebhaften Wunsch übrig, die Wirkung der verstärkten Action des Magnets in denselben Beziehungen näher kennen zu lernen, und die Natur der dadurch erzeugten Gase und Metallniederschläge zu erfahren. In wiefern des Rec. eigene Versuche die des Hn. *W.* bestätigen, wird an einem anderen Orte gezeigt werden.

***.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

PHYSIK.

Weimar, in Commiss. d. hoffmannschen Hofbuchhandl.: *Die Veränderung der Dinge, oder die Natur des Himmels und der Erde*, von *J. A. Kirchner*, Bauconducteur in Weimar. 1814. XXX u. 358 S. 8. mit 2 Kupfern. (2 Rthlr.)

Wir besorgen, dass der Vf. durch den allzu hoch klingenden Titel seines Buches die Leser eher abschrecken, als anziehen werde: denn dass es ihm gelungen sey, in einem Wurfe die ganze Natur des Himmels und der Erde zu erklären und klar vor uns darzulegen, wird kaum Jemand glauben wollen; wir halten es daher für Pflicht, wenigstens das voraus zu bemerken, dass mannichfaltige Kenntnisse und Bescheidenheit als achtungswerthe Eigenschaften des Vfs. hervorgehoben zu werden verdienen. Über seine Arbeit selbst werden wir nicht anders als im Einzelnen urtheilen können, und halten daher für nöthig, dem ganzen Gange seiner Darstellungen, so weit es möglich ist, zu folgen.

Erster Abschnitt. Von den Kräften, Bewegungen und verschiedenen Eigenschaften der Himmelskörper. Das erste Bemühen des Vfs. geht darauf hin, zu zeigen, dass „die Schwere nicht als Folge einer anziehenden Kraft, sondern als eine Eigenschaft der Materie anzusehen sey." Er irrt in den Vorbereitungen, die er hiezu macht, darin, dass er glaubt, die Mathematiker nehmen die Schwere im Mittelpuncte der Erde als unendlich gross an, welches bekanntlich gar nicht der Fall ist, vielmehr ist sie dort = 0; übrigens hat Hr. *K.* Recht, dass die ungleichen Massen der Planeten, dass die Bewegung *um* die anziehenden Körper, die gleiche Richtung der Bewegung der Planeten u. s. w. aus der blossen Attractionskraft nicht erklärt werden. Um seine Ansichten zu begründen, nimmt er (§. 5) eine ewige Materie an und (§. 7) eine von Ewigkeit her thätige Kraft. „Jede besondere Schwere eines Himmelskörpers setzt eine andere voraus, woraus sie erzeugt wird; man gelangt also zu dem Begriff einer allgemeinen Ponderabilität als Urkraft der Materie der Himmelskörper, und in der Veränderlichkeit dieser Urkraft liegt das Veränderliche der Himmelskörper selbst." „Kraft ohne Bewegung (§. 9) ist nichts, also ist auch Bewegung der Materie ursprünglich eigen." — „Die allgemeine Ponderabilität (§. 14) ist eine stetig wirkende Kraft, und die von ihr hervorgebrachte Geschwindigkeit kann folglich jede mögliche Grösse erlangen, wenn kein Hinderniss jener Wirkung Statt findet." „Die Kraft, mit welcher sich ein Körper bewegt, verhält sich wie das Quadrat seiner Geschwindigkeit; sie kann daher grösser werden, als die zur Bewegung antreibende Kraft." — Diese Sätze scheinen uns nicht sehr geeignet, ein System zu begründen; wir finden keinen Grund aufgeführt, warum die lebendige Kraft des bewegten Körpers durch das Quadrat der Geschwindigkeit abgemessen wird; wir wissen auch nicht recht, was wir uns dabey denken sollen, wenn der Vf. „die Schwere, welche in der Atmosphäre der Sonne da Statt findet, wo die Erde sich bewegt," als die Kraft angiebt, welche jeden körperlichen Theil der Erde zur Bewegung treibt; es sollte doch wohl vorher etwas angegeben werden, was jene allgemeine Ponderabilität hier anders als dort bestimmt, u. s. w. — Kurz Rec. muss sich entweder für zu philosophisch, das heisst, nach Gründen fragend haltend, oder für zu stumpfsinnig, um diese Gründe in des Vfs. Vortrage auffinden zu können; und welches von Beiden auch der Fall sey, fürchten müssen wir wenigstens, dass es anderen Lesern eben so ergehen werde. §. 17 fängt nun eine Darstellung an, die mehr mathematisch ist, und also leichter ganz bestimmt gewürdiget werden kann. „Die körperlichen Theile der Erde bewegen sich alle mit einer Kraft, die dem Quadrate ihrer Geschwindigkeit gemäss ist; der eine drückt in der Richtung, in welcher die Bewegung geschieht, auf den zweyten, dieser auf den dritten u. s. w. Jeder Theil bewegt sich aber mit derselben Kraft, und widersteht also jedem Theile mit eben der Kraft, mit welcher er gedrückt wird." (Rec. gesteht, dieses nicht zu begreifen. Eben weil alle sich mit gleicher Gewalt vorwärts bewegen, können sie ja keine Wirkung rückwärts äussern. Wir müssen also darauf Verzicht leisten, diesen Satz als ein Fundament der Untersuchungen, als festgestellt anzunehmen.) Hieraus würde nun, wenn wir bis dahin mit dem Vf. einig wären, allerdings ein Druck nach der Richtung der Bewegung und ein entgegengesetzter Druck für alle Theilchen folgen, und nach Hn. *K's.* Meinung geht hieraus „ein Druck von beiden Seiten gegen den Mittelpunct der Erde hervor." (Auch das erhellt nicht ganz, da ein Druck den anderen völlig zu zerstören scheint.) „Wegen der krummlinigten Bewe-

gung der Erde zerfällt die Schwere, welche die Erde gegen die Sonne zu treiben würde, in eine Tangentialkraft und in eine Normalkraft; aus beiden Kräften entsteht eine dritte Kraft, welche der Normalkraft gleich und entgegengesetzt ist." „So also entsteht aus der blossen Schwere bey der krummlinigten Bewegung eines Körpers ein Druck aller Theile gegen den Mittelpunct." (Die letzte Folgerung wollen wir gar nicht antasten, sie ist ziemlich eben so gut, wie die, auf welche unsere vorige Anmerkung sich bezog: aber wie ist eine solche Zerlegung und Zusammensetzung der Kräfte möglich, wie die hier angegebene? Der Vf. beruft sich auf die höhere Mechanik, und bedauert, dass er die nöthigen Formeln nicht beybringen könne; Rec. aber muss gestehen, so leid ihm auch jedes harte Wort thut, dass in diesen Zerlegungen gegen die gemeinsten Sätze der niederen Mechanik gesündiget ist. Die Centralkraft kann in dem Falle, welchen die Figur darstellt, nämlich bey der Kreisbewegung, gar nicht in eine Tangential- und eine Normal-Kraft zerlegt werden; wollten wir aber auch das, wie es bey der Bewegung in der Ellipse der Fall ist, zugestehen: so ist doch völlig unbegreiflich, wie nun aus Tangential- und Normal-Kraft eine dritte, der letzteren entgegenwirkende entstehen soll. Die höhere Mechanik wenigstens weiss hievon nichts.)

Es folgen nun Betrachtungen über die Änderungen, welche die Rotation der Erde in der Schwere hervorbringt, und hier entfernt sich der Vf. nicht sehr von den gewöhnlichen Ansichten; wir übergehen dieses und gehen zu §. 36 über. „Die Dichtigkeit jeder Materie beruht auf dem Verhältnisse ihrer Grundkräfte, der Expansivkraft und der nach Innen wirkenden Kraft. Da wir nun Schwere und Schwungkraft (die letztere als von der Rotation der Weltkörper herrührend) schon kennen: so haben wir nicht nöthig, noch eine neue Kraft anzunehmen." „Man hat ponderable und imponderable Substanzen angenommen; aber diese ganz heterogenen Dinge könnten nicht auf einander wirken. Wirkung und Gegenwirkung müssen überall gleich seyn, daher müssen wir jedem Theilchen Expansibilität und Ponderabilität zugleich zuschreiben." (Recht gut!). „Gegen den Mittelpunct eines Himmelskörpers nimmt der Druck der materiellen Theilchen zu; also ist dort auch die Expansivkraft grösser." (Jedoch könnte das, muss Rec. hinzusetzen, eben nicht aus der Schwungkraft hergeleitet werden, welche dort kleiner ist.) „In grossen Entfernungen nimmt die Schwere ab (allerdings, doch sehen wir nach des Vfs. Principien nicht recht ein, warum), die Schwungkraft aber zu; sehr entfernte Theile der Atmosphäre können also nicht mehr durch ihre Schwere genöthiget werden, den Himmelskörper zu begleiten; folglich muss eine andere Kraft sie dazu antreiben; der Himmelskörper kann sich also nicht im Vacuo bewegen, sondern in der Atmosphäre eines anderen Himmelskörpers." (Diese Schlüsse sind recht gut, wenn man mit Hn. K. annimmt, jeder Kraft müsse etwas widerstehen; hält man aber das nicht für erwiesen: so können immer die äussersten Theile der Atmosphäre sich unendlich verdünnt zerstreuen; die Mechaniker, die übrigens sich kein Urtheil in naturphilosophischen Discussionen anmassen, werden also vermuthlich in ihrer Einfalt fortrechnen, so als ob die Bewegung im leeren Raume geschähe; und ohne Zweifel werden Sonne, Mond und Sterne fortfahren, die Richtigkeit ihrer Rechnungen zu bezeugen.) §. 45 wird gezeigt, dass die Atmosphäre der Erde nur dadurch bestehen könne, dass die Atmosphäre der Sonne sie gleichsam zusammenhält, und dergleichen. Diese Schlüsse sind ganz folgerecht; nur leuchtet doch nicht ein, wie wir uns die bestimmte Aggregration, die wir tropfbarflüssig oder auch fest nennen, bloss aus der grösseren Nähe am Mittelpuncte und dem desshalb grösseren Drucke erklären soll. §. 46 wird gezeigt, dass ein Körper, der sich um einen anderen bewegt, *eine* Axendrehung während *eines* Umlaufes vollendet, wenn seine Bewegung der Wirkung der Kräfte frey folgen kann. — Die höhere Mechanik widerspricht auch hier; aber wir können darüber hier nichts sagen. §. 49 wird die Höhe der Atmosphäre eines Himmelskörpers so bestimmt, dass diese sich da endigt, wo die Schwungkraft der aus der fortrückenden Bewegung entstehenden Kraft gleich ist, das ist da, wo die Rotationsgeschwindigkeit mit der Geschwindigkeit in der Bahn gleich ist. Ferner richtet, sagt der Vf., der Halbmesser des Himmelskörpers selbst, sich bloss nach dem Halbmesser seiner Atmosphäre; die Atmosphäre nämlich widersteht der Auflösung der festen Theile u. s. w. §. 58. „Expansibilität muss der Materie so gut als Ponderabilität ursprünglich eigen seyn; wir dürfen daher schliessen, die Materie des Himmels müsse sich seit undenklichen Zeiten in einer kreisförmigen Bewegung befunden haben." (Ob diese Schwungkraft, welche gar nicht der Schwere direct entgegen wirkt, und welche an den Polen der Erde verschwindet, wirklich das leiste, was wir uns als Expansivkraft denken, wollen wir gar nicht erörtern; aber da der Vf. im Anfange seiner Schrift (§. 4) den bisherigen Physikern die Fragen vorhält, die sie gestehen nicht beantworten zu können (z. B. ob ein Stoss im Anfang aller Dinge die Planeten in Bewegung gesetzt habe): so hätten wir erwartet, nicht so auf das seit ewigen Zeiten Vorhandene verwiesen zu werden, indem damit wenigstens auch nichts erklärt ist.) §. 60. „Die lange fortdauernde Thätigkeit des Druckes oder der Schwere muss eine verhältnissmässige Wirkung hervorbringen; von ihr rührt der *Zusammenhang* fester Körper her." (Doch wohl nicht bey Körpern, die sich eben erst krystallisiren?) „Je länger der Druck seine Thätigkeit ausübt, desto grösser wird der Gegendruck oder die Expansibilität; daher lösen sich die Theile fester Körper mit grösserer Schnellkraft auf, wenn der Zusammenhang gehoben wird." (Rec. versteht diess nicht, und muss bekennen, dass die folgenden Erläuterungen, die er gern mittheilen wollte, wenn sie irgend zur Rechtfertigung des Vfs. beytrügen, ihm nicht das mindeste Licht geben. Es scheint, als habe der Satz von Gleichheit der Wirkung und

Gegenwirkung hier eine ganz irrige Ausdehnung erhalten, und als rühre daher die völlige Unverständlichkeit dieser Sätze.) „Die Dichtigkeit eines Körpers beruht bloss auf dem Verhältnisse seiner Grundkräfte." (Sehr gut!) „Je mehr der Druck *bey einerley* Expansivkraft zunimmt, desto mehr wächst auch die Expansivkraft" (das scheint sich zu widersprechen), „so dass beide Kräfte einander wie Wirkung und Gegenwirkung das Gleichgewicht halten; diese Zunahme der Expansivkraft findet nur Statt bey stärkerer Compression u. s. w." §. 69 beweist der Vf. nochmals, wie ein Druck gegen den Mittelpunct des Himmelskörpers entsteht; der Beweis ist aber keinesweges überzeugend, indem er erstlich die schon bey §. 17 erwähnte Schwierigkeit gegen sich hat, zweytens gar nicht erhellt, warum in der Figur der Druck nach LH nur ein Druck nach HK, und nicht eben so gut nach allen anderen Richtungen (da HK auf HL senkrecht ist) hervorbringen soll, drittens aus den gleichen Kräften HK, HL doch nur dann eine mittlere nach T gerichtete Kraft entstehen kann, wenn HTL = 45° ist. Für uns wenigstens hat der Vf. zu wenig gesagt, um diese Zweifel zu beseitigen.

Der Vf. kömmt nun auf einzelne Erscheinungen, und hier, wo seine Grundprincipe ihn nicht mehr leiten, sondern er sich im Felde gewöhnlicher physischer Untersuchungen befindet, stimmen wir mehr mit ihm überein. Was er z. B. von Winden und Seeströmen sagt, ist zwar nicht neu, aber ganz gut, und Niemand wird darüber unzufrieden seyn, dass die Aufschlüsse, die er uns giebt, uns in der dunkeln Meteorologie nicht weiter bringen. Was er hier sagt, ist wenigstens verständlich, und enthält nichts Widersinniges. Seine Theorie des Regens möchte indess schwerlich Beyfall finden, und es ist auch sicher unmöglich, dass man, ohne wenigstens der Wärme zu erwähnen, eine Theorie des Regens geben könne; in dieser Hinsicht ist der entscheidende Ton, mit welchem diese Dinge hier gleich längst erwiesenen Sätzen vorgetragen werden, etwas anstössig. §. 102 geht Hr. K. in seinen Betrachtungen wieder zur Astronomie über, und es wird uns erlaubt seyn, ihm hier noch einmal ins Einzelne zu folgen, da sich bey diesen Gegenständen am leichtesten so, dass kein Streit mehr möglich ist, über Wahrheit und Irrthum entscheiden lässt.

„Der Mond wird durch die Atmosphäre der Erde nach derselben Richtung, nach welcher die Erde sich dreht, herumgeführt." Wie ist es möglich, so etwas zu behaupten, da, wie wir mit Sicherheit wissen, schon in 10 Meilen Entfernung von der Erd-Oberfläche die Atmosphäre so äusserst dünne ist, dass sie kaum noch für etwas gelten kann, und da folglich an ein Fortreissen eines so kraftlosen Stromes gar nicht zu denken ist? — Und ferner, warum erhält sich dann die Bahn des Mondes in einer Neigung gegen den Erd-Äquator, die gar nicht unerheblich ist? — Der Vf. sagt zwar, er entferne sich *nicht weit* vom Äquator; aber 25 Gr. und zuweilen sogar 28 Grade Neigung sind in der That ziemlich viel, wenn der Körper unter einer so schiefen Richtung gegen die mächtig fortreissenden Theilchen des (angeblichen) Stromes sich durcharbeiten muss. Was der Vf. in der Folge darüber sagt, hebt diese Zweifel nicht, und eigentlich ist ja die Lehre von den cartesianischen Wirbeln längst widerlegt. §. 108 ist ganz richtig, und die ganz gewöhnliche Darstellung der Beschleunigung und Verzögerung in der krummlinigten Bahn. Dagegen ist §. 109 unrichtig: keinesweges ist da die Bahn senkrecht auf den von der Sonne ausgehenden Radius, wo dieser senkrecht auf der Apsidenlinie steht; der Vf. giebt sich gar nicht einmal die Mühe, dieses zu beweisen, sondern stellt es als eine anerkannte Wahrheit hin, obgleich er doch aus der höheren Mechanik wohl wissen wird, dass Niemand ihm dieses einräumt. Der Vf. fügt hieran allerley richtige und unrichtige Schlüsse durch einander, die wir nicht einzeln aufführen wollen; doch müssen wir bey der anmassenden Anmerkung zu §. 113 verweilen. Der Vf. behauptet hier, die Bahn des Planeten sey in der Sonnennähe *am wenigsten* gekrümmt, und schliesst daraus, diese Bahn sey keine Ellipse. „Nach der höheren Geometrie, sagt er, gehört zu jeder Geschwindigkeit eines Körpers, welcher frey den Wirkungen seiner Kräfte überlassen ist, ein anderer Krümmungshalbmesser, und es ist unglaublich, wie man dagegen hat sündigen können." Über diese Sünde müssen wir wohl ein ernsthaftes Wort reden. Zuerst spricht die Erfahrung deutlich gegen des Vfs. Meinung, und alle Vernunftschlüsse *a priori* müssen, wie der Vf. selbst eben hier deutlich sagt, als falsch anerkannt werden, wenn die Erfahrung ihnen widerspricht. Die Erfahrung führte auf eine Ellipse und auf das Gesetz der Gleichheit der Sectoren in gleichen Zeiten, und die Beobachtungen würden es zeigen, wenn die Bahn wirklich von der Ellipse so stark abwiche, als es Hr. *K.* meint. *) Diese Erfahrungen, die durch jede unserer Vorausberechnungen und deren Eintreffen gerechtfertigt werden, verdienten nicht so bey Seite geschoben zu werden. Zweytens was sind es denn für Schlüsse *a priori*, denen wir hier huldigen sollen? In der eben angeführten Stelle finden wir keine, die man gründlich nennen könnte. Ein Körper, welcher der Wirkung seiner Kräfte frey überlassen ist, geht geradlinigt fort, das wird der Vf. selbst nicht leugnen, denn unter *seinen* Kräften wird man wohl nicht eine *fremde* gegen die Sonne gerichtete Kraft verstehen dürfen; sollen wir aber diese verstehen: so ist der obige Satz mit gar nichts begründet, sondern man hat ja nur nöthig, eine stärkere Anziehungskraft der Sonne in der Sonnennähe als in der Sonnenferne vorauszusetzen, um das zu compensiren, was die grössere Geschwindigkeit bewirken würde; und diese grössere Kraft der Sonne nimmt ja der Vf. §. 56 selbst an. Es würde unnöthig seyn, hiebey länger zu verweilen, da Jeder, der nur eine populäre, aber gründliche Dar-

*) Vollends bey den Cometenbahnen.

stellung der astronomischen Lehren ließt, sich leicht überzeugen kann, wie viel die gewöhnliche Theorie für sich hat. Drittens. Das Merkwürdigste aber ist, dass, ganz abgesehen von mechanischen Gründen, die Curve, welche der Vf. den Himmelskörpern als Bahn vorzuzeichnen meint, *geometrisch unmöglich* ist, das heisst, es giebt keine Curve, welche die von Hn. *K.* gefoderten Eigenschaften in sich vereinigte. Um diess zu übersehen, müssen wir unsere Leser bitten, sich nach folgenden leichten Angaben eine Figur zu entwerfen. Es sey durch die Sonne S eine gerade Linie BA, die Apsidenlinie der Bahn, gezogen, B bezeichne die Sonnennähe, A die Sonnenferne; man errichte ferner SE durch S senkrecht auf BA, und gebe SE eine Länge grösser als SB, kleiner als SA. Die Bahn soll nun nach Hn. *K.* folgende Eigenschaften haben: sie soll, eine Art von Oval bildend, in B und und A die Apsidienlinie und in E die Linie SE senkrecht schneiden; in B soll sie am wenigsten gekrümmt seyn, in E mehr, in A am meisten. Um zu sehen, ob dieses möglich sey, dient folgende Überlegung. Der Bogen BE ist gewiss kürzer als EA; die Lage der Tangente ändert sich um 90 Grad, indem man von B bis E fortgeht, und wieder um 90 Grad, indem man von E bis A fortgeht, also eben so viel auf dem kürzeren Bogen BE, als auf dem längeren EA; folglich ist der kürzere Bogen im Mittel mehr gekrümmt als der längere, weil die Krümmung desto stärker ist, je kürzer der Bogen ist, für welchen die Tangente ihre Lage gleich viel ändert. Die mittlere Krümmung des Bogens BE ist also stärker, als die mittlere Krümmung des Bogens EA; die Krümmung in E ist grösser, als die mittlere Krümmung in BE (weil die Krümmung von B bis E immer zunehmen soll), also die Krümmung in E bedeutend grösser, als die mittlere Krümmung in EA; aber der Vf. verlangt, dass die Krümmung von E bis A immerfort zunehme, also die Krümmung in E geringer als in irgend einem anderen Puncte von EA sey; — folglich muss in E zu gleicher Zeit die schwächste Krümmung des Bogens EA und doch eine die mittlere desselben Bogens übertreffende Krümmung seyn, welches unmöglich ist. — In eben dieser Anmerkung hat auch die feste Überzeugung des Vfs. ihn verleitet, *Euler* zu hofmeistern in einem Puncte, wo nur ein Anfänger fehlen kann. Wem in *Euler's* und *Kästner's* Schriften es so vorkömmt, als hätten diese Männer nicht recht gewusst, wie sie den *Sinus* und *Cosinus* gebrauchen sollten, dem rathen wir wohlmeinend, vorher sich selbst zu fragen, ob nicht etwa *er selbst* hier im Irrthum befangen sey; und sicherlich — so wenig wir *Euler* für infallibel erklären wollen, — in Fällen der Art wird *Euler* immer Recht behalten, so wie denn auch hier der Vf. Unrecht hat, und von Trigonometrie gar nichts wissen müsste, wenn er nicht schon längst seinen Irrthum eingesehen hätte.

Wir wären wohl entschuldiget, wenn wir hier im Unwillen uns von Hn. *K.* trennten, und diese Anzeige schlössen; aber da diese Unbescheidenheit des Vfs. mehr Übereilung seyn mag, als unverbesserlicher Dünkel: so wollen wir ihm nur freundlich warnen, sich nicht wieder naturphilosophischen Speculationen hinzugeben, da er offenbar für diese nicht gemacht ist. Viel gerathener wird es seyn, wenn er sich ruhige Erforschung des Einzelnen, Zusammenstellung von Erfahrungen und gewöhnliche empirisch physische Untersuchungen zu seiner Beschäftigung wählt, und wir hoffen mit Sicherheit, dass er da etwas sehr Brauchbares und Gelungenes liefern könne.

Wir wollen den Inhalt des Buches nun weiter angeben, dabey aber nur ganz kurz und ohne weitere Anmerkungen den Gang der Untersuchungen bezeichnen. Die Betrachtungen über die Bewegungen der Himmelskörper, über die Ursachen der Inclination der Bahnen, die Schnelligkeit ihrer Bewegung, die Unveränderlichkeit der Sternzeit auf der Erde, die Bewegung, welche der Centralkörper mit dem ganzen Heere der Himmelskörper haben soll und dergleichen, gehen bis §. 170 fort. Dann folgen Untersuchungen über Gegenstände, die mehr in die Meteorologie gehören. Hr. *K.* sucht z. B. die Gründe der täglichen Variationen des Barometers, theilt Nachrichten über die periodischen Regen mit, erklärt den beständigen Ostwind in der heissen Zone u. s. w. Hier kommen einige ganz gute Bemerkungen vor, z. B. dass das Meer bey Nova Zembla darum so sehr kalt sey, weil es gar keinen Zufluss aus wärmeren Meeren erhält, und dass darin wohl ein Hauptgrund der strengen siberischen Kälte liege. Hierauf folgen Untersuchungen über Fluth und Ebbe, über Meeresströme u. s. w. Dann kömmt der Vf. noch einmal auf die tropischen Regen und ähnliche Gegenstände zurück u. s. w.

Der zweyte Abschnitt führt die Überschrift: Von Wärme, Licht, Feuer, Elektricität, Magnetismus, und giebt über manches Einzelne sehr richtige Aufklärungen. Meteorologie und physische Geographie scheinen des Vfs. Lieblingsstudien zu seyn: denn auch hier kömmt er oft auf sie zurück, und zeigt gerade da die meiste Belesenheit; wir wünschten daher sehr, dass er seinen Fleiss, aber nur ja nicht seine Vorliebe für Hypothesen, auf diese so wenig bearbeiteten Fächer wenden möchte, indem wir überzeugt sind, dass ein geistvoller Sammler, wenn er sich streng an Erfahrungen hält, hier viel Wichtiges aus dem schon vorhandenen, ungeordneten Stoffe zusammenbringen kann. Wir wollen von dem Inhalte dieses Abschnittes, so wie des dritten, über die Beschaffenheit und die Veränderung der Erd-Oberfläche, nichts weiter sagen, da eine Entwickelung der Meinungen des Vfs. sich nicht auf wenigen Seiten geben lässt, und überdiess sich da wieder Veranlassung zu Einwürfen und Widerlegungen fände, durch welche diese Anzeige selbst zu einem Buche anwachsen möchte. Wir werden uns sehr freuen, wenn der Vf. sich bewogen findet, seine Gewandtheit im Entwickeln von Hypothesen nur da anzuwenden, wo die deutliche Erfahrung vor Irrthümern sichert, und wenn er mit strengerer Kritik der Erfahrungen und grossem Misstrauen gegen zu hochfliegende Hypothesen, nicht mehr die ganze Natur zu umfassen strebt, sondern sich der richtigen Zusammenstellung des Einzelnen widmet. i. e. c.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1816.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Zweyter satyrischer Feldzug mit humoristischen Abschweifungen*, von *Th. H. Friedrich*. Nebst einem Zueignungsschreiben an den Oberlieferanten und geheimen Finanz-Agenten Hn. Abraham David Wallfisch. 1815. 350 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Dritter satyrischer Feldzug*, von *Th. H. Friedrich*. Nebst Zueignungsschrift an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus. 1816. 305 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unser allgemeines Urtheil über den Werth der satirischen und humoristischen Schriften des Vfs. haben wir bereits in der Jen. A. L. Z. 1814. No. 211, ausgesprochen; der Gehalt der vor uns liegenden Feldzüge bleibt dem ersten ähnlich, nur ist er in einer gewissen Mannichfaltigkeit von ihm unterschieden. Eine grosse Beweglichkeit der Phantasie, daher auch glückliche, oft schelmische Einfälle und Wendungen, eine Leichtigkeit des Vortrags, unterstützt von einer vielseitigen literärischen Kenntniss, eine Geschmeidigkeit des Ausdrucks, die sich bis auf die Umrisse, Stellungen und Einkleidung erstreckt, eine gewisse Wärme in der Zeichnung und ihrer Betonung sind unverkennbare Vorzüge; aber jene allgemeine und gleiche Wirkung, die aus der Anordnung, aus der Wahl, der Abstufung und Harmonie überall befriedigend für den Leser hervorgehen sollte, jenen Reichthum, der nicht dürftig, jenen Überfluss, der nicht mager, jene Männlichkeit, die nicht weibisch wird, jenes Edle, das das Triviale vermeidet oder ihm eine höhere Form verleiht, jenes Anständige, das sich mit dem Begriffe der Schaam, der Zurückhaltung, Bescheidenheit überall gepaart erhält, selbst da, wo das Satirische sich wohl eine leise Nichtachtung der Personen, des Orts und der Umstände, und wo das Humoristische sich eine Art calotischer Figuren erlauben darf, — jene Ausführung, die sich von Schüchternheit wie von Einerleyheit entfernt, ohne die Decenz und die Einheit zu verletzen, und endlich jene Kunst, wodurch die Sichtbarkeit der Theile auf ihrem Grunde verhütet seyn sollte, wird man entweder ganz vergebens suchen, oder nur im Einzelnen da finden, wo das Gemüth des Lesers dem Verstande voreilt, oder der Verstand die Lücken des Gemüths künstlich ergänzt. In dem zweyten Feldzuge möchten vielleicht der erste und dritte Aufsatz die anziehendsten und gelungensten seyn, jener wegen seiner launigen, oft ächt humoristischen Einfälle (man könnte sie eine lustige Papillotirung nennen), dieser wegen seiner Rundung und Abgeschlossenheit. Der erste ist überschrieben: *über den Zustand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhundert, nebst Anweisung zum zweckmässigen Gebrauche des Kantschu's; eine poetische Vision*. Die Erfindung ist nicht neu, nicht alt (in dem französischen *Journal des Dames* kommen ähnliche Visionen neuerer Zeit vor, auch *J. v. Voss* hat sie in politischer Hinsicht neuerlichst benutzt); aber die Idee einer in Lebensart, Denk-, Handlungs- und Lehr-Weise noch mehr als jetzt verwandelten, oder zum angeblichen Culminationspuncte der Aufklärung fortgeschrittenen Welt im Jahre 1901 durch Ansicht des gegenwärtigen Lebens und der Schule in einzelnen Theilen lebendig ergriffen. Z. B. ein märkischer Bauer spricht drey fremde Sprachen, liest die Georgica des Virgils in der Ursprache, sein Acker wird ohne Mühe von einem durch eine Dampfmaschine getriebenen Pfluge bearbeitet; sein frugales ländliches Mahl besteht in Madeira, Ananas; seine Wohnung ist eine der elegantesten Villen; seine Felder in eine Nord- und Süd-Colonie eingetheilt; dort zieht er Kartoffeln zur Zuckerbereitung, hier Südfrüchte aller Art, und die südliche Temperatur hat er auf dem durch chemische Düngung veredelten Sandboden durch Wärme-Sauger, d. h. durch Glasglocken herbeygezaubert; seine Tochter, eine Anadyomene von Gestalt, statt in dicken Friesröcken und Holzschuhen, ist in Mousselin gekleidet, spielt das Fortepiano, singt wie eine Mara, und hat eine auserlesene Bibliothek alter und neuer Classiker, und unter Letzteren auch Goethe's Wahlverwandtschaften; eine Culturmaschine (hier springt der Vf. auf einmal von seinem Begriffe ab), worin die Köpfe der Jugend des ganzen Dorfes hineingespannt werden, die Kehrseite auswärts, um sie dem Spiele einer von einer Dampfmaschine getriebenen Karbatsche freyzustellen, und die Weisheit *a posteriori* in abgemessenen kraftvollen Taktschlägen hervorzutreiben, — diese Maschine, eingeführt in allen Gemeinden, in allen Schulen, Arbeits- und Zucht-Häusern, fördert alle Sprachen, Wissenschaften, Schauspielertalente, Singakademieen zu Tage,

ein Naturphilosoph, mit dädalischer Kunst aus den Wolken herabfahrend, bringt einen armen Sünder, der 48 Stunden am Galgen gehenkt hatte, zum Leben; in einer Stadt wird der Visionär wegen der Hals- und Athem-Steuer plombirt, und muss im Tempel der Themis für eine ihm gestohlene und als die seinige anerkannte Uhr Processkosten und eine Strafe, sogar eine Belohnung an den Dieb bezahlen, weil ein Gesetz mit der Belohnung des Diebes alle Nachlässigkeit und so alle Diebstähle verhindern wollte; in einem diesem Tempel nahen Addrefs-Comptoir, wo er den Rest seiner Habseligkeiten versetzen wollte, wird er durch drey hereintretende Frauenzimmer belehrt, dass hier blos mit Personen Verkehr getrieben, und dass statt des alten, dem Zeitgeiste widersprechenden Ehestandes, Probeehen eingeführt, ja sogar statt der zweyspännigen Ehen die Vereine mit 4, 6 und mehreren Personen vorgeschlagen sind; ein heroisch-religiöses Schauspiel in 7 Acten, die Suppe der Kraft, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten, geschändeten Jungfrauen, wahnsinnigen Greisen, behandelte einen historischen Stoff aus dem 19 Jahrhunderte, Polonean der Wüthende genannt; ein Ballet, Adam und Eva, worin die Schlange, als Stutzer erscheinend und ein *Pas de deux* mit der Eva tanzend, Unterricht in den Geheimnissen des thierischen Magnetismus ertheilte, um dem Adam plötzlich ein paar Hörner wachsen zu lassen, schloss die Vorstellung, und nach Beendigung des Stücks gingen viele Zuschauer in ein Addrefs-Comptoir, um die guten moralischen Vorsätze in Ausführung zu bringen, und besonders die Hagestolzen zu bekehren. Kirchen gab es nicht mehr, und die Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Naturphilosophie, Astronomie, Physik, Chemie, Staatswirthschaft, Rechtsgelahrtheit in ihrer Excentricität, z. B. der Chemie, welches die Bestandtheile der Leberflecken und Sommersprossen seyen, der Staatswirthschaft, die eine Vermessung der Bäuche vorschlägt u. s. w., sind, wie der weibliche Cyclus, der als Staats-, Regierungs- und Ober-Landes-Gerichts-Räthe, als Hauptleute und Generale sich auszeichnet, im Geiste des Magisters Aletheios, herausgegeben vom Antibarbaro-Labienus, der Göttin der Thorheit geweiht. Der dritte Aufsatz: *Israels Jubel, oder der Geburtstag des grofsen Lieferanten, nebst einer Excursion in das Schlaraffenland*, ist gewiss von einer bekannten Geschichte copirt, die noch in dem Andenken der Berliner lebt; der ganze jüdische Charakter — einfältige Prunksucht mit meistens erstohlenen Reichthümern, bey einer Affectation eines bleibenden Ruhmes — tritt in allen lichten Farben hervor, und mehr Leben erhalten sie noch von den parasitischen Christen. Der zweyte Aufsatz *über die Kunst zu lachen, mit Hinsicht auf das grofse Hanswurst-Theater der Welt*, ist zu ernst und zu spashaft zugleich; die Wirkung des Einen geht durch die des Anderen verloren. Der vierte: *Napoleonisches System, oder kurzgefasste Theorie der Eroberungskunst, eine Vorlesung des Mephistopheles, gehalten im geheimen Klubb der Teufel*, erinnert an seinen ersten Feldzug; unter den drey Mitteln, worauf das napoleonische System beruht, 1) das Herrschen als höchstes und einziges Ziel, 2) jedes Mittel zu diesem Ziele als erlaubt zu betrachten, 3) die Menschen nur als Mittel zum Zwecke anzusehen, und sie daher durch die stärksten Leidenschaften (Ehrgeiz, Habsucht und Ungebundenheit) an sich zu ziehen, hat er das letzte am lebendigsten aufgegriffen, und die offene, wie auch die heimliche Gewalt, in sofern sie lohnend für diesen Zweck ist, meistens wahr geschildert; aber die Wahrheit hat ihm die Laune verdorben. Der fünfte: *Leben, Thaten, Denksprüche und höchst merkwürdige Schicksale eines Papageyen* (er wandert von Hand zu Hand, und wird mit dem, was er von seinem jedesmaligen Besitzer erlernt hat, der Rathgeber in den wichtigsten Angelegenheiten), ist abgenutzt. Im sechsten Aufsatze, *der idealische Staat, oder die deutsche Colonie auf den canarischen Inseln*, wird die Träumerey eine Wirklichkeit ohne ergreifendes Interesse; ungefähr so, wie hysterische und hypochondrische Kranke oft hergestellt werden. *Der Vorschlag zur Errichtung einer Maulhelden-Legion* im siebenten Aufsatze hat als Vorschlag mehr Humoristisches, denn als Ausführung. Die 8 folgenden Aufsätze bis 15, als: 8) *curiose und höchst erbauliche Fata einer reisenden Dorfgesellschaft*; 9) *Gemälde aus dem Traumreiche, das Dichterparadies und ein humoristischer Abstecher ins Elysium*; 10) *Lebenslauf und philosophische Ansichten eines Liederlichen*; 11) *der Narrenvormund und dessen Plan zur Errichtung eines General-Land-Narrenhauses*; 12) *Selbstvertheidigung des Justiz-Commissaires Nimm gegen die Anschuldigung, dass er ein geheimer Bekenner des Judenthums sey*; 13) *Fastenpredigt des Pastor Fiducius, worin er die Gemeinde in Sandloch zur Genügsamkeit und Übung christlicher Geduld anmahnt*; 14) *Schattenrisse* und 15) *eine Satire des Vfs. auf sich selbst*, sind einzelne spärliche Fulgurationen, die im Ganzen für das Publicum wenig, für Berlin, wo die Andeutungen verständlicher werden, mehr Reiz haben können.

Der dritte Feldzug (No. 2.) (sechs Artikel reich) hebt mit der Zueignungsschrift des Vfs. an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus an. Weder hier noch in dem funfzehnten Aufsatze des zweyten Feldzuges hat der Vf. seine Person leicht gegen die Recensenten herausgehoben, obgleich Satire und Humor gleich grofsen Spielraum gewährten. 1) *Das mechanische Cabinet des Hn. Tschaupert in Nürnberg* ist eine weitere Ausführung der einmal bey ihm angeregten Begriffe, was aus dem Menschen mittelst Maschinen zu machen sey. Das Cabinet zerfällt in mehrere Abtheilungen. Die erste enthält: *die Tugendschanze* (ein neues italiänisches Schloss); *der Ehe-Barometer* (das öftere und hastige Öffnen und Zuschlagen der Thür als Gradmesser der Temperatur); *der Sturm- und Wetter-Mantel der Ehe* (ein Ohrdämpfer); *der Eheblitz-Ableiter* (eine am Rücken der Frau angesetzte karbatschenähnliche Wetterstange); *eine Complimentirmaschine* (ein Hutab-

nehmer nach Knoten, um die Grade der Begrüssung beobachten zu können). Im zweyten Cabinet: *die Schönheitspresse* (ein Schraubenstock); *die Correctionsmaschine* (die bereits beschriebene Culturmaschine); *der Kirchenwecker oder die Andachtsmaschine* (ein Nasenschnepper am Klingelbeutel); *eine Enthusiasmusmaschine* (der vorigen ähnlich); *die Thränenpumpe* (mehr Jammertönen-Pumpe); *eine Knallmaschine* zur Verstärkung der Redewirkung; *die Spuk- und Geister-, die Erschütterungs-Maschine, der Gebets- und Eides-Haspel* — alle diese Maschinen sind, die Enthusiasmus-, Thränenpump-, Knall-Maschinen vielleicht ausgenommen, schaal, hingegen die Maschinen zum Gesetz-, Urtheile-, Decrete-, Bücher-, Recensionen-, Verse-Machen nicht ohne Erfindung. 2) *Satirische Zeitungs-Nachrichten.* Ein Beyspiel mag genügen: ein Gelehrter macht die wichtige Bemerkung, dass die Abnahme der Sandberge von der zunehmenden Streusand-Consumtion in unseren schreibseligen Zeiten herrühre. Das Übrige ist meistens diesem gleich. 3) *Versuch einer Erklärung der sieben grossen historischen Skizzen des Malers David, welche bestimmt waren, nach ihrer Vollendung in dem weyland Musée Napoléon aufgestellt zu werden.* Wenn auch der lichtenbergische Humor fehlt: so wird doch diese Erklärung nicht missfallen. Der Vf. wiederholt sich zwar oft in seinen Ergüssen mit den vorigen Feldzügen, er kann sich schwer von gewissen Bambochaden trennen, aber er weiss auch hier Vieles, z. B. Marschall *semper nen*, und das aus Pradt *du sublime au ridicule il n'y a qu'un seul pas etc.* gut zu benutzen. 4) *Herzensergiessungen des hochadelichen Fräuleins Ursula von Unkenburg bey der Nachricht von dem Siege bey la belle Alliance; ihr Triumph über den Sturz der bürgerlichen Clique und über die nun endlich zu hoffende Wiederkehr der alten noblen Zeit; nebst Strafpredigt gegen den überhandnehmenden esprit de Bourgeoisie bey der hohen Noblesse, und Nachricht von der Stiftung einer adlichen Menagerie.* Der Vf. hat sich im Titel erschöpft, wir danken ihm aber doch für die jetzt so nöthige Anregung. 5) *Thorheit und Weisheit*, ein (gewöhnliches) arabisches Mährchen. 6) *Nasenstüber.* Dass das Urtheil über Mangel an Decenz nicht ungerecht sey, beweist gleich der erste Nasenstüber: Der Weg zum Amte, Freund! das pred'ge deinen Kindern, ist sehr beschwerlich jetzt, er führet durch den H. t. n. . . . Dk.

PÄDAGOGIK.

HEILBRONN, b. Class: *Elementarbuch der Realkenntnisse für die Jugend und ihre Lehrer, vornehmlich in Real- oder Bürger-Schulen, auch für Institute und häuslichen Unterricht.* Von *C. L. Gehrung*, Pfarrer zu Donnstetten im Würtemberg. I Thl. 1812. XXXII, XII u. 204 S. II Thl. 1813. XIV u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *G.* meint in der Einleitung, welche „eine Ansicht und (die) Mängel der Pädagogik und Didaktik" enthalten soll, dass der Unterricht in Realkenntnissen bey der Jugend zu weit ausgedehnt werde, und vergleicht den Erfolg einer solchen Erziehung mit einem Baume, wie er am Christabend für Kinder hingestellt werde. Er hänge zwar voll von schönen Sachen und Süssigkeiten; aber der Baum selbst habe weder Saft, noch eigenen Trieb, noch Wurzeln. Und Rec. stimmt ihm in sofern bey, dass allerdings zu wenig auf die formale Bildung bey der Erziehung Rücksicht genommen wird. Die Entwickelung der Kräfte des Gemüths und eine Anleitung zum Denken und Sprechen wird in Bürgerschulen gewöhnlich ganz vernachlässiget; aber man begreift nicht, wie der Vf. bey dieser Einsicht ein so weitläuftiges Werk über Realkenntnisse zum Unterricht für Bürgerschulen bestimmen konnte. Denn von Realschulen, die den Formalschulen entgegen stehen, findet sich noch kein Unterschied in der Erfahrung. Wird in Bürgerschulen, wo die formale Bildung und der Unterricht in Realkenntnissen zugleich befördert werden sollen, das gegenwärtige Buch zum Unterricht in diesen Kenntnissen gebraucht: so bleibt für die formelle Bildung keine Zeit übrig, und Hr. *G.* verfällt selbst in den Fehler, vor welchem er in der Einleitung gewarnt hat. Wir führen zum Beweis unseres Urtheils den Inhalt seiner Schrift an. Der *erste Theil* enthält überhaupt Naturkenntnisse und Religion, und hat folgende 7 Abschnitte: I. Naturgeschichte des Menschen oder Physiologie. II. Naturgeschichte der Mineralien, Pflanzen und Thiere. (Hier werden in drey Unterabtheilungen Mineralogie, Botanik und Zoologie besonders abgehandelt.) III. Naturlehre. IV. Sternkunde und Zeitrechnung. Nebst einem Anhange von der Himmelskugel und der Chronologie. V. Seelenlehre. (Dieser Abschnitt hat folgende Unterabtheilungen: 1) Vorstellungsvermögen, 2) Gefühlvermögen, 3) Begehrungsvermögen.) VI. Religions- und Tugend-Lehre. VII. Geschichte der Religion. Der *zweyte Theil* enthält die historischen Kenntnisse und encyklopädische Erklärungen in folgenden Abschnitten: VIII. Mathematische, physikalische und politische Erdbeschreibung. IX. Erdbeschreibung von Europa (nach der Eintheilung in Staaten im Rheinbunde und Staaten ausser dem Rheinbunde). X. Erdbeschreibung von Asien, Afrika, Amerika und Australien. XI. Götter- und Fabel-Lehre. XII. Geschichte der alten Völker vor Christi Geburt. XIII. Geschichte des römischen Reichs nach Christi Geburt, und Geschichte der Deutschen bis auf unsere Zeiten. XIV. Geschichte der übrigen europäischen Staaten. XV. Encyklopädische Erklärungen. Ein Anhang enthält die Geschichte des Königreichs Würtemberg. — Man sieht leicht ein, dass ein solcher Cursus in Bürgerschulen gar nicht anwendbar seyn kann. Zugleich bemerken wir, dass Alles in Paragraphenform vorgetragen ist, und dass Lehrer in Bürgerschulen bey mehreren Wissenschaften noch andere Bücher nöthig haben, um über die nur kurz berührten Sachen die gehörigen Erklärungen geben zu können. Der Vf. sagt zwar S. VII im 2 Theil: „Man lasse

Manches, was in diesem Elementarbuche vorkömmt, oder darin nur angedeutet ist, lieber unerklärt, ja übergehe es nach Zeit und Umständen, als dass man den Knaben eine wässerichte Brühe darüber hergiessen (hergiesse) oder durch zu weitläufs (weitläuftige), wenn auch noch so gründliche — Explication seinen Knabenkopf schwindlich mache, verwirre und einer zerstreuten Einbildung ohne Gründlichkeit Preis gebe." Aber wozu, möchte man fragen, steht Vieles da, wenn es an sich nicht verständlich ist, und auch vom Lehrer nicht erklärt werden soll? Überhaupt lassen sich mehrere hier abgehandelte Wissenschaften, z. B. Mineralogie, Zoologie, Botanik und Physik, ohne für Bürgerschulen zu theuere Hülfsmittel, nicht vortragen, und das Allgemeine von diesen Wissenschaften, was sich ohne Hülfsmittel beybringen lässt, konnte auf wenig Seiten zusammengetragen werden. Was soll man endlich sagen, wenn Knaben in Bürgerschulen von Polizey, Cameralwissenschaft, Exegese, Apologetik, Dogmatik, Diplomatik, Jurisprudenz, Chemie und Pharmacie sprechen sollen? Heisst diess nicht einen Knabenkopf schwindlich machen und verwirren? K.

1) Salzburg, in der mayr'schen Buchhandl.: *Lehr- und Lese-Buch für die obere Schülerclasse der Volksschulen*, bearbeitet von *Aloys Maier*, zweytem Inspector am königl. baierischen Schullehrer-Seminarium zu Salzburg. 1814. 174 S. 8. (10 gr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Nützliche und angenehme Schule zum Unterrichte für Stadt- und Land-Kinder.* Zwey Theile. Dritte verbesserte und mit Lese-, Declamir-, Sing-, Rechen (Rechnen)- und Schreib-Übungen vermehrte Auflage. 1813. 1 Thl. XXVIII u. 188 S. 2 Thl. 236 S. 8. (18 gr.)

3) Leipzig, b. Hinrichs: *Zweytes Buch für Kinder zur Begründung ihrer Kenntnisse von der Welt, dem Menschen und der Natur; nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen entworfen* von *Ernst Hold.* Mit vielen Kupfern und Charten auf 13 Tafeln. 1812. 207 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.). Auch unter dem Titel: *Unterhaltungen für Kinder zur Begründung ihrer Kenntnisse von der Welt, dem Menschen und der Natur.* Herausgegeben von *Ernst Hold.* Mit Kupfern und Charten.

Durch das Lesebuch No. 1 soll nach der Absicht des Vfs. nicht nur die Lesegeschicklichkeit der Schüler befördert werden, sondern es soll auch ihr Ideen-Umfang während des Lesens wachsen, und sie durch den Inhalt des Gelesenen so manches Gute gewinnen für die Zeit und Ewigkeit. Rec. glaubt, dass der Vf. seine Absicht erreichen werde, zumal wenn dieses Schulbuch mehr als Lehrbuch gebraucht wird. Denn mehrere wissenschaftliche Gegenstände in denselben würden dem Schüler beym blossen Lesen ohne weitere Erklärung nicht ganz verständlich seyn.

Dass No. 2 als verlegene Waare mit einem neuen Titelblatte von Neuem sein Glück versuchen soll, lässt sich mit der grössten Wahrscheinlichkeit daraus beweisen, dass im 1 Thl. S. 182, unter der Rubrik Obrigkeit, die weltbekannte Sache von der Verwandelung Sachsens in ein Königreich dem Vf. noch nicht bekannt ist. Denn da heisst es: „Die Preussen haben ihren König, die Österreicher und Russen jede ihren Kaiser, die Sachsen ihren Kurfürsten." Auch kann Rec. nicht beurtheilen, in wie fern diess wirklich eine dritte verbesserte Auflage sey, da er keine zweyte und erste Auflage (die vielleicht gar nicht vorhanden seyn dürften) zur Hand hat. Übrigens sind in dieser Schule unter allerley Aufschriften kurze Erzählungen und Belehrungen enthalten, und fast jeder Erzählung oder Belehrung sind Lieder und Liederverse angehängt, welche in Rücksicht ihres Inhalts mit den Erzählungen verwandt sind. Unter den Erzählungen werden nur wenige für Kinder Interesse haben. Die Lieder hingegen sind grösstentheils gut gewählt und zweckmässig. Wie aber dieser Inhalt sich vorzüglich zu Declamir-Übungen eignen soll, lässt sich nicht begreifen. Am Schlusse der Vorrede wird gesagt: „Die eigentlichen Übungen im Schreiben und Rechnen sollen nächstens (?) im dritten Theile folgen." Warum heisst es aber auf dem Titel: *Dritte verbesserte mit Rechen- und Schreib-Übungen vermehrte Auflage?*

No. 3 wird Kindern eine lehrreiche Unterhaltung gewähren. Die Materialien sind grösstentheils gut gewählt, und werden das leisten, was auf dem Titel versprochen wird. Von der mathematischen Geographie ist so viel vorgetragen, als Kinder fassen können; auch billigen wir, dass den Kindern zuerst das Allgemeine von der Geographie beygebracht wird. Weniger zufrieden sind wir mit dem, was die Kenntniss des Menschen betrifft. Bey den Unterhaltungen aus der Geschichte hätte mehr auf eine Übersicht der Geschichte Rücksicht genommen werden sollen, wie diess bey der Behandlung der Geographie geschehen ist. Auch würde es besser seyn, Kindern eine sogenannte Menschenkenntniss nach den verschiedenen Charakteren und Handlungsweisen beyzubringen, als eine medicinische Kenntniss von Muskeln, Knochen, Adern und dem Umlaufe des Bluts. Denn ohne sinnliche Anschauung prägt sich ein solcher Unterricht niemals tief ein, und Kupfertafeln, die zwar beygefügt sind, leisten das nicht bey Kindern, was die Anschauung in der Natur bewirkt. Die Naturgeschichte ist wieder besser bearbeitet. Es wird eine Übersicht des Ganzen gegeben, und von den Einzelnen ist das Auffallende und Seltene abgehandelt. Die dazu gehörigen Kupfer sind fein und instructiv. Die Erzählungen und Gedichte hätten besser in der Fibel oder dem Lesebuche desselben Vfs. einen Platz gefunden. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Commiss. b. Gräff: *Für die protestantische Kirche und deren Geistlichkeit.* Ein Journal in zwanglosen Heften. *Zweytes* Heft. 1809. 190 S. *Drittes* Heft. 1810. 180 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

In diesen Heften herrscht dieselbe bescheidene Freymüthigkeit, dieselbe besonnene Wahrheitsliebe, wie in dem ersten (Jen. A. L. Z. 1809. No. 254. 255). Alle Aufsätze darin sind mehr oder weniger interessant; alle stehen mit dem Plane und Zweck des Unternehmens in Verbindung — kurz, die Herausgeber bewähren sich als Männer, die bestimmt wissen, was sie wollen, und die ihre Zeit und deren Bedürfnisse kennen. Da wir unsere Leser bey Beurtheilung des ersten Heftes mit der Bestimmung dieses Journals bekannt gemacht haben: so benutzen wir gegenwärtige Anzeige hauptsächlich dazu, um über den wichtigen Aufsatz im zweyten Hefte: „*Protestantisch-bischöfliches Kirchen-Regiment. Ein Rettungsmittel in unseren Zeiten,*" einige Bemerkungen nieder zu schreiben.

Alles hier Gesagte ist Rec. aus der Seele geschrieben. Es ist in die Augen springend, dass unsere protestantische Kirchenregierung, dass unser gesammtes protestantisches Kirchen- und Schul-Wesen dem Geiste der Zeit durchaus nicht mehr angemessen ist, und grosser, durchgreifender Reformen bedarf. — *Warum behielt man bey der Reformation die Bischöfe nicht bey?* — Ein eigener Genius der Excentrität, sagt der Vf., scheint in manchen Epochen über Germaniens Völker gewaltet zu haben; erst so unaussprechlich duldend, dann so unaussprechlich wild, Alles, auch das Schickliche und Gute um des blossen Wortes willen zernichtend; erst so fromm, in Andächteley und Pietismus versinkend, jetzt so ganz irreligiös, so gesucht unglaubig — man muss gestehen, dass kalte Vernunft und Consequenz, die das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten pflegt, wohl nicht immer unter denselben an der Tagesordnung gewesen seyn kann. Rec. erinnerte sich, zur Erklärung dieser eben so auffallenden, als unleugbaren Erscheinung, an folgende, von *Joh. v. Müller* bey einer anderen Gelegenheit niedergeschriebene eigenthümliche Bemerkung: „Bey der *ungemeinen Unruhe nordischer Menschen* möchte man sich wundern, dass von ihrem alten Zustande so viel bleibt; aber jene scheint nur *körperlich* zu seyn: oft haben sie das Vaterland, selten ihre *Ideen* und *Gebräuche* verlassen; hingegen wenn einmal diese auch aufgegeben waren, *kamen sie in Perioden ewigen Wechsels* (und, wie man hinzufügen darf, grosser *Übertreibungen*), weil keine fremden Sitten und Ideen so natürlich für sie passten, wie die, welche sie verlassen hatten." (*XXIV Bücher allgemeiner Geschichte der europäischen Menschheit* u. s. w., 1 B., S. 521.) — Dass *Melanchthon* sich unter gewissen Bedingungen günstig für die Beybehaltung der bischöflichen Würde erklärte u. s. w., diess ist bekannt. Unbekannt aber scheint dem Vf. aus neueren Zeiten der Aufsatz des Bischofs *Jablonsky* über das bischöfliche Kirchenregiment geblieben zu seyn, den er für seine Zwecke hätte benutzen können. Bey Gelegenheit der durch *Leibnitz* im Anfange des verflossenen Jahrhunderts betriebenen Religionsvereinigung, wurde nämlich die Wiedereinführung der bischöflichen Würde ebenfalls schon in Vorschlag gebracht. Das Gutachten des berühmten *Jablonsky* (s. *Henke's* Magazin, 1 Bd. S. 219 f.) in dieser Sache, ist ein so merkwürdiges Actenstück, dass wir uns nicht enthalten können, auf einige Stellen daraus aufmerksam zu machen, da sie eben *jetzt* vielleicht doppeltes Interesse haben. Es ist vom 27 April 1711. „Allwege ist anmerklich, dass kein Stück in der ganzen christlichen Religion gewesen, darin alle Christen insgemein, ganze *XV Secula* hindurch so gar einstimmig gewesen, als eben der *Episcopatus*. Zu allen Zeiten von den Aposteln an, und an allen Orten durch *Europam*, *Asiam* und *Africam*, wo nur Christen gewesen, sind auch Bischöfe gewesen. Und da die Christen sich sonst in Lehren und Gebräuchen getrennt, sind sie doch alle darin einstimmig geblieben, dass sie ihre Bischöfe beybehalten. Die Arianer, welche fast die Christenheit übern Haufen geworfen, behielten sie, und ferner die Nestorianer und Eutychianer und die übrigen Secten, welche noch anjetzo im Orient sich ausbreiten, behalten insgesammt auch die alte Idee ihrer bischöflichen Kirchenregierung u. s. f." „An meinem Orte, fährt er darauf fort, halte ich dannenhero folgende zween Sätze vor gewiss: 1) dass eine Subordination in der Kirchenregierung eben so nöthig, wie in allen anderen *Corporibus* und menschlichen Ge

fellschaften sey; 2) dass diese nöthige Subordination *nicht füglicher, als durch einen rechtmäsigen Episcopatum einzurichten sey* u. s. w." Hievon giebt er denn nun die näheren Gründe an, nämlich: dass, indem wir uns von der *römischen* Kirche getrennt haben, es nicht das Ansehen haben möge, als ob wir uns von der *katholischen* Kirche getrennt hätten; ferner, um der in Ost und West ausgebreiteten Christenheit, welche die alte Einrichtung beybehält, kein *Ärgerniss* zu geben, und fährt darauf naiv genug also fort: „Auch *drittens*, um den *geistlichen Orden* aus derjenigen Verachtung zu heben, in welche selbiger an theils orten gerathen. Es ist bekannt, dass fast kein façonlicher Mann mehr sein Kind will *Theologiam* studiren lassen, wie denn diese grosse Stadt (Berlin) gegenwärtig nur zween *Candidatos Theologiae* fourniret, deren Einer eines Beckers, der Andere eines Schneiders Sohn ist. Und wenn gleich die *Theologi* ihre Söhne der *Theologia* widmen, diese auch anfänglich dazu Lust bezeugen, jedoch sobald sie in die Jahre kommen, dass sie über des *Cleri* Zustandt zu reflectiren vermögend, satteln sie umb, und wehlen die weltlichen *studia*, wie solches offenbarlich und die Exempel bekanndt sind u. s. w." (Diess schrieb J. jetzt gerade vor *hundert* Jahren. Und ist *es nun* anders? Vor wenigen Tagen sprach Rec. einen angesehenen protestantischen Geistlichen, welcher ihn versicherte, dass aus Mangel an Candidaten in ihrem Lande bald darauf werde angetragen werden müssen, immer mehrere Pfarreyen mit einander zu vereinigen. In einem dem Rec. nahe gelegenen Lande, ward dieser Grundsatz schon seit längerer Zeit, besonders aus kirchlich-ökonomischen Rücksichten, befolgt; er hat aber bereits in Absicht auf Religion, Kirche und Sittlichkeit sehr nachtheilige Folgen geäussert.) Endlich schliesst J. folgendermassen: „Ob nun wohl die Wiedereinführung des *Episcopatus* den Kirchen höchst erspriesslich wäre: so steht doch bey den deutschen Protestirenden demselben vielerley im Wege, desshalb ich noch zur Zeit verschiebe, in weitere *Specialia* mich einzulassen. Es wird aber unschwer ein Weg anzugeben seyn, den *Episcopatum* auf *unanstössige Weise und so und dergestalten* einzurichten, dass *Jura Majestatis circa sacra* nicht verletzet, sondern vielmehr befestiget werden können u. s. w." Dazu werden denn nun in gegenwärtigem Aufsatz mit Ruhe und Einsicht Vorschläge gethan, welche alle Aufmerksamkeit und Beherzigung verdienen. — Mit inniger Theilnahme hat Rec. die Biographie des Predigers *Bethe* im dritten Hefte gelesen. Aus dem Aufsatz: *Wie ist den Predigern, welche durch den Krieg besonders gelitten, am leichtesten wieder aufzuhelfen?* in eben diesem Hefte, sieht man, dass die Geistlichen im Preussischen so verlassen waren, dass sie öfters (so ungern sie es auch thaten) gegen ungerechte Verfügungen in Absicht auf Kirchen und Schulen u. s. w. bey französischen Officieren Hülfe suchen mussten, bey welchen sie auch fast immer Unterstützung und Theilnahme fanden. So wird z. B. hier erzählt, dass ein preussischer Commissär ohne alle Noth, und aller Vorstellungen des Predigers ungeachtet, eine Kirche zum Magazin habe wegnehmen wollen, welches aber unterblieb, sobald sich der Geistliche an den französischen General wandte. Die fortgesetzte *Chronik der königl. preuss. in Kirchen-, Pfarr- und Schul-Sachen erlassenen Rescripte* hat in mehreren Hinsichten Interesse, Rec. will jedoch keine Bemerkungen darüber niederschreiben.

Von dieser Zeitschrift sind als Fortsetzung erschienen:

Berlin, b. Maurer: *Miscellen für protestantisches Christenthum und Kirche, Kirchenreform, Predigt- und Schul-Wesen.* Zunächst in Beziehung auf den preussischen Staat. Journal in zwanglosen Heften von *Carl Ludw. Leop. Thiele*, Prediger in Biesenbrow und Frauenhagen. Erstes Heft. (Mit einem Kupfer.) 1815. 147 S. gr. 8. (16 gr.)

Dass eine erneuerte Fortsetzung jener Zeitschrift mit näherer Beziehung auf die gegenwärtigen kirchlichen Anregungen im preussischen Staate, bey ihrem inneren Gehalte wünschenswerth war, bedarf keiner Erinnerung. Rec. geht daher sofort zu den wichtigsten, in diesem Hefte enthaltenen Aufsätzen über, um solche mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Nach einer ausführlichen zweckmässigen Einleitung von dem Herausgeber No. I, werden No. II „*Wünsche für die Kirchenform der protestantisch-christlichen, evangelischen Religionsgesellschaft*" ausgesprochen. Wenn auch gegenwärtig noch keine gänzliche Vereinigung zwischen den beiden protestantischen Confessionen zu Stande kommen sollte: so wäre doch mindestens zu wünschen, dass sie inskünftige nicht selbst auch der *Name* trennen möchte. Obgleich es ehrenvoll ist, das Andenken eines unsterblichen Menschen auf alle Weise auszuzeichnen: so ist doch der Name lutherisch zu beschränkend, als dass er zu allen Zeiten gebraucht werden dürfte; der Name reformirt, der noch überdiess an das Fremde und Ausländische erinnert, kann eben so wenig mehr gefallen. Da nun beide Parteyen sich *evangelisch* nennen, warum nicht kürzer: Wünsche für die Kirchenreform *der evangelischen Kirche?* — Die Worte Protestantismus, protestantisch u. s. w. erinnern allzu sehr an einen bestimmten dogmatischen Zeitraum, und sind darum nicht religiös. Doch diess nur beyläufig! — In dem Aufsatze selbst wird die *Synodalverfassung*, an deren Spitze *Bischöfe* stehen, um das Ganze zusammen zu halten, zu leiten und zu beleben, mit den gewöhnlichen Gründen vertheidigt. Dass diese Verfassung sich dem Urchristenthum näher, als unsere neuere protestantische Kirchenverfassung, anschliesst, ist gewiss, wesshalb man auch bereits in dem ersten Viertheil des verflossenen Jahrhunderts bey den damals im Preussischen, besonders durch *Leibnitz* in Vorschlag gebrachten Vereini-

gungsversuchen darauf zurück kam, wie von uns oben ausführlicher bemerkt worden ist. §. VII sagt der Vf.: „Wenn endlich die Frage aufgeworfen wird: wie sollen „*Glaubenssachen*“ von der Synode verhandelt werden, und welche Kraft sollen Synodalbeschlüsse *dieser Art* haben? so wollen wir den grossen *Melanchthon* antworten lassen.“ Allein man muss gestehen, dass dieser achtungswürdige Denker mit dem, was er hier sagt, diese schwere Aufgabe durchaus nicht gelöst habe. „Mit dem Ansehen der Urtheilssprüche einer Synode, sagt hier *Melanchthon*, hat es eine ganz andere Bewandtniss, als mit weltlichen Gerichtssprüchen. Diesen muss man gehorchen. Aber die Synoden sind keineswegs die höchsten Richter, sondern *höchster Richter ist allein das Wort Gottes.* Die *Auslegung* desselben ist aber nicht, wie die Auslegung bürgerlicher Gesetze, bestimmten Personen oder Titeln zu eigen gegeben, *sondern sie ist eine freye Gabe Gottes in der Kirche* u. s. w. Viele, fährt er darauf fort, schreyen freylich: die Schrift ist dunkel und zweydeutig! Aber Gott hat uns keine Räthsel der Sphinx, sondern wahre, gewisse und feste Lehren in klaren Worten gegeben, wie es denn auch heisst: dein Wort ist meines Fusses Leuchte.“ Aber wenn der Kirche die Machtvollkommenheit der *Auslegung*, nach protestantischen Grundsätzen, nicht zugestanden werden kann: *wie soll sie denn nun einen Spruch fällen?* — „Ein Spruch, sagt unser Vf., muss allerdings gethan werden, nur aber kein *tyrannischer!* Paulus sagt: Wenn dem Zweyten ein Licht aufgeht, so schweige der Erste.“ Dass wir uns hier bey ächt protestantischen Grundsätzen stets in einem Cirkel herumzudrehen genöthigt sind, ist unleugbar. Dieser Punct in der neuen Organisirung der Kirche erfodert daher das unbefangenste Nachdenken. In gegenwärtigem Aufsatze ist gar nichts Tiefes und Erschöpfendes darüber gesagt.

Der bey weitem interessanteste Aufsatz in diesem Hefte ist der folgende No. III: *Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen.* Er ist mit Einsicht geschrieben, und es herrscht durchaus in demselben eine höhere ideale Ansicht der Religion und des Cultus. Die unmittelbare Folge der ausserordentlichen Begebenheiten unserer Tage, muss eine allseitige Erregung zur Verbesserung alter, im Zeitgeist unbrauchbar gewordener Formen nach sich ziehen. Die Mängel in Kirche, Staat und bürgerlichen Verhältnissen, sagt der Vf., bestehen noch grösstentheils in ihrer *äusseren* Form, wenn auch der Geist des Zeitalters mächtig über ihre Hindernisse hinweg geschritten ist, dem höheren Ziele nach Vollendung der menschlichen Verhältnisse mit Freyheit entgegen zu eilen. Sind diese Formen nun auch ihrem Wesen nach bedeutungslos geworden: so ist dadurch dennoch nicht ihr hemmender Einfluss gehoben, und in sofern sie fortdauern, könnten sie früher oder später einmal wieder den Geist berücken, und in seine alten Fesseln zurückführen. Aus diesem Grunde muss das allgemeine Bestreben und die Wirksamkeit eines Jeden dahin gerichtet seyn, nicht allein diese Formen zu vernichten, sondern ihnen auch andere entgegen zu stellen, welche dem Zeitgeiste angemessen, ohne seine Freyheit zu hemmen, dessen Einwirken in die Geschichte fördern. Von diesem Standpunct ausgehend, bezweckt die preussische Regierung dem, nach einer geläuterten Religiosität strebenden Zeitgeiste eine feste und sichere Richtung durch ein ihm angemessenes *Ritual* zu geben. Doch dieser Aufsatz muss gelesen werden, und es ist nicht möglich, einen Auszug daraus zu liefern; wir wollen nur auf Einzelnes darin aufmerksam machen. In der Darstellung des Verhältnisses der kirchlichen Baukunst zur Geschichte herrscht im Ganzen eine richtige welthistorische Ansicht, wie es die Sache erfodert. Mit der vollendeten römischen Weltherrschaft unter Augustus trat Christus, der Gott-Mensch, als Heiland der Welt, auf dem Schauplatze der Menschheit auf, um für ewige Zeiten ein neues unendliches Ziel ihres geistigen Strebens aufzustecken. Er lehrte im Gegensatz des Heidenthums oder der alten Welt, welche das Endliche an sich vergöttlichte, das Unendliche, den einigen wahren Gott und des Menschen Verbindung mit ihm im Universum anschauen; er zeigte sowohl durch seine Lehre, als in dem Beyspiele seines eigenen Lebens, dass das Erdenbürgerleben des Sterblichen nur durch die Beziehung desselben auf ein unendliches Daseyn, Würde, Wahrheit und Zusammenhang erhalte. Diese Ansicht musste auf Staat, Kirche, Leben und Kunst einen so entscheidenden Einfluss haben, dass der neue Weltglaube nur bey einem frisch auflebenden Menschengeschlechte feste Wurzel fassen konnte. Wie die Weltlage damals war, nach Allem, was der Weltgeist in jenem Zeitraume wollte, förderte, trieb, konnte sich das Christenthum nicht anders, als in einem reinen welthistorischen Gegensatz gegen das Heidenthum aussprechen und begründen. Sollte der Christ sich mit Liebe und Freyheit zu jener überirdischen unendlichen Welt, welche das Christenthum offenbarte, emporschwingen: so musste alles Sinnliche — und der ganze Götterdienst des Heidenthums war nichts Anderes, als eine idealisirte Anschauung des Sinnlichen und Endlichen! — in Kirche, Staat und Leben bekämpft werden und untergehen. Die beiden einzigen Ideen von Gott, als einem unendlichen, allen Wesen innerlich nahen Geiste, so wie von Unsterblichkeit, als persönlicher Fortdauer mit Bewusstseyn über das Grab hinaus, diese beiden einzigen Ideen, welche, aus dem Gesichtspunct einer Volkslehre, einer Volksreligion angesehen, ohne Widerspruch als reines Eigenthum des Christenthums betrachtet werden müssen, waren hinreichend, im Laufe der Zeiten die verschiedenen herrlichen Gemüthsideale von Christus, als Gott-Menschen, von einer Mutter Gottes, einer Schaar von Engeln, Heiligen und übersinnlichen Wesen, zu erzeugen und zu bilden. Welchen Einfluss dieses Alles aber sowohl auf die Baukunst überhaupt, als insbesondere auf die kirchliche Baukunst haben musste, erhellt von selbst. Die Erkenntniss eines unendlichen Gottes war bey

Griechen und Römern erloschen. Indem sie das Göttliche allein im Endlichen suchten und anerkannten, wurde von ihnen jede Naturkraft, jede einzelne Gattung der Natur, ja jedes besonders ausgezeichnete Individuum derselben, zu einer Gottheit erhoben. So entstanden ihre Obergötter für den Himmel, die Erde und die Unterwelt, — Meere, Gebirge, Quellen, einzelne Bäume u. s. w. erhielten ihre Gottheiten. Darum konnte sich auch bloss der menschliche Leib, in idealisirter Form, für die sinnbildliche Darstellung dieser endlichen Götterwelt eignen: denn alle diese Gottheiten waren ja selbst nichts mehr und nichts weniger, als Naturwesen, begrenzt wie jede endliche Natur von den Gesetzen des Raumes und der Zeit. Solchen Götterwesen mussten natürlich Tempel erbaut werden, welche als Idealbild menschlicher Wohnungen gelten konnten. — Ganz anders im Christenthume, das eine unendliche Welt vor dem Gemüthe aufthat! — In dem Masse, als sich das innere Treiben nach dem höheren, in einer heiligen übersinnlichen Sphäre liegenden Jenseits unter den Bedingungen des Raumes materiell auszudrücken strebte, entstanden in der christlichen Welt alle jene, Staunen erregenden, die Idee eines Höheren, als was von dieser Erde ist, aussprechenden, Sinn und Gemüth vom Irdischen ab- und nach dem Überirdischen hinziehenden Cathedralen Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Englands. Beide Bauarten, die griechische und römische, und die christliche, bilden demnach, einer inneren Nothwendigkeit zufolge, zwey geschichtlich-geschiedene reine Gegensätze, oder, wie sich unser Vf. ausdrückt, in der christlich-katholisch-deutschen Baukunst hat sich eine Bauart entwickelt, welche durchweg in allen ihren Theilen die entgegengesetzte der griechischen ist. — Allein, dieses an sich so erhabene Streben des Christenthums nach einem unendlichen Ziele, das dem Baue der christlichen Kirchen im Mittelalter jenen erhabenen Charakter gab, in welchem die Formen des Gemüths bey weitem das Übergewicht über die Foderungen des Verstandes und der Sinnlichkeit behaupteten, hatte die unvermeidliche Folge, dass sich in das Wesen der Baukunst Bestandtheile einmischten, welche den objectiven Gesetzen der Zweckmässigkeit und Schönheit widersprachen, und mit diesem Massstabe nicht mehr zu messen waren. Nachdem von dem Vf. dieses bemerkt worden, folgen gute, mit Klarheit vorgetragene Bemerkungen „über das Verhältniss der Baukunst zu unserem Zeitalter, in Hinsicht auf ihren durch dasselbe bedingten Charakter," welche aber keines Auszugs fähig sind. Der Vf. zeigt unter Anderen, dass die altdeutsche Bauart auf unsere gegenwärtigen Zeiten nicht mehr ganz anwendbar sey, und schliesst die Abhandlung mit Darstellung einer Grundform der protestantischen Kirchen, abgeleitet aus ihrem Ritual. Rec. wünscht von Herzen, dass die vor mehreren Jahren durch Brand zerstörte Petrikirche zu Berlin, nach dem in diesem Aufsatz entwickelten, und mit Umsicht durchdachten Plane, bald neu aufgeführt werden möchte.

Die beiden Aufsätze: *der christliche Staat*, oder welche Reformen in der bürgerlichen und religiösen Verfassung unserer protestantischen Staaten sind wünschenswerth? Und, *über Kirchendisciplin und deren Wiederherstellung in den protestantischen Staaten*, von welchen Fortsetzungen angekündiget sind, wird Rec. bey Beurtheilung der nächsten Hefte näher berücksichtigen. In dem Vorwort des edlen *Hanstein* zu letzterem Aufsatze, las Rec. die Stelle mit besonderem Vergnügen: „Gewiss ist auch den Verklärten in der höheren Gemeinde nicht fremd, was in der streitenden Kirche auf Erden geschieht. Dann blicke, Geist des Vorangegangenen, auch auf dein angefangenes Werk mit Dank zu Dem, der, seiner Kirche Herr, sie nicht überwältigen lässt, nicht einmal von den Pforten der Hölle." Wie nahe, dachte Rec. bey diesen Worten, liegt doch dem menschlichen Gemüthe, dem zarten veredelten Gefühle so Manches, wovon die schulgerechte Dogmatik wenig, oder nichts weiss, ja dem sie widerspricht! Wie menschlich, wie reinmenschlich war doch das Gebet für die Verstorbenen, ja selbst der Heiligen-Cultus in seinem reinen ersten Ursprunge, und wie ist es dem besseren Menschen Bedürfniss, sich mit allen höheren, heiligen und vollendeten Geistern, zu welcher Zeit, oder unter welchem Volke sie auch gelebt haben mögen, in einer näheren, zwar geheimnissreichen, aber darum doch nichts weniger, als bloss erträumten, oder wesenlosen Verbindung zu denken! Noch verdient das Gedicht: *Des Frommen Klage und Wunsch bey der Aussicht auf eine Reform der protestantischen Kirche*, von *Böhmer*, einer rühmlichen Anzeige; es hat, ausser der Wahrheit seines Inhalts, selbst in ästhetischer Hinsicht Werth. — Mit Vergnügen sehen wir den nächsten Heften dieser Zeitschrift entgegen.

H. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Schneeberg*, in d. neuen Verlagshandlung: *Darstellung der vorzüglichen Gelehrten des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, nebst den bemerkungswürdigsten ihrer Schriften und den interessantesten Begebenheiten, welche sie veranlasste; sich in einem wichtigen Lichte zu zeigen.* Ohne Jahrzahl. 86 S. 8. (2 gr.)

S. 12 wird es dem *Alphonsus Testa* zum Verdienst angerechnet, dass er der grösste Vielschreiber seines Jahrhunderts gewesen; unserem Vf. wollen wir es zum Verdienst anrechnen, wenn er sich mit den, durch diese kleine Schrift errungenen Lorbeeren begnügen lässt, und so vielleicht, wenigstens im Fache der Literär-Geschichte, der grösste Nichtsschreiber seines Jahrhunderts bleibt. Man findet hier nahe an hundert Gelehrte *dargestellt* d. h. mit etwas Wenigem von Lebensgeschichte, ein paar Büchertiteln, und einem oder zwey magern Anekdötchen genannt. Eine eigene Zierde des Buchs sind die vielen Druckfehlerchen, die uns von Seite zu Seite verfolgen.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1816.

HOMILETIK.

1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Handbuch für Prediger zur praktischen Behandlung der sonn- und festtäglichen Episteln*, von *J. H. Fritsch*, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Erster Theil, XIV u. 440 S. Zweyter Theil, 376 S. Dritter Theil, 368 S. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendas.: *Handbuch für Prediger zur praktischen Behandlung der Leidensgeschichte Jesu*, von *J. H. Fritsch*. 1814. VIII u. 558 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich schon durch sein Handbuch zur praktischen Behandlung der Evangelien als einen gewandten und vielseitigen Kopf gezeigt hatte, ist nun auch zur Bearbeitung der Episteln auf ähnliche Art fortgeschritten, und hat nicht ohne Glück diese nützliche Arbeit beendigt. Wenn indessen derselbe nach S. X darüber klagt, dass die Episteln in Absicht auf den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Materien in praktischer Hinsicht bey weitem den Evangelien nachstehen: so kann man ihm unmöglich ganz Recht geben. Sind denn manche Evangelien, z. B. das am Neujahrstage und andere mehr, reichhaltiger? Freylich sind die meisten Episteln ganz local, wie z. B. die am Sonntage Lätare und am 13 Sonntage nach Trinitatis, welche so viel Dunkles und für die heutige Welt wenig Anwendbares enthalten. Versteht man aber nur die Kunst, sich in den Zustand der Gemeinden zu versetzen, an welche die Episteln gerichtet sind, und dem, was in Beziehung auf die damaligen Verhältnisse gesagt wird, eine allgemeinere passende Anwendung zu geben: so enthalten gewiss die Episteln einen sehr ergiebigen Stoff zu religiösen Betrachtungen. Nur darum würde Rec. den Evangelien den Vorzug vor den Episteln geben, weil sie so viel Historisches enthalten, woran der gemeine Haufe nicht bloss, sondern überhaupt der sinnliche Mensch zu hängen pflegt. Denn wollte man den Gemeinden die Wahl lassen, ob sie lieber Predigten über die Evangelien oder über die Episteln hören wollen: so würden die meisten sich gewiss für erstere bestimmen.

Was nun die Behandlung selbst betrifft: so wird zuerst der Zusammenhang der Epistel mit den Vorhergehenden, aus dem sie oft wie ein Bruchstück herausgenommen ist, genau erörtert. Nachdem darauf kurze exegetische Erläuterungen, auch wohl zuweilen eine erklärende Umschreibung beygefügt worden: so wird gewöhnlich der allgemeine Gesichtspunct aufgefasst, unter welchen die ganze Epistel zu bringen ist, gleichsam der Hauptgedanke, welcher durch die ganze Epistel herrscht. Eine Bemühung, die aber freylich nicht allemal recht gelungen ist. Dann wird Vers für Vers praktisch durchgegangen, und gezeigt, welche nutzbare Anwendung sich davon machen lasse. Zuletzt folgen noch Dispositionen zu ganzen Predigten, die, im Ganzen genommen, recht fruchtbare und gut gewählte Themata enthalten. Da der Vf. wünscht, dass bey der Anzeige seines Buches Proben von seiner Behandlung der Episteln ausgehoben werden möchten: so will Rec. gleich die Epistel am ersten Adventsonntage auswählen, deren Zergliederung im Ganzen recht gut gerathen ist. In der exegetischen Erklärung möchten freylich nicht alle Ausleger dem Vf. beystimmen. So z. B. möchten Waffen des Lichts nicht so viel seyn, als Werke des Lichts, sondern vielmehr Hülfsmittel, oder, wie es weiter heisst, Werkzeuge der besseren Erkenntniss. Das Wort Tag ist zwar bildlich genommen, aber nicht doppelsinnig, wie der Vf. meint. Bedeutet Licht die bessere Erkenntniss: so heisst natürlich wandeln als am Tage, der besseren Erkenntniss gemäss wandeln. „Im Allgemeinen (heisst es S. 3) geht der Gedanke durch das Ganze der Epistel: Ihr seyd Christen, und dadurch ist euch ein grosses Heil zu Theil worden — darum bezeigt euch dieses Christenthums würdig. Wie werth muss uns das Glück seyn, dass wir Christen sind.“ Das Glück, ein Christ zu seyn, ist wohl eigentlich der Hauptgedanke nicht; vielmehr will der Apostel durch die ganze Epistel auf die Folgen aufmerksam machen, welche die Überzeugung von einer neuen beseligenden Religion auf das ganze Verhalten ihrer Bekenner haben müsse. Aus den einzelnen Versen werden nun äusserst fruchtbare Gedanken abgeleitet, z. B. V. 11: Eine bessere Erkenntniss legt uns vorzüglichere Pflichten auf. Wenn aber aus den Worten: Stehet auf vom Schlafe! eine Warnung vor übertriebener Verlängerung des Schlafes abgeleitet wird: so ist diess doch zu sehr vom Sinne des Apostels abgewichen, welcher bloss vom moralischen Schlafe spricht. Ganze Dispositionen über diese Epistel, welche am Ende folgen, sind diese: Eine ernste Warnung vor den Werken der Finsterniss. 1) Einige

Blicke auf die Werke der Finsterniss überhaupt (dieser erste Theil liegt nicht im Thema und hätte besser für den Eingang gepasst). 2) Die Gründe dieser Warnung: a) die Werke der Finsterniss sind unserer unwürdig, b) der Allwissende kennt uns, c) sie werden verderblich unserem Herzen, d) wir sind Christen. Hier fällt a und d offenbar zusammen: denn sie sind ja eben auch darum unserer unwürdig, weil wir nicht bloss Menschen, sondern auch Christen sind. Beides, so wie auch der Grund c), dass sie unserem Herzen verderblich werden, gilt auch überhaupt von allen Sünden, nicht bloss von Werken der Finsterniss, man müsste denn unter dem letzteren, wie der Vf. thut, alle Sünden überhaupt begreifen. Wenn aber der Vf. zu den Werken der Finsterniss auch sündliche Gedanken, neidische Wünsche, schlechte Absichten (?) rechnet: so ist das doch gewissermaßen gegen den Sprachgebrauch, der unter Werken doch immer Thathandlungen verstanden wissen will. Die zweyte Disposition: Wie weit sind wir seither in der christlichen Religionskenntniss gekommen? 1) Was gehört dazu, wenn wir uns darüber ehrliche Rechenschaft ablegen wollen? a) Wir müssen die Gelegenheiten und Mittel in Erwägung ziehen, die wir zur Erweiterung unserer Religionskenntnisse haben (liegt wieder nicht im Thema); b) wir müssen uns prüfen, wie wir diese Gelegenheit benutzt haben, und c) hiemit vergleichen, was unsere Erkenntniss auf unsere Besserung und Tugend wirkte (diese Vergleichung ist sehr nothwendig, führt aber hier von der Hauptsache ab, und gehörte viel besser in den zweyten Theil, wo die Ermunterungen angegeben werden, die aus der richtigen Beantwortung dieser Frage hervorgehen). Die dritte Disposition: Mittel gegen die Trägheit im Guten. 1) Gründe in dir die richtige Erkenntniss und Überzeugung (warum nicht kürzer: überzeuge dich) von der wahren Bestimmung deines Lebens auf Erden. 2) Lerne den Beyfall deines Gottes und deines Gewissens für deinen höchsten Ruhm und dein höchstes Glück halten. (Wie lernt man das? oder braucht man es erst zu lernen? Dringt sich die Überzeugung davon nicht Jedem auf, der nur darüber nachdenkt? Besser also: erinnere dich immer, dass der Beyfall deines Gottes u. s. w. Denn die Erinnerung, das Andenken daran fehlt immer.) 3) Frage dich öfters ernsthaft: was kann ich thun? (Wenn ich einsehe, dass ich mehr thun kann: so ist das eigentlich kein Mittel gegen die Trägheit, sondern ein Beweggrund, mehr zu thun. Selbst die beiden erstgenannten Mittel sind mehr Beweggründe als Mittel.) 4) Sammele oft deine Seele im Gebet zu Gott. 5) Präge dir endlich kräftige Aussprüche der Schrift und das Beyspiel Jesu recht tief ein. — Was man an den meisten Dispositionen tadeln könnte, ist der Umstand, dass die Theile und Unterabtheilungen viel zu wenig aus dem Texte abgeleitet sind.

Fast noch besser hat Rec. das Handbuch zur praktischen Benutzung der Leidensgeschichte Jesu gefallen, das gewiss allen Predigern, die Fastenpredigten zu halten haben, recht gute Dienste leisten wird. Voran geht eine allgemeine Einleitung über den Werth und die Behandlung der Leidensgeschichte auf der Kanzel. Dann folgt die Behandlung selbst nach der harmonischen Zusammenstellung der Erzählungen aus den vier Evangelisten in 24 Abschnitten. Will Jemand, der über einzelne Abschnitte dieses oder jenes Evangelisten predigen will, die dazu gehörigen Erläuterungen suchen: so kann er sich leicht durch Hülfe der Inhaltsanzeige zurecht finden. Dass der Vf. bey verschiedenen Texten auch fremde Predigtentwürfe geliefert hat, wo er mit den seinigen minder zufrieden war, ist gewiss eher zu loben als zu tadeln. Es ist übrigens gewiss, die Passionsgeschichte ist das fruchtbarste Feld an religiösen und sittlichen Lehren, und der Vf. hat diess Feld herrlich zu bauen und zu benutzen verstanden. Schade, dass nur gewöhnlich in den unbesuchten Nachmittags- und Wochen-Predigten darüber geprediget wird. Wenn es aber S. 22 heisst: „es ist nicht schwer zu zeigen, dass durchaus keine Tugend der Sittenlehre sey, die nicht aus dem Verhalten Jesu in dieser letzten Periode seines Lebens trefflich erörtert und belegt werden könnte:" so ist das wohl zu viel gesagt, wenn darunter die speciellen Pflichten verstanden werden. Mehr über die einzelnen Abschnitte zu sagen, verbietet der Raum.

—R—

Magdeburg, b. Keil: *Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Fest-Tags-Evangelien.* Ein Beytrag zur reinen Tugend- und Religions-Lehre von *J. C. Greiling*, Prediger zu Neu-Gartensleben im Herzogthum Magdeburg. Sechster Band. 1804. 14 Bogen 8. (16 gr.)

Immer mögen die Homiletiker darüber klagen, dass in unserem Zeitalter den Predigern so viele Hülfsmittel dargeboten werden, welche den Trägen in seiner Trägheit erhalten, den Gedankenlosen in seinem Schlummer befestigen. Diese Materialien verdienen den Vorwurf gewiss nicht. Der Vf. erklärt sich selbst in diesem Bande S. 36 in einer Anmerkung dahin, dass diese Materialien nicht zum Ablesen, nicht zum Abschreiben, sondern zur Selbstbildung der Lehrer, zum Nachdenken, zum Erwägen, zur Erweiterung des Ideenkreises geschrieben sind. Zur Beförderung dieses wichtigen Zweckes eignen sie sich vorzüglich. Immer sieht der Vf. auf das Praktische, und sie verdienen den Namen *neuer Materialien*, weil man über manchen Text Themata antrifft, welche nicht zu dem Gewöhnlichen gehören. Denken wir uns Prediger, welche in ihrer Geistesbildung fortzuschreiten sich bemühen, welchen so viel daran gelegen ist, dass sie, wenn sie noch an die gewöhnlichen Perikopen gebunden sind, über diese Abschnitte Vorträge halten mögen, welche der Aufmerksamen Nachdenken beschäftigen, des Gleichgültigen Aufmerksamkeit erwecken und in das Herz dringen mögen; denken wir uns die Prediger, welche, durch so manche heterogene Geschäfte gehindert, nicht immer die gewünschte Musse finden, welche zur Ausarbeitung interessanter

Materien erfoderlich ist, und doch gern praktisch zu ihren Gemeinden reden möchten: so werden schon diese in dem vorliegenden Werke Winke finden, welche von ihnen eben so dankbar als wohlthätig benutzt werden mögen. Überhaupt aber enthalten diese Materialien so vielen Stoff, dass man sie Predigern nicht bloss in Hinsicht auf ihre öffentlichen Vorträge, sondern auch zur Berichtigung, Erweiterung und Befestigung ihrer moralischen und religiösen Ideen, und jedem seine Erbauung Suchenden empfehlen darf.

Mit diesem sechsten Bande ist das ganze Werk geschlossen, weswegen demselben auch ein ausführliches Register über die vorkommenden Materien beygefügt ist.

Dieser Band enthält Materialien über die Evangegelien am 23 bis 27 Sonntage nach Trinitatis. Auf jeden Sonntag werden zwey ausführliche Entwürfe zu Predigten geliefert, und dann noch mehrere Hauptsätze hinzugefügt. Die Themata sind grösstentheils interessant, die Abtheilung ist logisch, und die Darstellung so lichtvoll und so überzeugend, dass man derselben bey Nachdenkenden mit Zuverlässigkeit gewünschte Eindrücke versprechen kann.

Bey dem Evangelium am 23. Trinitatis bestimmt der Vf. die Frage der Pharisäer so, dass ihre Absicht dahin gegangen sey, Jesu die Antwort abzulocken, ob man durch die Abgaben den römischen Kaiser für einen rechtmäsigen Oberherrn erkennen müsse. Von der Schmeicheley, mit welcher sie Jesum zu einer freymüthigen Äusserung zu bewegen suchten, nimmt der Vf. das Thema her: Vom hohen Werth der Wahrhaftigkeit. Wahrhaftigkeit erklärt er so, wie andere Moralisten Aufrichtigkeit erklären: dann könnte ihr wohl Falschheit und Verstellung, aber nicht Lüge entgegengesetzt werden. Versteht man unter Wahrhaftigkeit überhaupt Wahrheitsliebe: dann würde ihr eben sowohl Falschheit und Verstellung, als Lüge entgegengesetzt werden können. Zu den Eigenschaften der Wahrhaftigkeit zählt er Freymüthigkeit, da man sich nicht darum bekümmert, ob Schaden oder Gewinn aus dem Bekenntniss der Wahrheit entspringe. Sollte diese Beschreibung nicht eine nähere Bestimmung verdient haben? Was richten wir durch Bekenntniss der Wahrheit aus, wenn wir vorhersehen, dass wir dadurch keinen Gewinn, sondern nur Schaden hervorbringen. Freymüthigkeit ist eine schätzbare Eigenschaft, aber Klugheit soll doch wohl ihre Begleiterin seyn, damit man überdenke, unter welchen Umständen man rede, und sich lieber da gar nicht äussere, wo unsere Äusserung nichts frommt.

In einer zweyten Predigt handelt der Vf. davon, wie schädlich jede Lüge, als blosse Abweichung von der Wahrheit, sey. Man kann diesen Entwurf nicht lesen, ohne zu empfinden, mit welcher edlen Wärme der Vf. dahin gearbeitet habe, Lügen zum Gegenstand allgemeinen Abscheues zu machen. Er tadelt die Erklärung, dass Lüge eine Unwahrheit sey, wodurch anderen Menschen geschadet, folglich ihr Recht verletzt wird, weil durch diese Erklärung Leichtsinn in Ansehung der Unwahrheiten, wodurch Anderer Rechte nicht verletzt werden, befördert werden kann. Er erklärt Lüge für das Widerspiel der Wahrhaftigkeit, wenn man gerade das Gegentheil der Wahrheit spricht.

Bey dem Evangelium am 24 Trinitatis bleibt der Vf. bey dem Zusammenhange der Perikope mit dem Vorhergehenden, und leitet daraus zwey eben so interessante als trefflich ausgeführte Themata her; die Kunst, immer sich selbst gleich zu bleiben; und die Kunst, durch Thätigkeit des Lebens zu geniessen. Es scheint Rec., dass der Ausdruck *Kunst* im Kanzelvortrage wohl mit einem anderen vertauscht werden möchte. In der ersten Predigt fodert der Vf. zur Selbstständigkeit, Herrschaft über die Affecten und Geduld. Wenn wir unter Geduld den Kampf gegen schmerzende Empfindungen denken: so möchten jene beiden Abtheilungen leicht verbunden werden können. Der zweyten Predigt, welche Thätigkeit aus so einleuchtenden Gründen empfiehlt, muss man in unserem Zeitalter recht viele denkende Leser wünschen, damit das Mitleiden und Unwillen erregende Haschen nach sinnlichen Genüssen endlich einmal vermindert werde.

Die Predigt am 25 Sonntage nach Trinitatis, von dem besseren Weltzustande, auf welchen Vernunft und Christenthum hinweisen, und eine zweyte, von der Theilnahme an wichtigen Ereignissen der Zeit und der Menschheit, sind beide reich an wichtigen und fruchtbaren Gedanken. Wenn die zweyte als Predigt gehalten würde: so würde der zweyte und dritte Theil mit einander vereinigt werden können und müssen.

In der Predigt am 26 Trinitatis, von dem künftigen allgemeinen Gerichte über alle Menschen — keiner leeren Einbildung, ist viel Stoff zum Nachdenken. In dem Hauptsatze möchte entweder der Ausdruck allgemeines, oder der, über alle Menschen, weggelassen werden müssen, weil beide zusammen tautologisch sind. Der Vf. entwickelt zuerst die Gedanken, dass das Gericht ein künftiges, ein allgemeines, ein gerechtes und von des Menschen Sohne zu haltendes sey. Bey dem Letzten sagt der Vf.: Menschen werden gerichtet nach dem Masstabe und Urbilde der sittlich vollkommensten Menschheit, nicht Götter nach dem Masstabe und Urbilde der Gottheit, und einer über alle Schranken und Neigungen der Menschheit erhabenen Heiligkeit. In einer Anmerkung rühmt er das Verdienst der kritischen Philosophie, dass sie erst den Gedanken aus dem Christenthume hervorgehoben habe. Ein wichtiger, tief eingreifender Gedanke bleibt es immer, dass die Tugend von uns gefodert werde, die wir als Menschen, nach dem Masse unserer Kräfte, unserer ernsten Bestrebungen und nach dem Gebrauch der uns verliehenen Mittel üben können. In einer zweyten Abtheilung wird die Wahrheit dieser Grundsätze dargestellt. Die Vernunft stelle dem Menschen ein höchstes Gut als das Ziel seines eifrigsten Strebens dar. Diess Ziel sey in Ansehung unserer sittlichen Natur, *Sittlichkeit*; in ihrer höchsten Vollendung, *Heiligkeit*; in An-

sehung unserer sinnlichen Natur, *Glückseligkeit.* So wie Sittlichkeit und Sinnlichkeit in einer Persönlichkeit verbunden sey: so müsse auch Heiligkeit und Glückseligkeit in einer und derselben Person in Verbindung treten. Dass nun der Mensch in eben dem Grade glückselig werde, als er tugendhaft ist, diese Anordnung können wir nur von Gott hoffen; und die Handlung Gottes, wenn er jedem sittlichen Wesen Seligkeit oder Unseligkeit nach seinem Werthe oder Unwerthe zuerkennt, nennen wir das Gericht. Anders könne sich's die Vernunft nicht denken. Der Vf. nimmt dabey Rücksicht auf eine Einwendung, welche von Nachdenkenden gemacht werden dürfte: dass der Mensch schon durch sein Gewissen gerichtet werde; und diese Einwendung erhält selbst durch Röm. 2, 14 — 16 mehr Gewicht. Der Vf. giebt es zu, behauptet aber, das Gewissen weise uns auf den Herzenskündiger hin, wenn wir uns prüfen, und der Gedanke an ihn mache uns unparteyisch gegen uns. Das Gewissen könne aber doch den Urtheilsspruch nicht vollziehen, das könne nur von Gott geschehen. Erlaubt sey es hier, einen Zweifel zu äussern, welchen Rec. lebhaft bey dieser Darstellung empfand. Wenn wir von allen sinnlichen Vorstellungen abstrahiren: wird der Geist des Menschen, der sich seines sittlichen Werthes oder Unwerthes bewusst ist, nicht selbst in einer übersinnlichen Welt gerade durch sein Bewusstseyn selig oder unselig, mehr oder minder selig oder unselig seyn? Besonders findet der Vf. in dem Umstande, dass wir von des Menschen Sohne gerichtet werden sollen, einen so hohen und erfreulichen Sinn, dass er darüber besonders Untersuchung empfiehlt. Schön beschreibt er das als Verdienst des Christenthums, dass es uns nicht bloss an einen gerechten, sondern auch an einen liebevollen Richter erinnert, der auf die Schranken der menschlichen Natur Rücksicht nimmt. (Sollten wir das nicht auch von dem Gerechten erwarten dürfen?) Umständlich hat Rec. diese Abhandlung ausgehoben, weil sie eine weitere Untersuchung verdient.

In einer zweyten Predigt über dasselbe Evangelium handelt der Vf. den Hauptsatz ab: Der Menschenfreund freuet sich auf das Gericht. Er vergleicht Jac. 2, 13, und folgt der Erklärung, auf welche Zachariä hingedeutet, und welche Pott vorgetragen hat. Barmherzigkeit stehe für der Barmherzige, das *Abstractum* für das *Concretum*, κατακαυχᾶται so viel als das *simplex.* Er stellt zuerst das Bild des Menschenfreundes auf, und giebt dann die Gründe seiner Freude an.

Endlich folgen auch über das Evangelium am 27 Trinitatis zwey Predigten. Die erste handelt den anziehenden Satz ab: Des Menschen Pflicht ist es, immer bereit zu seyn auf des Lebens letzte Entwickelung. Er zeigt den Inhalt dieser Pflicht, ihre Nothwendigkeit, und setzt noch eine Anleitung hinzu, sie zu befolgen. Die zweyte Predigt beschäftigt sich mit der wohl selten von der Kanzel gehörten Materie: Wie liebenswürdig das Christenthum sey, weil es die Religions- und Tugend-Lehren auf eine so anziehende Art versinnlicht.

Vielleicht ist die Darstellung dieses vorliegenden Buches manchem Leser schon zu weitläuftig. Aber wie es Recensentenpflicht ist, den Unwerth einiger Schriften offen darzulegen, die vielleicht durch das Äussere blenden können: so erheischt dieselbe Pflicht, den Werth der Schriften zu zeigen, welche übersehen, und oft nur aus Vorurtheil übersehen werden können. Es ist nicht zu wünschen, dass Prediger gerade beym Meditiren über ein Evangelium diese Materialien gebrauchen; wohl aber, dass sie dieselben fleissig und mit Sorgfalt lesen und überdenken mögen, weil sie dadurch gewiss den Vortheil erhalten, mehrere wichtige Materien von mehreren Seiten zu betrachten, ihre Ideen zu erweitern, zu berichtigen und sich einen Vorrath von wichtigen Gedanken zu sammeln, welche ihnen in allen Geschäften ihres Amts brauchbar werden können.

G.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Leipzig,* b. Dyk: *Beicht- und Communion-Büchlein für junge Christen, vorzüglich für Confirmanden,* von *Ludwig Pflaum,* Pfarrer zu Helmbrechts. 1815. 100 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. hat es wohl mit diesem Büchlein recht gut gemeint, das sieht man aus Ton und Sprache desselben. Aber das Büchlein verlangt auch solche Leser, die ihn verstehen, und an seinem Tone und seiner Sprache keinen Anstoss nehmen, die also das Spielende von dem Zärtlichen, das Kindische von dem Herzlichen noch nicht zu unterscheiden wissen, und gesunde wie ungesunde Lehren verdauen können. Doch wir wollen dem Vf. nicht wehe thun; indess zweifeln wir, dass gebildete Christen an dieser Schrift Geschmack finden werden. Der Inhalt ist: Danke Gott. Betrachte deinen Jesum. Betrachte sein Abendmahl. Betrachte seine Leiden. Betrachte deine Unwürdigkeit. Demüthige dich vor Gott. Bereite dich zum heiligen Mahle. Schwöre Gott und Jesu ewige Treue. Versiegle deinen Schwur durch Jesu Todesmahl. Nachfeyer des heiligen Abendmahls. Dankgebet. Anhang (einige Lieder). Gebet eines Waisen. Zur Probe nur den Anfang: Wie glücklich bist du, liebes Kind, dass dir der liebe Gott so weit geholfen hat, dass du nun das heilige Abendmahl geniessen kannst! Gehe hin in dein Kämmerlein, knie nieder, falte deine Hände, und bete mit heiliger Inbrunst zu deinem Gott: Lieber, guter Vater im Himmel! vernimm gnädig das Dankgebet deines Kindes. Du hast mich bisher erhalten. Wie so viele sterben in ihrer frühesten Jugend dahin! Ach, ich hätte ja auch so leicht sterben können! Dann läg' ich nun auch im finstern Grabe, könnte dein liebes Tageslicht nicht mehr sehen, nicht mehr deiner schönen Welt mich freuen, und auch die selige Freude nicht haben, das heilige Mahl meines Erlösers zu geniessen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 6.

BOTANIK.

Moskau, auf Kosten des Vfs.: *Georg. Franc. Hoffmann*, Med. Doct., Prof. P. O., *Genera plantarum umbelliferarum eorumque characteres naturales secundum numerum, figuram, situm et proportionem omnium fructificationis partium.* Accedunt icones et analyses aeri incisae. (Tab. III.) 1814. XL und 182 S. gr. 8.

Auch mit dem besonderen Umschlag. *Umbelliferae.* Vol. I. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es ist für den Naturforscher eine sehr erfreuliche Erscheinung, mehrere berühmte Botaniker mit der Bearbeitung und Untersuchung einer der schwierigsten und in arzneylicher Hinsicht einer der wichtigsten Pflanzenfamilie zu gleicher Zeit beschäftigt zu sehen. Auf diese Art muss der Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchtet, und endlich Resultate herbeygeführt werden, welche zu einer guten naturgetreuen Eintheilung und zu Gründung sicherer, bis jetzt noch so sehr vermisster Gattungsmerkmale den Weg bahnen müssen.

Ob nun gleich das vor uns liegende Werk nicht einen solchen Umfang hat, wie wir wünschten; denn es liefert uns nur die europäischen (und nicht einmal alle) Gattungen dieser interessanten Familie: so verdient es doch die Aufmerksamkeit der Botaniker in hohem Grade. Der Haupt-Inhalt dieses Werks war nämlich, wie der verdiente Vf. in der Vorrede sagt, für eine neue Auflage seines Taschenbuchs: *Deutschlands Flora*, bestimmt; bey Moskau's fürchterlichem Brande aber hat er nicht nur seine hierauf Bezug habende Pflanzensammlung, sondern auch das Manuscript verloren, und nur die erste analytische Tafel der Gattungen der Dolden-Gewächse wurde durch einen glücklichen Zufall aus dem Feuerschlunde gerettet. Wenn der Vf. seinen vielleicht unersetzlichen Verlust wieder einigermassen verbessert hat, wozu er auch die Hülfe s[illegible] deutschen Freunde — wie wir hoffen nicht vergebens — aufruft: so will er sein obiges Vorhaben noch ausführen, und uns mit einer, nach allen Theilen vermehrten und verbesserten Auflage seines Taschenbuchs beschenken.

In der Vorrede setzt der Vf. die Merkmale und die Terminologie fest, nach welchen und durch welche er die Kennzeichen der Gattungen bestimmt; er folgt hierin meistens seinen Vorgängern; er geht aber mit mehr Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke, als vor ihm geschehen ist. Die Gattungsmerkmale sind zuerst auf die *Blumen* gestützt, und zwar auf den Kelch und die Kronenblättchen, vorzüglich aber auf deren äusserste Spitze, welche er *Lacinula* nennt; auf ihre Gestalt und andere Verhältnisse legt er ein sehr grosses Gewicht in Bestimmung der Gattungen und Arten der Doldengewächse. Die Farbe der Blumen wird zwar von dem Vf. nicht vernachlässiget, jedoch wird sie nicht als besonderes Merkmal benutzt; hingegen ist die fleischige Basis der Griffel, welche er *Stylopodium* (*Tuberculum styliferum Gaert.*) nennt, nach seinen Beobachtungen von grosser Wichtigkeit. Dann aber giebt die *Frucht* den Hauptgrund aller Eintheilung und Unterscheidung der Classen und Gattungen dieser Familie, wie diess schon *Cusson*, *Gärtner* und *Sprengel* gethan haben; er verfährt aber darin mit weit mehr Pünctlichkeit und Schärfe, als alle seine Vorgänger; er behält die von der Gestalt der Frucht hergenommene Terminologie bey, und bestimmt seine Gattungen nach den *Jugis*, *Costis*, *Striis*, *Alis*, nach den zwischen denselben befindlichen *Valleculis* und deren Gestalt u. s. w. Fernere Merkmale geben aber noch die Ränder der Saamen, *Latuscula*; die Fläche, mit welcher sich die beiden Saamen der Umbellisten berühren, *Commissura*; die Peripherie dieser Fläche, *Raphe*; das Umbilical-Gefäss, das die Saamen trägt, *Spermopodium*; (*Gärtners Receptaculum*, *Juss.* und *Went. Placenta l. Axis pistillaris s. centralis*, und *Richard's Podospermium*), die Basis dieses Organs, *Spermapodopheron*; endlich noch die Canäle, welche entweder unter der äusseren Haut, oder der inneren *tunica* der Saamen, oder endlich, was seltener der Fall ist, unter der eigenen Membran des Albumen liegen, und den aromatischen und ätherisch-öligen Stoff enthalten, welche der Vf. (mit *J. Gärtner*) *Vittae* nennt, und die er so constant in ihrem Daseyn bey gewissen Gattungen und von so beständiger Gestalt gefunden hat, dass er ihnen neben den übrigen Merkmalen das grösste Gewicht bey Bestimmung der Gattungen beylegt. Dem *Involucrum* ist in der allgemeinen Übersicht der Charaktere keine besondere Betrachtung gewidmet, obgleich in der speciellen Ausführung der Gattungen dieses Merkmal nie übergangen ist; der Vf. giebt hiedurch zu verstehen, dass

er diesem, nach unserem Erachten doch sehr wichtigen Theile der Doldengewächse nur einen sehr untergeordneten Werth in Bestimmung der Gattungen beylege. Ob es nöthig gewesen sey, die neuen Namen von *Stylopodium*, *Spermopodium* und *Spermopodopheron* für längst bekannte und hinlänglich bekannte Theile zu schaffen, bezweifeln wir fast, um so mehr, da die Synonymen in der botanischen Terminologie beynahe ins Unendliche anwachsen, wodurch offenbar mehr Verwirrung als Bestimmtheit hervorgebracht wird.

Der Vorrede ist eine Übersicht der Gattungen mit Bemerkung der wesentlichsten Merkmale angehängt; nach derselben ist die ganze Familie in 11 Abtheilungen nach der verschiedenen Gestalt der Früchte eingetheilt, welche folgende Aufschriften erhalten könnten:

Class. 1. *Fructu rostrato evittato*, z. B. *Scandix*, *Anthriscus etc.*
2. — — 5 *costato evittato*, z. B. *Conium*, *Bupleurum etc.*
3. — — 5 *costato valleculis* 1 *vittatis*, z. B. *Chaerophyllum*, *Oenanthe etc.*
4. — — 5 *costato valleculis multivittatis*, z. B. *Apium*, *Pimpinella etc.*
5. — — *ovato* (*hispido*) *valleculis aculeatis*, z. B. *Torilis*, *Caucalis etc.*
6. — — *compresso*, *valleculis univittatis*, *vittis aequalibus*, z. B. *Zosima*, *Pastinaca etc.*
7. — — *compresso*, *valleculis univittatis*, *vittis clavulatis*, z. B. *Heracleum*, *Wendia etc.*
8. — — *alato*, *compresso*, z. B. *Melanoselinum*, *Cnidium etc.*
9. — — *corticoso subrotundo* 5 *jugato*, *jugis persossis*, z. B. *Trinia.*
10. — — *corticoso*, *ovato*, *quinquejugato*, z. B. *Aethusa.*
11. — — *membrana sparganophora obtecto*, z. B. *Angelica*, *Pleurospermium etc.*

Aus dieser allgemeinen Übersicht, welche wir aus den wesentlichen Charakteren ausgehoben haben, werden unsere Leser einsehen, dass der Vf. nicht die natürlichen Verwandtschaften der Gattungen vor Augen gehabt habe, sondern dass diese öfters gewaltsam zerrissen werden, und dass die Gattungsmerkmale nicht selten sehr subtil ausfallen mussten. Am Ende der Vorrede ist noch der allgemeine natürliche Charakter der Familie der Doldengewächse angehängt, wobey jedoch die Berührungen mit den angrenzenden Familien nicht angezeigt sind.

Das Hauptwerk liefert nun sehr genaue Beschreibungen der Merkmale von 47 Gattungen, wobey der generische Charakter vorausgeschickt ist, und der essentielle nachfolgt; bey jeder Gattung ist die Synonymie einer oder einiger Arten, und Bemerkungen über die Gattung selbst oder über neue oder zweifelhafte Arten angehängt. Ob nun gleich *Sprengel* in seinem *Prodromus* Gattungs-Charaktere auf dieselben Theile gegründet hat — freylich mit Ausschluss der Blumen: — so kreuzen sich doch die Bestimmungen dieser zwey Schriftsteller äusserst häufig, so dass hieraus sehr deutlich erhellt, dass dieser Gegenstand äusserst viele Schwierigkeit habe, dass die aufgestellten Principien schwankend und unsicher, und Alles, was bisher über diese wichtige Familie erschienen, nur annähernde Versuche seyen. Es scheint sich daher auch unsere schon früher irgendwo geäusserte Vermuthung zu bestätigen, dass vielleicht in keiner Pflanzenfamilie die Formen aller Theile so sehr vermischt seyen, so dass sie nur Eine grosse Gattung auszumachen scheine, und daher einer streng systematischen, der Natur keine Gewalt anthuenden Eintheilung widerstrebe. *Jussieu's* Bemerkungen in den *Annales du Mus. d'hist. nat.* Vol. 16 scheint der Vf. nicht gekannt zu haben.

Den Anfang macht die neue Gattung *Wylia*, mit *Scandix* nahe verwandt, wohin auch *S. australis* gehört; sie möchte wegen der Verschiedenheit der Blumen und des verschiedenen Standes der Saamen beyzubehalten seyn. Zur Gattung *Anthriscus* wird *Chaeroph. sylvestre* und *Scandix Cerefolium* geschlagen. Von *Caucalis* wird die *C. grandiflora* unter dem neuen Gattungsnamen *Orlaya*, und *Caucalis latifolia* unter dem von *Turgenia* getrennt. *Daucus muricatus L.* ist zu einer neuen Gattung *Platyspermum* erhoben. *Apium* und *Petroselinum* werden generisch getrennt; die Gattung *Aegopodium*, von *Sprengel* zu *Sison* geschlagen, wird wiederhergestellt. Als eine der *Pimpinella* verwandte Gattung wird das neue Genus *Trinia* aufgestellt, und darunter *Seseli pumilum L.*, *Pimpinella dioica* und noch zwey neue Species begriffen. Die neue Gattung *Krubera*, von *Desfontaines* zu *Conium* gebracht, von *Linné Tordylium peregrinum*, von *Sprengel* aber *Cachrys dichotoma* genannt, möchte wohl eine bleibende Gattung bilden. Ausser den von *Sprengel* aufgestellten neuen Gattungen *Tenoria* und *Odontites*, welche unser Vf. anerkennt, werden die Species des *Bupleurum* noch in zwey neue Gattungen, *Diaphyllum* und *Isophyllum*, getheilt, und, wie es scheint, mit Recht. *Anethum* und *Foeniculum* bilden zwey abgesonderte Gattungen. Ein der *Pastinaca* verwandtes Genus ist die neue Gattung *Malabacla*, eben so ist es *Wendia* mit *Heracleum*; und aus dem *Heracleum absynthifolium* mehrerer Schriftsteller bildet der Vf. sein neues Genus *Zosima*, welches mit *Pastinaca*, *Tordylium* und *Heracleum* Verwandtschaft hat. Die Gattung *Selinum* wird von dem Vf. in drey Genera vertheilt, nämlich: *Thysselinum* (*Selinum palustre* und *cantabrigense*); *Oreoselinum* (*Selinum montanum*, *Willd.*, *austriacum Jacq.*, *pyrenaeum Gouan* u. s. w.) und *Melanoselinum* (*Selinum decipiens*, *Willd.*). Die neue Gattung *Conioselinum* erhält keine nähere Erklärung. *Angelica* und *Archangelica* bilden zwey abgesonderte Gattungen. Ferner wird auch das von *Wibel* (Fl. Werth. S. 187) aufgestellte Genus *Drepanophyllum* beybehalten. *Pleurospermum*, dem *Ligusticum* verwandt, enthält einige neue Arten und das *Ligusticum austriacum Jacq.* Mehrere bekannte europäische Gattungen der Doldengewächse, wie *Ligusticum*, *Laserpitium*, *Ferula*, *Cachrys*, *Thapsia*, *Smyrnium*, *Tordylium*, *Ammi*, *Cicuta*, *Athamanta*, *Crithmum*, *Imperatoria* und *Coriandrum* haben weder im Conspectus der Gattungen, noch in den speciellen Beschreibungen eine Er-

wähnung gefunden; da wir hoffen dürfen, daſs der Vf. ſie ebenfalls ſeinen Unterſuchungen unterwerfen werde: ſo werden wir ſie wohl im zweyten Theile noch erhalten. — Den Schluſs macht die Erklärung der Kupfertafeln und das Regiſter.

Aus dieſer kurzen Anzeige der Gattungen erhellt, daſs ſie durch den Vf. um Vieles vermehrt worden, ſo daſs nicht zu zweifeln iſt, daſs, wenn alle jetzt bekannten auſsereuropäiſchen Arten der Doldengewächſe nach denſelben Grundſätzen unterſucht werden würden, die Anzahl der Gattungen noch um Vieles vergröſsert werden dürfte. Dieſs möchte zwar an ſich kein Fehler ſeyn, weil dadurch die Charaktere nothwendig ſchärfer aufgefaſst, und das Aufſuchen der Arten um Vieles erleichtert werden müſste, vorausgeſetzt, daſs die Unterſcheidung nicht in Subtilität ausartete. Indeſſen glauben wir aber doch, daſs der Vf. bey Manchen deſshalb Widerſpruch finden wird: beſonders bey ſolchen, welche darauf einen Werth ſetzen, alle ihnen bekannten Gattungen und Arten im Gedächtniſs zu behalten, welches nun freylich durch dieſe Vervielfältigung der Gattungen ſehr erſchwert wird, und durch Unterabtheilungen zahlreicher Gattungen leicht zu vermeiden wäre.

Es iſt wohl überflüſſig, noch beſonders zu bemerken, daſs dieſes Werk, wegen der groſsen Anzahl mühſamer Unterſuchungen und genauer Beobachtungen, die es enthält, von vorzüglichem Werth ſey, und es wünſcht gewiſs mit uns jeder Botaniker, der Vf. möchte uns nicht nur bald mit dem zweyten Theil beſchenken, ſondern ſeine Unterſuchungen auch auf die ganze Familie ausdehnen, damit wir durch eine gleichförmige Bearbeitung und Anſicht genauer orientirt werden, worauf man ſich bey ihrer natürlichen Eintheilung vorzüglich ſtützen müſſe. Über die innere Ökonomie dieſer Gewächſe enthält der vor uns liegende Band keine Aufklärungen.

Die zum Werk gehörigen Kupfer ſind ſchön. Die Titel-Vignette enthält die Abbildung des Kopfs des Königs Magas, mit einem Äſtchen der *Ferula tingitana*, einer im Alterthum ſehr bekannten Arzney-Pflanze, nach einem Amethyſte aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans. Die erſte dem Brand entriſſene Tafel liefert äuſserſt gedrängt, aber rein und nett gezeichnet, die Blumen und Früchte von einem groſsen Theil der beſchriebenen Gattungen in natürlicher und vergröſserter Geſtalt; die zweyte von dem Vf. ſpäter entworfene und mehrere Gattungs-Charaktere noch genauer darſtellende Tafel rectificirt zum Theil die Abbildungen in der erſten, zum Theil aber ſtellt ſie andere Gattungen und Arten dar. Die Zeichnungen ſind nach einem gröſseren Maſsſtab, der Stich aber nicht ſo rein. Schade iſt es, daſs die zu den Figuren gehörigen Numern nicht genau angebracht, oder ihre Beſtimmungen überall durch hinweiſende Puncte hinlänglich verdeutlicht ſind. Die dritte Tafel giebt eine Abbildung der *Wylia radians* mit einer analytiſchen Zergliederung der übrigen beſchriebenen Arten derſelben Gattung. Druck und Papier ſind vortrefflich, nur bedauern wir, daſs mehrere bedeutende Druckfehler, beſonders in den Citaten, das Nachſuchen hin und wieder erſchweren.

Unſerem Exemplar iſt noch angehängt:

Moskau: *Syllabus plantarum umbelliferarum denuo disponendarum, exhibens enumerationem omnium ſpecierum hucusque in pharmacopoliis receptarum, iconum accuratam citationem (,) orthographiam, ethymologiam et proſodiam nominum botanicorum;* auctore *G. F. Hoffmann*, Med. Doct. rel. 1814. 20 S. gr. 8.

Ein Verzeichniſs der Arzneypflanzen dieſer Familie gehört wohl mit Recht zu einer Geſchichte derſelben, da ſie ſowohl in ärztlicher, als ökonomiſcher Rückſicht ſo wichtig für den Menſchen ſind; es werden darin 39 Gattungen, 60 Arten und 31 Abarten unter den ſyſtematiſchen Benennungen aufgeführt, welchen der pharmaceutiſche Name der gebräuchlichen Theile und einige Citate der beſten Abbildungen beygefügt ſind; jedoch ohne alle Beſchreibung der Pflanzen ſelbſt oder ihrer officinellen Theile. Die unterhalb dem Texte befindlichen und die Hälfte des Ganzen betragenden Anmerkungen ſind vorzüglich kritiſch, und betreffen gröſstentheils die alten griechiſchen und lateiniſchen Benennungen; auch ſind zuweilen kurze Bemerkungen über die Wirkungsart dieſer Gewächſe auf den lebenden thieriſchen Körper eingeſtreut. Aus einigen europäiſchen Floren hätte das Verzeichniſs vielleicht noch vermehrt werden können. Die in Ruſsland einheimiſchen und in der *Pharmacopoea ruſſica*, ed. 1808, aufgenommenen Arzney-Gewächſe dieſer Familie ſind mit einem * bezeichnet. Papier und Druck ſind wie bey dem Hauptwerke. A. e.

FORSTWISSENSCHAFTEN.

Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Sylvan*, ein Jahrbuch für Forſtmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr 1815, von *C. P. Laurop*, groſsherzogl. badiſchem Oberforſtrathe, und *V. T. Fiſcher*, groſsherzogl. badiſchem Forſtrathe. Mit einer Titelvignette und Kupfern. VIII und 194 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſes Taſchenbuch, von welchem der erſte Jahrgang in unſerer A. L. Z. 1814. No. 55, der zweyte 1815. No. 99 angezeigt worden iſt, hat hier zum Titelkupfer das wohlgetroffene Portrait des Sachſen-Meining. Kammer- und Forſt-Rathes und Directors der Forſtakademie zu Dreyſsigacker, D. *Joh. Matthäus Bechſtein*, und Hr. *L.* eröffnet dieſen dritten Jahrgang mit einer kurzen Skizze von dem Leben dieſes berühmten Schriftſtellers im naturhiſtoriſchen, forſt- und jagdwiſſenſchaftlichen Fache. Sowohl die Wahl dieſes Gegenſtandes, als auch die Ausführung, wird den Leſern Freude machen, obgleich die vielſeitigen Verdienſte *Bechſteins* nur kurz angedeutet werden konnten. Die naturhiſtoriſchen Aufſätze beſchränken

ſich dieſes Mal auf die Zoologie. *Der Hamſter*, von Hn. *Fiſcher* beſchrieben, iſt zwar mehr dem Ökonomen, als dem Jäger wichtig. Allein vom Forſtmann und Jäger verlangt man nach und nach immer mehr die Bekanntſchaft mit Gegenſtänden, die der Landwirthſchaft näher liegen, weil beide Fächer beſtändig in Berührung treten. Es bedarf daher keiner Entſchuldigung, daſs dieſe getreue und vollſtändige Beſchreibung hier ihren Platz gefunden hat. *Der Jagdhund* von Hn. *von der Borch* erregt bey dem Leſer des Jahrbuchs die Hoffnung, daſs der geſchickte Vf. in den künftigen Jahrgängen nachholen werde, was in Betreff der Hunderaçen und ihrer ſpeciellen Behandlung bey beſonderen Arten der Jagd noch zu bemerken iſt. *Die Spieſsente*, meiſterhaſt beſchrieben von *Bechſtein*, hatte noch in keinem Jagdhandbuche eine ausführliche Beſchreibung erhalten. Um ſo willkommener iſt ſie hier den Leſern, ſo wie der Zuſatz der Herausgeber. *Der Steindreher*, einer der ſelteneren Vögel aus dem Geſchlecht der Strandläufer, deſſen Platz in der Syſtemreihe erſt durch die Verdienſte der neueſten Ornithologen feſt beſtimmt worden iſt, und der ſeinen Namen vom Umwälzen der Steine erhalten hat, unter denen er ſeine Nahrung ſucht, wird von *Fiſcher* angenehm beſchrieben. Den Beſchluſs machen *die wilden Tauben*, und insbeſondere *die Ringeltaube* von *Ebendemſelben*. Sämmtliche zu dieſen naturhiſtoriſchen Aufſätzen gehörige Abbildungen, beſonders die der Spieſsente und der Ringeltaube, ſind naturgetreu und trefflich gerathen, nur die Stellung des Steindrehers läſst das ausgeſtopfte Exemplar durchſcheinen, wonach die Zeichnung gemacht worden iſt. Was die Darſtellung in den *fiſcheriſchen* Aufſätzen betrifft, welche im Durchſchnitt für den Gegenſtand zu viel Schmuck enthalten: ſo nähert ſich der Letzte über die wilden Tauben, welcher auch ſeines übrigen Inhalts wegen recht angenehm zu leſen iſt, noch am meiſten der natürlichen Schreibart, welche, nach dem Gefühl des Rec., ſchon um deſswillen bey Beſchreibung der Naturgegenſtände vorzuziehen iſt, weil eine bilderreiche und ſpielende Sprache leicht eine Irrung, zumal bey denjenigen Leſern veranlaſst, auf deren Belehrung der Sylvan mit berechnet iſt. Im nächſten Aufſatz *über die wiſſenſchaftliche Bildung des Forſtmannes in Forſtlehranſtalten* giebt Hr. *L.* eine wohlgeordnete Überſicht über die Entſtehung der Forſtlehranſtalten und über die Wendung, welche dieſer Unterrichtszweig bis auf die neueſten Zeiten genommen hat, mit eingeſtreuten Anſichten darüber, welche hoffentlich nicht unbeherzigt bleiben werden. Der *topographiſche* Artikel dieſes Jahrganges beſteht in der Beſchreibung des königl. Jagdſchloſſes *Fürſtenried* bey München, mit einem gefälligen Kupfer, und des groſsherzogl. Luſt- und Jagd-Schloſſes *Scheibenhardt* zwiſchen Carlsruhe und Raſtadt. Beide Jagdſchlöſſer ſind durch ihre Geweih-Sammlungen ausgezeichnet. *Die Forſt- und Jagd-Denkwürdigkeiten des verfloſſenen Jahres aus dem ſüdlichen Deutſchland, beſonders aus der Rheingegend*, erwähnen eines ſchwarzen Storchs, der bey Carlsruh, und eines anderen, der bey Mosbach am Neckar erlegt wurde, ingleichen einer im heiligenzeller Revier des badiſchen Oberforſtamtes Schuttern gehaltenen Wolfsjagd, auf welcher ein männlicher Wolf erlegt wurde. Das ganze Dutzend Miſcellen enthält, auſser verſchiedenen naturhiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, auch eine antiquariſche, nämlich die Erläuterung der Titelvignette, worauf eine im Jahr 1778 bey dem Dorfe Mühlenbach in dem fürſtenbergiſchen Stabe Haslach entdeckte, der Diana von den Brüdern Attian und Caſſian geweihte römiſche Ara abgebildet iſt. Die Göttin hat darauf den Beynamen *Abnoba*, von dem abnobiſchen Gebirge, zu welchem die Gegend von Haslach gehörte. Gegenwärtig befindet ſich der Stein in der Bibliothek der Univerſität Freyburg, und die neueſte Beſchreibung deſſelben, von dem Hn. Staatsrath *Wielandt* in den *Beyträgen zur älteſten Geſchichte des Landſtrichs am rechten Rheinufer von Baſel bis Bruchſal*, S. 152. Die Rubrik *neue Erfindungen* iſt dieſes Mal in Hoffnung einer reichlicheren Ernte für das nächſte Jahr weggelaſſen worden. Eine Dekade von luſtigen Weidmanns-Anekdoten und 11 Gedichten, die alle von gefälliger Verſification und zum Theil von poëtiſchem Gehalt ſind, machen nächſt dem Verzeichniſſe der im Jahr 1814 erſchienenen 24 Forſt- und Jagd-Schriften den Schluſs.

—e—

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Maynz*, b. Kupferberg: *Die Lehre von der Zuſammenſetzung und Auflöſung der Kräfte, unabhängig von der Theorie des Hebels*, auf doppelte Weiſe ſtreng dargeſtellt von *Joh. Joſ. Ign. Hoffmann*, Ober-Schul- und Studien-Rathe, Director und Prof. des Lyceum zu Aſchaffenburg. Mit 2 Steintafeln. 1815. 24 S. kl. 4. (9 gr.)

Wir erkennen das Bemühen des Vfs., die Lehre von Zuſammenſetzung und Zerlegung der Kräfte einfach und populär darzuſtellen, mit vielem Danke. Seine Darſtellung kann ſehr wohl dazu dienen, dieſe wichtige Lehre, die man von mehr als einer Seite muſs betrachten lernen, den Anfängern klarer und geläufiger zu machen. Aber wir müſſen geſtehen, daſs wir dieſe Abhandlung nicht als eine vorzüglich ſtrenge, allen Foderungen genügende, oder frühere Arbeiten übertreffende Darſtellung anerkennen können. Der 6 §. S. 12 enthält ſchon ganz das, was wir Zerlegung von Geſchwindigkeiten oder Kräften nennen; nehmen wir alſo ſchon hier voraus an, daſs jede der beiden Kräfte den Körper eben ſo weit von b d abtreibt, als ſie einzeln wirkend gethan hätte: ſo haben wir gewiſs einen Cirkel im Schlieſſen gemacht. Dieſen Vorwurf kann man dem *eytelwein*ſchen Beweiſe (in deſſen Statik feſter Körper) nicht machen, und dieſer läſst überhaupt wenig zu wünſchen übrig. Die zweyte Beweisart iſt gleichfalls nicht in dem Sinne ſtrenge, wie man es fodert, wenn man die bisher bekannten Beweiſe tadelt.

i. e. e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 6.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Kummer: *Beyträge zur Sprachwissenschaft* von M. *Chr. Mor. Pauli*, Conrector am Lyceo zu Lübben. Ersten Bandes erstes Heft. 1812. 172 S. 8. (14 ggr.)

Die Form dieser Schrift, die einen sehr tiefforschenden Sprachkenner beurkundet, wird für viele Leser zurückschreckend seyn, und wer mit den *wolkeschen* Schriften unbekannt ist, dürfte leicht eine ganz fremde Sprache zu lesen wähnen. Wir setzen zur Probe den Anfang der ersten Abhandlung hieher, wodurch sich die Eigenthümlichkeit des Stils aussprechen mag.

„Von denkthümlicher Worteinung, sofern daraus entsprängen Mitherschaft und Mitunterwürfigkeit der Wörter. Von Mitherschaft oder Gemeinherschaft der Wörter, worin entwickelt werden einige der merkwürdigern Spracherscheinungen, die ihren Grund in dem Zusammensasen mehrer Wörter zu dem einsigen Ganzen haben. 1) *Gegenständlichkeit verschmilzt gedenkweise mit dem Aussageworte zu einem einsigen Ganzen und hilft in dieser Verschmelzung eine neue Gegenständlichkeit beherschen.* Hier ist nun die verschmelzende Gegenständlichkeit A. *Eine reine* (nicht hauptwörtlich stehende) *Urweise*, wodurch die folgende Gegenständlichkeit trägerhaltig wird und diejenige Fügung entspringt, welche in den alten Sprachen unter dem Namen des Acc. c. Inf. bekannt ist. *Ich sahe ihn kommen.* Wovon hangt Ihn ab? Von Sahe? Dann bleibt aber das doch ebenfals abhangige Kommen ohne Bedingung und gleichsam schwebend, indem zu Sahe bereits als Ausdruk des nächsten Gegenstandes Ihn getreten, folglich dem Kommen aller Grund unmittelbarer Abhangigkeit, in welcher allein es sich vorstellen läst, hinterzogen wäre. Von Kommen, wie Adelung, Lehrgeb. 2. 244. wil? Dann drukte aber Ihn den Gegenstand des Kommens aus, und es sol denkthümlicher Träger desselben sein. Nur ein Ausweg. Befase Sahe kommen in Eins, als: Ich (kommen-sahe), so wird Kommen als nächster oder unmittelbarer Gegenstand von dem einzelen Sahe, von der vereinten Kraft aber des Kommensahe d. i. von dem in seiner Bedeutung durch Kommen nur näher bestimmten Sahe wird Ihn abhangen."

Zur Verständlichkeit, und damit der Vf. nicht falsch beurtheilt werde, scheint nöthig zu seyn, dass wir die Terminologie desselben vorausschicken; hat man diesen Schlüssel: so wird man die Sprache des Vfs. vielleicht weniger barock finden. Genitiv heisst bey ihm *Beschränkform*; Dativ — *mittelbare Gegenständlichkeit*; Accusativ — *unmittelbare Gegenständlichkeit*; Nominativ — *Urstand*; Pronomen — *Redeverhältnisswort*, oder *Redeverhältnisser*; Subject — *Träger*; Infinitiv — *Urweise*; Ablativ — *Verbundenheitsform*; Präposition — *Begriffsverhältnisser*; objectiv — *aussenständig*; *denkthümlich* steht dem *sprachthümlich* entgegen, und heisst, *gedacht*, *in Gedanken*, so wie dieses, *in der Sprache*, *oder an dem Sprachkörper ausgedrückt*; eine *denkthümliche* Worteinung ist es, wenn man in dem oben angeführten „*Ich sah ihn kommen*" die beiden Verbe „*sah kommen*" als ein einziges Ganzes, gleichsam als ein *verbum compositum* betrachtet, daher nicht den einen Theil (kommen) von dem anderen (sah) abhangen und regiert werden lässt, sondern beides in ihrem Verhältnisse des Regierens und des Regiertwerdens als ein Ganzes gleichstellt; *sprachthümlich* würde diese Einigung seyn, wenn man beide Verbe *körperlich* mit einander vereinigte, und entweder ich *kommensahe*, oder ich *sahkommen*, wie etwa, ich *heerschauete*, statt ich *hielt Heerschau*, in einem Worte schriebe. — Dass der Vf. eine abweichende Schreibung (Orthographie) befolgt, die Consonanten nach geschärftem Vocale gewöhnlich nicht verdoppelt, jedoch *den̄*, statt *den*, oder *denn* schreibt, sehen die Leser aus der mitgetheilten Probe. Wir rechten hier über diese Nebensache nicht, da wir auf Wichtigeres unsere Aufmerksamkeit zu richten haben. Die Art und Weise, wie die Redetheile einander bestimmen (Rection), ist das A und O der Grammatik, ist der Hebel des ganzen menschlichen Denkens. Aufschlüsse über diesen Theil der Sprache geben, oder die Sprache in diesem Theile näher bestimmen, heisst, durch das Zeichen das Bezeichnete, durch das Gesprochene das Gedachte ordnen. Wir wollen hiedurch die Wichtigkeit der vom Vf. angestellten Untersuchungen andeuten, und gehen nun zur Würdigung derselben über.

In dem Satze „*Ich sah ihn kommen*" und diesem ähnlichen Sätzen ist es zweifelhaft, wovon der Accusativ *ihn* abhange, oder regiert werde, ob von dem

Verbe *ſah*, oder dem Verbe *kommen*. *Adelung* ſagt, von *kommen*, welches offenbar falſch iſt. Läſst man den Accuſativ (unmittelbare Abhangigkeit) *ihn* aber von *ſah* abhangen: ſo, ſagt unſer Vf., hat das ebenfalls abhangige *kommen* kein *Regens*, von dem es abhange; er hält daher für den einzigen Ausweg, die beiden Verbe *ſah* und *kommen* in Gedanken zu einigen, und von ihnen als einem *verbo compoſito* den Accuſativ abhangen zu laſſen. Ein anderer Ausweg wäre wohl, zu ſagen: der Accuſativus *ihn* hängt ab von *ſah*, und *kommen* hängt ab von *ihn*. Allein der Vf. wird leugnen, daſs dem Accuſative *ihn* die Kraft beywohne, den Infinitiv *kommen* zu regieren. Die Sache wird jedoch deutlicher werden, und die Regierfähigkeit des Accuſativs mehr ins Auge ſpringen, wenn wir, ſtatt des intranſitiven *kommen*, ein tranſitives Verb nehmen. Der Satz ſey: *ich ſah ihn ſchlagen*. So wie dieſer Satz eine doppelte Deutung zuläſst: ſo erfodert er auch eine doppelte Conſtruction. Steht der Accuſativ leidend: ſo iſt die Conſtruction: *ich ſah* (was?) *ſchlagen* (geſchlagen werden — wen?) *ihn*. Steht der Accuſativ thätig (zu ſchlagen): ſo iſt die Conſtruction: *ich ſah* (wen?) *ihn* (was thuend?) *ſchlagen*. In dem letzten Falle, welches der vorliegende iſt, wird der Accuſativ *ihn* von *ſah*, und der Infinitiv *ſchlagen* von dem Accuſativ *ihn* regiert. Es ſtände alſo der Accuſativ *ihn* in einer doppelten Beziehung, erſtlich als *regiert* zu *ſah*, zweytens als *regierend* zu *ſchlagen*. Gegen eine ſolche Doppelſeitigkeit der Rection iſt nichts zu erinnern; ſie findet ſich überall in allen Sprachen: *deficere ab aliquo ad aliquem*, Gott pflanzte einen Baum des Lebens — hier iſt *Baum regiert* in Beziehung auf *pflanzte*, und zugleich *regierend* in Beziehung auf den Genitiv *Lebens*. Es fragt ſich demnach nur, ob mit dem Weſen des Accuſativs die Rection eines Infinitivs verträglich ſey. Wir ſehen nicht ein, warum nicht. Wenn das Subject, im Nominative ſtehend, ſein Verb (nach der Sprache der Grammatik) *regiert*: ſo muſs es, im Accuſative ſtehend, eben daſſelbe thun können. Kurz, das Subject, im Accuſative ſtehend, muſs ſich eben ſo zu ſeinem Verbe verhalten können, wie es ſich, im Nominative ſtehend, zu demſelben verhält. Daſs das Verb, beym Accuſative, im Infinitive ſteht, beym Nominative in einer beſtimmten Perſon, oder mit einer beſtimmten Perſonalendung, iſt zufällig, jedoch natürlich, da in dieſem Falle jedesmal ein zweytes Verb, nach Perſon, Zeit und Modus beſtimmt, mit dem Satze verbunden iſt, es alſo zwecklos ſeyn würde, wenn man an dem von dem befraglichen Accuſative regierten Verbe noch einmal Perſon, Zeit und Modalität bezeichnen wollte. Was von den tranſitiven Verben gilt, muſs auch von den intranſitiven gelten, bloſs mit dem Unterſchiede, daſs die intranſitiven Verbe nur von dem Accuſative regiert werden, nicht aber, weil das Intranſitive das Charakteriſche ihres Begriffs iſt, gegenſeitig den Accuſativ regieren können. Die Conſtruction des Satzes: *ich ſah ihn kommen*; iſt alſo: *ich ſah* (wen?) *ihn* (was thuend?) *kommen*.

Wie ſehr wir daher den Scharfſinn des Vfs. ehren: ſo können wir ihm doch nicht beyſtimmen, daſs „*Gegenſtändlichkeit* (hier der Infinitiv *kommen*) *gedenkweiſe mit dem Ausſageworte* (ich *ſah*) *zu einem einſigen Ganzen verſchmelze, und in dieſer Verſchmelzung eine neue Gegenſtändlichkeit (ihn) beherſchen helfe*." Da der Vf. ſeine Theorie durch einige andere, blendende Beyſpiele zu ſtützen ſucht: ſo dürfen wir uns der Mühe nicht überheben, auch von dieſen das ſcheinbarſte zu beleuchten, und das Unhaltbare zu zeigen. Der Vf. ſagt: *den Kopf ſinken laſſen* iſt eins mit *den Kopf ſänken*, alſo *ſinken laſſen* gleichgeltend mit *ſenken*, folglich muſs *ſinken laſſen* gedenkweiſe in Eins gefaſst, und in dieſer Einheit zum Regens des damit verbundenen Accuſativs gemacht werden. Der Vf. zieht zur Beweisführung für ſeine Verſchmelzung auch die franzöſiſche Sprache heran; allein dieſe ſteht ihm durchaus entgegen, und Alles, was er anführt, iſt mehr geeignet, einen Beweis *gegen*, als *für* ſeine Theorie zu liefern. Ein paar (falſche) Regeln aus *Wailly* hätte der Vf. für ſich anführen können, hat es aber nicht gethan. Wir wollen dieſes unten nachholen, und die Theorie vorzüglich an die franzöſiſche Sprache halten, weil ſie nur für dieſe von *ſprachthümlichem* Einfluſſe ſeyn würde, bey den übrigen Sprachen lediglich *denkthümlichen* Einfluſs hat.

Daſs *ſinken laſſen* ſo viel iſt, als *ſenken* (warum *ſänken*? es iſt ja nicht aus *ſanken* entſtanden!), beweiſt nichts für die Rection; es ſind einmal zwey Verbe, jedes mit einem eigenthümlichen Begriffe; bey jedem muſs ſich auch getrennt die Abhängigkeit nachweiſen laſſen. Da nun *ſinken* ein intranſitives Verb iſt: ſo kann es nicht *regierend* auf den Accuſativ *Arm* einwirken, und da das Verb *laſſen* auch nicht zugleich auf *Arm* und *ſinken* regierend einwirken kann: ſo bleibt nichts übrig, als daſs der Accuſativ *Arm* von *laſſen*, und *ſinken* von *Arm* regiert werde. Es ſteht demnach das Wort *Arm* in einem *thätigen* Verhältniſſe zu *ſinken*, und dieſes iſt überall der Fall, wo ein Subject zu einem intranſitiven Verbe tritt. Wir wollen nun das Beyſpiel prüfen, welches der Vf. zur Unterſtützung ſeiner Theorie aus der franzöſiſchen Sprache hergenommen hat, und dann den Satz „*ich lieſs den Arm ſinken*" gleichfalls nach dem Franzöſiſchen meſſen.

Der Vf. ſagt S. 18: „Eine mit *Omnia processurum esse* ganz ähnliche Beſtätigung haben wir an *Je les* (*v. La*) *ai vu danser*. Hinge *les* unmittelbar von *Ai vu* und nicht von (*Ai vu danser*) ab, ſo würde der Franzoſe auch zeichnen *vues*. Denn es iſt ihm, den Fal des hintergeſchobenen Trägers und unperſönlicher Ausſagewörter abgerechnet, durchgängige Regel: Geht das vom Ausſagewort unmittelbar und in nächſter Gegenſtändlichkeit Regirte demſelben voraus, ſo nimmt das Wechſelwort, welches die Zeitform des Ausſagewortes bilden hilft, Zahl und Geſchlecht jenes Regirten an: *Je les ai vues*. Hingegen eben, daſs in *Je les ai vu danser*, *Les* nicht unmittelbar, ſondern vermöge des mitherſchenden

Danser, von *Ai vu* regirt ist, blos darauf, aber auch darauf mit vollem Rechte, können die angesehenern Sprachlehrer das Urtheil gründen, wodurch sie die Zeichnungsweise *Je les ai vues danser* verdammen." Schon dieses Beyspiel beweist, dass des Vfs. Verschmelzungstheorie zu Sprachfehlern hinführt. Der Franzose sagt *je les ai vues danser*, wenn *les* sich auf Tänzerinnen bezieht; bezieht sich aber *les* auf Tänze: so muss es heissen: *je les ai vu danser*. Im ersten Falle ist die Constructionsordnung *j' ai vues les danser*, so dass *les* regiert wird von *ai vues*, und *danser* von *les*; im letzten Falle wird construirt *j' ai vu* (was?) *danser* (was?) *les* (nämlich *polonoises*), so dass *danser* das Regierte von *j' ai vu*, und *les* das Regierte von *danser* ist. Liesse der Franzose das *vu danser* zu einem einzigen Ganzen verschmelzen: so fiele die ganze Theorie, welche die französischen Schriftsteller und Grammatiker einhellig befolgen, über den Haufen. Was das französische *laisser* betrifft, welches in dem Satze „*ich liess den Arm sinken*" in Betracht kömmt: so nimmt der berühmte *Wailly* bey diesem und *Faire*, aber auch nur bey diesen beiden Verben, eine Verschmelzung an, und schreibt *je les* (*dames*) *ai laissé passer*; er sagt, einstimmig mit unserem Vf.: *le pronom est régi par tous les deux conjointement*. *Wailly* irrt, indem er diese beiden einzigen Verbe von der Regel ausnimmt: denn es sind *les dames qui passent*, es sind *les dames qu' on a laissées*. Wo ist ein gedenkbarer Grund, nach welchem man, mit allen französischen Schriftstellern und Grammatikern, sagen muss *je les* (*dames*) *ai vues passer*, und nun doch schreiben soll *je les* (*dames*) *ai laissé passer?!* Was demnach diese erste Art von Verschmelzung betrifft: so müssen wir uns durchaus gegen dieselbe erklären, indem sie, obgleich im Deutschen ohne Einfluss auf die Sprachform, also nur für die Denkform (denkthümlich) irrig und irrend, doch in jeder Sprache, welche durch ihren Körperbau befähigt ist, die Denkform in ihren Beziehungen durch Körperformen auszudrücken, die Sprachform verderbt, also nicht bloss denkthümlich, sondern auch sprachthümlich irre leitet, wie dieses schon an der französischen Sprache sichtbar geworden ist. Wir construiren demnach nicht mit dem Vf. (*incedere video*) *eum*, sondern *video eum incedere*. Wenn der Vf. sagt: „*Zwar liegt in eum denkthümlicher, aber keinesweges sprachthümlicher Träger zu incedere*:" so glauben wir oben dieser Behauptung das Nöthige schon entgegengesetzt zu haben.

Der Vf. ist weiter bemüht, die in mehreren anderen Sprachen gebräuchliche Construction des *Accusativi cum infinitivo* auch in die deutsche Sprache einzuführen, und hat mit vielem Fleiss diejenigen Formen der deutschen Sprache, die als wegbahnend betrachtet werden können, aufgesucht und zusammengestellt. Statt den Satz: *Neque ego hoc meum, de quo tantopere adseveravi, judicium, unquam verius, quam tuum, esse adfirmabo*, matt zu übersetzen: Auch wil ich nie behaupten, dass mein Urtheil u. s. w., soll übersetzt werden: *Auch wil ich nimmer mein Urtheil, welches ich in solchem Tone der Zuversicht ausgesprochen, wahrer seyn, als das Deinige, behaupten*. Man wird dieser Construction eine gefälligere Kürze, Rundung und Anschmiegigkeit an fremde Sprachen nicht absprechen können, und aufgenommen würde sie allerdings ein geschmeidigeres Übersetzen aus fremden Sprachen befördern. Der Erfolg muss es lehren, ob die gewiegten deutschen Schriftsteller geneigt sind, die empfohlene Form einzuführen. Gefälliger würde die Form erscheinen, wenn der Vf. dem Infinitive nicht das *zu* genommen hätte; und warum auch dieses? Sagen wir doch: *Ich glaube Recht zu haben*, und nicht: *Ich glaube Recht haben!* Die Construction: *Die Sache, welche ich bewiesen zu seyn glaube, rem, quam probatam esse credo*, wird man wenig anstössig finden; Zweydeutigkeiten kann sie eben so wenig veranlassen. Durch ihre Aufnahme würden wir allerdings von der schwerfälligen und widerlichen Construction: „*von dem ich weiss, dass er* u. s. w., befreyet.

Was der Vf. weiter über Verschmelzung und Einschachtelung in diesem ersten Abschnitte sagt, übergehen wir, um auch die folgenden Rubriken berühren zu können; nur wollen wir noch bemerken, dass der Vf. aus Vorliebe zu seiner Theorie manche falsche Construction aufgenommen und als Stütze seiner Ansicht aufgestellt habe, die besser als fehlerhaft zurückgewiesen worden wäre. 1) *Credo ego, inimicos meos hoc dicturum*, und: *Dixerunt, omnia ex sententia processurum esse*, — enthalten Sprachfehler, die man nicht zu Gesetzen erheben, sondern als Fehler bezeichnen und ausstossen muss. Mit dem Vf. zu sagen, das *processurum esse* sey früher gedacht worden, als *omnia*, heisst nichts sagen; nach so laxen grammatikalischen Principien kann es gar keine grammatikalischen Fehler geben; man kann Alles mit dem Früherdenken entschuldigen, oder vielmehr rechtfertigen. Das hiebey angeführte Beyspiel des Franzosen: *Les paroles qu'il avoit oui dire à son gouverneur*, muss ebenfalls als Beleg einer logischen Verirrung betrachtet, und darf nicht als haltbarer Stützpunct einer neuen Theorie aufgestellt werden. Nur durch eine Verirrung konnte der Dativ *à son gouverneur* in diese Construction kommen. 2) Der zweyte Fall der Verschmelzung ist: „*Die verschmelzende Gegenständlichkeit ist eine hauptwörtliche Urweise*." Ich (lehrte rechnen) ihn. Hier ist nicht trägerhaltige Gegenständlichkeit. *Rechnen* hat den Rang eines Hauptworts u. s. w. 3) *Die verschmelzende Gegenständlichkeit ist ein eigentliches Hauptwort*. Einem Etwas (Dank wissen). „Offenbar müsste „„*Etwas*"", wenn es von dem einzelen Wissen bedingt würde, in einem anderen Verhältnisse, als Dank, davon abhangen." Diess wird nun weiter mit Beyspielen aus dem Lateinischen und Griechischen belegt und erläutert. Auch die Phrase: „*Die Schweine streuen*," lässt der Vf. hervorgehen aus der Construction: Die Schweine Stroh streuen, so dass nämlich *Strohstreuen*, verschmolzen, einen einzigen

Begriff ausmache. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Construction nicht leichter und natürlicher aus der richtigen *„den Schweinen Stroh streuen,“* durch eine Verwechselung der mittelbaren mit der unmittelbaren Gegenständlichkeit, abgeleitet werden könne; auch scheint es uns noch sehr zweifelhaft, ob die Construction *„die Schweine streuen“* als eine statthafte Wortfügung zu dulden sey. 4) *Die verschmelzende Gegenständlichkeit ist ein Beywort.* — Dieser Abschnitt, so wie die folgenden, dringt so tief in den Geist der Sprachen ein, und enthält des fein Gedachten so viel, dass wir dem Vf. nicht weiter folgen können, ohne unsere Anzeige über Gebühr auszudehnen. Erheischte nicht gerade das Feine und Tiefe Weitläuftigkeit in der Beurtheilung: so hätte vor Allen Rec. Grund, noch Manches mit dem Vf. näher zu besprechen; jetzt muss er dieses bis zu einer anderen Zeit verschieben, wo er in eigenen Untersuchungen wohl wieder mit dem scharfsinnigen Vf. zusammentreffen wird. Schliesslich fragen wir, ob *refert sua* wohl richtig erklärt ist durch *referre (se ad) sua (negotia)*? Sollte *refert* nicht aus *res fert* entstanden seyn? Die prosodische Länge in der Sylbe *rē* weiset wenigstens auf diese Abstammung hin; in diesem Falle wäre *sua* nicht Accusativ, auch nicht neutral.

Jeder Deutsche, dem daran gelegen ist, tiefer in den Geist der Sprachen, und zunächst der Muttersprache einzudringen, wird dieses Buch studiren müssen. Sollte das Gewand auch Anfangs mehr zurückschrecken, als einladen: — man wird bald mit demselben vertraut, und für die leichte Mühe, sich mit dem fremdlichen Äussern bekannt gemacht zu haben, durch das gehaltvolle und körnige Innere reichlich belohnt werden. st.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Basse: *Joachim's Abentheuer*, oder die Kunst, ein groser Herr zu werden. Eine Geschichte aus den Zeiten der Bülletins. Von *Baptist v. Heinsburg.* 1816. Zwey Theile, 252 u. 255 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist nicht schwer, zu errathen, wer der Herr Joachim ist oder wenigstens seyn soll; desto schwerer aber ist es, zu errathen, warum seine Geschichte also beschrieben worden. An den Abentheuern Joachims versichert der Vf. keinen Antheil weiter zu haben, als dass er die nackte Wahrheit in ein Gewand gehüllt habe, von dem er wünsche, dass es gefällig sey. Rec. ist es durchaus missfällig gewesen, und er hat sein Officium, das Buch durchzulesen, nur unter mancherley Stillständen vollbringen können, um nicht gar zu sehr zu ermüden. Zwey Beyspiele von den ersten zwanzig Seiten sind genug, die ganze Erzählungsart des Vfs. kennen zu lernen. Statt zu sagen: der Schimmel fuhr mit dem Kopfe durch's Fenster, heisst es S. 14: „Von der Erfindung der Phönizier, nämlich von dem Glase, hatte man versäumt, den Schimmel in seiner Jugend zu unterrichten; er war daher zu entschuldigen, wenn er jetzt mit dem Kopfe durch das Oberfenster stiess, was denn auch wirklich geschah.“ Zu dem Besitzer dieses Schimmels wird S. 19 also gesprochen: Karrenführer! Karrenführer! Ihr habt ein sehr edles Ross in Eurem Stalle! Wenn es dereinst, was lange noch verhütet werden mag, die Zeitlichkeit segnet, so übergebt es nicht den rauhen Händen des Schinders; nein! lasst es ausstopfen, und verwahrt es genau: denn wisst, es hat das Glück Eures Hauses für ewige Zeiten gemacht, und Kaiser und Könige werden aus fernen Ländern gezogen kommen, wie die Heuschrecken, den ausgestopften Balg zu sehen, zu bewundern, er wird zur Schau durch die Welt getragen werden, es wird der Mumie ein Grabmal gebaut werden, wogegen die Pyramiden in Egyptenland nicht einmal Zuckerhüte, nein, Fingerhüte sind. Ein Haar aus dem Fell wird die reichste Schenkung für Klöster und Stifter seyn, um ein Haar aus der Mähne wird man Königreiche eintauschen können, und um ein Haar aus dem Schweife ganze Kaiserthümer, gesehene und nicht gesehene!“ — Das heisst doch witzig seyn! Aus lauter Witz —?— schreibt der Vf. auch *Chrisostymus* und *Polikarpus.* J. S.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Anekdotenalmanach auf das Jahr* 1815. Gesammlet und herausgegeben von *Karl Müchler.* Mit einem Titelkupfer. 426 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Schon früher sind sechs solche Anekdotenalmanachs erschienen: diess ist also der siebente. Er enthält, da das Jahr 1815 ein gemeines Jahr ist, 365 Anekdoten. Sie sind übrigens wie das Wetter, gut und schlecht, angenehm und unangenehm, trocken und wässerig, warm und frostig, und was die Kalendermacher noch sonst für Namen dafür haben. Ein Glück für diesen Almanach wird es seyn, wenn man nach einer zweyjährigen Unterbrechung seiner Herausgabe nicht auf ihn gewartet hat: denn *Boileau* pflegte zu sagen, wie die Anekdote zum 31sten May erzählt: „Ich lasse nie auf mich warten; denn ich habe bemerkt, dass sich die Fehler eines Menschen (oder Almanachs) dem vor Augen stellen, der auf ihn wartet.“ Mm.

In Nr. 4. S. 32 Z. 34 v. oben st. *nervöse* l. *venöse.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, b. Hendel: *Nachrichten von verschiedenen Ländern des spanischen Amerika.* Aus eigenhändigen Aufsätzen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu. Herausgegeben von *Christoph Gottlieb v. Murr.* I Thl. 1809. II Thl. 1811. fortlaufend 616 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Berichte jesuitischer Missionarien sind dem Geschichtschreiber und Geographen in mancher Hinsicht willkommener, als die Berichte anderer Religiosen. Die Aufklärung, welche die Jesuiten wollten, wenn gleich der Münze gleich, die nur gilt, wenn sie in einer bestimmten Münze ihr Gepräge erhalten hatte, verbreitete über alle Theile des menschlichen Wissens ein gewisses Licht, während der Benedictiner-Orden sich nur durch eine literärische Thätigkeit auszeichnete, und alle anderen Orden in dem Zustande der Finsternifs verharrten. Dieses Licht fiel auch wohlthätig auf ihre Berichte zurück, die deſswegen freyer von Vorurtheilen und allseitiger waren. In dem Grade, wie sie sich in ihrem Missionsgeschäfte von den übrigen Missionarien durch aufgeklärteren Eifer und durch ein festes Ordenssystem entfernten, das alle zerstreuten Missionarien in den fernsten Erdzonen einigte, unterschieden sie sich in ihren Berichten. Von dem aufgeklärteren Eifer nahmen sie das Interesse, wie von dem Ordenssysteme die Einheit an. Das Urtheil der Nachwelt, wie die Verherrlichung des Ordens, ging in beide über; und da sie der festen Überzeugung waren, daſs die moralische und religiöse Welt nicht ohne sie sich erhalten könnte, und daſs sie berufen wären, den geistigen und politischen Despotismus zu zerbrechen: so waren sie in ihren Berichten eben so offen über die Staatsverwaltung, als freymüthig über die Missionarien anderer Orden, die ihnen vorhergegangen waren, und genau in den Thatsachen, die sie berichteten. Ihr ganzes Missionsgeschäft, das eine eigene abgesonderte Anstalt für ihre Thätigkeit war, unterlag nicht nur der strengen Kritik der Missionshäuser in erster, ihres eigenen Klosters und Provincials in zweyter, und ihres Ordensobersten (Generals) in dritter und letzter Instanz, sondern die Missionarien hatten auch ihre unkennbaren Aufpasser zur Seite, die von jeder ihrer Handlungen Kunde einzogen und mittheilten. Ihre Berichte muſsten daher eine gewisse Feile und Kunstlosigkeit, eine gewisse Umsicht auf das Ganze und Beschränktheit auf das Einzelne, eine Treue und Klugheit mit einander vereinigen. Man wende dagegen nicht (mit dem seichten *Wolf*) die Mährchen und Legenden als Vorwürfe ein; sie gehörten dem Zeitalter einerseits, wie Luthers Teufel, und dem Wesen des Ordens überhaupt an. Die Zeit selbst war noch nicht gekommen, wo sie aller dieser Hülfsmittel hätten entbehren können, und gewiſs wären sie die Ersten gewesen, den Unrath aufzugeben, wenn sie ihm etwas Wirksameres hätten unterstellen können. Aber von diesen Legenden und Mährchen weggesehen, so schimmern die angeführten Kennzeichen durch ihre Berichte durch, und um davon mehr überzeugt zu werden, darf man nur die Berichte anderer Missionarien und die von profanen Schriftstellern von gleicher Zeit ihnen gegenübersetzen.

Jeder Missionar brachte seine eigene Individualität mit, und die des Paters *Joseph Ochs*, wovon hier die Rede ist, scheint dazu geschaffen, ein Missionar im besseren Sinne zu werden, als viele seiner Vorgänger. Er hat ganz die Beharrlichkeit des Wunsches, Missionar zu werden, mit der Beharrlichkeit, es unter dem widerwärtigsten Schicksale zu bleiben, vereinigt. Alles stürmt auf ihn ein, und selbst sein ganzer gelähmter Körper, die Aufhebung und Verfolgung des Ordens in Amerika, seine Zurückkunft nach 10 kläglich durchlebten Missionsjahren von 1757 — 1767, seine liebevollere Aufnahme in seinem Vaterlande (Würzburg, wo er kurz vor seiner Aufhebung 1773 starb), erstickten sein Verlangen zur Rückkehr bey seiner Armuth nicht. Wenn seine Beobachtungen auch das Ordenssystem deutlich aussprechen, und eine Ungelenkheit des Ausdrucks, oft sogar eine Beleidigung des Anstandes verrathen: so mag folgender Satz, S. 209: *Man findet unter den Indianern nicht die geringste Spur von einem Gottesdienste, und ich halte es, was unseren Gottesgelehrten unmöglich vorkommt* (er zielt wahrscheinlich auf *Schwarz*, der dieses keck behauptete), *für einen ausgemachten gewissen Satz, daſs ein Mensch seine ganze Lebenszeit ohne alle Erkenntniſs Gottes durchleben könne*, beweisen, wie er oft über Theile dieses Systems erhaben war. Seine strenge Polizey (er lieſs Schläge

wegen Unreinlichkeit geben; und war ein Kind von Tatuiren gestorben: so liess er dem Vater 25, der Mutter 12, den Gevattern 12, dem Ceremonienmeister 25 wohlgemessene Streiche auf den blossen Rücken von einem kräftigen Indianer mit einer von Leder geflochtenen Peitsche aufzählen), sein offenes Bekenntnifs, dafs diese Schläge mehr Eindruck, als seine Predigten machten, die Mannichfaltigkeit seiner Bemerkungen, die sich über das Land und die Bewohner in fast allen Hinsichten erstrecken, die Bedeutenheit mancher Beobachtungen (z. B. die *lues venerea* rührt bey den Indianern von dem Schlafen auf feuchtem Boden her; das gelbe Erbrechen läfst sich durch in Atole gekochte bittere und pulverisirte Pomeranzen und durch eine 24stündige Enthaltsamkeit vom Trank vertreiben), machen sein Werk noch jetzt werth. Die einleitende Geschichte enthält seine Abreise, seinen Aufenthalt in Mexiko, in den Missionen von Pimeria, und Tarahumara in Neu-Biscaya, und in der Mission S. Ignacio (Provinz Sonora, Gouvernement Mexiko), seinem Bestimmungsort, die Gefangennehmung der Missionarien in Mexiko, und ihre Rücksendung nach Europa. Auch diese Geschichte hat ein besonderes Interesse. Als der P. *Ochs* 1756 nach Mexiko kam, war in den Häusern des Jesuitenordens im spanischen Amerika und den Philippinen folgende Anzahl:

Provinz Peru	526,	darunter Priester	306.
— — Chili	242,	— — — —	130.
— — Granada	193,	— — — —	100.
— — Mexiko	572,	— — — —	330.
Philippinen	126,	— — — —	77.
Paraguay	303,	— — — —	208.
Quito	209,	— — — —	107.

In dem Missionshause zu Cadix oder vielmehr zu Puerto de S. Maria waren, als der P. *Ochs* hinkam, 170 Missionarien von Deutschland, Italien, Sardinien, Spanien beysammen; die Franzosen waren von der Erlaubnifs, nach dem spanischen Indien zu reisen, ausgeschlossen. Man erwartete noch 50 andere, theils aus Deutschland, theils aus Spanien. Vom Tage der Abreise aus Deutschland wurden die deutschen Missionarien auf königliche Rechnung in Wäsche, Betten, Büchern u. s. w. freygehalten, und jeder bekam täglich zwey Silberrealen. Das Übrige schofs das reiche Missionshaus zu. Die deutschen Missionarien mussten Spanisch lernen: denn die Spanier, sagt *Ochs*, sind keine grossen Liebhaber vom Lateinischen, und die deutsche Sprache halten sie für eine Ketzersprache; *Germania* ist so viel als *Gerigenza*, eine *Spitzbuben-, Zigeuner- und Lumpen-Sprache*, welches, setzt er hinzu, mich sehr verdrofs. Er brachte fast ein Jahr in Spanien zu, ehe er absuhr. Den 24 Jun. 1767 wurden alle Jesuiten (es waren ihrer 90 bis 100 in dem Collegium zu Mexiko) gefangen genommen. Man wollte Schätze finden, sagt er, und fand 80 Pesos vorräthiges Geld, 40,000 Pesos Schulden und 20,000 Pesos Depositengelder, die man wegnahm; man durchsuchte die Abtritte. Man nahm ihnen die Dinte, und liefs ihnen, lächerlich genug, die chinesische Tusche. *Ochs* fand es aber doch für nöthig alle seine Handschriften durch einen treuen Knaben zerreissen und verbrennen zu lassen. Bis zu ihrer Rückkunft nach Deutschland mussten sie manche barbarische Misshandlung erfahren. Der *dritte Abschnitt* dieses Werks, welches die Bemerkungen des P. *Ochs* über die Indianer enthält, giebt zu manchen nicht unwichtigen Vergleichungen der neueren Nachrichten Anlafs. Sehr naiv sagt er: Metaphysik und überhaupt speculative Philosophie will ihnen nicht in Kopf. Es ist im Allgemeinen nicht gut, sie viel zu lehren. Die Definition, die er von einem Indianer vorausschickt: *Indus est animal in actu primo rationale, in actu secundo modica ratione non nisi ad fraudes et mendacia impudenter utens*, beschränkt er sehr. Denn sie verstehen manche Künste, selbst sogar die Kunst, einen ganzen Ochsen zu braten, besser, als die Frankfurter zur Zeit der Krönung. — Wie *Ochs* darauf gekommen ist, ihnen pulverisirten Mäusekoth gegen das Blutspeyen zu geben — ein Mittel, das er sehr rühmt, — erfährt man nicht. Von der Schnelligkeit der Indianer, Briefe zu befördern und Commissionen auszurichten, giebt er manche interessante Beyspiele. Sie übertrifft, sagt er, die der Posten; sie haben sonst Fische zur Tafel Montezuma's 80 Stunden weit lebendig liefern müssen.

Ausser dem Berichte des P. *Ochs* enthält dieser Band ein *Tarahumarisches Wörterbuch*, nebst einigen Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes (in Neu-Biscaya in der Audienca Quadalaxara im Vicekönigreiche Alt-Mexiko oder Neu-Spanien), von Pater *Matthäus Steffel* in Brünn, 1791. Rec. hält diesen Beytrag zur Linguistik um so bedeutender, da er die Wünsche, die *Bacmeister* zu Petersburg schon 1773 nährte, vollkommen erfüllt, die Mängel des grammatischen Werkchens von P. Thomas Guadalaxara ersetzt, und zugleich das vollständigste Wörterbuch ist, das man jetzt über sie hat. Von Hn. *Alexander v. Humboldt* ist durch Hn. Prof. *Vater* (s. allg. Archiv für Ethnographie und Linguistik, I B.) bekannt, wie reich Amerika an Sprachen ist (*Humboldt* nimmt ihrer über 400 an), und wie viele Mühe es kostet, die Grammatiken aufzutreiben. Die Sprache der Tarahumarer, zu deren Verständlichkeit *Steffel* dieses Wörterbuch auf Befehl der Obern zusammentrug, ist arm, aber desto reicher im Gebrauche. Es mangeln ihr sehr viele abgeleitete und zusammengesetzte Wörter, viele Hauptwörter und gleichbedeutende Ausdrücke, nebst Benennung der ihnen vor der Ankunft der Spanier unbekannten Dinge; aber der Gebrauch der Vertretungsmittel zu anderen Hülfswörtern ersetzt diesen Mangel vielfach. In der Wortfügung ist sie sehr verwickelt und schwierig, und sie hat Active und Passive, die den Zeitwörtern angehängt werden. Zu den activen Hülfswörtern gehören *Mela*, *Ruje*, zu den passiven *Rue*, *Boa* und *Poa*. *Mela* heifst machen sollen, *Ruje* machen; *Rue*, dafs es bereits geschehen sey, was das Zeitwort sagt, *Poa* oder *Boa*, dafs es gemacht wer-

den soll, z. B. *ajo* heisst zornig, nun *Melà, Ruje, Rue, Pòa* daran gehängt, als *ajòmela, ajoruje, ajorue, ajopoa* zornig machen sollen, zornig machen u. s. w. Das *C, G, Q* brauchen sie im Buchstabenwechsel statt *L, T, R*, das *S* statt *X*. Wörter mit einem *D* und *F* haben sie gar nicht; das *F* ist ihnen sehr schwer, und im *Confiteor* sprechen sie es mit *p* aus. Ihre Art zu zählen ist verschieden; die gemeinste geht bis 10 von *Pilepi* oder 1 an, und dann 10 und eins, 20 zweymal zehn; 21 zweymal 10 darüber eins; die zweyte Art läuft nur bis 6, dann mit dem Anhange eines Wortes bis 12; die dritte Art ändert sich in der Zahl 26 und 40; die vierte in der Zahl 12 etwas, aber in 36 und 48 gänzlich. Noch sind einige Sprachformeln angehängt.

Eine dritte Abhandlung dieses Werkes besteht in einigen Zusätzen zu des Abts *Wolfgang Bayers Reisebeschreibung nach Peru.*

Der rastlose *von Murr*, der damals noch drey andere Reiseberichte versprach, und den sein 75jähriges Alter nicht hinderte, mit dem Eifer eines Jünglings sich über Alles, was die Literatur, Geographie, Ethnographie, Linguistik u. s. w. erweitern kann, zu verbreiten, hatte bereits 1753 zu Altdorf den Entwurf zu einer allgemeinen Sprachenbibliothek gemacht, und selbst den damals grössten Sprachkenner, den Dominikaner P. *Bonifacio Finetti*, dem *Büttner* seine Sprachtafel zu danken hat, dafür interessirt; sein Journal für Literatur benutzte er für Ablagerung der während der Lectüre entstandenen Bemerkungen über die amerikanischen Sprachen, bis er sie in seinem *Conspectu bibliothecae glotticae universalis*, 1804, classificirte. Da seine mannichfaltigen Geschäfte, und, wie er sagt, sein hohes Alter ihm die Vollendung eines ganzen amerikanischen Sprachsystems nicht hoffen liessen: so giebt er wenigstens den Plan, den er sich dazu entworfen hatte. Er nimmt von Nordamerika die Sprachen 1) der *Eskimaux*, 2) der *Huronen*, 3) *Schipiwäer*, 4) *Winneberger*, 5) *Nadowesser*, 6) *Scherokier*, 7) von *Louisiana*, 8) *Apatschen*, 9) *Neunavareser*, 10) *Kalifornier*, und 11) *Mexikaner;* in Südamerika die 1) der *Caraiber*, 2) *Saliwer*, 3) *Maypuren*, 4) *Ottomaker*, 5) *Guamas*, 6) *Guaiwer*, 7) *Jasurer*, 8) *Guarauner*, 9) der *Arwaker*, 10) *Cariben in Guayana*, 11) *Peruanische*, 12) *Brasilische*, 13) in *Paraguay*, 14) in den *Mittelländern von Südamerika*, 15) in der Gegend von *Tschake*, 16) *Tucumanische*, 17) in *Chili*, 18) an der *magellanischen Meerenge*, 19) *Patagonen*, als Hauptsprachen an, von welchen allen er eine Menge verwandter und abgeleiteter Dialekte beyfügt. — Wenn Hr. Prof. *Vater* einmal seine linguistischen Beobachtungen aus der Fülle seiner Kenntnisse über die von Hn. *Alexander Humboldt* erhaltenen Grammatiken und Wörterbücher, wie über die Copieen handschriftlicher Grammatiken, vollendet haben wird: so kann sich auch dann etwas Bestimmteres in Ansehung der Muthmassungen des Hn. *von Murr* sagen lassen.

Mit dem zweyten Theile hat der Tod des auch durch diese Sammlung verdienten *Murr* wenigstens die Herausgabe von ihm geschlossen. Wir müssen die Fortsetzung wünschen, da durch die nähere Bekanntschaft, welche die Jesuiten mit dem Innern und den kleinen Theilen ihrer Missionen hatten, und durch das Interesse, das sie für ihre eigene Schöpfung beseelte, nicht nur die Berichte früherer, gleichzeitiger und späterer Reisenden aufgeklärt, sondern auch das Medium, wodurch jene und diese sahen, mehr berichtigt, zugleich aber, was das Vorzüglichste ist, die Sprache dieser Völker näher und gründlicher verständlicht werden kann. Gern wird man dann auch ihren oft unverdienten grossen Leiden ein verdientes Mitleiden schenken, und ihrem frommen Eifer (die meisten sahen die Erlaubniss, in ihrer harten Gefangenschaft Messe lesen zu dürfen, als Erleichterung derselben an, S. 424 — 426) Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man die kunstlosen, ungeschminkten Berichte der deutschen jesuitischen Missionarien liest: so wird man leicht versucht, sie von dem bösen Principe, das ihren Orden belebte, frey zu sprechen. Dieser zweyte Theil enthält: 1) *Des Abbé Franz Benno Ducre* (er war den 10 Jan. 1721 zu München geboren, trat 1739 in den Orden und starb den 30 März 1779) *Reise nach Kalifornien durch das Gebiet von Mexiko nach Europa.* An sie schliesst sich des Abbé *Wenzel Links* (er lebte noch 1790 zu Ollmüz) Mittheilung der Nachrichten über S. Lukas von 22° bis zum grossen Colorado 32° N. B. Was *Franz Drake*, *Georg Anson* und der Carmeliter *Torquemada* von den Reizen dieser Gegend (*Schlözer's* Erdbeschreibung Amerikas) sagen, gilt nur von dem Striche 32° bis unter 43°, oder vielleicht noch weiter, bis zum vorgeblichen Archipel S. Lazar. Der Abbé Ducre, dessen Bericht wenig erheblich ist, war Vorsteher aller kalifornischen Missionen. 2) *Des Pater Bernard Havelstadt Reise nach Chili* 1746 — 1748, *dessen zwanzigjähriger Aufenthalt*, bis 1768, *und Rückreise* 1770. *Havelstadt* hat sich Verdienste um Linguistik erworben. Er war aus Kölln und starb 1781 alt 67 Jahre. 3) *Des Pater Joseph Garcias Reise und Schiffahrt von seiner Mission auf der Insel Kaylin im Archipel von Chiloe gegen Süden* 1766 — 1767, *nebst Tagebuch der Reise und Schiffahrt von seiner Mission auf der Insel Kaylin, aus dessen spanischer Handschrift übersetzt von E. G. von Murr*, mit beygedrucktem Originaltexte. Es werden hier 77 Kapellen mit den dazu gehörigen Personen, und dem Verzeichnisse der Communicanten, Taufen, Heyrathen, Beerdigungen, namhaft gemacht, woraus sich interessante Resultate bilden lassen. Bey der Abfahrt standen sie einen Sturm aus. Der fromme Pater sagte Gebete her, und empfahl eifrig seine 5 Piraguen dem heiligen Xaver; „Ich liess auch an einer Schnur sein Bildniss herab, setzt er hinzu, der Heilige half uns durch seine Fürbitte." Die beyliegende Charte ist von *Joseph Garcias* gezeichnet nach den von dem Befehlshaber von Chiloe gemach-

ten Beobachtungen, und zugleich nach denjenigen entworfen, welche jener auf zwey Reisen aus seiner Mission von Kaylin wegen der Heidenbekehrung 1766 — 1767 anstellte. Der erste Meridian geht durch Cabo de Corrientes in Neuspanien. Sie hat das Verdienst einer Genauigkeit, sofern sie sich ohne grossen Messungsapparat erreichen läst.

H. P. E.

Berlin, b. Salfeld: *Allgemeine Reise-Encyklopädie*, in Auszügen aus ungedruckten und grösseren Reisewerken zur unterhaltenden Belehrung in der Länder-, Völker- und Natur-Kunde. 1811. IV Bd. 404 S. V Bd. 380 S. VI Bd. 348 S. oder die Monate Januar bis December 1811 einschliesslich.

Die Fortsetzung dieser auch unter dem Titel: *Allgemeines Reisearchiv*, besonders herausgegebenen Reisesammlungen ist in der Gegenwart um so erfreulicher, da sie theils manchem Zeitbedürfnisse, worin so viele andere periodische Werke untergehen, zu Hülfe kommt, theils sich durch dieses zu Hülfe kommen läst. Der ganze Jahrgang wird den Beyfall so wenig, wie der vorige, verfehlen. Wir gehen bey der Anzeige den Numern der Bände nach, um dadurch die Anzeige selbst abzukürzen. In den vorliegenden Bänden sind enthalten: *Vivant Denons Reise durch Ober- und Nieder-Ägypten*, mit der französischen Armee 1798. Anfang und Beschluss. Wenn auch *Denons* Reise durch das kaiserliche Prachtwerk: *Description d'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'Expédition de l'armée française* eine andere und bessere Gestalt erhalten hat: so können doch diese Auszüge aus dem älteren den Mangel des neueren, wegen seiner Kosten seltenen Werkes ersetzen. 2) *Meermanns Reise durch Dänemark, Schweden, Russland* in den Jahren 1797 — 1800. Aus dem Holländischen. Wir tadeln es nicht, dass die Auszüge etwas breit sind; die Zeit der Erscheinung machte das Breite willkommen. 3) *Sievers Briefe auf seiner Reise durch Siberien* 1790 — 1794. Man wird hieran manche Erinnerungen knüpfen, die sonst im Sturme verwehten. 4) *Heinrich Reimers Reise durch die Moldau und Wallachey* in dem Jahre 1793. Sowohl in der Sache, als in der Darstellung besonders wichtig, da sich um diese Provinzen Europa unerwartet in seinen Angeln drehte. 5) *Wanderung durch die ehemalige Pfalz am Rhein, durch Franken, Thüringen und Sachsen vor dem Kriege*, aus einer Handschrift. Über den Werth derselben haben wir bereits abgeurtheilt. 6) *Thierys* (eigentlich *Thiery de Menonville*) *Reise über Havanna nach Neu-Spanien oder Alt-Mexiko*, im Jahre 1777, aus dem Französischen. Von seinem Zwecke, den ächten Nopal und die Cochenille aus den spanischen Besitzungen in Alt-Mexiko nach S. Domingo zu verpflanzen, erfährt man weniger, als von den Nebendingen, die er, auf eine nicht uninteressante Art, an seine Beschreibung angeknüpft hat. 7) *Euphrasens Reise nach den westindischen Inseln S. Barthelemy, S. Eustache und S. Christoph*, 1788, aus dem Schwedischen. Diese Reise, wenig in Deutschland bekannt, theilt auch wirklich wenig bekannte Notizen, besonders von S. Barthelemy mit. 8) *Freziers Reise nach den Küsten von Chili, Peru und Brasilien*, in den Jahren 1712 — 1714. Trotz der Versicherung des Herausgebers, dass sie eine der besten Reisebeschreibungen über das südliche Amerika seyn soll, ist *Frezier* zu alt und zu fehlerhaft. 9) *Möllers Reisen in dem südlichen Polen und Russland* in den Jahren 1780 — 1787. *Möllers* Reise von Warschau nach der Ukraine, die sich in verschiedenen Puncten mit *Meermann* berührt, ward mit der zweyten von Volhynien nach Cherson in Russland auf Kosten des Vfs. gedruckt, und kam desswegen wenig in Umlauf. 10) *Grandprès Reise nach Kongo auf der Küste von Niederguinea*, in den Jahren 1786 und 1787, aus dem Französischen; konnte füglich wegbleiben, da sie durch so viele Journale schon in Auszügen mitgetheilt wurde. 11) *Wilh. Bartrams Fahrten und Nachtlager auf und an dem S. Johnsflusse in Nordamerika*, in dem Jahre 1774, aus dem Englischen. Unter Schaudern mancher Art wird man den Heldenmuth und die seltene Geistesgegenwart bewundern, womit dieser gebildete Britte sich in den höchsten Gefahren auszeichnet. Kupfer und Charten zu diesen Bänden bleiben sich in Zahl, Auswahl und Stich gleich; die vorliegenden enthalten 1) die Mameluken in Kriegskleidung; 2) eine Kirgisengruppe; 3) Ansicht von Stockholm; 4) Ansicht von Konstantinopel, von Pera aus; 5) eine türkische Wachtparade; 6) Charte von Altmexiko oder Neuspanien; 7) Plan von S. Petersburg; 8) die Spanier in Peru in einem Serpentin; 9) Plan von Warschau und der umliegenden Gegend; 10) ein arabisches Zelt.

D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Zeitz, b. Webel: *Drey Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung;* oder letzte Ermahnung eines Lehrers an die Jugend vor der ersten Feyer des heiligen Abendmahls, gehalten von M. *Christian Gottlob Rebs.* 1815. 16 S. 8.

Eines, auch durch andere Schriften vortheilhaft bekannten, Lehrers herzliche Ermahnung an die Jugend, zu treuer Bewahrung des frommen Glaubens, der heiligen Liebe und der beseligenden Hoffnung, die ihres Zweckes gewiss nicht verfehlt haben wird, und die auch in unseren Blättern einer beyfälligen Erwähnung verdient.

Z—d.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Musaei Grammatici de Herone et Leandro carmen.* Recensuit et illustravit *Ern. Antonius Moebius.* 1814. XII und 107 S. 12. (12 gr.)

Diese gefällige Ausgabe eines oft bearbeiteten, durchaus einladenden Gedichtes wurde, wie die Vorrede erzählt, hauptsächlich für jugendliche Leser unternommen, deren Bedürfnissen die nächstvorhergehenden Bearbeitungen durch *Heinrich* und *Passow* weniger zu entsprechen schienen. Will man nicht gleich gegen den ganzen Plan die Einwendung machen, dass die allerdings artigen und sinnreichen Verse des zierlichen Grammatikers für den Anfänger überall nicht eher vorhanden seyn sollten, als bis er sich einheimisch gemacht habe in den ewigen homerischen Gesängen, und dass ihm dann das gründliche Verständniss aller solcher Spätlinge von selbst zufallen werde, ohne besondere erklärende Veranstaltungen: so wird man gegen die Ausführung selbst wenig Wesentliches einzuwenden, manches sehr Löbliche herauszuheben finden. Dass Eine sehr wichtige Rücksicht — gleich wichtig, ob man sich einen gelehrten oder einen lernenden Leser denke —, durchgängige Vergleichung des Sprachgebrauchs bey unserem Spätling mit dem der homerischen Gesänge, und Nachweisung des Abweichenden darin, nicht genommen *ist*, muss man freylich bedauern: aber allerdings trifft diese Ausstellung Hn. *M.* nicht mehr, als seine sämmtlichen Vorgänger.

Nach einer kurzen Einleitung: *De Musaei carminis ingenio*, p. VII — X, die dem beystimmt, was *Hermann* und die beiden vorzugsweise benutzten Ausleger über die metrischen und poëtischen Verdienste des Gedichts bemerkt haben, (unterhaltend ist darin die Notiz, dass ein neuerlicher Kunstrichter das Werkchen nicht für ein Epos gelten lässt, sondern es nebst dem des Koluthos *für eine Legende* erklärt,) und nach einem fleissigen, gut gearbeiteten *Summarium*, folgt S. 1 — 26 der griechische Text, und nach ihm die zu seiner Rechtfertigung dienenden *Animadversiones criticae.* Der Herausg. ist keinem der früheren Bearbeiter unbedingt gefolgt, und namentlich gereicht es ihm zum Verdienst, mehr als Einmal die Rechte der urkundlichen Lesarten gegen vorschnelle Änderungen, besonders seines jüngsten Vorgängers geltend gemacht zu haben. So wird mit vollem Recht V. 121 die Lesart aller Handschriften: ποίη, gegen des vorletzten Herausgebers τίση; so V. 125 das alte und einzig wahre ἀκόεινε gegen mehrfache Änderungsversuche gründlich und glücklich in Schutz genommen. Hie und da, wie zu V. 136, 215, 294 war theils ein gelehrter Beurtheiler von *Passow's* Bearbeitung (Jen. A. L. Z. 1810. No. 268), theils dieser selbst in der Vorrede zu seinem *Longos* vorangegangen; hie und da wäre auch zu wünschen, dass Hr. *M.* von dieser Seite des Guten noch etwas mehr gethan haben möchte. So wird das *judicium aurium Heinrichs*, das V. 76 — wenn auch nach Einer Handschrift — οὔποτε für οὔπω gab, und dem man seit der Zeit gefolgt ist, durch Il. 3, 169. οὔπω ἴδον ὀφθαλμοῖσιν. 10, 293. οὔπω ὑπὸ ζυγὸν ἤγαγεν ἀνήρ, und Od. 3, 383 widerlegt. V. 198 hat *Passow* — freylich auch nach einer gothaischen Handschrift und nach *Stephanus* — δαμάσσας in den Text gebracht, welches Hr. *M.* gutheisst. Erwägt man aber den Ausdruck der Stelle genauer: so ist schwer zu verkennen, dass durch diese Änderung nichts erreicht wird, als eine gewisse steife prosaische Richtigkeit in der Folge der Ereignisse, statt unmittelbar vergegenwärtigender dichterischer Belebtheit der Darstellung. Die Conjunction καὶ kann hier geradezu als Partikel des Gegensatzes, wie ἀλλὰ oder δέ, gefasst werden, s. *Soph. Antig.* 332. Br. *Eurip. Phoen.* 913. Pors., und was von *Heindorf* zu *Plat. Phaedon.* p. 264, von *Ludw. Döderlein* in den *Act. Monac.* 1, p. 47, zu *Soph. Oed. Colon.* 513 gesammelt ist. Noch lieber aber nehmen wir sie als Bezeichnung des Zusammenstimmens und Entsprechens: so *Soph. Ant.* 1112.

ἐγὼ δ', ἐπειδὴ δόξα τῇδ' ἐπεστράφη,
αὐτός τ' ἔδησα καὶ παρὼν ἐκλύσομαι.

d. h. ὥσπερ αὐτὸς Ἀντιγόνην ἔδησα, οὕτως ἐκλύσομαι παρών: und ebenso in den Formeln νῦν τε καὶ πάλαι, νῦν τε καὶ τότε, νῦν καὶ πάρος, *Soph. Antig.* 181. *Elektr.* 676. 907. *Leonid. Tar.* 21, 4. für νῦν ὥσπερ πάλαι. So verstehen wir auch diese Stelle des *Musäos*: ὥσπερ Ἔρως ἄνδρα δαμάζει, οὕτω πάλιν ἕλκος ἀκέσσεται, und das ersetzt uns keine Änderung, sie möge so gut in die Augen fallen, wie sie wolle; oder wenigstens das dürre δαμάσσας. — Endlich ist V. 235 der Grund, welcher *Passow* mit *Nodell*: ἀγγελίην ἀνέμιμνε φαεινομένων ὑμεναίων, in φαεινομένην zu ändern, und Hn. *M.* ihm zu folgen verleitete, doch

wirklich gar zu schwach (s. *Musgrave zu Soph. Ant.* 788. *Erfurdt zu Oed. Tyr.* 1387.), und besonders auf die Dichter *des nonnischen Zeitalters* schon darum nicht anwendbar, weil es unmöglich ist, ihn folgerecht durchzuführen. Hier spricht auch die metrische Anlage des Verses entschieden für die alte Lesart. Noch weniger wäre V. 294 ὑγροθέμεθλα, eine Conjectur des schon erwähnten Recensenten, in den Text zu nehmen gewesen, wie leicht auch immer die Änderung erscheine. Was sie höchst verdächtig macht, ist *Hermanns* so feine, als wahre Bemerkung, *de differ. poes. et prosae.* 1. p. 31 und zu *Orph. Lith.* 81, dass kein griechischer Dichter zwey bloss zierende Beywörter durch καὶ verbinde; vgl. *Jacobs curae sec. in Eurip.* p. 150. *ad Anthol. Graec.* T. 3, 2. p. 210. *Erfurdt zu Soph. Antig.* 357. 587. ed. maj. Denn wenn sich auch einzelne Ausnahmen nachweisen lassen: so steht doch die Bemerkung an sich zu fest, als dass man bey Textverbesserungen so geradehin gegen sie verstossen dürfte; unser Grammatiker hätte sich gewiss keinen solchen Verstoss gegen die Zierlichkeit des Ausdruckes zu Schulden kommen lassen. Dagegen ist es wohlgethan, dass Hr. *M.* sich nicht durch eben jenen Rec. hat verleiten lassen, die Formen πολύκλαυτος und πολύκλαυστος abzugleichen; *quae ad eandem formam revocare, ut facillimum, ita, opinor, perquam lubricum est*, sagt *Schäfer melet. crit.* p. 111 bey gleichem Anlass, und nichts ist wahrer.

Wir wenden uns zu des Herausg. eigenen Vorschlägen, wobey wir besonders herauszuheben haben, dass auch Er auf *Erfurdts* treffliche Herstellung von V. 298 — ἀπήλασε für ἀπέκλασε — gefallen war. Nicht so ganz können wir seinen übrigen Vermuthungen beytreten. V. 18 wird auf ξυνάφηκεν statt ξυνέηκεν gerathen: aber daran war wohl kein Anstoss zu nehmen, dass ξυνέηκεν auch einmal in seiner ursprünglichen Bedeutung vorkomme; wenn das Wort selbst nur den Sinn geben könnte, den *Heyne* als den für diese Stelle passendsten erkannte: aber auch des Herausg. Änderung erreicht diesen Zweck keineswegs, weil alle mit der Präposition σὺν zusammengesetzten Verba nur eine Gemeinschaftlichkeit der Subjecte, nie der Objecte, ausdrücken. Vielleicht ist das Wort zu trennen, und ξυν' ἧκεν zu lesen: ein häufiger Schreibfehler der Handschriften, der unter anderen auch in einem Fragmente der *Sappho* bey Stobäos (Fr. 87 p. 144 Volger.) zu berichtigen ist. Hier soll das Wort ξυνοικεῖν einen Choriambus bilden: es ist nicht zu verkennen, dass ξυν' οἰκεῖν geschrieben werden muss. — Die Wiederherstellung der gewählteren Form μετάσχοι V. 45, die durch mehrere Handschriften bestätigt wird, ist schon früher von *Schäfer* hinter den *harleyschen* Variant. zur Odyssee p. 144 anempfohlen. — V. 125 hätte der Herausg. seine schon gerühmte Vertheidigung der alten Lesart weder durch eine misslungene Erklärung (μῆνιν γενετήρων ausdeutend als *iram in parentes, quam eo declararet, quod pudicitiae puellae haud parceret*) noch durch den verzweifelten Gedanken, den ganzen Vers auszuwerfen, entkräften sollen.

Unbeachtet geblieben ist dagegen auch jetzo ein Vers, der freylich an sich unter die leichtesten gehört, durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen aber die grössten, wenn auch bis jetzt noch nie zur Sprache gebrachten Schwierigkeiten erregt. Es ist V. 225:

παννυχίδας δ' ἀνύσαντες ἀκοιμήτων ὑμεναίων
ἀλλήλων ἀέκοντες ἐνοσφίσθησαν ἀνάγκῃ.

„*Totam per noctem Veneri operantes*" erklärt der Herausg. p. 36 ganz sprachgemäss. *Passow* hatte, in einen fremdartigen Nebengedanken ausweichend, übersetzt:

Hatten sie dann die Nächte durchfeyert in wacher Umarmung,
Schieden sie Beid', ungerne, gehorchend dem Zwang, auseinander.

Die Übersetzung stellt mit Beeinträchtigung der Urschrift als wiederholte Handlung dar, was die Worte des Dichters als einmalige. Diese aber, wie sie jetzt sind, beziehen sich auf den gleich in der ersten Nacht erreichten vollen Liebesgenuss, und das konnte der Dichter nicht wollen. Diese ganze Stelle enthält erst Verabredungen und gegenseitige Gelübde für künftige Nächte (συνέθεντο μιγῆναι. ἀγγελίην ἐπιστύσαντο φυλάξειν), wobey für die ruhige epische Entfaltung der Erzählung, so wie für die Steigerung der Momente, sehr gewonnen wird. Leandros muss erst nach Abydos zurück, muss erst wenigstens Einen Tag lang in unbefriedigter Sehnsucht glühen, und erst mit Gefahr das Meer durchschwimmen — denn zu dem Feste war er natürlich auf bequemere Weise gekommen — ehe er den höchsten Preis erringen darf. Das Alles hat *Musäos* in dem Folgenden mit der ihm eigenen sinnreichen Anmuth durchgeführt, die Gegensätze auf den nächtlichen Meereswellen und am Busen der Jungfrau sind wohl gehalten, und die Feyer der *ersten* Liebesnacht wird nicht karg geschildert: dass es die *erste* war, bezeugen alle einzelnen Züge, die gesammten Bräuche einer festlichen Vermählung werden uns vorübergeführt bis zur Lösung des Gürtels, und das Alles ist ebenso lobenswerth angelegt, als im Einzelnen behandelt. Es ist nun die Frage, was mit jenem ungeschickten παννυχίδας ἀνύσαντες anzufangen, welches auf eine recht täppische Weise vorwegnimmt, was der Dichter uns mit weiser Sparsamkeit erst für den anderen Tag beschieden hat. Wer die Schneidekritik gern handhabt, könnte auf den Einfall kommen, V. 225 — 231 als Dittographie von V. 283 — 287 ganz zu tilgen, weil wirklich beide Stellen mehrere nah zusammenstimmende Verse haben. Aber gerade hierin scheint uns eine noch unerkannte Absicht des Dichters zu liegen, so unerkannt, dass man die Worte V. 229 πλῶε βαθυκρήπιδος ἐπ' εὐρέα δῆμον Ἀβύδου, bey allen Erklärern und Übersetzern missverstanden findet: πλεῖν ist hier gewiss nicht *schwimmen*, sondern *schiffen;* Leandros kehrt auf demselben Nachen heim, der ihn zum Fest getragen hatte. Aber von jetzt an zu verstohlener Liebe muss er *schwimmen.* Wie höchst ungeschickt wäre nach der bisherigen Auslegung die ganze Stelle, V. 243 —

253, wenn der Jüngling nicht da das Wagestück zum ersten Mal unternähme: wie schön stehen sich nun die erste Gefahr und der erste Genuss gegenüber, und wie wohl gedacht ist der Gegensatz, V. 283, νήχετο δ' ἀντιπόροιο πάλιν ποτὶ δῆμον Ἀβύδου, wo der Dichter mit guter Absicht durch die wiederkehrenden Worte an V. 229 erinnern wollte. — Eine Änderung würde entweder mit ἀνύσαντες, oder auch mit παννυχίδας vorzunehmen seyn: denn der Liebesgenuss durfte nicht *voll genossen*, sondern nur *verabredet* werden; oder will man das *Vollenden* festhalten: so muss ein anderes Object hinzutreten, als die nächtliche Liebesfeyer, etwa deren gegenseitige Verabredung. Da Beides gleich gut in den Zusammenhang passt: so kann ein allgemeiner Grund für keines entscheiden; es kommt darauf an, wie man sich den Zügen der alten Lesart und der Weise des *Musäos* am meisten annähern kann. Wir wissen, wenn ἀνύσαντες behauptet werden soll, nichts als das tollkühne:

ξυνθεσίας δ' ἀνύσαντες ἀκοιμήτων ὑμεναίων,

nach homerischem Ausdruck. Iliad. 2, 339. 5, 519. *Apollon. Rhod.* sagt συνθεσίας ἐβάλοντο und 6. ἐτάμοντο. 1, 340. 4, 340. Leichter aber erreichen wir gleichen Zweck, wenn wir die παννυχίδας lassen, und so ändern:

παννυχίδας δ' ὀμόσαντες ἀκοιμήτων ὑμεναίων.

ὀμνύναι mit dem Accus. in der Bedeutung: *zuschwören, angeloben*, ist zwar selten, aber nicht ohne Beyspiel; gewiss bey *Eurip. Phoen.* 438. Pors. δισσοῖς Ἄδραστος ὤμοσεν γαμβροῖς τόδε, wahrscheinlich auch *Iphig. Taur.* 771. Seidl. κάλλιστα δ' ὀμόσας οὐ πολὺν σχήσω χρόνον, und dass *Musäos* gerade mit der letzteren Tragödie in manchem seltenen Sprachgebrauch zusammenstimme, ist bereits anderswo bemerkt. — Ohne irgend eine Änderung mit *sicherer* Auslegung durchzukommen, wird nur dann möglich seyn, wenn erwiesen werden kann, dass die παννυχίδες je als Eins gegolten mit den *Pervigilia* der Römer, als heilige Vorabende vor dem Feste, welche mit Mässigkeit und Enthaltsamkeit aller Art gefeyert werden *sollten*, wenn auch nicht immer wurden (s. *Wernsd. Poëtae lat. min.* T. 3 p. 431 f.). Solcher Stellen aber sind uns keine bekannt.

Nach dieser Abschweifung haben wir noch zu bemerken, dass Hr. *M.* seine Anmerkungen mit einigen Conjecturen zum *Hymn. Hom. in Cerer.* beschliesst. Die erste von Hn. *Köler* in Detmold ändert V. 155 fg. mit *Ruhnken* ἠδέ in ἡ δέ, lässt aber sprachgemässer, wiewohl wenig dichterisch, ἄλοχος hinzudenken; nach ἡμετέροιο wird bloss ein Comma gesetzt, und der folgende Vers als Zwischensatz eingeklammert. Aber auch abgesehen davon, dass im epischen Stil eine Ergänzung, wie ἡ Τριπτολέμου sc. ἄλοχος unerhört und unerträglich ist (die Beyspiele in *Lamb. Bos. ellips.* p. 92 Schäf. sind von ganz anderer Natur), erwarten wir noch den Beweis, dass die Worte: ἡ Πολυξείνου καὶ ἀμύμονος Εὐμόλπου καὶ Δολιχοῦ καὶ πατρὸς ἀγήνορος ἡμετέροιο, wirklich vier verschiedene weibliche Individuen bezeichnen können, ein Bedenken, das auch *Schneiders* Verbesserung dieser Stelle trifft; uns scheint *Hermanns* Vorschlag in jeder Rücksicht genügend. — Die zweyte Verbesserung, vom Herausg. selbst, geht auf den schwierigen V. 211. Mit allerdings geringer Änderung wird vermuthet:

δεξαμένη δ' ὁσίης ἕνεκ' ἦν πολυπότνια Δηώ.

Gegen den Sprachgebrauch ist nichts zu erinnern: was aber unter dem ὁσίης ἕνεκα gemeint sey, ist uns verborgen, und hätte eher ein paar Worte Erklärung verdient, als das bekannte ἦν δεξαμένη. „*Um eine Opferspende damit zu begehen*," wird es doch nicht heissen sollen?

Den bey Weitem grössten Theil des artigen Büchleins füllt ein ausführlicher *Index Graecitatis*, und ein kleinerer *Index nominum*, auf das Bedürfniss der Leser berechnet, die Hr. *M.* sich denkt, aber auch so mitunter ein Wenig sehr ins Breite gehend; sowie denn überhaupt noch nicht erwiesen ist, dass gerade dem Lehrling Speciallexika frommen. Die Ausarbeitung selbst — wenn auch ἀγαθός ganz ernstlich von ἄγαν θέω abgeleitet wird — ist fleissig und sorgfältig, wie das ganze Buch. F. P.

NUMISMATIK.

MÜNCHEN, gedr. b. Lindauer: *Über einige seltene und unbekannte Schaumünzen Herzogs Albrecht V aus Baiern.* Eine Vorlesung, gehalten in der öffentlichen Versammlung der königl. Akademie der Wissenschaften den 12 October 1814 von *F. J. Streber*, Mitgl. der historischen Classe, und Conservator des königl. Münzkabinets. Mit einem in Kupfer gestochenen Medaillon und der Beschreibung sämmtlicher Current- und Schau-Münzen des genannten Herzogs. 42 S. 4.

Die Worte des russischen Kaisers Alexander, als er im J. 1814 das Kabinet der Münzstempel in Paris besuchte: „Eine Geschichte, welche zu den Augen spricht, und gleichsam immer lebendig ist, kann nur die Numismatik liefern," stehen als Motto auf der Rückseite des Titels; und ein türkischer Kaiser, der lange vor Alexandern lebte, und also nichts von jenem Ausspruche wissen konnte, wandte dieses sehr passend auf Albrecht V, Herzog von Baiern, an, wie uns *Brunner* in seinen *Excub. tutelar.* p. 522 erzählt: „*Nemo illum vel pictum sine veneratione vidit, et Turcarum imperator, cum Germaniae Principum vultus aere descriptos inspiceret, Alberti frontem vere augustam, dignamque imperio pronunciavit.*" Sehr passend fängt daher auch der Vf. seine Vorlesung mit den Worten an: „Es giebt Menschen, denen die Natur, gleich bey ihrem Entstehen, einen eigenen Stempel aufdrückt, um sie vor vielen Tausenden ihres Geschlechts auszuzeichnen. — — Unter diese gehört unstreitig Herzog Albrecht V aus Baiern, den wir noch jetzt mit allem Rechte den Grossmüthigen nennen." Denn in der That, wenn wir den Avers des grossen Medaillons, der sich hier vor dem Titel dieser Abhandlung zeigt (der Revers befindet sich am Ende derselben), auch nur obenhin betrachten: so finden wir unverkennbar etwas Grosses in

seinem Gesichte, und die Geschichte seines Lebens giebt uns die Belege dazu.

Schwer und verhängnissvoll waren die Zeiten, in denen Herzog Albert, erst 22 Jahre alt, die Regierung seines Landes übernahm. Religionsfreyheit war das Losungswort, unter welchem so Manche alle politischen Verhältnisse umzustürzen, und den Aufstand gegen ihren rechtmässigen Fürsten zu verbergen suchten. Die auch in Baiern schon hie und da auflodernde Flamme des Aufruhrs hatte man bisher durch Gewalt und Todesstrafen zu unterdrücken gestrebt, aber der neue Regent trat hierin nicht ganz in die Fusstapfen seines Vaters. Denn als sein Oheim, Herzog Ernest, confirmirter Erzbischof von Salzburg, eine Synode (1553) nach Mühldorf ausschrieb, gab der Herzog seinem Gesandten den merkwürdigen Auftrag: „Auf die strengen und etwas gewaltsamen Vorschläge des Erzbischofs in seinem Namen zu erklären: er könne in die Publication des erzbischöflichen Mandats durchaus nicht willigen; er wolle bey seinen Unterthanen, so viel immer möglich und mit Bescheidenheit geschehen mag, darob seyn, damit die Abgefallenen wiedergebracht, und die Katholischen standhaft erhalten werden.“ Aber diese weise Güte und Nachsicht des Fürsten hatte nicht die gehoffte Wirkung. Es entstand eine Verschwörung wider den Herzog, die jedoch noch bey Zeiten entdeckt wurde; die Rädelsführer wurden ergriffen und zum Geständniss ihres frevelhaften Unternehmens und ihrer Mitschuldigen gebracht. Nun eilte der Herzog, mit den Beweisen in der Hand, die Anschläge der auf sein Verderben sinnenden Gegner in der Geburt zu ersticken. Er liess sie alle vor sich kommen, und da sie ihr Verbrechen nicht leugnen konnten, kündigte er ihnen an, dass sie nach den Landes- und Reichs-Gesetzen ihr Leben, und ihre Familien den Verlust ihrer Güter verwirkt hätten. Aber wie erstaunten sie, als der grossmüthige Fürst ihre Siegelringe von den Fingern ziehen, und sie vor ihren Augen zerschlagen liess, gleichsam als hätten nur die Edelsteine der Edelleute an ihm gefrevelt. Selbst die Namen der Verschworenen wurden verheimlicht, und es geschah auf einen ausdrücklichen Befehl des Herzogs, dass auch nach seinem Tode noch diese Geschichte nur im Allgemeinen erwähnt werden durfte. *Brunner* und *Adlzreiter* erzählen dieses 60 bis 70 Jahre nach diesem Ereignisse, ohne ein Document oder eine Quelle anzuführen, woraus sie diese Nachrichten nahmen, und es scheint, dass selbst in dem Archive, wie unser Vf. sagt, Alles vernichtet worden sey, was hierauf Bezug haben könnte. Aber die Numismatik hat uns ein Denkmal aufbewahrt, das gleichzeitig und einzig in seiner Art ist, nämlich den erwähnten grossen Medaillon, der zwey Mark Silber wiegt. Es ist folgender: Av.: *Albertus. Com: Palat: Rheni. vtriq: Bavariae Dux.* Des Herzogs sehr erhaben geschnittenes Brustbild im blossen Haupte u. s. w., in einem mit Laubwerk gezierten Harnische, über dessen Schulter die Ordenskette des goldenen Vliesses, nebst einem Crucifix, herabhängt. Rev.: *Parcere subjectis et debellare superbos.* 1558. Ein Bergschloss, über welchem ein bekleideter und gekrönter Engel mit zwey Lorbeerzweigen schwebt. Unter dem Schlosse stehen zwey Löwen einander gegenüber: vor dem einen kniet ein Lamm, über welches der Löwe hinweg sieht; der andere will einen unter ihm liegenden wilden Ochsen zerreissen. — Die ausserordentliche Seltenheit dieses numismatischen Documents lässt vermuthen, dass der Herzog die Form davon, denn sie ist gegossen, vernichten, und nur dieses einzige Exemplar aufbewahren liess, um auf der einen Seite diesen Vorfall zu documentiren, auf der anderen Seite aber es mit der grössten Schonung für die Familien der Schuldigen zu thun. Indess scheint es, dass die Unzufriedenheit der Religionsneuerer doch nicht aus der Wurzel gehoben worden, sondern heimlich noch fortdauerte; denn eine Currentmünze vom J. 1562, worauf sich der doppelte Adler mit den baierischen Wecken auf der Brust befindet, zeigt uns zwey über einander gelegte Dolche mit den Worten: *Trau Schau wem*; ein Zeichen, dass der Fürst die Unruhigen nicht aus den Augen verlor, und im Nothfalle selbst das Schwerdt gegen sie zu brauchen fest entschlossen war.

Unter die grossen Übel der damaligen Zeit gehörte auch der gänzliche Verfall des Münzwesens. Dass aber der Herzog die vom Kaiser und Reich ausgesprochenen Verbesserungsmittel angenommen und befolgt habe, beweisen alle unter ihm geschlagenen Currentmünzen, die sämmtlich mit dem Namen und Wappen des Herzogs, zugleich aber auch mit dem Namen des Kaisers und dem Reichsadler erscheinen. Der erste auf diese Art geprägte Thaler ist vom Jahr 1557 und, wie alle ähnlichen Münzen, sehr selten. Noch weit seltener ist eine grosse Schaumünze, die zwar schon *Schlegel* in s. *Bibl. in numis* p. 409 und 410 erwähnt, die aber hier von S. 35 bis 37 genauer beschrieben ist, und auf welcher sich die Namen und Wappen von 34 baierischen Städten befinden. Diese Münze hat kein chronologisches Datum; der Vf. glaubt sie aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, in das J. 1560 setzen zu können, weil der Herzog, wie hier bewiesen wird, erst von diesem Jahre an sich als Alleinherrscher über alle baierischen Städte betrachten konnte. Doch Freunde der baierischen Geschichte und Numismatik werden hier noch mehrere nicht gemeine Stücke entdecken. Die Zahl derselben beträgt, wenn die zum Schlusse angeführte Medaille auf seine Vermählung dazu gerechnet wird, 73 Stück; da aber bey Münzsammlern auch auf kleine Verschiedenheiten und Abweichungen, oft sogar auch auf Stempelfehler, Rücksicht genommen wird: so könnten baierische Münzfreunde vielleicht hie und da noch kleine Einschaltungen und Zusätze zu machen Gelegenheit finden.

Wa.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

MEDICIN.

Halle, b. Hemmerde: *Caroli Henrici Dzondii*, Med. et Chirurg. Doct., Prof. Chir. P. O., Fac. med. Ass. ord. et schol. chirurg. clin. in Acad. Hal. Directoris, *De inflammatione, Aphorismorum Liber primus.* 1814. X u. 99 S. 8. (10 gr.)

Die Theorie der Entzündung steht in so nahem Zusammenhange mit der Theorie der Medicin überhaupt, dass es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn mit dem steten Wechsel dieser Theorieen von den Zeiten an, in welchen diese Wissenschaft sich als solche aus dem Aggregate empirischer Stoffe zu gestalten anfing, bis auf die unserigen, auch sie ihre Gestalt, je nach den herrschenden theoretischen Principien überhaupt, auf diese oder jene Weise umänderte. Wären wir im Besitze der einen: so würde es uns nicht schwer fallen, auch zu dem Besitze der anderen zu gelangen, und wir würden von dem Standpunct des Allgemeinen aus über die Gültigkeit oder Ungültigkeit dieses besonderen Zweiges der Wissenschaft leicht zu entscheiden im Stande seyn. Da es uns aber bis jetzt an einer solchen genügenden Theorie der Heilkunde überhaupt gebricht: so bleibt uns über die Gültigkeit oder Ungültigkeit einer besonderen Theorie, wie die der Entzündung, kein anderer Massstab der Beurtheilung, als der der Übereinstimmung mit der Erfahrung, und es entsteht zuvörderst die Frage: in welchem Verhältnisse steht eine solche Theorie mit den Erscheinungen, wie sie sich uns in der Natur darbieten, und mit den Resultaten, welche uns die medicinische Praxis gewährt?

Um nun aber die in vorliegenden Aphorismen mitgetheilten Umrisse einer Theorie der Entzündung, denn nur als solche kündigt sie der Vf. selbst an, nach diesem Gesichtspuncte zu beurtheilen, dürfte es eigentlich nöthig seyn, die Erscheinung eines zweyten Werkes, in welchem er die weitere Exposition dieser Theorie, und die Belege dazu aus der Erfahrung zu geben verspricht, erst abzuwarten; denn nur aus einer verbindenden Ansicht beider Werke läſst sich mit Sicherheit bestimmen, ob das ganze Gebäude auf sicherem Grunde ruhe, und ob Manches, was hier ohne weiteren Beweis in aphoristischer Form hingeworfen, als Hypothese erscheint, diesen Namen mit Recht verdiene, oder eine höhere Stelle im Reiche des Wissens einnehme. Aus diesem Grunde enthalten wir uns denn auch jetzt eines solchen allgemeinen Urtheils, und wollen hier nur einige Zweifel gegen einzelne Aphorismen, welche der Vf. bey der weiteren Ausarbeitung seiner Theorie zu benutzen veranlasst werden könnte, niederlegen.

Was der Vf. im 1 Cap. über die Natur und das Wesen der Entzündung aussagt, dass sie nämlich in einer abnormen Function des plastischen Systems, welches durch einen abnormen Reiz aufgeregt, zur Erzeugung neuer und abnormer Stoffe tendirt, bestehe, dass sie eine neue, fremdartige, dem Leben der Pflanze ähnliche Vegetation sey, scheint unsere Kenntniss in dieser Sache eben nicht weiter zu fördern. Abgesehen davon, dass das plastische System nicht bloss auf jenes Gebiete, welches zwischen den Endigungen der Arterien und dem Anfange der Venen liegt, eingeschränkt werden kann, wie der Vf. thut, bleibt immer noch die Frage zu lösen übrig, von welcher Art jener Reiz sey, und auf welche Weise er dieses System zur Erzeugung abnormer Stoffe anfache. Die Analogie mit dem Leben der Pflanze hat mit anderen ähnlichen Analogieen, in denen sich die neuere Art der Naturforschung gefällt, gleichen Werth: sie giebt dem Gegenstande den Anstrich der Neuheit, aber keine weitere Aufklärung. — Dass (§. 21) *jede* Entzündung durch Contagium fortgepflanzt werden könne, möchte dem Vf. wohl schwer zu beweisen seyn. Wer hat wohl schon von Ansteckung der Hals-, Lungen-, Magen-Entzündung u. a. gehört? — Die Eintheilung (§. 30) der Entzündungen, in Hinsicht des Ursachlichen, in quantitative und qualitative, scheint uns nicht gültig zu seyn. Jede quantitative Einwirkung eines abnormen Reizes ist ja nur relativ, in Bezug auf den besonderen Grad von Receptivität individueller Organismen und Organe. In der Einwirkung kann daher keine quantitative Bestimmung liegen. Übrigens erregen diese besonderen Reize, z. B. Reiben, kochendes Wasser u. s. w., ja auch qualitativ verschiedene Entzündungen, was der Vf. §. 42 mit Unrecht nur den contagiösen Reizen zugesteht. — Fieber nennt der Vf. (§. 62), allem bisherigen Sprachgebrauch zuwider, allgemeine Entzündungen, im Gegensatz der örtlichen. Wir geben zu, dass sich eine solche Behauptung von einem höheren Standpunct aus, und wenn es darauf ankommt, die verschiedenen Krankheiten unter allgemeinere

Beziehungen zu bringen, rechtfertigen läſst, aber für die nähere Erkenntniſs dieſer Krankheiten ſelbſt, ſo wie für die therapeutiſche Behandlung derſelben, ſehen wir darin keinen Gewinn; ja wir glauben vielmehr, daſs ſie, zu ſtrenge angewendet, gewiſs zu ſo irrigen Reſultaten führen könne, wie vormals die *brown*'ſche Eintheilung in ſtheniſche und aſtheniſche Krankheiten. — Auch intermittirende Entzündungen ſoll es nach §. 71 geben, und zwar wird das Wiedererſcheinen derſelben dadurch erklärt, daſs, nach vollendetem Verlauf der Entzündung, ein zurückgebliebener oder neu erzeugter Reiz das plaſtiſche Syſtem des afficirten Organs aufs Neue reizt. Bey dieſer Erklärung iſt aber immer wieder zu fragen, warum denn der Reiz wieder erzeugt werde, und wie er denn jenes Organ wieder zu reizen im Stande ſey. Auch fragt ſich, warum er denn zu beſtimmter Zeit wiederkehre. — Im 3 Cap. wird von den Stadien der Entzündung und von den Symptomen in Bezug auf die ihnen zum Grunde liegenden Syſteme gehandelt. Schwer iſt es, auf ſolche Weiſe einem Jeden ſein beſonderes Terrain abzuſtecken, da dieſe Syſteme ſelbſt ſo enge zuſammenverflochten ſind, und in ſo genauer Wechſelwirkung ſtehen. So gehört z. B. die Wärme, in ſofern ſie auf den Gefühlſinn zurückwirkt, wohl zu den Symptomen des Nervenſyſtems, aber gehört ſie, was ihre Entſtehung anlangt, nicht eben ſo gut zu dem plaſtiſchen und Blut-Syſtem? Gehört nicht die Veränderung des Blutes eben ſo gut zu dem erſteren als zu dem letzteren? — Ob die inflammatoriſche Anlage des Blutes zuerſt nur in dem entzündeten Theile, und in der Folge erſt, wenn die Entzündung weitere Fortſchritte macht, in dem ganzen Organismus Statt finde, iſt wohl eine ſchwer zu entſcheidende Frage. Indeſſen ſcheint doch ſo viel gewiſs, daſs entzündliche Anlage im ganzen Organismus, ohne örtliche Entzündung Statt finden, und alſo eben ſo gut das Bedingende dieſer Letzteren ſeyn könne, als umgekehrt. — In Bezug auf das vierte Cap., von den Urſachen der Entzündung, bemerken wir, daſs die Eintheilung der gelegentlichen Urſachen in quantitative und qualitative nicht vollkommen genüge. So gehören z. B. concentrirte Säuren, Cauſtica u. ſ. w. gewiſs nicht zur erſteren Claſſe allein, ja auch den phyſiſchen Urſachen möchte wohl nur mit Unrecht eine bloſs quantitative Einwirkung zugeſchrieben werden können. — Widerſprechend ſcheint es, wenn der Vf. im 7 Cap. von der Cur der Entzündung §. 294 ſagt, daſs es Entzündungen gebe, welche in manchen Stadien ſicher durch die Kunſt unterdrückt werden können, und weiterhin, §. 302, daſs die Natur nur die Entzündungen heile, die Kunſt ſie nur unterſtütze. — Daſs es Entzündungen gebe (§. 299), welche nur *una via et ratione, certisque remediis* geheilt werden können, bezweifeln wir. — §. 329 wird der Arſenik das wirkſamſte antiphlogiſtiſche Mittel genannt, ungeachtet der Vf. weiterhin (§. 331) ſelbſt geſteht, daſs wir noch ſehr wenig über die Kräfte dieſes Mittels wiſſen. Wirklich ſcheint es, den jetzigen Erfahrungen zufolge, als ſey es eher geſchickt, Entzündungen zu erregen, als ſie zu heilen. — Daſs die Kälte (§. 341) das Nervenſyſtem excitire, ſcheint noch ſehr zweifelhaft. Gewiſſe Phänomene, als diejenigen, welche wir an erfrorenen Theilen und an durch Winterkälte erſtarrten Thieren wahrnehmen, die Abnahme der Senſibilitätsäuſserungen an gelähmten Theilen auf die Anwendung dieſes Mittels u. ſ. w. ſcheinen eher für das Gegentheil zu ſprechen. Daſs das Wirkſame (§. 362) gewiſſer äuſserer Reizmittel, der blaſenziehenden, rothmachenden u. ſ. w. gerade darin liege, daſs ſie Schmerz erregen, ſcheint die Erfahrung nicht zu beſtätigen. Bey Weitem nicht immer ſteht die Heilkraft ſolcher Subſtanzen in geradem Verhältniſſe des durch ſie erregten Schmerzes, ja oft iſt dieſer ſehr gering, und doch der Erfolg nichts weniger als unbedeutend. Auch äuſsert ſich die gute Wirkung oft lange hernach, wenn der Schmerz ſchon längſt vorüber iſt.

Dieſe wenigen Bemerkungen mögen hinreichen, den Vf. aufmerkſam auf einige Stellen ſeiner Schrift zu machen, welche noch näherer Berichtigung und Erläuterung bedürfen, und ihm insbeſondere ein Fingerzeig ſeyn, in Aufſtellung neuer und in Zurückſetzung älterer Lehrmeinungen mit der nöthigen Vorſicht zu Werke zu gehen. Übrigens verkennen wir nicht, daſs die Schrift deſſelben manches Gute enthalte, und daſs es ihm eben ſo wenig an der nöthigen Kenntniſs und Überſicht ſeines Gegenſtandes, als an Scharfſinn gebreche. Auch iſt die Form, in welcher das Ganze abgefaſst iſt, die Zuſammenſtellung und Folge ſeiner einzelnen Theile, ſo wie die Kürze und Bündigkeit der Schreibart, noch beſonders mit Lob zu erwähnen. C. H.

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Verſuch über das Entzündungsfieber und die Entzündung*, von *Benedict Hofrichter*. 1806. 150 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. erwartet von dem chemiſch-mediciniſchen Syſteme, welches *Baumés* bekannt gemacht und *Hermbſtädt* verbeſſert hat, bey Weitem mehr, als der gröſsere Theil der denkenden Ärzte in Deutſchland. *Baumés* nahm 5 Hauptclaſſen von Krankheiten an, *Hermbſtädt* ſetzte noch eine hinzu, und der Vf. vermehrt ſie noch mit einer, den Karboneſen. Dagegen will er manches Andere an dem Syſteme verändert wiſſen, über welches wir uns hier nicht weiter erklären mögen. Alle mediciniſch-chemiſchen Syſteme haben zwar viel Conſequenz, wenn man ſie auf dem Papiere ſieht und auf der Studirſtube muſtert; allein ſo wie man ſie an das Krankenbette bringt, dann ſpringt das Einſeitige und Lückenhafte derſelben mehr als zu deutlich ins Auge. Deſshalb hat ſich auch, wenn man die ganze Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft durchgeht, keines von allen den vielen mediciniſch-chemiſchen Syſtemen lange Zeit erhalten. Wie im Makrokosmos, ſo wirkt ohne Zweifel vieles im Mikrokosmos nach chemiſchen Regeln; es finden Wahlanziehungen, Zerſetzungen, neue Producte und Educte, der Gährung ähnliche Proceſſe

u. dgl. Statt. Aber sowohl die Atmosphäre, als der menschliche Organismus sind dennoch keine Schmelztiegel und Retorten. Wir wissen nicht, welche Stoffe alle zu diesem oder jenem Processe genommen sind. Wir wissen nicht, wie sich diese Stoffe in ihren Anziehungen, Abstossungen, Zersetzungen u. s. w. verhalten; wir wissen nicht, ob in unserer Sprache Worte und Ausdrücke vorhanden sind, die jenen Processen vollkommen entsprechen; wir kennen mehrere nur aus ihren Wirkungen, und für unsere Untersuchung sind sie zu fein. Es ist also immer ein gewagtes Unternehmen, eine chemische Theorie auf die Medicin überzutragen. Noch gewagter wird dasselbe dadurch, dass die Chemiker selbst über unsere bekannten Arzneystoffe nicht ganz übereinstimmen. Man darf nur z. B. *Burdachs materia medica* mit anderen medicinisch-chemischen Schriftstellern, z. B. *Kilian*, vergleichen: so wird man bald von dieser letzten Wahrheit überzeugt werden. Unter dieser Voraussetzung kann also Rec. dem Versuche des Vfs. schon vornweg seinen Beyfall nicht schenken. Wir wollen inzwischen sehen, wie er seine Arbeit durchgeführt habe. Jedes Fieber ist, nach §. 4, eine Krankheit des Blutsystems, kommt diesem wesentlich zu, hat seine nächste Ursache in demselben. Alles, was ausser diesem liegt, kann nur als entfernte Ursache angesehen werden. Es giebt mehrere Fieber, das Gefässsystem kann an wesentlich verschiedenen Zuständen leiden. Das Entzündungsfieber ist eine Krankheit des Gefässsystems. Zur Erzeugung desselben, wie jeder Krankheit, gehört erstlich die Anlage oder die Fähigkeit des Körpers, krank werden zu können; zweytens gewisse äussere Dinge, welche in Verbindung mit jener Anlage die Krankheit erzeugen, Gelegenheitsursachen. Die Anlage ist hier derjenige Körperzustand, welchen man gewöhnlich *Diathesis phlogistica* nennt. Sie kann permanent und transitorisch seyn, letzteres durch reichlichen Genuss geistiger Getränke, heftige körperliche und geistige Bewegung u. s. w. Indem die disponirenden Ursachen die Gefässe in grössere Thätigkeit versetzen, beschleunigen sie die Umwandlung des arteriellen Blutes in venöses; der Kohlen- und Wasser-Stoff häufen sich in der Blutmasse an, und machen die Ausleerung derselben durch die Haut und Lungen nothwendig. Erfolgt Entkohlung: so dauert die Gesundheit fort. Verhindern gewisse Ursachen diese Entkohlung: so bleibt der Kohlenstoff in der Blutmasse zurück, hebt seine normale Mischung auf, und durch sein Vorwalten werden eine Reihe von abnormen Verbindungen und Trennungen bewirkt, die uns die Phänomene von der Krankheit darbieten. Die disponirenden Ursachen vermehren die Kohlung des Blutes, die Gelegenheitsursachen hindern die Entkohlung. Es sind äussere Dinge, die auf den Körper wirken, Hitze, Kälte, elektrische Materie. Zurückgehaltener Kohlenstoff ist überall die nächste Ursache der Entzündungsfieber. Hievon muss aber das Wesen der Entzündungsfieber unterschieden werden. Das Wesen jedes Fiebers, folglich auch des Entzündungsfiebers besteht in der Reaction, welche durch die nächste Ursache veranlasst wird. Beiden liegen materielle Ursachen zu Grunde. Der materielle Stoff oder Factor der nächsten Ursache ist der Kohlenstoff, der Stoff aber, durch welchen die Reaction wirklich wird, ist der Sauerstoff. Aus dem Kampfe dieser beiden Ursachen geht das Entzündungsfieber mit seinen Erscheinungen hervor. Die Reaction zerfällt in drey Perioden: 1) der geringsten Reaction, Frost, 2) der stärksten Reaction, Hitze, 3) des Nachlasses, oder allmählichen Verschwindens der Reaction, Krisis. Der durch Einwirkung der Gelegenheitsursachen zurückgehaltene Kohlenstoff hat noch nicht Stärke genug, die Krankheit zu erregen, er schwächt aber höchst wahrscheinlich in etwas die Energie des Kreislaufes, die Kohlung des Blutes dauert fort und nimmt noch zu, aber die Entkohlung wird gemindert, die Intensität der Ursache wächst u. s. w. Das mit Kohlenstoff überladene Blut kann das Herz und die Gefässe nicht gehörig reizen; daher ist der Puls schwach. Diese Schwäche, diess Hinderniss des Kreislaufes, verursacht Gähnen und Strecken. Mit zunehmender Kohlung verliert das Blut die Capacität für den Wärmestoff, die thierische Wärme wird vermindert u. s. w. Die Hitze entsteht entweder auf den Frost, oder ohne diesen, wenn entweder die den Frost erregende Ursache (Kohlung) nicht zu stark war, und (oder) die Aufnahme des Sauerstoffs (wodurch der Übergang der Kälte zur Hitze bewirkt wird) durch gewisse Umstände begünstigt wurde, ohne dass die Entkohlung erfolgte. (Wir wollen, um nicht allzu weitläuftig zu werden, die Auseinandersetzung der fiebrischen Kälte und Wärme nicht weiter verfolgen, und nur beyfügen, dass sich der Vf. bey der Geschichte derselben sehr viele Mühe gegeben hat.) So wie die Entstehung der Krankheit, so wird auch der Verlauf und das Ende vom Kohlenstoff bestimmt. Die Entscheidung endlich geschieht durch den Sauerstoff. Durch denselben werden Trennungen bestehender und Bildung neuer Producte bewirkt. Das Blut verliert seine entzündliche Beschaffenheit, und die constituirenden Bestandtheile treten unter anderen Verhältnissen zu neuen Körpern zusammen, die nun durch Haut und Nieren ausgeschieden werden. (Der Vf. zerlegt die meisten ausgeschiedenen Stoffe so, dass man sie mit Augen sehen und mit Händen greifen kann.) Da die Aetiologie dieser Krankheit auf Überkohlung gebaut ist: so muss sich deren Heilung auf richtige Leitung des Decarbonisationsgeschäftes, welches oft die Natur allein durch Oxygenation zu Stande bringt, gründen. Die Indicationen sind: Wenn Gelegenheitsursachen auf den Körper wirken, dem Ausbruche der Krankheit zuvorzukommen; wenn wirklich Krankheit entstanden ist, mit dem Frost die ganze Krankheit zu Ende zu bringen, oder sie in eine Ephemera zu verwandeln, oder wenigstens den Übergang in ein nervöses oder faules Fieber zu verhindern. Die daher resultirenden Anzeigen werden jedesmal durch die Periode der Krankheit und die hervorstechenden Symptome bestimmt. So ist z. B. im Frost die Anzeige: 1) das Blut zu decarbonisiren, 2) die

thierische Wärme zu erhöhen, 3) die Atonie der kleinsten Gefäfse zu heben. Das einzige Mittel, wodurch die Decarbonisation gefördert wird, ist der Sauerstoff. Das Athmen reiner Lebensluft würde hier die erspriesslichsten Dienste leisten, da nicht die geringste Gegenanzeige ihres Gebrauchs vorhanden ist (?), ihre Anwendung kann aber nur immer beschränkt bleiben, und wir müssen uns mit dem Athmen einer reinen temperirten atmosphärischen Luft begnügen. Innerlicher Gebrauch solcher Mittel, welche viel Sauerstoff enthalten, findet im Frost nicht Statt, da sie erst im Magen zersetzt werden müssen, wozu derselbe jetzt nicht geschickt ist. Die thierische Wärme wird vermehrt, 1) indem man der Zerstreuung der erzeugten Wärme vorbeugt, z. B. durch gehörige Bedeckung, 2) indem man noch eine Menge Wärmestoff in den Körper schafft, z. B. durch warme Getränke. Die Atonie der kleinsten Gefäfse wird zum Theil durch die erste Anzeige gehoben; doch dienen auch dazu trockene Reibungen der Haut mit trockenen Händen gesunder Personen, auch mitunter Reibungen mit geistigen Dingen. (Wir deuten hier nur mit leichten Strichen an, was der Vf. bis in die kleinsten Details ausmalt. Man sieht aus demselben wohl, dafs der Vf. wufste, wie man ein Entzündungsfieber heilt, ehe er seine Theorie entwarf. Man wird auch daraus ersehen, dafs seine therapeutischen Regeln weder an Deutlichkeit, noch Leichtigkeit den Vorzug vor unseren gewöhnlichen haben. Wie ungewifs sind die Indicationen, welche der Vf. aufstellt! Wie mangelhaft die ganze Therapeutik! Doch wir wollen uns hierin nicht verlieren, sondern lieber noch einmal die Resultate der Untersuchungen des Vfs. recapituliren, wie er sie selbst angiebt.) Jedes Fieber ist eine Krankheit des Blutsystems. Das Leiden des Gefäfssystems zieht gern andere Organe in Mitleidenheit. Die nächste Ursache der Fieber liegt in Reizen, namentlich im Blute, seiner abnormen Mischung. Das Wesen der Fieber besteht in Reaction, die materielle Ursache der Reaction ist der Sauerstoff. Das Heilgeschäft besteht in Leitung der Reaction. Jedes Fieber mufs durch Kunst in ein entzündungsartiges verwandelt werden. — Die Leser werden nun über den Werth des Buchs leicht selbst entscheiden können. Alles, was gegen chemische Systeme überhaupt gesagt werden kann und gesagt worden ist, kann auch von diesem gelten. Überdiefs aber springt der Vf., wie man gesehen hat, auf das Wunderlichste mit dem bisherigen medicinischen Sprachgebrauche um, ohne dafs er selbst der Wissenschaft dadurch im geringsten einen wahren Nutzen bringt. So trennt er nächste Ursache und Wesen des Fiebers, da doch beide durchaus eins sind, und die Reaction erst Folge und Wirkung der nächsten Ursache ist, wodurch sich das Fieber nur für uns deutlich ausspricht. Auch setzt er die Heilung hier in Leitung der Reaction, also ein dynamisches Verhältnifs, und durch das ganze Buch ist doch vom Kohlenstoff, dessen Zersetzung und Wahlverhältnifs, also einem materiellen, die Rede. Noch vager sind die speciellen Indicationen, und der Vf. scheint die chemischen Regeln einem Entzündungsfieber nur *taliter qualiter* angepafst zu haben. Ja in manchen Fällen weifs sich derselbe gar nicht zu helfen, und er giebt Rathschläge, welche theils zur gröbsten Empirie führen, theils die Krankheit gewiss eher verschlimmerten, als heilten, wenn sie streng befolgt würden, z. B. das Athmen reiner Lebensluft. Wir glauben also nicht, dafs dieses Buch für die Vervollkommnung der Medicin einen grofsen Werth habe, und hätten wohl gewünscht, dafs der Vf. seinen Fleifs auf einen würdigeren Gegenstand gewendet haben möchte.

Fj. n. m.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Decker: *Der brandenburgische Kinderfreund.* Ein Lesebuch für Volksschulen von *F. P. Wilmsen*, Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin. *Achte veränderte und vermehrte Auflage.* 1816. X u. 294 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. fährt fort, dieses vortreffliche Lehr- und Lesebuch mit jeder neuen Auflage zu verbessern, nicht blofs in einzelnen Ausdrücken, sondern auch durch neue Zusätze und Weglassung des weniger Guten. Bey dieser *achten* Ausgabe ist *die brandenburgische Geschichte* eingeschaltet worden, damit dieser Kinderfreund den Namen des brandenburgischen mit Recht führen, die Jugend frühe mit den Schicksalen und Thaten der biederen und kräftigen Vorfahren bekannt werden, und desto treuer und inniger das Vaterland lieben möge. Um Raum für diesen neuen Abschnitt (der 40 Seiten einnimmt) zu gewinnen, sind einige weniger wesentliche Stücke weggestrichen worden, z. B. mehrere Denksprüche, Liederverse, Erzählungen, die Bibelsprüche und der ganze Abschnitt von Zahl, Mafs und Gewicht. Wie wir diefs vollkommen billigen, wünschten wir, der Vf. hätte den Abschnitt von Deutschland, der kaum drittehalb Seiten füllt, etwas vollständiger bearbeitet, und lieber dafür noch einige Lieder und Erzählungen weggelassen. Dagegen einen Artikel über die deutsche Sprache aufzunehmen, wie Einige wünschen, oder das ganze Buch umzuarbeiten, so dafs es als Lesebuch auch nur Stoff zu Leseübungen enthalte, wie Andere verlangt haben, stimmt mit unseren Ansichten nicht überein. Dafs der Kinderfreund in seiner jetzigen Gestalt acht starke Auflagen erlebt hat, bürgt schon für seine Brauchbarkeit und Vortrefflichkeit. Doch würden hier vielleicht einige patriotische Lieder aus den Jahren der Erlösung und zum Feste aller Deutschen von *Körner*, *Collin*, *Arndt*, *Schlegel*, *Peucer* und Anderen, nicht am unrechten Orte seyn. Oder hat sich Hr. *W.* dieselben zum *deutschen Kinderfreund* vorbehalten?

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

LITERATURGESCHICHTE.

München, b. Lindauer in Commission: *Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern.* Ein Versuch von *Sebastian Günthner*, correspondirendem Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften in München, und ehemaligem Capitular (Conventual) des Benedictiner-Stifts Tegeresen. Erster Band, enthält den ersten und zweyten Theil, oder die Geschichte seit dem Einwandern der Bojer (!) bis zum XIV Jahrhundert. 1810. 399 S. Zweyter Band, enthält den dritten Theil, oder die Geschichte seit dem XV Jahrhundert bis zum Tode Kurf. Maximilian III. 1400—1777. 1810. 315 S. Dritter Band (bey Giel). 1815. 386 S. 8. Auch mit dem besonderen Titel: *Was hat Baiern für Wissenschaften und Künste gethan?* I Band.)

Absichtlich haben wir bisher dieses Werk mit Stillschweigen übergangen *), als eine veraltete, hier nur wieder aufgefrischte mönchische Preisschrift aus der baierischen Benedictiner-Congregation über *die Klosterschulen.* Wegen des sichtbaren Bestrebens aber, den Geist des Mönchthums als denjenigen darzustellen, bey welchem Baiern früher allein sein Heil gefunden, und jetzt wieder suchen müsse, und hienach die neuere, aber leider unbeantwortet gebliebene Preisschrift der münchner Akademie: Was von den baierischen Herzogen Wilhelm IV und Albert V für Künste und Wissenschaften geschehen sey, gewaltsam zu verdrehen, können wir den Werth und die Richtung der *günthnerischen* Schriften nicht mehr länger unbeleuchtet lassen. Nach Hn. *Günthner* nämlich dreht sich die Geschichte der baierischen Literatur lediglich um die Geschichte einiger auserwählter Klöster. Ihnen gebührt, ihm zufolge, allenthalben in der Geschichte der Literatur der erste Platz, in ihrer Gründung hat man jederzeit nichts Geringeres, als wahre allgemeine *Aufklärungs-Anstalten* beabsichtigt. Der Alleinbesitz aller gelehrten Kenntnisse habe den Geistlichen gebührt, — selbst die Verbreitung der Künste und Handwerke habe man den Mönchen zu verdanken. Was einst war, könne so beschaffen seyn, *dass es wieder werden müsse.* (Hört!) Die Unterdrückung der Klöster sey die unmittelbare Ursache, dass *jetzt* in Baiern die Literatur ins Stocken gerathen. Die Mönche hätten einen höheren Aufschwung als andere Menschen gehabt. In der Stelle beym *Livius*, *quam contemta res est homo, nisi supra humana se erexerit*, sollte viel passender eigentlich *Monachus* gelesen werden. (III. 39.) Bis zum unglücklichen Augenblick ihres politischen Todes seyen die Mönche die ununterbrochenen Überlieferer der Wissenschaften geblieben. Nun da verhängnissvolle Umstände das *klösterliche Glück* zerstört, habe der vorzügliche Ruhm aufgehört, den Baiern in der Literatur durch drey Jahrhunderte behauptet. Dieses solle uns doch billig auf den nothwendigen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen aufmerksam machen. *Oefele*, *Lori* haben, in Ermangelung anderer besserer, bloss Kloster-Schulen besucht, also, schliesst Hr. *Günthner*, würden ohne Klosterschulen diese Männer nicht auferstanden seyn. In den Schriften der münchner Akademie scheidet er sorgfältig diejenigen aus, die von Mönchen geliefert worden, und ist stolz darauf, dass die jüngeren philosophischen und historischen Abhandlungen *ausschlüssig* Arbeiten der Mönche seyen (II. 291). Unter den Mönchen selbst, versteht sich, behaupten die Benedictiner, unter diesen aber die von Tegernsee den Preis, ihnen zunächst aber die *Jesuiten*, die lieben Väter, die guten Väter, *bey denen eine solche Sittenreinheit geherrscht, welche man auf protestantischen Schulen vergebens suchen dürfte* (II. 114, vergleiche *Marelli amores*).

Die historischen Angaben selbst sind allenthalben ohne Kritik aufgegriffen und zusammengestoppelt. Da finden sich lauter unerweisliche Klosterstiftungen aus der Agilolfinger Zeit und angebliche Zerstörungen derselben von den Ungern, und die Mönche selbst, von denen doch immer alle Weisheit ausgegangen seyn soll, blühen nach diesen Darstellungen in der Hälfte eines Jahrhunderts, in der anderen liefern sie ein trauriges Bild der Verwilderung (I. 212), und bereicherten doch dabey alle Bibliotheken (I. 236).

*) Es ist dem Hn. Recensenten unbekannt geblieben, dass von den ersten Bänden dieses Werkes schon im J. 1811 in unserer A. L. Z. No. 175 eine Anzeige erschienen ist. Warum wir auch diese Recension aufnehmen, davon wird der Grund bey Vergleichung beider leicht eingesehen werden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

Diess im 13 Jahrhundert. Das 14 beginnt schon wieder mit den glänzendsten literarischen Anstalten, und das Ende liegt angeblich verwildert im Todesschlummer. Überall gehen die Mönche voran, und doch heisst es auf einmal nur: *sie seyen nicht zurückgeblieben.* Solche plötzliche theatralische Verwandlungen im Gang der Cultur laufen wider alle Geschichte, und beweisen bloss, wie wenig der Vf. die Zeiten der Vorwelt und ihren Geist zu erfassen wusste. Am leichtesten, weil sie an sich ergötzen, wäre, über seine Übertreibungen und Grosssprechereyen hinwegzugehen, z. B. durch die baierischen Mönche, *Gordon, Gruber, Kennedy* und *Ganser*, hätte die Philosophie ihre heutige geschmeidige Gestalt erhalten; die *noch unentdeckten Werke* des Dechant Mangold von Rottenbuch seyen für Baiern äusserst interessant; Maximilian I, der die heidelberger Bibliothek auf eine unverzeihliche Weise an den Papst ausgeliefert, gehöre unter die vorzüglichen *Stifter der Bibliotheken* in Baiern; die Prälaten von Tegernsee seyen mit den Mediceern in eine Reihe zu setzen; es sey Leidenschaftlichkeit, undankbare Blindheit der Ausländer, wenn sie die Rheinlande reizender als Ingolstadt finden wollten (III. 168); etwas Prachtvolleres und Niedlicheres als Burghausen habe es gar niemals gegeben (246), und Alles, was früher da gewesen, sey durch die Frauenkirche in München übertroffen, wohl zu merken, ein einfaches Gebäude aus Ziegelstein, das doch wohl gegen andere Münster und Domkirchen von Deutschland auf der letzten Reihe steht. Bedauerlicher jedoch sind die Blössen, welche der Vf. sonst noch auf andere Weise gegeben hat, zuvörderst durch seine grosse Ungewandtheit in der deutschen Sprache und ihre Entstellung, z. B. durch die Worte *Schankung, dörfen*, die *Überbleibseln, verschreyt*, eine *schreibfertige Feder, zörnen, überhaupts*, die *Kösten, Kathalog, entweders*, die *Wappe*, die *gemalnen* Fenster u. s. w., noch mehr aber in den Sachen, als da unter so vielen anderen ist: dass (I. 120) vom canonischen Recht unter Karl dem Grossen gesprochen werden will, dass die Geschichte Heinrichs IV im Geist des heftigsten Hildebrandismus geschildert, wider alle Regeln und Erfahrungen der Diplomatik sich auf eine angeblich deutsch abgefasste Urkunde von 1140 bezogen (282) wird. Die *Monumenta Boica* kann der Vf. nicht lesen, ohne ihnen jedes Mal eine Thräne der Dankbarkeit zu weihen! Wie weich und wie kritisch! Einen *Petrus Advocatus de Schongau*, d. i. einen Vogt oder Beamten von Schongau (334), hält er für einen *Advocaten*, der den Parteyen gedient. Was der Vf. von der Einführung des römischen Rechts, von Isidors falschen Decretalen, von der scholastischen Philosophie anführt, ist so schief und so mystisch, dass man nur allzudeutlich sieht, wie wenige gründliche Kenntnisse er von diesen Gegenständen selbst sich erworben. Ein Paragraph (30. II. 89) beginnt: Ich weiss wohl, dass diese Frage bald bejahet, bald verneinet wurde; es ist aber irgend eine Frage durchaus nicht vorausgegangen. Will man den Stand der Sache tiefer ergründen, und fragt, welches sind denn nun insonderheit und namentlich die stattlichen Wirkungen, welche Baiern so ausschliessend seinen Mönchen zu verdanken haben soll: so erfahren wir, dass ein baierischer Mönch Nideker den Propheten Jeremias abgeschrieben (I. 138), dass im Jahr 1286 das Kloster Mallerstorf zwey Knaben aufgenommen, wovon Einer ein Schulmeister, der Andere ein Schneider geworden (220), dass der Prälat von Niederaltaich binnen 10 Jahren 8000 fl. auf die Studien verwendet (wie viel vielleicht in der nämlichen Zeit auf den Keller?), dass ein Pfarrer Pötzlinger zu Gebernbach mehr Bücher als der Melanchthon gehabt (III. 113). Statt anderer Beweise giebt uns der Vf. aus alten Klosterkatalogen eine unzählige Menge leerer, jetzt obscurer Mönchsnamen, lauter Ursachen ohne sichtbare Wirkungen; erkennt (I. 223) selber an, dass er nur trockene Namen anzuführen vermöge, meint aber doch, man müsse auch vor solchen blossen Mönchsnamen, als *ehrwürdigen Überbleibseln*, die Kniee beugen. Nirgends wird in den Geist der Dinge eingedrungen, und die Leerheit des Stoffs und des Urtheils überdiess mit ganz fremdartigen Einschaltungen von dem wissenschaftlichen Wirken der Karolinger, des Alcuins, des Rabanus Maurus u. a. m. ausgefüllt, welches weder die Lage der Wissenschaften in Baiern, noch die angeblichen ausschliessenden Verdienste der baierischen Mönche beweist. Sobald man nicht auf den abentheuerlichen Satz verfallen will, dass die Cultur der Wissenschaften klimatisch sey: so wird es an sich kein verständiger Mensch bezweifeln, dass Baiern so gut wie andere Länder seine guten Köpfe gehabt habe, und noch ferner haben werde. Aber der Keim dazu lag nicht im Mönchthum, noch weniger lässt sich daraus der eigene Grad und Charakter der baierischen wissenschaftlichen Aufklärung erkennen: denn die Formen des Mönchthums waren allenthalben vorherrschend. Die ächten Momente der baierischen Bildung hätten aber ganz anderwärts gesucht werden müssen: in der geographischen Lage, der politischen Verfassung und dem ursprünglichen Charakter dieses eigenen Volksstammes; in der rhätischen und italiänischen Angrenzung; in der Unterwerfung und Colonisirung durch die Römer; in der Richtung des alten kiower Handels über Regensburg, des levantischen über Augsburg, der Kreuzzüge durch das Herz von Baiern; in den alten Verbindungen der baierischen Herzoge mit dem französischen Königsstamm; in der Unterwerfung von Holland und Seeland an das niederbaierische Herzogshaus, womit in kurzer Zeit mehr Cultur und Industrie nach Baiern gekommen seyn muss, als wohl in mehreren hundert Jahren durch alle Klöster insgesammt. Was man überhaupt aus alten Gemeinsprüchen in der Cultur den Mönchen hat zuschreiben wollen, ist viel zu hoch angerechnet. Ihre Nützlichkeit in Anbauung der wüsten Länder ist durch die Einführung der speculativen Lebensart in den frühesten Zeiten schon verloren gegangen. Hierin sind in einem weit anderen Grade die Slaven und Flamländer die Lehrmeister und Wohl-

thäter Deutschlands gewesen. Was sich aber Deutschlands Mittelalter an Gelehrsamkeit und Wissenschaft angeeignet, das hat es eben so wenig von den Mönchen, sondern *von den Arabern* und *Juden* überkommen, bey welchen *Gerbert* und alle Koryphäen jener Zeit, die Ärzte zu Salerno u. A. m. ihre Schätze geholt. Wenn unter 10,000 Mönchen, die vielleicht immer gleichzeitig in Baiern gelebt, von einer Zeit zur anderen etwa 10 bis 20 als solche genannt werden können, deren Talent dem Mönchthum unzerstörbar geblieben: so ist das gewiss ein geringes und trauriges Verhältniss. Auch beweist es eben so wenig für den Stand der Cultur in Baiern selbst, wenn sich fortwährend Nationalbaiern in Prag, Wien u. a. O. ausgezeichnet; vielmehr wird es zweydeutig für das Mutterland, wenn sich die guten Köpfe nur durch die Auswanderung schwingen können. — Die Klosterschulen waren unbeschreiblich schlecht, am allerwenigsten aber auf Bildung des weltlichen Standes berechnet. Daher drang man auch in den besseren Städten immer auf *Laienschulen;* die Mönche zeigten sich aber gewöhnlich nicht als Beförderer, sondern als Verfolger des guten Schulwesens, dem sie sich aufs leidenschaftlichste widersetzten, z. B. im Jahr 1230 der Stadtschule zu Stendal; sie, und dann vollends die *Curialisten*, erniedrigten die deutsche Schrift und Sprache. Das Aufkommen des bürgerlichen *Drittenstandes* war der Sieg der deutschen Cultur, und aus ihm, nicht aus den beschränkten Klosterzellen, sind die Blüthen der humanistischen Gelehrsamkeit, die Buchdruckerkunst und die Strahlen aller Aufklärung hervorgegangen, gleichwie sie auch in ihm sich ferner bewahren werden. Den traurigen Zustand des Mönchthums in Bezug auf Sitten und Wissenschaften schildern uns ja die eigenen Verhandlungen des kostnitzer Concils; also muss er nothwendig schon lange gewesen seyn, und den Grund des Verderbens in seinem eigenen Wesen getragen haben. In sofern man aber gleichwohl einzelnen Mönchsorden einigen mittelbaren Einfluss auf den Sinn und die Bildung des Volkes einräumen kann: so gilt diess keinesweges, wie der Vf. glaubt, vorzüglich von den Benedictinern, welche zuweilen abgerissene Theile einer Wissenschaft mehr für sich selbst betrieben haben, sondern ungleich sichtbarer und eingreifender von den Franciskanern, welche, nachdem sie in einem viel näheren und natürlicheren Verkehr mit dem Bürgerstand geblieben, ihre Sittenlehre, ihre physikalischen Kenntnisse und ihre wahrhaft freyen politischen Maximen immer in die nächste praktische Beziehung auf die bürgerlichen Verhältnisse zu versetzen wussten.

D. d. u. n.

ERDBESCHREIBUNG.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandl.: *Rückreise von Paris nach Braunschweig.* Ein Nachtrag zu der Reise durch England und Frankreich, von *J. H. Campe.* Mit 1 Kupf. 1804. 226 S. kl. 8. (16 gr.)

Hr. *C.* liefert in dieser Schrift, deren Interesse wohl durch die neuesten Begebenheiten erneuert worden ist, theils die auf seiner Rückreise von Paris nach Deutschland gemachten Bemerkungen, theils noch einen kleinen Nachtrag von Beobachtungen über Paris selbst, und über die umliegenden Gegenden. Es ist nicht zu leugnen, dass er zum Theil einige noch nicht bekannte, oder sonst interessante Nachrichten mittheilt, z. B., dass gerade an dem Tage, wo Bonaparte mit allen Vorrechten der Oberherrschaft bekleidet werden sollte, die schönen Trümmer der Magdalenen-Kirche, neben welcher die Gebeine des unglücklichen Ludwigs XVI ruhen, zum ersten Male mit erleuchtet wurden. Es schien, sagt Hr. *C.*, als sollte der abgeschiedene Geist des königl. Märtyrers dadurch eingeladen werden, an den Freuden dieses Tages Theil zu nehmen, und seinem Nachfolger mitzuhuldigen!! Auch findet man z. B. über die ehemaligen und jetzigen Volksfeste treffende Bemerkungen, und das Ganze ist mit bescheidener Freymüthigkeit geschrieben. Unter die grossen Folgen der Revolution für Frankreich zählt der Vf.: 1) eine, aber freylich beschränkte, Gleichheit der Stände, 2) Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staate, 3) eine Glaubens- und Gewissens-Freyheit, dergleichen sie noch zur Zeit in keinem anderen europäischen Staate jemals Statt gefunden hat, 4) die durch die Staatsumwälzung bewirkte Anregung, Übung und Stärkung aller körperlichen und geistigen Kräfte der Franzosen, die sich nun durch wunderähnliche Wirkungen in allen Arten von Gewerben, wie in den schönen Künsten und Wissenschaften, äussern, 5) die Aufhebung der Mönchs- und Nonnen-Klöster. Hr. *C.* glaubt, dass alle Erwerbungen für Frankreich nicht so wichtig sind, als die Besiegung und Vertilgung des Mönchthums.

Verschiedene Urtheile Hn. *C's.* möchte Rec. aber nicht unterschreiben. S. 37 z. B. sagt derselbe: „Eben dieses Papst- und Pfaffenthum, dem von jeher keine Frevelthat zu schwarz war, um sie als eine heilige Handlung zu preisen, sobald sie ihre Absichten nur begünstigte, hat Bonaparte, welcher Frankreich davon befreyt fand, wieder zur herrschenden Kirche in Frankreich erheben zu müssen geglaubt. Wozu? Ein Mann, wie er, bedurfte ja, um sich auf seinem erhabenen Standpuncte zu erhalten, dieser immer unsicheren geschorenen Leibwache nicht. Das Bewusstseyn reiner Absichten, die Wiederherstellung und Erhaltung des lange ersehnten Friedens, die redliche und kräftige Beschützung der errungenen bürgerlichen Freyheit, und eine weise, von aller Selbstsucht entfernte Staatsverwaltung würden ja allein schon und ohne Mitwirkung eine unendlich festere Schutzmauer für ihn gebildet haben!" Rec., ein Katholik, will mit Hn. *C.* nicht rechten, ob Papst und Pfaffenthum mit katholischer Religion einerley sey. Allein das ist doch unrichtig, dass diese Religion in Frankreich die herrschende Kirche sey. Schwerlich werden das selbst Bischöfe behaupten. Mönche, die man sonst wohl die zweydeutige geschorene Leibwache ka-

tholischer Regenten nannte, haben ihr Daseyn in Frankreich für ewige Tage verloren. Hr. *C.* sieht übrigens die Wiederherstellung der katholischen Religion aus einem sehr unrichtigen Gesichtspuncte, wenn er glaubt, Bonaparte habe derselben zu seiner Erhaltung bedurft. Das wohl nicht, aber um bürgerliche Kriege zu vermeiden, um die Regierung mit einem grossen Theile der Nation auszusöhnen, die fest und unerschütterlich beym Glauben der Väter blieb, kurz, um Ruhe und Einigkeit herzustellen, wollte er die katholische Religion wieder einführen. Man muss in Frankreich selbst unter dem Volke gewesen seyn, man muss die französischen Armeen während der stürmischen Zeiten der Revolution in deutschen katholischen Staaten gesehen haben, um sich zu überzeugen, dass die katholische Religion in allen ihren mannichfaltigen Stufen die Religion der Mehrheit der Franzosen ist, dass die Herstellung derselben sowohl als des Thrones der Wunsch des grössten Theils der Nation war. Höchstwahrscheinlich würde Bonaparte schon durch Erfüllung des letzten heissen Nationalwunsches damals sich den Thron gesichert haben; aber ohne Herstellung der Religion würden in mehreren Provinzen stets innerliche Unruhen, nicht sowohl gegen den Regenten entstanden seyn, als bloss um diese geliebte Religion wieder zu erhalten. Möglich, dass, wenn Bonaparte diese Nationalgesinnung mit Gewalt hätte unterdrücken wollen, alsdann der Thron gewankt hätte; aber hätte er die Nation nur sich selbst überlassen: so fragt sichs, was er da zu fürchten hatte. Unruhen, Uneinigkeit und Gährung würden alsdann nicht zu vermeiden gewesen seyn. Die Geschichte der Hugenotten beweist das Gesagte. Übrigens hat die Anwesenheit des Papstes selbst bestätigt, dass die Regierung ihren Grundsätzen getreu bleibt, und Papst und Pfaffenthum in dem Sinne, in welchem es aufgeklärte Katholiken nehmen, in Frankreich nie wieder zur Herrschaft gelangen können.

S. 148 giebt Hr. *C.* die veränderten Gesinnuugen der Bewohner der Champagne der Revolution Schuld. Hr. *C.* reiste zum ersten Male in einem guten Weinjahre, und fand lauter fröhliche Menschen; er reiste zum zweyten Male in einem Missjahre, und fand sie traurig und ernsthaft. Das findet aber in allen Weinlanden Statt. Hr. *C.* wird das Nämliche im Rheingau und in der ehemaligen Pfalz, am Nekar und in Franken beobachten können. Es liegt in der Natur der Sache. Hn. *C's.* Urtheil über Mainz enthält auch manche Unrichtigkeit. Er sagt, die Stadt sey schon ehemals wegen ihrer schläfrigen Pfaffenregierung kein sehr lebhafter Handelsplatz gewesen. Dass in alten Zeiten die mainzer Regierung manchen Fehler in Handelsrücksicht begangen haben mag, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. Aber der wahre Grund, dass Mainz nie ein Handelsplatz werden konnte, liegt nicht in den Massregeln der Regierung, die wenigstens in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Namen einer schläfrigen Pfaffenregierung auch in Rücksicht der Beförderung des Handels nicht verdiente, sondern, nebst vielen anderen localen Ursachen, vorzüglich in den hohen Rheinzöllen. Diesen und vielen anderen Ursachen, deren Wegräumung der mainzer Regierung unmöglich war, hat Frankfurt hauptsächlich sein Emporkommen zu verdanken. Waaren von grossem Convolut mussten freylich den Rhein hin und her passiren, und diese waren auch Gegenstand des mainzer Speditions- und Zwischen-Handels, und werden es auch bleiben; aber alle Güter von minderem Convolut, die aus Franken, Sachsen, Schwaben und der Schweiz kommen, wurden und werden noch von Frankfurt weit schneller, sicherer und wohlfeiler nach Kölln und in die Niederlande auf der hohen Strasse zu Lande verführt. Da Frankfurt vor Mainz liegt: so wird es immer sehr schwer seyn, den Handel von da hinweg nach Mainz zu ziehen. Nebst dem, dass Mainz ohnehin keine gute Lage zum Landtransporte hat, gewinnt der Ausländer noch eine Speditionshand, die er bezahlen müsste. Die Schweizer und Elsasser gehen grösstentheils zu Lande entweder die Bergstrasse herauf, oder bey Oppenheim über den Rhein nach Frankfurt. Die lotharingische Strasse war nie sehr befahren, und eben so wenig die Strasse von Mainz nach Frankfurt. Von letzterer Stadt gehen die Waaren nach Frankfurt und zurück mit dem täglichen Marktschiffe. Rec. kann daher nicht begreifen, wie Hr. *C.* aus dem Umstande, dass er auf beiden Strassen wenige Frachtgüter-Wagen antraf, auf den Verfall des Handels schliessen mag. Dieser Verfall ist zwar ganz richtig, lag aber theils in den Douanen-Anstalten, theils im Verfall des Handels der batavischen Republik und der französischen Niederlande. Mainz muss täglich mehr sinken, wenn nicht der batavische Handel steigt. Und das Nämliche gilt von Frankfurt. Der deutsche Handel hat in diesen Gegenden überhaupt eine ganz andere Wendung genommen, den Mainz am meisten, aber auch Frankfurt empfindet. Der von Hn. *C.* erblickte Wohlstand Frankfurt's rührt nicht vom dermaligen Handel her, sondern vom Gewinn, den der grösste Theil der frankfurter Einwohner, bey den vielen Aufopferungen des Staats, im letzten Kriege durch Speculationen aller Art — man denke nur an den Handel mit Staatspapieren — gemacht hat. Über den bekannten Sprach-Purismus hat sich der Rec. der beiden ersten Theile (Jen. A. L. Z. 1804. No. 109) schon geäussert. Ein Glück für den Leser, wenn er Französisch kann, weil Hr. *C.* die Vorsicht brauchte, die französischen Worte beyzusetzen; sonst würden ihm manche Stellen ganz unverständlich seyn. Wer würde wohl unter dem Worte: die *Günstlingin*, die Favorite, bey Mainz unter *Landpfleger* den Präfect des Departements, unter *Barschenkler* die *Sansculottes* suchen!

S. i.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Winke zur Vervollkommnung des Confirmanden-Unterrichts*, von D. *Heinrich Stephani*, baier. Kreis- Schul- und Kirchen-Rathe. 1810. 298 S. 8. (20 gr.)

Unter den vielen Schriftstellern, welche jetzt an der Veredlung der nächsten Generation, vorzüglich durch Religionsunterricht und Vorschläge, ihn zu verbessern, arbeiten, ist bekanntlich Hr. D. *Stephani* einer der geschicktesten, eifrigsten, wirksamsten und beliebtesten. Er nimmt auch in der vorliegenden Schrift besonders durch die Wärme, womit er spricht, so für sich ein, dass es ihm nicht an Lobrednern und Nachfolgern fehlen wird, zumal da ein grosser Theil der jetzigen Prediger ihm vielleicht in seinen Religionsmeinungen beytritt. Viele von den Winken, die er hier giebt, sind auch gewiss höchst beachtenswerth; aber gerade diejenigen, von deren Befolgung er das grösste Heil für die Veredlung des Menschengeschlechts erwartet, sind von der Art, dass wenigstens Rec. ihre allgemeine Befolgung nicht wünschen kann.

Rec. wünscht gewiss so eifrig, als der Vf., die Erreichung des grossen Zweckes, der hier als nothwendiger Zweck des Confirmanden-Unterrichts aufgestellt wird; aber er kann sich nicht überzeugen, dass diejenige Methode, die der Vf. vorzüglich empfiehlt, früher und näher zu diesem schönen Ziele führen werde. Da der Vf. aber in einem Tone spricht, als könne ein verständiger und redlichgesinnter Religionslehrer gar nicht anderer Meinung seyn, gar nicht einen anderen Weg einschlagen: so ist es um so nöthiger, nicht nur auf die Vorzüge, sondern auch auf die Schwächen dieser Schrift aufmerksam zu machen.

Man kennt den Leitfaden zum Religionsunterricht, den der Vf. herausgegeben hat, und wovon 1809 bey dem Verleger dieser Schrift die zweyte Auflage herausgekommen ist. Die ganze Absicht der jetzt zu beurtheilenden Schrift geht dahin, theils Winke zu geben, wie man nach diesem Leitfaden zweckmässig unterrichten kann, theils zu zeigen, dass man dadurch, aber auch nur dadurch allein, den wahren Zweck des christlichen Religionsunterrichts erreichen werde. Zu dem Ende werden nach einer kurzen Einleitung, worin der Zweck des Confirmanden-Unterrichts richtig bestimmt, und an die Wichtigkeit desselben kräftig erinnert wird, erstlich einige Grundsätze darüber aufgestellt, was und wie gelehrt werden soll; dann wird der Leitfaden des Vfs. selbst durchgegangen, und in einigen Beyspielen gezeigt, wie darüber katechisirt werden soll; und endlich werden Proben von Feyerlichkeiten gegeben, mit welchen der Unterricht angefangen und geschlossen werden soll.

Aus dem zweyten Abschnitte wird man die Kunst, zu katechisiren, ziemlich lernen können. Wenn der Vf. die sogenannte sokratische Methode nur mit grosser Einschränkung angewandt wissen will (er sagt zwar, dass er davor warne, aber man kann sagen, dass er sie selbst einigermassen gebrauche, und so darf man denn einen Ausdruck so genau nicht nehmen); wenn er, wie er sich S. 105 ausdrückt, allen in Rücksicht auf Stoff und Form allzubreit angelegten Unterricht tadelt: so hat diess dem Rec. sehr gefallen, der auch darin seiner Meinung ist, wenn er räth, nicht so vielerley Eigenschaften Gottes, sondern wenige so kennen zu lehren, dass dadurch ein richtiger und rechte Gesinnungen erzeugender Begriff von der Gottheit in den Kindern entsteht.

Die Beschreibung der Feyerlichkeiten im dritten Abschnitt hat wenig Auszeichnendes. Den Anreden wäre etwas mehr Detail und Popularität zu wünschen; sonst aber ist Alles herzlich und ziemlich zweckmässig.

Gegen die Einleitung nun hat Rec. etwas, und das Meiste gegen den ersten Abschnitt zu erinnern. Wenn der Vf. in der Einleitung die Wichtigkeit des Confirmanden-Unterrichts hoch anschlägt: so wird ihm gerne Jeder Recht geben; aber Religionslehrer müssen doch auch daran erinnert werden, dass auch der beste in der Jugend erhaltene Unterricht wahre Religiosität, die das Werk eigener Arbeit an sich selbst seyn muss, nie ganz hervorbringen, nur befördern kann; dass er wenig für die Dauer wirkt, wenn die Ältern und der Schullehrer nicht Mitarbeiter des Predigers sind, dass er bald vergessen, bald durch Leichtsinn und Leidenschaften der Jugend bey Versuchungen und bösen Beyspielen unwirksam gemacht wird, dass auf ihn lebenslang fortgebaut werden muss, wenn wahre christliche Religiosität, die etwas Standhaftes ist, entstehen soll.

So bekannt und gewiſs das iſt, was Rec. hier ſagt: ſo oft ſcheint es unbeachtet zu bleiben. Der Vf. ſpricht wenigſtens ſo, als ob die ganze Veredlung des kommenden Menſchengeſchlechts mit Sicherheit vollendet wäre, wenn nur die Jugend in ſeinem Geiſte vom Prediger unterrichtet werde. Er wird zwar ſagen, daſs die in ſeinem Geiſte Unterrichteten gewiſs lebenslang auf das Gelernte fortbauen, die Religions- und Tugend-Mittel fortgeſetzt gebrauchen, an ihrer immer gröſseren Veredlung beſtändig arbeiten werden; und Rec. will gerne ihm und Allen, die ihm gleich denken, Glück wünſchen, wenn ſie zu dieſem erhabenen Zwecke mehr wirken, als ihre Vorfahren: aber das iſts vornehmlich, was er bezweifeln muſs, und wenn er überhaupt glaubt, daſs der Confirmanden-Unterricht nie allein ſchon gute Chriſten bildet: ſo iſt er doch auch inſonderheit der Meinung, daſs er einen ganz anderen Gang gehen müſſe, als der iſt, den ihm der Vf. vorzeichnet, wenn er ſo viel als möglich dazu beytragen ſoll, Chriſten zu der Arbeit eigener täglicher, immer gröſserer Verbeſſerung zu bringen und anzuleiten.

Doch wir müſſen näher beſchreiben, wie der Vf. den Religionsunterricht vorgenommen wiſſen will. Das wird inſonderheit aus den Grundſätzen hervorgehen, die er darüber aufſtellt, *was* und *wie* gelehrt werden ſoll. Sie ſind folgende: 1) Nicht das, was Jeſus und die Apoſtel gelehrt haben, ſondern, was ſie auch jetzt noch, nach 1800 Jahren, lehren würden, iſt Gegenſtand des Unterrichts. 2) Jede ſittliche Wahrheit, und nur ſie, iſt eine ächt chriſtliche zu nennen. 3) Alles Jüdiſche, 4) alles Scholaſtiſche muſs aus dem chriſtlichen Religionsunterrichte entfernt, und 5) dazu nichts gerechnet werden, als was Jeder wiſſen muſs, um tugendhaft zu werden. 6) Der Unterricht muſs poſitiv, nicht negativ (thetiſch, nicht antithetiſch) ſeyn; man muſs die Wahrheit mit ihren Beweiſen vortragen, und ſich wenig um entgegenſtehende Vorurtheile und Irrthümer, die von ſelbſt fallen müſſen, wenn die entgegengeſetzte Wahrheit feſtſteht, kümmern, wenigſtens ſie nicht geradezu widerlegen (Rec. kann ſich des Wunſches nicht erwehren, daſs der Vf. das doch auch in dieſer Schrift gethan hätte). 7) Man muſs ſich an die Vernunft der jungen Leute wenden. 8) Der vernünftige Glaube bedarf weder der hiſtoriſchen, noch der abergläubiſchen Stützen. 9) Den Sprüchen aus der Bibel muſs nicht weiter eine beweiſende Kraft zugeſchrieben werden. 10) Man muſs nicht nur den Verſtand zu erleuchten, ſondern auch das Herz zu veredeln und den Willen zu heiligen ſuchen. Man kann einige dieſer Grundſätze paradox nennen, z. B. den 8 zur Hälfte und den 9; aber Rec. will ſie, wie ſie daſtehen, alle in einem gewiſſen Sinne gelten laſſen. Aber was ſoll man ſagen, wenn gelehrt wird, daſs chriſtliche Religionslehrer ſich gar nicht mehr auf die Autorität einer von Gott gegebenen näheren Offenbarung berufen ſollen, wenn die Einmiſchung des Hiſtoriſchen aus dem Leben Jeſu für ganz unnütz, wohl gar für ſchädlich erklärt wird? Was zu Stellen, wie folgende? S. 114: „Auſser der allgemeinen Offenbarung iſt keine beſondere nöthig.“ S. 116: „Will man ſich zu keinem blinden Köhlerglauben bekennen: ſo muſs man auf Unterſuchungen geführt werden, die gar bald annehmen laſſen, daſs die vermeintliche Glaubensruhe, welche eine überſinnliche Offenbarung gewährt, ein leerer Dunſt ſey.“ S. 38: „Unter den Händen der Apoſtel hat die Lehre Jeſu mehr verloren, als gewonnen.“ S. 52: „Sie haben die Wiederkunft Chriſti (dieſe ſoll wohl mit der Rückkehr Jeſu auf die Erde ganz einerley ſeyn?) noch zu erleben geglaubt.“ S. 59: „Paulus drängte ſich unter die Jünger Jeſu, und durch ſein jüdiſches Chriſtenthum wurde das rein chriſtliche, von Jeſu vorgetragene verdrängt, und eher wird auch nicht wieder die ächte Lehre das Übergewicht in der Welt bekommen, als bis man die jüdiſche Theologie, welche Paulus ins Chriſtenthum verpflanzte, von der reinen Lehre Jeſus abſondern wird.“ Man ſieht, und der Vf. ſagt es auch geradehin, das Chriſtenthum ſoll nicht anders bekannt gemacht werden, als eine nach der ganz gewöhnlichen göttlichen Vorſehung von Gott durch Jeſum gemachte Anſtalt, Menſchen unter ſich zu vereinigen, die ihre eigene und gemeinſchaftliche Veredlung ſich zum Zweck ſetzten. Daſs der Vf. dieſe Anſicht vom Chriſtenthum hatte, und nichts Wunderbares darin anerkannte und anerkannt wiſſen wollte, konnte man ſchon aus ſeinem Leitfaden wiſſen. Hier ſpricht er ſich nur darüber völlig aus, und verheiſst davon die ſchnelle, totale Veredlung des Menſchengeſchlechts, wenn dieſe Anſicht bey dem Confirmanden-Unterricht überall zum Grunde läge und den Lehrer leitete, wie er denn alle Urſache, warum es bisher noch ſo viele ſchlechte Chriſten giebt, darin findet, daſs man noch immer das pauliniſche Chriſtenthum gepredigt hat.

Rec. will nur vor Allem erinnern, daſs der Vf. ſolche Äuſserungen entweder gar nicht hätte laut werden laſſen, oder ſie gründlich beweiſen ſollen. Der kecke, declamatoriſche Triumphton, als ob kein verſtändiger und redlichgeſinnter Religionslehrer anderer Meinung ſeyn könnte, kann die Sache nicht ausmachen. Er iſt vielmehr ſehr zu tadeln, weil er verführen, man aber doch durch ihn Alles behaupten kann. Kein verſtändiger Theologe, und der Vf. ſelbſt nicht, wird glauben, daſs nun, nachdem der Vf. dieſe paar Bogen in die Welt geſchickt hat, die groſse Frage abgemacht ſey, ob das Chriſtenthum als eine höhere Offenbarung verkündigt werden ſoll, oder nicht. Wer anderer Meinung als der Vf. hierüber iſt, wird nun entweder darüber ſich ärgern oder lächeln, daſs der Vf. ſich ſtellt, als habe die gegenſeitige Meinung auch ſo gar nichts für ſich. Wer mit dem Vf. gleichdenkt, freut ſich freylich, an ihm einen ſo eifrigen und warmen Gefährten zu haben, aber belehrt wird auch er nicht. Möchten doch Schriftſteller wie der Vf. bedenken, wie viel auch diejenigen Meinungen für ſich haben, die ſie vernunftwidrig nennen; wie viel ſie wegräumen müſſen, wenn

sie sich einen ganz sicheren Weg zu irgend einer ihrer Behauptungen bahnen wollen, und wie ganz unnütz die Aufstellung von Sätzen sey, die von Vielen noch bestritten werden, wenn man nicht Beweise aufstellt, die auch denen hinlänglich scheinen müssen, welche bisher anderer Meinung gewesen sind.

Rec. würde in denselben Fehler fallen, den er an dem Vf. tadelt, wenn er auch nur ein Wort sagen wollte, den Vf. zu widerlegen: denn das kann unmöglich in einer Recension befriedigend geschehen. Er läſst es daher an Folgendem genug seyn.

Die Erwartung, daſs dann das Menschengeschlecht gewiſs veredelt werden wird, wenn nur das Christenthum nicht mehr im Geiste des Apostel Paulus, sondern in dem des Vfs. gepredigt wird, wird den Lesern leicht und dem Vf. selbst nach einigen Jahren übertrieben und schwärmerisch heiſsen. Ob diese Veredlung dadurch *etwas* befördert werden kann, das ist höchstens die Frage, die in Untersuchung kommen kann. Es wäre möglich, daſs in jetzigen Zeiten und in Deutschland dadurch etwas ausgerichtet würde; daraus folgte aber noch nicht, daſs auch früher und anderswo auf demselben Wege würde das Nöthige erlangt worden seyn. Von Paulus ists gewiſs, daſs er durch sein Christenthum sehr veredelt ward. Wie viel die paulinische Ansicht des Christenthums in einem Luther und vielen guten Christen gewirkt hat, weiſs ja ein Jeder. Wirklich ward das Beste, was die Reformation moralisch wirkte, dadurch befördert, daſs man paulinische Vorstellungen vom Christenthum wieder hervorrief. Wer wird es leugnen, daſs noch jetzt mancher Prediger, der die Religion in ganz anderer Art, als der Vf., paulinischer, selbst orthodoxer vorträgt, so viel oder noch mehr moralischen Nutzen stiftet, als der Vf.? Mag der Vf. sich auf seine Erfahrungen berufen: wer weiſs, ob er selbst nicht *noch* nützlicher werden würde, als er es ist, wenn er mehr auf Glauben an Christum, als an einen von Gott wunderbar verheiſsenen und gesandten Weltheiland, dränge, oder ob andere Prediger bey anderen Kindern ganz denselben Weg, wie er, betreten könnten. Rec. hat gar nichts dagegen, wenn der Vf. fortfährt, nach seinen besten Überzeugungen das Reich Christi auszubreiten. Da er es redlich meint, und viele Geschicklichkeit hat: so wird er gewiſs nicht vergebens arbeiten, noch weniger das Werk Jesu stören. Wenn er aber Andere ganz auf ähnliche Weise, wie er, zu arbeiten aufmuntern, wohl gar sie vor jeder anderen Art warnen will: so muſs er gründlichere Untersuchungen anstellen, und nicht mehr behaupten, als er beweisen und gegen alle Einwendungen vertheidigen kann. Ja, es ist nicht genug, daſs er das Letzte zu können glaubt, er muſs es versuchen, und darin so weit gehen, bis er auf lauter unbestrittene Sätze kömmt. Nur dadurch kann die Wahrheit gewinnen, nicht aber durch keckes Absprechen.

Rec. räth ebenso, wie der Vf., sich bey allen eigentlichen Religionslehren an die Vernunft der Kinder zu wenden; er braucht auch das Historische nicht eben zur Stütze des Vernunftglaubens, und hält auch so viel nicht darauf, daſs die biblischen Sprüche als eigentliche Beweisstellen gelten. Aber er räth den Katecheten, die Geschichte Jesu, auch seiner Auferstehung, vorzutragen, den Glauben an diese Geschichte zu fodern, und sie, so weit es seyn kann, glaublich zu machen, sie besonders zu gebrauchen, daſs die menschliche Vernunft, so viel es nur immer seyn kann, geweckt, richtig geleitet und vor Abwegen bewahrt, das Herz veredelt und der Wille geheiliget werde. Er glaubt, dadurch werde besser, als durch den Vortrag einer bloſs natürlichen und ganz ohne Geschichte vorgetragenen Religion, bewirkt werden, daſs religiöse Erkenntnisse, Gefühle und Gesinnungen nicht nur gelehrt, sondern erzeugt, und so erzeugt werden, daſs sie immer dadurch neues Leben, neue Nahrung erhalten, und haben wollen. Er glaubt dadurch Allen, auch denen, die wenig nachdenken können oder wollen, etwas von der Religion zu geben, und Allen so viel, als sie nur fähig sind. Er glaubt dadurch sie auch in denen hervorbringen zu können, die Anfangs von ihr abgeneigt sind, wie er denn überhaupt der Meinung ist, daſs wir keiner besonderen Offenbarung bedürfen, daſs die ganze Sendung Jesu und alles Eigenthümliche des Christenthums nicht nöthig, und daſs die Art, wie der Vf. das Christenthum vorzutragen anräth, sehr gut seyn würde, wenn die Menschen nicht mehr sinnlich als vernünftig, wenn sie nicht gewöhnlich, ehe sie in den Religionsunterricht kommen, schon sehr verderbt, und theils während, theils nach demselben groſsen Versuchungen ausgesetzt wären, die oft bey aller Kraft des Christenthums ihnen zu stark sind, geschweige daſs sie sie ohne die besondere Hülfe des Christenthums besiegen werden. Er findet aber nur nöthig, hier zu erklären, daſs der Vf. auch gar nichts gesagt hat, was ihn in diesem Glauben hätte wankend machen können, damit Niemand um des entscheidenden, triumphirenden Tones willen, der hier angestimmt wird, alles hier Gesagte schon für entschieden, und des Vfs. Ansicht vom Christenthume für die einzig wahre und beseligende halte.

Dfr.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Katechismus der christlichen Lehre* (,) in Grundsätzen des Denkens und Handelns (;) zum Auswendiglernen für Kinder von sieben bis vierzehn Jahren (,) in zwey Lehrgänge und funfzig Wochenlectionen geordnet. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1809. XXXVI u. 116 S. 8. (5 gr.)

Den geistreichen Commentar dieses Lehrbuchs, der das zweyte Heft der *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde* ausmacht, haben wir schon früherhin angezeigt (Jen. A. L. Z. 1813. No. 67). Wir erhielten die kleine Schrift selbst erst späterhin, und eilen, unsere Leser damit bekannt zu machen. Die

Bemerkung, dass auch in den besten Katechismen das Gedächtniss der Kinder zu wenig in Anspruch genommen wird, und die Überzeugung, dass wir auch von der Religion nur so viel wissen, als wir im Gedächtniss festhalten, brachten den Vf. (den Prediger *Hoffmann* zu Schmiedeberg in Schlesien) zu dem Entschluss, ein Lehrbuch auszuarbeiten, dass die Wahrheiten, Foderungen und Verheissungen der Religion, in lauter einfache, populäre, leichtbehaltbare Sätze, Maximen und Lebensregeln aufgelöst, enthalten sollte. Diese sententiösen Sätze sind in der Form eines Selbstgesprächs aufgestellt, und durch kräftige Bibelsprüche und schöne Liederverse gehoben. Dabey hatte der Vf. mehr sein Augenmerk auf den künftig handelnden und leidenden erwachsenen Menschen als auf das lernende Kind gerichtet. Den ganzen Stoff hat er in 50 Wochenlectionen vertheilt, theils um einen, in *einem* Jahre zu beendigenden Lehrgang zu liefern, theils um manches Lehrers unverhältnissmässiger Thätigkeit Mass und Ziel zu setzen. Dabey hat er die Wahrheiten der Religion unter folgende Hauptgesichtspuncte gebracht: 1) Ich bin ein Mensch! Gott hat mir Kräfte und Anlagen, Belehrung und Ermunterung zum Guten geschenkt; 2) Ich bin ein schwacher und sündiger, aber der Besserung fähiger, zur Tugend und Seeligkeit bestimmter Mensch; 3) Ich glaube an Gottes Daseyn und natürliche Fürsorge, an Jesu Christi unendliches Verdienst, an des heiligen Geistes kräftige Leitung zum Guten, und an eine selige Unsterblichkeit in der Gemeinschaft der höheren Geister des Himmels; 4) Ich darf nichts Böses denken, wollen, reden und thun; 5) Ich soll lauter Gutes denken, reden, wollen und thun; 6) Ich darf hoffen, dass mein getreuer Gott seine theueren Verheissungen auch an mir erfüllen werde. — Die Einleitung enthält einen ganz kurzen Abriss der christlichen Lehre in derselben Form, und der Anhang 1) Selbstbetrachtungen an den verschiedenen christlichen Festen, 2) das Gebet Jesu nach *Witschel*, 3) den kleinen Katechismus Lutheri, und 4) das Melodieenregister zu den angeführten Liederversen.

Der Gedanke dieses Lehrbuchs ist vortrefflich, der Geist, in dem er ausgeführt ist, ebenfalls; nur gegen die Form und Methode lässt sich Manches mit Grunde einwenden. Mit löblicher Bescheidenheit sieht auch der Vf. seine Arbeit nur als einen schwachen Versuch an, ob sich die Lehren der Religion dem Gemüthe des Kindes nicht auf diese Weise so einprägen liessen, dass sie im Verstande nicht nur feste Überzeugung, sondern auch im Herzen Geneigtheit, in vorkommenden Fällen sich darnach zu richten, hervorbrächten. Ob aber diese Absicht durch die hier aufgenommene Form der Darstellung überall und sicher erreicht werden wird, möchten wir wohl bezweifeln. Die aufgestellten Aphorismen sind nicht gedrängt, einfach, körnig, herzergreifend und biblisch genug. Auch würden wir sie nicht in monologischer Form, sondern lieber als die Stimme Gottes an die Menschen, mit den eigenen Worten der Schrift aufgestellt, und uns dabey die Lehrart Salomo's, Jesus Sirachs, Christi und Pauli als Muster vorgehalten haben. So erhielte das Ganze eine höhere Haltung und eine tiefere Bedeutung. Dem Kinde erschienen die Wahrheiten der Religion nicht als Aussprüche des schwachen trüglichen Verstandes, sondern als höhere Offenbarungen des Ewigen. Dabey scheint uns der Vf. einen zu hohen Werth auf die Anfüllung und Bereicherung des Gedächtnisses mit religiösen Aussprüchen und Vorstellungen zu legen. Es ist allerdings nicht genug zu beklagen, dass man diese herrliche Kraft der Seele beym Religionsunterricht so wenig in Anspruch nimmt, und die flüchtigen Begriffe, Gesinnungen, Gefühle und Entschliessungen, die während des Religionsunterrichts in den jungen Seelen erzeugt werden, nicht genug zu fixiren sucht; allein die Stärke und Lebhaftigkeit des Gefühls, die lebendige Regsamkeit des Geistes und die Klarheit des Verstandes wird auch sehr leicht unterdrückt und abgestumpft, wenn das Kind gar zu viel auswendig zu lernen hat, und darüber eigentlich nicht recht zur Besinnung kommt. Und *hundert und dreyssig*, zum Theil sehr enge gedruckte Seiten können von einem Kinde, das auch noch andere Dinge zu lernen und zu treiben hat, in dem Zeitraum *eines* Jahres, nicht richtig aufgefasst und treu behalten werden. Was aber schnell und flüchtig in das Gedächtniss hineingebracht wird, haftet nicht fest, und wird kein bleibendes Eigenthum. Der Vf. hat sich auch bey Anfertigung seines Lehrbuchs den Gesichtspunct dadurch sehr verrückt, dass er kein bestimmtes Alter angenommen hat. Für das frühere Alter von 7 bis 12 Jahren halten wir das Buch für unzweckmässig, weil die Kinder da noch nicht verstehen, was sie auswendig lernen. Mag ihnen auch in der Folge Manches klar werden: so halten wir es doch nicht für heilsam, dem Gedächtnisse der Kinder solche Worte einzuprägen, deren Sinn und Bedeutung sie noch nicht ahnden oder verstehen. Einige Wiederholungen hätten vermieden werden können, wenn der vierte und fünfte Abschnitt in Einen zusammengezogen worden wäre. Wir vermissen ungern biblische Geschichte und eine Anleitung zur näheren Bibelkenntniss. Übrigens sind die Bibelsprüche, so wie die Liederverse, mit Geschmack und Einsicht ausgewählt, und die Religionswahrheiten in einem reinen, ächt evangelischen Geiste dargestellt.

L. Th.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

1) München, b. Lentner: *Vincenz v. Pallhausen, Nachtrag zur Urgeschichte der Baiern*, mit vielen bisher unbekannten oder unbenutzten historischen, diplomatischen und topographischen Notizen, neuen Beweisstellen und kritischen Bemerkungen aus den ältesten und ächtesten Quellen geschöpft. Nebst 2 Stammtafeln. 1815. XVI u. 320 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) München, b. Seibold: *Carl Heinrichs v. Lang Betrachtungen über des Hn. v. Pallhausen Garibaldische Geschichten.* 1815. (18 Kr.)

3) München, b. Lentner: *Carl Heinrichs v. Lang diplomatische Widerlegung der von Vincenz v. Pallhausen gemachten kritischen Bemerkungen, oder Carl Heinrichs v. Lang lehrreiche Betrachtungen über die Garibaldischen Geschichten*, mit Noten beleuchtet von obgenanntem *v. Pallhausen.* 1815. (27 Kr.)

Zwey münchner Akademisten sind wieder in die Schranken getreten; — aber nicht ehrbar wurde die Lanze gebrochen. In den Denkschriften der k. baierischen Akademie der Wissenschaften für die Jahre 1811 und 1812 kommt eine Abhandlung vor, über die Vereinigung des baierischen Staats aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete, historisch dargestellt von *Carl Heinrich v. Lang.* Wir haben darüber in den *Ergänzungsblättern* 1813. S. 65 mit gebührendem Lobe gesprochen. Wir hielten uns überzeugt, „dass der scharfsinnige Vf. durch dieses gründliche Werk nicht bloss für Baiern, sondern für die gesammte Geschichte der deutschen Nation ein wichtiges Geschenk gebracht, welches jedem künftigen Forscher ein unentbehrliches Hülfsmittel, selbst in solchen Puncten, bleiben wird, wo seine Überzeugungen abweichend sind."

Hr. *Vincenz v. Pallhausens* Nachtrag zur Urgeschichte der Baiern (No. 1) ist ein Angriff und eine Kritik dieser Schrift des Hn. *v. Lang.* Der Hauptanlass dazu entdeckt sich bey Bojarien, S. 11. Hr. *v. L.* behauptete nämlich in seinem Werke, S. 34: „Die älteste bojoarische Geschichte ist eine Fabel, über welche ein Kampf von dreyerley Meinungen besteht. Die erste, wozu die älteren *Aventin, Brunner, Adlzreiter* — aus den neueren *Lori* — und aus den allerneuesten mit möglichsten Gründen für die Rettung des bisherigen gewöhnlichen Glaubens *v. Pallhausen* gehört, nehmen das, was Livius von Hörensagen (*accepimus* lib. V c. 33) von den Wanderungen eines gallischen Volkes, der Bojer, erzählt, buchstäblich als gewiss." — Obschon für Hn. *v. P.* dabey am günstigsten gesprochen ist: so glaubte er doch die Lärmglocke gegen sich zu hören, und rüstete sich zum Kampfe. Wirklich vertheidigt er auch seinen Glauben sehr kräftig, und zeigt viele historische Kenntnisse. Indess angenommen, dass die Bojer nach Livius u. s. w. in Oberitalien wirklich existirten: so ist doch noch nicht zureichend bewiesen, dass sie die nämlichen sind, die nachher im Lande des ehemaligen Noricum u. s. w. als Bajuarier erscheinen. Räthselhaft bleibt, nach Rec. Meinung, immer, dass nach Eugippius der heil. Severin zwischen 460 und 487 in das Noricum, weit herauf an die Ufer der Donau kam, und von Bajuariern nichts wusste, sondern ganz andere Völker antraf. Weitere Beweise oder Urkunden für diese Epoche sind nicht vorhanden. Die Spuren der ehemals da hausenden keltischen Sprache wollen auch wenig bedeuten. Es ist also noch weiteren Forschungen und Entdeckungen vorbehalten, dieses Dunkel ganz aufzuhellen.

Hr. *v. P.* verfolgt nun den Satz des Hn. *v. L.*, dass man aus der Diöcesaneintheilung, aus Dekanaten und Pfarreyen die Grenzen der alten Gauen bestimmen könne. Er nimmt dabey einen Ton an, wie ihn nur ein Hofmeister gegen seinen Schüler führt. „Mit einem Worte, sagt er, das Hontheim-Kremerische, nachher Schulterische, und nun von Hn. *v. Lang* adoptirte System, kann in Baiern, um von den neueren Diöcesangrenzen auf die Eintheilung der älteren Gauen und Untergauen zu schliessen, niemals zu einer allgemeinen Regel erhoben, sondern nur bey Provinzen und grossen Gauen zur allenfallsigen Aufstellung einer Hypothese (also kann er doch selbst das System nicht ganz verwerfen) und zur Aushülfe in Mangel nöthiger Urkundenzeugnisse gebraucht werden. Da muss man aber zuvor schon alle betreffenden Stellen aus Urkunden, welche bisher abgedruckt worden sind, gesammelt, und in chronologische Ordnung gebracht haben, wozu ungemein grosse Vorkenntnisse gehören, welche dem Hn. *v. Lang* gänzlich mangeln" u. s. w. Ein Gau nach dem anderen wird nun gemustert und in Grenzen gewiesen. Wir verkennen nicht

manche interessante Notiz, z. B. S. 78 über Westbaiern u. s. w. Indess müssen wir wiederholt unser Missfallen über den angenommenen Ton äussern. Es heisst immer: „Ich will ihn (Hn. *v. L.*) eines anderen belehren." „Er horche auf mich." „Ich will ihm Arm in Arm den Weg durch die weitren Gauen zeigen, ihn auf alle mögliche Fehltritte aufmerksam machen." „Ich kann mich nur auf ächte Geschichtforscher berufen, auf keinen historischen Spatziergänger." „Er wusste wie überall nichts; ich will ihm wieder einige Sternchen aufgehen lassen." — Am meisten scheint es Hr. *v. L.* versehen zu haben, dass er keinen baierischen Nordgau gelten lässt, und an dessen Stelle eine ostfränkische Mark-Grafschaft setzt. Da zieht Hr. *v. P.* S. 138 alle alten Glieder der Akademie als beleidigt mit ins Spiel, macht eine Nationalsache daraus, und glaubt sich zu ihrem Rächer berufen. Alles wird aufgeboten, den baierischen Nordgau zu retten. — Ohne ins Detail dieses Streites einzugehen, wozu hier kein Raum ist, kann Rec. nicht leugnen, dass Hr. *v. L.* seinem Systeme durch Begrenzung der baierischen Gauen mittelst der Donau geschadet, und diese Begrenzung nicht wohl zu vertheidigen seyn dürfte. Wir kennen keine Geographie, welche die Völker so streng durch die Flussgrenze geschieden. Betrachten wir auch den Bewohner jenseits der Donau, den Oberpfälzer: wir entdecken an ihm keine auffallende Abzeichnung von dem Baier. Nehmen wir selbst nach Hn. *v. L.* die älteste Diöcesaneintheilung zum Massstabe: so finden wir den Sprengel der regensburger Kirche grösstentheils in den Gegenden jenseits der Donau, in der sogenannten Oberpfalz. Wahr ist es, die hierüber sprechenden Urkunden bedürfen noch mancher Kritik; doch möchten sie nicht alle zu verwerfen seyn. Eben weil die von Hn. *v. P.* bey den übrigen Gauen angeführten Urkunden noch manche Sichtung fodern, auch auf ältere Schriftsteller und Autoritäten nicht blindlings zu bauen ist, selbst das, was in den *Monumentis boicis* verzeichnet worden, nicht durchgängig als untrüglich gelten kann: so möchten wir nicht Alles als richtig unterschreiben, was Hr. *v. P.* bey den verschiedenen Gauen aus seinen sogenannten 30jährigen historischen Collectaneen absprechend dictirte. — Wer leugnet wohl, dass bey den alten, besonders Kloster-Urkunden grosse Verfälschungen vorgegangen? Wer misskennt die ungemeine Schwierigkeit in der Topographie, die ächten Namen, einstimmend mit den alten Urkunden, aufzufinden? Nur behutsam forschend kann man hier zu Werke gehen. — Auf diese Weise wären die Bemühungen des Hn. *v. P.* als Beyträge oder kritische Bemerkungen allerdings erfreulich, und sicher zweckmässiger gewesen.

No. 2. Diesem Präceptorernste kömmt Hr. *v. L.* mit einem lebhaften witzigen Schriftchen entgegen. Im Eingange desselben ist dem Gegner durch Angabe der früheren Studien und Amtsverhältnisse aller Beruf zum gründlichen und kritischen Geschichtsforscher abgesprochen. Er erzählt, „wie Hr. *v. P.* aus einem Klosternoviciat entlassen, und als Kanzelist angestellt wurde, also das theologische und philosophische Studium nicht vollendet, ein juristisches und publicistisches gar nie angetreten habe." — Eine eigene Ausbildung wäre unserer Meinung nach denn doch möglich. Und das Dienen vom Kanzelisten an gereicht eher zur Ehre, als zum Nachtheil, besonders wenn man in Erwägung zieht, wie schwer es dem Unadlichen vormals ward, ohne eine Stelle zu kaufen, oder andere nicht ehrenhafte Mittel zu ergreifen, zum baierischen Staatsdienste zu gelangen. — Die weiteren Ausfälle gelten der Pedanterie des Gegners, seiner auffallenden Ungewandtheit in der Sprache, seinem gänzlichen Mangel an Kritik. „Was soll man (heisst es S. 12) von einem angeblichen dreyssigjährigen Forscher, von einem baierischen Archivar denken, der uns noch von einer Schlacht am Feilenforst im J. 742, von einer Schlacht erzählt, wobey ein Graf von Dillingen und von Ortenburg gewesen? — Ihm ist Alles baare Münze, was uns von irgend einem Cönobiten, oder Wallfahrtsprediger, von irgend einem pergamentenen oder papierenen Zettel verbürgt wird." Er macht Hn. *v. P.* ferner den Vorwurf, dass von dem zweyten Theile seiner Abhandlung, der die Gauen in ihrem Übergange zu den Territorien fortsetzt, und schon über ein Jahr gedruckt ist, keine Erwähnung geschehe, „wodurch eine Menge seiner — Hn. *v. P's.* — Fragen, Ausstellungen und Belehrungen, die er an ihrem wahren Orte, im zweyten Theile, weit besser, als er sie selbst jemals wusste, erledigt hätte finden können." — Am Schlusse sucht er von seinem Gegner sich ganz loszusagen. „Und damit ich ihm (sagt er S. 38), welcher nach seinen Verdiensten im Reiche Garibalds von einer Stufe der Ehre zur anderen steigen möge, doch einige Beweise meiner Besserung gebe: so gelobe ich der Gegenwart und der Nachwelt hiemit zum letztenmal vorzugreifen, dadurch, dass ich seinen Namen von nun an nicht mehr nennen will. Was aber noch immer nicht genug gesagt werden kann, und also auch dieses Mal wieder von mir bey dieser Gelegenheit, wie von Cato sein karthaginensischer Spruch, wiederholt wird, ist der Wunsch, dass alles Nichtswürdige und Fabelhafte aus der baierischen Geschichte immer noch mehr ausgereutet, der Kritik eine noch viel grössere Herrschaft eingeräumt, das Feld der Geschichte aber nie als ein Tummelplatz oder Spielwaren der Halbgelehrten missbraucht werden möge."

No. 3. Auf den vorgedruckten Text des Hn. *v. L.* antwortet der Hr. *v. P.* mit Noten, und zwar weit gewandter, als in No. 1. Beynahe möchte man vermuthen, es habe ein Anderer die Feder mitgeführt. Weniger wird jedoch in die Sache eingedrungen; meistens ist nur die Person des Hn. *v. L.* hier die Zielscheibe. Wir geben nur einige Beyspiele. S. 77: „Hr. *v. L.* hat sich durch seine ihm ganz eigene Art, Schmähungen auf Schmähungen und Unwahrheiten auf Unwahrheiten zu häufen, bey dem Ehre- und Wahrheitliebenden Publicum nicht nur in das äusserste Misscredit gesetzt, sondern der allgemeinen Verachtung preis gegeben, und sohin sich selbst un-

wiederbringlich in das Verderben gestürzt. Für die vielen und groben Beleidigungen, welche Hr. *v. L.* den Baiern schon angethan hat" u. s. w. u. s. w. S. 79: „Ich (Hr. *v. P.*), der ich unter dem Schutze der Gesetze stehe, fürchte nichts, selbst Meuchelmord nicht, den einige *frères terribles* als heiliges Mittel zum grossen heiligen Zwecke angepriesen haben — im Ernst oder im Scherze." S. 80: „Und doch entblöden sich einige — selbst in Baiern angestellte und gebrödete Ausländer nicht, über Alles, was die Baiern in der vaterländischen Geschichte, in dieser ihrer Nationalangelegenheit, rühmlichst geleistet haben, zu schimpfen und zu schmähen, und sich, so unwissend diese Fremdlinge sind, als literarische Dictatoren und Tyrannen aufzuwerfen. Und was ich bey dieser Gelegenheit wiederholen muss, ist der Wunsch, dass die Geschichte unseres Vaterlandes, dieses Nationalkleinod, auswärtigen unwissenden, schmähsüchtigen und zweydeutigen Subjecten, welche unter dem Scheine, das Nichtswürdige und Fabelhafte ausreuten zu wollen, nur die Ehre der Baiern herabzuwürdigen, das Interesse des baierischen Staates zu untergraben, und die baierischen Urkunden zu missbrauchen suchen könnten, nicht preis gegeben werden möge." S. 83: „Zweytens erkläre ich, dass ich in keinem Verhältnisse, unter keiner Bedingung und zu keiner Zeit, das heisst, niemals, neben Hn. *Karl Heinrich von Lang* sitzen, noch viel weniger unter ihm stehen werde. Diess erkläre ich hiemit öffentlich und feyerlich. Um die Ursachen hievon wird und muss Hr. *v. Lang* mich bey der competenten k. Justizstelle fragen, und ich werde ihm zur Rede und Antwort stehen." — So weit haben also die alten Gauen geführt!!

Auf das Zetergeschrey, das Hr. *v. P.* über beleidigte baierische Nationalehre erhoben, könnte sich ein noch grösseres erheben über Minervens geschändeten Tempel! — Die Retorsion in der literarischen Fehde hat alle Schranken durchbrochen. Rec., der Hn. *v. P.* aus seinen verdienstlichen Schriften kennt, erröthet hier *für ihn.* Er glaubt, die Baiern werden es auf keine Art billigen, dass man für die Geographie der alten Gauen die Sturmglocke läute, und mit giftigen Dolchen ausziehe. Wohl mag, wie wir aus älterem akademischen Streite uns noch entsinnen, von Fremdlingen, die den gastlichen Heerd vergassen, manche Sünde noch kleben: doch sollten Zeit, steter Umgang, Familienverkettungen, das Fremdartige unter Deutschen verwischen, den alten Groll versöhnen.

Ganz Deutschland freute sich, in der neuorganisirten münchner Akademie ein Musterinstitut heranblühen zu sehen. Die Regierung wird auch Mittel finden, dieser so schönen Schöpfung neuen Schwung zum Wachsthum zu geben. Nicht befürchten läst sich, dass sie, einer Megäre gleich, die eigene Zeugung würge. — Was soll nun aber der einzelne, auf so eine Art misshandelte Schriftsteller thun? — Vor die Gerichte! heisst es — Processe bis auf späte Enkel! — Um was? Um eine Abbitte oder Geldstrafe? — Rec. würde, im ähnlichen Falle sich findend, einer Anekdote sich erinnern. Ein Philosoph wurde auf offener Strasse mit Stein und Koth geworfen. — Was! rief ihm Einer zu, du wirst so misshandelt, und eilest nicht sogleich, grosse Genugthuung dir zu verschaffen? — Ey! antwortete Jener, zu was weitere Händel! — Genugthuung? Du siehst ja, wer sie sind.

— a — — —

(Ohne Angabe des Verlagsorts:) *Baiern am Schlusse des Jahres* 1804. Ein Taschenbuch für das Jahr 1805. 118 S. 12.

Wenige deutsche Staaten haben seit einigen Jahren so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als Baiern. Aus dem alten Chaos ging eine neue Schöpfung hervor. Beym Eintritte der neuen Regierung vereinigten sich alle Besseren, oder vielmehr jene, welche unter der vorigen Regierung unterdrückt worden waren, unterstützten sich gegenseitig, das öde, verwahrloste Feld zu reinigen, und es neu mit edlem Saamen zu bebauen, aber auch, um nach erhaltenem Übergewichte sich wieder zu entzweyen. Der Jätenden gab es zu viele, der Säemänner zu verschiedene. Der freudige Enthusiasmus, den Baiern am Anfang der neuen Regierung hatte, verlor sich. Rec., der die alten und neuen baierischen Provinzen bereisete, fand überall mehr Missvergnügte, als Zufriedene, und staunte über die raschen, sich immer drängenden, oft einander verdrängenden, oft sich widersprechenden täglichen Reformen, bewunderte die schönen Fragmente in denselben, und bedauerte den Mangel des Systems fürs Ganze, und den überall nur zu sichtbaren Mangel der Reife.

Der Vf. erklärt die baierische Regierung für eine Nachahmerin der französischen, was doch freylich nur in sehr verjüngtem Massstabe zu verstehen seyn wird. Er hätte unter die Data, wodurch er jene Nachahmung beweiset, das Factum setzen sollen, dass die baierische Regierung unverzüglich ihre schönen kirchlichen Reformen aufgab, sobald Frankreich diessfalls ein Beyspiel gab. Mit Recht billigt der Vf. die Aufhebung der Klöster, und mit Recht missbilligt er S. 29 das inhumane Verfahren (wovon Rec. Augenzeuge war) der meisten Commissäre bey den Klosteraufhebungen. Noch jetzt leiden manche Exmönche, welche mehrere 1000 fl. ins Kloster brachten, für manche Wochen Mangel, wenn zuweilen in mancher Casse, welche die Pensionen zu bezahlen hat, für manche Wochen eine Stockung entsteht. Aus den Gütern der aufgehobenen Stifter und Klöster hätte die Regierung dreymal so viel gewinnen können, als sie gewann, wenn man mit weniger Eile, und weniger Rücksicht auf den blofs augenblicklichen Gewinn, zu Werk gegangen wäre.

Was S. 37 über Militärfinanzen, und S. 47 über Baiern als Land, und die Einwohner desselben gesagt wird, ist aus der geographischen Lage des Landes, aus den Erfahrungen des letzten Krieges, und aus einer genauen Kenntniss der politischen Verhältnisse genommen. — S. 62 wird dem Generalschuldire-

ctorium nach verdientem Lobe über das, was es leistet, die grosse Eile, mit der es wirket, und das Selbstlob, das es sich fabricirt, mit aller Schonung und Ehrfurcht vorgeworfen. Es wäre hier noch Viel beyzusetzen gewesen, z. B. dass das ungeheure Personale der Schulräthe, Kanzellisten, Oberschul-Commissäre, Actuare, Oberinspectoren, Unterinspectoren, durch ihre Gehalte und ungeheure unnöthige Schreibereyen den ganzen Schulfonds verschlingen, und die armen Schullehrer darben lassen. Es braucht keine eigene Stelle: die Landesdirectionen der Provinzen könnten das Schulwesen leicht versehen, und würden das Schulpersonale nicht despotisiren. Der neue Studienplan, von dem in der oberdeutschen Literaturzeitung 1805 Febr. St. 20 eine übelgelungene Apologie steht, ist eine unreife unphilosophische Geburt.

Was der Vf. von dem Klerus, dessen Bildung, den baierischen Universitäten (welche sehr gut organisirt sind, aber keineswegs unter dem Schuldirectorium, sondern unter einer eigenen Curatel stehen), den Bibliotheken, und dem Zustande der Literatur sagt, ist gut und wahr gesagt. Allerdings darf sich Baiern nicht mit Preussen, und München nicht mit Berlin in Rücksicht auf Verfeinerung und Aufklärung messen. Man strebt zwar in Baiern aufwärts; aber Baiern hat noch viele Mittelstufen zu erreichen, bis es zur Höhe des nördlichen Deutschlands kömmt. Der Vf. glaubt, Baiern könne sich eher mit Sachsen messen; nur, sagt der Vf., ist der Unterschied, dass sich Sachsen, einige grössere Männer ausgenommen, ausgeschrieben habe, und dass uns von dort eine gewisse Dürftigkeit, Magerkeit, und dennoch unendlich vieles unruhiges Wesen begegnet. Der Vf. verräth dadurch seine gänzliche Ignoranz in der neuesten sächsischen Literatur. — Von der oberdeutschen allg. Literaturzeitung wird S. 82 gesagt, dass die Redaction von dem Fette der Mitarbeiter zehre, diese gar nicht honorire, und desswegen allgenügsam sey.

Das Resultat von dem, was S. 83—104 über Landescultur gesagt wird, ist, dass, ungeachtet viel geschrieben ward, doch noch wenig geschah. Von Hazzi's Culturkatechismus heisst es S. 97: „ungeachtet der Lobpreisungen in der Jenaer Literaturzeitung bleibt der Culturkatechismus eine unreife Geistesgeburt.“ — Auch die Stadt-, Strassen-, Feld-Polizey findet der Vf., und Rec. mit ihm, noch sehr weit von nur einiger Vollkommenheit entfernt. Bey den auswärtigen Verhältnissen tadelt der Vf. die ausschlüssige Dependenz von Frankreich, räth auch nicht zur Anhänglichkeit an Österreich, sondern empfiehlt Baiern eine feste Allianz mit Preussen.

Schriften dieser Art, mit so viel Ehrfurcht für die Regierung, mit so viel warmer Vaterlandsliebe, und mit so vielen guten Wünschen für das wahre Wohl des Landes, können Baierns bestem Fürsten nicht missfallen. Gerechter Tadel ist Wohlthat für das Land, und soll die Männer am Steuerruder aufmerksam machen. LMO.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Jena*, b. Joch: *Ausführlicher Bericht der Einäscherung von Prissnitz am 16. October 1810, nebst drey Gedächtnissreden am Jahrestage derselben auf dem Angstplatze vor dem Dorfe gehalten von Christian Gottlob Lebrecht Grassmann*, Pfarr-Substitut zu Prissnitz und Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena. 1810. 102 S. gr. 8. (7 gr.)

Die Begebenheit, von der hier ein ausführlicher Bericht erstattet wird, ist im Allgemeinen schon aus der Nationalzeitung (No. 11 vom J. 1807) bekannt; aber sie verdiente, als fast einzig in ihrer Art, dass man sie in allen ihren Momenten genauer darstellte. So wie die Thatsachen hier vorliegen, ist es kaum zu bezweifeln, dass die Unschuldigen für die Schuldigen haben leiden müssen, was freylich, unter anderen Umständen, im Kriege nichts Unerhörtes ist. Für den Hauptzweck des Berichts, die Unschuld des Dorfes darzuthun, hätte zwar die Darstellung etwas kürzer seyn können; aber das Übrige ist darum nicht ohne Werth, weil es uns mit dem Betragen der Menschen in Situationen näher bekannt macht, die eben nicht gewöhnlich sind. Im Ganzen erzählt der Vf. auch recht anziehend und natürlich; nur die Schilderung S. 7 ist viel zu überladen und gekünstelt, als dass sie gefallen könnte. Wir setzen nur den Anfang derselben hieher. „Wie auf einem Ameisenhaufen das zahllose Heer der Insecten, in immer regem Gewimmel, des langen Winters eingedenk, mit unermüdlichem Eifer holet und trägt und führet und schleppt und bringt, so holten und trugen und fuhren und führten und schleppten und brachten die unermüdlichen Soldaten Napoleons — Alles, was das Bedürfniss des Lagers erfoderte, für Menschen und Vieh, Rationen und Portionen, Speise und Trank. Hühner, Enten, Gänse, Schweine, Kühe und Kälber blöckten, schrieen, flogen, flatterten, taterten, grunzten, Eins wider das Andere; Töpfe, Kessel, Teller, Schüsseln und allerley Koch-, Tisch- und Trink-Geschirre klangen, klirrten, klappeften bunt durch einander —“ u. s. w. Die beygefügten Gedächtnissreden, obschon auch sie nicht frey sind von Überladungen und allzuweit ausgesponnenen Vergleichungen, haben doch das Vorzügliche guter Gelegenheitsreden, dass sie ganz aus der Gelegenheit entstanden und auf dieselbe berechnet sind. Dass sie zu lebhafter Theilnahme auffodern, ist nicht zu verwundern, da der Vf. selbst Theilnehmer des Unglücks gewesen. Die erste dieser Reden spricht von den Früchten der Erinnerung an überstandene Leiden, und die beiden anderen sind Erinnerungen an die Güte der Vorsehung und Ermunterungen zum Dank für ihre weisen und liebreichen Führungen. AN.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Biographische Nachrichten über M. Johann Christian Frisch*, Amtsprediger zu St. Petri in Freyberg, mitgetheilt von dessen Sohne M. *Samuel Gottlob Frisch*, Mittagsprediger am Dom zu Freyberg. 1804. 22 S. 4. (3 gr.)

Dieses von dem dankbaren Sohne einem verdienstvollen Vater errichtete Denkmal ist aus den Freyberger gem. Nachrichten vom Jahr 1804. No. 39 und 40 besonders abgedruckt. Die Biographie verdiente auch allerdings in's grössere Publicum zu kommen, nicht sowohl der Lebensumstände des Verstorbenen wegen, die von den gewöhnlichen eines unbegüterten, rechtschaffenen, von seiner Gemeinde geschätzten Predigers, nicht verschieden sind, als vielmehr um der richtigen Bemerkungen willen, die der geschätzte Vf. über die öffentliche und häusliche Wirksamkeit des Predigers macht, die von seinen Amtsbrüdern wohl beherziget zu werden verdienen. — st —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

FORSTWISSENSCHAFT.

MÜNCHEN, b. Herausg. und in Commiss. b. Fleischmann: *Zeitschrift für das Forst- und Jagd-Wesen in Baiern*, zur Unterhaltung und Belehrung dasiger Cameral- und Forst-Beamter, Forst- und Jagd-Liebhaber, herausgegeben von D. *Christian Friedr. Meyer*, k. b. Oberforst-Assessor. Dritter Jahrgang in IV Quartalsheften mit Zeichnungen in Steindruck. 1815. 151, 180, 190 und 205 S. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 55 und 1815. No. 99.]

Diese Zeitschrift ist in dem Verhältniss brauchbarer und gehaltreicher geworden, als ihr Volumen abgenommen hat. Rec., der bey der Beharrlichkeit des Herausgebers eine erfoglreiche Fortsetzung des Unternehmens erwartet, hebt wiederum diejenigen Abhandlungen aus, welche ihm vor anderen einer besonderen Erwähnung werth zu seyn scheinen, um durch dieses Verfahren zugleich sein Urtheil auszusprechen.

I Quartalsheft. Versuche und Erfahrungen über die Gewinnung und Benutzung des Ahornsafts auf Zucker in Baiern, vom k. b. Salinen-Forstinspector *Huber* zu Reichenhall. Das Umständlichste und Zweckmässigste, was Rec. hierüber gelesen hat, und eben daher interessant, wenn auch der Erfolg, wie Rec. vorausgesagt hat, kein nationalökonomischer Gegenstand hat werden können. Der Schluss folgt im zweyten Hefte. *Über die Schonung oder Vertilgung der wilden jagdbaren Thiere überhaupt, und über die Regulirung der Schuss- und Fang-Gelder für die Raub- und andere Thiere insbesondere, mit vorzüglicher Hinsicht auf Baiern.* Vom Herausgeber. Diese Abhandlung ist noch nicht geendigt, obgleich im 4 Hefte eine Fortsetzung folgt. Da man noch nicht sieht, wohin das Resultat führen wird: so muss auch die Beurtheilung des Hauptgesichtspuncts noch ausgesetzt bleiben, und Rec. beschränkt sich daher auf die Bemerkung, dass die Abhandlung in Hinsicht der darin enthaltenen naturhistorischen und juristischen Bemerkungen lesenswerth ist, und dass die Wichtigkeit der Aufgabe für die Forst- und Jagd-Administration eine genügende Auflösung sehr wünschenswerth macht. *Beschreibung der auf dem Ammersee zur Überfahrt des k. ärarialischen Scheitertriftsholzes dienlichen Schäre (Flosses)*, von dem k. b. Oberförster und Triftbeamten *Wüstner* zu Weilheim. Diese mit einer instructiven Zeichnung versehene Abhandlung gewährt eine unterhaltende Belehrung, so wie die analogen im III und IV Heft *über die Scheiterholzflösse auf der Iller mittelst sogenannter Flaudern* vom Oberförster *Seiler* zu Kempten, und *über die Entstehung der Trift und Holzflössung auf den Gebirgswaldungen von Schliersee, Tegernsee* u. s. w. vom Salineninspector *Schmid* zu Rosenheim, in Bezug auf Statistik und Technik des Forstwesens willkommen sind. Ächt patriotisch und wohl gegriffen ist *die Ankündigung eines Preises für die Sammlung eines Forstherbariums u. s. w.* von einem Ungenannten. Die Concurrenz ist auf die baierischen Forstgehülfen eingeschränkt. Die Preise sind nach 3 Classen zu 30 fl., 20 fl. und 15 fl. bestimmt. Der Gedanke verdient die Beherzigung derjenigen Regierungen, welche etwas zur Belebung des Studiums der Forstzöglinge zu wirken wünschen. Als nächste Veranlassungen zu dieser Aufgabe kann man zwey kleine Abhandlungen im III. Hefte ansehen, nämlich: *Nachträge zur Sammlung und Aufbewahrung eines Forstherbariums* vom Forstinspectionsgehülfen *Spindler*, und *über die mehrjährige gute Conservation botanischer Exemplare in einem Herbario vivo*, von *Seyffarth*, Lieut. Adj. im freywilligen Jägerbataillon, von denen beide einige Kunstgriffe erwähnen, die zwar den Sammlern schon bekannt, für die Preisbewerber aber wohl nicht zur Unzeit in Erinnerung gebracht worden sind.

Aus dem II Quartalsheft heben wir Folgendes aus: *Über die Anpflanzung von Wallnuss-Beständen*, vom Oberförster *von Greyerz*. Die Anmahnung dazu ist ein Wort zu seiner Zeit. Der Vf. schlägt *juglans nigra* und *regia* hiezu vor. Rec. empfiehlt hiezu besonders *juglans serotina*, weil dieser Baum seltener durch Spatfröste leidet, auf welche man seit geraumer Zeit in Deutschland doch gefasst seyn muss. *Beyträge zur Forstzoologie von Baiern.* Von *F. A. J.* Die Zusammenstellung ist theils an sich, theils wegen der dabey vorkommenden literarischen Notizen lesenswerth. *Über einen holzverwüstenden Rüsselkäfer*, vom Oberförster *von Greyerz*. Der Vf. hat im Jahr

1814 gefunden, daſs der in *Bechſteins* und *Scharfenbergs* Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſecten unter dem Namen *Curculio fuſco-maculatus* aufgeführte Käfer die Erlenpflanzen unten rund herum entrindet hatte. Vorſchläge zur Vertilgung ſind nicht mitgetheilt, aber eine inſtructive Abbildung eines benagten Stämmchens. Rec., dem dieſelbe ſchädliche Erſcheinung vom *Curculio abietis Linn.* an Birkenſtämmchen vorgekommen iſt, hat die Käfer, die Nachmittags zahlreich ſchwärmten, da die locale Verbreitung ſehr unbedeutend war, von Kindern mit Ruthen niederhauen laſſen, zweifelt aber, ob eine ſo groſse Population dieſer Species zu fürchten ſey, daſs man ſie unter die *waldverwüſtenden* Inſecten zu claſſificiren hätte. Rec. bemerkt noch, daſs ihm Exemplarien vorgekommen ſind, wo die Schenkel einem *Curculio abietis*, die Schilder aber einem *Curculio pini* zugehörten, was an *Linnée's* Worte „*vidi copula junctos C. pini et abietis*" erinnert. *Den vom Forlenſpanner* (*Phalaena geometra piniaria*) *in einer Gemeindewaldung des königl. Forſtamts Burglengenfeld angerichteten Schaden betreffend*; vom Oberförſter *Koch* daſelbſt. Ein Forſtamtsbericht. Das zur Vertilgung vorgeſchlagene und genehmigte Mittel beſtand darin, daſs der von der Raupe angegriffene Platz ausgerecht, die Rechſtreu aus dem Walde entfernt, die bemooſten Stellen vom Moos gereinigt, und die Grasbüſchel ausgerupft wurden. So weit ſcheint Rec. das Mittel paſſend: die Raupen finden, wenn ſie vom Baume kommen, nicht das zur Verpuppung nöthige Lager. Wenn aber ferner verlangt wird, man ſoll mit einem Holzſchlägel die Bäume ſtark erſchüttern, und jetzt die herunterfallenden Raupen von Kindern zertreten laſſen, alsdann im nächſten Frühjahr die auskriechenden Schmetterlinge im Einzelnen zerſtören: ſo begreift man wohl, daſs dieſe Maſsregel nur in ſolchen Fällen in Anwendung kommen kann, wo das Übel in extenſiver und intenſiver Hinſicht noch nicht groſs iſt. Drey andere Abhandlungen im IV Hefte liefern Seitenſtücke zu dieſer. *Über die Verheerungen in den Staatswaldungen des k. b. Forſtamts Gunzenhauſen durch die Fohreneule* (*Ph. noct. piniperda*) *im Jahr* 1808. *Über eine dergleichen im Revier Dürrwang Forſtamts Rothenburg im Jahr* 1815. *Deſsgleichen in den Staatswaldungen des Forſtamts Lorenzi* (bey Nürnberg). — Amtliche Berichte, die hin und wieder einzelne brauchbare Bemerkungen enthalten, bey Weglaſſung des Überflüſſigen und Gleichgültigen aber freylich eine leichtere Überſicht gewährten. —

Den gröſsten Theil des III Quartalsheftes nehmen, auſſer den bereits erwähnten Abhandlungen, drey Aufſätze über Waldtaxation ein, worunter der vom Forſtmeiſter *Moſer* in Baireuth in ſofern am meiſten mit den Vorſtellungen des Rec. übereinſtimmt, als darin der glorioſen Idee einer untrüglichen Schätzung auf 100 Jahre hinaus entſagt, auf die ſubtilen Ausmittelungsmanieren verzichtet, und dagegen wieder die jährliche Controlirung des Etats durch Nachtragung der Schläge empfohlen worden iſt: eine Methode, die ſich nach Rec. Erfahrungen vollkommen bewährt. Der Oberförſter *Güth* zu Rothenburg hat ſich beſonders mit dem mathematiſchen oder vielmehr arithmetiſchen Theil des Abſchätzungsweſens und zwar mit vieler Gründlichkeit beſchäftigt. Leider fehlen aber gröſstentheils die Vorausſetzungen, die einer ſolchen umſtändlichen Berechnung werth ſind. Man überlege nur, wie eine kleine Änderung im landüblichen Zinsfuſs die Reſultate der *Werthesberechnung* verändert: denn um dieſe dreht ſich ſeine Aufgabe.

Aus dem IV Quartalshefte ſind beſonders zwey Abhandlungen zu empfehlen: *Meine Anſichten über das Forſtculturweſen in Baiern*, von *Moſer*, und *über Nutzholzmagazine* vom Forſtmeiſter *Behlen* zu Aſchaffenburg. In letzterer ſpricht die Unbefangenheit der Anſicht an, in erſterer die Wichtigkeit des Thema's. Der Vf. ſchlieſst ſo: Es giebt allenthalben Ödungen. Häufig cultivirt man ſie, ohne zu berechnen, wie hoch die Culturkoſten mit Aufrechnung der Zinſen ausfallen, und wie ſie ſich zum Pecunial-Ertrag der Forſte verhalten. Da die Bilance nachtheilig ausfallen kann: ſo fragt ſich, ſollen die Ödungen cultivirt werden oder nicht? Befriedigend iſt die Aufgabe inzwiſchen nicht gelöſt, auch iſt das, was aus den baireuthiſchen Forſten für die künſtliche Waldcultur angeführt worden iſt, kein Beweis, weil die Schluſsfolge vorausſetzt, daſs jene Forſte ohne künſtliche Waldcultur gar nichts getragen hätten. Die Schluſsfolge iſt nämlich dieſe: Die Zinſen der Culturkoſten eines Tagwerks betragen 25 Kreuzer. Da nun die Brutto-Einnahme von 183,923 Tagwerk Forſten 274,804 fl. und die Netto-Einnahme — nach Abzug der Regiekoſten — 178,139 fl. betragen hat: ſo kommt auf ein Tagwerk der jährliche Bruttoertrag auf 1 fl. 30 kr., und der Nettoertrag auf 58 kr. Wie wenig dieſes Reſultat für die künſtliche Waldcultur in finanzieller Hinſicht beweiſt, ergiebt ſich, wenn man von dieſen 58 Kreuzern noch abzieht 1) die natürliche Bodenrente eines Tagwerks, und 2) den Ertrag, welchen man ohne künſtliche Waldcultur gehabt hätte. Rec. will ſich damit nicht gegen die Anwendung der künſtlichen Holzzucht erklären, er billigt vielmehr die Unterſchiede, welche der Vf. zwiſchen holzreichen und holzarmen Gegenden gemacht hat; nur das wollte er mit der eingeſtreuten Bemerkung bezwecken, daſs der Gegenſtand noch als problematiſch angeſehen werde.

Die vermiſchten Gegenſtände, kurzen Nachrichten und Erzählungen, welche ſich am Ende jedes Heftes befinden, verdienen in dieſem Jahrgang den Beyfall des Leſers, beſonders diejenigen, welche der Naturgeſchichte angehören und zum Theil mit Zeichnungen erläutert ſind. — Einiger Aufſätze muſs Rec. noch gedenken, die ihm in dieſem Gebiete noch etwas neu vorkommen. Dieſe betreffen die Conſtruction des Forſtweſens nach der *wagneriſchen* mathematiſchen Philoſophie. Als Beyſpiel zur Übung oder als Muſter zur Nachahmung hat ein Ungenannter ſeine Anſichten

über verschiedene Gegenstände des Forstwesens in lauter Vierecke geschlichtet. So heisst es z. B.: „Das Wasserbauholz macht den Menschen zum Herrn des Elementes, des Wassers, dasselbe ist:

Schiffbau-
Schleissenbau- Wehrbau-
Wasserleitungsholz.“

Rec., der den Nutzen dieser viereckigen Ideen nicht versteht, überlässt das Urtheil darüber dem gelehrten Forstpublicum, muss aber aufrichtig bekennen, dass er eben so häufig 2, 3, 5 und mehrere Unterabtheilungen in der Natur des Gegenstandes begründet findet. In diese Kategorie scheint ihm auch die Bemerkung des Prof. *Stephan* zu gehören, wonach er die Dendriten in einem Naturaliencabinet als wichtig für den Forstmann ausspricht, so wie noch einige andere Anklänge dieser Art, durch deren Aufnahme der Herausgeber wohl nur wenigen Lesern einen Gefallen erzeigen kann.

— e —

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Lechner: *Über eine alte und höchst seltene Ausgabe von des Joannis de Turrecremata explanatio in Psalterium; und einige andere typographische Seltenheiten.* Eine literarisch-bibliographische Abhandlung vom Geheimenrath *Zapf.* Mit 6 Kupfern. 1803. 43 S. gr. 4. (20 gr.)

So viel auch in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts von einigen gelehrten Männern versucht worden ist, um die älteste Geschichte der Buchdruckerkunst aufzuklären: so haben sie doch immer noch viele Dunkelheiten unserem jetzigen Zeitalter aufzuhellen übrig gelassen. Überall treten jetzt Männer auf, welche diesen Zweig der Literatur mit der grössten Sorgfalt, und mit weit mehr Hülfsmitteln als ihre Vorgänger ausgerüstet, bearbeiten. Besonders hat die Säcularisirung der meisten Abteyen und Klöster im südlichen und westlichen Deutschland, wie leicht zu vermuthen war, viele unbekannte alte Druckdenkmale, die vielleicht seit dem typographischen Jahrhundert in finsteren Kerkern lagen, aus denselben erlöset, und dadurch Mehrere geweckt, die sich ihrer annehmen, und neue literärische Entdeckungen machen. Unter diesen zeichnet sich Hr. *Zapf* rühmlichst aus, welcher die Bibliographie schon mit vielen neuen Entdeckungen bereichert, und in dieser Schrift wieder einen neuen Beytrag dazu gegeben hat. Sie beschreibt aber 6 alte Druckdenkmale, wovon das erste, ohne Zweifel das wichtigste, ihn zugleich veranlasst zu haben scheint, auch die übrigen denen bekannt zu machen, welche solche Nachrichten zu schätzen wissen. Kenner werden dem Vf. für das Gute, welches er überall reichlich spendet, wenn sie auch oft etwas weniger empfangen zu haben wünschen sollten, Dank wissen.

1) Der Cardinal *Jo. de Turrecremata* oder *Torquemada*, dessen ausführliche Lebensumstände, wenn sie auch noch so belehrend von dem Vf. vorgetragen worden sind, man hier nicht vermissen würde, hat unter anderen Büchern auch eine Erklärung über die Psalmen im 15 Jahrhundert geschrieben, welche damals allgemein gelesen, und daher eben so oft noch abgeschrieben als gedruckt wurde. Man findet fast in allen grossen Bibliotheken Mscpte. von diesem Psalterio; auch Rec. selbst besitzt ein in Rom 1463 geschriebenes, und von 1472 bis 1527 wurden 24 Abdrücke davon gemacht, welche der Vf. alle sorgfältig angegeben hat. Unter diesen 24 Ausgaben aber ist diejenige, welche er hier beschreibt, und welche den übrigen allen ihrer Seltenheit und ihres Alters wegen den Rang streitig macht, nicht befindlich. Sie war daher auch allen älteren Bibliographen, ausser *Denis*, S. Lesefrüchte 2 Thl. S. 24, unbekannt. Bisher besass sie Hr. Z. selbst in seiner Privatbibliothek, aber nun ist sie, wie Rec. durch Privatnachrichten weiss, nach Baiern in die Centralbibliothek gekommen. Er hat dieselbe aber so genau charakterisirt, dass sie von allen anderen Ausgaben unterschieden werden kann. Sie ist in Folio und ohne Titel; Custoden, Signaturen, Blätterzahlen und Aufschriften fehlen ganz. Die Buchstaben sind gothisch, gross und fett, die Wortabkürzungen sehr häufig. Puncte, Doppelpuncte, Commata sind überall vorhanden. Selbst das Papierzeichen, welches einen Ochsenkopf mit einem Kreuze, und über demselben einen Stern bildet, hat der Vf. anzugeben nicht vergessen, welches aber, wie wir hernach hören werden, mehr wider als für ihn und seine Meinung zu stimmen scheint. Die Zeilen gehen ohne Absätze und ohne gespaltene Columnen ununterbrochen fort. Die Paraphrase ist in den Text verwebt, ohne durch andere Lettern sich zu unterscheiden. Das ganze Werk ist 149 Blätter stark. Doch weit wichtiger wird jedem Literator der Druckort dieser Ausgabe seyn, welcher am Ende steht: *Cracis impressa*, und noch in keinem alten Druckdenkmale bisher weiter gefunden worden ist. *Denis* meint am a. O., dass *Cracis* soviel als *Cracouiae* bedeute, und Hr. Z. scheint, doch noch zweifelhaft, dieser Meinung beyzustimmen. So wahrscheinlich auch diese Erklärung ist, und so wenig sich auch bis jetzt eine andere und bessere geben lässt: so befriedigt sie doch nicht ganz, und lässt immer noch viele Schwierigkeiten übrig, die nicht leicht zu lösen sind. Nirgends findet sich in einem anderen Buche, das in Crakau gedruckt ist, dieser Name. Rec. schlug verschiedene alte Bücher nach, welche damals gedruckt worden sind, besonders *Chronic. Polonorum;* aber auch da fand er bald *Craccouia*, bald *Graccouia*, von dem angeblichen Erbauer der Stadt, *Graccus* genannt, aber nirgends *Cracis*. Und war denn damals, da diese Schrift, wie der Vf. nachher beweist, gleich nach Erfindung der Typographie gedruckt worden ist, schon eine Buchdruckerey in Crakau? War auch schon damals in Polen so viel Aufklärung und so viel Liebe zu den Wissenschaften, dass ein mainzer Buch-

drucker gleich nach der bekannten Auswanderung der mainzer Kunstverwandten 1462 sich dahin wagen konnte? Sollte denn von 1465, welches Druckjahr Hr. Z. annimmt, bis 1500, wo nach *Panz. Annál. typogr.* das erste Buch in Crakau gedruckt wurde, kein anderes Buch gedruckt worden seyn, und sich auch kein anderer Buchdrucker in diesem langen Zwischenraume daselbst niedergelassen haben? Haller, der bisher bekannte erste Drucker in Polen, hat zwar bey dem Buche *Institutiones vitae* die Endschrift *Cracco* hinzugesetzt, woraus Einige schliessen, dass, so wie aus *Cracau* oder *Cracow* latein. *Cracco*, so könne auch *Cracae*, *Cracarum* geformt worden seyn. Aber wenn nicht etwa, wie Rec. vermuthet, *Cracco* durch eine Wortabkürzung für *Cracoviae* gesetzt ist: so folgt doch noch immer nicht, dass, wenn der polnische Name *Craccow* in den lateinischen *Cracco* verwandelt worden ist, er auch in *Cracae* umgeändert worden sey, oder umgeändert werden könne. Vielleicht hat sich der Drucker, Günther Zainer, welcher dieses Buch wahrscheinlich gedruckt hat, aus Mainz in einen anderen kleinen unbekannten Ort oder in ein geistliches Stift Deutschlands geflüchtet, dessen Namen er mit seiner lateinischen Umbildung unkenntlich gemacht hat, oder ist, wie Rec. schon bey einer anderen Gelegenheit geäussert hat, nach *Cressy* oder *Croy* in Frankreich, wie verschiedene Orte daselbst heissen, gegangen. So wie aber aus *Troyes* lat. *Trecae* geformt worden ist: so kann leicht aus *Croy* auch *Cracae* gebildet worden seyn. Da sich ferner eben das Papierzeichen des Ochsenkopfs Tab. 1 N. 1 in Handschriften, die im 15 Jahrh. in Deutschland geschrieben sind, findet, wie denn Rec. selbst eine besitzt, die mitten in Deutschland verfertiget ist: so könnte auch dieses den Druckort Cracow in Polen zweifelhaft machen. Denn es ist kaum zu glauben, dass man erst Papier aus Deutschland nach Polen habe kommen lassen, um darauf zu drucken, es müssten denn damals noch keine Papiermacher in Polen gewesen seyn, welches aber den Druck unendlich erschwert haben würde. Bey der 2 Untersuchung, die der Vf. über den Drucker angestellt hat, scheint er glücklicher gewesen zu seyn. Schon *Denis* hatte aus den grossen dicken gothischen Lettern vermuthet, dass diese Ehre Günther Zainern, dem nachher in Augsburg so berühmt gewordenen Drucker, gebühre, und Hr. Z. hat durch Vergleichung mit anderen aus eben dieser Presse hervorgegangenen Büchern, wovon er auf der II Kupfertafel einige Proben beyfügt, es so wahrscheinlich zu machen gesucht, dass wohl nicht leicht diese Ausgabe des *Turrecremata Explanatio in Psalter.* dem Günther Zainer weiter abgesprochen werden wird. Ein anderer Bibliograph, ohne Zweifel Hr. *Panzer*, stimmt ihm in den *literär. Blättern* B. 3 S. 255 bey. Das Druckjahr dieses Incunabels, welches auch nicht angegeben ist, setzt der Vf. höchst wahrscheinlich in das Jahr 1465; *Denis* aber zwischen 1470—1473. Sind aber die Typen Günther-Zainersche, wie sie es wahrscheinlich sind: so ist die Wahrheit ganz auf Seiten des Hn. Z. Da Günther Zainer schon 1468 im März *Meditationes vitae Domini nostri* in Augsburg druckte, und von diesem Jahre an Augsburg nie wieder verliess: so kann man wohl sicher annehmen, dass er sich vorher, als er vielleicht 1462 aus Mainz geflüchtet war, zu Cracis niedergelassen und daselbst dieses Buch gedruckt habe. Auch die Ungleichheit der Lettern und der rohe Druck in *Turrecrem. Expl. in Ps.* ist mehr für *Zapf* als für *Denis*, und diese Ausgabe lässt als die allererste alle ihre Nachfolgerinnen weit hinter sich. Freylich würde auch dieser Beweis seine Kraft verlieren, wenn ein anderer Künstler, etwa ein Schüler Günther Zainers mit seines Meisters Lettern gedruckt hätte. Einige Beyträge liefert hierauf der Vf. zu den deutschen und lateinischen *panzerschen* Annalen in den beygefügten 5 typogr. Seltenheiten. 1) Giebt er eine kurze Nachricht von der deutschen *biblia pauperum*, von welcher er auch ein defectes Exemplar besitzt, nebst dem letzten Blatte dieses Exemplars in Kupfer gestochen Taf. IV. 2) Von einer noch unbekannten Ausgabe der Fabeln Aesops in lateinischen Versen mit einem Commentar, ohne Ort, Jahr und Drucker, auch ohne Signaturen, Custoden und Seitenzahlen. Der Text ist mit gothischen mittleren Missallettern, der Commentar aber mit kleiner halbgothischer Minusculschrift gedruckt, wovon Taf. V eine Probe liefert. Sie enthält 62 Fabeln, und zeichnet sich vor allen alten und bekannten Druckmonumenten dadurch aus, dass sie keine Puncte, Doppelpuncte, Commata, Frag- und Abtheilungs-Zeichen hat. Den Buchdrucker wagt der Vf. nicht zu bestimmen, glaubt aber, dass sie zwischen 1472 und 1474 gedruckt worden, und also wohl die erste Ausgabe sey. 3) Von einer Ausgabe des *Ludolphi* oder *Landulphi de Saxonia Vita Christi*, in Folio, welche *Panzer* nicht gekannt hat. Sie ist in gespaltenen Columnen mit etwas kleinen gothischen Lettern gedruckt, und hat zwar Signaturen, aber keine Custoden und Blätterzahlen. Aus dem Buchdruckerzeichen, s. Taf. VI, schliesst der Vf., dass das Werk Conrad Homburg in Cölln gegen 1486 und 1488 aus seiner Presse geliefert habe. 4) Von *Joh. Gersons Tr. de laude scriptorum ad Carthusienses et Celestinos*, 12 Bl. 4. mit gothischen Lettern ohne Custoden, Blätterzahlen und Signaturen, zwischen 1472 und 1474, vielleicht auch noch eher, gedruckt. Der Drucker ist unbekannt. 5) Von *Stephani Flisci Variationes sententiarum s. Synonima*, kl. 4. oder gr. 8.; Custoden, Signaturen, Blätterzahlen, wie auch Druckplatz, Drucker und Jahr fehlen dieser Ausgabe, welche 158 Blätter, und also mehr als alle bisher bekannten enthält. Der Drucker, dessen Presse es geliefert hat, ist unstreitig Günther Zainer in Augsburg gewesen.

H. i. k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes: *Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien, und über die Verhältnisse der Sieger zu den Besiegten im Lande;* welchem am 6 Jul. des J. 1810 vom Institute Frankreichs der Preis zuerkannt ward. Von *Georg Sartorius*, Professor in Göttingen. 1811. VIII und 358 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Paris, b. Treuttel u. Würz: *Essai sur l'état civil et politique des peuples d'Italie, sous le gouvernement des Goths:* Mémoire qui a remporté le prix dans le concours proposé en 1808 par la classe d'Histoire et de Littérature ancienne de l'Institut de France etc., par M. *George Sartorius*, Membre de la Société royale des Sciences, et Professeur à l'Université de Goettingue. 1811. XVI u. 356 S. 8.

[Zwey Recensionen.]

Es war zu erwarten von einem Manne, welchen wir längst als einen vorzüglichen Schriftsteller kennen, und dem das kaiserliche Institut in Paris den Preis zusprach, dass er uns kein mittelmäßsiges Werk seiner Schöpfung in die Hände liefern würde. Der Erfolg täuschte die Erwartung nicht. Wir erhalten durch die Forschungen des Vfs. eine ziemlich vollständige Übersicht von dem, was Theodorich in dem selbstgeschaffenen Reiche wirkte, von den Mitteln, welche er zur Gründung der Ruhe und Ordnung, zur Erwerbung der Liebe und Achtung seiner neuen Untergebenen, anwendete; auch die Ursachen, warum sein edles Streben den vollen Beyfall des leichtsinnigen und bey aller Schwäche übermüthigen Römers nicht erwerben konnte, werden theils überzeugend, theils mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit hingestellt. Der Vortrag ist männlich und grossentheils rein, obgleich mehr räsonnirend als historisch erzählend. Die Quellen, aus denen Hr. *S.* schöpfte, sind nicht zahlreich. Cassiodor, mit nöthiger Vorsicht und Abrechnung des ihm unvermeidlichen Hoftons gebraucht, wird für immer an der Spitze der Übrigen stehen; ausser ihm dienen als vorzügliche Zeugen Prokopius, besonders für die Periode nach Theodor, und der Anonymus, welcher gewöhnlich den Ausgaben des Ammianus Marcellinus beygefügt ist, ungefähr ein Jahrhundert später lebte, und schlechtes Latein schreibt, aber bey aller Kürze eine Anzahl ihm einzig angehörender wichtiger Angaben liefert. Hiezu kommt noch Theodorichs für die Gesetzgebung wichtiges Edict, der Panegyricus des Ennodius, nebst einigen anderen Hülfsmitteln. Die fränkischen Chroniken konnten nur äusserst magere Ausbeute geben; und dass Hr. *S.* die neueren Schriftsteller über Theodorich und die Gothen nicht zu Rathe zog (doch mit Ausnahme des Gibbon, den er nothwendig benutzen musste), billigen wir vollkommen. Einzelne kleine Data liessen sich zwar aus ihnen noch aufhaschen, aber durch ihre nur selten mit Kritik geschriebenen Werke und Werkchen hätte Hr. *S.* leicht von der geraden Bahn abgeleitet, wenigstens zur Weitschweifigkeit verführt werden können. Aber bereuen wird er wahrscheinlich, die Kirchenschriftsteller in Rücksicht auf den Arianismus nicht hinreichend studirt zu haben, da sie zu den Verhältnissen der Gothen und eingeborenen Italiäner sehr wesentlich gehören, und dem Vf. neue Aufschlüsse über die dem Staate nachtheiligen Streitigkeiten darbieten konnten. Er concentrirt seine durchdachten Ansichten in einzelne Abschnitte: von dem Zustande Italiens vor dem Einfalle der Ostgothen; über die Verhältnisse zwischen den Gothen und Römern; über Theodorichs vortheilhafte Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten; von der Verfassung, Erbfolge-Ordnung, und von der Stufenfolge der öffentlichen Ämter; von dem Kriegswesen; von den bürgerlichen und Straf-Gesetzen, nebst der gerichtlichen Ordnung; von der Polizey; von den Verhältnissen der Religion und Kirche zum Staate; von dem öffentlichen Unterrichte, den Wissenschaften und Künsten; von den Quellen des Nationalreichthums und ihrer Benutzung; von den Finanzen; von der Unzufriedenheit der Römer mit der gothischen Herrschaft, wodurch die Unternehmungen der Oströmer erleichtert wurden. Diese Zerlegung der Handlungen Theodorichs in einzelne abgesonderte Abschnitte gewährt den bedeutenden Vortheil, dass sich ein schneller Überblick von dem darbietet, was er in jedem einzelnen Fache geleistet oder nicht geleistet hat, und welche Grundsätze er befolgte. Selbst die Preisfrage: Welches war der öffentliche und privatrechtliche Zustand der Völker Italiens während der Herrschaft der Ostgothen? Welches waren die Hauptgrundsätze der Gesetzgebung

eodorichs und seiner Nachfolger? Und welches r vorzüglich der Unterschied, welchen sie zwischen n Siegern und den Besiegten festsetzte?“ ladet ein einer ähnlichen Trennung der einzelnen Mateın. Doch dünkt uns diese Behandlungsweise auch ıe ungünstige Seite darzubieten. Ohne mit dem gemeinen geschichtlichen Zusammenhange vertraut werden, sieht sich der Leser genöthigt, bey jeder otheilung aufs Neue wieder die ganze Periode der thischen Herrschaft zu durchwandern; zuweilen rliert er den Faden des Zusammenhanges, seine ıfmerksamkeit geräth in Gefahr zu ermüden; er ürde mit gespannterer Aufmerksamkeit dem Vortage des Vfs. folgen, wenn die ganze Benehmungseise Theodorichs geschichtlich nach dem Fortgange er Zeitfolge in die ununterbrochene Erzählung verebt wäre; mit Freuden ergriffe er dann die am Ene aus ihr hervorgehenden und concentrirt zusamıengestellten Resultate. Doch Rec. erklärt dadurch ine Privatüberzeugung für keine Norm, deren Nichtefolgung Fehltritt wäre; auch schreibt er ohne allen eiteren Anspruch auf Rechthaberey den Gedanken ieder, dass nach seinem Gefühle die Ausdehnung er vielen Noten am Ende der Abhandlung ohne Verıst für das Werk beträchtlich abgekürzt, und ein heil der vorgetragenen Entwickelungen eine passenere Stelle mit geschickter Verwebung im Texte selbst ürde gefunden haben. Auffallend wird es vielleicht lbst der Vf. finden, dass der Leser sich plötzlich nter die Gothen in Italien versetzt sieht, ohne nur nen zu können, wie sie hieher gekommen sind, nd welches ihre früheren Verhältnisse und Wohnlätze waren. Doch auch zu diesem Wegschreiten ber die früheren Verhältnisse berechtigt die vorgegte Frage, welche nur einzig die Verhältnisse der othen in Italien zu wissen verlangte. Legt man ıese *pia desideria* zur Ruhe: so findet sich der bilge Leser zuverlässig in seinen Erwartungen befriegt; er findet reiche Belesenheit und reife Beurtheiıng. Da sich in einer Recension unmöglich jeder nzelne Punct zum reinen Anblicke niederlegen sst: so verweisen wir blofs auf einige von den vien Stellen, welche wir für vorzüglich gut bearbeitet alten. Dahin gehört der ganze Abschnitt über das riegswesen, welches der Gothe ausschliessend beieb. Doch sagt eine Stelle des oben angeführten nonymus, dass auch die Römer am Kriegsdienste heil nahmen; weiter unten hingegen versichert der imliche Schriftsteller, alle Waffen, sogar das Traen des Messers, sey ihnen verboten gewesen; wahrheinlich muss man hiebey die Zeiten unterscheien, und das Verbot der Waffen den letzteren Zeiten er hohen Spannung zwischen beiden Theilen zuchreiben, von welcher der Vf. mit Recht als Hauptrsachen die Verschiedenheit in den Religionsgrunditzen und den übermäfsigen Stolz des Römers anebt, der sich schlechterdings nicht selbst zu schützen ulste, und doch für Schande hielt, den fremden *arbaren* untergeordnet zu seyn, ein Titel, welchen heodorich im Edicte selbst seinem Volke giebt. Andere Ursachen, der oströmische Hof u. s. w., wirkten freylich ebenfalls zu diesen widrigen Verhältnissen mit. Dass übrigens Theodorich Alles that, was ihm möglich war, um eine künftige gänzliche Vereinigung vorzubereiten, geht deutlich aus seinen Verfügungen der anfänglich unbeschränkten Toleranz hervor, aus der hier entwickelten freyen Wahl der Päpste, den Synoden u. s. w., aus der bey den deutschen Völkern unerhörten Verfügung, dass der Gothe eben so gut als der Römer von seinen Besitzungen Abgaben zahlte, dass er keine Güter auf Kosten der Römer erhielt, sondern einzig die einst Odoakers Soldaten zugehörigen liegenden Gründe; dass der Italiäner gegen die Anmafsungen des Gothen geschützt, und so allgemeine Sicherheit herrschend war, dass man mit dem Geldbeutel in den Händen auf allen Strassen ziehen konnte, ohne Furcht vor Strassenraub; dass er fast alle obrigkeitlichen Stellen mit Römern besetzte, ihnen sogar das Schattenbild eines Consuls liess, und für den grossen Haufen *Panem et Circenses* mit freygebiger Hand bereitete. Alle diese Gegenstände entwickelt der Vf. in verschiedenen Abschnitten. Wie gar anders war die anfängliche Lage des sogenannten Römers unter der Herrschaft des Franken! Nur halb so viel galt er gesetzmäfsig als der Letztere, Abgaben zahlte nur er allein, der gänzlichen Vereinigung beider Nationen stand in Italien nicht, wie in anderen Ländern, die Verachtung des Besiegten (als solchen wollte Theodorich den Römer gar nicht betrachtet wissen), sondern die radical verschiedene Sprache, Sitten u. s. w. entgegen, ohne entstandenen, von Geistlichen und Oströmern sorgfältig genährten Zwist würde sie innerhalb weniger Generationen erfolgt seyn. Doch wir wollen den Vf. über „die der Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse selbst sprechen lassen. S. 18: „Nie bildeten die neuen Ankömmlinge, während ihrer sechzigjährigen Herrschaft in Italien, Ein Volk mit den Eingeborenen des Landes: denn Sprache, Religion und Lebensweise hielten beide Theile von einander getrennt. Die Gothen führten die Waffen, sie folgten dem Rufe zur Schlacht; die Römer lebten, unter dem Schutze gewohnter Gesetze, den Künsten des Friedens; Gothen und Römer redeten beide die ihrem Volke eigenthümliche Sprache, und auch in der Kleidung waren sie verschieden. Das lange Haupthaar war der edlen Gothen schönste Zier, ihren Bart liessen sie wachsen, und Pelzwerk oder Felle bedeckten ihre Blöfse. In allen diesen Rücksichten waren sie von den Römern verschieden; die Annäherung, die allmählich Statt finden mufste, war schwer. Indess trotz dieser Verschiedenheit, welche den alten Einwohnern auffallend genug seyn mochte, loben doch die Letzteren selbst die guten Gemüthseigenschaften der neuen Herren des Landes, und der Kirche heilige Väter empfehlen den Besiegten der Sieger keusches und züchtiges Leben, als ein nachzuahmendes Muster.“ — Doch noch eine kleine Fehde hat Rec. mit dem Vf. zu führen. Woher weiss er S. 9, dass Odoaker ein Ketzer war, er, der so liebreichen Abschied

..nommen hatte? Und wie mag dass alle eingewanderten Go- . Kindern, nebst ihrer kleinen ..ria eingeschlossen waren? Die ..agen es nicht, sondern bloss, ..und bey der Stadt eine feste Stel- ..llten sie es auch sagen: wie wäre Angabe ein Zutrauen zu setzen, ..e Zahl der Gothen zu einer ganz ..ze zurück sinken müsste, und sie gemachten Eroberung über ganz ..ich über Dalmatien, die Ufer der Donau verbreiteten? So gerne Rec. ..as man die Zahl der deutschen Ein- .. Ländern nie sehr hoch anschlagen ..r er die Anrede des Königs Totilas . In welcher er die Zahl der gothi- . 200,000 angiebt, übertrieben fin- ..loch gewiss, dass das ursprüngliche ..en nicht unbedeutend seyn konnte.

Vd. Hg.

.. des Instituts lautete so: „Welches ..che und privatrechtliche Zustand der ..ährend der Herrschaft der Ostgothen? ..ren die Hauptgrundsätze der Gesetz- ..richs und seiner Nachfolger? — Und ..ornehmlich der Unterschied, welchen ..n Siegern und den Besiegten festsetzte?“ ..acht in der Vorrede auf die Wichtigkeit, ..ustand für uns hat, aufmerksam, „da ..se der Sieger zu den Besiegten uns allen ..en.“ Sodann zeichnet er den Gang und ..ung vor, welche er gewählt hat. Wir ..e Übersicht mit seinen eigenen Worten ..n.

..r Einleitung, oder im ersten Capitel wird .. Worten der Zustand des römischen Reichs, ..esondere Italiens vor der Eroberung durch ..ich, in Erinnerung gebracht. Im zweyten ..tten Capitel wird von der Theilung der Län- .., von den Verhältnissen der Gothen und Rö- . einander, und denen, welche Theodorich ..n auswärtigen Mächten unterhielt, so wie von Benutzung zur Behauptung seiner Eroberung, ..delt. In den folgenden acht Capiteln aber wird Verfassung des Landes, des Kriegswesens, der ..erlichen und Straf-Gesetze, der Rechtspflege, der ..ey, der kirchlichen Verhältnisse und der ver- ..edenen Religionen beider Völker, des Zustandes Künste und Wissenschaften, der Quellen des Na- ..al-Wohlstandes und der Finanzen unter Theodo- ..h und seinen Nachfolgern gedacht: so dass stets die ..rundsätze, welche die Könige in den verschiedenen ..weigen der Verwaltung befolgten, angemerkt wer- ..en. In dem zwölften Capitel geschieht der Unzu- ..friedenheit der ältern Einwohner Italiens, besonders während der letzten Lebens- und Regierungs-Jahre des Königs Theodorich, der Absichten, welche die byzantinischen Kaiser auf Italien hatten, und der Art, wie ihre und der Römer Wünsche endlich erreicht wurden, Erwähnung; zuletzt aber werden die unglücklichen Folgen entwickelt, welche die Erfüllung der heissesten Wünsche der Römer, und welche der Krieg zwischen den Gothen und Griechen über das Land brachte. Erst nach diesem Abriss folgt der Versuch der Auflösung der vorgelegten Aufgabe.“ Zuletzt sind Anmerkungen beygefügt, welche zur Bewahrheitung des Vorgetragenen dienen, und theils die Materialien theils kritische Untersuchungen über dieselben enthalten.

Gegen diese Anlage des Werks erlauben wir uns Folgendes zu erinnern. *Erstens* in der Einleitung hätte der Vf. uns nicht allein mit dem eroberten, sondern auch vor allen mit dem erobernden Volke näher bekannt machen sollen. Sein Thema war die Darstellung des gesetzlichen Verhältnisses der Sieger zu den Besiegten, folglich musste er uns eben so gut von jenen ein Gemälde entwerfen, wie er es von diesen gethan hat. Ohne das erobernde Volk genau zu kennen, ist es unmöglich, seine Stellung gegen das eroberte hinlänglich zu ermessen. Nach einer solchen Schilderung aber blickt man in diesem Werke vergebens. Nur S. 12 und 18 wird der Charakter der Ostgothen im Vorbeygehen mit wenigen Worten berührt. Wir vermissen also eines der nothwendigsten und lehrreichsten Capitel.

Zweytens. Es drang sich dem Vf. die Nothwendigkeit auf, die allgemeine Geschichte des ostgothischen Reiches und seiner Dauer in sein Werk einzuflechten. Er hat dieses auf eine nicht sehr glückliche Art im letzten Capitel gethan, welches wieder bis auf Theodorich zurückgeht, da doch die vorigen Capitel schon den Zustand des ostgothischen Reiches bis zu seiner Zerstörung schildern sollen. Setzte der Vf., wie es scheint, bey den Lesern die Kenntniss der ostgothischen Geschichte voraus: so war auch das letzte Capitel überflüssig. Fand er aber nöthig, was Rec. auch allerdings billigt, eine Übersicht der Geschichte der gothischen Könige in Italien zu geben: so wäre dieselbe unstreitig am Anfange besser an ihrem Platz gewesen als am Ende.

Drittens. Der wesentlichste Fehler besteht, nach Rec. Bedünken, darin, dass der Vf. sich die Ursachen des Verfalls des ostgothischen Reichs nicht deutlich genug zu machen gesucht, sondern sie bey der Darstellung der Verfassung und Verwaltung, so wie sie ihm eben auffielen, gelegentlich beygebracht hat. Hiedurch ist es denn entstanden, dass er über die Hauptursachen des schnellen Unterganges der Ostgothen in Italien mit sich selbst nicht ganz ins Reine gekommen ist, sondern oft nur schwankende und widersprechende Urtheile hierüber ausgesprochen hat.

Es scheint uns, dass statt der von Hn. *S.* gewählten Composition folgender Plan umfassender, und der Absicht der Aufgabe näher gekommen seyn würde.

Einleitung. I. Übersicht der früheren Schicksale und des Nationalcharakters der Ostgothen. Verhältniss derselben zu den Griechen und den Römern (mit welchen sie schon früher in mancherley Verkehr gekom-

men waren). Motive ihrer Eroberung Italiens. II. Zustand der italischen Völker unmittelbar vor dem Einfall der Ostgothen. III. Übersicht der Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien.

Nach dieser Einleitung konnte als erster Theil der eigentlichen Abhandlung die Darstellung des öffentlichen und privatrechtlichen Zustandes der italischen Völker folgen (so wie ihn der Vf. im zweyten Capitel und in den folgenden 9 Capiteln geschildert hat, wobey nur zu wünschen wäre, dass der Vf. die vorhandenen Materialien mehr verarbeitet hätte: denn sie unter gewissen Rubriken neben einander stellen, ist noch keineswegs ein Werk der historischen Kunst. *Boecler* hat sich hierin wenigstens eben so viel Verdienst erworben als der Vf.).

Auf die Darstellung des politischen Zustandes der Völker, die das grosse ostgothische Reich umfasste, würde Rec. politische Untersuchungen haben folgen lassen, über die Principien der Regierung und Gesetzgebung der ostgothischen Könige, und vornehmlich über die Ursachen des Verfalls der ostgothischen Monarchie. Rec. würde hier gehandelt haben: 1) von dem politischen Fehler Theodorichs, seine Ostgothen nicht, wie es andere Eroberer thaten, mit dem unterworfenen Volke zu vermischen; 2) von der hieraus entstehenden Unmöglichkeit einer Central-Regierung; 3) von den Fehlern und Verbrechen seiner Nachfolger; 4) von dem Übergewichte, das der Katholicismus über den Arianismus gewann; 5) von den Intriguen des byzantinischen Hofes; 6) von der Abnahme der Population; 7) von dem Verfall der Kriegesmacht der Gothen. Sodann hätte Rec. die Könige der Ostgothen in Hinsicht auf ihre politischen Institutionen mit anderen Eroberern verglichen, z. B. mit ihrem Vorfahr Odoaker, und mit ihren Nachfolgern in Italien, dann mit Chlodwig, mit Wilhelm dem Eroberer, mit den Wisigothen und Burgundionen (auch mit den Israeliten) u. a.

Aus solchen Prämissen würde ein festes und gewiss sehr belehrendes Resultat hervorgegangen seyn. Aber freylich längere Zeit hätte eine solche Arbeit gekostet, als zu einer blossen Sammlung und Aufzählung von Materialien erfoderlich ist.

Rec. kann nun die einzelnen Bemerkungen, welche er noch zu machen hat, leicht in der Kürze angeben. Im 1. Cap. ist der zwischen Zeno und Theodorich entstandene Streit mit zwey Worten abgefertigt, und doch hat der Vf. auf diese zu oberflächliche Darstellung ein irriges Urtheil über Zeno's Betragen gebaut. Im 2 Cap. sind die Beweise, dass die Anzahl der erobernden Ostgothen nur gering gewesen, nicht überzeugend. Denn 1) die angeführten Stellen sagen nicht, dass das ganze ostgothische Heer in der *Stadt* Pavia eingeschlossen war, sondern in der *Gegend* um diese Stadt, was ein grosser Unterschied ist, sobald man die Stärke des Heeres danach messen will. 2) Als Belisar nach Italien kam, konnten die Gothen wohl auf eine geringe Anzahl zusammengeschmolzen seyn. Was Procopius den Totilas sagen lässt, dass sie sich von 200,000 auf 50,000 vermindert hätten, ist zwar nicht buchstäblich anzunehmen, aber doch nicht ganz unwahrscheinlich, wenn es nicht bloss von den Zeiten seit Belisars Einfall verstanden wird. 3) Der Vf. glaubt, die Anzahl der Ostgothen in Italien habe allmählich zugenommmen. Alles spricht aber für das Gegentheil. Übrigens ist die Bemerkung, dass die Römer von den Gothen nie besiegt worden, mehr blendend als gründlich, wenn man auf die wesentlichen Charaktere der Besiegung Rücksicht nimmt. — Der Widerspruch Cassiodors III, 39 und VII, 3, in welcher letzteren Stelle wider die erstere geradezu behauptet wird, dass die Gothen nach eigenen Gesetzen und Gewohnheiten lebten, ist hier nicht hinlänglich berücksichtigt. Bey dieser Gelegenheit hätte auch der Haupt-Unterschied der römischen und germanischen Gesetze angegeben werden können, welche letztere immer vom Volk selbst ausgingen (*Grotius praef. ad hist. Goth.*). Von dem *Codex Alarici*, der während der ostgothischen Regierung in Italien aufgenommen ward, findet man hier gar keine Erwähnung.

Im 3 bis 7 Cap. herrscht hauptsächlich der oben gerügte Fehler der unzulänglichen Verarbeitung der Materialien. Durch das lange Verzeichniss der Staatsämter erhalten wir nur höchst nothdürftige und fragmentarische Einsichten in die ostgothische Verwaltung. Dergleichen Notizen gehörten in die Anmerkungen, aber keineswegs in den Text, am wenigsten bey einer Preisschrift, welche nur Resultate liefern, und diese in einer schönen Einkleidung darstellen soll. — Eine einzige Bemerkung, wie die eines anderen Schriftstellers, welcher bey dieser Gelegenheit auf Tacitus (Annal. I, 3: „*eadem magistratuum vocabula*") aufmerksam macht, wiegt mehrere Seiten solcher Verzeichnisse auf.

Das 8 Cap. vom Kirchenwesen giebt bloss die bekannten Nachrichten über die katholische Kirche in Italien, aber von der arianischen, die uns in Rücksicht auf die Gothen am meisten interessiren musste, erfahren wir gar nichts. Der Vf. berührt sie nur mit den Worten: „Man weiss nichts von der arianischen Kirche der Gothen, kaum dass man ihre Bischöfe nennt." Er hätte sich aus jeder vollständigeren Kirchen- und Ketzer-Geschichte vom Gegentheil belehren können. Ausser diesen Werken konnte er noch in *Benzel praef. ad Vers. Ulphil.*, in *Gräters* Bragur VII B. 2 Abthl. §. 62 ff. und in den dort citirten Werken von *Assemani* und *Sabbatini*, dann in *Cenni diss. de antiqu. eccl. hispanae* und in *Ejusd. monum. pontif. ditionis* u. s. w. wichtige Beyträge zur Kirchengeschichte der Gothen finden. — Die Anekdote von dem geköpften Priester hat der Vf. falsch dem ostgothischen Theodorich zugeschrieben, da sie dem Anderen angehört, welchen Sidonius Apollinaris gepriesen hat. Hier wäre in den Noten auch Gelegenheit gewesen, zu bemerken, dass man von dem Prinzen von Oranien und dem Kopfe Barnevelds dieselbe Geschichte erzählte, wie von Theodorich und dem Kopfe des Symmachus.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes: *Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien, und über die Verhältnisse der Sieger zu den Besiegten im Lande;* von *Georg Sartorius*, u. s. w.

Paris, b. Treuttel u. Würz: *Essai sur l'état civil et politique des peuples d'Italie, sous le gouvernement des Gothes:* par M. *George Sartorius*, *etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 9ten Cap. wird nichts von dem Verluste der Pandecten gesagt, der bekanntlich den Gothen zur Last gelegt wird. Von den Handschriften, die dem Ende des 5 und dem Anfang des 6 Jahrhunderts, also zuverlässig der Periode der gothischen Regierung in Italien angehören, hätte der Vf. aus diplomatischen und bibliographischen Werken viel Interessantes anführen können.

In diesem und den zwey folgenden Capiteln schildert uns der Vf. überhaupt nur den Zustand der Römer unter den *letzten Imperatoren*; aber solcher Thatsachen, welche genau auf den zu schildernden Zeitraum Bezug haben, finden wtr sehr wenige. Das Resultat dieser drey Capitel des Hn. *S.* läst sich in wenige Worte zusammen fassen. Der Vf. selbst gesteht, dass er hier mehr den Zustand Italiens *vor* als *unter* den Gothen beschreibe, „weil zu vermuthen sey, letzterer werde von dem ersteren nicht viel verschieden gewesen seyn."

Im 10ten Cap. hätte der Vf. die Behauptung von Montesquieu (XVIII. 14.) prüfen sollen, dass die Gothen ganz vom Ackerbau ausgeschlossen gewesen seyen. Von der Strafe der Testaments-Unfähigkeit, die über die italischen Eingebohrnen verhängt war, und durch Fürbitte des Epiphanius wieder nachgelassen worden (*Ennod. in vita Epiphan.* p. 357 — 360.) fand Rec. hier gar nichts erwähnt. Eben so ist im 11 Cap. nicht näher erläutert, in welchem Verhältniss Theodorich zu Spanien stand, da doch Stellen im Cassiodor (V. 35. 39.) vorhanden sind, welche eine Oberherrschaft Theodorichs über Spanien zu beweisen scheinen. Letztere Stelle hat der Vf. zwar angeführt, aber in Bezug auf dieses wichtige Verhältniss nichts beygebracht.

Im 12ten Cap. erzählt der Vf. den Verfall des ostgothischen Reiches. Was er schon im 8ten Cap. angedeutet hatte, führt er hier noch weiter aus, und S. 215 wird (wie schon oben im 8ten Cap.) der Katholicismus als *Hauptursache* des Untergangs der Ostgothen angegeben. Aber woher weiss der Vf. dass die katholischen Italiäner einen geheimen Groll gegen die Ostgothen hatten, der endlich in lautes Geschrey ausbrach; dass sie katholische Fürsten, wenn sie eben das gethan hätten, was die Gothischen thaten, entschuldigt haben würden u. s. w.? Dieses alles erzählt er uns gleichwohl als erwiesene Thatsachen.

In dem Anhang zu diesem Capitel ist es, wo sich das schwankende Urtheil des Vf. über die Ursachen, welche den Verfall herbeyführten, am sichtbarsten äussert. Nachdem er oben, wie wir gesehen, die Opposition der Katholiken als vorzüglichste Ursache angegeben, sagt er S. 242. „Die Verschiedenheit der Religion, der Sprache, der Sitten fand gleichfalls an andern Orten Statt; die alten Einwohner in den übrigen Theilen des vormals weströmischen Reiches wurden ausserdem mehr misshandelt, aber sie hatten nicht den *Stolz* der Römer in Italien, und da sie nie eine so bedeutende Rolle gespielt hatten: so hatten sie auch nicht so viel zu vergessen." Hier wird die Religion nur neben der Sprache und der Sitten beyher genannt, und als die *entscheidende Ursache* der Unzufriedenheit der Italiäner ihr *Stolz* angegeben, was der Geschichte nicht gemäss ist.

So wie man also hierinn mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann, so wird man auch nicht ganz zufrieden seyn mit der Art, wie er die Haupt-Resultate seiner Untersuchungen, und mit diesen die eigentliche Beantwortung der vorgelegten Frage ausspricht. Er zeigt sich hier offenbar zu partheyisch für Theodorich, und für die Fundamental-Principe seiner Gesetzgebung, denen hier alles zugeschrieben wird, was durch seine persönliche Grösse, und viele glückliche Zufälle bewirkt ward. Denn sobald Theodorichs Geist die Geschäfte nicht mehr leitete, liessen sich die Folgen seines fehlerhaften Systems nicht mehr zurück halten, und das stolze Gebände der ostgothischen Macht fiel in Trümmern.

Die Anmerkungen, welche ganze Seiten aus Cassiodor enthalten, geben einen schönen Beweis von dem fleissigen Quellen-Studium des Vf.; doch scheint

er uns noch zu vielen Werth auf den beynahe durchaus oratorischen Cassiodor zu legen, dessen Briefe sehr viele Ähnlichkeit mit den bekannten historischen Briefen griechischer Sophisten haben. In dem Verzeichniss der vornehmsten Schriftsteller über das ostgothische Reich in Italien vermissen wir vorzüglich folgende: *Gregorius Turonensis*, und die fränkischen Chronisten. *Eugippii Vita S. Severini. Collectio historica ex Idacio, Thoromacho et aliis, collectore Gallo quodam sub Carolo M. apud Canisium T. II. Ximenii hist. Ostrogothorum. Pantini de dign. et officiis dom. reg. Goth. Antiqua regum Italiae Gothicae Gentis rescripta excerpta per J. Cochlaeum. Dresdae* 1529. 8. *Georgi de causis gothicae in rom. imp. expeditionis. Ekermann diss. de moderatione Gothorum circa victorias. Ejusd. diss. de barbarie medii aevi Ostrogothorum regibus non ascribendis.* Vor allen *Gyllenborg de regno Ostrogothorum in Italia. Ritter diss. de Amalasuntha. Siegelström diss. de Amalasuntha. Rival dissertations hist. et crit. T. I. Castillo historia de los Godos. Tillemont hist. des Empereurs. Du Buat hist. des anciens peuples. Macchiavelli istoria fiorentina. Geddes miscellaneous tracts. Tom. III.* Die Kritiken über Trissino u. s. w.

Den gelehrten Verfasser der *Vie de Cassiodore* beurtheilt Hr. *S.* viel zu hart. Diese Lebensbeschreibung hätte ihm viele Dienste leisten können, wenn er sie hätte benutzen wollen. Was folgende Stelle S. 351 über Cassiodors beste Ausgabe sagen soll, ist schwer zu verstehen: „*Die beste* ist die von Garet, welche zu Rouen im Jahr 1679, *und am besten* die, welche zu Venedig im Jahr 1729 erschienen ist." Gleichwohl versichert Hr. *S.* in der Vorrede, „dass er ein halbes Jahr nach der Verfertigung seines Werkes dasselbe noch einmal durchgelesen, und nicht den geringsten Anlass zu einer Verbesserung gefunden habe." — Wir machen ihn noch in Rücksicht der Schreibart auf S. 196, 221, desgl. auf S. 51 (die bey Cassiodor vorkommenden *Citherspieler* kann man historisch wohl nicht *Barden* nennen) aufmerksam.

Sollen wir endlich unser Urtheil über die Preisschrift kurz zusammen fassen, so bestehet es im Wesentlichen darin: In Bezug auf politische und universalhistorische Ansicht des ostgothischen Reiches und überhaupt auf Scharfblick sind *Gibbons* wenige Seiten noch immer bey weitem das Beste, was hierüber geschrieben worden. Ist aber von gelehrten Untersuchungen und von kritischer Geschichte die Rede: so scheint uns *Gurters* Werke über Theodorich der Vorzug vor Hn. *S.* Versuche zu gebühren, in welchem wir übrigens ein rühmliches Denkmal deutscher Arbeitsamkeit, ein fleissiges Quellenstudium, viele Kenntniss sowohl der Hauptmomente politischer Untersuchungen als auch der Geschichte der dargestellten Zeiten und Völker durchaus nicht verkennen.

Ou.

ZEITZ, b. Webel: *Historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu*, zur Beförderung einer anschaulichen Kenntniss der evangelischen Geschichte zunächst für Volksschullehrer von M. *Joh. Friedr. Röhr*, Prediger in Ostrau bey Zeitz. 1816. 180 S. 8. (16 gr.)

Was der Vf. nach dem Titel verspricht, hat er zu erfüllen sich fleissig angelegen seyn lassen, und seine Schrift wird, so Viele auch diesen nämlichen Gegenstand im Ganzen oder im Einzelnen bearbeitet haben, nicht überflüssig bleiben. Er giebt zwar wenig Quellen, und fast gar keine Hülfsmittel an: allein die Hauptquelle war ihm die Bibel, die er nach liberalen Auslegungen kennt; unter den Hülfsmitteln scheint er ausser Heiblers Handbuch, besonders Hezels Reallexikon, Bellermanns Handbuch der biblischen Liter. II, III und IV Th. Michaelis, Hasse, Ditmar, Eichhorn, Hamelsveld u. s. w. zu Rathe gezogen zu haben. Die ganze Abhandlung zerfällt in 4 Haupttheile: wovon der *erste* historisch-geographische Bemerkungen über das jüdische Land von den ältesten Zeiten bis auf die Zeiten Jesu nach vier Perioden von Abraham bis Josua, von J. bis auf die Gründung des jüdischen und israelitischen Reichs, von hier bis zur babylonischen Gefangenschaft, und dann bis zu den Zeiten Jesu enthält; der *zweyte* die allgemeine Beschaffenheit des jüdischen Landes zur Zeit Jesu nach Namen, Grenzen, Ausdehnung und Bevölkerung, Bergen, Ebenen, Thälern, Wäldern, Wüsten, Höhlen, Flüssen, Bächen, Seen, Meeren, Brunnen, Klima, Witterung, Fruchtbarkeit, Landplagen, Dörfern, Flecken, Städten, Häusern, Eintheilung und Verfassung beschreibt. Die Fruchtbarkeit hat er nicht übertrieben, und wir glauben hier Gatterer wieder zu finden; ob Donner und Hagelwetter, Wasserhosen zu den Landplagen gehörten, lassen wir dahingestellt seyn; eben so, ob Moses einen rein theokratischen Staat habe gründen wollen. In der Verfassung hat er auch neben der Regierungs- und Religions-Verfassung die Gelehrten-Verfassung unterschieden. Der *dritte Theil* beschreibt die Provinzen Galiläa, Samarien, Judäa, Peräa im Einzelnen, und angehängt ist hier eine chronologische Übersicht der Reisen Jesu in diesem Lande. Der *vierte Theil*, welcher nachträgliche Bemerkungen über das Schicksal des jüdischen Landes seit den Zeiten Jesu, und über die gegenwärtige Beschaffenheit enthält, ist unbedeutend. Mit Nutzen hätte der Vf. die Erläuterung der Geographie von Palästina aus dem Berichte des französischen Generals Alex. Berthier im Journal Frankreich No. 10 und 11 vom Jahre 1799 (vgl. allg. geogr. Ephem. XIII Bd. S. 192. XIV Bd. S. 89), dann die Schicksale eines Schweizers (Meyers) während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon, II und III Thl. 1815, zur Erweiterung und Berichtigung brauchen können. Die Resultate der 1804 zu London für die Untersuchung von Palästina in geographischer, topographischer und naturgeschichtlicher Rücksicht entstandenen Gesellschaft, *Palestine association*, kennt der Vf. und auch Rec. nicht. Der Vortrag ist würdevoll, obgleich er wohl hie und da den Ausdruck über die Sache und die Sache über den Ausdruck erhebt,

und gern verzeiht man, des religiösen Einflusses wegen, den die Hebräer auf einen grossen Theil der Erde hatten, dass er den Wohnsitz dieses Volks als eines *unendlich* merkwürdigen zu den einflussreichsten auf den grössten Theil der *bewohnten Welt*, für Gebildete und *Ungebildete* gleich wichtig, macht, dass er Städte, Flecken, Winkel mit der Lehre des göttlichen Menschen, selbst für diejenigen, die ihn kreuzigten, heiligt, und dass er das Mittel zu dieser Wirksamkeit einzig in den heiligen Schriften findet, die vielen Jahrhunderten, vielen Völkern und Menschen unbekannt blieben, und die viele Nachkommen entweder gar nicht, oder auf Kosten des grammatischen und logischen Sinnes als Sklaven der Buchstaben oder als Frevler der Bedeutung lasen. — Die Charte, von Hn. Pastor *Püschel* in Markröhlitz gezeichnet, erhöht die Brauchbarkeit der Abhandlung.

Ds.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hartknoch: *Briefe eines reisenden Russen.* Von *Karamsin.* Aus dem Russischen übersetzt von *Johann Richter.* 1 Bd. 216 S. 2 Bd. 213 S. 1802. 3 Bd. 194 S. 4 Bd. 216 S. 1803. 12. *Zweyte revidirte Auflage.* (Jeder Band mit 2 Kupfern.)

Der Wunsch, den der Verleger in einer Nachschrift zur Vorrede äussert, dass dieses liebliche Product eines reinen Herzens und einer unverdorbenen Phantasie gefühlvolle Leser finden möge, ist schon in Erfüllung gegangen: denn die neue Auflage desselben beweist die verdiente Theilnahme des Publicums. Das Werk gewährt einen Genuss ganz eigener Art. Nicht durch Originalität, wie *Yorik's*, nicht durch Ansprüche auf Kunstwerth, wie *Thümmel's*, noch weit weniger durch topographische Notizen, wie *Nicolai's* Reisen, erregt es Interesse, sondern vorzüglich durch die Individualität des Vfs., welche bald das Wohlwollen des Lesers gewinnt, und beide immer mehr befreundet. Mit Recht setzt Hr. *Richter* das Auszeichnende des Werkes in zarte Empfindung und eine gewisse Naivetät der Darstellung, die immer Kennzeichen einer schönen Seele sind, und charakterisirt den Vf. nicht minder treffend durch die Benennung eines jungen Anacharsis, welcher nicht weniger Bildung als einen mit den mannichfaltigsten Kenntnissen ausgestatteten Geist zeigt. Ein Anflug von Sentimentalität, der über das Ganze gehaucht ist, macht das Buch dem sanften Geschlecht zu einer anziehenden Lectüre, der Mann aber dürfte deren wohl bisweilen ein wenig zu viel finden. Was ein strenger Kritiker gern vermissen würde, ist hie und da eine doch gar zu unbedeutende Stelle. Einen nicht kleinen Theil seines Interesse verdankt dieses Buch den erwünschten Bekanntschaften, in welche der Vf. uns mit einer Reihe geliebter, berühmter und besprochener Personen bringt. Die Unterredung mit *Kant* in Königsberg, abgerechnet, dass sie die Quintessenz der Moralphilosophie dieses Philosophen enthält, macht uns den einfachen liebenswürdigen Weisen so anschaulich! *Nicolai* wittert Jesuiten und Krypto-Katholiken! *Platner* nennt ihm viele Russen, die seine Schüler gewesen, nur, sagt er, war ich damals noch nicht das, was ich jetzt bin; in *Weisse* freut man sich der Erinnerung an des anmuthigen Dichters, des liebenswürdigen Kinderfreundes. Nicht ohne innigen Herzensantheil wird man mit dem Vf. von *Herder* scheiden, dagegen *Wieland's* ahnende Seele bewundern. Der sonst so launige Greis empfing unseren Reisenden sehr launisch: denn er traute den Reise-Tagebüchern nicht, die nachher so oft gedruckt erscheinen, und vor dem Publicum plaudern, was man traulich sprach. *Goethen* sah der Vf. nur, aber *Herder* las ihm mehrere Gedichte desselben vor, worunter Jenem besonders das: *Meine Göttin*, gefiel. Das ist wahrhaft griechisch, sagte er, welche Sprache! Welche Reinheit und Leichtigkeit! Sehr interessant sind die Nachrichten von *Lenz*, diesem merkwürdigen Kopfe. Voll Rührung und Achtung steht *Lavater* an dem Bett einer Sterbenden, und man kann den enthusiastischen Verfasser der physiognomischen Fragmente in folgender Anekdote nicht verkennen. *Lavater* war mit seinem Sohne bey *Bonnet* zum Besuche, auf einmal sprang er auf, riss *Bonnet* die Peruque vom Kopf, und sagte zu seinem Sohne: Siehe Heinrich, wo du einen solchen Kopf siehst, da lerne Weisheit! — *Bonnet* lobte *Lavater's* Herz, doch meinte er, Philosophie bey ihm zu lernen, sey nicht räthlich. Erfreut horcht man des Andenkens der Schweizer an *Klopstock* und ihren *Gessner*, steht mit einer Empfindung, gemischt aus Ehrfurcht und Liebe, vor *Bonnet*, und liest mit stiller Trauer den Brief des sterbenden *Haller*. Herzlichen Antheil nimmt man an *Baggesens* sonderbarem Schicksale, wodurch es dem Reisenden (man denkt der Parthenais hiebey) das Glück seines Lebens, Sophie Haller, in die Arme führte, und freut sich in Lyon, als einer lieben Erscheinung, des trauten Landsmannes *Matthisson*. Rec. hat auf diese Weise fast die ganze Reiseroute bezeichnet, und kann nur noch versichern, dass, wenn auch mehrere eingewebte Erzählungen uns nicht ergötzten, wir doch von Moskau bis Paris nicht um Unterhaltung verlegen seyn würden. Nicht bloss weil der Vf. viel Sehenswürdiges sah, z. B. die Aufführung des Don Carlos in Berlin, die dresdner Gallerie, die Kunstwerke in Manheim, die Petersinsel, Holbeins Todtentanz in Basel, die römischen Wasserleitungen in Lyon, Vestri's bewundernswerthen Tanz u. a. m., auch nicht bloss, weil er uns an viele Orte führt, wo tausend holde Erinnerungen uns ansprechen — *Veraz*, *Meillerie*, *Clarent*, wer hört diese Namen ohne Empfindung? —: sondern auch, weil die Dazwischenkunft eines Dr. Becker, als Reisegefährten des Vfs., dessen Begebenheiten und ganze Art zu seyn das Buch noch überdiess, wie einen Roman, mit dem Interesse der Neugier und öfterer Überraschung würzen. Als Probe von des Vfs. Art zu erzählen, und die Dinge anzusehen, heben wir nun noch die Stelle aus, wo er in *Ferney Voltaire* schildert, Bd. 3 S. 160: „Und Alles ist in dem Zimmer, das *Voltaire* bewohnt hat, so geblieben, wie es bey

seinem Leben war. Das Ameublement und die Verzierung dieses Zimmers sind schön und reich. In einem anderen Zimmer, wo sein Bett steht, war auch sein Herz aufbewahrt. Diess hat aber Mad. Denis, seine Erbin, mit sich nach Paris genommen. Nur die Urne von schwarzem Marmor ist zurück geblieben, auf deren Mitte die Worte stehen: *Son esprit est partout et son coeur est ici*, und oben: *Mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de Bus.* — An der Wand sieht man verschiedene Porträte. Das erste ist das Bildniss der grossen Catharina, von ihr selbst in Seide genäht, mit der Überschrift: *présenté à Mr. Voltaire par l'auteur.* — Diess Schlafzimmer diente ihm auch zum Kabinet, aus welchem er Europa belehrte, rührte und ergötzte. Ja, meine Freunde, es ist nicht zu leugnen, kein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts hat so stark auf seine Zeitgenossen gewirkt, als *Voltaire*. Zu seinem Ruhme muss man gestehen, dass er es vorzüglich war, der die Toleranz in Sachen des Glaubens verbreitete, die nun unsere Zeiten auszeichnet, und noch mehr machte er den schändlichen Aberglauben verhasst, dem man noch im Anfange dieses Jahrhunderts so viele blutige Opfer in Europa brachte. Er schrieb für Leser von allen Classen; Gelehrte und Ungelehrte verstanden ihn, und Alle bezauberte er. Niemand verstand es noch so gut, das Lächerliche an den Dingen auszuheben, und keine Philosophie hielt es gegen seine Ironie aus. Das Publicum war immer auf seiner Seite, denn er verschaffte ihm das grosse Vergnügen — zu lachen. In der That findet man in seinen Schriften nicht jene grossen Ideen, die der Genius der Natur, so zu sagen, unmittelbar gewissen auserwählten Sterblichen einhaucht; aber diese Ideen verstehen auch nur die Wenigsten, und daher ist ihr Wirkungskreis auch so beschränkt. Mit Vergnügen betrachten wir den Flug der Frühlingslerche; aber wessen Blick vermag es, dem Adler in die Sonne zu folgen?" — S. 137 finden wir als Vermuthung, was sonst Jemand als gewiss behauptete, *Rousseau's* Heloise möge vielleicht *Goethe's* Werther das Daseyn gegeben haben. Wenn diess wäre: so ist die Heloise gewiss nicht mehr als die Veranlassung gewesen: denn welch ein Unterschied unter jenem St. Preux und diesem Werther! Abgerechnet, dass jener sich auf dem Wege des Raisonnements, dieser hingegen des tiefsten, reizbarsten und erhabensten Gefühls zu Grunde richtet, womit er gewaltsam an die Grenzen der Menschheit anstösst, so fehlt auch unendlich viel, dass Jener nur halb so gut ein individualisirtes Ideal wäre, als dieser, und in Hinsicht des Kunstwerths steht die Heloise weit unter Werther. Das fühlte auch der Vf., denn in einer Note sagt er, *Goethe's* Roman sey im Ganzen wahrer und natürlicher. — Die Übersetzung liest sich angenehm, fliessend und correct. Das Äussere des Buches empfiehlt sich durch Niedlichkeit, nur in dem zweyten Kupfer des 2 Bandes hat Hr. *Jury* den nöthigen Ausdruck verfehlt.

Rg.

DARMSTADT, b. Heyer und Leske: *Fussreise aus der Gegend von Cassel über den Vogelsberg nach Heidelberg und Coblenz, von da zurück über einige Bäder des Taunus.* Unternommen im Nachsommer 1815. Geschildert in Briefen von *Ludwig Boclo.* 1815. 384 S. 8.

Der Vf., damals Privaterzieher in Melsungen, machte diese Fussreise in Gesellschaft seiner Zöglinge, und gab dieselbe heraus, um mit *Niemeyer* „auf einen äusserst wichtigen Punct der Erziehung aufmerksam zu machen, und denselben zur Sprache zu bringen, nämlich den der *Fussreisen mit Zöglingen.*" Die auf dieser Reise gemachten Bemerkungen übergiebt er der Lesewelt, die denn das Büchlein gewiss unterhaltend, und ihres Beyfalls würdig finden wird, etwa abgerechnet (S. 33) die Erzählung von der Trockenhorte über dem Ofen im Gasthofe zu Holzburg, „auf welcher *etliche* Escadrons Husaren *bequem* manövriren könnten," die Schilderung des Wirths (S. 34), von dem man nicht einsieht, warum er der *Antichrist* genannt wird, weil er ein geduldiger Ehemann ist; auch kann man nicht eben für anziehend halten, wenn man drucken lässt (was doch die *Zöglinge*, als Reisegefährten, auch lesen werden), dass man eine Wirthin neben ihren 11 und 9jährigen Jungen „in dem Costüm, in welchem man die Welt begrüsst (S. 43), im Bette liegen sah, aber doch nicht glaubte, dass das obere Drittheil ihres Körpers, den die tolerante Decke unverhüllt liess, zu dem Busen einer Venus als Modell gedient hätte;" oder wenn erzählt wird (S. 132), wie Sokrates über einen Gemeinspruch eines Schauspieldichters sogleich das Theater verlassen konnte. Nebenher erfahren wir (S. 129), dass man „die Opern, auf dem Theater zu Darmstadt aufgeführt, beynahe das *Weitergehtsnicht* der Kunst nennen darf." Übrigens ist das Werkchen sehr lebhaft und leicht geschrieben, aber durch viele Druckfehler entstellt.

Mm.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Kulmbach*, b. Spindler: *Die Geschichte der Pfarrey Marienweiher im Mainkreise des Königreichs Baiern*, aus pfarrlichen und anderen sicheren Urkunden verfasst von dem dermaligen Pfarrer *A. F. Hofmann.* 1816. 94 S. 8.

Der Vf. beurkundet weder Kenntnisse der allgemeinen noch der besonderen Geschichte. Er benutzte nichts als das Werk, welches der ehemalige Weihbischof *Förner* unter dem Titel: *Beneficia miraculosa deiparae virginis Weiwensis.* 1630. 4. herausgab. Da seine durch die Kriege der Hussiten, Bauern und Schweden zerstörte Pfarr-Registratur keine Urkunden darbot: so hätte er nicht allein alle bisher erschienenen Geschichten des baireuther und bamberger Landes, sondern auch alle Registraturen der umliegenden Ämter benutzen sollen, um etwas Vollständigeres zu liefern. Ist aber die Schrift mehr für die Wallfahrter, als für das sachkundige historische Publicum bestimmt: so ist unbegreiflich, warum die Pfarrey als Wallfahrt nicht näher beschrieben wurde. Statt dessen theilt der Vf. einige statistisch-topographische Nachrichten mit, aus welchen hervorzugehen scheint, dass er die ganze Schrift nur herausgab zur gelegentlichen Beschwerde, wie die ehemaligen Pfarreinkünfte geschmälert worden seyen.

Ck.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Osiander: *Untersuchungen zur jüdischen und christlichen Religionsgeschichte* von D. *Ernst Gottlieb Bengel*, ord. Prof. der Theologie und Superattendent des theol. Seminariums zu Tübingen. 1 St.

Auch unter dem Titel:

Über das Alter der jüdischen Proselytentaufe: eine historische Untersuchung von D. E. G. *Bengel*. 1814. 128 S. 8. (14 gr.)

Lange ist Rec. keine so gründlich bearbeitete und mit so vieler Gelehrsamkeit ausgestattete kirchenhistorische Schrift vorgekommen, und er freut sich sehr der Hoffnung, dass diesem ersten Stücke bald mehrere solcher Untersuchungen aus der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte vom Vf. nachfolgen werden. Bekanntlich sind die neuesten wie die älteren Theologen noch immer nicht darüber einig, ob die Proselyten-Taufe, deren der Talmud (der Vf. schreibt immer, aus nicht ganz verwerflichen Gründen, Thalmud) und wenn gleich nicht die Mischna, doch sowohl die babylonische als jerusalemische Gemara unbezweifelt als eines uralten Gebrauchs erwähnt, älter als die Taufe Johannis oder Christi sey oder nicht, und diese Frage sucht der Vf. der Entscheidung nahe zu bringen. Er ist für die Affirmative, zieht aber sowohl die inneren als äusseren Gründe, die für und wider die Behauptung vorgebracht worden sind oder werden möchten, in eine sehr ruhige Erwägung, und glaubt endlich Alles dadurch auf das Beste ausgleichen zu können, wenn er annimmt, dass dieser Ritus durch die Pharisäer einige Zeit vor Johannes dem Täufer, aber nach den Zeiten des Johannes Hircanus entstanden, nicht sogleich allgemein geworden, aber nach Zerstörung des Tempels der Beschneidung gleichgeachtet, wohl gar derselben vorgezogen worden sey. Rec. glaubt kaum, dass Jemand diese Hypothese nach dem, was hier darüber gesagt ist, unwahrscheinlich finden könne, und er wünscht nur, dass auf einige aus dem N. T. hergenommene Gründe, welche wahrscheinlich machen, dass die Proselytentaufe schon damals, als Johannes der Täufer auftrat, sehr gewöhnlich gewesen seyn müsse, noch mehr Gewicht gelegt worden, oder dass sie in ihrer Stärke mehr dargestellt worden wären, als es geschehen ist. Denn da nach den Erzählungen des N. T. die Heiden offenbar von den Juden für unrein gehalten wurden: so wird, nach Rec. Dafürhalten, schon dadurch wahrscheinlich, dass jene sich, wenn sie Juden würden, eine Abwaschung als Zeichen der ihnen nöthigen und ihnen nun zu Theil werdenden Reinigung mussten gefallen lassen; anderen Theils aber würde Johannes kaum darauf verfallen seyn, zu taufen, wenn nicht schon dieser Gebrauch als ein Symbol nöthiger und zu erhaltender Reinigung in Übung gewesen wäre, und die Erzählungen von seiner und Christi Taufe würden ganz anders lauten müssen, als wir sie haben, wenn dabey nicht die Taufe der Unreingeachteten als bekannt vorausgesetzt würde. Denn z. B. die Taufe Johannis wird geradezu eine Taufe της μετανοιας genannt, es wird gesagt, dass die Täuflinge sich als Sünder (als Unreine) bekennen mussten, ohne dass die Verbindung, in welcher Taufe und Sünde steht, angedeutet wird, welches doch geschehen musste, und besonders von Johannes dem Evangelisten, der jüdische Gebräuche, wo es Noth thut, erläutert, gewiss geschehen seyn würde, wenn es nicht etwas Allbekanntes gewesen wäre. Bloss dadurch, wenn wir wissen, dass Heiden, die für unrein gehalten wurden, sich als Proselyten einer Abwaschung unterwerfen mussten, wird es klar, wie Johannes, der urtheilte, auch die Juden seyen darum noch nicht rein, weil sie Juden wären, sie bedürften noch einer Reinigung, nämlich der moralischen, diese sollten und würden sie durch den Messias erhalten, auf den Gedanken kommen konnte, Juden zu taufen. Dadurch wird es auch recht deutlich, dass der grösste Theil der Juden, da sie sich schon für rein hielten, an dieser Taufe einen Anstoss nahmen, der bessere aber sie sich gefallen liess. Auch, dass das Synedrium bey dem, was Johannes that, gar nicht gleichgültig blieb, lässt sich nur dadurch, aber auch dadurch hinlänglich, erklären, wenn die grosse Bedeutung dieser an sich sehr unschädlichen und unbedeutenden Handlung schon bekannt war. Die Bedeutung kann aber kaum dadurch bekannt gewesen seyn, dass levitisch unrein Gewordene sich waschen oder baden mussten: denn dazu bedurfte es keines *Täufers*, und das würde nur zu der Meinung geführt haben, als hätten diese Täuflinge sich auch levitisch unrein gemacht, welche Idee doch Johannes sicher vermeiden wollte. Johannes muss auch wohl dabey etwas gesprochen haben, und was sollten seine Worte bey solchem Anlasse für einen anderen Inhalt gehabt haben, als den: Wenn ihr

auch von Abraham abstammt und das Gesetz beobachtet: so seyd ihr doch unrein, ihr müsst gereinigt werden, wenn ihr in das Reich des Messias eingehen sollt. Dadurch sollt ihr rein werden. Darum taufe ich Euch, wie Eure Priester heidnische Proselyten taufen.

Etwas Neues enthält übrigens diese Schrift nicht, und diess war auch wohl bey einem so viel behandelten Gegenstande nicht zur erwarten.

Dfr.

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Beförderung der theologischen Wissenschaften, insonderheit der neutestamentlichen Exegese.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Heinrichs,* Superintendent in Clötze. Erster Band. Zweytes Stück. 1805. VIII u. 178 S. 8. (12 gr.)

Das zweyte Stück dieser Schrift, deren erstes in unserer A. L. Z. 1805 No. 51 von uns beurtheilt worden ist, enthält exegetische Aufsätze und Bemerkungen, theils von dem rühmlich bekannten Herausgeber, theils von mehreren seiner näheren Amtsbrüder. In dieser Hinsicht kann man sie als eine vaterländische Schrift betrachten, und so giebt sie einen rühmlichen Beweis, dass die Mitarbeiter bey ihren Amtsgeschäften das gelehrtere Studium der theologischen Wissenschaften nicht vernachlässigen. Auch ist es die Absicht des Herausg., dadurch den Untersuchungsgeist über theologische, vorzüglich exegetische Gegenstände zu erwecken, und ihm Nahrung zu geben. Wir zeigen den Inhalt kürzlich an. I. Enthält *zwey neue Versuche zur Erklärung der Stelle Gal.* 3, 20, wodurch aber die Schwierigkeiten derselben nicht gehoben werden. Hr. Superint. *Lindemann* will unter ἑνος *Abraham* verstehen, und erklärt die Stelle: „die eine Partey, Abraham, war Einig; die andere Partey, Gott, ebenfalls: also bedurfte es hier keines Mittlers. Es bleibt also bey den diesem ἑν gegebenen Verheissungen, und das Gesetz muss weichen." Wenn auch, wie der Vf. will, das Prädicat, *der Einzige*, eine bey den Juden gewöhnliche und allgemein bekannte Benennung Abrahams war (welches die von dem Vf. aus dem N. T. angeführten Beweisstellen nicht beweisen): so scheint doch in der hier versuchten dunklen Erklärung, in so fern wir sie verstehen, *Einzig* und *Einig* mit einander verwechselt worden zu seyn. — Die andere Meinung von Hn. Superint. *Vassmer* versteht unter ἑνος die aus Heiden und Juden gebildete christliche Religionsgesellschaft, oder die *Kirche* (v. 28 vgl. v. 26). „Der Mittler (Moses) ist nicht Mittler zur Vereinigung aller, da doch auf der andern Seite Gott der einzige Gott ist." — Diesem ist noch eine Erläuterung der Parabel vom Mammon, Luc. 16, von *Lindemann* beygefügt. II. *Eine Erklärung der Stelle Matth.* 11, 19 von Ebendems. Er findet darin einen ironischen Tadel der Zeitgenossen Jesu, denen auch der beste Lehrer es nicht nach Wunsch machen konnte. Von Johannes, der die strenge Lebensart eines alten Propheten wählte, sagten sie: Δαιμονιον ἐχει! und Jesus, der sich freundlich den Menschen anschloss, und an ihren Gesellschaften Theil nahm, hiess ihnen ein ἀνθρωπος φαγος και οινοποτης. „Eben dadurch, sagt J., wird die Weisheit gerechtfertigt — ihre eigenen Kinder, d. i. die sich weise dünkenden, in der That aber thörichten, Juden müssen eben durch ihr widersinniges Betragen zeigen, dass sie über alle thörichten Urtheile weit erhaben sey." III. *Erklärung des Wunderbaren in der Geschichte des mit einer Legion Teufel Besessenen,* von Hn. Sup. *Vassmer.* Sie ist folgende: Der Dämonische ist ein Wahnsinniger, der die Grille hat, er sey von einer Legion Teufel besessen. Wie er Jesum sieht, von welchem er durch das Gerücht vernommen hatte, dass er Teufel austreibe: so ergreift ihn der ängstliche Gedanke, jetzt erst würden sie, vor ihrer Verbannung in den Ort der Qual, ihn heftiger als jemals peinigen. Daher die Bitte des Dämonischen, ihn nicht zu quälen. Jesus bemerkt dieses, und sucht ihn dadurch zu beruhigen, dass er ihn auf einen andern Ideengang leitet; er fragt nach seinem Namen. Aber eben dieser Name ist „der Hauptpunct, um den er raset"; seine Angst wird noch grösser. Jetzt sucht er seine böse Gesellschaft und zugleich den jüdischen Zauberer (der Vf. hält nämlich den Dämonischen für einen Heiden, vorzüglich wegen des Ausdrucks v. 7 υἱε του Θεου του ὑψιστου, der aber ächt hebräisch (Pf. 82 u. 89) und jüdisch (Luc. 1, 32) ist) zu gewinnen. Der Hass der Juden gegen die Schweine, und von der anderen Seite die Liebe der Teufel zu den Schweinen (?) soll ihm von seiner Qual helfen. Sein vernünftelnder Unsinn verwechselt seine eigene Person und die in ihm geglaubte Gesellschaft. Daher die Bitte: Erlaube, dass wir in die Säue fahren. Jesus, der wohl wusste, dass man dem Wahnglauben eines Nervenkranken nicht widersprechen dürfe, wenn man ihn heilen wolle, gewährt ihm seine Bitte, und eben in dem Moment stürzt die Heerde Schweine in den See. Diess ging aber auch ganz natürlich zu. Nämlich eins von den Schweinen ergreift in dem Augenblick die Tollwuth; oder das, in Niedersachsen sogenannte „Bissen," eine gewöhnliche Krankheit beym Heerdenvieh. Das Schrecken ergreift nun auch die anderen Schweine, die ganze Heerde stürzt in den See und ersäuft. Das Wunder, oder Wunderbare bey der Sache lag also bloss darin, dass J. in dem Augenblick, worin der Wahnsinnige ihm die Bitte vorlegt, es weiss, dass die den Säuen natürliche Krankheit, das Bissen, sie ergreifen würde. — Schwerlich dürfte die Erklärung mehr Glück machen, als die andere, nach welcher der Dämonische die Heerde selbst hineintreibt: — freylich, wie *Kästner* bemerkte, ganz gegen die Natur der Schweine, die gar nicht leitsam, sondern vielmehr sehr geneigt sind, einen demjenigen entgegengesetzten Weg zu nehmen, welchen der Treiber sie führen will. — Wenn der Vf. glaubt, dass auch die Jünger Jesu von dem Volksglauben an Dämonen-Besitzungen frey gewesen seyen: so möchte dieses schwer zu beweisen seyn, und vielmehr das Gegentheil aus Matth. 14, 26. Luc. 24, 37. Joh. 9, 2 und anderen Stellen, so wie aus der ganzen Bildung und dem Charakter derselben sich vermuthen lassen. — IV. *Die Bekehrungsgeschichte Pauli Apost. Gesch.* 9, *psycho-*

logisch erläutert, von Hn. Pastor *Schultze*. Ein plötzliches Gewitter erweckt sein Gewissen, der Blitz blendet ihn, er glaubt in dem Donner die angeführten Worte zu hören, die Blendung seiner Augen ist ihm ein Wink, „blind zu seyn für die Ausspähung der Jünger Jesu." Das Gerücht von dem Vorfall verbreitet sich in Damaskus, die Christen glauben den Vorfall nicht ungenutzt lassen zu dürfen. *Ananias*, der Vorsteher, ist bedenklich, ob er zu dem Verfolger gehen solle, ein Traum bestärkt ihn in dem Vorsatz, er geht. Dieses und die Wiedererhaltung des Gesichts gewinnt den Verfolger u. s. w. Ähnliche Begebenheiten von Lyttleton, Bessus und Luther werden verglichen. — V. *Erklärungen einzelner Stellen des N. T.* von Hn. Candidat *Herbst*, mit Bemerkungen vom Herausg. Letzterer bezieht die Doxologie Rom. 9, 5 auf Christus. Rec. muss gestehen, dass ihn die Gründe desselben nicht überzeugt haben. Bey Paulus ist die *ratio grammatica* nicht immer erstes hermeneutisches Gesetz. Das haben bey dieser Stelle die Kirchenväter stillschweigend, und unsere besten Exegeten laut anerkannt. Eben so wenig können wir mit demselben die Erklärung des Hn. *Herbst* scharfsinnig finden. Er will nämlich statt ὁ ὢν lesen ὧν ὁ, oder και vor ὁ ὢν suppliren, und dann übersetzen: „Sie (die Israeliten), die stolz seyn können auf ihre ehrwürdigen Väter, auf den aus ihrer Mitte entsprossenen Messias, und auf den nur allein von ihnen als Schutzgott verehrten, allererhabensten und in alle Ewigkeit gepriesenen Gott." Was liesse sich bey einer solchen Interpretation nicht alles in einen Schriftsteller hinein und heraus dollmetschen! Nicht glücklicher ist, wie auch der Herausg. gesteht, die Erklärung von 1 Pet. 3, 19, wo das τοις ἐν φυλ. πν. heissen soll: „Menschen, die mit den Begierden des Körpers, mit dem Körper selbst, der für sie Gefängniss ist; wie mit den übrigen Hindernissen dieser Welt zu kämpfen haben." VI. *Über die Taufe Jesu* Matth. 3, 16 u. s. w. *Von Hn. Pastor Görtz* zu Hannover. Der Vf. nimmt an, Jesus habe nicht gewusst, wenigstens bezweifelt, ob er zum Messias bestimmt sey. Er habe deshalb sich dem Täufer anschliessen und seines Rathes bedienen wollen, um ein thätiger Anhänger des Messias zu werden, dessen nahe Ankunft Johannes verkündigte. Denn es fehlte Jesu, bey seiner sonst in stiller Abgezogenheit und Studium vollendeten Geistesbildung, bloss nur noch an dem Heldenmuth, selbst als Retter seiner Nation aufzutreten. Während der Taufe kommt ein Gewitter, er erkennet darin das Symbol der Allmacht Gottes, wird begeistert und fasst in diesem Moment den festen Entschluss, Retter seines Volks zu werden. Johannes selbst glaubt in den herabfahrenden Blitzen den göttlichen Geist herniederkommen zu sehen, und in dem Donner die Stimme des Allmächtigen zu hören. πνευμα ἁγιον bedeutet hier, nach dem Vf., „nicht, wie sonst wohl, alle Seelenkräfte, sondern nur allein Muth." Der Zusatz ὡσει περιστεραν bezeichnet Schnelligkeit, also wie der Blitz, wie der Wind sey der hohe begeisternde Muth auf ihn herabgekommen. Das σωματικῳ εἰδει des Lucas wird gegeben: „es war ihm, als ob ihm im sichtbaren Blitze plötzlich die unsichtbare Gotteskraft zu Theil würde." Der Vf. fehlt darin, dass er seine philosophische Ansicht und Deutung, welche die richtige seyn mag, auch philologisch in den Worten des historischen Mythos finden will. Deshalb fehlt es seiner Erklärung an Haltung. VII. *Über den λογος beym Johannes*. Der Herausgeber giebt hier eine kurze Übersicht der vorzüglichsten Meinungen über den Zweck des Evangel. Johannis, und stimmt der Behauptung bey, dass es für Juden oder judaisirende Christen in der Absicht geschrieben sey, um diese von der Messianität Jesu zu überzeugen. Diess sey noch der Zweck des Prologs; der λογος des Johannes entspreche der חכמה oder σοφια des A. T.; die Parallelstellen des letzteren werden mit den Aussprüchen des Evangelisten gut zusammengestellt, und letztere aus ersteren erklärt. Wenn aber der Vf. glaubt, dass noch in keiner Schrift hierauf besonders aufmerksam gemacht sey (S. 126): so wundern wir uns, dass er nicht an H. D. *Ammon* dachte, der schon in dem Programm *de prologi Johannis fontibus et sensu* alle jene Stellen anführte. Sonst enthält diese Abhandlung viele gute Bemerkungen, und scheinet uns die gehaltreichste dieses Stücks. Übrigens ist es auffallend, dass so oft in dieser Schrift auf die *Neuheit* der Meinungen und Erklärungen aufmerksam gemacht wird — eine Eigenschaft, die zwar dem Geiste der Zeit sehr zusaget, aber nicht immer das Gebiet der Wissenschaft in seinem Innern fester begründet. Wir bedauern übrigens, dass diese Schrift keinen glücklichen Fortgang gehabt zu haben scheint: wenigstens ist, ausser den angezeigten 4 Stücken des ersten Bandes, uns nichts weiter zugekommen.

mr.

Gmünd, b. Ritter: *Ein paar interessante Pastoralfragen*, beantwortet von *G. F. X. Bröm*, Pfarrer zu Strasdorf. 1810. 3tes Heft. 118 S. 4tes Heft. 136 S. 12. (16 gr.)

Wir sehen hier den bey Beurtheilung der beiden ersten Hefte dieser Pastoralfragen (J. A. L. Z. 1811. No. 220) geäusserten Wunsch, dass der Vf. sie fortsetzen möchte, erfüllt, und wir können sogar hoffen, dass daraus eine dauernde, nur etwas mehr umfassende Zeitschrift werden wird. Denn dem vierten hier vorliegenden Hefte ist schon ein anderer Titel beygegeben, der allen bisher erschienenen vorgesetzt werden soll:

Abhandlungen und Aufsätze über interessante Gegenstände aus den Berufswissenschaften des pastorirenden (sic!) *Geistlichen.* Erster Band.

und auf dem Umschlage des genannten Hefts wird bemerkt, dass jährlich ein ähnlicher Band in zwey halbjährigen Lieferungen erscheinen soll. Katholische Seelsorger können erwarten, darin nützliche und angenehm eingekleidete Belehrungen für sich zu finden, und auch protestantische Prediger werden manche lehrreiche Unterhaltung für sich dadurch bekommen. Das dritte Heft redet zuerst von den Hausbesuchen der Geistlichen bey ihren Gemeindegliedern, die der Vf. weniger empfehlen will, als es

neuerlich von mehreren katholischen Pastoraltheologen geschehen ist. Was er sagt, ist nicht ganz ungegründet, es wird aber erreicht, wenn der Seelsorger sich nicht mit seinen Pfarrkindern zu sehr gemein macht, und nicht etwa die Zechhäuser besucht, um auch dort das Evangelium zu verkündigen, eingedenk dessen, was Christus Matth. 7, 6 sagt. Sonst glaubt Rec., dass wenigstens bey den Protestanten in den Stadtgemeinden diese Hausbesuche viel zu sehr in Abnahme gekommen, und dass ihre Seltenheit eine von den Hauptursachen ist, warum durch die Prediger nicht mehr Religiosität befördert wird. Es versteht sich, dass Klugheit und Würde darin gezeigt werden müsse, aber wie nützlich man dadurch werden kann, und wie der Prediger nie das rechte Zutrauen bey der Gemeinde erlangen, und den rechten Eingang bey ihr finden wird, wenn er sie ganz versäumt oder zu wenig darauf hält, leuchtet bald ein. Bey ihnen kann er allein sorgen, dass die Kinder zu rechter Zeit in den Religionsunterricht kommen; durch sie wird er hauptsächlich den Kirchenbesuch gewöhnlicher machen, oder seine Verabsäumung verhindern; bey ihnen wird er allein individuelle Belehrungen und Rathschläge geben können. Vielleicht geschieht hierin von katholischen Geistlichen, welche gern Gewissensräthe werden, leicht zu viel; protestantische Pfarrer thun aber gewiss heutiges Tages darin viel zu wenig. Die zweyte Abhandlung ist kurz, aber sehr erwecklich. Sie führt den Prediger, der fragt, wie er sich beruhigen soll, wenn er wenig Nutzen von seinen Bemühungen sieht, in sich selbst zurück. Die dritte will zeigen, welche Grundsätze und Bewegungsgründe denen entgegenzustellen sind, welche glauben, dass ihnen Unrecht geschehen sey, und die sich selbst zu ihrem Rechte, auch wohl durch Ungerechtigkeit, verhelfen zu können meinen, z. B. Dienstboten, die sich für verkürzt halten, und nun ihre Herrschaft übervortheilen, um sich schadlos zu halten. Rec. sollte meinen, dass jeder Prediger leicht wissen werde, solchen Leuten mit Nachdruck zu begegnen. Wenn dadurch nicht genug gewirkt wird: so kömmt es nur davon her, dass solche Vorstellungen schwächer als die entgegengesetzten wirken, weil sie den Seelen nicht oft genug vorschweben und nicht gegenwärtig genug sind. Diess aber zu erlangen, kostet die meiste Mühe. Das vierte Heft beschreibt etwas declamatorisch den Nutzen und Schaden der Aufklärung, um darauf einige Regeln zu gründen, die der Prediger zu beobachten hat, wenn er in Schulen oder auf der Kanzel gern aufklären möchte. Mit Recht erinnert der Vf. daran, dass Aufklärung noch nicht Religiosität sey, und dass man, da man sich in Ansehung der Unterrichtszeit einschränken muss, Jedem vorerst nur das Allernothwendigste beybringen solle. Eine Vorschrift hat Rec. hier vermisst, die seiner Meinung und Erfahrung nach sehr weit führt, die nämlich, dass man Alles lehren könne, was man auf die Vorkenntnisse des Lernenden hinlänglich gründen kann, dass man sich aber durchaus hüten müsse, Lücken zwischen den schon vorhandenen und den neumitgetheilten Kenntnissen des Schülers zu lassen. Bey Geringschätzung dieser Regel verbreitet man Halbwisserey und eingebildetes Wissen. Eine Äusserung des Vfs., dass die Menschen sich von Geburt aus in active und passive, in rationelle und geborene Empiriker trennen, und dass man diesen Unterschied, den die Geburt macht, durch nichts aufzuheben vermöge, kann leicht missverstanden und unrecht angewandt werden. Bekannt ist: *Non ex quovis ligno fit Mercurius*; aber man muss doch versuchen, was man aus dem Menschen machen kann, ohne schon vorher anzunehmen, dass aus ihm nichts gemacht werden könne.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Kiel*, in der akad. Buchhandl.: *Warnung vor der Kirchenscheu.* Eine Predigt, gehalten am 2. Sonntage des Adv. 1814 über Hebr. 10, V. 23 — 25 von *Joh. Georg Fock*, Consistorialrath u. s. w. 24 S. gr. 8. (4 gr.)

Diese Predigt giebt einen neuen Beweis für die in öffentlichen Blättern wiederholt erhobene Klage, dass in den dänischen Staaten das kirchliche Leben fast ganz erstorben sey. Diese Erscheinung kann nicht, wie Einige wollen, bloss an den schlechten Predigten liegen, da ein Mann von so anerkannten Verdiensten, wie Hr. *F.*, dessen Gemeinde in Kiel aus 12000 Seelen nach S. 8 besteht, seine Kirche leer sieht, und nach langen Anstrengungen zu folgenden Äusserungen sich genöthigt sieht (S. 18): „dass es ihm wehe thue, zu bemerken, dass die Stimme Gottes, die durch die grossen Begebenheiten der Zeit so laut und stark zu den Völkern der Erde spricht, um sie vom Leichtsinn zum Ernst zurückzurufen, dass diese Stimme, die in anderen Gegenden so manche Gemüther aus dem Schlummer wieder aufgeweckt und angetrieben hat, den Herrn, den sie verlassen hatten, wiederzusuchen, dass diese Stimme, wie es scheint, die Herzen und Ohren Vieler von seiner Gemeinde verschlossen finde, und dass die harten Schläge des Schicksals, die wir empfunden haben und noch empfinden, so wenig vermögen, die Menschen zu den verlassenen Tempeln und Altären wieder zu versammeln.“ Hr. *F.* hielt es daher für Pflicht, das kleine Häuflein, das dem Herrn und seinem Dienste noch treu ist, zu warnen und zu befestigen. In der Predigt selbst drückt er das Thema aus: *Ein öffentliches Wort wider die unter uns so sehr überhand nehmende Kirchenscheu*, und zeigt 1) die vornehmsten Ursachen dieser Seelenkrankheit, die wahrlich nicht rühmlich sind; 2) legt er einige nachdrückliche Warnungen und Ermahnungen in dieser Rücksicht ans Herz. Zu 1 wird angeführt die Religionsscheu, ein schwer verwundetes Gewissen, falsche Schaam und die stolze Einbildung, aufgeklärt und gebildet genug zu seyn, um der Übungen der Religion nicht mehr zu bedürfen; 2 enthält die Bitte an die Zuhörer, sich nicht auch unvermerkt von der Kirchenscheu ergreifen zu lassen, und diesem verderblichen Übel mit weisem Eifer auch bey Anderen möglichst entgegenzuarbeiten. Die Ausführung ist klar, herzlich und andringend; allein der Text ist gar zu wenig benutzt. Gegen die Eintheilung dürfte die Logik zu erinnern haben, dass die Warnung und Ermahnung durch das Ganze gehen, und nicht als besonderer Theil aufgeführt werden sollten. Dessenungeachtet ist diese Predigt geeignet, ihre Absicht zu erreichen.

O. P. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: *Elementarbuch der griechischen Sprache* für Anfänger und Geübtere von *Friedr. Jacobs. Vierter Theil. Poëtische Blumenlese. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* (Auch unter besonderem Titel.) 1815. VIII und 407 S. 8. (1 Rthlr.)

Die äussere Einrichtung dieser Ausgabe ist dieselbe, wie bey der ersten geblieben, welche zugleich mit den ersten 3 Theilen dieses Elementarbuchs schon von einem anderen Rec. in unserer A. L. Z. 1813. No. 40 beurtheilt worden ist. Nur ist die Seitenzahl durch die Zusätze vermehrt worden. S. 1 — 214 stehen des Vfs. ausgewählte Stücke mit untergelegten Noten, S. 215 — 298 die lyrische Beylage von Hn. *Thiersch*, S. 299 — 407 das Wortregister.

Die Anmerkungen des Vfs. sind ganz dazu eingerichtet, die Anfänger stufenweise in die Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern formell und materiell einzuführen, durch Verweisungen auf *Buttmanns* Gr. Grammatik und durch angebrachte Erklärungen und schickliche Parallelstellen. Im Texte hat der Herausg. zuweilen eigene Conjecturen aufgenommen, unter denen wir nicht immer das Wahrscheinlichere gefunden haben. Besonders wird der Herausg. in einer neuen Auflage, die wir dem Buche um seiner Zweckmässigkeit willen wünschen, bey den Stücken des *Theognis* auf *Bekker's* Bearbeitung Rücksicht nehmen, z. B. S. 2 V. 151, S. 3 V. 875, S. 10 V. 74. V. 875 hätten wir auch eine prosodische Erörterung über die kurze Sylbe von ἀιληκότερον gewünscht. — S. 12 No. 36 V. 9 muss es οὐθ' statt οὐδ' heissen. — S. 16 No. 10 Ammian. Ep. 17 steht ἦν δ' ἄρ' ἰατρεύῃ. Cod. Vat. hat ἦν δὲ ἰατρ., woraus ohne Zweifel ἦν δ' ἰατρεύῃ zu bilden war. — S. 18 bedurfte die Quantität in Ἀκίνδυνος einer Erwähnung. — S. 22 Pallad. Ep. 124, 6. τὰ μὲν ἄκρα πέφυκε κινδύνους ἐπάγειν, ἔσχατα δ' ὕβριν ἔχει. Das Letztere erklärt der Herausg. „*dem Hohn und der Misshandlung ausgesetzt seyn*, wie αἰτίαν ἔχειν.“ Ohne diess als falsch tadeln zu wollen (s. *d'Orville* zu *Charit.* S. 485. Leipz. A.), möchten wir doch die einfachere Erklärung vorziehen, nach welcher ἔχει dem vorhergehenden ἐπάγειν entspricht. Wir übersetzen ἔχειν keinesweges durch *praebere*, worüber sich neulich ein Streit erhob (s. *Schaef.*, *Bast.* und *Hermann* zu *Greg. Cor.* S. 4. 863. 985. Vgl. *Heinrichs Observv. in Auctt. Vett.* S. 23, und *Siebelis* zu *Hellen.* S. 76), sondern durch *continere*. — S. 23. *Phalaec.* Ep. 4. Den Hiatus θαλάσσια ἔργα vertheidiget der Herausg. hier mit Recht; an einem anderen Orte hat er ihn zu verschiedenen Malen noch neuerdings wohl ohne hinlänglichen Grund verdrängen wollen. — S. 28 Ep. Adesp. 363, 3. ἱμεροθάλλεσι soll wohl ἱμεροθαλέσι heissen. — S. 58 dünkt uns der Vorschlag in Hom. Hymn. auf die Dioskuren V. 47 ἢ δ' ἔστη μεμανῖα statt ἂν δ' ἔστη μ. fast um der allzugrossen Deutlichkeit willen unnöthig. — S. 70. Bisweilen, obgleich selten, wird dem Citate aus *Büttmann's Gr. Grammatik* noch die grammatische Erklärung hinzugefügt, was uns aus didaktischen Gründen unrathsam scheint, weil sich dann die Bequemlichkeit des Lehrlings damit begnügt, und das Nachschlagen der Grammatik unterbleibt. Auch hätten an manchen Orten mehrere Erklärungen durch Verweisungen auf die Grammatik gänzlich erspart werden können. — S. 80. Die Bemerkung, „dass die Epiker häufig vor partitiven Sätzen das Ganze, welches der Regel nach im Genit. stehen sollte, in dem Nom. oder Accus. setzen,“ dürfte wohl etwas zu beschränkt seyn. S. *Matth.* Gr. Gr. S. 483. — S. 91 ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler in *Hom.* Il. ξ, 430 ein ganzer Vers herausgefallen, dessen Ergänzung der Sinn nothwendig fodert. — S. 126 Il. ω, 675 ist κλισίης εὐπήκτου gegen die Regeln der Composition. — S. 133 bey *Theokrit.* Id. XI, 22 vermuthen wir εἶθ' οὕτως statt αὖθ' οὕτως. Vgl. *Herm.* zu Viger. S. 933 N. A. *Wassenbergh's* Conjectur würde, wenn sie nicht zu kühn wäre, der dunkeln Stelle am besten aufhelfen. Wir vermissen übrigens bey den bukolischen Stücken, wie bey den homerischen, ungern eine, wenn auch kurze, Andeutung der virgilischen Nachbildungen, welche die Aufmerksamkeit des Schülers sehr aufzuregen pflegen. — S. 151. *Mosch.* Id. 3, 37. Warum der Delphin unter die klagenden Thiere hier gezählt wird, scheint uns nicht dunkel, wenn man an *Arions* Worte φιλόμουσοι δελφῖνες in dem Lobliede an Poseidon denkt, dessen Alter *Voss* hoch setzt in den *Mythol. Brief.* Bd. II. S. 184 f. *Plin.* H. N. IX, 8. *pro voce gemitus humano similis.* — S. 180 ist in der Ode der

Sappho v. 17 die falsche Lesart κ᾽ ὄττι γ᾽ ἐμῷ μάλιστ᾽ ἐθέλω γενέσθαι beybehalten worden, die geradezu das Metrum verletzt. V. 22 will der Herausg. ἀλλὰ, das Rec. stets verdächtig gewesen ist, dadurch bestätigen, dass er sagt, es würde oft, um den Nachsatz stärker herauszuheben, nach εἰ gesetzt. Allein das doppelte ταχέως in dem vorangehenden und folgenden Gegensatze: καὶ γὰρ, αἰ φεύγει, ταχέως διώξει· αἰ δὲ μὴ φιλεῖ, ταχέως φιλάσει — scheint auf etwas Ähnliches hinzudeuten. Rec. vermuthet daher αἰ δὲ δῶρα μὴ δέκετ᾽, αἶψα δώσει. In jedem Falle aber muss man wenigstens mit *Hermann Elem. Metr.* S. 678 ἄλλα schreiben, wie *Ald.* hat, und *El. Andr.* in seiner Übersetzung *dabit usque dona* fühlte. *Hermann's* übrige Vorschläge verdienen auch Berücksichtigung. — S. 191. *Eurip.* Orest. v. 273 bey γαλήν᾽ ὁρῶ wäre wohl eine kurze Andeutung von der bekannten Feinheit des attischen Ohres für den Lehrling nicht am unrechten Orte gewesen. — Dass der Herausg. jedes dramatische Bruchstück, obschon zu Anfange die eigentliche Verszahl bemerkt ist, dennoch als ein für sich bestehendes Ganzes mit neuen danebenstehenden Zahlen versehen hat, ist für den Lehrer, der eine andere Ausgabe nachsehen will, eine überflüssige Unbequemlichkeit, abgerechnet den Irrthum, den es bey unachtsamen Lehrlingen erzeugen kann. — S. 200 wird des *Archilochus* Vers, der ein Pentameter ist, wohl eine Abänderung erleiden, und δυσμενέσιν geschrieben werden müssen. S. *Archil.* fragm. ed. *Liebel.* S. 160. Vielleicht möchte man sich auch bewogen finden, die Anzahl der dramatischen Bruchstücke grösser zu wünschen, besonders im Verhältniss zu der lyrischen Beylage; doch über das Wieviel wollen wir mit dem würdigen Herausg. nicht rechten.

Die erwähnte Beylage von *Thiersch* hat keine weiteren Veränderungen erhalten. Selbst die minder nöthige Verbesserung der Worte ἐν αἰνᾷ Ταρτάρῳ bey *Pind.* Pyth. 1, 28 in ἐν αἰνᾷ Ταρτάρῳ ist S. 298 nicht zurückgenommen worden. S. *Passow* über Zweck, Anl. und Ergänz. Gr. Wörterb. S. 74.

Das Wortregister umfasst immer noch nicht alle in diesem poëtischen Theile vorkommenden Wörter, wie die Überschrift besagt. Schon von den ersteren Seiten fehlen folgende: ἀμφότερος, ἀμώμητος, βραδύνω, βραδύς, διαυγής, εὐρυάγυια, εὔζωνος, ἡγεμονεύω, κληρονόμος, κόρυς, κρονίδης, μαντεύομαι, μένος, μύριος, ὄσσε, ὀτρύνω, πολυηχής, πείραμαι, σημάντωρ, σφέτερος, τηρέω, ὑποκινέω. Es ist freylich die sorgfältige Ausarbeitung eines solchen Index mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und nirgends können bey der grössten Aufmerksamkeit Lücken sich leichter einschleichen, als während einer solchen Arbeit. Darum könnte man es rathsamer finden, wenn der Herausg. ihn gänzlich entfernte, und dafür noch einige andere Lesestücke hinzufügte; allein gegenwärtige Sammlung soll ein Hülfsmittel zur poëtischen Nebenlectüre in den mittleren Classen seyn, wo der Gebrauch und die Anschaffung eines vollständigen Wörterbuchs der ganzen Sprache gleich schwierig ist. Daher bleibt uns nur der Wunsch einer allmählichen Vervollständigung des ganzen Verzeichnisses übrig, bey dem wir auch grössere Genauigkeit der Accente empfehlen, damit z. B. nicht mehr gefunden werde: ἀγίος, ἰα, ἰον, ἠγέμων, κνημίς, ἴθος, ἀγακλυτός, ναύς, ἐυκνημίς, ἴδος, ἐύπεπλος, συγχύσις. S. 376 sind einige Verwirrungen in der Ordnung.

Bey der grossen Menge poëtischer griech. Chrestomathieen wird sich die vorliegende jedem denkenden und mit den Fortschritten seiner Wissenschaften nicht unbekannten Schulmanne als vorzüglich brauchbar bewähren, und Rec. nimmt keinen Anstand, sie als das beste Vorbereitungsmittel zur Lectüre ganzer Dichter für die mittleren Classen höherer Schulen zu empfehlen.

AB.

MATHEMATIK.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Commentatio in primum Euclidis librum, qua veritatem geometriae principiis ontologicis niti evincitur, omnesque propositiones, axiomatum geometricorum loco habitae, demonstrantur.* Auctore J. C. *Schwab*, Regi Würtembergiae a consiliis aulicis secretioribus etc. 1814. IV und 67 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat sich schon früher in einigen ähnlichen Schriften (*Tentamen novae parallelarum theoriae, notione situs fundatae.* Stuttg. 1801 und *Essai sur la situation pour servir de supplément aux principes de la Géométrie.* Stuttg. 1808) als ein gründlicher Denker bewährt, dessen Bestreben auf die Berichtigung einiger wichtiger geometrischer Elementarlehren gerichtet ist. Gegenwärtige Abhandlung gehört, wie schon ihr Titel deutlich ausspricht, in eben diese Classe. Ihr Hauptzweck ist ein Versuch zur strengen Begründung der Parallelen-Theorie, woran schon so Viele ihre Kräfte geübt haben, ohne das schwere Ziel zu erreichen. In der Vorrede werden die Geometer aufgefodert, diesen Versuch zu prüfen, und der Vf. trägt in fünf aufgestellten Fragen das Wichtigste seiner neuen Lehre vor. Diese müssen wir also zuerst näher beleuchten. — Die 1 Frage, ob die reine Geometrie eine Wissenschaft *a priori* und unabhängig von der Erfahrung sey, wird jeder Sachkundige ohne Einschränkung bejahen. Auch die 2 Frage, ob dieselbe nicht in die *einfachsten* Begriffe und *allgemeinsten* Grundsätze aufzulösen sey, wird Niemand verneinen. Die 3 Frage, ob die Begriffe von *Einerleyheit*, *Verschiedenheit* und *Lage* nicht zu den *einfachsten* gehören, darf unseres Erachtens nicht durchaus bejahet werden. Denn der Begriff von der *Lage* scheint uns kein absolut einfacher zu seyn. Seine Merkmale sind Bestimmung des räumlichen Verhältnisses mehrerer Gegenstände im Raume. Ob dieses wirklich physische Körper oder nur reingeometrische Objecte sind, ist im Allgemeinen einerley. Denkt man sich z. B. 2 gerade in einerley

Ebene befindliche begrenzte Linien A und B, die sich nicht schneiden: so wird die Lage der A gegen die B dadurch bestimmt, dass man von den Endpuncten jener auf diese 2 Lothe zieht. Die Grösse dieser Perpendikel und die Entfernung ihrer Endpuncte auf B bestimmen vollkommen die Lage von A gegen B. Die Grösse jener Lothe und dieser Entfernung sind also hier die Elemente, woraus der deutliche Begriff von der Lage hervorgeht. Ohne klare Einsicht in diese Elemente weiss man wohl, dass jede Linie, wie A, gegen jede andere, wie B, eine *gewisse Lage* haben müsse, aber *welche Lage* diess sey, ist noch völlig unbekannt. — Solche Elemente können in allen Fällen, wo von Bestimmung der Lage die Rede ist, nachgewiesen werden. — Die 3. Frage, ob die Sätze: *a) Wenn zwey gerade Linien A und B gleiche Lage unter sich haben, so haben A und B eine gleich verschiedene Lage gegen die Lage der geraden C; b) Wenn zwey gerade Linien A und B eine gleiche verschiedene Lage gegen die Lage der geraden C haben, so haben A und B einerley Lage unter sich*, nicht in den höchst allgemeinen Sätzen: *a) Gleiches unter sich ist gleich verschieden von einerley Drittem; b) Gleich-verschiedenes von einerley Drittem ist Gleiches unter sich*, begründet seyen, wird nicht eher einen deutlichen und für die Evidenz der Geometrie brauchbaren Sinn haben, bis die Begriffe von *einerley* und *verschiedener* Lage nicht bloss discursiv ausgesprochen, sondern ächt geometrisch begründet sind. Mit dieser Bemerkung ist auch zugleich die 5 Frage, ob diese zwey Sätze nicht unter die Axiomen zu rechnen seyen, beantwortet.

Das Bestreben des scharfsinnigen Vfs. ist, eine neue *Theorie von der Lage* in die Geometrie einzuführen. Ob aber diese Wissenschaft hiedurch an ihrem eigenthümlichen Vorzuge, an Evidenz, gewinnen werde, wenn jene Theorie aus dem blossen *Begriffe* der Lage (*situs est certus modus, quo plura coëxistunt, vel juxta se existunt*, §. 18) abgeleitet wird, müssen wir bezweifeln. Die strengen Geometer sind es gewohnt, die Lage geometrischer Objecte gegen einander, z. B. die Lage eines Punctes gegen eine gerade Linie, die Lage einer geraden Linie gegen eine andere gerade u. s. f., nicht bloss durch den (an sich selbst nicht evidenten) Begriff der Lage, sondern durch *Constructionen* von Linien und Winkeln zu bestimmen. Der Tausch dieser höchst klaren Constructionen gegen jenen annoch unbestimmten Begriff kann ihnen nicht behaglich und angenehm seyn. — Nach dem Vf. besteht die Natur der *geraden* Linie *in der Einerleyheit der Lage ihrer Puncte* und der *Parallelismus* zweyer geraden in einerley Ebene liegenden Linien *in der Einerleyheit ihrer gegenseitigen* Lage. Sind wohl diese Erklärungen ohne die wirklichen Anschauungen von der geraden Linie und von Parallellinien verständlich? Von jener kann ohnediess nicht die Rede seyn, da man das Gerade und Nichtgerade nicht logisch erklären kann. Allein hat nicht jede der beiden Definitionen von Parallelen (als *aequidistantes* oder *non concurrentes*) einen weit grösseren geometrischen Werth? Worin diese *Einerleyheit der Lage* bestehe, wird nicht weiter erörtert, aber die Begriffe von *aequidistare* und von *concurrere* sind über jede Dunkelheit und Unbestimmtheit erhaben. Hiezu kömmt noch Folgendes. Einerley Lage gegen einander haben, heisst bey zwey geraden Linien a und b doch wohl nichts anderes, als a hat dieselbige Lage gegen b, welche b gegen a hat.

m. n.

Denkt man sich nun zwey convergirende Linien m und n: so ist offenbar, dass m eine gewisse Lage gegen n, und auch n wiederum eine gewisse Lage gegen m hat. Eben so evident ist es aber auch, dass m vollkommen die nämliche (convergirende) Lage gegen n habe, welche n gegen m hat. Denn *gerade so*, wie m gegen die n geneigt ist, *gerade eben so* ist wiederum n gegen m geneigt. Mithin kann man mit gleichem Rechte sagen, m und n haben einerley Lage gegen einander. Es fehlet folglich dem Begriffe von *Einerleyheit der Lage* dasjenige *Dritte*, was dieselbe erst eigentlich bestimmen kann; z. B. a und b haben einerley Lage gegen einander, wenn *alle* Puncte in a von dem correspondirenden Puncte in b *gleiche Entfernung* besitzen. Denn nun haben die convergirenden Linien m und n nicht mehr *einerley* Lage gegen einander, da der Abstand solcher Puncte auf der einen Seite immer kleiner, auf der entgegengesetzten aber grösser wird.

Gegen die Behauptung des Vfs., das Fundament der geometrischen Gewissheit und Evidenz sey in den allgemeinsten ontologischen Grundsätzen zu suchen, und die Anschauungen haben gar keinen Antheil daran, müssen wir Folgendes bemerken. Die *Gewissheit* des geometrischen Denkens muss sich, als eine Gattung des menschlichen Denkens überhaupt, allerdings auf die höchsten Denkgesetze und deren Unveränderlichkeit gründen. Allein ausser dieser *Gewissheit* leuchten die Wahrheiten der Geometrie noch durch ihre *Fasslichkeit* unter allen wissenschaftlichen Erkenntnissen hervor. Beides zusammen bildet ihre *Evidenz*. Die Quelle dieser Fasslichkeit ist aber lediglich die *ungemeine Klarheit* unserer Anschauungen von gerader und krummer Linie, von Fläche, Körper u. s. f. — Das Feld dieser Anschauungen ist der classische Boden des Geometers. Verlässt er denselben, um das (so leicht schwankende) Reich der Elementar-Begriffe zu betreten: so entfernt er sich sogleich von dem ächt geometrischen Geiste; und vergiebt der Wissenschaft ihren eigenthümlichen Vorzug: *die Evidenz*. Warum fand z. B. *Wolf's* Begriff und Lehre von der Ähnlichkeit der Dreyecke, warum so manche Theorie von den Parallellinien, welche sich auf blosse Begriffe (und nicht auf Constructionen) gründete, bey den strengeren Geometern keinen Beyfall? Einzig wegen dieses verfehlten Weges der Darstellung. — Aus diesen Grün-

den können wir auch des Vfs. Abhandlung und dessen Darstellung der Parallelen-Theorie unseren Beyfall nicht schenken, müssen sie aber dessenungeachtet, als eine sehr lesenswerthe, mit Scharfsinn verfasste Schrift, jedem gründlichen Geometer bestens empfehlen.

Δ

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Litteratur. *Königsberg*, b. Degen: Dr. *K. L. Struve*, Directors des Gymnasiums zu Königsberg, *kritische und grammatische Bemerkungen über Lucians Hermotimus.* 1814. 50 S. 8.

Diese in einem Schulprogramme mitgetheilten Bemerkungen sind die Resultate mehrjähriger Beschäftigung mit dem Lucian, und, wie wir aus der Einleitung sehen, die Fortsetzung früherer Untersuchungen, deren Ertrag der Vf. in einem besonderen Aufsatze dem Hn. Staatsrath *von Ouwarow* in Petersburg zur Mittheilung in der, vielleicht bald erscheinenden philologischen Zeitschrift zugesendet hat. Sie enthalten theils Berichtigungen der früheren Übersetzer und Erklärer, theils Verbesserungen und allgemeine grammatische Bemerkungen, die wir hier kurz anzuzeigen gedenken, da Schriften dieser Art selten sich durch den Buchhandel verbreiten. Hermot. C. I. p. 541. ὥσπερ τινὰ ῥῆσιν ἐπὶ σαυτοῦ διατιθέμενος, ἐρώτημα δὲ, ἤ τι τῶν ἀγκύλων συντιθεὶς ἢ σκέμμα σοφιστικὸν ἀναφροντίζων, streicht der Vf. die Worte ἐρώτημα δὲ, als Glosse von σκέμμα, in dem es enthalten sey. Wir möchten ἐρώτημα δή τι lesen, die Wiederholung sonst gleichbedeutender Ausdrücke lieber entschuldigend, als verbessernd. *Quae mox sequitur adverbii forma ἐγρηγόρως prorsus soloeca est; sed rescribendum erat, ut dudum alii viderunt, ἐγρηγορώς. Schneider's* hiemit übereinstimmende Bemerkung (zu Xenoph. Anab. p. 239) ist dem Vf. unstreitig entgangen. Wir möchten vermuthen, dass die Abschreiber das so häufig wiederkehrende ἐγρηγόρως (bey Hesychius s. ἐγερτί, ἀβλὶξ und ἀδαύως und in den Handschriften des Polybius VIII p. 56 Schweigh.) für das Adverbium des in den griechischen Versionen des A. T. vorkommenden ἐγρήγορος (Biel. Thes. I. 451) gehalten haben. — C. II p. 542 δοκεῖς δέ μοι ἀλλ' οὐδὲ ὄναρ ποτὲ ἀνιέναι σαυτὸν, οὕτως ὅλος εἶναι ἐν τῷ πράγματι. Da das Erstere die Folgerung aus dem Letzteren enthält: so verbessert der Vf. wohl mit Recht οὕτως ὅλος εἶ ἐν τ. πρ. *Ich glaube du* — —; *so sehr bist du mit der Sache beschäftigt.* Über die Verwechselung von ὅλως und ὅλος, die wir hier gern zugeben, überall mit Bestimmtheit zu entscheiden, bedarf es noch eigener Untersuchung. C. V. 543 εὐδαιμονοῦσι θαυμάσιόν τινα βίον τὸν λοιπὸν βιοῦντες, οἷον μύρμηκας ἀπὸ τοῦ ὕψους ἐπισκοποῦντες τινὰς τοὺς ἄλλους. Da dieses Herabschauen auf die Anderen bloss einen ausmalenden Zusatz, keine nähere Bestimmung enthält: so wird καὶ οἷον μυρμ. vorgeschlagen, und die Auslassung des καὶ auch an anderen Stellen bemerkt. Ob τινὰς wegen seiner ungebührlichen Entfernung von μύρμηκας auszustreichen sey, scheint uns nicht so zuverlässig. C. VII p. 544 wird für ὡς πάντα χρὴν ὑπομεῖναι verbessert χρή σ', nach der vielfältigen Verwechselung beider Zeiten, wobey indess zu bemerken ist, dass einige Grammatiker die abgekürzte Form des Infinitivs χρῆν auch in der Prosa für zuverlässig halten. C. XX p. 551 bemerkt Hr. *Str.* eine Lacune, die ungefähr auf folgende Weise auszufüllen sey: ὃ δὲ βούλομαι εἰπεῖν τοιόνδε ἐστιν· οὐχ (ὅτι τὸ σχῆμα κ. τὸ βάδισμα τῶν στωϊκῶν μιμεῖσθαι ἐπιθυμεῖ, ἀλλ') ὅτι τῆς γνώμης τῶν ἀνδρῶν ἐρωτικῶς προσῄεις αὐτοῖς — da οὐχ ὅτι durch den Sprachgebrauch an eine andere Bedeutung gebunden sey. *Du-Souls* Meinung war unstreitig, dass die einfache Frage οὐχὶ τῆς γνώμης ἐρωτικῶς προσῄεις; durch die Voraussetzung eines vorhergegangenen ὁμόσῃ γε ὅτι, in diese Construction übergegangen sey. Am ausführlichsten erklärt sich der Vf. über den Gebrauch von εἰ ἂν (nämlich wo εἰ nicht Fragpartikel ist), den er bey bewährten Schriftstellern für durchaus verwerflich hält, und durch leichte Verbesserung, und meist mit Zustimmung der Handschriften, im Lucian vertilgt. Diese Untersuchung ist um so schätzbarer, da sie mit ziemlicher Vollständigkeit durch einen Schriftsteller, und zwar von bedeutendem Umfange, durchgeführt ist, und darum bestimmtere Resultate gewährt, als allgemeinere Feststellungen. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, Mehreres aus der kleinen, aber gehaltvollen Schrift mitzutheilen; vielleicht gefällt es dem Vf., sich um die Freunde Lucian's zunächst durch eine Handausgabe, welche die zahllosen Mängel der *Schmieder*'schen verbessert, verdient zu machen.

Pl.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Barth: *Denkübungen, ein Schulbuch für Bürgerschulen und diejenigen Classen gelehrter Schulen, in welchen der eigentliche philosophische Unterricht vorbereitet wird*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Prediger an der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg. 1812. 160 S. 8. (10 gr.)

Das Buch ist bestimmt, von den Schülern bey den Denkübungen gebraucht zu werden, für welche des Vfs. Hülfsbuch bey den Denkübungen der Jugend das Handbuch des Lehrers seyn soll. Alle in dem Hülfsbuche aufgestellten und entwickelten Begriffe sind hier in drey Hauptabschnitten kürzlich wieder gegeben und so geordnet worden, dass der erste Abschnitt mehrere allgemeine, wichtige vorbereitende Begriffe, der zweyte eine vollständige populäre Psychologie und Logik, und der dritte alle Hauptbegriffe der Moralphilosophie, Rechts- und Sitten-Lehre enthält. Ausser den eigentlichen Begriffs-Erläuterungen besteht das Buch in Fragen und kurzen Sätzen, welche der Schüler unter Anleitung des Lehrers beantworten oder weiter entwickeln soll, und die der Lehrer im Hülfsbuche beantwortet und weiter entwickelt vorfindet. Sonach ist dieses Buch der eigentliche Gebrauchszettel für das Hülfsbuch, und durch die sehr zweckmässige Zusammenstellung des Einzelnen gewissermassen eine Verbesserung desselben. Bey den gegebenen Begriffen hat der Vf. auf eine sehr geschickte Weise Schärfe und populäre Darstellung derselben zu verbinden gewusst. Nur wenige hat Rec. gefunden, die er anders gefasst wünschte, z. B. Begehrungsvermögen ist das Vermögen, durch die Vorstellung von einem Gegenstande den Trieb zu bekommen, den Gegenstand wirklich zu machen. Für katechetisch-sokratische Übungen ist das Buch eine gute Erleichterung. Es wäre vielleicht recht zweckdienlich gewesen, wenn der Vf. auch einige grammatische Begriffe mit hätte aufnehmen wollen. Auf jeden Fall ist das Buch ein dankenswerthes Geschenk.

—g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

1) BERLIN, in der maurerschen Buchhandl.: *Das Niebelungen-Lied.* Die Urschrift nach den besten Lesarten neu bearbeitet und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen von *August Zeune.* Mit einem Holzschnitt von *Gubiz.* (Er stellt Siegberts I Grabmal zu Soissons vor.) 1815. 28 Bogen 12. (1 Rthlr.)

2) ALTENBURG u. LEIPZIG, b. Brockhaus: *Das Lied der Niebelungen.* Metrisch übersetzt von D. *Johann Gustav Büsching.* 1815. 15½ Bogen 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) RUDOLSTADT, in der Hofbuchhandl.: *Über das Geschichtliche im Niebelungen-Liede.* Von *K. W. Göttling.* 1815. 5 Bog. 8. (10 gr.)

4) Ebendaselbst: *Niebelungen und Gibelinen.* Von D. *Karl Wilhelm Göttling*, Professor am Gymnasium zu Rudolstadt. 1816. 6½ Bog. nebst einer Stammtafel. 8. (10 gr.)

In der Vorrede zu No. 1 sagt uns Hr. *Zeune*, dass er keine neue Handschrift benutzen können; er habe die Mischung der Lesarten, die *von der Hagen* so glücklich eingeschlagen (vgl. Jen. A. L. Z. 1814. No. 51), zu Grunde gelegt, hin und wieder eine andere Lesart aufgenommen, und eine gleichförmigere Schreibart befolgt. Er rechnet es sich ferner zum Verdienst, nach *Docens* Winke dem bisweilen auffallend lahmen Metro durch Hinzusetzen oder Hinwegnehmen einer Sylbe (die er *Spelte* nennt) aufgeholfen, und, wo das Metrum solches erfoderte, *Sigefrit*, nicht *Sifrid*, *Volecher*, für *Volcher*, nicht *und*, sondern *unde* geschrieben zu haben. Rec. kann versichern, dass das, was er vom Texte gelesen, correct gedruckt ist, und dass jeder Liebhaber des Liedes Ursache hat, Hn. Z. für eine Handausgabe desselben verbunden zu seyn, zumal da zu den angegebenen 28 Bogen, noch zwey Bogen *Einleit* kommen, die Rec. übergeht, weil sie aus der unter No. 3 anzuzeigenden Schrift entlehnt sind. Vom angehängten Wortbuch (S. 404—440) ist auch sehr wenig zu sagen. Da die Hnn. *B.*, *G.* u. *Z.*, bey aller Vorliebe für das von ihnen edirte, interpretirte, commentirte Lied, doch nicht wagen, es über das zwölfte Jahrhundert hinauszusetzen: so können sich keine beträchtlichen Schwierigkeiten der richtigen Interpretation desselben entgegenstellen, und gelehrte Abschweifungen, zu denen eine Menge von Wörtern Gelegenheit gegeben hätte, lagen ganz ausser dem Plane, den der Herausgeber sich vorgezeichnet hatte. Auch hat *Arndt* für Leser, denen mit ihnen gedienet ist, hinreichend gesorgt. Überdiess muss Rec. eingestehen, dass er diess sogenannte *Wortbuch* nur flüchtig durchlaufen, nicht aber jeden in ihm aufgenommenen Artikel mit dem Texte der N. selbst verglichen hat. Es unterscheidet sich übrigens vom Arndtschen vorzüglich dadurch, dass auch alle Eigennamen in ihm aufgenommen worden. Z. B. gleich auf der ersten Seite: *Alberich*, ein Zwerg, *Aldrian*, Hagens Vater, *Aizeie*, Stadt bey Worms, *Amelrich*, Gelfrats Bruder, *Amelunge*, Ostgothen, *Arabi*, Arabien, *Arabisch*, arabisch, *Arras*, Stadt in den Niederlanden, *Astolf*, ein Wirth, *Azagouch*, Azamor, Stadt in Maroko (?), *Balmung*, Siegfrids Schwerdt. Auf einer Seite eilf Worte! Ob dieses nöthig war, weiss Rec. nicht, weil er nicht einsieht, was es helfen kann, zweymal hinter einander *arabisch*, das eine Mal gesperrt, das andere Mal ungesperrt, zu lesen. Zur grösseren Deutlichkeit der zwey angeführten Stellen 1461 u. 1477 trägt dieses auch nichts bey. — Dass die Auslegungen grösstentheils richtig sind, ist schon oben bemerkt. *Moras* jedoch 7271 ist kein *Kirschwein*, wie Hr. Z. vermuthet.

No. 2. Von seiner Übersetzung sagt Hr. *B.* S. XI der Vorrede: „sein Hauptwunsch sey gewesen, das Gedicht seinem Inhalt und seiner äusseren Gestalt nach so zu erneuen, dass alles, was davon alterthümlich, und jetzt noch verständlich gewesen, feststehen geblieben, das Fremde aber so verwandelt worden sey, dass es in Wort oder Wendung nicht einen zu neuen Ursprung verrieth." — Zur Probe hier nur (S. 153) das 25ste Abentheuer, *wie die Herren alle zu den Hunnen fuhren:*

Nun lassen wir das bleiben, wie sich gebährdeten sie.
Recken voll höherem Muth die fuhren nie
So recht herrlich in keines Königes Land;
Sie hatten, was sie wollten, beides Waffen und Gewand.

Der Vogt von dem Rheine kleidete seine Mann,
Sechzig und tausend, so wie ich Kunde gewann,
Und neuntausend Knechte zu der Festlichkeit,
Die sie daheim liessen, die beweinten es nach der Zeit.

Da trug man das Geräth zu Worms auf den Hof;
Es sprach da von Speier ein alter Bischof
Zu der schönen Ute: „unsre Freunde wollen fahren
Gen der Hunnen Land; Gott müsse ihre Ehre da bewahren."

Da sprach zu ihren Kinden die gar edle Ut:
„Ihr solltet hier bleiben, Helden kühn und gut,
Mir hat geträumt heint Nacht von ängstlicher Noth,
Wie alle das Geflügel in diesem Lande wäre todt."

„Wer sich an Träume wendet, sprach da Hagen —
Der weiss die rechten Mähren nicht zu sagen,
Wie es ihm zu Ehren völliglich steh:
Ich will, dass mein Herr zu Hofe mit Urlaub geh.

Wir soll'n sehr gerne reiten in Etzels Land,
Da mag wohl dienen Königen guter Helden Hand,
Da wir da schauen müssen Chriemhildens Festlichkeit."
Hagen rieth die Reise, jedoch gereut es ihn nach der Zeit.

Er hätt' es widerrathen, nur einig, dass Gernot
Mit grosser Ungebühr ihm entgegnete Spott.
Er mahnte ihn an Siegfrid, der Frau Chriemhilde Mann;
Er sprach: „Darum stellt Hagen die Reise nach Hofe nicht an."

Da sprach von Troneg Hagen: „aus keiner Furcht ich's nicht thu;
Wenn ihr gebietet, Helden, so sollt ihr greifen zu,
Wohl ritt' ich mit euch gerne in des Etzel Land"
Drauf ward von ihm zerhauen mancher Helm und Schildes Rand.

Man sieht sehr bald aus der Übersetzung, dass Hr. B. die *Niebelungen* versteht; und wenn hie und da eine Kritteley anzubringen wäre: so könnte sie doch sicherlich nicht dem Publicum, sondern einzig und allein dem Vf. nutzen, dem sie handschriftlich, nicht aber gedruckt, mitgetheilt werden müsste. Sehr richtig sagt Hr. *B.* S. XIII, dass nur diejenigen seine Beurtheiler seyn könnten, die im Stande wären, die Urschrift mit Leichtigkeit zu lesen, denen Rec. mit einer *superbia quaesita meritis* sich beyzuzählen wagt; aber eben so richtig, vielleicht noch richtiger, setzt er hinzu, dass ihnen sein Buch nicht bestimmt sey. Dergleichen Beurtheiler bittet er also, seine Übersetzung unbefangenen Zuhörern, die die Urschrift nicht kennen, *stellenweise* vorzulesen: alsdann würde vielleicht des Zuhörers Urtheil das des strengen Kritikers mildern.

No. 3 ist in der Vorrede zur ersten Schrift excerpirt, so dass wir also nur diese mit einigen Nachträgen hier auszuziehen nöthig haben. — *Niebelungen* (S. 34) *die unverzagten.* NI *nicht.* BILVNNAN *verzagt.* Der Name lebt und webt in der deutschen Geschichte vom Grafen *Niebelung* an, Karls des Grossen Oheim, bis auf die leipziger Völkerschlacht, in welcher auch ein *Nebling* mit focht. (Wozu das? Es wäre doch in der That sonderbar, wenn Jemand über das *Geschichtliche im Milton* schreiben, und bemerken wollte, dass sich der Name *Adam* in der ganzen Universalgeschichte lebend und webend finde, dass nicht allein der aus damascener Jungfernerde geschaffene Mann *Adam* geheissen, dass auch ein Adam, *qui n'était pas le premier homme*, im Ländchen Gex gelebt, und *Adam Czartorinsky* ein sehr berühmtes Oberhaupt der Sarmaten gewesen.) — *Ezel* ist Attila, der Wolgafürst; denn tatarisch heisst die Wolga Ezel. (Nicht doch; und wenns auch wahr wäre, ein deutscher Dichter hätte Attila'n lieber als Donaufürsten charakterisirt.) Der Zeitraum der Begebenheiten fällt in Attila's fünf letzte Lebensjahre (also in's fünfte Jahrhundert, wo weder *Polen* noch *Russen* existirten)! — *Irnfried* (9) ist Hermanfried von Thüringen, ob dieser schon um volle hundert Jahr später als Attila lebte. — Jedoch wozu ein weiteres Excerpiren solcher Deuteley? In No. 4 wandeln sich die *Niebelungen* gar in *Ghibellinen* um. Hingedeutet hatte Hr. *G.* auf diesen Satz schon in No. 3. S. 36.

Rec. gesteht offenherzig, dass ihm der *göttlingsche* Flug zu hoch ist, und dass er nicht zu begreifen vermag, wie ein und das nämliche Gedicht zugleich von *Attila* und *Siegfried*, von *Karl dem Grossen* und *Konrad dem zweyten* handeln kann. S. 8 in der Note der dritten Schrift soll in dem, nicht *vielleicht*, sondern *certo certius* untergeschobenen Titel Attila's *Engadin* nicht das graubündnerische, sondern das jüdische seyn, und mit *Nemrodt* zusammen hangen! — S. 11 hält es Hr. *G.* für eine nicht hunnische, sondern wahrhaft *hündische* Sitte, so viele Gemahlinnen zu haben, als der thierische Trieb erheischt. Hr. *G.* bedachte wohl nicht, dass der Mann nach dem Herzen Gottes, und sein weiser Sohn, in diesem Falle weit *hündischer* als Attila waren. — S. 12 die Vermuthung, dass *Reka* der allgemeine Name aller hunnischen Königinnen gewesen, soll dadurch bestätigt werden, dass, „so wie die Wolga bey den Tataren Ezel heisst, die Russen und Slaven einen Fluss Reka nennen." Wenn Rec. auch die zwey, in diesem Satz vorkommenden Fehler nicht in Anschlag bringen will: so ist doch auf keine Weise wahrscheinlich zu machen, dass *Reka* mit *Rex* zusammenhange. Als mit Einführung der christlichen Religion Latinität, und mit ihr der Name *Regina* unter die slavischen Nationen eingeführt ward, haben sie selbigen freylich seltsam verstümmelt: *Rikesa*, *Richza*, *Rikza*, *Richsa*, *Rixa*, *Richeza*, *Richesa*, *Rekinsa* u. s. w.; aber *Reka* haben sie nie daraus gemacht, und zu Attila's Zeiten war an keine *Reginen* zu denken. Das Mädchen hiess reinslavisch: *Fluss.* — Die drey Gemahlinnen Attila's sind bey dem deutschen Sänger zu einer einzigen zusammengeschmolzen, was Rec. immer noch für besser hält, als die Zusammenschmelzung der drey Zeiträume: Attila's, Karls und Konrads, in das einzige Niebelungen-Lied! — S. 26 *Hezelsroda* bey Eisenach, übersetzt Hr. *G. Ezelsruhe.* Wie war das möglich, da die Bedeutung der Endsylben *Roda*, in hundert und aber hundert deutschen Ortsnamen, so allgemein bekannt, und so sicher und leicht zu erklären ist? Angehängt ist S. 53 *Gesang König Regner Lodbrogs im Kerker*: denn auch dieser soll (*mirum dictu!*) zum Niebelungenkreise gehören! Rec. will nichts über ein völliges *hors d'oeuvre* sagen; aber eine Note kann er doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen. S. 69 singt sein *Lodbrog*:

Drum erwacht mir hohe Freude,
Wenn ich denke, wie der Sitz mir
Ist bereit bey Balders Vater,
Und aus hohlen Schädelbechern
Bald wir Meth zusammentrinken.

Da steht nun die Note: „Im Text steht *Bier*. Es ist einfältig und ärgerlich, dass uns dieser alte Name des ächten altdeutschen Tranks an dieser Stelle gar widerlich vorkommt, und man statt dessen den süssen Meth setzen muss." Warum in aller Welt das? Als *Weisse*, vor sechzig Jahren, ein Fragment des Biarkamal, dichterischer und besser als Hr. *G.*, übersetzte, schämte er sich nicht zu sagen:

Dann trinken wir in kurzer Zeit
Aus Feindeschädeln Bier!

Und kein Mensch rümpfte darob die Nase. Doch hätte *Meth* auch sehr bequem hier stehen können: denn Alvismal sagt, dass der Trank, den die Asen *Bior* nennten, im Schattenreiche (wohin jetzt Regner abzugehen im Begriff stand) *Miödum* heisse.

No. 4 fängt sich, wie des *Hesiodus* ἔργα, mit einer dreyfachen Dichtergeneration an, von denen eine nach der anderen verschwunden, oder besser und ganz im Geiste des Hesiodus zu reden, untergegangen und von der Erde hinweg vertilget worden ist. — Erst neulich lernten wir in diesen Blättern einen Gelehrten kennen (D. *Köhler* in Wüsten), der die *divina Comedia* für eine Satire hielt; unserem Vf. ist *Dante* der erste Ghibellinendichter (möchte doch das hingehen!), ihm steht *Tasso* als Welfendichter gegenüber, und *Ariosto* bildet den Übergang von einem zum anderen, wie der Fabelkreis Karl des Grossen zum Titurel. Was ist Galimathias, wenn es das nicht ist? — *Puten* (Klage 2435), sagt Hr. *G.* S. 15, steht sicherlich nicht für *St. Pölten*, sondern für *Budin* (Ofen). Aber wie konnte denn der Dichter die Hauptstadt des Landes ein *Haus* nennen, und *es an die Grenze* von Ungern setzen? Es ist ja deutlich:

Ein Hus an ungermarke staht
Puten es noch den Namen hat.

— S. 17 *Pänzel* soll über die Bedeutung des Wortes *Buda* gesprochen und gezeigt haben, dass das alte scythische Volk der *Budiner* mit ihm Zusammenhang habe: nun ja! und *P.* hat auch gesagt (aber wohl gemerkt vor beynahe funfzig Jahren!), was, ohne ihn hier zu citiren, Hr. *G.* gleichfalls sagt, dass die Budziaken Nachkömmlinge der alten Budiner wären. Hoffentlich wird er aber diess nach einem, ein halb Jahrhundert fortgesetzten Studium slavischer Literatur und Geschichte nicht mehr glauben! — Der Wirkungskreis der Niebelungen erweitert sich, S. 27 erklärt durch sie Hr. *G.* die *Nephilim* der h. S. Wie natürlich, leicht und ungesucht, da es ja bekannt ist, dass Attila sein Geschlecht vom Magog und Nimrod ableitete. Die Stellen der heil. Schrift sind deutlich! *Ezech.* 38. 39 und *Offenb.* 20. *Difficile est satiram non scribere!* — Die ehemals adoptirte Etymologie des Namens *Niebelungen* wird S. 26 verworfen (vgl. 37), und dieser Name vom Grafen *Nebi* abgeleitet, dessen Enkelin Karl der Grosse geheirathet. (In der That, nichts ist wahrscheinlicher, als dass die Helden, so im fünften Jahrhundert gegen Attila fochten, ihren Namen von einem Grafen des siebenten empfingen!) Unter vielen anderen Burgen erbauete dieser Nebi auch *Waiblingen*; Waiblingen und Ghibellinen sind einerley; dem zufolge sind sie auch einerley mit *Niebelungen*. I. Q. E. D.: denn *nass* und *Wasser* ist einerley! — Noch mehr! Nach S. 51 beschreibt *Valerius Flaccus* die Geschichte der Niebelungen ausführlich. Er nennt ja den *Chrysomallus pecus Nephelaeum*, d. i. Niebelungenvieh!! — Ohne zu wissen *wie*, und ohne zu wissen was sie sollen, erscheinen S. 57 die *Baranger* auf dem Schauplatz. *Penzels* bekannte Dissertation wird S. 60 bey Gelegenheit einer isländischen Stelle angeführt; aber nicht nur diese, sondern überhaupt alle byzantinischen Stellen, sind aus dieser Dissertation (S. 58 sogar mit der *conjectura critica*) entlehnt. — Endlich der Lösung der sieben Siegel der Offenbarung die Lösung des achten hinzuzuthun, verwandelt sich Herr *Otnitten*, der in Lamparten auf seiner Burg Garten sass, in — *Othenatum!* Bey welcher Gelegenheit *Cellarius* in der Note, S. 72, einen derben Verweis erhält, dass er eine Münze nicht lesen können; Rec. erhält ihn mit, denn er, der diese, oder wenigstens eine völlig identische, hundertmal in Händen gehabt, hat sie nie anders wie Tristan lesen können. — Zum Schluss noch eine einzige Frage: Wie buchstabirt man S. 44 *Schwarzelfenland?* Nicht wahr Schwarzel-Fenland? Und was soll nun dieses bedeuten?

K. D.

P H I L O L O G I E.

Paris, b. Barrois, und Amsterdam, b. Du Four: *Tableaux synoptiques de mots similaires, qui se trouvent dans les langues persane, samscrite, grecque, latine, meso-gothique, islandoise, suéo-gothique, suédoise, danoise, anglo-saxone, celto-bretone ou armorique, angloise, alémanique ou francique, haut-allemande et bas-allemande*; précédés de l'Abrégé d'une grammaire analytique du Persan, de Comparaisons des parties constitutives de ces langues, et d'un Essai sur l'Analogie des mots Persans entr' eux et avec ceux de plusieurs idiomes, par *H. A. le Pileur*, Docteur en droit, philosophie et belles-lettres. (Ohne Jahrzahl, aber nach 1811.) 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die *Tableaux synoptiques* selbst bestehen in 4 angehängten Tabellen, worin die Wörter alphabetisch aufgeführt sind; das Übrige in 14 S. Vorrede und 128 S. Text, welcher von S. 1 — 39 eine kurze persische Grammatik enthält. S. 40 — 90 kommen die Vergleichungen, meistens grammatische, zwischen jenen Sprachen; und dann ein *Essai sur l'Analogie etc.*, ein Verzeichniss von persischen Wörtern, deren Stamm in den, auf dem Titel des Buches genannten Sprachen wieder aufgespürt ist.

Die Aufmerksamkeit unseres Zeitalters auf die selbst ins Innere gehende Verwandtschaft des Samscrit, Persischen, Griechischen, Lateinischen und Germanischen ist durch mehrere Gelehrte hinreichend rege gemacht. Allein die Völker haben sich jetzt so gemischt, dass man aus den Sprachen ihre historische Abstammung und eine geographische Ethnographie kaum noch sicher aufzustellen vermag. Hätte der Sprachforschungsgeist, der unser Zeitalter bewegt, die, um solche Gegenstände sich fast gar nicht bekümmernden, nur auf ihre Landessprache, fast wie die Juden, sich einschränkenden Griechen etwa im Zeitalter Herodots belebt, oder wäre auf den Zügen Alexanders d. Gr. ein Mithridates verfertigt worden: welche Aufschlüsse hätte uns ein solches Unternehmen geben können; wie Viel würden wir jetzt nicht klarer und deutlicher sehen! Der Vf. giebt seine Bemerkungen, ohne sich ein System gebildet zu haben, oder bilden zu wollen (S. 15). Daher nimmt er auch keinen Antheil an der Frage, ob das Samscrit aus dem Persischen (wie z. B. *Frank* will), oder das Persische aus dem Samscrit (wie *Fr. Schlegel* behauptet) entstanden sey. Allein ohne feste Principien kann nichts bestehen, und Rec. wünscht daher, dass der Vf. bey dem S. 13 der Einleitung versprochenen Werke *sur un plus grand nombre de langues*, dem er *des détails sur leurs origines et les raisons de leurs affinités* beygeben will, ganz besonders sich bestreben werde, feste Grundsätze zu gewinnen. Die Hauptsprache, von welcher der Vf. hier ausgeht, und der darum auch eine kurze Grammatik gewidmet worden, ist die persische, die schon wegen ihres philosophischen Genius, ihrer hohen Feinheit, Fülle und Präcision, ihres grossen Reichthums dem Kenner einen eigenen Genuss gewährt. Auf Erweiterung unserer Kenntnisse macht der Vf. keine Ansprüche, sondern er schreibt (Vorr. S. 2) für Laien aus Liebhaberey für die Sache. Desshalb hat er nicht einmal die alphabetischen Charaktere der orientalischen Sprachen gebraucht, sondern sich der lateinischen bedient. Er will solchen, die für Sprachen Sinn haben, die orientalischen Sprachen selbst aber nicht kennen, eine nützliche Lectüre darbieten. Indess kann Rec. hinzusetzen, dass er das, was die *Comparaisons des parties etc.* und der *Essai etc.* im Überblick darbieten, selbst mit Vergnügen gelesen hat, da diese Zusammenstellung weder bey *Frank*, noch bey irgend einem Anderen sich findet. Denn bis jetzt beschränkte man sich mehr auf das *Wortvergleichen* (wobey der Vf. bedauert, *Adelung's* Mithridates nicht zu Gesicht bekommen zu haben); der Vf. aber hoffte mit Recht, durch eine vergleichende *grammatische* Analysis den Genius der Sprachen selbst in seinem Metaphysischen besser zu erfassen. Freylich hat das Persische, das sicher schon 1200 Jahre vor Christo existirte, Veränderungen erlitten, so wie das Teutonische besonders im Deutschen. Darum hat er, um das Persische mit dem Teutonischen genauer zu vergleichen, das Ältere, auch das Gothische und Celtische, in Vergleich gezogen. Das *Zend* hatte mit dem Samscrit, das *Pehlvi* mit dem Chaldäischen in vielen Wörtern und grammatischen Endungen sehr viele Ähnlichkeit, z. B. *schemiâ*, Himmel, *meyd*, Wasser, *matrâ*, Regen u. s. w.; übrigens auch mit dem Arabischen, so dass für die Sprache der Bücher der Ghebern, welche ihre Magier selbst gebildet haben, als Gesetz aufgestellt wird: „was chaldäische Eigenheit hat, z. B. *Deman* für *Zeman*, Zeit, *ouèrtâ* für *ouèrd*, Rose, ist pehlvisch, das Andere ist neu und arabisch, wenn es dem ganzen lexikalischen und grammatischen Wesen nach arabisch ist." In allen persischen Sprachen aber ist auch *Tatarisches*, was *Busbeq* und Andere schon eingesehen haben. Doch weil Hr. *le Pileur* mehr den Referenten, als den eigenen Darsteller macht: so überhebt sich Rec. einer genaueren Kritik über die Ausführung des Culturganges, der zwischen Persien und Indien Statt gefunden haben mag. So giebt nämlich der Vf. (Einleit. S. 5 ff.) einen kurzen Auszug über die persischen Dialekte und Literatur, aus *Richardsons* Abhandlung vor dessen *Dictionary persian, arabic and english*; S. 41 der Schrift selbst einen anderen Auszug aus *W. Jones discours sur les Persans* aus den *Recherches asiatiques*. — Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. auch das Ungarische und Türkische nicht ausgeschlossen hätte, in sofern ihr Tatarisches mit dem Tatarischen im Persischen einige Verbindung hat. Doch S. 82 hat er die türkische und armenische Sprache beym Hülfsverbo gut verglichen. Wir hoffen, dass er diese Vergleichung in dem versprochenen Werke weiter durchführen werde.

Da in unseren Zeiten manche unbedeutende Schriften von Deutschen, die nur einige grammatische oder lexikalische Artikel in mehreren Sprachen verglichen, so hoch aufgenommen worden sind: so wundert es uns um so mehr, in diesem Werkchen eines Franzosen fast die *ganze* Grammatik der persischen Sprache mit den anderen Sprachen so kenntnissvoll verglichen zu sehen. Der Vf. hat sich schon durch andere Sprachwerke bekannt gemacht, scheint aber Jurist von Profession zu seyn. Darum ist es Rec. um so angenehmer, ihn als Kenner der Werke so vieler asiatischer und europäischer Sprachen kennen gelernt zu haben, aus denen er dieses Büchelchen verfertigt hat, zumal da unsere Juristen selten sich durch so umfassende philologische Kenntnisse auszeichnen.

J.

In No. 40 und 41 der *Ergänzungsblätter* st. *Gothes* l. *Goths*, und S. 322 Z. 5 v. unten st. *Gebände* l. *Gebäude*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

SKANDINAVISCHE LITERATUR.

KOPENHAGEN, auf Kosten des Herausgebers, gedr. b. Rangel: *De Danorum rebus gestis Sec. III et IIII. Poema danicum dialecto Anglosaxonica.* Ex bibliotheca Cottoniana musei britannici edidit, versione latina et indicibus auxit *Grim Johnson Thorkelin*, Dr. J. U. 1815. 1 Alph. 14½ B. 4. (6 Rthlr.)

Weder der Herausgeber dieses Gedichtes, noch das Gedicht selbst kann denjenigen unbekannt seyn, die sich um nordische Literatur etwas näher bekümmern. Hr. *Th.* beschenkte uns nicht allein bereits 1779 mit einer kritischen, mit sehr gelehrten Anmerkungen versehenen (man sehe z. B. was er darin S. 39 über die Runen sagt) isländisch-lateinischen Ausgabe der *Vafthrudnismal*, sondern er gab auch 1786 das *Diplomatarium Arna-Magnaeanum* heraus, eine der reichhaltigsten Schriften, welche dieses der skandinavischen Hauptstadt so viel Ehre bringende Vermächtniss veranlasst hat. Endlich hat auch derselbe bey seinem Aufenthalt in England *Fragments of English and Irish History* herausgegeben. Das Gedicht selbst kannten wir seit HICKES Zeiten, der im *Thesauro linguarum septentrionalium* I. 218 seiner nicht nur sehr ehrenvoll erwähnt, sondern auch Proben daraus anführt. Von dieser Zeit an bemühten sich die Dänen, dieses ihnen eigenthümlich zugehörige Gedicht sich wieder zu vindiciren. Was *Agnas Marnaeus*, *Langebeck*, *Suhm* und der bey den Engländern so viel geltende *Treschow* vergebens versuchten, gelang endlich dem Herausgeber, der zu diesem Behuf 1786 eine eigene Reise nach England unternahm, und den daselbst abgeschriebenen Codex nach Dänemark hinüberbrachte. Bey seiner Zurückkunft fing er sogleich an, den Codex zum Druck zuzubereiten, sammelte Bücher, und was er sonst zur Aufklärung desselben nöthig zu haben glaubte, und 1807 war Alles zum völligen Abdruck bereit. Aber die Engländer, die ihn den Dänen grossmüthig genug geschenkt hatten, nahmen ihn höchst barbarisch zurück! In Kopenhagens traurigem Bombardement verlor Hr. *Th.* seine ganze Bibliothek und mit ihr den gesammten Apparat. Es war um die Ausgabe geschehen, wenn nicht Bitten und Unterstützung des Hrn. Geh. Conferenzrath *von Bülow* (dem daher auch das Werk dankbarlich zugeeignet ist,) ihn vermocht hätten, Hand an eine neue Übersetzung zu legen. Die *Abschrift* scheint also beym Brande gerettet worden zu seyn, wiewohl es auch möglich wäre (Hr. *Th.* unterrichtet uns darüber nicht), dass später als 1807 eine neue Abschrift vom englischen Original genommen worden wäre. *Periit isto excidio Scyldingidos mea versio cum toto apparatu suo*, sagt Hr. *Th.* S. XVI, und aus diesen letzteren Worten lässt sich schliessen, dass das Gedicht freygebiger behandelt worden seyn würde, hätte uns nicht jener Brand um Alles, was der Herausgeber gesammelt hatte, gebracht.

Die Einrichtung des Buches ist folgende: In gespaltenen Columnen steht rechts der Text, links eine sehr treue (einige Eigenheiten abgerechnet, von denen bald nachher die Rede seyn wird) lateinische Übersetzung. Jede Seite hält 28 Versikeln. Da vom Original nur die einzige Handschrift (in der *cottonianischen Bibliothek* Vitell. A. VIIII) vorhanden war: so darf man keine Varianten erwarten, aber auch der Conjectural-Kritik hat er sich völlig enthalten, und uns den Codex ganz so, wie er ihn fand, wiedergegeben. Im Original besteht er aus 43 kleinen Abschnitten auf 69 Quartblättern, in denen sich jedoch verschiedene Lücken befinden, die theils das Alter, theils eine der cottonianischen Bibliothek sehr schädliche Feuersbrunst, den 23 Oct. 1731, verursacht hat *). Er war vom Wasser der Spritzen nass geworden, und da man beym Trocknen nicht die gehörige Vorsicht anwandte: so sind einige Blätter so zusammengeschrumpft und verkohlt, dass sie nachher nicht ohne die grösste Beschädigung des Textes haben aus einander gebracht werden können. Alle diese Lücken hat der Herausg., wie billig, sehr gewissenhaft beybehalten. *Vetuit religio*, sagt er S. XVIII, *aliquid mutare, demere, addere.* — S. 160 steht XXIX, und S. 166 folgt unmittelbar XXXII, so dass in der Ordnung XXX und XXXI fehlen. Nun ist es wahr, dass XXVIII zweymal so lang ist als XXIX — XXXII, aber doch verstehen wir den Herausg. auf keine Wei-

*) *Report to the House of Commons by a Committee appointed to enquire into the loss, which the Cottonian library sustained through the fire at Westminster on the 23 of Octobr. 1731. f.*

fe, wenn er in d. a. St. so fortfährt: — *aut odas XXIX et XXX quas cum XXVIII nescio qua ratione ductus scriba conflavit, a se invicem disjungere*; denn XXIX ist deutlich als neuer Abschnitt angegeben, aber XXX und XXXI laufen ununterbrochen mit XXIX fort. Vermuthlich ist dieses ein Druckfehler, deren es mehrere giebt, die selbst in dem einen halben Bogen starken Druckfehlerverzeichnisse unbemerkt geblieben sind. Auch der Orthographie des Abschreibers, so widersprechend und ungleich sie oft ist, und allerdings hätte verbessert werden dürfen, ist der Herausg. diplomatisch treu geblieben, nur dass er die Verse, die im Original *continuo ductu* geschrieben waren, von einander trennt, und so den Vers auch dem Auge treu darstellt, auch einzelne Wörter, welche der Copist oft in zwey und mehrere, auf die gewaltsamste Weise trennt, ihrer wahren Form zurückgiebt. So war z. B. sogleich die erste Zeile: *Hwaet wegar Dena*, im Codex ganz unsinnig so: *Hwaet we gar de na* geschrieben u. s. f. (Aber warum nicht *Gardena* zusammen?)

Das Alter des cottonianischen Codex setzt Hr. *Th.* auf das Ansehen seines Freundes *Thomas Astle*, brittischen Kronarchivars, in das 10 Jahrhundert. Darüber lässt sich ohne Autopsie nicht urtheilen; innere Kennzeichen machen diess allerdings sehr wahrscheinlich. Was aber die Zeit betrifft, in welcher der ungenannte Verfasser des Gedichts selbst geschrieben haben soll: so kann Rec. Hn. *Th's.* Meinung nicht beytreten. Dass er die Scene der Geschichte in das dritte, spätestens in das vierte Jahrhundert setzt, zeigt das Titelblatt; und um nun ganz aus seinem Ungenannten einen *Ossian* zu machen, behauptet er, jener sey Augenzeuge der Thaten *Hrodgars, Beowulfs* und *Higelaks* gewesen, und habe auf den 340 in Jütland erschlagenen *Beowulf* die Standrede gehalten. Über die Zeit, wenn Beowulf gelebt, wollen wir nicht streiten; aber die Stelle S. 208 (die einzige, die Hr. *Th.* im Sinne haben konnte) wissen wir nicht von einer, vom Vf. der Skyldeide auf Beowulf gehaltenen Lobrede zu erklären; vielmehr scheint der Vf. deutlich das Gegentheil zu sagen: „Durch meine Lieder hoch, glänzt ewig sein Name in *Hronesnäss*, das nach der Zeit die Seefahrer *Biowulfsburg* nannten.“ Wenn der Vf. wusste, dass *Hronesnäss* in späteren Zeiten den Namen *Biowulfsburg* erhalten hatte: so konnte er ja nicht in jenen Zeiten leben, wo der alte Name noch gäng und gebe war? Überhaupt macht sich Hr. *Th.* einen viel zu hohen Begriff von seinem Gedichte.

Nach *Hickes* besang das Gedicht die Kriege, welche der Däne Beowulf, aus der königlichen Familie der Skyldinger, gegen einige kleinere schwedische Könige geführt habe. Das zeigt zwar deutlich, dass *Hickes* das Buch nicht gelesen, sondern nur darin herumgeblättert hatte; allein Hr. *Th.*, der das Gedicht genau gelesen, abgeschrieben, übersetzt und commentirt hat, hat doch den wahren Geist desselben eben so wenig gefasst, wenn er es mit Gewalt in eine Epopöe verwandeln, und *Skyldeide* benannt wissen will. *Skyld Skefing* wird nur einzig und allein im Eingange des Gedichtes genannt, und als ein grosser und guter König gerühmt. Dessen Sohn war *Beowulf*, von dem auch auch weiter nichts vorkommt, als dass er lange Zeit des Volkes frommer Vater (*Folcum gefräge Faedor*) war. Dessen Sohn hiess *Healfden*, und dieser hatte vier Söhne, von denen der berühmteste, *Hrodgar*, sich entschloss, ein prächtiges Residenzschloss zu bauen, dem er den Namen *Heort* (Erde) gab. Darüber ärgerte sich *Grendel* (der Teufel), und plagt die Bewohner dieser Residenz auf alle Weise. Die Zeitung von den Unbilden, die der arme Hrodgar von Grendeln erdulden muss, kommt endlich zu den Ohren *Higelaks*, der berühmt war unter den Gothen (*God mid Geatum*), und dieser entschliesst sich, den *Beowulf*, Egthiofs Sohn (also auf keine Weise mit dem Skyldinger zu verwechseln), dem Hrodgar zu Hülfe zu schicken, und ihn von Grendeln zu erlösen. Um diesen Beowulf dreht sich nun die ganze Fabel. Er befreyt Hrodgar von Grendeln, und wird aus Dankbarkeit S. 73 von Hrodgarn adoptirt. Als dänischer Kronprinz thut er verschiedene glückliche Züge gegen die Feinde des dänischen Namens, Jütländer und Friesen. Er ist überall glücklich, und verläfst endlich, mit Lobeserhebungen und Geschenken überhäuft, Dännemark, um nach Schweden zurückzukehren, wo ihn *Higelak* zum Mitregenten aufnimmt, dessen Nachfolger er auch bald nachher wird (S. 165. 178). Er erbauet eine neue prächtige Residenz (S. 167), die aber das Unglück hat, von den Feinden zerstört zu werden; unternimmt zuletzt einen neuen Geisterzug gegen einen bezauberten Drachen, dem er leider! unterliegen muss, worauf er denn, wie schon erwähnt, in *Hronesnäss* sehr prächtig begraben ward.

Diese kurze Übersicht des Inhalts wird hinreichend zeigen, dass es keine Epopöe sey, und wenn es auch eine solche wäre, doch nie den Namen einer *Skyldeide* verdienen würde. Hier ist nicht *eine einzige* Handlung des Lebens *Beowulfs*, die sich der Dichter zum Gegenstande seines Gesanges gewählt hat; es ist das ganze Leben seines Helden: es beginnt von seiner frühesten Jugend, da *Higelak* S. 181 des siebenjährigen Beowulfs Erziehung übernimmt (*k waes syfan wintre Da mec sinca baldor Frea wine folca Aet minum faeder genam*), und endigt nicht allein mit dem Tode, sondern sogar mit dem prächtigen Begräbniss desselben. Es ist also, wenn es mit einem Kunstnamen belegt werden soll, kein episches, sondern ein *kyklisches* Gedicht; ein *Hexenmährchen*, das zur isländischen blauen Bibliothek gehört; und wenn Hr. *Th.* nicht etwan im Ernste glaubt, dass seine Dänen im dritten Jahrhundert mit dem Teufel, und mit vom Teufel besessenen Schlangen Kriege geführt haben: so weiss Rec. wirklich nicht, wie er das *res gestae Danorum* des Titelblattes erklären soll. Rec. würdiget die *Sagen* nicht so tief herab wie *Schlözer*, überzeugt, dass in ihnen sehr viel historische Goldkörner verborgen liegen, und er freuet sich auf das von *Malte-Brun*, im Prospect seiner neuen Mi-

nerva, angekündigte *Essai sur l'intérêt historique des Sagas islandois;* auch könnte er, wenn es der Raum verstattete, Proben geben, dafs Geographie und Geschichte des Nordens, durch Bekanntmachung dieser Handschrift sehr *Vieles* gewonnen: aber *res gestae Danorum* sind es wahrlich nicht!

Mit eben dem Recht, mit dem die Schreiber unserer alten Chroniken glaubten, *Trier* sey tausend Jahre früher als Rom erbauet; mit eben dem Rechte, mit dem noch jetzt Hr. *Clarke (Travels in various countries of Europe, Asia and Africa. London* 1814. 4.) die Citadelle von Mykene für älter als den trojanischen Krieg hält: kann Hr. *Th.* den Vf. seiner *Skyldeis* in das dritte Jahrhundert setzen. In Hrodgars Burg *Heortha* sangen die Dichter (*Scopes*) „den Ursprung des Menschengeschlechts. Sie sangen des Allmächtigen Schöpfung der Erde, die schön gezierten Fluren, von Wasser geschwängert; die schnelllaufenden Lichtwagen der Sonne und des Mondes" u. s. f. Wir wollen zugeben, was Hr. *Th.* XIII sagt, das Nämliche hätte Jopas, vom weisen Atlas gelehrt, an Didons Tisch dem frommen Äneas gesungen. Wir wollen diess zugeben, aber unsere Skopes begnügen sich damit nicht, sondern singen ferner, wie der Teufel den neugeschaffenen Menschen verführt, dafs Kain seinen Bruder Abel erschlägt, daher ihn Gott *for dy mane man cynne* (*per hominum multorum gentes*) herumtreibt; von ihm entspringen die *Elfen*, die *Jüten*, und die gegen Gott kämpfenden Riesen (*Orcneas Swylce Gigantas Da wid Gode wunnon*). Da Hr. *Th.* selbst fühlt, dafs ein dänischer Dichter des dritten Jahrhunderts diess unmöglich geschrieben haben könne: so sucht er sich damit zu helfen, dafs er S. XIII die ganze Stelle von Kain für ein Einschiebsel des Königs *Aelfred* erklärt, dem er die Einführung dieses Gedichtes in England zuschreibt: und um diess wahrscheinlicher zu machen, beruft er sich auf die Übersetzungen dieses Königs vom *Orosius* und *Boethius*, wo er jenem den Periplus *Others* *), diesem aber die Geschichte der Einkerkerung seines Vfs. eingeschaltet habe. Allein wenn auch das Gedicht wirklich isländisch geschrieben (welches sehr wahrscheinlich ist) und vom Alfred übersetzt worden wäre: so konnte doch der König ein solches Einschiebsel hier ganz unmöglich machen, weil *Grendel* nicht etwan ein angehängtes Stück, wie *Others* Periplus ist, der vom Ganzen getrennt werden kann, sondern innigst mit der ganzen Geschichte verwebt ist. Denn der nämliche Grendel, der den Kain zum Brudermord bringt, der viele Meilen breite Wüsten bewohnt, mit fünffachen Morästen bewehrt (*Märe stapa Sede moras heold Fen and faesten Fifel cynnes*), ist es, der die blutige Spuckerey in der Heortha treibt, und (S. 15) in ewige Nacht gehüllt, nebelhauchende Moräste bewohnt (*sin nihte heold Mistige mords*, welches Letztere Hr. *Th. tenebrosos montes*, wo nicht unrichtig, doch wenigstens nicht wörtlich übersetzt), und der vom siegreichen Beowulf endlich überwunden (S. 64) zu seinen unseligen Sitten zu den Morästen am Fuss der Gebirge entflieht (*Grendel donan Feorh seoc fleon Under fen hleodu Saecean winleas wic*).

Allein wollten wir auch auf diese, uns wenigstens ganz neue Grendel-Mythologie Verzicht leisten: so bleiben noch eine Menge von Stellen übrig, die unumstösslich beweisen, dafs der Vf. dieses Gedichtes nicht allein ein Christ war, sondern dafs er auch zu einer Zeit schrieb, da die Verehrung der Abgötter schon längst im Norden erloschen war. Die wichtigste davon steht S. 16, die wir ganz abschreiben möchten, wenn sie nicht zu lang wäre. „So, sagt er, war *damals* die Sitte der Heiden. Sie verehrten die *Hela*, bekümmerten sich um ihren Schöpfer nicht, nicht um den Richter ihrer Thaten, und lobten den — *wuldres waldend* Himmelsregierer nicht," und nun folgt eine Ermunterung an die Leser, für die im Fegfeuer befindlichen Seelen derselben zu beten, damit sie sich noch nach dem Tode bekehren und in den Frieden des himmlischen Vaters möchten eingehen können. — Daher heissen alle diese Leute *Heiden*, S. 66 *haeden sawle;* S. 76 *haedenes hand;* S. 170 *haeden gold.* Zwar sagt Hr. *Th.* XIII. 2: " *Hic observandum* Haeden, *significare Barbarum, quisquis ille fuerit, alienos colentem Deos, ab Odinianis diversos.* Allein womit will er dieses beweisen? Die Leute, welche die Hela anbeteten, nennt er S. 16 ausdrücklich *Heiden;* dafs aber die Hela zum odinischen Gottesdienst gehörte wird doch Hr. *Th.* nicht leugnen, der selbst von ihr, im Register S. 247, die classische Stelle der Edda angeführt hat. — Auf dem erbeuteten goldenen Degen ist die Geschichte der Sündfluth eingegraben, S. 127. Diess will Hr. *Th.* nicht von der mosaischen, sondern von der kymbrischen Überschwemmung erklären: aber wie ist das möglich, da in dieser Überschwemmung das Riesengeschlecht (*Gigantacyn*) zu Grunde ging? Und wie überhaupt kann der *Giganten*name anders, als durch christliche Religion, in irgend ein nordisches Product kommen?

Wenn wir aber auch von Religion völlig wegsehen: so pafst das ganze Bild, welches die *Skyldeis* (um sie so zu nennen) von ihren Helden, und der damaligen Verfassung ihres Vaterlandes entwirft, auf die Dänen des dritten Jahrhunderts fast eben so wenig als auf die *Petscheräs.* Diese Leute verstehen mit Gold zu sticken (S. 76). Gold, und aus Gold verfertigte Sachen: Ringe (S. 8), mit Gold ausgelegte Waffen (S. 43), Kronleuchter (S. 90), Halsbänder (S. 91. 162 u. a. O.), kommen so häufig vor, dafs Hr. *Th.* s. v. *aurum* ganz recht sagt: *fere omnibus paginis occurrit.* Mit dem Golde nicht zufrieden, besetzen sie die Halsbänder ihrer vornehmeren Weiber mit Edelstei-

*) Und bey dieser Gelegenheit, was wohl Niemand hier zu finden hoffte, ein Verzeichnifs aller Ausgaben des Otherschen *periplus* (Not. 5), welches jedoch nicht ganz vollständig ist. Es fehlt z. B. die *Adelungsche*, vor Johnsons Wörterbuch, und die Übersetzung von *Forster* in der Geschichte der Entdeckungen und Schiffarthen in Norden. Vielleicht auch noch andere, die uns nicht sogleich beyfallen. Der hier angegebenen sind sechs; die neueste von *Turner*, in der angelsächsischen Geschichte (*History of the Anglosaxons*) London 1808. T. III p. 285—301.

nen (S. 88), und damit man ja nicht zweifeln möge, dafs sie selbige anders als durch Umgang mit Fremden erhalten, so fanden sie in ihrer eigenen Sprache keinen Ausdruck für sie, sondern liessen den römischen: *Gim*. — Sie sind Weichlinge, die, wenn sie sich zu Tische setzen, ihre Bänke mit *Beddum and bolstrum* (S. 95) belegen. Es würde Rec. sehr leicht werden, hier noch weit mehrere Proben eines ausschweifenden Luxus zu geben, der in jenen nordischen Gegenden nicht früher gedacht werden kann, als bis die Freybeutereyen der Normänner aus dem südlichen Europa Gold, Luxus und Edelsteine in den höchsten Norden hinauf brachten. — Aus den isländischen *Niebelungen* wissen wir, dafs Hakons Tochter *Thora*, ihrem Gemahl zu gefallen, sich damit beschäftigte, die Heldenthaten der Niebelungen, die hunnischen Riesen (*Recea Húna*) in Gold zu sticken; und dieser Umstand kann uns helfen, die Zeit zu bestimmen, in die wir ungefähr die Verfertigung der Skyldeide zu setzen haben.

Wir werden vielleicht bald Gelegenheit finden, in diesen Blättern etwas über die wahre Zeit zu sagen, in welcher die *Niebelungen* geschrieben worden sind. Hier nur so viel. *Hickes* hielt dieses Gedicht für *angelsächsisch* (wofür es denn wohl jeder halten wird, und als welches es auch Hr. *Th.* auf dem Titelblatte charakterisirt). Diefs nimmt Hr. *Th.* ihm übel, und versichert, ein dänischer Dichter, vom hyperboreischen Apoll begeistert, habe dieses Lied aus der Fülle seines Herzens ergossen. Doch, setzt er wohlwollend hinzu, dürfe man dieses ihm nicht sonderlich verdenken, denn er habe vergessen zu bemerken, dafs die Engländer vor Wilhelm des Eroberers Zeiten eben die Sprache geredt hätten, die in ganz Skandinavien gesprochen worden wäre. (Hr. *Th.*, der die altskandinavischen Sprachen weit besser und gründlicher versteht, als Rec., wird doch zugeben, dafs zwischen der Sprache des *Codex argenteus* und der der *Edda* ein sehr wesentlicher Unterschied ist: ein Unterschied, der sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und in Hoch- und Plattdeutsch sichtbar ist.) Diefs sollte *Hickes* entfallen seyn? *Parcius ista tamen viris objicienda memento!* Wir wollen versuchen hier ein wenig aufzuräumen! Man sprach in Britannien im Süden *galisch*, im Norden *ersisch*, und an keinen germanischen Dialekt ward früher als bis zur Einwanderung der Angeln gedacht, die ihren vaterländischen Dialekt mit sich herüberbrachten. Diese Angeln waren *Friesen*, und so sprach man in Friesland ganz genau und ohne den mindesten Unterschied die nämliche Sprache, die man in England sprach. Wer irgend daran zweifeln sollte, der beliebe die Gesetze König *Athelberts* († 616) mit dem *Asegabuch* zu vergleichen, und er wird überzeugt werden *). Sieben Jahrhunderte früher hatte *Odin* das *Asamal*, d. i. *Isländisch*, nach dem hohen Norden gebracht, und aus Ursachen, die hier anzugeben zu weitläuftig ist, waren diese Sprachen einander ähnlich, ohne dafs diese Sprachähnlichkeit Einfluss auf den Nationalcharakter, oder die Nationalfreundschaft beider Nationen gehabt haben sollte; beide Nationen hassten sich vielmehr auf das Äusserste. Wie sehr den Dänen die Friesen und Jüten (denn diefs war Ein Volk) verhasst waren, davon giebt die *Skyldeide* selbst unzählige Beyspiele (oben haben wir gesehen, dafs sie vom *Kain* abstammen; *Jüten*, *Elfen*, *Orcneas* und *Giganten* werden da zusammengesetzt; eine herrliche Gesellschaft!); und vom Hasse der Friesen gegen die Dänen zeugen ihre Gesetzgeber und Dichter. *Galema* sagt:

Wacht jemmen van da Nordera Oord,
Wuyt da gryma herna compt alle quaed foord.

(Nehmt euch in Acht vor der Norderspitze; aus diesem grimmigen Winkel kommt alles Böse her.) Auch hatten die Dänen wohl verdient, von ihnen gehasst zu werden. Die Friesen nennen die Dänen *Heiden*. Sie sind befreyet von der Heeresfart, sagt das *Emsiger Landrecht*, weil sie ihr Land beschützen müssen: *witha wilda heue*, *and withene* HETHENE *here* (gegen das wilde Meer, und gegen die heidnischen Kriegsheere). Das Nämliche thun die Dänen mit den Friesen, die sie *Eoten* nennen. Nun waren, wie bekannt, die *Angeln* (Jüten, Friesen, Sachsen ist alles eins!) seit 449, da sie von den Britten gegen die Pikten waren zu Hülfe gerufen worden, im Besitz von England. Da erfolgte die Invasion der Dänen im XI Jahrhundert. Zwey Nationen kamen jetzt zusammen, die, ob sie schon einerley Sprache redeten, sich doch von ganzer Seele hassten. Die Dänen begegneten den Friesen an der Themse mit eben dem Übermuth, mit dem sie denselben früher am Sinkfal begegnet waren. Da die Sprachen beider feindseliger Völker, des unterdrückten und des unterdrückenden, einander so sehr ähnlich waren: so amalgamirten sie sich; und so entstand jene Sprache, die uns unter dem Namen des *Dano-Sächsischen* bekannt ist. In ihr ist vorliegendes Gedicht geschrieben, dessen Vf. nun freylich *ein vom hyperboreischen Apoll begeisterter Däne* ist, — der aber nicht in Dänemark, sondern in England schrieb, und den also auch König *Alfred*, welcher zweyhundert Jahre vor Knud dem Grossen lebte, unmöglich nach England hinüber gebracht haben kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

*) *Leges*	*Asega*	*Deutsch*
Feax fang	Fax fang	Flachsfang 1)
Banes blice	Benes blice	Beines Blofse 2)
Banes bite	Benes bite	Beines — 3)
Eaxle	Eaxla	Achsel
Muth	Muthe	Mund
Cinban	Kinbla	Kinbein 4)

1) *Haargriff*. Noch jetzt heifst in ganz Österreich der Flachs *Haar*; Fangen und greifen sind gleich.
2) Im Englischen sprich *a* wie *e*.
3) *Knochenspaltung*. Das letztere Wort ist zu weitläuftig, um erklärt werden zu können.
4) *C* sprich im Englischen ächt römisch, wie *K*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

SKANDINAVISCHE LITERATUR.

KOPENHAGEN, auf Kosten des Herausgebers, gedr. b. Rangel: *De Danorum rebus gestis Sec. III et IIII. Poema danicum dialecto Anglosaxonica.* Auxit *Grim Johnson Thorkelin*, *etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Um den Commentar, der ohne Zweifel sehr gelehrt ausgefallen seyn würde, haben uns, wie oben bemerkt, die Engländer gebracht. Zu einiger Entschädigung hat uns Hr. *Th.* drey mit sehr gelehrten Bemerkungen durchwebte Register gegeben, die freylich die Stelle eines Commentars nicht ganz vertreten können. Doch wir nehmen sie so wie sie sind mit Dank an. — Aus ihnen theilen wir Einiges über *Geographie* und einige *Sprachbemerkungen* mit.

Die nordischen Völker zusammen führen in diesem Gedichte den gemeinschaftlichen Namen der *Dänen*. Denn es fängt sich unmittelbar an: *Hwaet wegar Dena In Geardagum Deod. cyninga Drym gefrunon Hu da aedelingas Ellen.* (Wie sehr vor alten Zeiten der Dänen Volk die Ehre seiner Könige vermehrt, und den Glanz seines Adels erhöht, oder, nach oben vorgeschlagener Lesart: *Hwaet we Gardena*: Wie sehr wir kriegerische Dänen.) Diese Dänen werden eingetheilt in Nord-, Ost-, West- und Süd-Dänen. *Nord-Dänen* sind nach Hn. *Th.* die Norweger; *Ost-Dänen*, sonst *Gothen*, *Skylfinger* und *Sueonen* genannt. Rec. wagt hier nicht abzusprechen; allein er muss wenigstens bemerken, dass *Higelack*, der den Ostdänen zu Hülfe kam, S. 64 ein *Gothe* genannt wird: *Ellen maerdum Haefde East Denum Geat mega leod Gilp gelaested*, d. i. *den Ostdänen hatte* (Hrodgarn, und denen in der Hertha) *der gothische Heerführer* (Higelak) *Hülfe geleistet*. Der Burgwart der Skyldinger versagt, S. 20. 21, Higelak den Eintritt ins Dänen-Land, und dieser S. 22 nennt sich und sein Gefolge Gothen, *Geata Leode*. *Skylfinger* müssen von diesen wohl auch getrennt werden. Vgl. *Heimskringla* I. 38. *West-Dänen* setzt Hr. *Th.* nach Jütland; welches völlig unmöglich ist, weil wir oben gesehen haben, dass Jüten gar nicht zu den Dänen gehörten, vielmehr von diesen für ihre allerärgsten Feinde gehalten wurden. Auch ist es daher wenigstens unwahrscheinlich, dass *Wendla-Leod* durch Wend-Syssel erklärt werden könne: denn *Wulfgar*, Hrodgares ar and Ombiht, *Amtmann* und Bote, war daher gebürtig, S. 28, der doch wohl kein Jüte seyn konnte. *Süd-Dänen, qui insulas et littora maris balthici meridionalia tenebant*, sagt Hr. *Th.* Diess möchten eher *Skylfinger* als die oben genannten Ost-Dänen seyn, Snorrons *Saekonungr*, auch *Wikingar*. *Sae-Geaten*, wie Hr. *Th.* meint, können diess schwerlich seyn: denn *Higelak* heisst z. B. 138 *Geata drihten*, Herr der Gothen; und zu dem von ihm geschickten Beowulf sagt Hrodgar (auf der gleich folgenden Seite), dass die *Saegothen* keinen besseren als ihn hätten erwählen können: *Daet de Sae-Geatas Sebran nebben To geceosen;* die Nämlichen heissen S. 19 u. a. a. O. *Vedera leode*, welches Hr. *Th.*, fast komisch, *gens Aeolica* übersetzt (*Veder*, Wetter, Sturm, *Aeolus*, Gott der Stürme). Übrigens giebt die sehr weit ausgedehnte Bedeutung, in welcher in diesem Gedichte das Wort *Däne* gebraucht wird, einen unumstösslichen Beweis gegen das ihm beygelegte hohe Alter desselben. Auch werden S. 216 die zwischen den Franken und Friesen geführten Kriege erwähnt: nun aber weiss man, wenn die Franken über den Rhein gingen; weiss auch bestimmt, wie lange sie in Gallien friedlich sassen, ehe sie mit den Friesen in die mindeste Fehde verwickelt wurden. S. 47, meint Hr. *Th.*, würden diese Süd-Dänen *Gar-Denen* genannt. Aber wir bekennen, dass wir diesen ganzen Artikel nicht verstehen; auch sind alle Worte des Originals selbst unverständlich. *Gar-Denen* scheinen kriegerische Dänen, wie *Gar-Manen*, kriegerische Männer, zu seyn.

Brondingaland; er nennt es S. 411 süss und seinen Einwohnern angenehm; es muss in der Nachbarschaft von *Raemisholm* gelegen haben, d. i. *Raemisöe*, an der Küste von Schleswig; Hr. *Th.* räth auf *Brand ey*, dessen Lage Rec. unbekannt ist. — *Byrhtanbyrig*, die Residenz der dänischen Königin, kann schwerlich als Appellativ genommen werden. — Hrodgars Residenz *Heort* hält Hr. *Th.* für *Hiöring*, in Wend-Syssel, witzig genug (man muss aber selbst lesen, und diesen Artikel mit *Anchersens vallis Herthae* verbinden), wenn es nur nicht mehr als wahrscheinlich wäre, dass dieses Heorth gar keine geographische, sondern nur eine mystische Deutung leide. Es ist das irdische Paradies, der Garten Eden, aus welchem *Graendel*, d. i. der Teufel, den Menschen

wohl nicht bey dem Namen *Gänserich*, den er durch *Gänse-reich* erklärt, an *Anserich*, *dives Heros*. Er lese das Werkchen: Der deutschen Sprache Ehren-Krantz. Nebst einem Namen-Büchlein. Strasb. 1644. Desgleichen *Böcklers* Haus- und Feld-Schule. Nürnb. 1685. Damit auf die Verschwendungserzählung zu kommen ist (S. 107), muss *Galba* unter die *deutschen* Namen gesetzt werden. Undeutsch ist es zu schreiben (S. 165): „als stände *ihm* ein Heiliger Gevatter.“ *Hildegard* wird erklärt (S. 179) durch *Heldin auf der Warte*; Andere: *Hild*, krumm, *gard*, Ruthe, *Arx*. I. 200. Wir wollen hier bemerken, dass *Hild* die Benennung der *Kriegsgöttin* war (*Torfaeus* I. 447. *Hickes* p. 122); dass sehr wahrscheinlich diese Benennung der Göttin gewiss auch auf Namen der Sterblichen übergegangen ist, und dass also z. B. *Hildegunde* so viel heisse, eine Kriegerin wie sie, ihr gleich. S. 191. *Ida*, soll heissen *Fräulein*, die Stammwurzel ihres Namens soll *Diet* seyn; und heisst denn diess nicht Volk? (*Scherz* I. 238). Als es zum Buchstaben *K* kommt (S. 198), zankt sich das *C* mit ihm. Der Dialog ist gar erbaulich. Der Name *Konrad* lässt (S. 217) den Vf. ein Minneliedchen aus dem Bragur abschreiben, das Konradin gedichtet haben soll. Hätte der Vf. mehr Geschichtslectüre, sein Buch müsste ein Dutzend Bände stark geworden seyn. Schon der Name Konrad müsste einen Band Erzählungen und Anekdoten liefern, wenn's recht angegriffen würde. Bey *Kunigunde* kommt der redlelige geistliche Vf. auf den bekannten liebenswürdigen *Candide*, und seine vielgeliebte Geliebte, und nach dieser gleich auf die keusche Pflugschaarträgerin gleiches Namens. Übrigens scheint er die Bedeutung des Stammwortes *Kunne* nicht zu kennen. *Ladulf* soll heissen (S. 224) ein aufgerufener Helfer, von *lathe*, *lado*, also ein *Landwehrmann*. Bey Angabe des Namens *Otto* (S. 273), erklärt: der *Mächtige*, kömmt der Vf. auf die in der Geschichte sogenannten *Grossen*, und also auch auf den grossen Napoleon. *Waimar* (S. 350) soll heissen *ruhmvoller Heiliger*. Bey dieser Gelegenheit bestimmt Hr. *B*. den Ursprung der Benennung der Stadt *Weimar*, und sagt: „Ich denke, — weil ich mich doch einmal in ein Feld wagte, wo sich *ohne Vermuthungen* durchaus nicht weiter kommen lässt: so darf ich ja wohl auch hier sagen, was ich nicht strenge beweisen kann (für einen Sprachforscher ein sehr naives Geständniss!): ich denke von *Win*, Wein, und *Mor*, die wasserreiche Fläche. Liegt Weimar in einem von Bächen und mit Hügeln umgrenzten Thale, so berufe ich mich nicht auf das lateinische *Vinaria*.“ Ein gewisser Hr. *von Ilgen* schrieb ein Werk, die *Pagen*, welches in den damaligen Zeiten, jenen bekannten Werken des Herrn *von Pöllnitz* gleich, eine Art geheimer Geschichte des weimarischen Hofes seyn sollte, durch und durch mit Fabeln gespickt, von den Jahren 1728 — 1748, in welchem er *Weimar* durch *St. Cheval* bezeichnet, von Weihe, geweiht, geheiliget, und Mahr, Mähre, Pferd, zusammengesetzt, und er kam der Sache etwas näher. Weimar war ein geweihter Grenzplatz, eine *geweihte Mark*, gegen die Ungläubigen, die Sorben und Wenden, die in und bey Jena herum hausten. Alles um Weimar herum war geweiht, das Weibicht, jetzt Webicht, der Wald, der Weihebrunnen, der noch diesen Namen führt, und der Platz selbst. Davon giebt die Belege *C. W. Schneider*, im 1 St. seiner Sammlungen zur thüringischen Geschichte. Zudem ist uns noch nie ein männlicher Vorname vorgekommen, der *Waimar* lautet. So leicht geht der Vf. mit allen seinen Erklärungen zu Werke: man schlage das Buch auf, wo man will, Belege dieser Willkühr findet man überall. So sagt er (S. 55): *Dako*, *Dago* heisst der Begüterte. Es ist das Wort *Degen*, welches auch ein Taufname war. S. *Henisch* Sprachschatz, unter diesem Worte; *Daganus*, *Dagano*, *Dago*, *Theganus*. *Killiger de Ganerbiatu Disc.* 5 n. 176. *Dagen*, *Dugen*, daher *Tugend*. *Wehner* in pr. Observ. Lit. U. *Ludwig* (S. 244) soll heissen *fester Mann*. Es ist aber auch bekannt, dass *Lud* so viel ist als *populus*, und *Wig*, *asylum*. *Besold* Tr. de linguar. immutat. Oder *Hludi*, *laut*, *Wic*, *Schlacht*, d. i. *Schlachtgetümmel*. *Arx*. I. 199. Der Vf. würde wohlgethan haben, wenn er *Goldasts* Commentar über die Winsbeke gelesen hätte. Endlich — wie viele Namen fehlen in dem Buche ganz! Wie wenig ist für etymologische Belehrung der Leser gesorgt! Angaben der Belege finden sich nirgends. Wem also soll das Buch nützen? — Bände voll Allerley nannte man ehemals gar schicklich *Wälder*: so gab es u. a. auch *poëtische Wälder*, wo Bussgedichte und frivole Epigramme, Heroiden und Nänien, Episteln und Abendmahlsbetrachtungen mit einander abwechselten. Einen etymologischen Wald möchten wir dieses Werk auch nennen; wenn man aber denselben, wie *Wieland* sagt, vor lauter Bäumen nicht sehen sollte: so fürchten wir, möchte wohl der, welcher ihn anlegte, selbst Schuld daran seyn.

L. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Tübingen*, im Verl. d. Vfs. und in Commiss. b. Osiander: *Unterricht für Ganntgüterpfleger*. Nach allgemeinen Grundsätzen bearbeitet von *August Hoch*, k. würtembergischem immatriculirtem Notar. 1814. 44 S. 8. (6 gr.)

Dieser Unterricht ist zunächst für würtembergische Unterthanen, und den gemeinen Mann bestimmt, der die Functionen eines Güterpflegers bey entstandenen Concursen zu übernehmen hat. Dieser letzten Bestimmung entspricht er aber auch sehr gut. Die Pflichten des Güterpflegers sind hier vollständig zusammengestellt, und auseinandergesetzt. Da übrigens die Grundsätze, welche bey der hier behandelten Güterpflege eintreten und zu beachten sind, nach der Natur der Sache in allen deutschen Ländern in der Hauptsache so ziemlich dieselben sind, so ist der Unterricht für Nichtwürtemberger eben so gut brauchbar, wie für die Landsleute des Vfs.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

MINERALOGIE.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Handbuch der Mineralogie*, von *C. A. S. Hoffmann*, fortgesetzt von *August Breithaupt*. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. 1815. X u. 329 S. Dritten Bandes erste Abtheilung. 1816. IV u. 339 S. 8. (3 Rthlr.)

Früher, als zu erwarten war, ist der von Rec. bey der Beurtheilung der ersten Abtheilung des zweyten Bandes dieses schätzbaren Werkes (J. A. L. Z. 1815. No: 197), gewiss im Namen recht vieler Freunde der Mineralogie, ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Fortsetzung dieses Handbuches ist mit Zustimmung des Hn. B. R. *Werner* Hn. *Breithaupt* übertragen worden, der eben so wie sein Vorgänger in der Lage ist, die *werner*'sche Lehre unmittelbar schöpfen zu können, und, laut der Vorrede, auch der Unterstützung des grossen Lehrers sich zu erfreuen hat. Hr. *Br.*, der Hn. *Hoffmann* im Amte nachgefolgt ist, hat auch nicht ganz als Neuling die Fortsetzung begonnen, da er schon seinem Vorgänger, wie er ebenfalls in der Vorrede berichtet, für die erste Abtheilung des Werkes die Beschreibungen von mehreren Fossiliengattungen geliefert hat. Da die Fortsetzung den dem Werke zum Grunde liegenden Plan genau verfolgt: so kann auch Rec. ohne Weiteres zur Beurtheilung übergehen.

Die *zweyte Abtheilung* des *zweyten Bandes* beginnt mit dem *Thongeschlechte*. Zuerst, wie gewöhnlich, allgemeine Bemerkungen, aber nicht, wie bey der systematischen Bearbeitung der Mineralogie erfoderlich ist, eine bestimmte Charakteristik des Geschlechtes. Es wird unter anderen angeführt: „Ein Hauptbestandtheil der Thongattungen und derjenige, welchem sie ihre wesentlichsten Eigenschaften verdanken, ist die Thonerde, ungeachtet sie neben dieser auch noch häufig einen sehr beträchtlichen, und die Thonerde in der Quantität oft selbst überwiegenden Antheil von Kieselerde enthalten.“ Ja, in einigen von Hn. *Werner* zum Thongeschlechte gezählten Fossilien ist der Thonerde-Gehalt höchst unbedeutend, oder auch wohl gar nicht vorhanden. In dem *Klebschiefer* fand *Lampadius* nicht eine Spur und *Klaproth* nur 0,5 davon; der *Schwimmstein* enthält nach *Vauquelin's* Analyse ebenfalls keine Thonerde. Man kann daher wohl nicht mit Recht sagen, dass der *Klebschiefer* und der *Schwimmstein* ihre wesentlichsten Eigenschaften der Thonerde verdanken. Eben so wenig lässt sich dieses vom *Polirschiefer* und vom *Tripel* behaupten. Man braucht auch den *Klebschiefer* und den *Schwimmstein* nur in dem natürlichen Vorkommen zu beobachten, um sich von der nahen Verwandtschaft zu überzeugen, die zwischen ihnen und gewissen Kieselfossilien herrscht; um die Ansicht zu gewinnen, dass der Aggregatzustand wohl in gewissen Fällen verschieden seyn kann, ohne dass wir im Stande sind, den Grund davon in der Mischung nachzuweisen. Legt aber Hr. *W.* den Charakter seiner Geschlechter nicht bloss in das Äussere, sondern mit in das Chemische, wie das oben Angeführte beweist: so begreift Rec. nicht, aus welchem Grunde *Klebschiefer*, *Polirschiefer*, *Schwimmstein* und *Tripel* in das *Thongeschlecht* eingeordnet sind. — S. 4 wird bemerkt, dass *Kohlenoxyd* bey den Fossilien des Thongeschlechtes häufiger anzutreffen sey, als bey irgend einem anderen Geschlechte der erdigen Fossilien. Jetzt wissen wir wohl mit ziemlicher Gewissheit, dass die *Kohle* nicht als *Kohlenoxyd* einen Bestandtheil vieler Mineralkörper ausmacht.

I Gattung. *Reine Thonerde*. Dieser Name ist sehr unpassend, nachdem wir wissen, dass der Körper, den er bezeichnet, eine Verbindung der Thonerde mit Schwefelsäure und Wasser — ein basisches, gewässertes, schwefelsaures Thonsalz — ist. Als ein wahres Salz würde auch die dem Fossile hier gegebene Stelle zu tadeln seyn, wenn nicht die *werner*'sche Schule einen solchen Tadel dadurch abwiese, dass sie, aus unbekannten Gründen, den einzig richtigen, chemischen Begriff von den Salzen verwirft. Die reine Thonerde — oder besser, der *Aluminit* — kömmt nach S. 8 zu Halle an der Saale im *Königreiche Westphalen* vor. Dieses in einem im J. 1815 erschienenen Buche zu finden, überrascht, und scheint nur dadurch erklärbar, dass Hr. *Br.* vorgefundenes Manuscript in die Druckerey gab, ohne es zuvor sorgfältig durchgesehen zu haben; wogegen freylich die Bemerkung in der Vorrede spricht, dass keine ausgearbeiteten Manuscripte, sondern nur die Materialien dazu vorgefunden wurden. Das Vorkommen des *Aluminites* in *England*, wo er sich unabhängig von Braunkohlenlagern findet, ist nicht angeführt. 2 G. *Porzellanerde*. Die in neuerer Zeit allgemeiner gewordene Benennung, *Kaolin*, ist für diesen Mineral-

körper passender, weil die Porzellanerde mancher Fabriken kein Kaolin, sondern erdiger Töpferthon nach *Werner* ist. Über die wahre Mischung des *Kaolins* haben wir nun durch die neuere Analyse von *Klaproth* Aufschluss erhalten, deren Resultat in dem aufgefundenen Wassergehalte von der früheren Analyse des sel. *Rose* abweicht, welcher ausgeglühetes Kaolin untersucht hatte. — 3 G. *Thon.* Diese Gattung ist in vier Arten zerfällt: in *Lehm*, *Töpferthon*, *bunten Thon* und *Schieferthon*; der *Töpferthon* besteht aus zwey Unterarten, dem *erdigen* und dem *schiefrigen*. Der Letztere soll meist etwas *Ammoniak* und *Kohlenoxyd* in seiner Mischung haben. Rec. sind die Versuche unbekannt, wodurch das erstere in dem schiefrigen Töpferthone aufgefunden worden; über das letztere hat er sich oben bereits erklärt. Von dem *Schieferthone* wird gesagt, dass er wenig an der Zunge hänge; es giebt aber doch Schieferthon, der sehr stark an den Lippen hängt, durch welche Eigenschaft sich namentlich der *lowitzische* Hygrometerschiefer besonders auszeichnet. Von diesem und seiner Benutzung ist gar nicht die Rede. Dass der Schieferthon bloss in den eigentlichen Steinkohlen-Flötzgebirgen vorkomme, wie S. 58 gesagt wird, kann Rec. nicht unterschreiben, indem er sich in mehreren Flötzformationen findet, die keine Steinkohlen führen. — 4 G. *Thonstein.* — 5 G. *Klebschiefer.* Dieses Fossil besitzt zum Thonstein nicht die mindeste Verwandtschaft, so wie es überhaupt, nebst den zunächst darauf folgenden, in dem Thongeschlechte keine Stelle verdient. Von seinen geognostischen Verhältnissen soll nach S. 66 nichts weiter bekannt seyn, als dass er mächtige Lager bildet, die mit Thonlagern wechseln, und dass der Menilit in ihm vorkommt. Doch kennen wir durch das schon im Jahr 1811 erschienene Meisterwerk der Hnn. *Cuvier* und *Brongniart* über die Gegend von Paris die Gebirgsformation, worin der Klebschiefer vorkommt, fast genauer, wie irgend eine andere. — 6 G. *Polirschiefer.* — 7 G. *Tripel.* — 8 G. *Schwimmstein.* Er findet sich nicht bloss, wie S. 77 angegeben wird, bey Paris, sondern unter ähnlichen nahen Verhältnissen zum Feuerstein und Hornstein auch in anderen Gegenden, z. B. in der Nähe von Aachen. — 9 G. *Alaunstein.* Dieser ist unstreitig dem *Thonstein* zunächst verwandt, aber gewiss nicht den Fossilien, nach denen er hier unmittelbar folgt. — 10 G. *Alaunschiefer.* Dieses Fossil stimmt mit dem vorigen nur in Hinsicht der Benutzung überein; sonst findet sich zwischen beiden keine nahe sogenannte oryktognostische Verwandtschaft. Dagegen dürfte der *Alaunschiefer* von dem *Thonschiefer* kaum zu trennen seyn, von welchem er hier weit gesondert steht. Die Abtheilung der Gattung in zwey Arten, in gemeinen und glänzenden Alaunschiefer, scheint in der Natur nicht begründet zu seyn. Der starke Glanz, welcher die zweyte Art besonders charakterisiren soll, ist nur gewissen Ablosungsflächen, aber keineswegeS dem wahren Bruche eigenthümlich. Ähnliche starkglänzende Ablosungsflächen kommen zuweilen auch bey dem Thonschiefer vor. — 11 G. *Brandschiefer.* — 12 G. *Zeichenschiefer.* Unter den Geburtsorten hätte auch *Essen* im Osnabrück'schen angeführt zu werden verdient. — 13 G. *Wetzschiefer.* Die eigenthümliche Form seiner Absonderungsstücke ist nicht erwähnt. Unter den angeführten Geburtsorten fehlt der *Harz*, wo der Wetzschiefer in bedeutenden Massen und an mehreren Orten im Übergangsgebirge vorkommt. — 14 G. *Thonschiefer.* Dieses Fossil scheint Rec. ungleich grössere Ansprüche darauf zu haben, in zwey Arten zerfällt zu werden, als der Alaunschiefer, indem der *Dachschiefer* durch mehrere Merkmale von dem gemeinen Thonschiefer sich unterscheidet. — 15 G. *Lepidolith.* — 16 G. *Glimmer.* Bey den Krystallisationen fehlte die geschoben vierseitige Tafel, die sechsseitige, an den Endkanten abgestumpfte Säule, so wie die doppelt sechsseitige und die geschoben vierseitige Pyramide. Ausser dem Hauptblätterdurchgange sollen noch sechs unvollkommene und versteckte Durchgänge Statt finden, wovon drey mit den Endflächen (richtiger Seitenflächen) einer sechsseitigen Tafel mit abwechselnd schief angesetzten Endflächen parallel, und drey diesen Endflächen schief gegenüber stehend, gehen, so dass danach, wenn sie alle sieben vollkommen wären, sechsseitige Tafeln mit zugeschärften Endflächen entständen. Rec. will sich bey dieser unvollkommenen Beschreibung nicht aufhalten, sondern nur bemerken, dass ihm diese Blätterdurchgänge nie vorgekommen sind, dass er aber dagegen die schon von mehreren Schriftstellern richtig erwähnten versteckten Blätterdurchgänge nach den Seitenflächen (nach *Werner*, Endflächen) der regulären sechsseitigen Tafel kennt. Auch die merkwürdige, sphärischblättrige Textur der *mica hemisphaerica* von *Linné* ist übergangen; so wie auch die Glimmerkugeln aus Mähren nicht erwähnt sind. — 17 G. *Pinit.* Die Angabe der Krystallisationen ist mangelhaft. — 18 G. *Topfstein.* Unter den Geburtsorten hätten *Grönland* und *Labrador* erwähnt zu werden verdient. — 19 G. *Chlorit.* Diese Gattung ist in vier Arten getheilt, welche sind: *Chloriterde*, *gemeiner Chlorit*, *Chloritschiefer* und *blättriger Chlorit*. Die *Chloriterde* ist der *schuppige Chlorit*, und nicht etwa die sogenannte *Grünerde*, welche von anderen Mineralogen zweckmässig mit dem Chlorite verbunden ist. — 20 G. *Paulit.* Unter diesem neuen Namen ist hier die sonst sogenannte *labradorische Hornblende*, *Hauy's Hypersthène*, aufgeführt. Jener Name ist aber nicht ganz passend gewählt, da das Fossil nicht bloss auf der St. Pauls-Insel, sondern auch auf dem benachbarten festen Lande und hier auch im festen Felsen vorkommt. — 21 G. *Hornblende*; mit drey Arten: *gemeine* H., *Hornblendschiefer*, *basaltische* H. Bey der gemeinen Hornblende ist die Beschreibung der Krystallformen unvollständig, indem z. B. die vierflächige Zuspitzung der Enden, die Zuschärfung der scharfen Seitenkanten der Säulen nicht erwähnt ist. 22 G. *Basalt.* — 23 G. *Wakke.* — 24 G. *Klingstein.* — 25 G. *Eisenthon.* Diese Gattung steht wohl passender unmittelbar ne-

ben der Wakke, mit welcher sie am nächsten verwandt ist. — 26 G. *Lava.* Zwey Arten: *schlakkige Lava* und *schaumartige Lava.* Unbegreiflich ist es Rec., dass Hr. *W.* die Lava noch immer in dem oryktognostischen Systeme aufführt, da doch die Laven der verschiedenen Vulkane, ja selbst der verschiedenen Ausbrüche desselben Vulkans, oft so verschiedenartig sind, und da sie nur selten als vollkommen einfache, am häufigsten als gemengte Körper erscheinen. 27 G. *Grünerde.* Diese würde eine passendere Stelle bey dem Chlorit gefunden haben. Die angeführten Krystallisationen sind gewiss keine ächten, sondern vermuthlich nach dem Augit geformte Afterkrystalle. — 28 G. *Steinmark.* Zwey Arten: *zerreibliches* und *festes Steinmark.* Unter den Farben des Ersteren vermisst Rec. das blasse Rosenroth, und unter denen des Letzteren das Zeisiggrün, welche auch, wiewohl selten, vorkommen. Bey den äusseren Gestalten des festen Steinmarks hätten die nach dem Feldspath gebildeten Afterkrystalle eine Erwähnung verdient, welche zu Flachenseifen in Schlesien sich finden. — 29 G. *Bergseife.* Die licht pechschwarze Farbe ist nicht die einzige, welche diesem Fossile eigenthümlich ist; es kömmt auch von ochergelber und ziegelrother Farbe vor. Die Abänderungen von diesen Farben, welche Rec. vor sich hat, gehören nicht zum *Bol.* — 30 G. *Umber.* Die ächte Umbra nimmt durch längeres Bereiben einen ziemlich lebhaften Wachsglanz an. — 31 G. *Gelberde.* Ob dieses Fossil als eigenthümliche Gattung wird bestehen können, ist noch sehr die Frage. Die mitgetheilte Analyse von *Merat-Guillot* ist gewiss sehr fehlerhaft. In der *werner*'schen *Gelberde* ist ohne Zweifel mehr Thonerde enthalten, und die gelbe Farbe rührt vom Eisenoxydhydrat her, dessen Wassergehalt die Analyse gar nicht ergeben hat. Auch scheinen von dem Vf. verschiedene gelbe Erden mit einander verwechselt zu seyn: denn diejenigen, woraus man durch Brennen rothe Farben erzeugt, enthalten als Hauptbestandtheil Eisenoxydhydrat. Die *werner*'sche Gelberde ist dagegen wahrscheinlich ein durch Eisenoxydhydrat gefärbter Thon.

V. *Talk-Geschlecht.* Noch mehr wie bey dem *Thon-Geschlecht* fällt hier das Unnatürliche und Widersprechende der Zusammenordnung auf. Vergleicht man das, was im Allgemeinen über das Talkgeschlecht gesagt worden, mit den Charakteren der darin stehenden Mineralkörper: so vermisst man sehr das bestimmte Classificationsprincip, welches bey einer guten Anordnung überall hervorleuchten muss, und bey welchem es allein möglich ist, von den zusammengeordneten einzelnen Wesen Kennzeichen zu abstrahiren, welche Allen zukommen. Das *Talk-Geschlecht* soll vorzüglich charakterisirt seyn durch die herrschenden *grünen* und *grünlichen* Farben. Vergebens sucht man diese bey den drey ersten Gattungen; und bey mehreren der übrigen sind sie keinesweges herrschend. Es soll ferner charakterisirt seyn durch das *Nichtanhängen an der Zunge;* doch zeigt sich dieses Merkmal bey den ersten vier Gattungen und bey dem *Meerschaume* sehr stark, wiewohl dieser einen grösseren Bittererde-Gehalt hat, als manche der nicht an der Zunge hängenden Fossilien des Talk-Geschlechtes. Die zu diesem Geschlechte gehörenden Mineralkörper sollen nicht leicht Wasser anziehen, und sich dadurch besonders von den thonigen Fossilien unterscheiden. Auch sollen jene, mit geringer Ausnahme, im Wasser unverändert bleiben. Bekanntlich findet bey manchem *Magnesit*, bey dem *Meerschaum*, dem *Bol*, der *Walkerde* ein Anziehen von Wasser, zum Theil ein starkes Wasseranziehen Statt; und das Zerspringen des *Bols* und das Zerfallen der *Walkerde* im Wasser gehören zu den ausgezeichnetsten Charakteren dieser Fossilien. Der charakterisirende Bestandtheil soll die *Talkerde* seyn; jedoch steht der *Bildstein* in dem *Talk-Geschlechte*, der bekanntlich nach den trefflichen, übereinstimmenden Analysen von *Klaproth* und *Vauquelin* kein Atom Bittererde enthält. Nach S. 215 soll das Verhalten der zum Talkgeschlechte gehörigen Fossilien *interessant* seyn; es ist aber nicht angeführt, worin dieses Interessante bestehe. — 1 G. *Reine Talkerde.* Dieser Name ist, weil er einen falschen Begriff erweckt, gewiss mit mehrerem Rechte unschicklich zu nennen, als die Namen *Bergmannit*, *Wernerit*, die nach dem Vf. unschicklich seyn sollen, wiewohl sie an die Verdienste zwey grösser Männer erinnern, deren Namen wahrlich ungleich mehr verdienen in der Mineralogie oft ausgesprochen zu werden, als z. B. der Name des Obristen *Prehn*, der sich kein grösseres Verdienst um die Wissenschaft erwarb, als dass er das von Hn. *Werner* nach ihm benannte Fossil vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitbrachte. Die fälschlich sogenannte *reine Talkerde* ist ein wahres kohlensaures Salz. — 2 G. *Meerschaum.* — 3 G. *Bol.* — 4 G. *Walkerde.* Die nahe Verwandtschaft des *Bols* und der *Walkerde* mit den thonigen Fossilien ist zu sehr in die Augen springend, als dass die Einordnung derselben in das *Talk-Geschlecht* nicht unpassend erscheinen sollte. — 5 G. *Speckstein.* Nachdem wir mit der chemischen Constitution einiger bisher zum *Talke* gezählter Körper näher bekannt geworden sind, wird die Gattung des Specksteins wohl eine Erweiterung und Abtheilung in mehrere Arten erleiden müssen. Dagegen ist der cornwallis *Seifenstein*, wiewohl im Äusseren dem Speckstein sehr nahe verwandt, in Hinsicht der Mischung von ihm zu verschieden, als dass Rec. mit dem Vf. beide in einer Gattung vereinigen möchte. — 6 G. *Bildstein.* Die Verwandtschaft des Bildsteins mit dem Speckstein ist nur scheinbar, wie die chemische Untersuchung Beider gelehrt hat. Nur *China* ist als Geburtsort angeführt; bekanntlich aber kömmt der *Bildstein* auch am Ochsenkopfe in Sachsen und zu Nagyag in Siebenbürgen vor. Die von *John* und *Klaproth* gelieferten, so schön stimmenden Analysen dieser Abänderungen hätten angeführt zu werden verdient. — 7 G. *Nephrit.* Zwey sehr verschiedene Mineralkörper, der sogenannte *Beilstein* und der eigentliche (gemeine) *Nephrit* sind hier noch als Arten ver-

einigt. Der erstere steht unstreitig ungleich passender bey dem Serpentin. — 8 G. *Serpentin.* Zwey Arten: *gemeiner* und *edler* Serpentin, dieser mit zwey Unterarten, dem *muschlichen* und dem *splittrigen.* — 9 G. *Schillerstein.* Es ist Rec. unbegreiflich, wie sich dieses Fossil hieher verirrt hat. Obgleich der *Schillerstein* im Serpentin vorzukommen pflegt: so ist er doch übrigens demselben nicht verwandt, und eben so weit ist seine Entfernung von dem Talke. Die gröſste oryktognostische und geognostische Verwandtschaft zeigt sich zwischen dem *Schillerstein* und *Werners blättrigem Anthophyllite;* und die Stelle, welche *Hauy* jenem zuerst gegeben, indem er ihn mit seiner *Diallage* vereinigt, ist unstreitig die richtigste. — 10 G. *Talk.* Drey Arten: *erdiger, gemeiner* und *verhärteter* Talk. — 11 G. *Asbest.* Vier Arten: *Bergkork, Amianth, gemeiner* Asbest, *Bergholz.* — 12 G. *Strahlstein.* Diese Gattung ist nur in vier Arten getheilt: in *asbestartigen, gemeinen, glasigen* und *körnigen Strahlstein.* Zur genaueren Ansicht der Gattung führt die *karsten'sche* Eintheilung. *Werner's körniger Strahlstein* ist der *Smaragdit,* den *Hauy* zuerst richtig mit den Fossilien verbunden hat, die zu seiner *Diallage* gehören; und der sogenannte *körnige Strahlstein* aus dem Baireuthischen wird von Hn. *W.* jetzt unter dem Namen *Omphazit* von jener Gattung getrennt. — 13 G. *Spreustein.* Unter dieser Benennung führt Hr. *W.* das Fossil auf, welches von *Schumacher* zuerst unter dem Namen *Bergmannit* beschrieben wurde. — 14 G. *Tremolit.* Drey Arten: *asbestartiger, gemeiner* und *glasiger Tremolit.* — 15 G. *Cyanit.* — 16 G. *Sahlit.* Dieses Fossil steht hier weit getrennt von dem ihm zunächst verwandten *Augit* mit Inbegriff des *Kokkolithes,* so wie von dem *Diopsid,* der mit dem *Salit* identisch ist. Die Beschreibung der Krystallisationen ist sehr unvollständig, und die Angabe der Structur unrichtig. Der Salit hat einen sehr ausgezeichneten und vier minder ausgezeichnete Blätterdurchgänge. Zwey von diesen sind den Seitenflächen eines schiefen und wenig geschobenen vierseitigen Prisma und zwey andere den beiden durch die Seitenkanten gehenden Diagonal-Ebenen desselben parallel; der eine sehr ausgezeichnete Blätterdurchgang ist den Endflächen des schiefen Prisma gleichlaufend. Diesem parallel pflegen geradschaalige Absonderungen zu seyn, welche in der Beschreibung gar nicht erwähnt sind.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGARDT und MÜNCHEN, b. den Herausgebern: *Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde,* für das Jahr 1816. Mit 3 Kupfern. 272 S. 12.

Als der Theaterkalender zu *Gotha,* dessen Redaction der um die Geschichte der deutschen Bühne so verdiente *Reichard* besorgte, nicht mehr erschien, kamen nach und nach in Mannheim, Wien, Nürnberg u. s. w. Theateralmanache zum Vorschein, die jedoch sich alle nicht lange hielten, und selbst *Ifflands* Almanach, so trefflich er auch ausgestattet war, fand nicht ein so ausgebreitetes Publicum, wie er es verdiente. Die Zeitumstände brachten freylich mit sich, daſs man an Theateralmanache und Journale wenig denken konnte, und was davon sich allenfalls noch hielt, trat der Egoismus der Schauspieler zu Boden, die nie unbedingt genug gelobt werden können. Dennoch war es eine Art von Bedürfniſs, einen Almanach zu haben, der wenigstens Bühnen-Verzeichnisse lieferte, und dieser Theil ist der beste des vor uns liegenden. Wir finden in demselben das Verzeichniſs der Theater und ihrer Mitglieder von Berlin, Braunschweig, Breslau, Brünn, Cassel, Darmstadt, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Karlsruhe, Königsberg, Lübeck, Magdeburg, Maintz, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgardt, Weimar, Wien und Würzburg. Der Vollständigkeit wegen wäre zu wünschen, daſs auch die sogenannten wandernden Schauspielergesellschaften mit aufgenommen würden, welche gleichsam die Ergänzungsschulen der gröſseren Bühnen, und oft gar nicht unbedeutend sind. — Übrigens lesen wir in diesem Almanache noch ein Schauspiel: *Männerspiegel,* sonderbar genug genannt, in sehr holprichten Alexandrinern. — Man glaube ja nicht, daſs es so leicht sey, gefällig in dieser Versart zu dichten, wie die Versucher meinen! Ausgezeichnete Beyspiele beweisen das Gegentheil. — Die frommen Wünsche (S. 48) und Vorschläge betreffen die groſse Personenzahl der Schauspiele, das Extemporiren, Nachahmen, und den Schleichhandel, der mit Manuscripten getrieben wird, ein eben so ehrloses Benehmen gegen fremdes Eigenthum wie das der Nachdrucker. Die zwey Jahre (S. 57) aus dem Leben der Schauspielerin B. sind romantisch genug. Auf diese folgen Fragmente aus dem noch ungedruckten Schauspiele *König Yngurd,* von *A. Müllner.* Von der Hauptrolle des Stücks, dem König Yngurd selbst, sagt der Vf. (S. 117): „diese Rolle dürfte an *Schwierigkeit* die des *Makbeth* übertreffen." Gewiſs sehr viel gesagt, und sehr viel gefodert! Dieſs selbst fühlend, sagt deſshalb auch wohl der zwischen Extremen schwankende Held des Schauspiels:

> — — Oh! packt mich stärker an,
> Ihr Höllengeister, oder laſst mich fahren!
> Gebt ganz mich auf, ihr himmlischen Gewalten,
> Wenn euch die Macht fehlt, ganz mich zu erhalten!
> Wenn *Gott* und *Teufel* eine Seele *spalten,*
> Hat keiner etwas, das *der Mühe lohnt.*

Die Herausgeber, die sich *Lembert* und *Carl,* Schauspieler, unterzeichnen, versprechen (S. 271), daſs von Jahr zu Jahr ihr Almanach mehr Werth erhalten soll. Wir halten sie beym Wort, und nehmen somit, für dieſs Mal, vorlieb.

M. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MINERALOGIE.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Handbuch der Mineralogie*, von *C. A. S. Hoffmann*, fortgesetzt von *August Breithaupt*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Dritten Bandes erste Abtheilung. Dieser Theil ist mit etwas geringerer Ausführlichkeit bearbeitet, als die beiden ersten Bände. Die Abkürzungen betreffen hauptsächlich die Benutzungsarten der Fossilien und die krystallogischen Bemerkungen, die hin und wieder aus der Mineralogie von *Hauy* entlehnt waren. Diese Ungleichförmigkeit in der Bearbeitung des Werkes, welches, der Abkürzungen ungeachtet, doch einen grossen Umfang behält, kann für die Besitzer desselben eben nicht angenehm seyn. — VI. *Kalk-Geschlecht.* Bey diesem soll der Geschlechtscharakter weniger in den angegebenen äusseren Kennzeichen, als vielmehr in der oryktognostischen und geognostischen Verwandtschaft, so wie vorzüglich auch in gewissen chemischen Verhältnissen liegen. Wie aber die oryktognostische Verwandtschaft unabhängig seyn könne von den äusseren Kennzeichen, versteht Rec. nicht. Eben so wenig scheint es ihm passend, geognostische Verwandtschaft auf die oryktognostische Classification von Einfluss seyn zu lassen, und er kann nicht billigen, dass man die chemischen Beschaffenheiten bey dem einen Geschlechte mehr wie bey dem anderen befragt. „Solche Gattungen, welche natürliche Verwandschaft (Verwandtschaft) zeigen und zugleich mit ein und derselben Säure eine wesentliche Verbindung eingegangen sind, hat Hr. *Werner* jedesmal unter eine Abtheilung des Geschlechtes gebracht: daher ist dasselbe weiter abgetheilt in eine kohlen- oder luftsaure, eine phosphorsaure, eine flussaure (flusssaure), eine schwefel- oder vitriolsaure, und in eine boraxsaure Abtheilung.“ Diese chemischen Abtheilungen, welche in einer auf das Chemische der Mineralkörper so wenig Rücksicht nehmenden Oryktognosie auffallen müssen, sind nachher weder aufgeführt noch charakterisirt. — 1 Gattung. *Bergmilch.* Sie kommt nicht bloss in staubartigen Theilchen vor, sondern auch in wolliger, flockiger Gestalt. — 2 G. *Kreide.*

— 3 G. *Kalkstein.* 1 A. *Dichter K.* Mit zwey Unterarten: *gemeinem dichtem K.* und *Rogenstein.* Die stängliche Absonderung, welche dem gemeinen dichten K. zuweilen eigen ist, findet sich in der Beschreibung nicht bemerkt. 2 A. *Blättriger Kalkstein.* 1 Unterart. *Körnigblättriger K.* 2 U. A. *Kalkspath.* Die Hauptverschiedenheiten der Krystallisationen hat Hr. *Werner* in drey Classen gebracht, die nach unserem Vf. „nicht allein unter einander Reihe bilden, sondern wo sich auch die letzten Glieder dieser Classen an die ersten Glieder der ersten Classe wieder anschliessen, so dass das Ganze eine sehr schöne wiederkehrende Reihe bildet. Es hat jede dieser Abtheilungen ihren eigenen Charakterkristall (Charakterkrystall), nämlich die erste: eine spitze sechsseitige Pyramide; die zweyte: eine gleichwinkliche sechsseitige Säule (die sechsseitige Tafel mit eingerechnet); die dritte: eine dreyseitige Pyramide (Rhomboeder).“ Jedem nur einigermassen an mathematische Begriffe Gewöhnten kann die hier befolgte Eintheilung und Benennung der Krystallisationen des Kalkspathes nicht zusagen. Selbst wenn man bey Bestimmung der Krystallisationen ganz und gar von der mathematischen Behandlung abstrahirt — welches übrigens für die wissenschaftliche Mineralogie wahrlich kein Gewinn ist —, wird man durch das, was hier über die Kalkspathkrystallisationen gesagt worden, nicht befriedigt werden, weil man sehr oft auf Begriffe und Nomenclaturen stösst, die mit mathematischen Begriffen und Nomenclaturen im Widerspruche stehen. Auch vermisst man in der ganzen Krystallisationen-Beschreibung die Vollständigkeit und Genauigkeit, welche man in einer Oryktognosie, die doch nicht bloss populär seyn, sondern auch einen wissenschaftlichen Werth behaupten will, zu erwarten berechtigt ist. S. 28 heisst es von der Structur des Kalkspathes: „Oft erscheinen die Bruchflächen (Spaltungsflächen) mit diagonalen Streifungen (Reifen), welche auf einen versteckt blättrigen Bruch von dreyfachem sich schiefwinklich und zwar mit den langen Diagonalen der rhomboedrischen Bruchstücke parallel laufendem Durchgange führen.“ Dieses ist Rec. ganz unverständlich. Die diagonalen Reifen, die sich zuweilen auf den Spaltungsflächen des Kalkspathes zeigen, und mit den längeren Diagonalen derselben parallel sind, können nur Einen Blätterdurchgang andeuten,

welcher die Kryſtallachſe rechtwinklich ſchneidet. Gar nicht erwähnt iſt ein Blätterdurchgang, der zuweilen ziemlich deutlich ſich zeigt, und ziemlich leicht ſich verfolgen läſst, welcher mit der längeren Diagonale von zwey parallelen Flächen und zwey einander gegenüber ſtehenden Kanten des Rhomboeders gleichlaufend iſt. Eben ſo iſt der ausgezeichnet muſchliche Bruch, den man ſelten ſieht, weil der Kalkſpath leichter *ſpaltet* als *bricht*, nicht angeführt. Rec. macht auf ſolche Unvollſtändigkeiten der Beſchreibungen abſichtlich aufmerkſam, weil der Hauptvorzug der oryktognoſtiſchen Handbücher der *werneriſchen* Schule in der Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit der Beſchreibungen beſteht. Übrigens vermiſst man bey denſelben wahre Charakteriſtiken oder Definitionen der Gattungen und Arten eben ſo ſehr, als eine zweckmäſsige Stellung der Merkmale, die bey allen Mineralkörpern einem und demſelben Normalſchema folgt, ungeachtet dieſes ganz gegen die Regeln einer guten Beſchreibung der Naturkörper iſt. — 3 A. *Faſriger Kalkſtein.* Zwey Unterarten: *gemeiner f. K.* und *faſriger Kalkſinter.* Von der verſchiedenen Bildungsweiſe der Mineralkörper ſollte nie ein Grund für eine Diſtinction in dem Syſteme entlehnt werden. — 4 A. *Erbſenſtein.* — 4 Gattung. *Kalktuf (Kalktuff).* 5 G. *Schaumkalk.* 6 G. *Schieferſpath. Karſten* vereinigte den Schaumkalk mit dem Schieferſpath, und das ſcheint Rec. weit zweckmäſsiger zu ſeyn. — 7 G. *Braunſpath.* Zwey Arten: *blättriger* und *faſriger* B. Es kömmt doch auch *dichter* Braunkalk vor, der nicht mit aufgeführt iſt. — 8 G. *Schalſtein.* So nennt jetzt Hr. *Werner* den *Tafelſpath.* Hier ſollte man dieſs Foſſil nicht vermuthen, da es den zeolithartigen Mineralkörpern ſich zunächſt anſchlieſst. Es ſteht in der Mitte von kohlenſauren Kalkgattungen und enthält doch keinen kohlenſauren Kalk; alſo ein Widerſpruch gegen das, was in der Einleitung von der Eintheilung der Kalkgattungen geſagt worden. Structur und Kryſtalliſation entfernen den Schaalſtein eben ſo weit wie die Miſchung vom kohlenſauren Kalke. Die vorkommenden Kryſtalliſationen ſind gar nicht angeführt. — 9 G. *Dolomit.* — 10 G. *Rautenſpath. Bitterſpath* anderer Mineralogen. — 11 G. *Stinkſtein.* Der ſehr ausgezeichnete ſpäthige Stinkkalk iſt nicht aufgenommen. — 12 G. *Mergel.* Zwey Arten: *Mergelerde* und *verhärteter* Mergel. Der ſogenannte *Tutenmergel*, der S. 72 erwähnt wird, gehört gar nicht zum Mergel, ſondern iſt ein mit Thon innig gemengter Kalkſinter. Der Vf. thut die unbegreifliche Frage: „ſollte dieſer Tutenmergel nicht eine Verſteinerung ſeyn?“ Es iſt bey dieſem Foſſil, ſo wie bey dem ſogenannten *Korallenerze*, nur eine oberflächliche Betrachtung erfoderlich, um keine Verſteinerung darin zu erkennen. — 13 G. *Bituminöſer Mergelſchiefer.* Gattungsnamen ſollten immer nur aus Einem Worte beſtehen. — 14 G. *Arragon.* Die Beſchreibung der Kryſtalliſationen iſt unvollſtändig und zum Theil unrichtig. Vollkommen gleichwinkliche ſechsſeitige Säulen kommen bey dem Arragon niemals vor. Die verſchiedenen, jetzt bekannten Abänderungen des Arragons, von denen indeſſen, *Leonhard's dichter* ausgeſchloſſen werden muſs, ſind nicht unterſchieden. S. 80 wird in einer Anmerkung angeführt, daſs, obſchon Hr. *Stromeyer* gezeigt habe, daſs der bräunsdorfer Arragon, ſeiner Miſchung nach, eigentlich ein Strontbian ſey, er doch bis jetzt noch nicht von dem übrigen Arragon durch Hn. *Werner* getrennt worden ſey. Bey dem groſsen Glauben, den die ſehr genauen Unterſuchungen des Hn. Prof. *Stromeyer* verdienen, läſst ſich jener auffallenden Äuſserung kein anderer Sinn unterlegen, als daſs bey Hn. *W's.* Methode die Entſcheidung, daſs zwey Foſſilien chemiſch weſentlich verſchieden ſind, nicht hinreicht, um dieſelben im Syſteme von einander zu trennen. S. 82 wird berichtet, daſs Hr. *W.*, nach mehreren Eigenſchaften des Arragons, in demſelben einen phosphoriſchen Gehalt vermuthe, und denſelben als einen Übergang aus den kohlenſauren Kalkgattungen in die phosphorſauren betrachte. Es phosphoreſciren bekanntlich gar manche Foſſilien, die keinen phosphoriſchen Gehalt haben, ſo wie er auch durch die genaueſten Analyſen in dem Arragonite nicht aufgefunden worden iſt. Was Hr. *W.* ſich unter einem Übergange aus den kohlenſauren Kalkgattungen in die phosphorſauren denkt, iſt Rec. völlig dunkel, und er hätte ſehr gewünſcht, daſs der Vf. ſich darüber beſtimmter ausgeſprochen haben möchte. — 15 G. *Apatit.* Das merkwürdige, von *Hauy* entdeckte Verhältniſs zwiſchen der Kryſtalliſation und Phosphoreſcenz dieſes Körpers iſt nicht erwähnt. — 16 G. *Spargelſtein.* Rec. ſcheint der Spargelſtein nur als *Art* von dem Apatite unterſchieden werden zu dürfen. — 17 G. *Phosphorit.* — 18 G. *Flus* (*Fluſs*). Zwey Arten: *dichter Fluſs* und *Fluſsſpath.* — 19 G. *Gips* (*Gyps*). Fünf Arten. *Schaumgyps*, *Gypserde*, *dichter Gyps*, *blättriger Gyps*, *faſriger Gyps.* Der *blättrige Gyps* von Hn. *Werner* iſt nicht etwa der ſpäthige Gyps anderer Mineralogen, ſondern der ſchuppig-körnige; der ſpäthige wird von ihm in eine eigene Gattung verwieſen. — 20 G. *Fraueneis.* Nach welchem Claſſificationsprincipe man das Fraueneis von dem Gypſe trennen muſs, iſt für Rec. nicht faſslich. Die Beſchreibung der Kryſtalliſationen iſt nicht ganz vollſtändig. — 21 G. *Muriazit.* Nach einer Anmerkung des Vfs. iſt dieſer Name ſachfalſch; doch iſt er beybehalten. *Würflicher Muriazit*, *Anhydrit*, *Gekrösſtein*, *dichter Muriazit*, *faſriger M.* werden als Arten unterſchieden. — 22 G. *Borazit.* — 23 G. *Datholit* (*Datolit*). Die Beſchreibung der Kryſtalliſationen iſt nicht ganz vollſtändig. Es iſt z. B. nicht die Abſtumpfung der Endkanten der geſchoben-vierſeitigen Säule, auch nicht die geſchobene doppelt vierſeitige Pyramide angeführt. — 24 G. *Botryolith.*

VII. *Baryt-Geſchlecht.* Alle Abänderungen dieſes Geſchlechts (ſoll wohl heiſsen: alle Gattungen

mit ihren Arten) finden sich nach dem Vf. vermuthlich nur auf besonderen Lagerstätten der Fossilien. Rec. kann die Bemerkung mittheilen, dass Schwerspath zuweilen im *bunten Sandstein* eingesprengt und eingewachsen vorkommt; so wie auch zu Riegelsdorf eine seltene Abänderung des dichten Baryts auf dem Kupferschieferflötze und nicht auf den dasselbe durchsetzenden Gängen bricht. — 1 Gattung. *Witherit*. — 2 G. *Schwerspath*. Das Wort *Baryt* scheint Rec. zur Bezeichnung der Gattung passender zu seyn, weil doch mehrere Arten vorkommen, die nicht späthig sind. In den Worten *Schwerspatherde*, *dichter Schwerspath*, *fasriger Schwerspath* liegt eine *contradictio in adjecto*. Hr. *W*. führt neun Arten auf: *Schwerspatherde*, mit welchem Namen er den *mulmigen Baryt* anderer Mineralogen bezeichnet; *dichten S.*; *körnigen S.*; *krumschaligen* (krummschaligen) S.; *geradschaligen* S., mit zwey Unterarten, *frischem* und *mulmigem*; *Säulenschwerspath*; *Stangenspath*; *Bologneser-Spath*; *fasrigen Schwerspath*.

VIII. *Stronthian-Geschlecht*. — 1 G. *Stronthian*. — 2 G. *Zölestin*. Vier Arten: *fasriger*; *strahliger*; *schaliger*; *säulenförmiger*. Unter den Geburtsarten des schaligen Zölestins wird angeführt: der *Süntel am Münder in Westphalen*; welches heissen muss der Süntel (ein Bergrücken) bey Münder (einer Stadt) im Königreiche Hannover.

IX. *Hallyt-Geschlecht*. „Man muss die *werner'schen* Reihungsprincipien kennen," sagt der Vf., „warum hier noch dies (diess) Geschlecht mit seiner Gattung sich an die vorigen anreihet." Gewiss Viele, die nicht das Glück hatten, diese Reihungsprincipien durch Hn. *Werner's* Unterricht zu erfahren, würden mit Rec. dem Vf. für die Mittheilung derselben sehr dankbar gewesen seyn. Denn allerdings wird man bey der Unbekanntschaft mit denselben vergebens sich bemühen, den Grund für die Unterscheidung des obigen Geschlechtes aufzufinden. Was der Vf. weiter darüber zur Einleitung sagt, befriedigt die Foderungen nicht, die man an eine Rechtfertigung jenes Geschlechtes zu machen befugt ist. Hr. *W*. scheint auch selbst schon an diesem neuen Geschlechte etwas irre geworden zu seyn, indem dasselbe früher mehrere Gattungen enthielt, gegenwärtig aber nur noch eine einzige, den *Kryolith*, behalten hat. Dieses Fossil ist neuerlich auch *krystallisirt* gefunden.

Zweyte Classe. Salzige Fossilien. Diese Classe ist, nach der Einleitung, sehr charakteristisch, vielleicht die charakteristischste von allen. Sie soll nach dem oben angegebenen Classifications-Principien sehr leicht zu entwickeln seyn, da sie in einigen wesentlichen Kenzeichen (Kennzeichen) so sehr selbstständig ist. Aber im Ganzen genommen sollen die salzigen Fossilien nur wenige Kennzeichen haben. In einer Anmerkung sagt der Vf.: „Der Begrif (Begriff) von Salz wird von einigen neueren Chemikern so gestelt (gestellt), dass man darunter eine Verbindung von einer Base mit einer Säure verstehen sol (soll). Dass in der Naturgeschichte diese Definition nicht stat (Statt) finden kan (kann) und darf, leuchtet wohl Jedem ein." Dass *einem Jeden* dieses einleuchte, möchte Rec. doch sehr bezweifeln. Es kann wohl nur von denen die Rede seyn, welche die Mineralogie von der Chemie ganz unabhängig zu haben wünschen; gewiss aber nicht von den Naturforschern, die aus einem tieferen Studium der unorganisirten Natur die Überzeugung geschöpft haben, dass die wissenschaftliche Mineralogie ohne Beyhülfe der Chemie nicht bestehen könne; die aber auch aus den Anfangsgründen der Chemie wissen, dass der einzig richtige Begriff eines Salzes, nicht etwa in der leichten Auflöslichkeit im Wasser und in dem Geschmacke liege, sondern vielmehr in der bestimmten Verbindung einer Säure mit einem Oxyde: welcher Begriff daher, wenn man die Chemie in der Mineralogie nicht verleugnen will, nothwendig auch in diese Wissenschaft übertragen werden muss. — Für die oryktognostische Beschreibung hat nach S. 211 Hr. *W*. ein Wort gebildet, welches mehrere Kennzeichen, die sich an den meisten Individuen (soll wohl heissen: Gattungen und Arten) dieses Geschlechtes auffinden lassen, zusammenfasst. Er versteht nämlich unter *Salzconsistenz* diejenige Beschaffenheit einer Mineralsubstanz, welche eine flockige Gestalt zeigt, weich ist, leicht zerfällt oder zerfliesst, und dabey durchscheinend ist. — Die Eintheilung der Salze ist nach den *Säuren* gemacht; also doch nach einem *chemischen* Principe, wiewohl der chemische Begriff von Salz verworfen wird, und daher auch nur eine geringe Menge von den eigentlichen natürlichen Salzen in diese, an den Zustand der Mineralogie zur Zeit *Cronstedts* erinnernde Classe gestellt ist. — I. *Kohlensäure-Geschlecht*. Einzige Gatt. *Natürlich Mineral-Alkali*. — II. *Salpetersäure-Geschlecht*. Einzige G. *Natürlicher Salpeter*. — III. *Kochsalzsäure-Geschlecht*. 1 G. *Natürlicher Salmiak*. 2 G. *Natürlich Kochsalz*. 1 Art. *Steinsalz*; mit zwey Unterarten: *blättriges* und *faseriges* Steinsalz. Von dem blättrigen Steinsalz soll nach S. 226 der *Salzspath* verschieden seyn. Dieser soll nach *Lampadius* aus ganz reinem, gewässert salzsaurem Natrum bestehen, das Steinsalz dagegen immer einen Antheil von salzsaurem Kalk enthalten, woher die Unbeständigkeit des Steinsalzes an der Luft rühre, die von anderen Mineralogen übersehen sey. 2 A. *Seesalz*. Hr. *W*. begreift hierunter das von Landseen abgesetzte Salz, welches sich besonders durch seinen körnigen Aggregatzustand von dem Steinsalze unterscheidet. — IV. *Schwefelsäure-Geschlecht*. 1 G. *Natürlicher Vitriol*. Hr. *W*. fasst den Eisen-, Kupfer- und Zink-Vitriol in einer Gattung zusammen, obgleich diese, chemisch so sehr verschiedenen Körper auch in der Natur oft scharf von einander getrennt vorkommen. 2 G. *Haarsalz*. Hierunter versteht Hr. *W*. nicht eine Abänderung des Bittersalzes, sondern den sogenannten *Federalaun*. — 3 G. *Bergbutter*. — 4 G. *Natürlich Bittersalz*. — 5 G. *Natürlich Glaubersalz*.

Dritte Classe. *Brenliche* (brennliche) *Fossilien.* I. *Schwefel-Geschlecht.* Die einzige Gattung, der *natürliche Schwefel*, ist in zwey Arten, in *gemeinen* und *vulkanischen*, getheilt, so wie die erste Art wieder in zwey Unterarten, *festen* und *erdigen*. — II. *Erdharz-Geschlecht.* — 1 G. *Erdöl.* In einer Anmerkung sagt der Vf.: „Einige Mineralogen und Chemiker sprechen häufig von Kohlenstof (Kohlenstoff), wo doch nur reine *Kohle*, d. i. *Kohlenstofoxyd* zu verstehen. An einem anderen Orte werde ich zu zeigen wissen, dass hier in dieser Kohlenreihe kein Kohlenstof, als solcher, existiren kann." Rec. ist auf die Erfüllung dieser in einem so sicheren Tone ausgesprochenen Zusage sehr begierig: denn ohne Zweifel wird Hr. *Br.* dann auch zu zeigen wissen, dass die Kohle wirklich Kohlenstoffoxyd ist, welches von trefflichen Chemikern in neuerer Zeit bekanntlich widerlegt worden ist. — 2 G. *Erdpech.* Zwey Arten: *elastisches* und *schlackiges* Erdpech. — 3 G. *Braunkohle.* Fünf Arten: *bituminöses Holz*, *Erdkohle*, *Alaunerde*, *gemeine Braunkohle*, *Moorkohle*. Die ausgezeichnete *bastförmige* B. wird vermisst. — 4 G. *Schwarzkohle.* 1 A. *Pechkohle.* Das chemische Verhalten verweist die Pechkohle zur Braunkohle, und die geognostischen Verhältnisse, auf die doch Hr. *W.* bey der oryktognostischen Classification mit sieht, bestätigen jenes. 2 A. *Stangenkohle.* Eine Abänderung der sogenannten Stangenkohle gehört zur *Pechkohle*, eine andere ist wahrer *Anthrazit*, wovon man sich durch einen Versuch im Feuer leicht überzeugen kann. — 3 A. *Schieferkohle.* — 4 A. *Kännelkohle.* — 5 A. *Blätterkohle.* Eine wahrhaft *blättrige* Textur hat keine Schwarzkohle, sondern nur *Absonderungen.* — 6 A. *Grobkohle.* — III. *Graphit-Geschlecht.* 1 G. *Graphit.* Nur zwey Arten: *dichter* und *schuppiger*; der ausgezeichnete *blättrige Graphit*, so wie der *schiefrige*, der so charakteristisch in den Pyrenäen sich findet, sind nicht aufgenommen. — 2 G. *Glanzkohle.* 1 A. *Muschliche* Gl., *Karstens schlackiger Anthrazit.* 2 A. *Schiefrige Glanzkohle*; die sogenannte *Kohlenblende.* — 3 G. *Mineralische Holzkohle.* Rec. zieht die *karsten'sche* Classification vor, nach welcher dieses Fossil zum *Anthrazite* mit gehört. Das chemische Verhalten rechtfertigt diese Vereinigung vollkommen. — IV. *Resin-Geschlecht.* 1 G. *Bernstein.* Zwey Arten: *gelber* und *weisser* B. Der *Resin-Asphalt* ist von Hn. *W.* noch nicht aufgenommen. 2 G. *Honigstein.*

Zum Schlusse muss Rec. noch bemerken, dass weder die beobachtete Rechtschreibung, noch im Allgemeinen der Stil des Vfs. zu loben ist. Nicht selten stösst man auf Nachlässigkeiten im Ausdrucke. Rec. würde dieses weniger rügen, wenn nicht der Vf., der seine schriftstellerische Laufbahn mit diesem Werke eröffnet, durch eine nicht in dem bescheidensten Tone ausgesprochene Äusserung in der Vorrede selbst dazu Veranlassung gäbe. „Ich erwarte, sagt er, dass die Kritik sich nicht an unserer Schreibart wird reiben wollen, da diess Werk keine Sprachlehre seyn soll — —." Allerdings soll eine Mineralogie keine Sprachlehre seyn; aber sprachrichtig sollte jedes Buch, mithin auch eine Mineralogie, geschrieben seyn.

O. a.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Coburg: Über Situationszeichnung.* Einladung zur öffentlichen Prüfung im herzogl. Gymnasium zu Coburg den 8. April 1816. Vom Director *Reinecke.* 8 S. 4.

Nach einer kurzen Skizze über die erste Gestaltung und Vervollkommnung der Terrainzeichnung schlägt der Vf. eine geometrisch scharfe Lösung des Problem's in der Art vor, dass auf einem Risse die Höhe irgend eines Punctes über einem anderen mit derselben Schärfe soll gemessen werden können, als ihre horizontale Distanz. Die Auflösung ist mit den Worten des Vfs. diese. „Auf jeder geneigten Ebene gehört jeder Punct zu einer Reihe anderer Puncte, die mit ihm einerley Niveau haben. Auf einer isolirten Erhöhung bilden diese Puncte eine in sich selbst zusammenlaufende Linie. Man wähle nach Gefallen eine Reihe unter einander liegender Puncte, deren Höhenunterschied einander gleich, und nach Erfoderniss 1 Schuh oder 1 Ruthe oder 10 Ruthen u. s. w. ist, und führe durch diese Puncte Linien, welche alle in gleicher Höhe liegenden Puncte mit einander verbinden; so wird man eine Projection der geneigten Ebene oder der Erhöhung haben, welche 1) die Höhe jedes Puncts über dem anderen in Schuhen oder Ruthen durch blosses Abzählen bekannt macht, 2) dem Auge ein deutliches Bild von der Gestaltung der ganzen Fläche giebt." Wie die Sache vorgetragen ist, scheint der Vf. auf diese Idee durch eigenes Nachdenken geleitet worden zu seyn und sie für neu zu halten. Das ist sie zwar nicht. Denn sie ist bereits in *Dupain-Triel's Memoire: Méthode nouvelle pour exprimer sur les cartes les hauteurs etc.* Paris 1784, beschrieben und in dessen *Carte de la France An VII* angewandt worden; auch haben sie vorher schon *Buache* und Andere vorgeschlagen. Allein diese Methode ist noch so wenig bekannt, und gewährt so viele Vortheile, dass es in keinem Betracht unzweckmässig war, an sie zu erinnern. Nur Schade ist's, dass ihre Anwendung grosse Schwierigkeiten hat, und dass sich unsere Feldmesser sehr dagegen wehren. Es wäre zu wünschen, dass der Vf. als rühmlich bekannter Chartenzeichner und Geograph eine Probe ihrer Anwendung in Deutschland geben möchte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

VIERTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1816.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG.

VIERTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der Königl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.
1816.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Die Eingänge der Messen. Introitus missarum.* Ein Beytrag zur Chronologie von *Anton Christian Wedekind* (Amtsschr. auf dem Kloster S. Michaelis zu Lüneburg). Beyläufig: *Über Urkunden-Archive und den Tribus Buzici.* 1815. 51 S. 8. (16 gr.)

[Zwey Recensionen.]

Der Vf. fand bey der Ordnung des Urkunden-Archivs des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg Fälle, wo auch *Hellwigs* bekanntes Werk, an dem wir doch ein Handbuch für die Zeitkunde des Mittelalters besitzen, wie wir es bey mehreren anderen geschichtlichen Vorkenntnissen wohl noch lange werden entbehren müssen, nicht auslangte. Er sammelte daher die Messeingänge und ihre Tagesbestimmung aus dem römischen Missale, das in Deutschland, wie in anderen Ländern, der Regel nach gilt; dazu kamen die, welche sich ferner oder abweichend in den Sammlungen für die bursfelder Congregation, für die Diöcesen von Magdeburg, Brandenburg, Halberstadt, Verden und Ratzeburg fanden — alles Sammlungen, die zu den Bücherseltenheiten gehören. Einige Beyträge gab auch der verst. *Kinderling*. „Unentbehrlich aber ist die Kenntniss von den Messeingängen (*introitus missarum*) in der Zeitrechnung des Mittelalters," weil die Zeitbestimmung in so vielen Urkunden nach dem Verhältnisse zu dem Tage geliefert ist, wo dieser oder jener Eingang einer Messe gesungen wurde, besonders seit dem 13 Jahrhundert. Bey uns sind ja noch Sonntagsbenennungen übrig geblieben. Was ist *Rogate*, *Judica* anders, als der Anfang der Antiphone, mit deren Absingung der Gottesdienst in der römisch-katholischen Kirche seinen Anfang nimmt? Wir haben also hier die Bearbeitung eines einzelnen Feldes der Zeitkunde des Mittelalters, die wir mit Dank aufnehmen müssen, und deren Erfolg uns wünschen lässt, der Vf. möge sich bald zu anderen Feldern wenden. Sollte er bey der Bestimmung der *Heiligentage* nicht eben so grosse, ja noch grössere Schwierigkeiten gefunden, sollte ihn da *Hellwig* nie verlassen haben? Bey ihnen scheint besonders die Abweichung beachtenswerth, welche sich bey Staphorst (hamburg. Kirchengeschichte 1 B. 2 Abth.) findet. Die *introitus* sind übrigens nach alphabetischer Ordnung gesammelt, und also leicht aufzufinden. In der geschichtlichen Einleitung S. 6 Anm. 2 ist das Citat aus *Pez* falsch.

Ausser diesem Hauptgegenstande finden sich in dem Werkchen noch zwey andere behandelt, die Einrichtung *des Urkunden-Archivs* des Klosters S. Michaelis, und die Fragen über die eigentliche Bedeutung des *Tribus Buzici*, aus dem der älteste bekannte Ahnherr des sächsischen Hauses stammte. Über den ersteren haben wir schon an einem anderen Orte (Rec. von *Büsching*: der alten schlesischen Herzoge Siegel.) gesprochen, wir haben also nur noch von der Zugabe: *Was war Tribus Buzici?* (S. 27) Nachricht zu geben.

Bekanntlich sagt Ditmar von dem Grafen Dedi „*de tribu, quae Buzici dicitur, originem duxisse.*" Weiter keine Spur — aber darum desto mehrere Muthmassungen. Rec. hat auch wohl früher einige Zeit darauf verloren; aber der Ausspruch *Ritters* (älteste Meiss. Gesch.): „das buzicische Haus ausfindig zu machen, ist eine vergebliche und auch verwegene Arbeit," schien ihm bald der richtigste. Selbst was *tribus* seyn soll, muss erst aus Vergleichungen gefunden werden: denn *Ditmars* Sprache ist allerdings gesucht, und des Vfs. ganzer Satz fällt dahin, wenn *tribus* bey *Ditmar* „nie für etwas anderes, als Geschlecht oder Familie gebraucht ist," wie *Adelung* will (*Director.* LV, der sich übrigens hier etwas gehen liess). Kurz, darf man denn in der Geschichte mehr wissen wollen, als die vorhandenen Überlieferungen sagen? Des Vfs. neue Auslegung heisst: *Buzici ist nichts anderes, als eine Buchstaben-Versetzung zwischen B und Z; Zurbici* (Zörbig, Zippelzerbst, im leipz. Kreise) *und Butzici sind gleichgeltend.* So leicht ist die Verwechselung doch nicht, wo bleibt das *r*, das hier so charakteristisch ist? Und sind denn *z* und *b* Buchstaben, welche leicht verwechselt werden? Vollends wenn man bedenkt, dass die letzte Sylbe in *Zurbici* wohl *bek*, Bach, seyn möchte, wie denn in der einzigen jetzt noch vorhandenen Handschrift fast durchgängig *z* und *k* verwechselt sind (*Willerbizi*, *trubizi*, auch in dem Anhange des Vfs. S. 49 *Mulbizi*, Mulbek! [Diess erklärt sich aus der Form der Buchstaben in jener Zeit] Vielleicht ist die

eigentliche Lesart am Ende: *Bukici!*), gleich wie im *Annalista Saxo*, der seiner Handschrift auch in dieser Eigenthümlichkeit folgt (doch besitzen wir von diesem noch keinen genauen Abdruck; der, welchen *Eckhart* gab, ist sehr nachlässig angefertigt). Wie dem auch sey, wie mag man jene beiden Worte in Hinsicht ihrer Endsylben verwechseln? Rec. kann daran nicht glauben. Auch ist ja die Handschrift des Ditmar in Dresden weder so entfernt von den Zeiten des Bischofs, noch so schlecht, um geradehin solche Veränderungen vorschlagen zu müssen. Aber auch, wer kann es bey Ditmar (ed. Wegner 167 ff.) wahrscheinlich finden, dass er gesagt habe: vernimm, dass Dedi aus dem Hause (der Burg) *Zurbiki* abstammte! — — er brachte die Burgwart *Zurbiki*, welche seine Voraltern als Lehn besessen, wieder an sich, ohne das zweyte Mal auf die erste Erwähnung wieder hinzudeuten! Diess ist gar nicht seiner beziehungs- und erklärungsreichen Erzählungsart angemessen. Warum er bey *Buzici* nicht deutlicher war? Wer mag das wissen! So ist also nicht einmal äussere Wahrscheinlichkeit einer solchen Verwechselung, und was der Vf. zur Begründung sagt: die Erklärung ist *nicht weit* zu suchen; Buchstabenversetzungen sind häufig; von *Buzici* ist ausser Ditmar nirgends Spur, wohl aber von *Zurbici*; dieses ist ein altberühmter Ort; deutsche Burgen wurden um 850 schon häufig gebaut; *Zurbici* war eine alte Besitzung dieses Hauses; — ist theils negativ, theils fehlt gerade die Wirkung auf den vorliegenden Fall, und Alles beweiset doch geradezu nichts mehr, als eine *Möglichkeit*, wenn die Hauptstütze fester gegründet wäre. (Ob *omne beneficium* (S. 41) wirklich das gesammte königl. Lehn, oder nur *das mit der Grafschaft verbundene*, von der kurz vorher die Rede ist, andeutet, darüber liesse sich streiten; bey der Übertragung der Stellen Ditmars fällt der Adjutant (*miles suimet*) auf, und *Stadt* für *urbs*, da doch wohl *Burg* die Verhältnisse richtiger geben möchte.) Kurz wir müssen mit Bedauern sagen, dass wir durch diese neue Muthmassung über den Ursprung des Hauses Sachsen nicht weiter gekommen sind, und dass uns Alles für die Beybehaltung des alten Textes *Buzici* zu sprechen scheint. Dagegen stimmen wir dem Vf. vollkommen bey, dass durch die Nekrologieen von Sachsen in der Dynastenreihe des wettinschen Hauses noch viel würde aufgeklärt werden können. Sind noch dergleichen vorhanden? Fast möchte man von solchen Quellen nicht gern etwas hören, da es so schwer hält, sie gemeinnützlich zu machen. Ist es dem Vf. wohl gelungen, das wichtige *Nekrologium* des St. Michaelis-Klosters vollständig mitzutheilen, dem er unter den 80 Todtenbüchern, die er kennt, die zweyte Stelle anweist? (Wie gross und merkwürdig die Eigenthümlichkeit desselben sey, zeigt der Probedruck, und zugleich welche Forschungen darauf verwendet werden müssen, um dasselbe zu einer recht reichen Quelle zu machen.) *Hat denn das reiche Michaelis-Kloster kein Geld, um sein Denkmal würdig auszustellen? Hat es kein Geld, seine Urkunden drucken zu lassen?* Die alten Äbte konnten ihren Mönchen Unterhalt geben, Handschriften anzufertigen, Diplomatarien anzulegen; ihre Nachfolger finden nirgends Geld für weitere Bekanntmachung, und doch ist es so leicht, *wenn man nur will.* Warum das *Necrologium fuldense* nur nach *Leibnitz* (3. 759), nicht nach dem (nur im Anfange verschiedenen) vollständigen Abdruck bey *Schannat hist. fuld.* angeführt ist, weiss Rec. nicht, eben so wenig, ob die Bemerkung, dasselbe sey *kein* Autographum, sich auf eigene Ansicht stützt. Die Nachricht von 1011, welche der Vf. S. 49 noch mittheilt, ist eben so merkwürdig, als schwer verständlich. Es kommt wohl vornehmlich darauf an, wohin man *Herimanni filii sui* ziehen will, und das *senioris Dedis*, und ob die *mater ejus (Herimanni) Hildegerde* die Herzogin Hildegart seyn soll, von der 5 Zeilen vorher schon die Rede ist. Wie ganz anders würde die Ansicht werden, wenn Hildegerde etwa die erste Frau des Herzogs Bernhard gewesen wäre? Rec. wirft diesen Gedanken hin, weil er ihm aufstieg. Zum Theil schlägt die Nachricht auch wohl in die stadesche Geschlechtsreihe, die denn auch nichts weniger als bearbeitet ist. So viel geht aber hervor, dass Theswide (Thietsuit) schon früher Melbek, oder einen Antheil daran, gegeben hatte, wie es oft der Fall ist, dass später Einwilligenden oder ihren Antheil ebenfalls Überlassenden die ganze Gabe zugesprochen wird, und dass auch sie noch Anordnungen, zur gewisseren Haltung, oder aus dem Einfluss, den ihr Beytritt giebt, machen, als hänge alles erst von ihnen ab.

Ein Forscher wie der Vf. giebt auch ausser dem Hauptgegenstande wichtige Erläuterungen, wovon die Noten der Zugabe zeugen, auf welche wir uns aber hier nicht einlassen können. Druck und Papier sind vortrefflich. Das Werk hat endlich noch eine Merkwürdigkeit; es sind nur 100 Abdrücke gemacht, es gehört also zu den Bücherseltenheiten.

H. St. F.

Ohne die Nutzbarkeit dieses Buches zweifelhaft zu machen, die unbestreitbar ist, und welche Rec. durch die nachfolgende Bemerkung auch nicht im Geringsten verringern will, bemerkt derselbe nur aus seiner Erfahrung, die nicht für ganz gering zu achten ist, da mehrere Tausend Urkunden von ihm genau durchlesen, und nach den Grund- und Lehr-Sätzen der Urkundenlehre der Tag der Ausstellung bestimmt worden, dass ihm bis jetzt nur eine Urkunde vorgekommen ist, bey welcher *Helwig* nicht ausreichen wollte, indem im Allgemeinen die Urkunden-Schreiber und Vollzieher nur die gewöhnlich bekannten Messeingänge, in sofern sie ihnen so nahe lagen, nahmen, die zum Theil auch noch in unsere Zeitweiser mit übergenommen worden sind. Doch kann auch wohl darin ein Hauptgrund dieser Erscheinung liegen, dass das westliche und nördliche Deutschland

ſich Bezeichnungen bediente, die von dem des öſtlichen abwichen. Ob die alten Urkundenſchreiber ſich jemals, bey Bezeichnung des Tages, der Meſseingänge, welche auf mehrere Tage fallen, für mehrere Tage bedient haben, iſt uns nicht glaublich, vielmehr waren ſie darin wohl feſt und beſtimmt. So war gewiſs wohl der Eingang: *Benedicta ſit ſancta Trinitas*, *nur* für den Sonntag Trinitatis gebräuchlich, die anderen Tage, welche dieſelbe Bezeichnung hatten, wurden nicht damit bezeichnet. Waren die Urkundenvollzieher auch bisweilen etwas leichtſinnig in Bezeichnung des Ausſtellungs-Tages, und machten ſie es uns recht ſchwer, jetzt genau den Tag auszumitteln: ſo waren ſie doch gemeinhin gewiſſenhaft und genau. Ein Beyſpiel ſcheint uns für unſere Behauptung auch daraus hervorzugehen: Es ſind wenige Heiligennamen, von denen nicht mehrere Heilige vorkämen, deren Feſte auf verſchiedene Tage fallen. Von bekannten Namen findet ſich oft eine groſse Menge. So hat, um nur einen herauszugreifen, Helwig 27 mit dem Namen Alexander, 15 Anaſtaſius, u. ſ. w. Was würde es für eine mühſelige Arbeit ſeyn, wenn nach allen dieſen bezeichnet worden wäre! Unter dieſen iſt aber in der Regel *nur einer* Zeitweiſer- (Kalender-) Heiliger, und dieſen hat daher *Helwig*, überaus zweckmäſsig, immer mit einem Sternchen bezeichnet, die übrigen fallen nur der Heiligengeſchichte anheim. So, halten wir dafür, war es auch mit den Meſseingängen.

Wir gehen auf die Vorrede wieder zurück, in welcher in einer Anmerkung der Vf. uns Nachricht von der Anordnung des früher genannten Kloſter-Archives giebt, wobey Rec. mit Vergnügen ſah, daſs der Vf. ſchon früher dieſelbe Art und Weiſe beobachtete, welcher Rec. nun ſchon ſeit 3 Jahren bey ſehr reichhaltigen Archiven, deren Geſammtzahl ſich gegen 15000 Urkunden erſtreckt, und worüber er ſchon ebenfalls öffentlich ſprach, folgte. Der Vf. ſagt von ſeinem Archive: „Es ſind *tragbare* Schränke von leichtem Holze eingerichtet, deren 3 oder 4 über einander geſtellt werden können.“ (Bey Rec., der auch ſein Archiv gründete und einrichtete, machen 3 Schübe ein Spinde aus.) „Sie ſind 4 Fuſs breit und 1½ Fuſs tief. In dieſen befinden ſich ſehr *flache* Schiebladen, nur 3 Zoll hoch, in gedoppelter Reihe. Hierin liegen die Urkunden, und zwar alle *neben einander*, genau nach *chronologiſcher* Ordnung. So wird kein Siegel gedrückt.“ Dieſe *ſehr* zweckmäſsige Art und Weiſe kann doch nur bey einer *kleinen* Urkundenſammlung angewendet werden, indem bey einer jeden gröſseren Sammlung eine viel zu groſse Maſſe von Spinden nothwendig ſeyn würde. Rec., der ſehr tiefe Fächer in ſeinen Schubladen hat, über einen halben Fuſs tief, wollte erſt nur in jedes ſolches Fach Päckchen von 10 Urkunden legen; denn zu 10 und 10 Urkunden bindet er immer zuſammen. Aber dadurch hätte er zuviel Raum gebraucht; er ſah ſich genöthigt, zu 20—30 und mehr in ein Fach zu legen, wobey auch, wenn die Urkunden ſorgfältig gelegt werden, und die Siegel immer in die Höhlungen kommen, welche zwiſchen den Päckchen entſtehen, nur ein geringer Druck Statt findet. — „Ihr *Datum* befindet ſich, diplomatiſch unterſucht, deutlich auf der Rückſeite geſchrieben.“ Wir bemerken, daſs es eine ganz verkehrte Art und Weiſe iſt, wenn man *ſolche* Verzeichniſſe anlegt, die nöthig machen, daſs man noch vielmal die Urkunden in die Hand nehmen, öffnen, ausbreiten u. ſ. w. muſs. Die älteſten Urkunden ſind gewöhnlich in dem Zuſtande, daſs man ſie auf das Zarteſte behandeln muſs. Hat man ſie daher einmal geöffnet: ſo ſchöpfe man aus ihnen Alles, was man nur braucht, und laſſe ſich nicht durch Unverſtändige übertreiben. Jede Wiſſenſchaft lehrt durch die Ausübung, und keine leicht mehr, als die ſo ſehr vernachläſſigte Urkundenwiſſenſchaft.

„Die vordere Leiſte der Schiebladen (von der Erfindung eines Architekten Meiſsner) hat nur halbe Höhe, um hineinfaſſen zu können beym Herausziehen und einer jeden Zugang der *Luft* zu erhalten. Vorne daran ſteht das *Jahr*, oder das Decennium, zu welchem die darin liegenden Urkunden gehören.“ Der Zugang der Luft erlaubt auch dem Staube und dem Ungeziefer Zugang. Zweckmäſsiger erſcheint es daher Rec., die Schiebladen ganz verſchloſſen zu machen, und ſie nur, ſo wie Fenſter und Thüren des Archives, im Frühling und Herbſt bey trockener, reiner und nicht windiger Witterung zu öffnen und zu lüften. „Dabey iſt aber das Repertorium ein Realindex, nach alphabetiſcher Ordnung der Gegenſtände, worin jedes verzeichnete Document auf ſein Datum hinweiſet. In wenigen Minuten iſt jedes Stück aufgefunden, und noch ſchneller reponirt, da beym Aufziehen der Schiebladen ſogleich die Lücken auffallen. Das Archiv kann niemals aus ſeiner Ordnung kommen; und wenn es wäre: ſo würde ein Schüler ſie wieder herſtellen können. Auf die Weiſe, ſollt' ich meinen, ſey Mabillon's Problem gelöſet, wie Urkunden-Archive gleich befriedigend für den Diplomatiſten, wie für den praktiſchen Geſchäftsmann geordnet werden können; und ich getraue mir, nun durch Erfahrung beſtärkt, zu behaupten, daſs dieſe Erfahrung auch bey dem reichhaltigſten Staatsarchive angewandt, dem Kenner genugthun werde.“ Dieſs iſt auch, durch Erfahrung an einem groſsen Archive belehrt, des Rec. Meinung. Von der Einrichtung ſeiner Verzeichniſſe ſpricht doch der Vf. zu wenig, und in ihnen liegt die Hauptſache. Da der Gegenſtand wichtig genug iſt: ſo glaubt Rec. nicht unzweckmäſsig zu handeln, wenn er hier die Einrichtung ſeiner Verzeichniſſe angiebt.

Dieſelben ſind in Tafelgeſtalt und zwölf Abtheilungen getheilt, über die ganze Breite eines Bogens gehend. Die Hauptgrundlage der Verzeichniſſe iſt die Zeitfolge, und die erſte Abtheil. enthält daher die Zahl, welche die Urk. nach ihrer Zeitfolge bekommen, und welche auch auf die Urk. geſchrieben wird. Die älteſte Urkunde fängt daher an. (Urkund.

ohne Jahr erhalten die Stelle, wo sie wahrscheinlich nach der Geschichte hinfallen, oder durch ihren Inhalt hingewiesen werden.) 2) Namen des Ausstellers und der Inhalt der Urkunde, zusammengezogen und kurz, aber wo möglich mit den Worten der Urkunde, und in der Sprache derselben. Der Auszug muss so eingerichtet seyn, dass dadurch das zukünftige *Sachverzeichniss* vorbereitet wird, und so, dass aus diesem Verzeichnisse schon eine Geschichte des Gegenstandes, für den das Archiv ist, geschrieben werden könnte. Die Hauptsachen werden unterstrichen, der Name des Ausstellers der Urkunde und zwiefache Zahlen weisen nach, in welchen früheren Urkunden schon derselbe Gegenstand zur Sprache kam, dessen Ergänzung, Bestätigung oder Änderung daher diese Urkunde giebt. So weiset die letzte Urkunde alle die früheren Urkunden nach, die von demselben Gegenstande handeln, und giebt also diess Verzeichniss auch schon theilweise ein verborgenes Sachverzeichniss. 3) Der Ort der Ausstellung; auf das Datum und Actum ist dabey besonders Rücksicht zu nehmen, und beides zu bemerken; das Datum weiset der Urkunde ihre Stelle an. 4) Das Jahr der Ausstellung, mit den Indictionen, Papst- und Kaiser-Jahren, in sofern sie in der Urkunde stehen. 5) Der Tag nach dem römischen oder dem Heiligen-Zeitweiser, wie ihn die Urkunde angiebt, mit Allem, was darauf Bezug hat (Epakten, Wochentag, Tageszeit). 6) Die Auflösung dieses Tages nach dem heutigen Zeitweiser. 7) Ob die Urkunde Urschrift, oder beglaubte Abschrift, oder blosse Abschrift ist. (Die Beglaubigungen späterer Jahre werden unter dem Jahre aufgeführt, unter dem sie ausgestellt sind, und im Falle, dass die Urschrift nicht mehr vorhanden, ein Vermerk in dem Verzeichniss in der Gegend gemacht, wo die Urschrift eigentlich stehen sollte, damit die eigentliche Grundlage, die Zeitfolge, nicht verrückt wird.) 8) Beschreibung des Siegels, woran es hängt, ob mehrere Siegel sind oder waren, und wessen, der Urkunde nach bestimmt, wenn sie fehlen; woraus die Siegel bestehen, ob sie Rücksiegel haben, ob sie in einer Kapsel oder andern Verwahrung sind. 9) Das Zeichen, welches alle Urkunden eines Archives erhalten, mit der Ortsbestimmung, wo es zu finden ist, durch einen kleinen Buchstaben und eine kleine Zahl, beides mit rother Dinte, angedeutet. 10) Ob eine Abschrift von der Urkunde vorhanden ist, und wo (in einem einzelnen Blatte, oder in einem alten oder neuen Abschriftenbuche). 11) Ob die Urkunde gedruckt ist, und wo. 12) Gelegentliche Bemerkung, die sich aus mehr oder minder wichtigem Inhalte der Urkunden ergiebt. Hier wird auch Alles aufgeführt, was in dem zweyten Abschnitte nicht eine Stelle finden konnte, und in der Urkunde doch wichtig war.

Nächst diesem Verzeichniss nach der Zeitfolge wird ein zweytes Verzeichniss angelegt, ein Sachverzeichniss, welches dann alles, durch Jahre Getrennte, verbindet und zusammenstellt, wobey nur immer die Zahl angeführt wird, welche die Urkunde hat. — Jedes einzelne Archiv bleibt bey Rec. auch für sich. Sobald alle geordnet sind, wird sie ein Verzeichniss nach der Zeitfolge verbinden, welches ganz kurz ist und nur sechs Fächer enthält: 1) die Jahreszahl, 2) Tag der Ausstellung nach heutigem Zeitweiser, 3) Ort der Ausstellung, 4) Name des Ausstellers, 5) das Archivzeichen, und 6) die Zahl der Urkunde, welche sie in ihrem besonderen Verzeichnisse hat. Hiedurch übersieht man, von welchen Jahren und von welchen Ausstellern Urkunden im Archive vorhanden sind. Ebenso arbeitet der Archivschreiber aus den einzelnen Sachverzeichnissen ein allgemeines Sachverzeichniss aus. Wer noch ausführlicheren und anderweitigen Ausweis sucht, wird sie in der kleinen Schrift von *Büsching* finden (der alten schlesischen Herzoge Siegel u. s. w. 1 Liefer.). Rec. ist darum hier so ausführlich gewesen, da es nothwendig ist, dass eine recht eifrige Pflege und Erforschung der alten Archive eintrete, wozu auch gerade jetzt die wahre und rechte Zeit ist, um so mehr, da jetzt das thörichte Brüten über unbekannten Schätzen wohl aufhören muss, und nun wohl der letzte Augenblick seyn möchte, in dem wir für unser Alterthum handeln können. Möchten daher unsere Fürsten die Stimmung ihrer Völker, die so vielfach dahin sich neigt, noch mehr hervorrufen und befestigen!

In der Zugabe untersucht der Vf.: Was war *Tribus Buzici?* ein im Ditmar vorkommender und noch unerklärter Ausdruck. Der Vf. erklärt diess Wort für *Zurbici* (Zörbig), und stellt als Ergebniss seiner Untersuchung den Satz auf, dass „die Markgrafen von Meissen (mithin auch das hohe Gesammthaus Sachsen) aus dem alten Hause der Burgherren von Zörbig abstammen." Er fodert Männer, die der sächsischen Geschichte und Ortsbeschreibung kundiger als er sind, auf, diese Behauptung weiter zu verfolgen und zu erhärten, wozu wir durch diese Anzeige beyzutragen wünschen.

Der Vf. macht noch auf die Wichtigkeit der alten Todtenbücher (*Nekrologien*), die noch ungedruckt liegen, aufmerksam. Die Bekanntmachung mehrerer würde überaus wichtig seyn; und indem wir Alle, die zu solchen gelangen können, zu ihrer Herausgabe auffodern, wünschen wir, dass es sich besonders der Vf. in Hinsicht des Todtenbuches des Michaelis-Klosters zu Lüneburg, welches er so sehr rühmt, möchte anmahnend gesagt seyn lassen. Rec. denkt auch in seinem Kreise nächstens eines bekannt zu machen, welches freylich nur eine untergeordnete Wichtigkeit hat.

Bschg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Allgemeines Verteutschwörterbuch der Kriegssprache.* Ein Versuch. 1814. XII u. 383 S. gr. 8., nebst 7 Blatt Druckfehler und Verbesserniße. (1 Rthlr. sächs.)

Der Vf., der sich am Ende der Vorrede *Karl Müller* unterschreibt, nennt seine Arbeit bescheiden einen Versuch, den wir, wenn dieser Ausdruck beybehalten werden soll, einen wohl gelungenen nennen dürfen. An dem verdienstlichen, von Vielen noch verkannten Bemühen, unsere Sprache zu reinigen und mehr emporzubringen, wollte der Vf. auch Theil nehmen; er wählte sich, da, wie er mit Recht behauptet, jede Wissenschaft ihren eigenen, ihr gewachsenen Mann erfodert, die Kriegssprache zur Bearbeitung, und so entstand dieses, für Wissenschaft und Sprache anziehende und belehrende Werk, wofür der Vf. den herzlichen Dank jedes Freundes der deutschen Sprache und jedes deutschen Kriegsmannes verdient. Die Grundsätze, nach welchen hier die Kriegssprache gereiniget wird, können nicht anders als Beyfall finden. Mit blossen Übersetzungen nämlich ist nicht Alles gethan (wie unpassend dergleichen oft ausfallen, zeigt der Vf. an einigen Beyspielen unter *ligne de moindre resistance* ganz treffend); besser ist es, aus dem *alten* Vorrathe der Sprache und aus den Mundarten (unter welchen besonders die niederdeutsche benutzt wird) zu schöpfen, und, wo diese nicht ausreichen, mit Überlegung und dem Geiste der Sprache gemäss, neue Ausdrücke zu schaffen. Diess muss dem Sprachreiniger auch bey Würden und Titeln erlaubt seyn, wenigstens darf er seine Benennungen derselben in die Bücherwelt einführen, vielleicht dass Regierungen sie dann, wenn sie sich von ihrer Verständlichkeit und Vorzüglichkeit überzeugen, auch in das Leben übergehen lassen. Die seichten Spasmacher, die mit ihren „meinwitzigen" (vielleicht fänden sie es weniger auffallend, wenn der Vf. *wahnwitzigen* gesagt hätte) Zusammenstellungen die gute Sache lächerlich zu machen suchen, verdienen gar keine Berücksichtigung, sie mögen in ihrer buntlappigen Bettlersprache immer Zierden, wie z. B. gut *conduisirteste* Soldaten, *subordinations*widrige, oder gar *subordinationscontraire conduite*, beybehalten.

Sehr zweckmässig hat der Vf. Sacherklärungen nur da beygefügt, wo die Übersetzung oder Ersetzung fremder Ausdrücke und deren Rechtfertigung sie nöthig machte. Auf diese Weise ist das Werk reichhaltig geworden, ohne weitschweifig zu werden. Zum Beweise, wie reich an Bemerkungen und Gewinn für die Sprache viele Artikel sind, vergleiche man nur *Bataillon*, *Charakter*, *Commandiren*, *Concentrisch*, *Conscription*, *Corps*, *Discretion*, *Extraordinär*, *Fortificationswinkel*, *Garde*, *General*, *Hydrographisch*, *Imponiren*, *Kriegsminister*, *Mineur*, *Nivelliren*, *Parallele*, *Passiren*, *Quarantaine*, *Quartier*, *Regiment*, *Ressortiren*, *Voltigeur* und viele andere. An einer Menge Ausdrücke, welche eigentlich nicht in die Kriegssprache gehören, sollten auch darunter gar zu allgemeine seyn, wie z. B. *Agacerie*, *Agaciren*, *Agilität*, *Ajustement*, *Amas*, *Antecelliren*, *Antecessor*, *Bordure*, *Capacität*, *Capital*, *Changement*, *Changiren*, *Circuliren*, *Compact*, *Parat*, *Repondiren*, *Reprimandiren*, *Reprochiren* u. s. w., wird man weniger Anstoss nehmen, wenn man bedenkt, dass auch dergleichen zu guten Bemerkungen, Verdeutschungen u. s. w. Gelegenheit geben, wie z. B. die Artikel *Desorganisation*, *Detailliren*, (Kriegs-) *Fond*, *Mortalität*, *Passiren*, *Patriotismus*, *Personale*, *Portion*, *Rubrique*, *System* u. s. w.

Die Quellen, aus welchen der Vf. schöpfte, sind in der Vorrede nur ganz allgemein angegeben; im Werke selbst aber findet sich, dass er unter den älteren Schriftstellern dieses Faches *Fronsperger* und *Fäsch*, unter den neueren Verdeutschern aber *Campe's Verteutsch*wörterbuch, und besonders *Wolke's* verdienstliche Bemühungen um die deutsche Sprache benutzt habe. *Fronsperger* ist in vielen Artikeln genannt, z. B. sturmschiessen unter *Breche* legen, Brandpfeil, Feuerpfeil unter Brand*raquete*, Brennfahne unter Brandschatzungs-*Commando*, Eisenbeisser unter *Bravo*, verlorener Haufe unter *enfans perdus*, Schirrmann, Trosser unter *Trainsoldat*, Schweifling und Streifling unter *Trainard* u. s. w. So auch *Fäsch* Allein mit *Campe* hat der Vf. eine Menge Verdeutschungen gemein, ohne dessen Wörterbuch zu nennen, nur unter *Chaussée* und *Discretion* wird es angeführt. Dergleichen sind — um Jedem das Seine zu geben — z. B. krieghart und kriеggewohnt (*aguerrirt*), Schiessbedarf (*Ammunition*), Alterfolge (*Ancienneté*), Schlachthaufen (*Bataillon*), Sturm-

lücke (*Brèche*), Tagzettel, Tagbericht (*Bülletin*), Schranne (*Bureau*), welches Wort *C.* nur mit Bedenklichkeit anführt, *weil es im Niederdeutschen völlig unbekannt sey* (ein nichtiger Grund), Nordweiser, Polweiser (*Compass, Boussole*), Kriegzögling (*Cadet*, wozu von *Bernd* auch noch Kriegschüler angesetzt ist), Werbekreis (*Canton*), Fluglager (*Camp volant*, — das vom Vf. noch angeführte Fluchtlager würde etwas ganz anderes bedeuten), Abtrab (*Detachement*), zuchtgewohnt (*disciplinirt*), verungnaden (*disgraciiren*), Missverhalt (*Disproportion*), einschulen (*dressiren*), Schwader (*Escadron*), Rank (*Intrigue*), verinseln (*isoliren*), marschen (*marchiren*), Steppdecke (*Matratze*), richtigen (*orientiren*) u. s. w. *Wolke*, dessen Verdienste um die Sprache wir mit dem Vf. (Vorr. VII in der Anmerk. und unter dem Zeichenerklär) dankbar anerkennen, ist zwar ebenfalls nur an manchen Orten mit Namen genannt, allein sein Geist, möchten wir sagen, weht im ganzen Werke, selbst im Verzeichnisse der Druckfehler und Verbesserrnisse. Mögen die Urtheile über die Bemühungen dieses achtungswürdigen Gelehrten jetzt noch so verschieden ausfallen: so werden sie immer mehr umgestimmt und berichtiget werden, wenn mehr Männer wie unser Vf. das unbestreitbar Wahre und Richtige in ihre Schriften einführen und in Anwendung und Umlauf bringen. — Unser Vf. hätte aus alten Schriften aller Art noch gar manche Verdeutschungen ziehen können, die nun künftig noch in einer neuen Auflage oder in einem Nachtrage geliefert werden können, obgleich hie und da einige aus dem Nibelungenliede, z. B. unter *Baraque*, *Cavallerie*, *Desorganisation*, *Exerciren*, *Gewehrfabrik*, *Patriotismus*, *Retour* u. s. w., von Hartmann von Aue, z. B. unter *Uniform*, aus den Minnesingern, z. B. unter *passiren*, und von Anderen angeführt sind. Zuweilen findet man auch Andere, z. B. *Luther*, *Stieler* u. s. w., und gelegentlich kommen auch *Goethe*, *Voss*, *Wieland*, *Seume*, *Jahn*, *Radlof*, *Pauli* u. s. w.

In der Vorrede (S. VII) äussert der Vf., er habe an der Rechtschreibung nur wenig gerührt, und erst späterhin sey nach der Bekanntschaft mit *Wolkes* Anleit dem etwas stark zuwider gehandelt worden. Allein was hienach geschehen ist, möchten wir nicht zu der sogenannten, oft so willkührlichen Rechtschreibung rechnen, sondern zu wichtigeren Gegenständen der Sprachforschung selbst, worauf freylich die wahre Rechtschreibung gegründet seyn müsste. Die im Werke vorkommenden Änderungen betreffen besonders die Zusammensetzungen in Ansehung des *s*, welches sich in so viele Wörter ohne besondere Bedeutung und Noth geschlichen hat, und des Schleppenden, welches viele haben, und dann die Ausbildung mehrerer Formen in den abgeleiteten Wörtern, wodurch theils grössere Kürze, theils verschiedene Bedeutungen gewonnen werden. Diese Änderungen wollen wir nicht tadeln, sondern vielmehr wünschen, dass sie immer mehr geprüft und angewendet werden mögen, weil unserer Sprache dadurch nur Vortheile erwachsen können. Demnach schreibt der Vf. Amtbericht, Gesichtpunct, Ingeburtrecht, Hülfwissenschaft, Kriegfuss, Obachtheer, Ordengeschmeide, Ortkunde u. s. w. ohne *s*, eben so Belagerkunde, Beobachtheer, Festekunde u. s. w., anstatt der bisher fast allein gewöhnlichen Belagerungsk., Beobachtungsh., Befestigungsk. So bildet er: der Anweis, Ausweis, Anreg, Bereg, Berühr, Bestreich, Einricht, Erzähl, Kundmach, Verdung, die Abdache, die Bösche, die Drunge, die Enthebe u. s. w., ferner Anstrengniss, Darstellniss, Geziemniss, Liefernis, Sterbniss, Vergeltniss, Wirkniss u. s. w. Hieher gehört auch das Schreiben solcher Wörter ohne Umlaut, wo er eigentlich nicht stehen sollte, z. B. kampfen, Festlandner, Hollander, freystandig, Ganger, inkraftig, Emporer, Aufruhrer u. s. w.

So viel im Allgemeinen. Wir sind es den Lesern schuldig, nun in das Einzelne einzugehen, und ihnen von den Vorzügen dieses Werkes und von dem Einflusse desselben auf die Wissenschaft und Sprache Beweise zu geben, dann aber einige Bemerkungen folgen zu lassen, welche beym Lesen und Prüfen veranlasst wurden, und welche dazu beytragen können, hie und da Begriffe näher zu bestimmen oder genauer zu bezeichnen. Wir geben damit zugleich dem Vf. selbst einen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste, und wünschen, dass sie dazu beytragen mögen, seine Ansichten hie und da zu berichtigen, und ihn zu neuen Arbeiten dieser Art aufzumuntern, zu welchen er vor Anderen geeignet zu seyn scheint. Gern liessen wir hier zuerst eine Reihe untadelhaft scheinender Ausdrücke aus dem ersten, oder fremddeutschen Theile folgen, um sie, wie sie es verdienen, zum Gebrauche zu empfehlen, z. B. Voralter, neben Dienstalter und Alterfolge (*Ancienneté*); vorbeziehen, (antecipiren, unrichtig antic.); Wehrgeräth, Geschmeide (Armatur); Rost, Stückrost (Batterie); bewältigen, erwältigen eine Festung (brusquiren); Hauswebel (Calefactor u. s. w.); Wechselbill (Cartel); Sonderkarte (Detail- oder Special-Karte im Gegensatz der Samtkarte, Generalk.); so auch Sonderschau und Samtschau (Special- und General-Revue); Sonderfriede (Particular- oder Separat-Friede); Machtherr (Dictator); Kriegfürst, Heerfürst (Dictator der Armee, Generalissimus); Inkraft (Energie, von *Pauli* gebraucht); Abe-Feldhauptmann (Exgeneral, so also auch Abekönig, Aberath u. s. w., der abgegangene, abgedankte u. s. w., wofür man vielleicht auch sagen könnte der Sonstfeldhauptmann, Sonstkönig, Sonstrath u. s. w., der sonst oder ehedem Feldhauptmann u. s. w. war). Doch wir begnügen uns, zur Probe nur eine Übersicht der Verdeutschungen der Kriegertitel und einzelner Kriegerabtheilungen zu geben. Jeder einzelne Krieger ist Manne, der Gefreyte ist Freymanne, der Feldwebel bleibt. Ihnen folgen die Knappen, begreifend den Rottmeister (Corporal oder Unterofficier), den Oberrottmeister (Sergeant), Stabsknappen (Junker oder Fahnjunker, Cadet). Alle Officiere heissen Schalter, die Subalternen insonderheit Junker, und diese sind: der Fähnrich oder Fahnjunker, der Startjunker (Cornet, Standartjunker), der Schichtjunker

(Souslieutenant, Second-L. oder Unterlieutenant), der Wachtjunker (Premier- und Oberlieutenant), der Hauptmann (Capitaine), der Rittmeister (Escadronchef), die Stabsofficiere sind Vorschalter, und zu diesen gehören: der Fahner oder Fahnherr (Major), der Stattoberst (Oberstlieutenant), der Oberst (Colonel), der Feldhauptmann (General überhaupt), der Span oder Spanhauptmann (Brigadegeneral), der Fuss-Spanhauptmann (Brigadegen. der Infanterie), der Ritt-Spanhauptmann (Brigadegen. der Cavallerie), der Zeug-Spanhauptmann (Brigadegen. der Artillerie), der Ban oder Bannhauptmann (Divisionsgeneral), Bannerherr (Divisionsgen. der Infanterie), der Marschal (Divisionsgen. der Cavallerie), der Zeugmeister (Divisionsgen. der Artillerie), der Than, Heerhauptmann (wirklicher General überhaupt), der Feldbannerherr (wirklicher General der Infanterie), der Feldmarschal (wirklicher Gen. der Cavallerie), der Feldzeugmeister (wirklicher Gen. der Artillerie), der Heermeister (Corps-Commandant), der Feldheermeister (Major-General), der Feldherr (General en Chef), der Heerfürst (Generalissimus). Die letzten hohen Schalter bis zum Feldhauptmaun hinab, können mit einem allgemeinen Namen auch Feldhauptleute (Generalofficiers) heissen. Namen für Kriegerabtheilungen sind: Reihe für die bisherige Rotte (file), die Rotte (Section), die Schicht (Peloton), die Wacht (die kleine Division), die Mannei (Compagnie), der Zeugel (Batterie), das Schwader (Escadron), das Fahn (Bataillon), der Stab (Regiment), das Spann oder Gespann (Brigade), das Fussgespann (Infanteriebrigade), das Rittgespann (Cavalleriebrigade), das Zeuggespann (Artilleriebrigade), der Bann oder das Banner (Division), das Gebanner (Infanteriedivision), das Geschwader (Cavalleriediv.), das Gezeug (Artilleriediv.), die Heerschaar (Armeecorps), das Heer (Armee).

Wir eilen, nun auch unsere Zweifel, Berichtigungen und Zusätze mitzutheilen. *Abattis.* Man hat dafür auch Verfällung (Verfäll). — *Abcandaren*, abstängen, die Stange (den Pferden) abnehmen; besser vielleicht entstangen, weil jenes abstängen heissen kann, mit Stangen abstecken. — *Aguerriren*, einkriegern, ist dem einkriegen vielleicht vorzuziehen, weil dieses mit einkriegen, d. h. einbekommen, verwechselt werden kann. *Anglisiren*, auch, engländern. — *Approviantiren*, bevorräthigen; kürzer, bevorrathen, welches *Campe* in seinem Verteutschwörterbuche angeführt hat. — *Brancard*, auch, Wundbahre. — *Bon*, Währung; vielleicht bestimmter Währzettel. — *Bricoliren*, prallen; warum nicht prellen? Da in den meisten solchen Fällen a in e übergeht, und da man von schallen schellen, von gallen gellen, von hallen hellen (in einhellig, misshellig) schreibt. — *Bronce.* Wie aus Mischzink Messing (gegen den Gebrauch schreibt der Vf. Mesing) entstanden ist: so kann Vorsatz und Volkwille allerdings auch aus Mischerz Meßerz machen; allein warum muthwillig ein Wort verderben, wenn damit weiter nichts gewonnen wird, als dass man das unverderbte Wort, Mischerz, für ein anderes Metallgemisch, ein Gemisch von edlen Metallen, soll gebrauchen können! Die davon abgeleiteten messerzig, messerzen (*adj.*), messerzen (*verb.*), in Bronce arbeiten, aus Bronce machen, und messerzigen, bronceähnlich machen, sind auch nicht die bequemsten. Messerzig wäre Messerz enthaltend, messerzicht aber dem M. ähnlich, broncefarbig. Behalten wir Erz in engerer Bedeutung für Bronce (für Metall überhaupt lässt sichs nicht füglich gebrauchen, weil Erz die Bedeutung des mit *Erd-* — davon wahrscheinlich Erds, Erz — und anderen Theilen vermischten Metalls hat): so ist erzicht, dem Bronce ähnlich, erzen und ehern, aus Bronce bestehend, gemacht, übererzen, vererzen aber bronceähnlich machen, mit Bronce überziehen u. s. w. Für, in Bronce arbeiten, oder, aus B. machen, brauchen wir keinen besonderen Ausdruck. — *Caponière*, bestimmter Behelfwerk, Nothwerk. — *Cartouche*, in der vierten Bedeutung vielleicht Zierrahmen. — *Casematte.* Kose kann man sich dafür sehr wohl gefallen lassen, wenn noch Wall davor gesetzt und Wallkose gesagt wird. Denn Kose allein ist theils zu unbestimmt, ausgenommen wo Wall oder dergleichen schon vorhergegangen ist, theils nur in übler Bedeutung gewöhnlich. Für *casemattiren* aber könnte man kosen allein eher gebrauchen, wenn man nicht wallkosen sagen will oder kann; z. B. die Wälle der Festung sind *casemattirt*, sind gekost, haben Kosen, ein *casemattirtes* Werk, ein gekostes, ein Werk mit Kosen. — *Caserne.* Für die kleine Wohnung eines oder einiger Einzelnen ist Kaster wohl gut; wie kann man aber die grossen, oft schönen Gebäude, welche diese Kaster enthalten, und die doch auch Caserne heissen, selbst Kaster nennen? Dafür also fehlt noch der Ausdruck, etwa Kasterhaus? Ein Haus, welches solche Kaster enthält. In den übrigen Fällen kann Kaster beybehalten werden, z. B. *caserniren*, kastern, d. h. in Kastern liegen, und kästern, einkästern, d. h. in Kaster legen. — *Cavalerie.* Zu Reiterey und Gereite könnte man noch Reiter, Reitvolk und Rossvolk fügen, in Gegensatz von Fussvolk. — *Centralisiren*, drällen; warum nicht drellen? Vielleicht auch zusammenkernen, samkernen. — *Charpie.* Wir wundern uns, dass der Vf. für Pflücksel und Zupfleinwand nicht lieber Schleisse und Leinfasen (ohne Artikel) angeführt hat. — *Cheminement*, das Gezickzack; vielleicht richtiger Gezickgezack, wie Gemischgemasch, welches *Abraham a Sta Clara* gebraucht hat. — *Commandiren.* Hier ist die Ableitung des Wortes Marschal zu erwähnen, welches der Vf. wahrscheinlich nur als Mährenschalt, d. h. der über die Mähren u. s. w. schaltet, gebietet, erklären wollte, da ihm nicht unbekannt seyn kann, dass diess Wort sonst Mar*schalk*, d. h. Diener, Knecht bey den Mähren, lautete. — *Commissarbeit*, Dungarbeit. Allein der *Dung* wird gewöhnlicher gebraucht für Düngung, als für Handlung des Dingens. Dungarbeit könnte demnach die Feldarbeit des Düngens seyn, besser also für jenes Dingarbeit, oder auch Lieferarbeit, z. B. Lieferschuhe u. s. w., weil dabey zugleich bestimmt wird, wie viel

und wenn sie geliefert werden soll. — *Commissair.* Hier hätte noch *Commis* angeführt werden können, wenn man ihm keinen eigenen Artikel widmen wollte. Man pflegt darunter einen Geringeren zu verstehen, als unter *Commissair.* Das Kriegs*commissariat* wäre bestimmter die Kriegs- oder Feld-Schaffnerey. — *Contouriren*, umreissen (der Ton auf reissen), ist dafür auch von *Goethe* schon gebraucht worden; umrissen aber würde bedeuten, mit Rissen umgeben. — *Contribuiren.* Zubüssen passt nicht, denn diess heisst, das Fehlende zulegen. — *Contumaz* und *Quarantaine* könnte man auch Siechprobe und Sundprobe übersetzen, je nachdem man erklären will: prüfen, untersuchen, ob Einer siech oder ob er gesund sey, der Siech- oder Sund-Probe unterwerfen. *Contumaz*- oder *Quarantaine-Cordon*, die Siechwehr. — *Cordon*, Grenz*cordon*, Grenzkette, warum nicht die Grenzwehr? — *Cornet*, Startjunker, Flackerjunker. Da Flackerj. einen anderen Sinn erlaubt, wenn man an flackern denkt: so wäre es vielleicht besser, Flackjunker zu sagen. — *Corps de reserve.* Wird Rückenhalt mit Recht für besser gehalten, als Rückhalt, so wie Rückenschaar auch besser seyn würde als Rückschaar, auch erklärbar als rückende Schaar, und Schaar, welche gerückt werden kann. — Die *Correspondance*, in welcher zwey Schanzen *stehen*, kann nicht wohl Vernachbarung, sondern Nachbarschaft, Wechsel- oder Gegenbezug derselben heissen. Jenes würde die *correspondance* seyn, in welche man zwey Schanzen *setzt*, so wie der Vf. selbst unter *Correspondiren* richtig sagt: „Worte *correspondiren* machen würde nun gleich seyn, sie vernachbaren." Unter diesem Worte behauptet der Vf. irrig, von Briefwechsel sey *Correspondent* und *correspondiren* nicht zu geben, als ob wir nicht Briefwechsler und Briefwechseln hätten. Ein Anderes aber ist es, ob diese Wörter auch immer brauchbar sind. — *Damasciren.* Damaskern würde man dafür auch sagen können, wenn man Damasker für Damascener gebrauchen kann. — *Demonstration.* Scheinbewegung passt nicht, weil *Demonstration* eine wirkliche Bewegung ist, welche aber die Absicht hat, zu täuschen, also Täuschbewegung, Trugbewegung. Blendwerk kann auch gebraucht werden. Allein blendern, Blender, Blenderung u. s. w. sind zu willkührlich, eher könnte man vielleicht blendwerken, Blendwerker bilden. — *Demoralisiren*, verschlechtern, verschlimmern, können nicht die überleitenden Wörter von verschlechten, verschlimmen; seyn, sondern sie steigern den Begriff, und bedeuten sowohl schlechter, schlimmer werden, als auch, so machen. — *Echelon*, auch Staffel. Davon *en echelon*, staffelig, und staffelig marschen, staffelig aufstellen, aufstaffeln. — *Emmagasiniren*, etwa einvorrathen? d. h. Vorrath einschaffen. — *Empiriker*, oft vielleicht auch Erfahrling. — *Enclave* wird oft auch durch Einschluss gegeben werden können. — *Enrolliren*, auch einrollen, wenn man will, d. h. in die Rolle eintragen, auch wohl einmustern. — *Equipiren*, auch berathen (mit regelmässiger Umwandelung), mit Rath, Geräth versehen. — *Gagecarenz.* Der Soldfehl, Gebührfehl würde eher fehlerhafte Beschaffenheit des Soldes u. s. w. bezeichnen, als den Umstand, dass vom Solde etwas fehlt oder davon abgezogen ist; auch könnte von Soldfehl nicht Fehlsoldner abgeleitet werden. Es müsste entweder die Soldfehle oder Fehlsold und Fehlgebühr heissen. — *Gamache.* Knöpfstiefel passt nicht, weil die *G.* keine Stiefel sind, und der Soldat Schuhe dazu trägt; also Knöpfstrümpfe. — *Halbiren.* Irrig sagt hier der Vf.: „Weder von halb noch von zwey hat unsere Schriftsprache fortgebildet;" denn wir haben *halben.* „Der gehalbete Mond" *Voss.* Sollte das vom Vf. angesetzte zwitteln gebraucht werden: so könnte es wenigstens nicht für halbiren, hälften, gebraucht werden; denn es würde bloss bedeuten, in zwey Theile theilen. — *Isoliren*, „vereinsamen, man möchte sagen, vereinseln." Beide Wörter hat *Campe* schon angeführt und gebraucht. — *Hautboist.* Was die hier von einem Ungenannten gegebenen Verdeutschungen betrifft: so scheinen Grundrohr für *Fagot* und Grundschlange für *Serpent* verwerflich, weil man unter dem ersten, als undeutlich, eine Art wirkliches Rohres oder ein Rohr, welches auf dem Grunde ist u. s. w., und unter der anderen eine (Wasser) Schlange, die auf dem Grunde, Boden des Wassers lebt, verstehen kann. Besser ist für das erste das von *Reichhardt* angesetzte Blasebass, wovon der Blaser desselben Bassblaser genannt werden kann, deutlich genug, weil kein anderer Bass geblasen wird, als auf diesem Tongeräthe und auf der Posaune, Basposaune, wovon Basposauner abgeleitet wird. Für *Serpent* würde das von *Bernd* in *Campes* Verteutschwörterbuch vorgeschlagene Schlangenbass, oder Schlangenhorn wohl besser passen, von welchem letzten Schlangenhorner für Serpentist abgeleitet werden kann. Rohrpfeife für *Hautbois* ist viel zu allgemein, und überdiess unrichtig, weil es eigentlich eine Pfeife aus Rohr bezeichnet; besser Gellrohr, wo dann umgekehrt für den Blaser desselben Rohrgeller, einer der auf einem solchen Rohre gellet, gebraucht werden könnte. — *Invalide.* Die Bedeutung des bergfertig, zur Bergarbeit nicht mehr tüchtig, hat alle ähnlichen Zusammensetzungen gegen sich, z. B. friedfertig, schlagfertig, schlachtfertig u. s. w. Bannfertig würde eher bedeuten, zum Banne fertig, z. B. bereit, ihm zu folgen u. s. w., als, zu Kriegdiensten nicht mehr tüchtig. — Kriegs*administrations-Departement.* Hauptbeschickamt, oder bestimmter Hauptkriegbeschickamt ist verständlich, und scheint gut; aber nicht Kriegschickamt, weil man bey dem einfachen schicken mehr an die Hauptbedeutung desselben (*mittere*) denkt. So auch Kriegschickwalt u. s. w. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Allgemeines Verteutschwörterbuch der Kriegsprache* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kriegs*fond*. Kriegod und Kriegurod scheinen dafür sehr brauchbare Ausdrücke. Allein die Ur*odien* möchten wir verbitten, weil diese schlechte Form *ien* in Kleinodien, Allodien, die verformte lateinische Endung *ia* ist, wie man aus den Regalien, Materialien, Utensilien u. s. w. leicht sehen kann, dessen nicht zu gedenken, dass man dafür zu den *acht* adelungschen Umendearten noch eine neunte annehmen müsste. Schwierigkeit mit Recht aber wird *Od* in der Bedeutung für *privat* finden, so sehr auch gute Verdeutschungen dafür zu wünschen wären. Denn Odegepäck würde Gepäck bedeuten, welches zum Od gehöret oder gebraucht wird, wie Krieggepäck, Reisegepäck u. s. w., und Odepackwagen würde seyn, ein Packwagen, der zum Od gehört, oder Od, Ode führt. Noch weniger würde Odeknapp einen Knappen (*Cadett*) bedeuten können, der sich aus eigenen Mitteln erhält. So auch Odemann für Privatmann. Noch weniger ist Od zu gebrauchen in der Zusammensetzung Odeigenthum. — Kriegs*secretair*. Hiefür würden wir wenigstens noch, neben Kriegschriftner, Kriegschreiber empfehlen. Das Kriegs*secretariat* wäre dann 1) das Kriegschreiber-Amt (-Stelle, -Posten), 2) die Kriegschreibestube. — *Lieutenant*. Mit dem hier angeführten Junker werden sich diese Herren nicht begnügen wollen, da dieses Wort schon einen geringeren Grad bezeichnet. — *Manövriren* und *Exerciren*. Die Schwierigkeit, diese Ausdrücke befriedigend durch deutsche zu ersetzen, fühlt man bald, wenn man sich auf Zerlegung des Begriffs derselben einlässt, und der Vf. verdient Dank für seine Bemühung, diese Schwierigkeit zu heben. Allein wenn sich auch gegen die Benutzung des N. S. *renken* zu diesem Zwecke nichts einwenden lässt: so möchte doch die willkührliche Versetzung des b, um es für diese Bedeutung zu stempeln, und die grosse Verschiedenheit der Bedeutung, die durch Veränderung der Buchstaben a, e und i, in branken, brenken und brinken, hervorgebracht werden soll, Anstoss finden. Die Zeit muss hierüber entscheiden. — *Medaille*. Zu den angeführten Ausdrücken konnte auch noch Ehrenmünze gefügt werden. — *Militairobservatorium* ist durch Lugwarte gegeben; der Zusatz ist überflüssig, da jede Warte zum Lugen dienet. — *Militärperson*. Nach dem Muster von Jemand und Niemand möchten sich schwerlich neue Wörter, wie Kriegmand (so müsste es nach jenen Wörtern heissen, nicht Kriegmande) und die Mande für Person, das Gemande für Personale bilden lassen. Denn ist Jemand und Niemand von Mann gebildet: so mache man von diesem Worte der *Manne* und die *Manne* für Person männliches und weibliches Geschlechts überhaupt, und der Manne noch besonders — wie der Vf. bereits gethan hat — für einen einzelnen Mann eines gewissen Ganzen. So ist dann der Kriegmanne eine Militärperson überhaupt, und im engerer Bedeutung der einzelne Mann einer grösseren oder kleineren Kriegerabtheilung. Da alle Militärpersonen gewöhnlich Männer sind: so leidet jener Vorschlag keine Bedenklichkeit, und in dem seltenen Falle, wo Frauen oder Mädchen Militärpersonen sind, wie er in unseren Zeiten vorgekommen ist, heisse eine solche Person eine *Kriegmannin*, oder *eine* Kriegmanne. Gebrauchte man für Person überhaupt *der* und *die* Manne: so liesse sich dann wenigstens in der Einzahl eine männliche und weibliche Person ohne Zusatz unterscheiden, was bey Person nicht der Fall ist, z. B. ich sah gegenwärtig einen Mannen und eine Manne. Das Personale würde dann heissen das Gemanne. Wollte man hier Gemande sagen: so könnte man bloss das Beyspiel von Gemeinde u. s. w. dafür anführen. — *Nationalisiren*. Einbürgern und verbürgern sind gut. Da diese Wörter sich aber auch besonders auf den Bürger in engerem Sinne beziehen können: so scheinen allgemeine Ausdrücke von Volk, wie einvolken, vervolken, nicht überflüssig. — *Neutral*. Das Wort flau verdient keine so allgemeine Anwendung dafür. Denn bedeutet neutral bloss keine Partey nehmend, ohne allen Bezug *auf den übrigen Zustand des nicht Partey Nehmenden:* so kann das Wort flau diesen Begriff nicht ausdrücken, welches — auch nach allen vom Vf. angeführten Beyspielen — den Zustand eines Dinges bezeichnet, da es nicht mehr so ist, als es war und auch wohl seyn sollte. Gegen abläsig liesse sich ebenfalls anführen, dass es eigentlich bedeute, von einem, mit dem oder für den man ehemals ge-

sessen d. h. Partey gehalten, gleichsam absitzend, oder sich von ihm absetzend, d. h. von ihm ablassend, sich von ihm entfernend, es also auch nur gebraucht werden könne, für: mit *keinem anderen mehr* Partey haltend. Will man nur diess bezeichnen: dann lässt es sich gebrauchen. Vollständig müsste es dann aber auch heissen: *einem* absässig seyn, so wie man sagt, einem aufsässig seyn. — *Numero.* Nummer kann uns allerdings dafür genügen. Sollte aber noch ein anderer Ausdruck dafür nöthig seyn: so könnte vielleicht für denjenigen, dem das vom Vf. gebildete Zelde nicht gefiele, von Zeche (Reihe oder Ordnung, nach welcher die Glieder einer Gesellschaft etwas thun) ein Wort, etwa *Zechne*, abgeleitet werden, woraus dann zechnen, die Zechnung, der Zechner sich von selbst ergäben, und wobey noch der Umstand nicht unwillkommen wäre, dass es an das hier in diesem Falle dem Begriffe nach verwandte zeichnen erinnerte. Vielleicht fände auch der Vf. hierin eine minder willkührliche Wahl als in Zelde. — *Operiren.* Hiefür wird auch handeln oft gebraucht werden können. — *Pallisadiren.* Hier heisst es: „In manchen Gegenden ist Planke vollkommen was *Pallisade.*" Allein da es in anderen Gegenden diess nicht ist, sondern ein Bret und auch eine Einfriedung von Bretern: so passt weder Planke für Pallisade, noch plänken, verplänken, für pallisadiren. — *Pardon.* Friedigung und Friedigt, während der Schlacht, scheinen zu friedliche Wörter, und das gewöhnliche Gnade scheint vorzüglicher, z. B.: in dieser Schlacht war keine Gnade und Erbarmen, alles stiess sich gegenseitig nieder. — *Patriotismus.* Über Heimhulde, Heimmuth für Patriotism, heimhold für patriotisch, der Heimhold für Patriot möge die Zeit entscheiden. Wir wünschen, dass diese oder andere bezeichnende Ausdrücke mit der Sache in Deutschland gewöhnlich und heimisch werden mögen: denn wir bedürfen Beides. Allein abheimisch, abheimig und abheim oder vielleicht, wie der Vf. meint, auch abheimlich können für unpatriotisch nicht füglich gebraucht werden, weil diese Ausdrücke nichts weiter sagen, als entfernt, abwesend von der Heime. Man müsste *unheimisch, unheimlich* sagen: denn unheimlich bedeutet noch in manchen Gegenden widrig, unleidlich u. s. w., weil dem alten Deutschen an jedem fremden Orte, im fremden Lande so zu Muthe war, eben weil er sich nicht in der Heime befand, mit welchem Gefühl und welcher Ansicht auch ganz das Elend (Exil) übereinstimmt. Möge daher der Unpatriotische auch ein *Unheimlicher* immer heissen, und einem rechtlichen heimholden Manne bey ihm unheimlich zu Muthe werden. — Ferner möchte auch heimen zwar nach der Heime streben, verlangen (besser, Heimweh empfinden) bedeuten können, allein für, *sich selbst ranzioniren*, kann es schwerlich gebraucht werden, weil ja der Begriff des Befreyens dabey gar nicht berührt ist. Besser passt das später angeführte gelosen, sich gelosen. — *Placiren.* Bedürfte es für dieses Wort noch eines anderen Ausdrucks, als der gewöhnlichen: so würde *orten* oder *örten* wohl besser seyn als verorten, welches eher bedeuten würde: den Ort verändern, an einen anderen Ort verlegen u. s. w. Übrigens kann für: „Festungen genug, aber sie sind schlecht placirt," schlecht verortet, füglich gesagt werden: sie sind schlecht gelegen. — *Platzmajor.* Ist der Platzcommandant Platzhauptmann: so kann der Platzmajor auch Platzschalter u. s. w., nicht Ringschalter, heissen: denn Platz steht hier für Ort, Stadt, nicht für öffentlichen Platz, Markt oder Ring. — *Pointeur.* Dieses unbestimmte franz. Wort kann deutsch am bestimmtesten durch Stückrichter gegeben werden, welches besser scheint, als die vom Vf. vorgeschlagenen Richtmeister, Rich*tner*, Rich*tunger*. — *Poliorcet.* Erlagerer scheint darum für jenes Wort nicht gebraucht werden zu können, weil erlagern heissen würde, durch (blosses) Lagern erlangen, in seine Gewalt bekommen, was aber nicht bedeutet durch *Belagern* in seine Gewalt bekommen. — *Quadrat.* Da nach des Vfs. eigener Angabe Schachmass dasjenige Mass heisst, welches einen Raum oder ein Ding von z. B. 1 Fuss Länge, 1 Fuss Breite und 1 *Zoll Höhe* oder *Dicke* bezeichnet: so kann es als Flächenmass für den Masskundner, der bey seinen Flächenmessungen keine Höhe oder Dicke kennt und braucht, nicht gebraucht werden. — *Rampe.* Wie dieses Wort selbst deutsch seyn könne, hätte sollen näher angegeben werden. — *Rapporteur.* Wenn *rapportiren* berichten, melden, ist: warum soll man nicht für *Rapporteur* kurzweg Berichter, Melder sagen können? Der Vf. sagt Bericht*ner*, Berichterstatter, Berichtsteller. — *Reduit.* Ob der Vf. den Namen dieser Nothschanze, *Nuss*, richtig erkläre, dass nämlich sie wegzunehmen eine harte Nuss d. h. eine schwierige Sache für die Belagerer sey, scheint uns zweifelhaft, weil sie zu gesucht ist. Vielleicht heisst sie eher darum so, weil sie in einem grösseren Werke wie die Nuss in ihrer äusseren Schale liegt, oder weil sie rund umgeschlossen ist. — *Restiren.* Sobald man Rest als Deutsch betrachten will, kann man für *restiren* resten gebrauchen, für *Restant* Rester, Restner, in einigen Bedeutungen. Dann bedarf es des Unterscheidens der Bedeutungen nicht von bleiben für, übrig seyn, und bleiben für, abgehen. Übrigens lassen sich Bleibende (*restantes*) und Gebliebene (*caesi*) doch nicht in so verschiedener Bedeutung gebrauchen: denn die Bleibenden (*restantes*) sind auch, wenn man sie späterhin überzählt, die Gebliebenen (*superstites*), und die im Kampfe Bleibenden (*cadentes*) sind nach der Schlacht ebenfalls die Gebliebenen (*caesi*). — *Rouliren* ist wohl mehr als wechseln, abwechseln. Es muss dazu noch der Begriff kommen, dass es nach der Reihe geschieht, wofür man sagt Reih' um gehen, vielleicht kürzer *umreihen* (der Ton auf *um*), z. B. der Dienst in der Lunette gehet Reih um oder reihet um (roulirt) unter allen Regimentern." Oder wollen wir sagen *zechen*! (S. oben *Numero*). — *Soldatenfrau*, Mannenfrau, und — setzt der Vf. hinzu — man möchte fragen, warum nicht Manninn? Darum nicht, weil Mannin (hier von der Manne, nicht der Mann) eine weibliche Person (eine Manne) bezeich-

nen würde, die mit in den Krieg ziehet, um daran Theil zu nehmen, ein weiblicher Soldat, so zu sagen. Hier soll aber blofs die Frau eines Mannen bezeichnet werden. — *Tactik* und *Strategie*. Harsche und Hilde sind in der allgemeinen und jetzigen Sprache so fremde Wörter, dafs schon defswegen Beyfall für dieselben zu bezweifeln ist. Allein diefs stünde der Einführung derselben weniger im Wege, als der Umstand, dafs die Harsche und Hilde, der Sprachähnlichkeit gemäfs, viel mehr bedeuten würden die Eigenschaft eines Dinges, da es harsch und hild ist, als das Zeigen, Ausüben oder Anwenden dieser Eigenschaft. Sollte der Vf. sich überzeugen, dafs diese Ausdrücke unbequem sind: so wird er gewifs anstatt ihrer bezeichnendere und mehr ansprechende aufsuchen und — auffinden. — *Vacant*. Offsam scheint nicht allein überflüssig, da wir offen, unbesetzt, erledigt, haben, sondern auch dem dadurch zu bezeichnenden Begriffe gar nicht entsprechend, nach der Bedeutung, welche der Sylbe — sam beywohnt. Anstatt Offsamkeit (Vacanz) liefse sich eher die Offene bilden und Unbesetztheit u. s. w. sagen.

Zu Nachträgen wird der fleifsige Vf. bey fernerer Beschäftigung mit diesen Gegenständen noch Gelegenheit genug finden. Zu beliebigem künftigem Gebrauche geben wir hier einen kleinen Beytrag: *Accordspuncte*, Vertragpuncte, Vergleichpuncte. — *Aiguille*, Steinbohrer. — *Aile*, der Flügel, die lange Seite, womit ein Aufsenwerk beschlossen wird. *Ailes d'armée*, die Heerflügel, und Flügel schlechthin. — *Alézer*, seelbohren, der Seele eines Stückes die nöthige Weite geben; auch, sie reinbohren. — *Alézoir*, Bohrbank, Bohrlade. — *Alézure*, Bohrspäne. — *Amorce* (Zus.) Zündpulver. — *Angle du centre*, s. Centriwinkel. — *Angle de la circonference*, auch *de la polygone*, *de la figure*, *de la gorge*, Kehlwinkel, s. *Gorgen*winkel und *Fortifications*winkel. — *Angle de la courtine* s. *Courtinen*winkel. — *A. de l'epaule.*, *A. de tenaille*, *A. du fossé*, s. *Fortificationsw.* — *Anneau d'embrelage*, Schwanzriegelring. — *Anneau de moyeu*, Nabenring. — *Araignée*, krummer Minengang, Krummgang, Krümme, Krummstellen. — *Anse*, Handhabe, Hebe, am Stück. — *Antestature*, Abschnitt, Eil-, Fluchtschanze; wörtlich ein Vorstell. — *Attaque* (Zus.) 2) Alles, was der Belagerer gräbt, aufwirft, um eine Festung mit Erfolg anzugreifen, also Belagerwerk, Angriffwerk; eine Bedeutung, worauf S. 29 unter *boyau* Bezug genommen ist. — *Bacule*, Schlagbaum. — *Bagagetrain* (Zus.) Gepäckzug. — *Balle à feu*, Feuerkugel. — *Balle de plomb*, Bleykugel, Flintenkugel. — *Banc* s. *Banquette*. — *Bande* s. *Plate-Bande*. — *Barricade* (Zus.) besonders mit Stacheln versehen, *Stachelwehr*, *Igel*. — *Barrière* 2. (Zus.) Drehbaum. — Schutzgatter. — *Bastion* (Zus.) *B. platt*, plattes Bollwerk, Plattbollwerk, Plattwerk. — *Batarde*, ein Stück 10 F. $7\frac{1}{2}$ Z. lang, welches 8 Pfund Eisen schiefst oder schofs. — *Batterie* (Zus.) *B. croisée*, Rost zu Kreuzschüssen, auch *en chapelet*, und die Stücke selbst, Kreuzstücke; *B. en echarpe*, Prallstücke; *B. d'enfilade*, Bestreichstücke; *B. à redans*, Beseitstücke; *B. à revers*, Rückenstücke, Stücke, den Feind damit in den Rücken zu nehmen; *B. à ricochets*, Stücke zu Spring- oder Gell-Schüssen, Gellstücke, Gellerstücke. — *Batterie*diele (Zus.), auch Batterieplanke. — *Bélier*, Sturmbock, Mauerbrecher. — *Bouche*, Mündung des Stückes, Stückmündung, Stückmund. — *Bouchon*, Vorschlag. — *Bouriquet*, Minenkorb; auch *panier à mines*. — *Bourrelet*, Kopffries. — *Boutefeu*, 1) Zündruthe, 2) Feuerwerker. — *Brouettes*, Schubkarren. — *Buce*, Luftröhre für die Minen. — *Cataracte*, Fallgatter. — *Cavalier* (Zus.), auch Ritter. — *Ceinture*, an Stücken, Mittelgürtel, Mittelgurt. — *Champe de lumière*, an Stücken Hintergürtel, Hintergurt, Kammerband. — *Chapiteau*, Kappe, Pfannendeckel. — *Chandelier* (Zus.), auch Blendung, und wörtlich Leuchter. *Fäsch.* — *Chat*, Katze, Stücktaster. — *Chausse-trape*, Fufsangel. — *Chemin des rondes*, Rundengang zwischen dem oberen und unteren Walle, oder zwischen dem Walle und einer erhöheten Mauer. — *Chemise*, Futtermauer, Mauermantel, womit ein Festewerk von aufsen bekleidet ist. — *Chemise de mailles*, Panzerhemd. — *Chevet*, Richtkeil. — *Ciseau plat*, Steinmeifsel. — *Claye*, Horde, Hürde. — *Contregarde* (Zus.), Bollwerkwehre. — *Decagon*, Zehneck, ein Werk von 10 Bollwerken. — *Degorgeoir*, Räumnadel. — *Delineation*, Umrifs. — *Delineiren*, umreifsen. — *Demicanon*, Halbstück. — *Demicoulevrine*, Halbschlange. — *Demidiameter*, Halbmesser. — *Demoiselle* s. *Dame*. — *Diane*, soviel als *Reveille*. — *Dodecagon*, Zwölfeck, Werk von 12 Bollwerken. — *Dragon*, Drachenstück. — *Dragoner* (Zus.), 3) auch Pflastersteine, die man aus Mörsern wirft. — *Eperon*, Strebepfeiler, Strebemauer. — *Eprouvette*, Krot, Krautprobe, ein Werkzeug, die Stärke des Pulvers oder Krautes zu proben. — *Escarmouche*, Scharmitzel. — *Escarmouchiren*, scharmitzeln. — *Estoupe*, Zündstrick. — *Falot* s. *Réchaud*. — *Faucon*, der Falk, Falkenstück. — *Fauconneau*, Falklein. — *Flèche* (Zus.), Pfeilwerk. — *Formeflanc*, die Linie, welche aus dem Kehlpuncte nach dem Schulterecke gezogen wird. — *Fourneau* (Zus.), 2) Backofen, Minenkammer. — *Fourniment*, Krotflasche, Krothorn. — *Fusée*, Zünder, Brand. — *Globe puante*, Stinkkugel. — *Grands musquetaires*, ehemals ein Name der Edelgarde. — *Grattoir*, Kratzeisen. — *Grelet*, Hammerhaue. — *Grenoir*, Sieb. — *Guerite*, Schilderhaus. — *Guichet*, Einlafs, das Pförtchen am Festungsthore. — *Hameye*, Gatterthor auf Brücken. — *Heptagon*, Siebeneck, ein Werk von 7 Bollwerken. — *Herisson* (Zus.), der Sturmbalken; heifst auch *hérisson foudroyant*. — *Herse* (Zus.), auch *Sarrasine*. — *Hersillon* (Zus.), auch Stachelbret. — *Hexagon*, Sechseck, ein Werk von 6 Bollwerken. — *Hoyau*, Rodehaue. — *Ichnographie*, Grundrifs. — *Jet*, Wurf, aus dem Mörser. — *Kanal* (Zus.), auch Minengang. — *Lafette* (Zus.), ehemals auch Stückgefäfs. — *Lampion à parapet*, s. *Réchaud*. — *Levier*, Hebebaum. — *Lumière*, Zündloch. — *Mire*, Korn, Ziel. —

Moyen, Mittel. — *Moyenne*, Mittelstück, ein Stück mittlerer Gröfse. — *Oblique flanque*, Schrägstreiche. — *Octogon*, Achteck, ein Werk von 8 Bollwerken. — *Orgue*, 1) Orgelstück, Orgelgeschütz; 2) einzelne Balken, die man anstatt eines Fallgatters niederfallen läfst, Fallbäume, auch Orgel genannt. — *Orteil*, f. *Berme*. — *Orthographie*, Aufrifs. — *Otage*, Geisel. — *Ouvrage*, Werk, Festewerk. — *Panier à mines*, f. *Bouriquet*. — *Pas de souris*, f. *Berme*. — *Passandeau*, ehemals ein Stück, 15 F. lang, welches 8 Pf. Eisen schofs. — *Passeballe*, Kugelröhre, Kugelmafs. — *Passemur*, ehemals ein Stück, 18 F. lang, welches 16 Pf. Eisen schofs. — *Patin*, Rost. — *Pelican*, ehemals ein Stück, bey den Deutschen 8½ F., bey den Franzosen 9 F. lang, welches 6 Pf. Eisen schofs. — *Pelotte à feu*, Leuchtkugel. — *Pentagon*, Fünfeck, ein Werk von 5 Bollwerken. — *Perpendicular-Flanque*, Senkstreiche — d. h. *Perspective*. — *Pince*, Brechstange, Brecheisen. — *Piqueur*, ein Gehülfe des Ingenieurs, auch *Conducteur* und *Ingenieur-Lieutenant* genannt. — *Platebande*, Hinterfries. — *Plate-forme*, 2) (Zuf.) auch blofs Bettung. — *Pont volant* (Zuf.), auch *P. flottant*. — *Porte-feu*, Hülse, Brand. — *Poulie*, Rolle. — *Quadruple-alliance*, f. *Alliance*. — *Quart*, ein Viertelstück. — *Radeau*, Flofs. — *Radius*, Halbmesser. — *Réchaud*, Wallleuchte, auch *Falot*, *lampion à parapet*. — *Réfouloir*, Setzer, Setzkolben. — *Relais*, zuweilen für *berme*, *lisière*. — *Retraite* (Zuf.), 6) zuweilen für *berme*, *lisière*. — *Reveille* (Zuf.), auch *Diane*. — *Ribadequin*, ehemals ein Stück, 8 oder 6 F. lang, welches 1 oder ½ Pf. Eisen schofs. — *Rouage*, Räderwerk, Radewerk, noch Rademacher. — *Sabre*, Säbel. — *Saccagement*, Plünderung, *saccagiren*, plündern. — *Saigner*, 1) senken, ein Stück aus der Höhe in die Tiefe richten; 2) abziehen, ablassen, z. B. einen Graben. — *Sarrasine*, f. *Herse*. — *Scenographie*, Standrifs. — *Semidiameter*, Halbmesser. — *Sentinelle*, Schildwache, Posten. — *Serpenteau*, Sturmkranz. — *Serpentin*, ehemals ein Stück, 15 F. lang, welches 24 Pf. Eisen schofs. — *Serpentinel*, das Schlänglein, welches 19 Loth Eisen schofs. — *Soupireau*, Luftloch. — *Tampon*, Mundpfropf, auch nur Pfropf eines Stückes. — *Tirebourre*, Kugelzieher, Ladungzieher, Krätzer. — *Tirefusée*, Brandzieher. — *Toise*, Klafter. — *Trève*, Stillstand. — *Triangel*, Dreyeck überhaupt, dann für Werk von 3 Bollwerken. — *Triangulär*, dreyeckig, dreyseitig. — *Trigonometrisch* u. s. w. — so wie noch manche andere dergleichen Wörter aus der Mefskunde. — *Triple-alliance*, f. *Alliance*. — *Undecagon*, Elfeck, ein Werk von 11 Bollwerken. — *Vent*, Spielraum. — *Visitirer*, Sichter, Besichter. —

(Der Beschlufs dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *München: Reverendi in Christo patris Jacobi Marelli S. J. amores*, e scriniis provinciae superioris Germaniae Monachii nuper apertis brevi libello expositi per *Carolum Henricum de Lang*, S. coronae Bavar. Equitem et archivorum regni supremum Antistitem. 1815. 55 S. 8. (4 gr.)

Es ist recht gut, dafs allen den gemüthlichen Katholiken, die von der Herstellung der Jesuiten die Wiederherstellung einer frommen christlichen Erziehung erwarten, die Archive von Neuem geöffnet, und das Neuentdeckte mit eben so viel unverholener Geradheit mitgetheilt, als das Alte seit der französischen Parlaments-Untersuchung von 1764 — 1769 wieder in Erinnerung gebracht werde. Der Inculpat, der 1649 in den Orden trat, 1668 Hausverwalter war, wird *turpissimus a plurium annorum assuetudine Sodomita, corruptor pessimus juventutis nobilissimae* (von 3 Grafen und 2 erwachsenen fürstlichen Kindern) *et quod abominationis caput est*; *suorum spiritualium filiorum pro Confessione, quos habet*, *seductor impius* genannt, und die Thatsachen, die davon angeführt werden, sprechen noch, wenn die Urkunden ächt sind, für einen Namen, den die Sprache nicht ausdrücken kann, der Druck oder das Papier nicht wiederzugeben vermag. Aus diesen Urkunden prägt sich der ganze Geist der Jesuiterey aus. Wir wollen nur einige Kunstgriffe namhaft machen: 1) Am meisten besorgt waren sie, *ne scelus in urbe semicatholica cum summae famae nostrae detrimento palam in vulgus erumpat*; wie sie sagen, dem Pater Rector theilten sie sich auch defswegen gar nicht mit, *ob nimiam ejus simplicitatem*, die entweder eine Überlassung von dem P. Marell herbeyführen, oder ihn zu einer unreifen und unklugen Strenge, sogar zur Mittheilung aufser der Clausur verleiten könnte; 2) trägt man vor aller Untersuchung auf kluge Entfernung des Inculpaten an, mit dem gelassenen Schimmer der Hoffnung, bald wieder zurückzukehren; 3) die Art und Weise, die Jünglinge zum Bekenntnifs zu bringen, ohne das Ansehen des Verbrechers zu schwächen, ist eben so einzig, als das Mittel, wie der Inculpat sich Geld machen konnte, ohne dafs der Orden Etwas davon wufste. — Doch genug davon; angehängt ist noch eine Liste von 55 anderen Verbrechern ähnlicher oder gleich grober Art. Ist die Glaubwürdigkeit der Urkunden erwiesen (woran Rec., der die ärgerliche Geschichte der Jesuiten aus einer ganzen Bibliothek, und nicht nach *Wolf* allein kennt, gar nicht zweifelt): so hätte der Vf. wohlgethan, sie Pius VII zu dediciren, — eine Dedication, die mit dem russischen Ukas vom 20 Dec. v. J. vielleicht einige Wirkung haben wird, wenn es auch scheint: *aures habet, et non audit, oculos habet, et non videt*. Wir danken es dem Vf., dafs er die Schandthaten in lateinischer Sprache vortrug. Hr. Rath *Vulpius* wird wahrscheinlich von dieser Schrift einen Nachtrag zu seinen Curiositäten IV B. liefern.

P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Allgemeines Verteutschwörterbuch der Kriegsprache* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der zweyte oder deutschfremde Theil giebt das Verzeichniss aller in dem Werke neugebildeten oder von Neuem vorgeschlagenen deutschen Wörter für die Kriegssprache, und erleichtert auf eine willkommene Art die Übersicht und den Gebrauch derselben. Die dabeystehenden fremden Wörter weisen auf den ersten oder fremddeutschen Theil zurück, wo die nöthigen Erläuterungen und die Gründe dafür zu finden sind. Einige Mängel und Unrichtigkeiten haben sich in denselben auch eingeschlichen, deren Nachweisung und Berichtigung hier noch eine Stelle finden mag. — *Der* Wehr, *der* Altwehr, *der* Anwehr, Freywehr, Landwehr, Leichtwehr, Lintwehr, Sturmwehr, Urwehr u. s. w., müssen sämmtlich in der Mehrzahl die Wehre, Altwehre u. s. w. lauten, so wie das Wehr, ein Ding, welches wehret, abwehret, in der Mehrzahl auch die Wehre hat, nicht die Wehren, Altwehren u. s. w. Allein *die* Wehr oder die Wehre, mit den Samwörtern *die* Altwehr, *die* Anwehr u. s. w. müssen in der Mehrzahl, welche sie haben *können*, die Wehren, Altwehren u. s. w. lauten, so wie die in eigentlicher Bedeutung gebräuchlichen Deckwehr, Nothwehr u. s. w. — Das Want, Grosswant u. s. w. wird sich nach Gewand, Land, Band u. s. w. richten, und in der Mehrzahl nicht —*en*, sondern —*e* haben, also Wante, Grosswante u. s. w., oder (was jedoch hier nicht rathsam, auch nicht nöthig wäre, da keine doppelte Bedeutung, wie bey jenen Wörtern Band, Land u. s. w., Statt findet) die Wänter u. s. w. — Der Hold, Anhold, wie die übrigen mit Hold gebildeten Zusammensetzungen, haben in der Mehrzahl ebenfalls die Holde, Anholde u. s. w. Holden, Anholden u. s. w. könnte sie nur lauten, wenn man die Einzahl der Holde, der Anholde u. s. w. bildete. Wahrscheinlich hat der Vf. hier an Held als Muster gedacht (so auch bey Than, Oberthan), wonach der zweyte Fall der Einzahl —en, und die Mehrzahl —en seyn würde. Allein es scheint besser, der allgemeineren Regel zu folgen, und den zweyten Fall der Einzahl —s und die Mehrzahl, wie gesagt, —e zu formen. Derselbe Fall ist mit der Span, Rittspan u. s. w., der Prahm, Mz. —*e*, nicht —*en*. Die Prahmen wäre die Mehrzahl von einer andern Form, der Prahmen. *Das* Schild, schildähnliches Ding, muss in der Mehrzahl die Schilder, nicht Schilde haben, welches die Mehrzahl von der Schild ist. — Überflüssiger Weise ist bey Angabe der Mehrzahl vieler Wörter, die in der Einzahl schon mit e enden, diess e wiederholt worden, wo bloss —n hätte gesetzt werden sollen (wie bey Schlippe und Sende), z. B. bey die Schirmde, Schlage, Schneisse Steiglinte, Wehre u. s. w., Mz. —*n*. — Wenn von Wörtern, wie der Mang, der Prunk, eine Mehrzahl gebildet werden soll: so darf sie nicht der Einzahl gleich seyn, sondern müsste die Mange, Prunke lauten, eben so wie von Trieb, Trupp u. s. w. die Triebe, Truppe, bey welchen der Vf. die Mehrzahl ebenfalls gleich der Einzahl angiebt. Allein von *das* Stadel lautet die Mehrzahl die Sta*del*, nicht die Sta*deln*, so wie von der Vorstolln (wenn man nicht Vorstollen schreiben will) die Mehrzahl die Vorstolln, nicht Vorstollen. — Von Werbethum, Weisthum, Zedelthum bildet der Vf. die Mehrzahl —e, gegen die Sprachähnlichkeit. — Bey Bart (*Bouillon*) sagt der Vf., die Mehrzahl fehle; allein warum sollte diese, die Bärte, nicht auch gebraucht werden können? Bey mehreren anderen, besonders neuen Wortgebilden und Zusammensetzungen hätte die Mehrzahl angeführt werden sollen, wenn der Umlaut nicht gewöhnlich ist, damit der Unkundige nicht fehlen möchte, z. B. der Aufruck, Aufruf, Bord, das Durchmass (Diameter), den Schluff, Schoss u. s. w., wo jedoch noch die Frage ist, ob man hier in der Mehrzahl, wie hie und da geschieht, den Umlaut auch setzen wolle. — *Der* Nu muss heissen *das* Nu, weil Wörter dieser Art als Grundwörter gebraucht, immer mit *das* verbunden werden. — Wird Anstrengnis, Darstellnis, Liefernis, Sterbnis, Verödnis, Verortnis u. s. w. geschrieben (doch findet man Geziemniss und Schoss): will man dann auch in der Umendung Anstrengnises, Anstrengnise u. s. w. schreiben? Dann könnte es wenigstens nicht Anstrengnisses, —sse, was doch allgemein gehört wird, ausgesprochen werden. Also wird wohl das *ss* am Ende bleiben müssen, man wollte denn *ss* schreiben, was freylich (in diesem Falle) besser wäre, weil man dann auch Wörter wie der Schoss und der Schoss ohne andere Hülfe sogleich unterscheiden könnte. — *Der* Belagerzeug, *der* Pramzeug S. 280

Z. 9 u. 10 v. u. muſs heiſsen *das*, weil man ſagt *das* Zeug (der Zeug iſt davon verſchieden), das Werkzeug, das Gezeug u. ſ. w.

Ungeachtet der unverkennbaren Sorgfalt, das Werk von Druckfehlern rein zu halten, und die eingeſchlichenen anzuzeigen, ſind doch noch hie und da einige ſtehen geblieben.

Θ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Holäufer: D. *Johann Guſtav Büſching, Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelartheit des Mittelalters.* 1816. Jänner. 4 Bog. Hornung. 5 Bog. 8. (Jedes Stück 8 gr.)

Wenn auch der Vf. nicht in der Einleitung ſeine Leſer auf das unter einer ähnlichen Firma von ſeinem ſeligen Vater herausgegebene geographiſche Wochenblatt aufmerkſam gemacht hätte: ſo dürften ſich doch wohl nur Wenige gefunden haben, denen nicht jenes von ſelbſt beygefallen wäre: nur ſcheint die Firma dem Plane des Vaters angemeſſener geweſen zu ſeyn, als ſie dem des Sohnes iſt. Der Vater beſchränkte ſich faſt einzig und allein auf Recenſionen, und die geographiſch-literariſchen Notizen, die er dann und wann gab, lieſsen ſich faſt immer in die Grenzen des vorgeſchriebenen Bogens beſchränken, ſo daſs man die Floskel: *Die Fortſetzung künftig*, nur ſehr ſelten fand. Hr. *B.*, der Sohn, dagegen hat von ſeinem Plane, mit ſehr wenigen Ausnahmen, die Recenſionen ganz ausgeſchloſſen, und nimmt häufig längere Aufſätze auf, die dann zum groſsen Verdruſſe, wenigſtens derer, die wöchentlich leſen, zerſtückelt und durch mehrere Blätter hindurch geſchleppt werden müſſen. So zieht ſich z. B. der Auszug aus Triſtrem durch drey Jännerblätter hindurch, und endigt ſich erſt im Hornung. Eigentliche Recenſionen finden wir in dieſen zwey Stücken nicht, und ſind auch damit, aus den vom Vf. ſelbſt angegebenen Urſachen, ſehr wohl zufrieden; wohl aber finden wir Anzeigen einiger im Ausland erſchienener Bücher unter der etwas ſeltſamen Überſchrift: *EngliſchesBuch, Schwediſches B., Franzöſiſches B.*, eingerückt, mit welchen wir nicht recht zufrieden ſeyn können. Einmal miſsfällt uns die etwas ſeltſam klingende Überſchrift, und der unnützer Weiſe dadurch vergeudete Raum, welches nicht geſchehen wäre, wenn der Vf., der allgemein eingeführten Sitte treu, alle dieſe Bücheranzeigen unter eine gemeinſchaftliche Rubrik vereint, und (wenn er anders den blauen Umſchlag dazu nicht benutzen, und ſelbigen deutſchen Notizen vorbehalten wollte) dem letzten Bogen des Monatshefts angehängt hätte; zweytens miſsfällt uns, daſs dieſe Anzeigen nicht deutſch, welches doch in einem deutſchen Blatte wohl Pflicht geweſen wäre, ſondern in der Originalſprache mitgetheilt werden, z. B. S. 5 *Mr. Dodsworth is preparing for the Preſs — with about thirty engravings*, ſo auch S. 38. 55. 62, wo jedoch nur der Titel angeführt wird, aber dieſer findet ſich S. 70 bey Anzeige der ſchwediſchen *Iduna* auch überſetzt, und folglich iſt für Gleichförmigkeit, die doch jedem Journal ſo ſehr zur Zierde gereicht, nicht gehörig geſorgt.

Doch genug über die Form. Wir gehen zum Inneren! Dreyerley iſt es, was uns der Titel in dieſen Sammlungen zu ſuchen berechtigt: *Geſchichte, Kunſt* und *Gelartheit* des Mittelalters. Zur erſten Rubrik gehört in dieſen zwey Heften nur ein einziger Aufſatz, S. 125, über den Einzug Friedrich III zur Krönung nach Rom, über deſſen Wichtigkeit aber noch nicht abgeſprochen werden kann, weil er unvollendet iſt; ſo weit er beurtheilt werden kann, ſcheint er mehr zum Ceremoniell, als zur eigentlichen Geſchichte zu gehören. Zwar ſteht S. 26 auch eine Nachricht *von den Streitigkeiten zwiſchen den Görlizern und Zittauern* 1491; allein da ſie faſt gar keinen hiſtoriſchen Werth hat, und in Verſen abgefaſst iſt: ſo möchte ſie Rec. lieber unter die dritte Rubrik bringen. *Gelartheit*, die reichhaltigſte von allen, zerfällt in ſehr verſchiedene Unterabtheilungen, die Rec. hier zu claſſificiren ſucht: a) *Volkspoëſie.* S. 3. Der Wachtelruf mit Muſik, und dem entſprechend S. 65 das *Räthſellied;* hieher gehört auch das ſo eben angeführte S. 26. S. 19. Volksbücher und Mährchen der Italiäner. Iſt ſehr kurz, hat aber einige nicht allein wahre, ſondern auch neue Anſichten, und Rec. wünſcht, Hr. *B.* möge ſein, am Ende dieſes Aufſatzes gegebenes Verſprechen erfüllen, und die von ſeinem Freund erhaltenen römiſchen Volksbücher zu Mittheilungen für ſeine Blätter benutzen, aber mit Kritik und ſtrenger Auswahl: denn das S. 81 eingerückte ganz neue, verdiente dieſe Ehre kaum, ſo wenig wie das S. 36 befindliche ſchleſiſche Weyhnachtslied, und noch weniger die übrigen, S. 84. Doch freylich iſt es in ſolchen Fällen allemal beſſer, zu viel, als zu wenig zu thun; und am Ende giebt es in der literariſchen Welt ſo wenig als in der phyſiſchen oder moraliſchen etwas, das ganz unnütz wäre. b) *Volksglauben und Sitten.* S. 16 das wüthende Heer; S. 50 Kinderbeſcherung; S. 71 der Ball, und 72 die *Querxe.* (Rec., *als er noch Mulde trank*, hat ſehr viel von ihnen erzählen hören; ſie heiſsen dort im Deſſauiſchen *Unterärſche*, d. iſt Unterirdiſche.) S. 90 Hochzeitgebräuche im Vogelsbergiſchen. S. 193 die Faſtnacht. c) *Literatur.* Der ſchon erwähnte Auszug aus Triſtem. *Guerainerіes* hatte wohl *Ellis* ganz recht durch *warrens* (Vogelhecken) überſetzt; Rec. weiſs nicht, wie Hr. *B.* ſeine *Felſenwände* rechtfertigen will. S. 35 *Schionatulander*, aus dem Titurel, nebſt einem Kupfer von Fräulein Mihes. S. 47. Über *Ulrich von Lichtenſtein.* S. 50 ſteht: *die Fortſetzung folgt*, aber im Hornungsheft ſucht man ſie vergebens. S. 51. Vom gehörnten Siegfried. Eine Stelle aus *Staricii* Heldenſchatz, mit ſehr guten Anmerkungen Hn. *v. d. Hagens.* Nicht ſo gut iſt vielleicht S. 92 ein anderer Aufſatz von ihm, wo er der *Nibelungen Hort* im Reinecke Fuchs finden will. S. 56 *Thierfabel*, in altdeutſcher Sprache, nebſt Hn.

B's. untergesetztem *Glossario.* S. 61 *Erklärung einer zweifelhaften Stelle des Parzival*, unterschrieben *B.* Sie steht 9888. *Ein valen tüches von Syrin.* Das erste, einzig hier undeutliche Wort erklärt Hr. B. durch *Waffenschürze*; allein wenn diese Waffenschürze aus syrischem Tuche gemacht war: wie konnte sie ein *Fell* seyn? Denn *Vale* will doch Hr. B. aus *Stalders* Für-Fäll erklären, und im gedruckten Text, sagt er, steht *Pfellel.* S. 104 zwey Gleichnisse (von denen hier nur das erste abgedruckt erscheint) aus einer alten deutschen Übersetzung des Barlaam, auf der Universitätsbibliothek zu Königsberg, mit einer berliner Handschrift verglichen, nebst einem untergelegten Glossario. Eben so S. 121 *Treu verbundene Liebe selbst nach dem Tode.* Endlich ist S. 137 ein sehr artiger, mit vieler Mährchenkunde aus Zittau geschriebener Brief über die Aschenbrödel.

Rec. übergeht sehr viele zur Literatur gehörige kleinere Bemerkungen, unter denen sich wichtige literarische Neuigkeiten befinden, die wohl ausgezeichnet zu werden verdienten, z. B. S. 48 neugriechische Volkslieder, die erscheinen sollen, und S. 60 Serbische, die 1814 bereits wirklich zu Wien herausgekommen sind; S. 128 von dem nun vermuthlich bereits ganz vollendeten neuen Abdruck der Edda, ferner verschiedene einzelne kleine Bemerkungen, die um so mehr der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten, da sie gröfstentheils aus unbekannten, von nur wenigen Personen gelesenen Büchern entlehnt sind. S. 129 Fastelabend im Mecklenburg, und 144 *Buckäucken van Halberstadt* wobey Rec. bemerkt, dafs im Dessauischen die Kindswärterinnen aus Burchardus sogar Buh-Kühchen, *vaccula*, machen. Für den kostbarsten Schmuck dieser Zeitschrift aber hält Rec. *Kunst des Mittelalters.* Jeder Heft enthält nur einen Aufsatz dieser Art. Der Jenner S. 12 die Beschreibung eines 1206 gemalten Gemäldes, wo Christus der Maria erscheint; und der Hornung S. 113 die Vorhalle der Doms zu Breslau, nebst vier alten, von *Julie Mihes* geätzten Säulenpaaren. Über den Werth beider Abhandlungen will Rec. nicht urtheilen, aber er betrachtet sie als das kostbarste Kleinod dieser Sammlung: denn über die Kunst, vorzüglich der Deutschen, im Mittelalter, ist zur Zeit fast so wenig als gar nichts erschienen.

Zum Schlufs noch eine Bemerkung über ein paar einzelne Stellen. In der Thierfabel S. 58 legt dem Esel der Fuchs eine *vllmische pfeyffe* bey; und Hr. *B.* fragt *Nota* 46 nicht sonder Ursach: „War an den Pfeifen der Stadt Ulm was Besonderes?" Rec. wettet, dafs im Mscpte. nicht ulmisch, sondern *eybisch*, *elbisch*, (wo, leicht begreiflich, vielleicht *ellmisch* geschrieben war, oder irgend ein anderes Wort steht, was häfslich,) abgeschmackt u. s. w. bedeutet. Auch zum Weyhnachtsliede S. 36. *A sütta Fred euch olle*, wo das Glossarium sütta *süfs* übersetzt, kann *A sütta* unmöglich anders als: *er sagte*, übersetzt werden, wie schon Hr. Director *Halbkart* in Schweidnitz S. 156 bemerkt hat. Aber was dachte wohl der unberufene Verbesserer, der *sütta* grundfalsch durch *solche* erklärte? Wenn übrigens Rec. oben äufserte, dafs ihm weder dieses Weyhnachtslied, noch die italiänische Canzonetta zur Aufnahme geeignet zu seyn schienen: so bittet er, nicht misverstanden zu werden. Von der Canzonetta (die in jeder Rücksicht ein elendes Machwerk ist) spricht er hier nicht; aber das erwähnte Weyhnachtslied ist von einer unbeschreiblichen Süfsigkeit, und verdiente eine nähere Bekanntmachung gar sehr; aber war denn eine dem *Mittelalter* bestimmte Zeitschrift ein schicklicher Platz, ein 1753 verfertigtes Lied (oder den ganz unpoëtischen Gassenhauer S. 80) aufzunehmen?

Pia.

ROM: *Über das Bedürfnifs einer Reformation des Priesterstandes.* 1811. 161 S. 8. (12 gr.)

In der Einleitung spricht der uns unbekannte Vf. von den gewöhnlichen bisherigen Zwecken der Priester, worunter er wohl die katholischen hauptsächlich meint, doch auch die protestantischen Prediger, die aufser der Verwaltung der Sacramente nichts Priesterliches thun, und sich den Heidentitel verbitten, nicht ausnimmt. Dann handelt er in fünf Abschnitten: *Von dem Zwecke, den die christlichen Priester nach der Anweisung ihres Religionsstifters künftig haben sollten; von dem Zwecke, den sie künftig nach der Vernunft, und zufolge des höchsten Staatszweckes haben sollen; von den Folgen dieser Reformation, und den Mafsregeln, die zu diesem Zwecke zu nehmen sind.* Nur nach und nach wurde Rec. mit diesem Buche ausgesöhnt, dessen wesentliche Ideen unter den Protestanten theils realisirt, theils schon gründlicher und systematischer abgehandelt sind, als es hier geschehen ist. Nach der Einleitung zu schliefsen, erwartet man in dem Vf. einen der Kirche überhaupt abholden Politiker, der über den Staaten nichts Höheres anerkennet, und sogar in die Ideen und Ansichten der herrschenden politischen Journale unserer Zeit einzugehen scheint. So ist es ihm ein hierarchisches Verbrechen, dafs die Fürsten auf den Concilien meistens nur secundäre Rollen spielten. Sollten sie etwa mit dem weltlichen Schwerde die ketzerischen Knoten zerhauen? Schon Luther nannte die Ketzerey ein geistliches Ding, das man mit keinem Schwerde zerhauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ersäufen könne, und *Kant* meinet, dafs die unmittelbare Einmischung der Fürsten in Streitigkeiten des Glaubens die Fürsten auf den Fufs der Gleichheit mit den Priestern setze. Oder sollten die Fürsten wie Justinian eine ihnen convenable Reichsdogmatik decretiren? — Was geschieht nicht, heifst es S. 4, in Norddeutschland, in England von den protestantischen Priestern? Rec., ein norddeutscher Prediger, weifs nichts davon, weder dafs sie aufser ihren öffentlichen Vorträgen poli-

tischen Einfluss hätten, noch Dinge bewirkten, wie sie die Priester nach dem Vf. in Spanien, Portugal, Tyrol und Süddeutschland bewirkt haben sollen. Ja, nach S. 5 sollen allein die Priester Schuld seyn, dass Napoleon seinem Ziele einer allgemeinen besseren Regierungsform, der Freyheit im Welthandel, und eines dauerhaften Friedens nicht näher gekommen sey. Bey solchen einseitigen calumniösen Behauptungen, welche die politische Macht eher zur Annihilirung als zur Reformation des Priesterstandes reizen, mag dem Vf. die Maske der Anonymität wohl zu Statten kommen. Eben so einseitig ist es, wenn der Vf. die Gewalten der Priester (Rec. versteht darunter die katholischen, denn die protestantischen Prediger haben nur das Amt, das Evangelium Christi zu lehren, und *sind*, was der Vf. aus den Priestern machen will, nämlich (religiöse) Tugendlehrer) darein setzt, den todten Kirchenglauben zu conserviren, die himmlischen Güter zu verwalten, und den Cultus zu besorgen. Auch hierüber sagt der Vf. viel Halbwahres, Unreifes, und er scheint überhaupt das einfache evangelische Christenthum besser zu kennen, als die verschiedenen kirchlichen Formen desselben im Katholicismus und Protestantismus, und das Verhältniss beider zur Religion und zu dem religiösen Bedürfniss der Menschen. Die Reformation des Priesterstandes soll nun nach den drey ersten Abschnitten darin bestehen, dass die Priester vom Staate zu Tugendlehrern in Wort und That gemacht werden sollen. Zu dem Ende wird recht gut gezeigt, dass Jesus und seine Apostel Tugendlehrer waren, aber nicht hervorgehoben wird es, dass sie religiöse Tugendlehrer waren, die das Vernunftgesetz hauptsächlich als heiligen Willen Gottes ankündigten, und die lange getrennte Tugend und Religion vereinigten. Der Religion, die der Vf. als das Höchste und Heiligste der Menschheit nicht zu kennen scheint, und die er mit Superstition, Fanatismus und Sectenglaube verwechselt, daher noch einmal wiederholt, dass die Religion (?) das Volk gegen seine Fürsten und zum Widerstand gegen Napoleon reize, ist der Vf. überhaupt nicht zugethan. — Zum Theil recht zweckmässig, aber bey Weitem nicht erschöpfend, die neue Ordnung nicht organisirend, sind die angegebenen Massregeln und Vorschläge zu diesem Zwecke. Der unzweckmässigste Vorschlag in dieser Hinsicht ist aber wohl gleich der erste hier gegebene, dass aus allen dermalen vorhandenen Moralsystemen das beste ausgewählt und zum einzigen Lehrbuch für die Priester erhoben werden soll. Rec. enthält sich aller Anmerkungen. Desto besser gefiel Rec. der S. 155 gethane Vorschlag, dass alle Professoren der Theologie auf Universitäten, um über die Sitten der jungen Theologen zu wachen, unter sich über die fehlerhaften Studirenden Verabredungen halten, und sich über die zu ergreifenden Massregeln berathen sollen. Solche Conferenzen der Professoren zum Behuf einer Disciplin der Studirenden würden sich nicht nur an dergleichen ähnliche Conferenzen auf gut organisirten Schulen anschliessen, sondern überhaupt von eingreifender Wirksamkeit seyn, sobald die kirchlichen Behörden bey Besetzung geistlicher Stellen auf die Urtheile solcher akademischer Conferenzen Rücksicht zu nehmen gehalten wären. — Wann aber werden die Schriftsteller über das moralische Institut der Kirche, deren Ideal und eigentliches Wesen in Jedermanns Vernunft klar verzeichnet ist, über ihre Freyheit und Selbstständigkeit einig werden? Man gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, und lasse Gott, was Gottes ist, ohne beides zu vermengen, oder in feindliche Gegensätze zu bringen. Die Zusammenstimmung beider Institute, des Staates und der Kirche, zur Realisirung des vollständigen Menschenzweckes wird aber nicht durch Unterjochung, weder der Kirche unter den Staat, noch des Staates unter die Kirche, sondern auf einem ganz anderen Wege gewonnen, über welchen die wissenschaftlichen Leute noch nicht einmal einig sind. Diese aber, nicht die empirischen Praktiker, haben hier die erste Stimme: denn die Sache soll nach Ideen, nach Principien gemacht werden, und im Praktischen bestimmt und regulirt die Idee den Gegenstand, nicht umgekehrt.

— g.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, ohne Angabe des Verlegers: *Die Ruinen des Alterthums.* 1815. 40 S. 8.

Wer kennt nicht die schöne Stelle im Trostschreiben des Sulpicius an Cicero: *Ex Asia rediens etc.*, zu der diese wenigen Blätter eine sehr rührende Beylage geben! Man wird in eine ganz eigene traurigsüsse Gemüthsstimmung versetzt, wenn man so mit dem Vf. über dreyssig alte Ruinen hinweggewandert ist, und er sagt sehr richtig in der Zueignungsschrift an Frau von *Beaulieu*, und in der Vorrede, dass sie eine sehr angenehme *Zeitverkürzung* gewähren werden. Mehr aber als Zeitverkürzung wird man hier nicht finden; mehr ist man auch nicht zu suchen berechtigt: denn Unterricht und Belehrung, wer wollte die auf 40 Seiten, über 30 Ruinen suchen, von denen die mehresten einzeln in Folianten beschrieben worden sind? Wer also sich unterrichten will, nehme das Büchlein nicht in die Hand, wohl aber derjenige, der zu seinem Vergnügen, in einer einsamen Viertelstunde, sich mannichfachen Stoff zu Betrachtungen über die Hinfälligkeit auch der grössten Dinge dieser sublunarischen Welt machen will, und den wird das daraufgewendete Viertelstündchen nicht gereuen. — Über die erste Ruine: den *Tempel des Jupiter Hammon*, hat Hr. *Ideler* neulich in seiner, den Fundgruben des Orients eingerückten Schrift: *Über die Oasen*, weitläuftig gesprochen, will aber die von *Hornemann* gesehenen Ruinen nicht für den Hammons-Tempel halten. Die letzte Ruine betrifft *Syrakus*, aus der Reisebeschreibung des Baron *Riedesel*. Der Vf. hat überhaupt seine Quellen ziemlich gut gewählt.

Pia.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

GESCHICHTE.

Lemgo, auf Kosten des Vfs. und in Commission der meyerschen Hofbuchhandlung: *Neue Beyträge zu den Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Lippe* besonders in Absicht auf Religion, Kirchen- und Literär-Geschichte gesammelt und herausgegeben von *J. D. G. S. Köhler.* 1815. 1 Alph. 9 B. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zu den Büchern, die auf jeden Fall ungedruckt hätten bleiben sollen, gehört Hn. *K's.* Werk. Dieses harte Urtheil auszusprechen, schmerzt Rec. um so mehr, da er in dem Vf. einen Mann verehrt, der mit sehr humanen Gesinnungen wissenschaftliche Kenntnisse verbindet, die ihn weit über den Haufen besserer und nützlicherer Schriftsteller erheben. Der Titel verspricht: *Beyträge zu den Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Lippe.* Allein vom Fürstenthum Lippe ist im ganzen Buche kaum zweymal die Rede. Einmal S. 51, wo von einem Steine zwischen Herford und Erten gesprochen wird, auf dem Wittekind öfters gesessen haben soll (der Vf. würde wohlgethan haben, wenn er uns die auf dem Steine befindlichen Charaktere und Züge in einer getreuen Abbildung hätte mittheilen wollen); und S. 231 die Nachricht von *Herrmann von dem Busche.* Streng genommen, liefern auch nicht einmal diese zwey Stellen Beyträge zu *lippischen* Denkwürdigkeiten. Dass, nach *S. 57,* Bonifacius einen *Bernhard de Lüppia* getauft haben soll, ist keine neue Nachricht, da sie schon im *Pustkuche* steht; wohl aber erinnert sich Rec. der Nachricht S. 30 von den in *Heidenaldendorf* ausgegrabenen Todtentöpfen, welches die einzige ächt lippische Denkwürdigkeit seyn möchte, die wir dem Vf. für Lippe ausschliessend verdanken. Alles Übrige aber, was der Vf. liefert, sind unbeträchtliche, kleinliche Beyträge zur Gelehrten-, Kirchen- und Religions-Geschichte, nicht des kleinen Fürstenthums Lippe, sondern des gesammten cultivirten Europa, die denn, in sofern Lippe einen Theil von Europa ausmacht, allerdings auch für lippische Denkwürdigkeiten mitunterlaufen können. Dass der Vf. so gedacht haben muss, ergiebt sich deutlich aus S. 168, wo er von den *Waldensern* zu handeln anfängt: denn, sagt er sehr naiv, da ihre Zeugnisse *fast* in alle Länder, so sind sie *gewiss* auch ins Lippische erschollen. Doch wenn die Denkwürdigkeiten nur neu und wichtig wären, so wollten wir dem Vf. das Vehikel, in dem er sie uns mittheilt, gern hingehen lassen; aber sie sind so unbedeutend, so kleinlich, dass sie ohne Weiteres aus den ersten besten Handbüchern ausgeschrieben werden konnten. S. 35 *Keyslers* Leben von *Schütz* geschrieben, lässt sich schön lesen. *Clauberg,* geb. *Solingen* 1622, gest. Duysburg 1665, war ein Liebhaber der deutschen Sprache und ächter Cartesianer. S. 35 und 66 des *du Chesne Scriptores francici* werden mit 100 Thaler bezahlt. S. 68 Paul, ein Sohn Warnefridi, † 799. — S. 70 *Nifanius,* geb. 1629 zu Erlingen, † 1689 (nicht einmal *wo*). — *Du Fresne* schönes Lexikon ist Frankfurt 1681. 2 Voll. Fol., und verbessert ibid. 1710. 2 Voll. Fol. herausgekommen, so dass es scheint, Hr. *K.* habe die neueren Ausgaben gar nicht einmal gekannt, welches auch S. 169 der Fall mit der Εὐκλησία der Schurmannin seyn wird, die er als sehr selten beschreibt. — S. 107. Die Ausgabe des *Vives* von *Augustins* Stadt Gottes, Basel 1522, wird wegen der Noten geschätzt, die Hamburger von 1661 ist vitiös. — S. 121. Freyherr von Dalberg hat 1733 eine Akademie in der Stadt Fulda gestiftet, woselbst 1752 *Amandus von Busek* Bischof war. — S. 236. Bey Gelegenheit des in der Reformationsgeschichte bekannten M. *Johann Wesselus* in einer langen Note, der Namensähnlichkeit wegen, eine, (doch, wie nicht anders zu erwarten war, sehr unvollständige) Nachricht vom mündenschen Arzt *Veslingius.* — Rec. sucht diese Beyspiele nicht etwa mit Mühe zusammen, sondern setzt sie so hin, wie sie ihm bey flüchtigem Durchblättern von ungefähr in die Augen fallen. Ja, Rec. fodert Hn. *K.* auf, auch nur einen einzigen, er will nicht sagen zur lippischen, sondern zur Kirchen- und Gelehrten-Geschichte überhaupt gehörigen Beytrag zu nennen, von dem er behaupten kann, dass er neu oder wichtig sey. Zu dem Kleinlichen gehört besonders, dass er uns oft mit ekelhafter Weitläuftigkeit erzählt, was für Bücher er selbst besitzt. Bey einem und dem anderen seltenen Buche, z. B. S. 236, möchte diess hingehen; aber Hr. *K.* thut dieses bey den allerbekanntesten Büchern, z. B. S. 219. 220. S. 37. 42. 60. 96. 130. 135. 140. 145. 160. 169. 194. 214 und 215. Kleinlich ist auch die häufige Klage, dass er Bücher, die in Jedermanns Händen sind, nicht habe benutzen können, z. B. S. 10 *Krausens* Ausgabe des *Velleius Paterculus;* S. 64

Steinens 1805 zu *Lemgo* gedruckte westphälische, und S. 69 *Moesers* osnabrückische Geschichte! In welchem Verfall müsste die ehemals so blühende meyersche Buchhandlung seyn, wenn sie nicht im Stande ist, ihren Abnehmern Bücher zu verschaffen, die an Örtern, wo keine Buchhandlung vorhanden ist, jeder Buchbinder zu verschreiben versteht! — Doch wir kommen zur Schrift selbst.

Nach einer, im gewöhnlichen Ton abgefassten Zuschrift an Hn. Generalsuperintendenten D. *Weerth*, in Detmold, die über Plan und Zweck des Werkes kein Wort enthält, fängt das Buch, ohne Vorrede und Inhaltsverzeichniss, wie ein *Deus ex machina* mit folgenden räthselhaften Worten an: „Da der selige Hr. Verfasser §. 1 zur siebenden Seite in sein mir zu Händen gekommenes Exemplar nachher noch folgende kurze Nachricht eingetragen hatte, so theile ich also diese, um einem jeden das Seine zu geben, zuvor hier mit, jedoch will ich meine eigenen Gedanken und Meinungen in Einschiebseln und Noten, mit einigen allenfalls zum Beweis dienenden Anmerkungen, auch noch hinzufügen und begleiten. Er sagt: u. s. w." Der Leser tappt nun in Dunkeln, was denn das wohl für ein *seliger Verfasser* seyn mag, der zur siebenden Seite seines eigenen Buches Anmerkungen beyschreiben kann; er zerbricht sich den Kopf, und arbeitet sich zwey und zwanzig lange Seiten durch Anmerkungen, Einschiebsel und Parenthesen hindurch, bis ihm endlich S. 23 ein Licht aufgeht: denn nun findet er mit schwabacher Schrift gedruckt: „Verbesserungen, Beyträge und Zusätze zu des seligen Prediger *Friederich Christoph Pustkuchens* Beyträgen zu den Denkwürdigkeiten der Grafschaft Lippe. Zweyter Abschnitt. Von den Religionsveränderungen. S. 22." Nun endlich versteht man den Titel! Aber wie schief ist dieser ausgedrückt! Hr. *K.* scheint vorauszusetzen, die *pustkuchenschen* Beyträge seyen jedem Leser so bekannt, dass sie ihm ohne alle weitere Nachweisung sogleich beyfallen müssten. Doch darüber sehen wir weg: denn die Schrift möchte ausser Lippe wohl nur sehr wenig Leser finden, und die Lippenser werden vielleicht mit ihrem *Pustkuchen* bekannter seyn, als etwa die Anhaltiner mit *Beckmann*. Aber welch ein sonderbarer Einfall, an der Spitze des zweyten Abschnittes etwas zu sagen, was ohne Widerrede vor dem ersten Abschnitt gesagt werden musste! Noch seltsamer ist es, dass Hr. *K.*, der mit dem *seligen Verfasser* anfängt, *Pustkuchen* S. 6. 9 u. 13 als einen ganz fremden, dem Buche gar nichts angehenden Schriftsteller anführt. Dieser Umstand allein zeigt, dass der Vf. zum Buchmachen völlig verdorben ist. Sein Plan war, Verbesserungen und Zusätze zu *Pustkuchens* Denkwürdigkeiten zu liefern: und diesen, so leicht, so kunstlos auszuführenden Plan, wie hat er ihn befolgt? Nicht genug, dass er, um mit *Schneider* (Anmerkungen über Anakreon) zu reden, seinen ganzen historisch-literarischen Futtersack über den armen *Pustkuchen* ausschüttet, er thut dieses in einer solchen Unordnung, dass man schlechterdings der Tauben einer Cendrillon oder Psyche bedarf, um diese *disjuncta semina rerum* nur einigermassen ordnen, und in die Finsterniss Licht bringen zu können. Die Art der Behandlung zeigt die angeführte Stelle. Gewöhnlich liefert Hr. *K.* im Text *Pustkuchens* eigene Worte (man weiss nicht, warum? denn das Werk kauft wahrlich Niemand, der *P.* nicht selbst besitzt), bald ganz getreu abgeschrieben, bald im Auszug. Diesem *P.* Texte werden nun bald Erklärungen, z. B. S. 23 Ambra (Emmer-Fluss), bald Zusätze, z. B. S. 26 Thuisko (Thuiston, Teut, Teuton, Titan, Theodan), bald andere Einschiebsel, z. B. Teutonen (Germanen), bisweilen auch wohl offenbare Fehler, z. B. 167 Araber (Türken), eingeschaltet. Oft werden *P's.* ausländische fremde Ausdrücke in ächt deutsch seyn sollende verwandelt; vielleicht eben so oft *P's.* deutsche in fremde, die Hr. *K.* vermuthlich volltönender oder modischer fand. Die sehr zahlreichen *Anmerkungen* enthalten grösstentheils Zusätze zu *P.* An Verbesserungen und eigentliche, d. i. Lippe betreffende *Zusätze* ist nicht zu denken. Übrigens sind diese Anmerkungen mit in einander gekeilten Einschiebseln so reichlich durchspickt, dass es überall höchst schwer, ja zuweilen völlig unmöglich ist, ihren Inhalt richtig zu fassen. Es wäre zu weitläuftig, einzelne Stellen zu analysiren. Wir verweisen die Leser nur auf S. 111, und fragen: was in aller Welt hat *Jacob de Voragine* in lippischen Denkwürdigkeiten zu thun? *Pustkuchen* selbst hatte doch seiner nicht erwähnt, ihn nur in einer beygeschriebenen Note, *zu seiner eigenen Notiz*, genannt. Aber gesetzt auch, diese Privatnote hätte den Vf. der *neuen* Beyträge berechtigt, seine Leser mit dem *schriftlich genannten* Mann bekannt zu machen: welche Salti mortali von Jacob de Voragine auf Petrum de Natalibus, von diesem auf beide Catharinen, von ihnen auf die Cabbala, um endlich mit den *Conformitatibus S. Francisci* zu endigen! Der Sprung des aristophanischen Flohes vom kahlen Kopfe des Sokrates auf den des Chaerephon ist ja dagegen eine wahre Kleinigkeit! Und wie chaotisch muss es, bey aller Belesenheit, im Kopf eines Mannes aussehen, der so zu schreiben vermag! Auch denke man ja nicht, dass Rec. mühsam diese Stelle aus vielen besseren hervorgesucht. Sie giebt doch wenigstens noch einen Sinn; aber man versuche S. 74 u. 75 zu enträthseln, und sehe zu, ob man wisse, was man gelesen hat! Oft verwickelt sich Hr. *K.* in Parenthesen, und vergisst sie zu schliessen, woraus Verwirrung und Dunkelheit entsteht. Ein merkwürdiges Beyspiel findet sich S. 236, wo wegen der ausgelassenen Parenthese es völlig unmöglich wird, zu errathen, was das für ein *Wesselius* sey, dessen Werke *Lydius* herausgegeben. — Gelesen hat der Vf. viel; aber das Gelesene hat er nicht verdauet, und da er an der unseligen Sucht krank liegt, mit seiner Belesenheit zu prahlen: so entstehen dadurch die allerabenteuerlichsten Zusammensetzungen, so dass man oft nicht begreift, wie in einem gesunden Gehirn so heterogene Dinge haben zusammengedacht werden können. Beyspiele! S. 79. Gegen die Reliquiensammlerey hatte

Vigilantius geeifert, und auch die Verfasser der *Epistolarum obscurorum virorum* spotten über sie; S. 80 im Text brennende Lichter auf den Gräbern der Heiligen; in der untergesetzten Note von Reliquienverehrung, und dann auf einmal vom h. Feuer zu Jerusalem; S. 81 *Fasten*; in der Note von den Fasten der Spartaner, Perser, Türken. S. 92 wird *Livius* über die Ordalien citirt. S. 191 wird über die Heiligenverehrung in einem Athem *Eusebius*, *Rufinus* und *Dionysius von Halikarnass* citirt. — S. 127. *Artemidorus*, über den bekannten Traum des h. Hieronymus. — S. 160. Über Bonaventurae Marienpsalter wird die *Polygamia triumphatrix* angeführt; vom Verfasser dieses Buchs Nachricht gegeben, und bemerkt, dass Hr. *K.* es in zwey verschiedenen Ausgaben besitze. — S. 181 wird von der Inquisition gehandelt; und in der gleich darauf folgenden Periode erzählt, dass ein Bischof von Bremen gegen seine Bauern habe das Kreuz predigen lassen, weil sie ihm keinen Zehenden geben wollten. — Was hatte das mit Inquisition zu thun?

Übrigens zerfällt das Ganze in zwey gar sehr von einander abstechende Abschnitte. Der erste S. 1 — 22 (ohne alle Überschrift) von der *Geographie*, wo Manches, aber sehr oberflächlich, von deutschen Völkern, von denen einige wohl im Lippischen gewohnt haben mögen, gesammelt worden ist. Der andere, S. 23 — 250, von den *Religionsveränderungen*, fängt von den alleräIteften heidnischen Zeiten an, geht bis auf Luthers Reformation herunter, und enthält also Beyträge zu Pustkuchens §. 5 — 11. Der erste, §. 5, beschreibt die *Religion der alten Deutschen*, wo nichts Neues, wohl aber viel Falsches angetroffen wird. S. 25. Gott sollen sie *Druchtin* und *Alfadur* genannt haben, welches letztere Wort Hr. *K. Altvater* übersetzt. S. 26. *Püster* wäre ein Gott, und stände in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig. S. 27. Der *Codex argenteus* soll mit *silbernen* Buchstaben geschrieben seyn. S. 39. *Gott* derivirt der Vf. aus *Wodan*. — S. 41. *Velleda* und *Aurinia* Göttinnen. — §. 6. *Bekehrung der heydnischen Deutschen zum Christenthum*. S. 43, sagt uns der Vf., Achen sey *jetzt* eine Reichsstadt; S. 45 die Angeln sollen in Britannien eine aus celtisch-gallisch-lateinisch-deutschen Wörtern (wohl die gegenwärtige englische) Sprache eingeführt haben (welches sie bleiben liessen). S. 48. Eine Note vom h. *Martinus*, ohne den *Sulpicius Severus* anzuführen. — §. 7. (S. 54) *Bonifacius*, S. 57. *Virgilius*. In einer Note wird gesagt, Cicero sey schon ganz nahe an der Erfindung der Buchdruckerey gewesen. (Die Sache gehörte ganz und gar nicht hieher. Wenn sie aber einmal gesagt werden sollte: so musste doch solches umständlicher geschehen: denn so nackt hingeworfen, sieht ja das Ding gar seltsam aus.) S. 60. *Bernhard*, *Wilhad* und 61. *Lüdger*. — §. 8. S. 75 *Geschichte der christlichen Kirche nach Karl d. G. Tode. Aberglaube nach und nach in sie eingeführt*. S. 82 wird aus *Dillherrs* Tugendschatz angeführt, *Feyertage* wären so viel als *Feuertage*, weil die alten Deutschen das *Feuer* angebetet. Wozu Possen solcher Art, wieder aufwärmen? Eben so war gleich auf der ersten Seite bemerkt: *Willichius* leite die lateinische Benennung der Stadt Zerbst, *Cervetum*, von den Cheruskern ab. S. 85 des *Dante divina Comedia* sey als Satire bekannt; S. 88. *Ite, missa est*, soll man nach dem Gebrauche des Abendmahls gesagt haben; S. 89 *de corona militis* wird übersetzt vom *Soldaten-Kranz*; die Emporhebung des Kelches hiesse die *Aufwandlung* (letzteres ist kein angenommenes Wort, und bezeichnet ganz etwas anderes, als es nach Hn. *K.* bezeichnen soll). — §. 9. S. 108. Gar sehr kurz von den gewöhnlich auf den Gottesäckern gepflanzten Lindenbäumen. S. 110 wird gesagt, die Linde vor dem Dorfe zu Kappel werde von Einigen *für die berufene Linde* gehalten, ohne dass etwas vorausgegangen wäre, was auf irgend eine Linde Bezug haben könnte. — §. 10, der längste, (S. 110 — 244) und zugleich, *caeteris paribus*, der beste Paragraph des ganzen Werks, handelt grösstentheils die Dogmengeschichte der mittleren Zeit ab. S. 121 ff. *Gnadenwahl*. Die Geschichte dieser Lehre (die bis auf die neuesten Zeiten, bis auf *Mursinna*, hinunter geführt wird) ist unstreitig das beste Stück des ganzen Buches; nur dass es nicht unter lippische Denkwürdigkeiten gehört. S. 157 fängt die Geschichte der Lehre von der *Transsubstantiation* an, und geht bis 168; auch ganz gut, doch reicht sie der vorigen das Wasser nicht. S. 168 *Waldenser*. Füesslins Kirchengeschichte mittlerer Zeiten scheint der Vf. gar nicht gekannt zu haben; sie ist aber hier ein Hauptbuch. S. 173. Papst. S. 175. Kirche. S. 177. Mönchsorden. Nun rauschen die Namen, wie die Schatten in der Laterna magica, bis S. 185 bunt durch einander, so dass Rec. ihnen nicht weiter nachlaufen kann, und dann (der bey der mindesten Ordnung sogleich auf die Waldenser hätte kommen müssen) *Wiclef*. S. 194. *Lyra* (der gar nicht hieher gehörte). Endlich S. 195. *Huss*. S. 196 das Mährchen vom Pulvererfinder *Schwarz*. Nach S. 213 soll *Ziska* ein Einäugiger heissen. Diess Wort hat Rec., der von Dresden bis Cattaro, und von Kaminiec bis Petersburg mit allen slavischen Nationen Sprachumgang gehabt hat, in seinem Leben nie gehört, und er weiss nicht, wie dieses Mährchen so allgemein und in so vielen Büchern hat verbreitet werden können. In bunter Reihe schweben nun noch manche Gestalten bis auf *Luthern* (mit dem vermuthlich die zweyte Abtheilung beginnen wird) vorüber. Rec. lässt sie schweben, um noch kürzlich zu sagen, dass §. 11, der S. 244 beginnt, ziemlich kurz ist, und so zu sagen; nur den Übergang zum Folgenden macht; er handelt z. B. von Umständen, so die Reformation befördert; von der Frage, ob Luther oder Zwingli zuerst zu reformiren angefangen, und endigt S. 250 mit der Bemerkung, dass Zwingli (nach Rec. Meinung ganz consequent) verlangt, den Kirchengesang völlig abzuschaffen, welcher ihm aber der Magistrat billig abgeschlagen; bey welcher Gelegenheit Hr. *K.* sehr erbaulich über die

Wichtigkeit des Kirchengesanges spricht, und sich deſshalb mit vieler Salbung auf *Eph.* V, 19 und *Col.* III, 16 beruft.

Rec. ist weitläuftiger gewesen, als vielleicht das Buch verdient, weil es ihm unumgänglich nothwendig schien, bey so edelen Gesinnungen und einer so ausgebreiteten Belesenheit, als Hr. *K.* wirklich zeigt, den so scharf ausgesprochenen Tadel zu rechtfertigen. Er würde nun gern die Münze kehren, und die angestrichenen Stellen abschreiben, in denen sich Empfindungen äuſsern, die der Menschheit Ehre machen; allein da der eingeschränckte Raum dieser Blätter selbiges schlechterdings verbeut: so begnügt er sich wenigstens auf einige Stellen hinzuweisen, in denen ächter Geist des Christenthums, Duldung und Menschenliebe weht. S. 42, 68, 73, 83, 86 (zum verdienten Andenken *Petersens*; die anderen gingen, mehr oder weniger, die so sehr verkannte katholische Kirche an, der der Vf. zwar abhold genug, aber doch gegen ihr Gutes nicht ganz blind ist; so auch S. 109. 115 und 218). S. 149 Lobspruch des Deisten *Herbert von Cherbury*. Er ist nicht ganz blinder Verehrer Wiclefs, sondern erkennt S. 195 die Fehler dieses Mannes. Diese guten Eigenschaften, sonder Zweifel mit einer treuen fleiſsigen Amtsführung vergesellschaftet, mögen dem Vf. die Freundschaft, Achtung und Liebe des ganzen Ländchens, in dem er lebet und wirkt, verschafft haben: denn ohne diesen Umstand wäre wirklich nicht zu begreifen, wie ein so schlecht geschriebenes Buch eine so gute Aufnahme habe finden können. 199 Subscribenten haben auf 208 Exemplare subscribirt; unter ihnen einer mit 20 und zwey mit 5 Exemplaren.

Pia.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Aarau*, b. Sauerländer: *Umriſs der Geschichte des Aargaues.* Erstes Neujahrblatt für die aargauische Jugend, herausgegeben von der historischen Classe der Gesellschaft vaterländischer Cultur im Aargau. 31 S. 5 Bogen 8. (5 gr.)

Es giebt wohl keine Gegend in der Schweiz, wenige in Europa, in welcher alle Weltepochen so bemerkbare Spuren zurückgelassen hätten, wie der Kanton Aargau; und wenn es das Zweckmäſsigste ist, beym Geschichtsunterricht (dafern ihn das Land begünstigt) von den nächsten Umgebungen anzuheben, und aus diesen den Blick immer weiter und ferner zu richten: so würden wir keine Jugend so begünstigt finden, wie „den Sohn des Aargau," dem diese Umrisse gewidmet sind, und für den das, was in und mit seinem Lande vorgegangen ist, so zu sagen, ein lebendiges Compendium der Weltgeschichte darstellt. Der merkwürdige Zusammenfluſs drey der vornehmsten Flüsse Helvetiens in das groſse Wasserbette, welches der Rhein bildet, und der Durchbruch desselben durchs Gebirge — aus grauer Vorwelt; römische Weltbeherrschung und Cultur in Baden, und der altherrlichen Vindonissa — aus dem Alterthume; Verwüstung durch die Völkerwanderung; mächtiger glänzender Adel, Klöster und Städte — Habsburg, Königsfelden, Brögg — welche Namen groſser Erinnerung! — ritterlicher Heldenmuth und Treue bis in den Tod — aus dem Mittelalter; Kampf zwischen altem und neuem Glauben, stilles Bürgerglück und Landeswohl in unangetasteter Freyheit — aus neuer Zeit; endlich Theilnahme an der groſsen Bewegung aller Gemüther, Wohnsitz der Häupter eines gewaltsam umgestalteten Freystaates, jetzt in glücklicher Selbstständigkeit ein geachtetes Glied des neuen Bundesvereins — aus unseren Tagen: — — das geschah in und mit dem Aargau, und jede Zeit hat sichtbare Denkmäler darin zurückgelassen. Diese Umrisse sind von einer Meisterhand gezeichnet worden, und sowohl der Reichthum der Nachrichten, als die lebendige, ernste und des Gegenstandes würdige Darstellung, machen dieselben nicht bloſs dem Jünglinge, sondern dem Manne, jedem Geschichtsfreunde werth. Der Umfang des Aargaues in dem 10 Jahrhundert scheint S. 6 doch etwas zu ausgedehnt angegeben zu seyn; er soll sich längs der Aare herauf bis an den Thunersee und in Unterwalden bis zum Titlisberg erstreckt haben. *Stumpf* und *Simler* nehmen es freylich auch so an, aber wie wenig ist hier Licht und Gewiſsheit! In der „gleichnerischen Frömmigkeit" der Königin Agnes S. 8 scheint doch moderner Ansicht ein wenig zu viel gefröhnt.

H.

Zürich, b. Orell, Füſsli u. Comp.: *Kurze Geschichte der Schweiz.* Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. VI und 146 S. 8. (7 gr.)

Diese Auflage verdient mit allem Rechte den Namen einer vermehrten und verbesserten, wie solches schon die Vergleichung der Seitenzahlen der gegenwärtigen mit denen der vorigen Auflage anzeigt, indem diese um 46 Seiten vermehrt und bis auf die Bundesbeschwörung der XXII Kantone im August des vorigen Jahres herabgeführt ist. Es ist eigentlich eine ganze Umarbeitung des Werkchens durch einen anderen Verfasser, Hn. *Maurer*. Man wird nicht leicht einen gröſseren Reichthum von Nachrichten bey ähnlicher Kürze und gedrängter, doch flieſsender Schreibart finden. Nicht nur die politische und Religions-Geschichte der Schweiz ist in diesem Werkchen abgehandelt, sondern den meisten Zeiträumen sind kurze Schilderungen der Sitten, Gebräuche, Rechtsformen und des gesammten inneren Lebens des Volkes beygefügt; lebendig, aber alles mit der Strenge des Urtheils, welche sich einer für die Jugend geschriebenen Schrift ziemt. Was der Vf. im Auge gehabt habe, wenn er S. IV der Vorrede schreibt: „In einem zunächst für den Unterricht der Jugend bestimmten Buche scheint diese Rücksicht um so viel nothwendiger, weil allgemein gelesene Werke groſser Geschichtsforschung, welche in den Händen der meisten höher strebenden Jünglinge sind, (ungeachtet ihrer kraftvollen Darstellung und vieler vortrefflicher Lehren) doch durch das stete Streben, Allen gefällig zu seyn, eine prüfende Kritik zu wenig angewandt, und, um die berechnete Wirkung nicht zu schwächen, auch die trübste Schattenseite hervorragender Männer und berühmter Epochen viel zu glänzend dargestellt, die rohesten Verirrungen, Vernachläſsigung des Vaterlandes, Verkäuflichkeit u. dgl. zu nachsichtig entschuldigt, und bisweilen sogar ihre verderblichen Folgen in einem gewiſsen Grade beschönigt haben," — ist leicht zu errathen.

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHYSIK.

Augsburg, auf Kosten des Vfs.: *Meteorologisches Jahrbuch von* 1813, mit Rückſicht auf die hieher gehörigen meteoriſchen und aſtronomiſchen Beobachtungen, nebſt den Aſpecten der Sonne, der Planeten und vorzüglich des Mondes, vom Canonicus *Auguſtin Stark*, Prof. und Conrect. des Gymnaſ. zu Augsburg, u. ſ. w. 1814. 80 S. gr. 4. (3 Rthlr.)

Ebendaſelbſt: *Beſchreibung der meteorologiſchen Inſtrumente, nebſt einer Anleitung zum Gebrauch derſelben bey den Beobachtungen, als nothwendiger Beytrag zur Erläuterung der meteorologiſchen Jahrbücher;* mit 5 Kupfertafeln, vom Canonicus *Auguſtin Stark*, Prof. u. ſ. w. 1815. 78 S. gr. 4. (4 Rthlr.)

Der Vf. gehört zu denjenigen Meteorologen, welche, um zu einer genauen Kenntniſs der atmoſphäriſchen Erſcheinungen zu gelangen, nicht den leichten Weg vorwitziger Hypotheſen einſchlagen, ſondern durch fortgeſetzte und ſorgfältige Beobachtung in die Geheimniſse der Witterungskunde einzudringen ſuchen. Sein Unternehmen, eine möglichſt vollſtändige Reihe von Beobachtungen anzuſtellen und bekannt zu machen, verdient um ſo mehr Dank, da ſeine Bemühungen von Seiten des Publicums nicht die Unterſtützung ſcheinen gefunden zu haben, welche ſie verdienen.

Wir werden hier unſere Leſer zuerſt mit den Inſtrumenten und den Beobachtungsweiſen des Vfs. bekannt machen, dann die angeſtellten Beobachtungen und die daraus abgeleiteten Folgerungen umſtändlicher angeben, und endlich einige Wünſche und Vorſchläge beyfügen, durch deren Erfüllung und Befolgung, wie wir glauben, die meteorologiſchen Kenntniſſe weſentlich könnten gefördert werden.

Beſchreibung der Inſtrumente. Das Barometer. Es iſt ein Gefäſsbarometer mit ausgekochtem Queckſilber, deſſen genauer Stand durch die Rückſicht auf das Sinken im Gefäſse, deſſen Durchmeſſer genau bekannt iſt, berichtiget wird. Die Einrichtung iſt ſo gemacht, daſs man es zugleich als Reiſebarometer gebrauchen kann; indeſs möchte es wohl in allen Fällen anzurathen ſeyn, daſs man ein zu genauen Beobachtungen an einem und demſelben Orte beſtimmtes Barometer nicht oder wenigſtens ſelten zum Reiſebarometer gebrauchte, indem das häufige Schütteln oder gar Umgieſsen des Queckſilbers leicht verurſachen kann, daſs es etwas Luft wieder aufnimmt, die ſich dann auch dem in der Barometerröhre ſelbſt enthaltenen Queckſilber leicht mittheilen kann. Am Barometer iſt, um die Verbeſſerung wegen der Wärme zu bewerkſtelligen, ein Queckſilberthermometer mit 80theiliger Scale befeſtigt. Der Vf. beſchreibt ſeine ſehr zweckmäſsige Einrichtung, wie mittelſt eines Spiegels, welcher hinter dem Barometer hängt, das genaue Ableſen der Höhen erleichtert oder ſicherer gemacht wird, und giebt dann eine umſtändliche, auch für den Unkundigſten verſtändliche Anleitung, wie man die Reduction der Barometerſtände auf 10 Grad Wärme berechnet.

Das Thermometer. Es wird ein im Sonnenſchein und ein im Schatten vor den Fenſtern des Obſervationszimmers aufgehängtes Thermometer beobachtet. Das Hygrometer. Hr. *St.* bedient ſich eines ſauſſuriſchen Hygrometers, an welchem der Punct der gröſsten Feuchtigkeit dem Stande gemäſs angenommen iſt, welchen das Hygrometer bey ſtarken Herbſtnebeln annimmt; der Nullpunct der Trockenheit iſt dahin geſetzt, wo das Hygrometer bey der ſehr heiſsen und trockenen Luft am 12 May 1813 ſtand. Wir müſſen geſtehen, daſs dieſe Beſtimmung uns nicht ganz gefällt, indem ſo doch eine Unſicherheit mehr bey den Hygrometern eintritt, und eine eigentliche Übereinſtimmung der Grade mit anderen Hygrometern faſt unmöglich auf dieſe Weiſe zu erreichen iſt.

Das Manometer. Der Vf. beſitzt zwey ſehr ſorgfältig nach *Guericke's* Methode gearbeitete Inſtrumente der Art, die hier genau beſchrieben werden. Regenmaſs, Schneemaſs. Das erſtere iſt ungefähr auf die gewöhnliche Art eingerichtet; das letztere iſt ein 1½ Fuſs tiefes Prisma von 1 Quadratfuſs Querſchnitt, in welchem der Schnee aufgefangen und dann geſchmolzen und abgemeſſen wird. Ein ſolches Gefäſs iſt allerdings wohl das beſte, deſſen man ſich zur Abmeſſung des Schnees bedienen kann; aber bey der ſo ungleichen Lagerung des Schnees iſt es wohl überhaupt nicht möglich, eine recht genaue Abmeſſung zu veranſtalten.

Das Atmometer. Ein zu Abmeſſung der Ausdün-

ſtung beſtimmtes Parallelepipedum, woran die gehörigen Einrichtungen, um die genaue Höhe des Waſſers abzumeſſen, angebracht ſind, ſteht in einem mit Gartenerde gefüllten Gefäſse, um die bey der Ausdünſtung wirkenden Umſtände ſo viel als möglich denen ähnlich zu machen, die in der freyen Natur vorkommen. Der Regen wird durch eine Art von Bedachung abgehalten, um nicht den Betrag der Ausdünſtung zu vermindern oder zu ſtören. Das Letztere ſcheint Rec. unpaſſend, indem dieſe frey über dem Gefäſse ſtehende Bedachung doch nicht gänzlich das Hineinwehen von Regentropfen abhält, und es überhaupt beſſer zu ſeyn ſcheint, wenn man alles möglichſt ſo geſchehen läſst, wie es in der freyen Natur geſchieht; die im Regenmeſſer beobachtete Regenmenge würde immer eine genaue Correction jener Ausdünſtungsmenge geben.

Das Anemoſkop. — Bloſs eine Einrichtung, um die Richtung des Windes zu erfahren. Die Stärke des Windes beſtimmt Hr. *St.* bloſs mit 1. 2. 3. 4, nach dem Vorbilde der mannheimer Ephemeriden. Da das *woltmanniſche* Anemometer wirklich Alles leiſtet, was man von Beobachtungen der Art verlangen kann: ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs der Vf. ſeine übrigens ſo vollſtändigen Beobachtungen durch Anſchaffung eines ſolchen Inſtrumentes und Mittheilung der Angaben deſſelben vervollkommnen möchte. Freylich wird zu dieſer Beobachtung ein dem Winde ganz frey ausgeſetzter Raum erfodert, und man muſs die Mühe nicht ſcheuen, das Inſtrument jedesmal zur Beobachtung hinauszutragen, und es dann wieder in Schutz zu bringen; aber die Angaben, welche man dann erhält, ſind auch ungleich belehrender, als die ganz unbedeutenden Angaben, wie ſie hier vorkommen. Ob bis jetzt, auſser Hn. *Woltmann* ſelbſt, irgend Jemand Beobachtungen dieſer Art angeſtellt, oder wenigſtens Jahre lang angeſtellt habe, iſt uns unbekannt; aber Hr. *W.* hat ſie unausgeſetzt angeſtellt, und Rec. hat bey ihm ſich von der Sicherheit dieſer Beobachtungen und der Leichtigkeit, ſie anzuſtellen, überzeugt. Hr. *St.* ſucht zwar hier den Abgang ſolcher Beobachtungen dadurch zu erſetzen, daſs er angiebt, wie ſchnell bey ſeinen vier Graden der Wind jedesmal iſt; aber dieſe Angaben ſind gewiſs nur ſehr oberflächlich; — ein Wind, der bloſs die Blätter in Bewegung ſetzt, legt gewiſs lange keine 10 Fuſs in der Sec. zurück, und ein Wind, der Bäume umſtürzt, hat ſchwerlich je unter 80 Fuſs Geſchwindigkeit, ſtatt daſs Hr. *St.* nur 50 bis 60 Fuſs annimmt.

Bey der Beſchreibung des Inclinatorium und Declinatorium wollen wir uns nicht aufhalten. Alle dieſe Inſtrumente ſind von Hn. *Höſchel* in Augsburg, wie es nach der Beſchreibung ſcheint, mit ſehr groſser Sorgfalt verfertigt.

Auch das, was der Vf. über die Beſtimmung der Mittagslinie und den Gebrauch der Quadranten ſagt, wollen wir vorbeylaſſen, und ſogleich zu ſeinen Bemerkungen über *die Beobachtung der Witterung* übergehen. Die dreymal täglich angeführte Beſchaffenheit der Witterung iſt immer nur mit einem Worte ausgedrückt, z. B. heiter. Hr. *St.* führt indeſs in ſeinen hier gegebenen Erklärungen etwas genauere Beſtimmungen ein, indem er heiter 1 und heiter 2 unterſcheidet, wo das Letztere eine vollkommene Heitere, das Erſtere eine weiſsliche, übrigens aber reine, wolkenloſe Luft andeutet. Auf ähnliche Weiſe werden auch die übrigen Angaben nach Verſchiedenheit des Grades unterſchieden. Das iſt nun zwar ganz gut, aber hier ſcheint uns doch noch viel zu wünſchen übrig zu bleiben. Vielleicht ſind die Foderungen, die man in Beziehung auf die Beſchreibung der Anſicht des Himmels an den Meteorologen machen möchte, zu hoch geſpannt; aber es iſt gewiſs, daſs Beobachtungen über die Witterung nur wenig Nutzen haben können, wenn man ſie ſo gar kurz ausdrückt. Nicht gerade die Menge der Wolken, nicht gerade die Beſtimmung, ob der Himmel zur Hälfte bedeckt und an eben ſo vielen Stellen heiter war, iſt es, was uns mit dem wahren Zuſtande der Atmoſphäre bekannt macht, und was uns allenfalls die bevorſtehenden Änderungen der Witterung ahnden läſst, ſondern weit wichtiger iſt die Beſtimmung der Art von Wolken, die Angabe, ob ſie allmählich mehr und mehr zu entſtehen ſchienen, oder ob ſie als längſt gebildete, vom Horizont herauf kommende Maſſen zu uns gelangen u. ſ. w. In Beziehung auf dieſen Gegenſtand erinnert Rec. ſich nie etwas Befriedigenderes geleſen zu haben, als die Abhandlungen von *Lucas Howard*, die ſich auch in *Gilberts* Annalen der Phyſik finden. Ob gerade *Howards* Eintheilung der Wolken ganz vollkommen ſey, ob ſeine Charakteriſirung der Wolkengeſtalten nichts zu wünſchen übrig laſſe, — das wollen wir nicht entſcheiden; aber gewiſs iſt es, daſs ſeine Bemühungen einen Weg zeigen, der mehr betreten zu werden verdiente. Allerdings würde es unausführbar ſeyn, wenn man ſich vorſetzen wollte, für alle Tage des Jahres eine ins Einzelne gehende Beſchreibung der Anſicht des Himmels zu machen; aber es wäre auch hinreichend, nur das Wichtigſte anzugeben. Es iſt z. B. nichts Seltenes, daſs der Himmel früh Morgens heiter iſt, daſs man etwa um 8 Uhr am entfernten Horizont kleine Wolken von der Art, welche *Howard cumulus* nennt, bemerkt, und daſs in Kurzem der Himmel mehr als zur Hälfte mit ſolchen, jetzt groſs gewordenen Wolkengebirgen bedeckt iſt. In einem ſolchen Falle iſt es beynahe völlig überzeugend gewiſs, daſs dieſe Wolken ſich in unſerer Nähe gebildet haben, zumal da ſie oft, ohne dem Winde zu folgen, von allen Seiten zugleich am Himmel erſcheinen. Eine Erzählung, daſs es ungefähr ſo erfolgt ſey, könnte unſtreitig lehrreich werden, zumal wenn man Beobachtungen benachbarter Gegenden damit vergleichen kann, ſtatt daſs man ſo gut wie gar nichts weiſs, wenn das Witterungsjournal bloſs ſagt: um 7 Uhr heiter 1, um 2 Uhr der Himmel halb bedeckt, um 8 Uhr Abends wenig Wolken. Bey einer ſolchen Angabe tritt die Eigenthümlichkeit der Witterung gar nicht hervor; es bleibt z. B. die höchſt

merkwürdige und gar nicht seltene Erscheinung, dass eine Reihe von Tagen nach einander das Erscheinen und Verschwinden der Wolken fast ganz auf einerley Art zu gleichen Stunden erfolgt, ganz versteckt, da doch diese und ähnliche Besonderheiten gerade dasjenige sind, was noch am ehesten Hoffnung zu tieferen Blicken in die Gesetze der Wetterveränderungen gestattet.

Solche Beobachtungen, die den genauen Zustand des Himmels angäben, könnten nun besonders dann wichtig werden, wenn eine grössere Anzahl von Beobachtern in einem Umkreise von 10 oder 20 Meilen sich ihnen, wenn auch nur einige Monate lang, alle mit gleicher Sorgfalt widmeten. Da erst würde man gründlich erfahren, ob z. B. der Bauer Recht hat, wenn er an einem meistens heiteren Abend trübes Wetter voraussagt, weil die Sonne, wie man im nördlichen Deutschland sagt, *hinter einer Bank untergegangen* ist, das ist, sich kurz vor dem Untergange hinter eine am Horizonte lang ausgedehnte, dichte Wolke versteckt hat. Wir würden nämlich dann erfahren, ob etwa unsere westlichen Nachbaren um diese Zeit schon ganz bedeckten Himmel hatten, oder wie jene Wolke ihnen erschien; wir würden vielleicht erfahren, warum gerade eine solche Bank in Westen verbedeutender seyn soll, als in anderen Gegenden u. s. w. Und ähnliche Aufschlüsse würden sich in vielen Fällen ergeben.

Wir haben uns hiebey vielleicht etwas über Gebühr aufgehalten; aber da es so sehr klar ist, dass unsere bisherigen Wetterbeobachtungen den Ertrag nicht liefern, den man sich von ihnen wohl zu versprechen pflegt: so scheint es uns, dass man nicht oft genug auf die Mängel aufmerksam machen kann, *dem* sie unterworfen sind. Vorzüglich hat es uns hier der Mühe werth geschienen, einem so fleissigen und beharrlichen Beobachter wie Hn. *Stark*, dem es überdiess vielleicht gelingen könnte, einige benachbarte Beobachter für einen gleichen Zweck zu gewinnen, diese Gedanken mitzutheilen, die, wie Rec. sich schmeichelt, wohl einige Aufmerksamkeit verdienen. Rec. ist und bleibt überzeugt, dass Untersuchungen dieser Art für die Witterungs-Prognostik unendlich wichtiger sind, als alle Vergleichungen der Constellationen, denen auch Hr. *St.* viel zu viel Gewicht beylegt. Wir wollen zwar gar nicht dem Monde und seinen verschiedenen Stellungen gegen die Sonne durchaus allen Einfluss absprechen; es scheint allerdings, als ob die atmosphärischen Fluthen und Ebben, welche er bewirkt, viel beytragen mögen, um die im Entstehen begriffenen chemischen Veränderungen (gleichsam durch Umschütteln) zu befördern, vielleicht sie auch benachbarten Gegenden mitzutheilen, die ohne diese Hülfe frey davon geblieben wären; aber davon haben wir uns nie überzeugen können, dass irgend eine Constellation bestimmt gutes oder bestimmt schlimmes Wetter hervorbringe. Hr. *St.* beruft sich, um den Einfluss der Aspecten zu beweisen, auf *Laplace*, der allerdings die Attractionskraft *aller* Planeten auf *alle* materiellen Theilchen behauptet, aber ja auch gerade recht umständlich den höchst geringen Betrag der von den Planeten bewirkten Perturbationen berechnet hat. Soll also von Aspecten die Rede seyn, und wollen wir nach astronomischen und mechanischen Principien unsere Vermuthungen über sie begründen: so lasst uns zunächst bey Sonne und Mond stehen bleiben, und der Stellung der Planeten, um alle Verwirrung zu vermeiden, lieber gar nicht erwähnen, und dann lasst uns einmal die grossen *Wetterwechsel*, die sich nicht in sehr begrenzten Gegenden ereignet, sondern sich über halb Europa erstreckt haben, zusammensuchen und zusehen, ob sie mit der Stellung des Mondes in irgend einer Verbindung stehen! Der Vf. kömmt nach Beendigung seiner Betrachtungen über die im meteorologischen Jahrbuche bemerkten Constellationen zu der Beschreibung und dem Gebrauche des von *Gruithuisen* vorgeschlagenen Elkysmometers. Der Vf. äussert selbst starke und gerechte Zweifel gegen die Anwendung dieses Instrumentes, welches die Wirkung der Rotation der Erde und der durch die Stellungen des Mondes veränderten Intensität der Schwere anzeigen soll. Wir stimmen diesen Zweifeln vollkommen bey, und gestehen, dass wir noch viel bedenklicher hierüber zu urtheilen geneigt sind. Dieses Instrument besteht aus einem möglichst langen Fadenpendel, dessen Abweichungen von der eigentlichen Vertical-Richtung an einer dem zugespitzten Ende des angehängten Gewichts untergelegten festen, fein getheilten Platte bemerklich werden. Hr. *St.* führt *Benzenberg* bey dieser Gelegenheit an, scheint aber sein schönes Buch: Versuche über die Gesetze des Falles der Körper und die Umdrehung der Erde, nicht selbst gelesen zu haben, sonst würde er, glauben wir, den Glauben an ein so mannichfaltigen störenden Einflüssen ausgesetztes Instrument ganz und gar verloren haben. Dass dieses Elkysmometer recht gut dienen könne, um Richtung und Stärke der Erdbebenstösse anzugeben, auch allenfalls in hohen Gebäuden, um die Windstösse gleichsam abzumessen, das leidet keinen Zweifel; aber die feinen Einflüsse der anziehenden Kräfte der Himmelskörper werden sich nie zwischen den Wirkungen ungleicher Temperatur schwacher, uns übrigens ganz unmerklicher Luftzüge und dgl. heraus finden lassen.

Zum Schlusse theilt der Vf. noch mit, was für astronomische Beobachtungen er in sein Jahrbuch aufgenommen habe, z. B. die Beobachtungen der Finsternisse und der Kometen, vorzüglich aber eine fortgesetzte Reihe von Beobachtungen der Sonnenflecken. Diese Beobachtungen sind gewiss sehr schätzbar, und auch die Meteorologie wird sie mit Dank annehmen, obgleich *Herschels* Vermuthung, dass unsere Witterung ziemlich geradezu durch den Zustand der Sonne bestimmt werde, durch die Ungleichheit der gleichzeitigen Sommerhitze und Winterkälte in verschiedenen unter gleicher Breite liegenden Gegenden der Erde mehr widerlegt als bestätigt wird.

Diese Übersicht des Inhalts zeigt wohl hinreichend, dass Hr. *St.* in der Beschreibung der Instrumente Alles zusammengestellt hat, was theils zum richtigen Verstehen seiner eigenen Beobachtungen nöthig ist, theils auch unerfahrnen Beobachtern zur Belehrung dienen kann. Eine ziemlich reiche Angabe von Schriften über die einzelnen Gegenstände macht das Buch noch schätzbarer, nur müssen wir bedauern, dass Hr. *St.* gar nicht *Gilberts* Annalen der Physik benutzt zu haben scheint, die ihm manche schöne Ausbeute hätten geben können, und dass überhaupt mehrere neue Schriften, die doch gerade zu den wichtigeren gehören, ganz fehlen.

Die Kupfer sind von Hn. *Höschel*, dem Verfertiger der Instrumente, selbst gezeichnet, und stellen diese recht gut dar.

Von den Beobachtungen selbst brauchen wir nun wohl wenig zu sagen. Jedem Monate sind vier Seiten gewidmet. Auf der ersten findet man, an welchen Tagen, und zu welcher Stunde Morgenröthe, Abendröthe, Gewitter, Hagel, Regenbogen, Ringe um die Sonne, Nordlichter u dgl. beobachtet sind, mit kurzer Beschreibung dieser Erscheinungen und Angabe der darauf erfolgten Witterung oder sonstiger bemerkenswerther Umstände. Dann folgen Beobachtungen der Sonnenflecken und Sonnenfackeln. Bey diesen wäre, in Beziehung auf die Vervollkommnung unserer Kenntnisse von der Oberfläche der Sonne, wohl zu wünschen, dass wenigstens immer ihre geographische Breite oder ihr Abstand vom Sonnen-Äquator angegeben würde.

Die zweyte Seite enthält für alle Monatstage dreymalige Beobachtungen des Barometers, des am Barometer angebrachten Thermometers, des frey im Schatten, des frey in der Sonne stehenden Thermometers, des Hygrometers, des Manometers. Um hier die Reductionen und die Zahlen richtig zu verstehen, muss man die Beschreibung der Instrumente nothwendig zur Hand haben, welche über Alles vollständig Auskunft giebt. Die dritte Seite enthält die Angaben der Ausdünstung, der Regenmenge, Richtung und Stärke des Windes und die kurzen Angaben über die Witterung; letztere ist so wie der Wind für 7 Uhr Morgens, 2 Uhr Mittag, 9 Uhr Abends angegeben. Die Stellung von Sonne, Mond und Planeten ist auf derselben Seite angegeben. Die vierte Seite enthält Resultate, nämlich die Zeiten der höchsten und tiefsten Stände aller Instrumente, und welche Höhe und Tiefe sie erreichten; die Zeit und Betrag der grössten und kleinsten Declination und Inclination der Magnetnadel; ferner die Tage, da sehr schnelle Wechsel im Stande der Instrumente vorfielen, und wieviel sie betrugen, endlich die mittlere Höhe aus allen Beobachtungen. Hier findet man ferner den Betrag der gesammten Regenmenge und der gesammten Ausdünstung auf einen Quadratfuss und auf den ganzen inneren Raum der Stadt Augsburg angegeben.

Auf diese monatlichen Verzeichnisse folgen von S. 52 bis 71 andere Vergleichungen und Zusammenstellungen. 1. Beobachtungen bey den Aspecten der Sonne mit Planeten. Hier scheint der Vf. sich viele überflüssige Mühe gegeben zu haben. Denn wenn wir auch den Aspecten allen möglichen Einfluss einräumen wollen: so ist es doch wohl ganz unmöglich zu glauben, dass es auf unsere Witterung Einfluss habe, wenn die Sonne im Knoten einer Planetenbahn steht: denn das heisst doch nur in einem Puncte, wo uns vielleicht nach Jahr und Tag dieser Planet selbst einmal erscheinen kann, in welchem sich aber jetzt weiter kein Körper befindet. Eben so wenig ist es abzusehen, was unsere Witterung mit der Ankunft des Mercurius in seiner Sonnennähe, seiner Sonnenferne, seinem Knoten und so weiter zu thun hat, und wir glauben, diese mühsam zusammengesuchten Beobachtungen könnten ganz wegbleiben. Ob diess nicht auch von den Conjunctionen, Oppositionen und Quadraturen der Planeten mit der Sonne gelte, wollen wir lieber nicht entscheiden: obgleich wir Niemand rathen mögen, seine Zeit an diese Vergleichungen zu verwenden. 2. Für den Mond kommen Zusammenstellungen aller meteorologischen Erscheinungen vor, welche auf Neumond, Vollmond, Viertel, Erdnähe und Erdferne, aufsteigenden und absteigenden Knoten, auf die Zeit, da der Mond im Aequator war, trafen. Und da ergiebt sich denn, dass das Barometer bey allen diesen Erscheinungen ziemlich gleich hoch, zwischen 26 Zoll 6,46 Linien und 26 Zoll 7,27 Linien stand, welches von dem mittleren Stande = 26″ 7‴ unerheblich abweicht; es ergiebt sich ferner, dass unter 15 Neumonden nur 2 schön Wetter, unter 15 ersten Vierteln nur 2 heiteres Wetter, unter 12 Vollmonden nur 1 heiteres Wetter, unter 12 letzten Vierteln nur 2 heiteres Wetter brachten, und dass etwa in eben dem Verhältnisse bey den Apogäen und Perigäen und bey den Knoten etwa einmal das Wetter heiter oder schön war gegen 5 mal, da es mit trübe, vermischt und so weiter angemerkt ist. Ist das nicht eine merkwürdige Folgerung? — O nein! denn im Januar kommen unter 93 Angaben der Witterung zu den drey verschiedenen Tageszeiten nur 16 mal die Angaben: heiter oder schön; im Febr. unter 84 Angaben nur 13 mal; im März unter 93 Angaben nur 17 mal; im April unter 90 Angaben 34 mal; im Mai unter 93 Angaben nur 12 mal, und so im ganzen Jahre unter 1095 Angaben noch nicht 200 mal die Angaben heiter und schön vor. Jene anscheinende Neigung der Witterung zum Trüben zur Zeit der Aspecten ist also gar nichts weiter als das allgemeine Übergewicht des trüben Wetters über das schöne, und es ist gar kein Grund verhanden, um hier den Aspecten etwas Gutes oder etwas Schlimmes zuzuschreiben.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHYSIK.

Augsburg, auf Kosten des Vfs.: *Meteorologisches Jahrbuch von* 1813 vom Canonicus *Augustin Stark* u. s. w.

Ebendaselbst: *Beschreibung der meteorologischen Instrumente, nebst einer Anleitung zum Gebrauch derselben bey den Beobachtungen, als nothwendiger Beytrag zur Erläuterung der meteorologischen Jahrbücher;* vom Canonicus *Augustin Stark* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

3. Merkwürdiger scheinen uns die aus allen Beobachtungen genommenen Mittel. Die höchsten und tiefsten Barometerstände waren 27″ 0‴,4 und 25″ 10‴,9. Das Thermometer stand im Schatten am höchsten = + 25 Reaum. am 15 Juli, und am tiefsten = — 19,6 am 21 Januar früh. Die mittlere Wärme im Schatten = + 6,30. Die mittlere Declination der Magnetnadel = 18° 28½′ westlich, mittlere Inclination 71° 30′. Merkwürdig ist, dass die Ausdünstung nur 2 Zoll 6½ Lin. soll betragen haben, da hingegen die Menge des gefallenen Regens und Schneees 29 Zoll 4 Linien betragen hat. Hienach wären in diesem allerdings ziemlich regnigten Jahre 1¾ Fuss Wasserhöhe auf jedem Punct der ganzen dortigen Erdoberfläche am Ende des Jahres mehr vorhanden gewesen als im Anfange, was doch kaum glaublich ist. Es scheint Rec., dass diese Angabe wohl einer Verbesserung bedürfte, dass diese aber schwer genau zu bestimmen seyn möchte. Nicht Unrichtigkeiten in des Vfs. Beobachtungen scheinen Schuld an dieser sonderbaren Disharmonie zu seyn, sondern die nicht leicht zu hebende Schwierigkeit, dass unsere Atmometer sich in Verhältnissen befinden, die wesentlich verschieden von dem Zustande sind, in welchem Gewässer und Feuchtigkeiten sich in und auf der freyen Erde befinden. Es ist wohl ziemlich sicher, dass nicht die Wasserflächen den grössten Beytrag zur Ausdünstung liefern, sondern weit mehr die feuchte Erde, welche sich bey Sonnenschein ungleich mehr erhitzt. Man kann dieses im Sommer aus dem schnellen Abtrocknen nach Regengüssen sehen, was selbst da Statt findet, wo gewiss kein Abfliessen des Wassers möglich ist. Nach den Beobachtungen des Atmometers hat selbst im August, wo die Ausdünstung am stärksten war, diese noch nicht ganze 5½ Linien betragen; aber Jedermann weiss, dass eine Wassermasse von ½ Zoll Tiefe auf einem Sandgrunde oder Erdgrunde vielleicht in zwey Tagen ganz austrocknet, wenn kein neuer Regen hinzukömmt. Dieses rührt nicht so sehr daher, dass etwa eine grössere Wasserfläche mehr verdunste, sondern weil das Wasser sich dem umgebenden Boden mittheilt, und von ihm weit schneller ausdünstet. Man sollte also wohl nicht sagen, es sey im Jahre 1813 über der Oberfläche der Stadt Augsburg eine Wassermasse von 24 Millionen Centnern unausgedünstet übrig geblieben; sondern man sollte die atmometrischen Angaben nur unter einander vergleichen, um die comparative Menge des verdünsteten Wassers zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten unter gleichen Umständen zu bestimmen. Das Atmometer kann uns also nie über die wichtige Frage, wie viel Wasser die Ströme ins Meer führen, Aufschluss geben. Es möchte überhaupt schwer seyn, durch irgend eine Beobachtung auszumachen, wieviel Beytrag hiezu irgend eine Gegend, z. B. jede Quadratmeile um Augsburg, liefert; und wenn wir einmal die Wassermenge zu wissen wünschten, die z. B. ganz Deutschland dem Meere liefert: so möchte es dazu kaum ein anderes Mittel geben, als die Querschnitte der Ströme an ihren Mündungen und die Geschwindigkeiten des Wassers wiederholt zu messen, um so die Wassermasse auszurechnen, die jedes Flussgebiet aufbringt. Es läst sich nicht leugnen, dass solche Bestimmungen, wenn sie ausführbar wären, uns manche bemerkenswerthe Aufschlüsse liefern könnten.

In Rücksicht der Witterungs-Angaben ist uns die Menge von Tagen aufgefallen, wo der Wind sehr schwach war. Fast genau für die Hälfte des Jahres ist der Wind nur = 1 angesetzt, also der Wind so gelinde gewesen, dass sich kaum ein Zweig rührte, sondern fast nur die Blätter erschüttert wurden. Rec. wünschte wohl zu wissen, ob Augsburg sich in allen Jahren so sehr von den Gegenden des nördlicheren Deutschland unterscheidet: denn in diesen ist wohl ganz gewiss ein so gelinder Wind weit seltener.

Unsere Anzeige ist so lang ausgefallen, dass wir

kaum noch wagen mögen, einige allgemeine Bemerkungen und Wünsche beyzufügen, zumal da wir über manche Gegenstände uns schon geäufsert haben; indefs mögen doch noch folgende hier Platz finden. Da Hr. *St.* so vielen Fleifs auf die Beobachtungen selbst und ihre Zusammenstellung wendet: so dürfen wir vielleicht von ihm die Erfüllung eines, wie es dem Rec. scheint, *wichtigen* Wunsches hoffen, nämlich, dafs er uns einmal eine Zusammenstellung gleichzeitiger Beobachtungen für verschiedene Gegenden liefere. Um diese Zusammenstellung nicht zu voluminös und dadurch für den gröfseren Theil der Leser ungeniefsbar zu machen, möchte es am besten seyn, sie in zwey Abtheilungen zu bringen.

Erstlich Zusammenstellung derjenigen Beobachtungen, die nicht über 50 Meilen vom Hauptorte, z. B. Augsburg, entfernt angestellt sind. Diese müfste 1. vorzüglich bey den auffallenden Änderungen der Witterung verweilen, und nachweisen, ob diese gleichzeitig in diesem ganzen Umkreise eintraten und dergleichen; 2. müfsten hier die auffallendsten Abweichungen der barometrischen Curven von der Parallelität angemerkt, und die damit gleichzeitigen Zustände der Witterung verglichen werden. Es scheint nämlich gar nichts ganz Seltenes zu seyn, dafs an einem niedrigeren Orte, wo also das Barometer höher steht, das plötzliche Fallen des Barometers früher eintritt und stärker ist, in dem Mafse, dafs die in linearischer Darstellung aufgetragenen Barometerstände ein Durchschneiden der Curven darbieten. Sollte uns nicht dieses zu starke Fallen des Barometers zuweilen den eigentlichen Ort angeben können, wo wir die Quelle von Sturm und Ungewittern zu suchen haben? — 3. Wo die Beobachtungen genau genug sind (und das ist bey Hn. *Starkes* Beobachtungen wohl der Fall), da liefse sich nach dem genauen Zeitpuncte fragen, wann ein Gewitter ausbrach, wann ein Sturm entstand, wie er seine Richtung änderte, wie lange er dauerte; und wenn man das von mehreren nicht zu entfernten Orten wüfste: so wäre es doch möglich, zu erfahren, ob jeder Ort sein eigenes Gewitter, seinen eigenen Sturm hätte, oder ob die Wolkenmassen und der Luftstrom sich allmählich fortpflanzten.

Zweytens könnte man die Beobachtungen entfernterer Orte vergleichen, wozu die ausländischen Journale und akademischen Schriften sehr schätzbare Beyträge liefern. Hier müfste man wohl kleinliche Vergleichungen aufgeben, und nur den Hauptgang der Witterung bemerken, um wo möglich einmal für einige Jahre den Gang der Witterung für alle Gegenden Europa's, ja wenn man Reisebeschreibungen zu Hülfe nähme, noch für mehrere Gegenden der Erde anzugeben.

Rec. hält sich überzeugt, dafs diese Zusammenstellung als unmittelbare Folge das gänzliche Verscheiden aller Aspectentheorieen herbeyführen würde: denn es scheint ziemlich sicher, dafs unsere heiteren und trüben Tage nur sehr locale Erscheinungen sind, mit welchen gleichzeitig andere Welttheile gerade die entgegengesetzte Witterung haben.

i. e. e.

GESCHICHTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Leonhard Meisters Helvetische Geschichte.* Fünfter Bd. von 1807 — 1815. Fortgesetzt von M. *Markus Luz*, Pfarrer zu Läufalfingen (Canton Basel). Erste Abtheilung. 1815. IV u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Geschichte Helvetiens (der Schweiz) *seit dem Frieden von Tilsit bis zur Beschwörung des neuen Bundes* von M. *Markus Luz* u. s. w.

Wenn jede Erzählung dessen, was geschehen ist, Geschichte genannt werden kann: so darf dieses Werk allerdings, wie jede Zeitung, Anspruch auf den Namen eines Geschichtswerkes machen; wenn aber an den Geschichtsforscher ganz andere und höhere Anfoderungen gemacht werden dürfen, als dafs er eine Anzahl Thatsachen, so wie sie aus Zeitungnachrichten bekannt geworden sind, zusammenstopple und mit losen Fäden verbinde: so kommt diesem Buche die Überschrift „*Geschichte*" nicht zu. Denn es ist eine blofse Chronik (jedoch nicht in dem Sinne eines Tschudy oder eines Bischofs von Freysingen), woraus der künftige Geschichtschreiber einige Data benutzen kann, die er sonst, zerstreut, mit einiger Mühe aufsuchen müfste. Der Vf. gesteht zwar selbst in der Vorrede, dafs er ein pragmatisches Werk weder schreiben wollte, noch konnte, dafs ihm auch die Benutzung der Quellen in den öffentlichen Archiven nicht vergönnt gewesen sey, und dafs seine Arbeit alsdann längere Zeit erfodert hätte. Daher kömmt es denn, dafs in dem Werke nicht Eine Notiz zu finden ist, die nicht schon längst bekannt gewesen wäre, nicht Ein neuer Aufschlufs über diesen oder jenen Vorgang, so gern ihn der Leser gesehen hätte, sondern einzig und allein was Jedem, der die Zeitungsblätter bisweilen durchschaut, wenigstens in der Schweiz, eben so gut bekannt ist. Wir würden aber auch dem Vf. nicht gerathen haben, mehr sagen zu wollen: denn es ist eine äufserst misliche Sache, in einem Bundesstaat, wo in einzelnen Theilen die Spannung so weit gedieh, und eher sich zurückgezogen, als aufgehört hat, und im Verborgenen fast noch immer gleich waltet, wo so manche Vorurtheile, die wieder aufgestiegen sind, nicht ohne Gefahr angegriffen, so manche Personen und Handlungen nicht in ihrem wahren Lichte dargestellt werden dürfen, wo so Viele sind, denen das Wort Publicität einen wahren Schauder verursacht, und keine *rara temporum felicitas* den Schriftsteller ermuntert oder sichert, die inneren Zwistigkeiten, Parteyungen, selbstsüchtigen Unternehmer dann schon in ihrer wahren — meist abschreckenden Gestalt darstellen zu wollen, wenn die Augenzeugen oder die Theilnehmer solcher Ereignisse noch leben. Und welcher

Landeseingeborene verbände jetzt schon die Ruhe, Kaltblütigkeit, Leidenschaftlosigkeit zugleich mit den erfoderlichen Sachkenntnissen, Einsichten und Tiefblick, um leisten zu können, was von einer solchen Geschichte gefodert würde? — Wer, wenn er alles dieses in sich vereinigte, wäre seiner Ruhe so feind, um auf Kosten derselben von solchen Dingen zu schreiben, die besser, jetzt zumal, übrigens aber zu aller Zeit, unbeschrieben blieben?

Der Friede von Tilsit hatte das Glück der Schweiz, welches sie, frey von allem Waffengetümmel und nothgedrungener Theilnahme an den europäischen Welthändeln, während Bonapartes Übermacht genoss, fester begründet, weil jeder neue Sieg das gewaltige Reich erweiterte, und somit, nach damaligem fast allgemeinem Dafürhalten, den vermuthlichen Schauplatz künftiger Kriege immer weiter von ihren Grenzen entfernte. In diese Zeit nach dem tilsiter Frieden fällt das heilsamste Wirken der mediationsmäfsigen Regierung, weil jeder Kanton noch unangefochten von den nachmaligen Schikanen des Vermittlers, und noch ohne Furcht vor seiner immer mehr schreckenden Sprache, sein Augenmerk ungetheilt auf sein eigenes inneres Interesse richten konnte. Daher fällt in diese Periode manche treffliche Anstalt, deren Bedürfniss man durch die erneuerte Verfassung dringender fühlte, als zuvor. Eine getreue, aber lebendige Schilderung des Zustandes der Volksbildung, wie sie vor der Revolution bestanden hatte, wenigstens in denjenigen Kantonen, die hierin den auffallendsten Gegensatz bildeten, wäre ein würdiger Anfang gewesen für ein Werk, das den Zustand eines Volkes in allen seinen Verhältnissen während irgend eines gegebenen Zeitraumes darstellen sollte. Statt dessen werden die Verordnungen einiger Kantone in Rücksicht der Schulen etwas dürftig angeführt, von *Pestalozzi's* und *Fellenbergs* Ruf gesprochen, und diesen Lichtpuncten einige Äusserungen des Aberglaubens, *Jungs* zunehmender Einfluss und ein paar Wundercuren entgegengesetzt. Welch herrlicher Stoff zu einer Geschichtsbeschreibung lag nicht in dem Linthunternehmen, das nur sehr oberflächlich und chronikenmäsig abgefertigt wird? Über die Irrungen des Standes Luzern mit dem heiligen Vater und mit dem Abt von St. Urban das schon Bekannte. Das 2 Cap. handelt von dem „Krieg zwischen Frankreich und Österreich im Jahr 1809," den Abordnungen der Tagsatzung an den Vermittler und der Besetzung der Grenzen, vornehmlich gegen Tyrol. Wie der Vf., in der Erzählung der Begebenheiten überall die Zeitfolge beobachtend, zugleich auch einigen Realzusammenhang hineinbringen möchte, der aber die Sachen fast mit loseren Fäden knüpft, als Ovid in seinen Verwandlungen, davon mag Folgendes, und zugleich auch von des Vfs. Darstellung und Stil, als Probe dienen: „Unter schriftlichen Ausdrücken von Geneigtheit und Wohlwollen beschenkte Napoleon den Stand Schaffhausen mit zwey neuen, in Strasburg gegossenen Achtpfünder-Kanonen, die gegen Ende des Herbstmonds an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten, und die Inschrift tragen: *Donné par l'Empereur Napoléon au Canton de Schaffhouse.* 1809. Zu Schaffhausen muss dieses Geschenk immerhin den Zeitpunct im Andenken behalten (*sic!*), während welchem Napoleon selbst mitten unter dem Geräusche der Waffen und der Ausführung grosser Entwürfe sich wohlwollend gegen diese Stadt bezeigte, aber auch die Erinnerung an einen Verlust wieder aufwecken, den zwar nicht Schaffhausen allein in dem verhängnissvollen Jahre 1809 erlitten hatte, sondern die ganze Schweiz mitempfand. In der vierten Sitzung der Tagsatzungsversammlung zu Freyburg machte nämlich der Landammann d'Affry den eydgenossischen Gesandtschaften die traurige Anzeige von dem Tode des königl. westphälischen Staatsraths und (*jam dic Martiane de tribus capellis*) Studiendirectors Johannes von Müller von Schaffhausen, dieses um die Geschichte seines Vaterlandes so hochverdienten Eydgenossen, dessen Manen der Gesandte Zürichs den gerechten Tribut des Lobes aller biederen Schweizer zollte, und durch die rührendsten Ausdrücke seiner Empfindung seines Gefühls über diesen unersetzlichen Verlust die Versammlung zu dem Beschlusse stimmte, in ihrem Protocoll von der gemeinschaftlichen Trauer derselben würdige Erwähnung zu thun."

Es würde zu weitläuftig und eine undankbare Arbeit seyn, einen weiteren Auszug aus dem Inhalte des ganzen Werkes zu geben, besonders des zweyten Abschnittes, der die mancherley Zerwürfnisse enthält, die in verschiedenen Kantonen herrschten, sammt den Ränken oder Gewaltthätigkeiten, womit einige ehemalige Aristokraten alles Alte, wie morsch und verrostet es auch seyn mochte, zu selbsteigenen Vortheilen wieder hervorzuwühlen suchten. Wir erfahren hier nichts weiter, als was die ängstliche Politik in öffentlichen Blättern bekannt zu machen gestattete; nicht dass der Vf. die aus Selbstsucht oder kurzsichtiger Beschränktheit hervorgegangenen Schritte, welche hin und wieder gethan worden sind, billigte, im Gegentheil verdient er um seines rein schweizerischen Sinnes willen alles Lob, er verhehlt auch seine Missbilligung nie, wo es zu grell getrieben wurde. Eben desswegen hätten wir — wären nicht die im Anfang erwähnten Gründe dagegen gewesen — von ihm über Manches Aufschluss gewünscht, z. B. von dem Wesen und Treiben des Senft Pilsach in Bern, den wir einen umgekehrten Mengaud nennen möchten, dem es aber noch zu einiger Rechtfertigung gereichen kann, dass, als er nachmals sah, wohin sein Hetzen geführt hatte, wie Judas, da er den Herrn vor Pilato erblickte, seine Schritte bereute; von dem verrätherischen Comité in Waldshut erfahren wir bloss die Existenz, da die Personen, Absichten, Verhandlungen, Verräthereyen desselben zu erfahren wichtiger gewesen wäre; der Umstand, dass sich der Exkönig von Schweden, der im Winter 1813 Basel zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hatte, der Tagsa-

tzung zum Oberbefehlshaber der eydgenossischen Neutralitäts-Armee angetragen, und seine deshalb mit dem Oberstquartiermeister Finsler geführte (gedruckte) Correspondenz, wäre in einer Schrift, wo auch bloss durchreisenden hohen Fremden eine Stelle gewidmet ist, der Erwähnung wohl würdig gewesen; die Art, wie Biel von einer achselträgerischen Politik aufgeopfert wurde, die Unterhandlungen, die diese Stadt desswegen mit der Tagsatzung anknüpfte und lange führte, ohne zu einem Zweck zu gelangen, und wie zweyzüngig gewisse Personen in dieser Sache sich benommen, wie, ausser zweyen, alle Kantone und am meisten diejenigen, welche gegen die vorige Verfassung, als durch Vermittlung aufgedrungen, am meisten sich ereifert hatten, in ihren Constitutionsstreitigkeiten sogleich klagend und um Entscheidung buhlend, zu den Ministern der fremden Mächte krochen, so wie diese zu sprechen anhuben, alsbald verstummten, und mit dem Bescheid demüthig heimwärts zogen, das alles hätte dem Werk, aus den Augen des Eydgenossen betrachtet, zwar nicht zur Zierde, aber zur Vollständigkeit gereicht.

Von dem Stil des Vfs. ist bereits eine Probe gegeben; aber noch ist zu rügen, dass er so viele fremde Worte und Redensarten einmischt, die mit gleichbedeutenden deutschen, oft besseren und ausdrucksvolleren, hätten vertauscht werden können. Gegen solchen Missbrauch kann man die Stimme nie laut genug erheben, damit es zuletzt jeder Schriftsteller für Pflicht halte, von deutschen Sachen deutsch zu schreiben; einige, doch seltener vorkommende, Provincialismen sind noch leichter zu verzeihen.

H.

KLEINE SCHRIFTEN.

1) GESCHICHTE. *Paris*, b. Plassan: *Histoire critique de l'inquisition d'Espagne* d'après les livres, régistres, papiers et procès originaux de l'archive général du Conseil royal et suprême de l'inquisition, et des autres tribunaux du saint office établis dans les provinces du royaume. Par J(ean) A(ntoine) *LLorente*, ancien sécretaire de l'inquisition de la cour d'Espagne, Chevalier de l'ordre royal de Charles III, membre des académies royales etc. 1815. 26 S. 8.

2) (Wahrscheinlich ebendaselbst, aus dem nämlichen Verlage und in dem nämlichen Jahre:) *Exposé des grades, mérites et services de M. LLorente* (Jean Antoine), noble espagnol natif de Rincon del Soto, près de Calahorra sur l'Èbre à la Rioja. 7 S. 8.

So wie der Vf. durch seine öffentlichen Verhältnisse, so hat er sich auch durch seine früheren Schriften eine gewisse Berühmtheit erworben. Seit 1773 Baccalaureus in der Philosophie, und 2 Jahre darauf in der bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit, 1779 Priester, Prediger und Beichtvater, obgleich nicht altersreif, 1781 Advocat bey dem k. Staatsrathe, und Mitglied der k. Akademie der Kirchensucht, 1786 Mitglied der patriotischen Gesellschaft zu Tudela, 1787 der Wohlthätigkeitsgesellschaft zu Calahorra, 1788 der patriotischen Gesellschaften in den Provinzen Alava, Guipuscoa und Biscayen, 1789 Secretair der Inquisition zu Madrid, 1790 Mitglied der Akademie des guten Geschmacks in der Literatur zu Sevilla, 1790 Mitglied der Akademie der Literaturgeschichte zu Madrid, 1791 öffentlicher Bücher-Censor, 1797 Mitglied der patriotischen Gesellschaft von Aragonien, 1802 Mitglied der Gesellschaft der bürgerlichen Polizey zur Ermunterung des Ackerbaues und der Industrie, 1803 Mitglied der k. Akademie der allgemeinen und National-Geschichte zu Madrid, 1804 Mitglied der patriotischen Gesellschaft in der Provinz Rioja, 1804 Domherr zu Toledo, 1807 Ordensritter, 1808 Mitglied der spanischen Versammlung in Bayonne, und Staatsrath, 1809 Ritter des k. spanischen Ordens, 1809 Director der Güter aufgehobener Klöster, und G. Director der Nationalgüter muss er zu den angesehensten Männern in Spanien gehört haben. Seine schriftstellerische Laufbahn, die er 1789 mit Erklärung einer zu Calahorra entdeckten römischen Inschrift anfing, und die sich nachher über Geschichte, Diplomatik, Gesetzgebung u. s. w. erstreckte, erregte im Jahre 1812 durch die Herausgabe der Jahrbücher der spanischen Inquisition Aufsehen, und diese letztere ist es, die er nach öffentlichen Verhandlungen vollständig in der Ankündigung und Einleitung zu behandeln verspricht. Seit 1789 — 91, wo er Secretär derselben war, beschäftigte er mehrere seiner Freunde, Abschriften von den wichtigsten Verhandlungen zu nehmen, und als im Jahre 1808 das Tribunal aufgehoben und die Archive unter seinen Beschluss gegeben wurden: so machte er es sich zur Hauptangelegenheit, die Verhandlungen des Oberhofes und der Untertribunale kennen zu lernen, und das Bedeutendste daraus auszuziehen. Er giebt uns zuerst Rechenschaft von allen noch ungedruckten und unbekannten Manuscripten, die durch seine Hände gingen (das Register ist ungeheuer), und dann eine Übersicht der Capitel, woraus die Geschichte der Inquisition bestehen wird; sie fängt mit der Errichtung 1480 an, und geht bis auf die neueste Zeit fort. Die Processe werden alle namhaft gemacht, und es sind mehrere darunter, deren sich die Geschichte mit Wehmuth erinnert, andere, die ein Räthsel sind. Da er der Inquisition sogar jeden Nutzen für die Glaubensreinheit abspricht, und Ferdinand VII den Abgrund zeigt, worein er sich mit der Wiedereinführung derselben stürzt: so läfst sich leicht auf den Geist schliessen, womit er diese Geschichte bearbeitet. Sie wird gewiss eine grosse Lücke in der Literatur ausfüllen. Was wir bis jetzt über die spanische Inquisition von *Saboureux de la Bonneterie* seit 1762, bis *Lavallée* 1809 im Französischen, was wir von *Ludwig v. Paramo*, spanischem Inquisitor in Sicilien, von *Macanas*, *Valzadares*, *Hermandez* im Spanischen, von *Reuss*, *Spittler*, *Cramer*, *Büsching* im Deutschen haben, ist theils nicht ganz officiell, theils nur Stückwerk.

P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Barth: *Lehrbuch der nothwendigen und nützlichen Kenntnisse, besonders für eine nach weiterer Bildung strebende Jugend*, von M. *Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. 1815. XVI und 470 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. gehört zu den ruhigen und besonnenen Pädagogen, die sich in der Zeit unruhigen Treibens durch glänzende Erscheinungen nicht täuschen liessen, sondern Alles sorgsam prüften und das Beste behielten und anwandten. Darum, als man von nichts anderem, als von der Nothwendigkeit einer formellen Bildung sprach, und davon allein für das aufblühende Menschengeschlecht Heil und Segen erwartete, sorgte er in seinem Kreise gewissenhaft für die Einsammlung und Erlernung nützlicher Kenntnisse, und suchte durch dieselben wohlthätig auf Geist und Herz zu wirken. Obgleich Meister in der Kunst zu katechisiren, wandte er sie doch mit Vorsicht an, und fand in dem zweckmäsigen Gebrauch derselben ein vortreffliches Mittel zur formellen Bildung. Allerdings ist Übung und Schärfung der Geisteskräfte der eigentliche und wesentlichste Nutzen des ganzen Schulunterrichts; es muss Klarheit, Licht und Ordnung in alle Gegenstände der menschlichen Erkenntnis kommen, wenn sie mit Überzeugung aufgenommen und mit Nutzen angewendet werden sollen; alle dem Kinde inwohnenden Kräfte und Fähigkeiten sollen entwickelt, ausgebildet und gestärkt, beym Lernen selbst aber ein naturgemäser Übergang vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten beobachtet werden. Das alles muss nach festbegründeten psychologischen Erfahrungen und den nothwendigen Gesetzen des Erkennens und Denkens gemäss geschehen. Die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens hat denn auch Viele zu einseitigen Ansichten in der Pädagogik und zur Überschätzung der formellen Bildungsmethoden verleitet. Sie suchten das Bemühen derjenigen Männer, welche die materielle Bildung der Jugend durch sogenannte Sachkenntnisse befördern wollten, dadurch verdächtig zu machen, dass sie die unerwiesene Behauptung aufstellten, aus solchen Schulen, in welchen die Jugend mit mehreren Fächern des menschlichen Wissens bekannt gemacht würde, gingen nur auf ihr vermeintliches Wissen stolze Raisonneurs hervor. Was hilft aber das leere Fachwerk, und wozu endlich das ewige Schematisiren und Rubriciren? Wohin wird das müssige Spiel mit immer neu ersonnenen Formen und mühsam zerlegten und gespaltenen Elementen führen? Unstreitig zu einer weit grösseren Leerheit und Armseligkeit, als die weyland so verderbliche Vielwisserey und das unselige Encyklopädieenwesen. Wie lassen sich die Geisteskräfte üben, wenn ihnen der Stoff fehlt, an welchem sie diese Übungen beginnen und fortsetzen können? *Est modus in rebus!* Das haben denn auch selbst diejenigen Pädagogen erkannt, welche sich in der Aufstellung neuer Lehrformen die Meisterschaft erwarben, und sie haben sich viel Mühe gegeben, auch für den Unterricht in gemeinnützlichen Kenntnissen gewisse methodologische Schemata und Lehrcurse aufzustellen. Rec. hat den *zeller*'schen Leitfaden, wonach dieser originelle Kopf in den Schulconferenzen zu Königsberg diesen Theil des Elementarunterrichts behandelte, in Händen gehabt, und war erstaunt über die vielen Fehlgriffe und Verkehrtheiten, die fast durchgängig in demselben herrschten.

„Es lässt sich bey der Subjectivität menschlicher Ansichten kaum anders erwarten (bemerkt der Vf. in der Vorrede S. IV), als dass auch bey Beantwortung *der* Frage, in welchem Verhältnisse bey dem Jugendunterrichte die formelle Bildung zur materiellen stehen müsse, die Meinungen getheilt seyn werden.“ Es lässt sich auch in der That keine genau bestimmte Grenze festsetzen, die bey dem Unterrichte in gemeinnützlichen Kenntnissen zu beobachten wäre, indem dabey gar zu viel von besonderen Anlagen, Kräften und Bestimmungen der Zöglinge, von äusseren Verhältnissen, von der Beschaffenheit und den Hülfsmitteln der Lehranstalt u. dgl. abhängt. Sehr richtig bemerkt deshalb Hr. *D.* S. VI: „Das Nothwendige und Nützliche hat seine Grade. Gerechten Tadel würde der Lehrer verdienen, welcher denjenigen seiner Schüler, die noch nicht wissen, wie der Regen oder das Gewitter entsteht, was ein bescheidener, ein wahrheitliebender, ein frommer Mensch sey, sagen wollte, was ein lyrisches Gedicht, eine Idylle, eine Antike u. s. w. sey.“ Wer nun aber aus den Elementen heraus ist, und auf einer höheren Stufe der Bildung steht, soll der nicht weiter geführt, sollen dessen Kräfte nicht noch mehr entwickelt, der Kreis

der Kenntniſſe nicht erweitert werden? Für ſolche junge Leute hat nun Hr. *D.* vorliegendes Lehrbuch ausgearbeitet, und überläſst es dem denkenden Lehrer, nach der Kenntniſs, die er von ſeinen Schülern hat, aus dem vorräthigen Stoff eine zweckmäſsige Auswahl zu treffen. Es enthält nach einem ſehr gut angelegten Plane eine mehr oder weniger ausgeführte Andeutung aller der Kenntniſſe, welche jedem Gebildeten nützlich und nothwendig ſind. Der Vf. will damit keinesweges die guten Lehrbücher, welche ſich auf beſondere Fächer des gemeinnützlichen Wiſſens beziehen, verdrängen; er will vielmehr ihren zweckmäſsigen Gebrauch empfehlen und befördern. Wo deſshalb eine Lehranſtalt ſo viele Claſſen und Lehrer hat, daſs Religionsgeſchichte, Phyſik, Völker- und Länder-Kunde, deutſche Literatur u. ſ. w. beſonders vorgetragen werden kann, da wird auch ein beſonderer Leitfaden nothwendig ſeyn. Wo man aber aus mehrfacher Beſchränktheit das alles zuſammenfaſſen muſs unter dem Namen *gemeinnützliche Kenntniſſe*, da wird man dieſes Buch mit groſsem Nutzen gebrauchen können. Wir glauben mit dem Vf., daſs wohlvorbereitete Schüler in den oberen Claſſen gut eingerichteter Bürgerſchulen im Stande ſeyn werden, alles, was das Buch enthält, mit Hülfe des erläuternden Lehrers verſtehen werden, wenn auch Manches, was des Zuſammenhanges wegen berührt werden muſste, übergangen werden kann.

In der *Einleitung* entwickelt der Vf. die Begriffe von geiſtiger, ſittlicher und äſthetiſcher Bildung; giebt den Zweck des Unterrichts und den Unterſchied von formeller und materieller Bildung; erklärt die Bedeutung der Worte Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, Theorie und Praxis; beſtimmt den Begriff von wiſſenswerthen, gemeinnützlichen Kenntniſſen, und theilt einen Überblick von denſelben mit; zählt die Vortheile und Nachtheile encyklopädiſcher Kenntniſſe auf, und theilt den Plan mit, nach welchem das Lehrbuch ausgearbeitet iſt. Von dem Inhalte deſſelben geben wir unſeren Leſern folgende, kurz zuſammengedrängte tabellariſche Überſicht.

Wiſſenſchaften, deren Gegenſtand iſt:

I. *Die Natur.*
  1) *Mathematik* (als Grundwiſſenſchaft);
    A. die *reine* Mathematik:
      a) Arithmetik,
      b) Geometrie,
      c) Trigonometrie;
    B. die *angewandte* Mathematik;
      a) *phyſikaliſche* oder phyſiſche:
        𝔞) Statik,
        𝔟) Optik,
        𝔠) Akuſtik,
        𝔡) Aſtronomie im weiteren Sinne;
      b) *techniſche:*
        𝔞) Mechanik,
        𝔟) Hydraulik.
  2) *Himmelskunde* (Aſtronomie im engeren Sinne):
    A. Sternkunde;
    B. Aſtronomiſche Kalenderkunde;
    C. Aſtrologie.
  3) *Erdkunde:*
    A. Mathematiſche Geographie;
    B. Phyſiſche Geographie.
  4) *Naturbeſchreibung:*
    A. Mineralogie;
    B. Botanik;
    C. Zoologie.
  5) *Naturlehre* (mit Chemie und Meteorologie).
II. *Der Menſch.*
  1) An ſich betrachtet:
    A. Anthropologie (mit Diätetik);
    B. Erfahrungsſeelenlehre;
    C. Denklehre;
    D. Sprachlehre;
    E. Geſchmackslehre, nebſt Überſicht der ſchönen Künſte.
  2) In Verbindung mit Anderen.
    A. Geſellſchaftskunde; Belehrung über die
      a) häusliche Geſellſchaft,
      b) bürgerliche Geſellſchaften:
        𝔞) Länder-, Völker- und Staaten-Kunde (politiſche Geographie, Münzkunde, Politik, Cameraliſtik u. dgl.);
        𝔟) Geſchäftskunde;
        𝔠) Pflichtenlehre;
        𝔡) Rechtslehre (Landesgeſetzkunde);
        𝔢) Anſtandslehre;
        𝔣) Geſchichte;
          α) allgemeine,
          β) Staatengeſchichte,
          γ) Vaterlandsgeſchichte,
          δ) Wohnortsgeſchichte.
III. *Gott.*
  1) *Allgemeine Religionskunde.*
  2) *Beſondere Religionskunde:*
    A. der natürlichen Religion,
    B. — geoffenbarten Religion.
  3) Von der *chriſtlichen* insbeſondere;
    A. Nach ihrem Inhalte: Religionslehre,
    B. — ihren Quellen: Bibelkunde,
    C. — ihrer äuſserlichen Verfaſſung: Kirchliche Geſellſchaftskunde.
    D. Nach ihren Schickſalen: Kirchengeſchichte.
  4) Von den übrigen Religionen:
    A. Von der muhamedaniſchen;
    B. — — jüdiſchen;
    C. — — heidniſchen,
      a) ältere Mythologie;
      b) neuere (ſchamaniſche, lamaiſche).

Den Beſchluſs machen einige Winke zum zweckmäſsigen Bücherleſen, und kurze Betrachtungen über die Genüſſe und Freuden eines gebildeten Geiſtes.

Sichtbar iſt das Beſtreben des Vfs., ſich kurz, klar und beſtimmt auszudrücken, und bey dem groſsen Reichthum des Stoffes alles mit Sorgfalt auszuwählen und mit möglichſter Präciſion darzuſtellen. Eine in der That nicht leichte Aufgabe, an der ein weniger erfahrener, einſichtsvoller und beſonnener Schulmann gewiſs geſcheitert wäre. Überall aber iſt auch hier der Fleiſs, die Gründlichkeit und die faſt ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit ſichtbar, mit welcher der Vf. ſeine Lehrbücher auszuarbeiten gewohnt iſt. Darum hat er auch einzelne Abſchnitte ſachkundigen Freunden zur Durchſicht vor dem Abdruck mitgetheilt. Der Hofrath D. *Roſenmüller* hat die Anthropologie und Diätetik durchgeleſen und die nöthigen Verbeſſerungen und Zuſätze beygefügt. Dieſelbe Bemühung hat der Oberhofgerichtsrath D. *Wenk* in Betreff der Rechtslehre übernommen. Bey den §§. über die Muſik ſind die Bemerkungen des Muſikdirectors *Schicht* benutzt. Die Darſtellung der Lehrſätze und Gebräu-

che der römisch-katholischen Kirche hat ein würdiger Geistlicher dieser Kirche selbst mit kleinen Berichtigungen versehen. Andere Gegenstände haben andere pädagogische Freunde revidirt, und so ist von Seiten des Vfs. alles geschehen, um das Buch recht nützlich und brauchbar zu machen. Überall sind die besten Lehr- und Hand-Bücher nachgewiesen, mit Auswahl und weiser Sparsamkeit. Überhaupt ist durch dieses vortreffliche Buch einem längst gefühlten Bedürfniss in der pädagogischen Literatur abgeholfen. L. Th.

1) Baireuth, auf Kosten des Vfs.: *J. E. E. v. Reiche*, Lieutenant und Adjutant im königl. preuss. Infanterie-Regiment von Unruh u. s. w., *Militairisches Lesebuch für Garnison-, Bürger- und Land-Schulen*, so wie auch zur nützlichen Unterhaltung für den Soldaten, Bürger und Landmann selbst zur Verdrängung schädlicher Vorurtheile dem Könige und Vaterlande dargebracht. 1800. 207 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Baireuth, auf Kosten des Vfs.: *Unterrichtendes Lesebuch für Unterofficiere*, auch *für Officiere, denen die Veredlung ihrer Untergebenen am Herzen liegt*, zur nützlichen Unterhaltung, dem Könige und Vaterlande gewidmet. Von *demselben*. 1 Th. 1800. 174 S. 2 Th. 1803. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Dresden, in der walterschen Hofbuchhandl.: *D. Deppolds Noth- und Hülfs-Büchlein für deutsche Soldaten*. In vier Abschnitten: 1) Feld- und Haus-Bedarf für Soldaten, 2) Sittenlehren und Klugheitsregeln, 3) Sammlung merkwürdiger Handlungen, 4) gesammelte Lieder. 1804. 248 S.

Sämmtliche Schriften, deren Anzeige hier nachzuholen gerade jetzt zeitgemäss scheint, haben die sittliche und intellectuelle Bildung der Unterofficiere und der gemeinen Soldaten zum Gegenstande. Sie bemerken mit Recht, dass Erziehung und Unterricht den Menschen zum guten, nützlichen und zufriedenen Staatsbürger machen müsse; dass es daher nothwendig sey, die Anwendung der Sittenlehre in ganz besonderer Hinsicht auf den Soldatenstand zu versuchen und das für denselben aus den nützlichen Kenntnissen Unentbehrliche zu bearbeiten.

No. 1 ist, wie der Titel ausführlich besagt, für Soldaten-Kinder und die Jugend aus dem gemeinen Bürger- und Bauer-Stande geschrieben. Denn alle haben, wenn sie die gehörige Gesundheit und Grösse des Körpers haben, und nicht Hindernisse Statt finden, den Beruf auf sich, als gemeine Soldaten zu dienen. Der Vorbericht, und der Plan der von ihm errichteten Industrie-Schule, nebst deren Fortgang, beym Infanterieregiment von Unruh enthält XXXVIII Seiten. Rec. findet den Eifer des Vfs. und die zweckmässigen Einrichtungen sehr lobenswürdig, zweifelt aber, dass dieselben, weil sie zwar sorgfältig, aber sehr *künstlich* sind, ihren Fortgang haben werden. Die Klagen über die Schwierigkeiten gleich beym Entstehen des Instituts sind gegründet, und, wie der Vf. weiss, überall die nämlichen. Doch diess schadet dem edlen Unternehmer nichts.

Das Lesebuch enthält 13 Abhandlungen, welche er im Jahr 1800 im Januar, Februar und März wirklich gehalten hat. Sie sind grösstentheils zweckmässig und populär. Sie haben vorzüglich die Tendenz, die Vorurtheile gegen den Soldatenstand aus dem Wege zu räumen, und zu zeigen, dass man auch in diesem Stande glücklich und zufrieden, ja dass der gemeine Soldat, der arbeitsam ist und sich gut aufführt, ruhiger und bequemer als der Tagelöhner und arme Handwerker leben könne. Die Gründe, womit der Vf. seine Behauptungen unterstützt, sind recht dazu geeignet, die Vorurtheile gegen den Soldatenstand wegzuräumen, und dem preussischen Monarchen brave Soldaten zu verschaffen. Mit Recht ist dieses nützliche Buch bey den Regimentern der preussischen Armee vertheilt worden: denn die Lage der Sachen seit der französischen Revolution und die den monarchischen Staaten nachtheiligen Ideen, welche jene veranlasste, macht ein solches Buch in den niederen Bürger- und Soldaten-Schulen zum wesentlichen Bedürfniss. — Ob der zweyte Theil erschienen, ist Rec. unbekannt.

No. 2 ist für Unterofficiere von eben demselben Vf. entworfen worden. Es hat zwey Theile. Voran geht ein Plan zu der neuerrichteten Lehranstalt für die Unterofficiere und Schützen des königl. preussischen Infanterieregiments von Unruh.

Rec. hatte, um die Schützen zu guten Unterofficieren und die Veteranen zur Annahme der ihnen angebotenen Civildienste zu bilden, eine *Sonntagsschule* errichtet, worin Nachmittags im Lesen, Rechnen, Schreiben, Anfertigung von Rapporten und Briefen drey Stunden hindurch Unterricht gegeben ward; aber auch dieser Tag in der Woche ward oft wegen der mancherley Hindernisse, welche der Dienst und tausend andere geringfügige Dinge in den Weg legten, nicht gehörig benutzt, konnte auch oft trotz des besten Willens nicht immer gehörig benutzt werden. Dazu kam, dass die wenigsten, welche schon im männlichen Alter waren, trotz des fasslichsten Unterrichts vorzüglich im *Rechnen* Fortschritte machten; sie entschuldigten sich mit der Unmöglichkeit, solche schwere Sachen zu lernen, und verliessen die Sonntagsschule; von 24 blieben zuletzt noch 6, welche ausdauerten. Oft wurden die übrigen wieder eingeladen, noch einen Versuch zu machen. 10 Subjecte liessen sich sehr bereitwillig finden, und lernten erträglich rechnen und schreiben; aber die Übrigen thaten lieber auf weitere Beförderung Verzicht. Dem bösen Willen darf man hier nicht immer die Schuld geben. Sie sehen ihren Vortheil oft ein, aber schwer lernt ein Kopf im männlichen Alter auch die allerleichtesten Dinge, der nur mit dem mechanischen und einförmigen Dienst sich tagtäglich beschäftigte. — Zufolge dieser Erfahrung zweifelt Rec., dass der Plan des Hn. *von Reiche*, der auf viele Zeit, vielen guten Willen berechnet ist, und gar Vielerley erzielt, wirklich die beabsichtigten guten Folgen haben werde.

Der erste Theil enthält 17 Vorlesungen. Die 1 — 11 zeigt, was zu einem guten und brauchbaren Unterofficiere gehört; die 12 — 17 belehrt dieselben, wie sie ihre Untergebenen belehren und veredeln, und wie sie überhaupt in und ausser dem Dienste mit diesen umgehen müssen, um ihre Absicht bey ihnen zu erreichen.

Diese Moral für Unterofficiere ist mit tiefer Kenntniss des menschlichen Herzens und in steter Beziehung auf die immer vorkommenden Verhältnisse in und ausser dem Dienste geschrieben. Von einem so gebildeten Adjutanten läfst sich in Hinsicht der Sache und Darstellung sehr viel Gutes, wie es auch hier der Fall ist, erwarten.

Der zweyte Theil zeigt die Functionen, welche der Unterofficier im Dienste selber zu beobachten hat. Es werden Lehren gegeben, 1) was der Unterofficier beym Visitiren, auf der Wache, beym Nacht- und Markt-Patrouilliren, auf Commando, zum Nachsetzen und Recruten-Transportiren zu thun habe; 2) zeigt er die Pflichten der Unterofficiere, als Capitain d'Armes, als Fourier, als Feldwebel.

Die sehr speciellen Belehrungen scheinen nur auf grosse Garnisonen und namentlich auf Infanteristen eine genaue Anwendung zu erlauben. Für Cavalleristen, und für Diejenigen, welche in kleinen Garnisonen escadron- und compagnienweise vertheilt sind, kommt Manches vor, was sie zum Theil nicht verstehen und auch nicht zu verstehen brauchen, wenn nicht etwa der Krieg oder andere Umstände sie aus ihren bisherigen Verhältnissen herausreissen. Übrigens aber werden auch die letztgenannten Militärpersonen viel Lehrreiches für sich darin finden. Diese beiden Theile sind ebenfalls unter den preussischen Regimentern vertheilt worden. Rec. zweifelt nicht, dass sie viel Nutzen gestiftet haben werden.

No. 3 ist als Noth- und Hülfs-Büchlein ein zweckmäfsiges Taschenbuch für den gemeinen Soldaten. Es zerfällt, wie der Titel besagt, in vier Theile, worüber Rec. seine Meinung sagen wird.

1) *Feld- und Haus-Bedarf für Soldaten*; nämlich: Wie ein Soldat sich vor Krankheiten bewahren und in Nothfällen geschwind helfen könne. Die Absicht ist sehr lobenswerth, den Soldaten auf diese Gegenstände aufmerksam zu machen; aber die Form scheint nicht zweckmäfsig zu seyn. Der Vf. hat die alphabetische Ordnung gewählt; und bey jedem Worte das zum Zweck Dienliche angemerkt. Einestheils musste dadurch manche Lücke entstehen, anderentheils auch viele nicht ganz hieher gehörige Sachen vorkommen, z. B. Arsenik, Aufwallen des Bluts, Bleymittel, Erbsen, Kartoffeln u. s. w. Rec. glaubt, diesem Mangel könne bey einer zweyten Auflage dadurch abgeholfen werden, dass der Soldat belehrt werde, 1) wie er seine Gesundheit in der Garnison und im Felde bewahren könne; 2) was er bey vorkommenden Krankheiten in und ausser dem Lazareth zu beobachten habe.

2) *Sitten- und Klugheits-Regeln*, welche zeigen, wie ein Soldat sittlich und vergnügt leben, seine Pflichten erfüllen, und mit sich selbst und seinem Zustande zufrieden seyn kann.

Diese Soldatenmoral ist mit passenden Beyspielen begleitet, welche ihren Eindruck nicht verfehlen werden. Der dritte Theil, welcher überschrieben ist: *Sammlung guter, schlechter und merkwürdiger Handlungen von und für Soldaten, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung*, liefert eine ganze Reihe dahin gehöriger Geschichten.

Der vierte Theil enthält *Lieder für Soldaten*. Die Gegenstände derselben sind: Fröhlichkeit, Genügsamkeit, Liebe zur Ordnung, Mäfsigkeit, Trinklieder, Mädchenliebe, eheliche Liebe, Berufspflicht, Schlachtgesänge, Herausfoderungslied, Siegeslied, Friedenslied, der Invalide. — Auch ein Lied *beym Exerciren* ist darunter befindlich; dieses wird wohl niemals gesungen werden, wenigstens beym Exerciren nicht, wo eine tiefe Stille herrschen muss.

Rec. billigt seinerseits die Auswahl der Gesänge, zweifelt aber, dass der gemeine Mann davon Gebrauch machen könne und werde. Er hat in Kriegs- und Friedens-Zeiten den Soldaten beobachtet: er hörte nur immer Liebes-, Trink- und Bravour-Lieder im gemeinsten Stil, wie sie Bogenweise auf den Märkten feil geboten werden. Der gemeine Mann muss gar starke Sachen haben, die ihn rühren sollen. Gewöhnlich sind die von gebildeten Männern gedichteten Lieder zu fein, vornehm, und in einer gebildeten, dem gemeinen Burschen nicht verständlichen Sprache geschrieben.

G B G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Litteratur. *Piacenza*, b. Majno: *Le Ode di Anacreonte tradotte da Carlo Maineri.* 1811. 5½ Bog. 8.

Die italiänischen Übersetzer bekümmern sich bekanntlich sehr wenig um die Worte des Originals, sondern begnügen sich, die Gedanken desselben in einer gefälligen Schreibart wiederzugeben: daher das Sprichwort: *Traduttori, traditori.* Der neueste und in Italien mit dem gröfsten Beyfall gelesene Übersetzer Homers, *Pindemonte*, versteht nicht allein kein Wort Griechisch — ein Phänomen, welches sich dann und wann wohl auch in Deutschland zuträgt —, sondern er hat auch dessen kein Hehl, und behauptet, was den Deutschen unglaublich scheinen wird, dass man am besten übersetze, wenn man kein Wort von der Originalsprache verstehe.

Die vorliegende Übersetzung Anakreons ist treu und gefällig. Voran steht ein Brief in *versi sciolti* an *Bramieri*, und diesem folgt ein gereimtes Gedicht an *Montani*. Wenn ein Ausländer urtheilen darf: so scheinen die anakreontischen Nachbildungen (abgesehen von ihrem Unwerth, den sie als Übersetzungen haben) gelungener als diese zwey Originalgedichte. Auch der angehängte Gesang an Anakreon in sapphischer Versart scheint sehr schwerfällig, wenn man ihn mit der letzten Nummer, oder der Nachbildung des basilischen Traumgedichtes vergleicht.

P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

JURISPRUDENZ.

1) Münster, in der aschendorffschen Buchhandl.: *Gutachten in Streitsachen des münsterschen Domcapitels mit dem Generalvicar des Capitels.* Von *Georg Hermes*, Prof. der Theologie an der Universität zu Münster. Mit Bewilligung des hochwürdigen Domcapitels. 1815. 200 S. 8.

2) Frankfurt a. Main, b. Streng: *Geschichtliche Darstellung der Lage der münsterschen Kirche,* veranlasst durch das von dem Prof. *Georg Hermes* in Druck gegebene Gutachten. 1815. 43 S. 8.

3) Münster, in der aschendorffschen Buchhandl.: *Antwort des Prof. Hermes auf die geschichtliche Darstellung der Lage der münsterschen Kirche.* 1815. 19 S. 8.

4) Ohne Druckort und Jahreszahl: *Vier Erklärungen veranlasst durch die geschichtliche Darstellung der Lage der münsterschen Kirche.* 32 S. 8.

Bekanntlich kam weder die nach dem Tode des letzten zwey und sechzigsten Fürstbischofs Maximilian Franz aus dem österreichischen Kaiserhause (er starb 1801 den 27 Julius) auf den Erzherzog Victor Anton gefallene Wahl, noch die von dem Könige von Preussen, der zufolge des regensburger R. D. Hauptschlusses den 3 August 1802 Besitz von zwey Fünftel des Fürstenthums und dem Hochstifte genommen hatte, im Oct. 1806 beschlossene Aufhebung des Capitels zur Wirklichkeit. Im tilsiter Frieden von Preussen losgerissen, ging fast das ganze Fürstenthum 1808 an Berg über, ward aber 3 Jahre nachher mit anderen Ländern diesseits des Rheins gewaltsam dem französischen Reiche einverleibt, und das Hochstift den 14 Nov. 1811 mit allen anderen geistlichen Körperschaften im Lippe-Departement aufgehoben, endlich am Krönungstage den 2 Dec. 1811 die Güter des Stifts mit den ausserordentlichen Domainen vereinigt. Bald änderte Napoleon auch diesen Beschluss, und auf dem Aschenhaufen von Smolensk, wo er einer Wittwe zu Erfurt eine Pension auf Kosten des ausgesogenen Landes bewilligte, erliess er den 24 August 1812 folgenden Befehl in 7 Artikeln: das Domcapitel zu Münster, obgleich begriffen in der allgemeinen Aufhebung der Capitel, Körperschaften, religiösen Orden des Lippe-Departements, soll als Cathedralstift nach der nämlichen Verfassung und mit den nämlichen Rechten, wie die anderen Cathedralcapitel des Reichs beybehalten, alle Titularen, die ohne Erlaubniss des Cultus-Ministers nicht im Reiche anwesend sind, als entlassene (*Dimissionnaires*) betrachtet werden, die Mitglieder des alten Capitels, die keine Priester sind, sollen nach den in unserem Reiche üblichen Ordnungen aufhören, Mitglieder des Cathedral-Capitels, aber sie so gut, wie die entlassenen, fähig seyn, eine Pension nach dem Artikel 27 unseres Decrets vom 14 Nov. 1811 zu erhalten; einer der Domherrn wird von uns nach üblicher Form als Erzpriester oder Pfarrer der Dompfarrey ernannt werden; die Besoldung eines jeden Domherren wird in 1500 Franken bestehen, die Zahl derselben durch Einsterben oder Entlassungen bis auf 11 beschränkt werden. Durch dieses Decret wurden 24 Mitgenossen des alten Capitels verdrängt (unter diesen waren 7 ohne höhere Weihe, 13 Subdiaconen und Diaconen, 4 ausserhalb wohnende Priester), und nur sechs der ehemaligen Domherren traten wieder ein. Den 1 May 1813 ernannte Napoleon durch die Kaiserin als Regentin zur Ergänzung der Zahl 11, also zu 5 ledigen Canonicaten, aus dem unteren Clerus der Stadt Münster fünf Priester, die dann auch von den übrigen installirt wurden; ob aus Ergebenheit, oder Furcht vor dem Despoten, darauf kommt gar nichts an. Alle 11 galten seitdem als münsterisches Dom-Capitel. — Ein Bischof, der verwaisten Kirche seit dem Tode des Fürstbischofs Maximilian Franz dringend nothwendig, ward ihr von Napoleon aus S. Cloud den 14 Apr. 1813 in der Person des durch seine ausgezeichneten Verdienste längst bekannten münsterischen Domdechants Ferdinand August von Spiegel, Freyherrn zum Diesenberg und Canstein gegeben. Die canonische Institution konnte freylich mit dieser Ernennung eines Bischofs nicht verbunden werden, da die Streitigkeiten Napoleons mit dem Papste über diesen Gegenstand noch zu keiner Entscheidung geführt hatten; desswegen liess er dann auch dem Capitel durch den Cultus-Minister eröffnen, dass es den ernannten Bischof bis zur canonischen Institution als Vicar desselben zur Verwaltung der Diöces berechtigen sollte. Der Freyherr Clemens von Droste zu Vischering, bisheriger

General-Vicar, weigerte sich eben so wenig, als das Capitel, dieser Auffoderung nachzukommen, und am nämlichen Tage, wo das Capitel den Hn. von Spiegel zum zweyten General-Vicar ernannte, überliess der erste dem zweyten General-Vicar (Fr. von Spiegel) die ganze Verwaltung der Diöces. In dem vom Freyherrn von Droste an die Pfarrer des Lippe-Departements am 31 August erlassenen Rundschreiben heisst es: „dass der von Sr. Majestät ernannte Bischof, Fr. von Spiegel, vom Capitel zum zweyten Vicarius desselben benennt, und auf gesetzmässige Weise mit der zur Administration der Diöcese und mit den zur Ausübung der mir sonst verliehenen Facultäten nöthigen Gewalt versehen sey; in Gefolge dessen alle, die es betrifft, hier noch angewiesen werden, sich an denselben zu wenden, und dessen Verfügungen Folge zu leisten." Der Hr. von Droste gab nachher vor, wovon aber öffentlich nichts bekannt und in dem Rundschreiben kein Wort enthalten war, „dass diese Übertragung der Verwaltung durch eine blosse Substitution geschehen sey". Von dem 31 August 1813 bis zum 31 März 1815 verwaltete der ernannte Bischof Hr. von Spiegel in der Eigenschaft eines General-Vicars des Capitels die Diöces, und es ist auch ausserhalb dem Sprengel desselben bekannt, dass er, der seine Ernennung zum Bischofe nicht etwa der Kriecherey vor dem Despoten, sondern seinem Rufe von Rechtlichkeit zu danken hatte, diese Verwaltung durch Verhinderung vieles Bösen eben so sehr, als durch uneigennütziges Wohlwollen und durch angelegentliche Sorge für alles Gute und Religiöse merkwürdig machte, ohne seinen Namen durch irgend ein gefälliges Anschmiegen zu schänden. In dieser Zwischenzeit, besonders schon in den ersten Tagen des Monats Novembers 1813, ward Münster von den k. p. Truppen besetzt, und die Stadt Münster der Sitz des k. p. Gouvernements zwischen dem Rheine und der Weser, das bekanntlich alles in provisorischem Zustande liess. Hr. von Droste reiste daher im Sept. 1814 nach Rom, und erhielt vom Papste unter dem milden Verweise, *„intelleximus, te communi, qua circumdati sumus, ut Pauli verbis tecum loquamur, infirmitati succubuisse,"* die Erlaubniss, seine angebliche Substitution zu widerrufen, und die Verwaltung der Diöces dem Hn. von Spiegel abzunehmen. Den 31 März 1815 machte er den Antritt seiner Verwaltung als Vicarius Generalis bekannt, und trug in dem Schreiben an den Hn. von Spiegel (Nro 2 der oben angezeigten Schriften S. 34, wie in der Schrift selbst) die Gründe vor, warum er weder das von ihm sogenannte napoleonische Capitel, noch auch die längere Fortsetzung der von ihm ebenfalls sogenannten Substitution des Hn. von Spiegel erkennen könne. Der Freyherr von Spiegel enthielt sich von diesem Tage an der Verwaltung, und gab die dahin gehörigen Papiere ab. Und da Hr. von Droste am 2 April bey einer nicht vom Domdecan (er meinte damit den Hn. von Spiegel) dieserhalb angesagten Capitular-Versammlung bestimmt äusserte, „er erkenne kein anderes Capitel als das alte, und werde deswegen gegen alle Beschlüsse feyerlich protestiren": so fand sich das Capitel, dem der Hr. von Droste mehrmals vorgesessen, das er oft zusammenberufen, und dessen Handlungen er wenigstens stillschweigend seit seiner Entstehung anerkannt hatte, bewogen, über folgende 4 Fragen das Gutachten des Hn. Prof. *Hermes* einzuziehen: 1) Können die Mitglieder, woraus das gegenwärtig als münstersches Domcapitel sich gerirende Corps besteht, sich alle Befugnisse und Rechte beymessen und ausüben, die jedem canonischen deutschen Domcapitel in jeder Hinsicht eigen sind? 2) War die capitularische Ernennung des vom K. Napoleon ernannten Bischofs und Domdechants von Spiegel zum zweyten münsterschen Generalvicar erlaubt und gültig, oder nur eins von beiden oder gar nicht? 3) Kann ein Domcapitel einen ehedem von ihm ernannten Generalvicar, oder wenn von ihm zwey ernannt sind, beide wieder absetzen, und in welchen Fällen? 4) Waren die Capitular-Versammlungen vom 11 und 12 May, vom 30 und 31 Aug. 1813 canonisch gesetzlich, mithin die vom Kaiser ernannten Capitularen wirkliche Mitglieder des alten und canonischen Domcapitels; und der ernannte Bischof Freyherr von Spiegel unterm 31 August gesetzlich canonisch als zweyter Generalvicar ernannt? Die Antworten auf diese 4 Fragen giebt die Schrift No. 1 auf eine so befriedigende Art, dass (die Prolixität, das Herbeyziehen auch der möglichen Fälle und entfernten Gegenstände, die meistens syllogistische Form und feinere zur Sache wenig beytragende Unterscheidungen, dann einige unwesentliche, nicht ganz richtig bestimmte Puncte mit der theologischen Sprache abgerechnet) jeder Canonist eben so sehr dem Scharfsinne als der Gründlichkeit ihres Vfs., und seiner Unbefangenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Die Schrift No. 2 soll eine Widerlegung der von No. 1 seyn; ihr Vf. bemäntelt, aber rechtfertigt das Betragen des Hn. von Droste nicht, und statt das Bindende in den Beweisen des Hn. *Hermes* zu entkräften, lässt sie sich meistens auf Nebendinge ein, die zur Hauptsache gar nichts beytragen; sie macht noch zur Sache der Kirche, was nur Sache der Parthie seyn konnte und war; ihr Vortrag ist indessen sprachreiner und lichtvoller. Die Schrift No. 3 ist fast als überflüssig anzusehen, wenn ihr Vf. es nicht für (wahrscheinlich local!) nöthig gehalten hätte, auch über die Nebendinge ein Wort zur mehreren Bestärkung seiner Schrift No. 1 zu sagen: denn die Hauptsache, was in der Schrift No. 2 falsch und ehrenrührig ist, wird hinlänglich durch No. 4 als Documente widerlegt. Hr. von Droste, dessen Inconsequenz selbst der Papst rügt, kann wohl nicht Vf. der Schrift No. 2 seyn; sonst würde er auch öffentlich zweydeutig und ungerecht sich zeigen, was wir von ihm nicht glauben wollen. Ein genauer Beobachter wird den Ursprung dieser Streitigkeit leicht bis zum regensburger R. D. H. Schlusse verfolgen, der nicht bloss das ganze Fürstenthum Münster für neun, sich und dem Lande fremde, weltliche Fürsten in ein Da-

menbretsgetäfel zerschnitt, und diesen Fürsten, wie allen anderen entschädigten Fürsten, den voreiligen Verweltlichungs-Schwindel eigen machte — ein Beweis mehr von der feindseligen Absicht dieses ausländischen Machwerks —, sondern dass es auch dazu beytrug, die Fürsten in dem Wahne zu bestärken, nur in ihrer Besitznahme und in dem Übergewichte des weltlichen Genius damaliger Zeit lägen die Mittel, den geistlichen Genius zu beschwichtigen. Dieser Irrwahn hat den meisten ehemals geistlichen Ländern die tiefsten Wunden geschlagen, da die geistliche Macht sie lieber dem völligen religiösen und moralischen Verwaisen, als ihre Rechte preis gab. Sobald daher die nämliche Zeit, worin der Glaube das Panier des Kreuzes zur Befreyung aufgepflanzt hatte, die krampfhafte Spannung löste: so darf es gar nicht befremden, dass aus der geistlichen Rüstkammer die alten Geräthe, z. B. Inquisition, Jesuiten u. s. w., vorgezogen wurden, und dass der Papst, während das preussische Gouvernement den provisorischen Zustand ängstlich erhält, diesen Zustand definitiv aufhebt. *So verwandelt man* (wie Goethe in dem Vorspiele: Was wir bringen, sagt) *erst das Haus, und dann soll es* (aber wann?) *an uns selbst kommen.*

P. E.

BERLIN, b. Hayn: *Der preussische Staatssecretär.* Ein Handbuch zur Kenntniss des Geschäftskreises der oberen Staatsbehörden, verbunden mit einer praktischen Anleitung zum schriftlichen Gedankenvortrage überhaupt, so wie zum Geschäfts- und Brief-Stil und anderen Aufsätzen des gemeinen Lebens insbesondere, nebst einem Unterrichte über die Titulaturen, und einem Verzeichnisse der Ritter der preussischen Adlerorden. Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der Abgabe-Direction in Berlin. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1811. Erster Thl. VIII u. 88 S. 2 Thl. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec., der nicht in den preussischen Staaten lebt, hat diese Schrift mit grossem Vergnügen durchgelesen, indem man darin allenthalben Beweise findet, dass es dem Vf. nicht darauf ankam, bloss irgend etwas zu *schreiben*, sondern *nützlich zu seyn.*

Der erste Theil enthält eine gedrängte Übersicht des Geschäftskreises der oberen königl. preussischen Staatsbehörden, so wie derselbe durch eine Verordnung vom 16 Dec. 1808, und noch bestimmter bey Ernennung des Staatskanzlers durch die Verordnung vom 27 Oct. 1810 festgesetzt worden ist. Durch dieses letztere Edict ward zugleich der alte Curial-Stil gänzlich aufgehoben, und jede Ober- und Unter-Behörde erhielt eine bestimmte Firma, unter welcher man an dieselbe schreibt. Die ehemals erfoderlichen Anrede-Titel fallen jetzt gänzlich weg, und man fängt sogleich mit der Hauptsache an; auch bedarf es am Schlusse bloss der Namens-Unterschrift. Der Vf. giebt S. 47 — 85 die Adressen an, unter welchen man an sämmtliche Staatsbehörden schreibt; auch findet man hier die Namen ihrer jetzigen Chefs und Mitglieder nebst ihren Titulaturen. Wie nützlich eine solche Schrift für jeden Geschäftsmann in den preussischen Staaten sey, ist leicht zu erachten.

Allein von weit allgemeinerer Brauchbarkeit ist der zweyte Theil, der deshalb auch unter dem Titel: *Deutscher Secretär*, besonders ausgegeben wird. Dieser enthält folgende Abtheilungen: S. 3 u. ff. Rechtschreibung. — S. 37. Eigenschaften der guten Schreibart, nämlich Sprachreinigkeit, Sprachrichtigkeit, Bestimmtheit des Ausdruckes, Richtigkeit des Periodenbaues, Lebhaftigkeit des Ausdrucks, Natürlichkeit des Ausdrucks, Wohlklang, ein guter Übergang von dem einen Theile des Aufsatzes zum anderen, und eine zweckmässige Steigerung des Vortrags. — S. 85. Hülfsmittel der guten Schreibart: Lectüre, in 30 Regeln; Selbstübung, in 10 Regeln. — S. 100. Anordnung und Ausführung eines Aufsatzes. — S. 110. Besondere Bemerkungen über das Vorige, in 43 Regeln. Hier findet man eine sehr gute Auseinandersetzung derjenigen logischen Regeln, welche der Schreibende beobachten muss, um seinen Vortrag gut einzutheilen, seine Behauptungen gehörig zu beweisen, und die Gegenstände auf eine geschickte Art zu widerlegen. — S. 132. Die Sophistik, in 12 Regeln. — S. 135. Die drey Schreibarten, die niedere, höhere und mittlere. — S. 139. Der Geschäftsstil. Hiebey kommen vor: der höhere Geschäftsstil, der Hofstil, der preussische Hofstil, der Gerichtsstil, der cameralistische Stil, Bescheide und Decrete, Rescripte, Berichte. — S. 163. — 321 folgen dann Muster des höheren und niederen Geschäfts-Stils, z. B. Cabinets-Schreiben, Edicte, Protocolle, Contracte, Obligationen, Wechsel, Atteste, Frachtbriefe, Avisbriefe, Rechnungen u. s. w. — S. 322. Der Briefstil mit einzelnen Mustern von jeder Art Briefe. — S. 344. Die Titulatur der Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Edelleute und Personen bürgerlichen Standes, ganzer Collegien u. s. w. — S. 385 — 392. Von der äusseren und inneren Einrichtung der Briefe und anderer schriftlicher Aufsätze.

Unsere Leser ersehen aus dieser Anzeige, was sie in dieser Schrift zu suchen haben, und können aus den hier beygefügten Seitenzahlen zugleich abnehmen, in welchem Umfange der Vf. jede Materie abgehandelt hat. Jeder wird beym ersten Anblicke leicht erachten, dass die Absicht desselben nicht gewesen seyn könne, irgend einen von den hier berührten Gegenständen zu erschöpfen: denn sonst würden z. B. 36 Seiten für die Rechtschreibung, und 24 für Sprachrichtigkeit offenbar unzulänglich seyn. Auch gesteht Rec. sehr gern, dass er mit dem Vf. besonders in diesen beiden Abschnitten nicht in allen von ihm angegebenen Regeln übereinstimmt. Namentlich gehört dahin der von ihm und Vielen angenommene Grundsatz, dass das *c* in allen zwar ursprünglich fremden, jetzt aber bey uns

völlig eingebürgerten Wörtern entbehrlich sey. Wenn diese Regel bloss die Orthographie einiger weniger Wörter beträfe: so wäre es der Mühe nicht werth, mit ihm oder vielmehr mit *Adelung* und seinen Abschreibern darüber zu kritteln. Allein man stösst alle Augenblicke auf ein Wort, bey welchem dieselbe in Betrachtung kommt; und da mag dann jeder Schreibende, besonders der Geschäftsmann, doch wohl *mit sich selbst* darüber einig seyn, wie er solche Wörter schreiben will. Diess ist aber bey dieser Regel, so wie sie gewöhnlich lautet, schlechterdings unmöglich. Denn welche fremde Wörter sind bey uns eingebürgert? und welche sind es nicht? Ist z. B. *Civil* weniger gebürgert, als *Classe?* und doch schreibt selbst der Vf. das erstere Wort mit *C*, das andere mit *K*. Diess, verbunden mit dem noch weit unzuverlässigeren Grundsatze, dass man schreiben müsse, *wie man spricht*, führt dann alle Augenblicke zu Verlegenheiten, die Niemanden so lästig seyn können, als dem Geschäftsmann und überhaupt jedem, dem es beym Schreiben mehr auf den Inhalt, als auf das Äussere ankommt. So schreibt z. B. der Vf. selbst *klassificiren*, und sieht sich also genöthigt, der angenommenen Regel gemäss, das fremde c in einerley Worte zu behalten und wegzuwerfen. Es scheint daher, dass jeder, der auch nur mit sich selbst hierüber einig werden will, nothwendig zwischen dem Bürgerrechte fremder Wörter in unserer *Sprache* und in unserer *Orthographie* unterscheiden, und die aus diesem Unterschiede von selbst folgenden Regeln annehmen müsse. Dieser Einwurf trifft indessen, wie gesagt, nicht zunächst den Vf., sondern mehr nur diejenigen unter unseren eigentlichen Sprachlehren, welche dergleichen unsichere Regeln immer noch aufstellen. Im Ganzen zeigt sich unser Vf. auch in diesen zwey kleinen Abschnitten als einen selbstdenkenden Mann, und giebt in der Kürze hier manche sehr gut bestimmte, und mit eben so kurzen aber völlig treffenden Beyspielen erläuterte Regeln, die man in vielen Sprachlehren vergeblich sucht. Überhaupt sieht man wohl, dass der Vf. bloss desswegen schrieb, weil ein in seinem Berufe liegendes Bedürfniss ihn dazu veranlasste; und solche Schriften werden gewöhnlich die besten und brauchbarsten. Ihm kamen natürlicher Weise von jungen und ungeübten Geschäftsmännern sehr oft Aufsätze in die Hände, deren ganze innere Form allenthalben Verbesserungen erfoderte. Diess bewog ihn, zunächst für solche Leser zu schreiben; und für diese ist auch Alles zweckmässig eingerichtet. Man findet oft Schriften dieser Art, in welchen man ganze Bogen durchlesen kann, ohne dass irgend eine Classe von Lesern etwas daraus lernen könnte; hier hat Rec. nicht Eine Seite, nicht einen einzigen kleinen Abschnitt gefunden, der nicht verdiente von jungen Geschäftsmännern benutzt und näher durchdacht zu werden. Dabey ist Alles so bestimmt und deutlich abgefasst, dass auch Leser, die nur wenig Vorkenntnisse besitzen, das Buch mit Nutzen gebrauchen können.

Was Rec. vorzüglich billigen muss, ist, dass der Vf. auf nichts so sehr dringt, als auf Kürze und Präcision im Vortrage. Er empfiehlt dieselben allenthalben von Seiten der Vernunft, des Wohlklangs, und auf jede andere Art, hauptsächlich aber auch durch Zergliederung mehrerer Beyspiele, in welchen er das Zweckwidrige mancher (häufig vorkommenden) Überladungen, und das Leere und Schleppende einiger üblicher Flick- und Dehnungs-Wörter sehr anschaulich zeigt. Rec. muss zwar gestehen, dass der Vf. ihm hin und wieder hierin etwas gar zu strenge erscheint; und möchte selbst nicht unternehmen, immer so zu schreiben, dass nach der S. 64 aus Cicero angeführten Regel *nihil addi*, *nihil demi possit*. Auch zeigt der Vf. allenthalben eine sehr vertraute Bekanntschaft mit den schönsten Werken alter und neuerer Zeiten, und weiss demnach recht gut, dass das lebhaftere Gefühl ganz anders spricht, als der kühle Geschäfts-Stil. Allein von diesem letzteren ist hier auch hauptsächlich nur die Rede; und man muss gestehen, dass eine unnütze Wortfülle nirgends unangenehmer und nachtheiliger ist, als in Geschäften. Gesetzt denn auch, der Vf. habe es gemacht, wie die Musik-Lehrer, die zu Zeiten etwas zu hoch anstimmen, damit ihre Schüler nur den rechten Ton treffen: so wäre diess hier keinesweges zu missbilligen. Allein man kann nicht einmal behaupten, dass die Foderungen des Vfs. in Hinsicht auf den in *Geschäften* und *wissenschaftlichen* Vorträgen erfoderlichen Stil im Geringsten übertrieben sind. Genug, die Vernunft schreibt sie vor; und es wird Niemand gereuen, den Vf. hierüber zu hören. Wenn man ein Ideal auch nicht immer erreicht: so ist es doch unausbleiblich von Nutzen, wenn man dasselbe immer vor Augen hat; und Rec. glaubt, dass ihm selbst, nachdem er diese Schrift durchgelesen hat, Manches mehr auffallen wird, als sonst wohl geschehen wäre.

ce.

In der Recension von *Thorkelin de Danorum rebus gestis etc.* in No. 45 S. 353 Z. 15 von unten st. *Agnas* l. *Arnas*; S. 358 Z. 17 v. unten st. *Gygantacyn* l. *Giganta cyk*; in No. 46 S. 361 Z. 13 v. oben *del.* das Punctum; S. 362 Z. 14 v. oben st. *Sebran* l. *Selran*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Haude u. Spener: *Journal für Deutschland — historisch-politischen Inhalts.* Herausgegeben von *Friedr. Buchholz.* 1815. April. S. 394 — 540. II Bd. Mai, Junius, Julius, Augustus. S. 1 — 638. III Bd. September — December. S. 1 — 552. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 9.)

Jene Freuden des Aristoteles, als er von Alexander die Erlaubniss erhielt, seine Vaterstadt aus den Trümmern wieder herzustellen, und seine Bürger zurückzuführen, werden uns in der Gegenwart auch da lebendig, wo wir einer gehaltreichen, dem Aufbau einer neuen Vaterstadt förderlichen, und das Andenken an die gute alte Vaterstadt dankbar mit Benutzung mancher Trümmer erhaltenden Zeitschrift begegnen. Dass wir dem vorliegenden Journal einen Theil dieser Freuden schuldig sind, wird die Recension der 3 ersten Hefte, No. 9 unserer A. L. Z. d. J., beweisen; der Inhalt der übrigen Hefte vom April bis December steht den früheren an Interesse nicht nach, vielmehr hat er noch gewonnen. *April.* 1) *Napoleons Feldzug in Ägypten und Syrien.* Beschluss. 2) *Historische Untersuchungen über die Deutschen.* Fortlaufend durch alle Hefte bis December, und hier noch nicht geschlossen. Es sind zwar nur Bruchstücke vom Entstehen der Nation bis auf den deutschen Fürstenbund, mit grossen Lücken in der Zeit; aber diese Lücken fallen ganz weg, wenn man sich überzeugt, dass es dem Vf. in dem Gegebenen bloss um die Mittheilung seiner eigenen Ansichten, verschieden von anderen bisherigen, zu thun war, und gerade in dieser Eigenthümlichkeit, die eben so vielseitig als gewandt ist, prägt sich das Interesse aus. Der schätzbarste Theil unter diesen Eigenthümlichkeiten ist nicht bloss die Strenge, womit er die deutsche Nationalität in ihrem Ursprunge und Fortgange, die organische und bürgerliche Verfassung, den Unterschied der Repräsentation und der Landstandschaft, den Unterschied der Machtmittel von Macht, die Ausbildung der Erblichkeit als anticipirter Wahl zur gesetzlichen Erblichkeit u. s. w. würdigt, und womit er an dem Lichte seiner Begriffe ein neues Licht anzündet, sondern auch die Rücksichtslosigkeit, womit er seine Ansichten blossstellt, gleichgültig, ob sie ihm Tadel oder Lob bringen. So sind ihm z. B. die Germanen keine Autochthonen, sie sind ihm persische Abkömmlinge; er sieht in der Darstellung der alten deutschen Freyheit und des Patriotismus meistens Übertreibungen, im Papste Gregor VII einen bewundernswürdigen Heros der Kirche, in der Idee des westeuropäischen Römer-Reichs und der Hauptschaft des Kaisers von diesem Reiche den Grund der politischen Schwäche, die Bemühungen Rudolphs von Habsburg um Erhaltung des Landfriedens als den auffallendsten Grund von dem schlechten Reichsorganismus und der Ohnmacht seiner Regenten, die Fürsten und Kaiser zu Karls IV Zeiten nur als geneigt an, das Regieren von Seiten des Genusses zu nehmen; der K. Friedrich III und der Papst Alexander VI werden klagloser gestellt; Luthers Reformation machte desswegen grossen Eindruck, weil die Staaten Deutschlands zu dieser Zeit nur blosse Aggregate von Corporationen waren u. s. w. u. s. w. Wenn man auch überzeugt wird, dass das *indictum ore alieno* den Vf. über die Grenze getrieben habe: so kann man ihm doch in allen entgegengesetzten Meinungen keine Seichtigkeit zum Vorwurfe machen. 3) *Ideen zu einer Biographie des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles.* Sein Zeitalter gehört in die Opposition gegen das Papstthum, Er in der frommen Besorglichkeit für die Fortschritte der Türken der Geschichte des deutschen Reichs, und seine testamentarische Verordnung von 1473 der Gründung des brandenburgischen Hauses und seiner Grösse an. Schwerlich wird der Vf. das Widersprechende über Kaiser Friedrich III S. 480 und Julius-Heft S. 334 u. f. vereinigen können. 4) *Cardinal Dubois*, gegen den Herzog von S. Simon, Duclos, und die Frau von Hautefort in Schutz genommen; das Leben des Herzogs von Orleans, die Denkschrift seiner Regentschaft von Lenglet du Fresnoi, Soulavie's Denkschriften und das schamlose Beyspiel des ganz verflüchtigten Sinnes für Anstand und Sitten in dem H. Regenten und den Roués werden nicht so leicht widerlegt, als er von der Bestechlichkeit frey gesprochen werden kann. Wären die politisch grossen Ideen der Regierung auch sein Werk: so werfen sie auf sein moralisches Leben einen grösseren Schatten. 5) *Sollen die Verhandlungen einer National-Repräsentation öffentliche seyn oder nicht?* Für und wider gründlich er-

wogen, und für die Öffentlichkeit in nothwendiger Verbindung mit Preſsfreyheit (dem Ausdrucke jener) überzeugend entschieden: 6) *Über den Stillstand des Negerhandels.* Die englische Heilandschaft erscheint hier sehr irdisch; allein der Vf. hätte die Quäker, wovon die Befreyung einen Religionscharakter annahm, und Wilberforce (dessen Charakter ein sittlicher Idealismus zum Grunde lag) von dem englischen Ministerium ausnehmen sollen. *May.* 1) *Historische Untersuchungen über die Deutschen.* 2) *Napoleons Reise von Fontainebleau nach Frejus* (vom p. G. Major Grafen Truchses), von uns bereits besonders angezeigt (1815. No. 142). 3) *Letzte Auftritte des spanisch-französ. Kriegs und Theilnahme der Royalisten an demselben*, nach Beauchamps Geschichte, — scheinen Rec. übertrieben. 4) *Von den Ideen, welche den verschiedenen Abtheilungen der National-Repräsentation in Kammern zum Grunde liegen.* Nicht Nachäfferey der brittischen Regierung, sondern 3 Körperschaften, nach den Begriffen der souverainen, bürgerlichen und den Verhältnissen zu benachbarten Staaten unter der Bedingung bestimmt, daſs jede der drey Arten dem allgemeinen Interesse gemäſs seyn müsse, — obgleich scharfsinnig, doch nur eine Remus-Mauer für anmaſsliche Repräsentanten und sinnig energische Regenten! *Junius.* 1) *Historische Untersuchungen über die Deutschen.* 2) *Letzte Auftritte des spanisch-französischen Krieges*, in No. 1 Fortsetzung, in No. 2 Beschluſs. 3) *Sendschreiben an Napoleon B. von Joseph Ney, Tribunals-Präsid. von Rumilly*, wacker und edel aus dem Tone gesprochen, daſs man zu Grenoble den 7 und 8 May neben Bonaparte die Freyheit leben lieſs. 4) *Von Chateaubriants Bericht an den König über den Zustand von Frankreich.* Nur Franzosen können in solchen Berichten den spashaften und ernsten Spott, das Geständniſs, daſs sich Irrthümer vielleicht darin eingeschlichen haben, und eine beynahe verfassungsmäſsige Verstellung und Entstellung nicht auffallend finden. 5) *Manifest des Königs von Frankreich an die franz. Nation*, vom 14 April 1814, bekannt. 6) *Über den Unterschied von* (zwischen) *Landstandschaft und National-Repräsentation.* Dort ist das Land, hier das Volk der Gegenstand, dort der selbstige Vortheil, hier die Gemeinnützlichkeit der Zweck des Beytritts zum Gesetzgebungsgeschäft, dort der Besitz, hier die Wahl die Bedingung des Daseyns. Diese Unterschiede, sehr wahr aufgegriffen, lieſsen sich geschichtlich und thetisch (vgl. *J. Ch. Majers* deutsche Staats-Constitution 1800. II Thl. S. 617, und sein System der Staats-Regierung 1803) weiter ausführen. *Julius.* 1) *Historische Untersuchungen*, Fortsetzung: 2) *Cola di Rienzo*, durch die Begebenheiten in Frankreich seit dem 20 März veranlaſst, und in dieser Anwendung auch von *Schillers* Biographie verschieden. 3) *Vorschlag zur Errichtung einiger deutschen literärischen Barbaresken-Staaten.* Dieser Aufsatz voll attischen Salzes und *Jean Paul*'scher Laune, den Nachdruck betreffend, nimmt eine ehrenvolle Stelle neben den sieben letzten Worten *Jean Pauls* (Morgenblatt 1815 No. 92 — 97) ein. 4) *Über europäisches Gleichgewicht und Universal-Monarchie.* Rec. giebt zwar zu, daſs das Wort Gleichgewicht der politischen Macht in den Kriegen Franz I mit Karl V deutlich ausgesprochen; aber weit früher war es, selbst in Deutschland, zur Zeit der Welfen und Gibellinen tief empfunden, und weit früher noch in dem Wechselspiele der sich befehdenden geistlichen und weltlichen Macht, wo Gegenkraft oft nur Werkzeug war, geahnet. — Daſs England als europäischer Universal-Monarch betrachtet werden könne, darf nach seinem klarer in der Gegenwart ausgesprochenen Systeme nicht befremden, besonders da das Wohlwollen und die Liebe, womit es seine Ansichten unterstützt, in den Opfern, als Capitalien auf gute Zinsen angelegt, erscheinen. Das Versinken der beherrschten Mächte in einen Zustand der moralischen Leidenheit, z. B. des blinden Glaubens, — eine Mitbedingung zur Universal-Monarchie, kann aber doch dem englischen Systeme nie eigen werden, noch weniger gelingen! 5) *Bruchstücke aus einem historischen Berichte über die Armeen, welche 1813 bis 1814 an der Niederelbe gefochten haben.* Auch diese wird man gern noch neben den vielen Schriften über den nämlichen Gegenstand lesen. *August.* 1 — 3) Fortsetzungen von No. 1 und 5, und Beschluſs von No. 2 des vorigen Heftes. 4) *Geschichte des Bücher-Nachdrucks von Georgius.* Ein Versuch, den Buchhandel als ein positiv rechtliches Institut in die alten mit der Entstehung der Buchdruckerey gegebenen Rechte wieder einzusetzen, wonach die Rechte des Schriftstellers und des Buchhändlers nicht bloſs als gegenseitige, sondern als gemeinschaftliche, zur wechselseitigen Unterstützung und Erhaltung nothwendig verbundene Rechte betrachtet werden sollten. *Quantum distamus ab illis!* 5) *Von den Ursachen der wahrscheinlich schnellen Beendigung des gegenwärtigen Krieges*, nach der Schlacht von Belle Alliance geschrieben. Die Ursachen liegen deutlicher, als in Chateaubriants Berichte, zu Tage. *September.* 1) Fortsetzung von No. 1, und 2) Beschluſs von No. 4 des vorigen Heftes. 3) *Über eine Hauptschwierigkeit bey der Umbildung, welche den politischen Systemen in Europa bevorsteht*, — die Einführung einer Volksrepräsentation als Vervollständigungsmittel der Regierungen betreffend. — Noch ein langer Zeitraum wird verstreichen, sagt er, ehe sie in einer auch nur erträglichen Vollkommenheit dastehen kann. Die groſsherzogl. weimarische Verordnung vom 24 Jänner 1816 — ein herrlicher Ausgleiche-Versuch — konnte dem Vf. nicht bekannt seyn. 4) *Über England und die Engländer von Joh. Baptist Say.* Hätte der Herausg. die zur Berichtigung durchaus nöthigen Bemerkungen (in den Angaben sind sehr viele Fehler) doch am Schlusse angehängt, wenn er sie nicht unter den Text setzen wollte! 5) *Der Traum des Lebens.* Die Reihe von Abentheuern in Napoleons Leben, als solche angedeutet. 6) *Einige Briefe des ehemaligen Königs Joseph von Spanien*, an seine Gattin und Napoleon von 1812 im März, seine bedrängte und bemitleidungswürdige Lage betreffend. *October.* 1) Fortsetzung der

hist. Untersuchungen, 2) *Beschluss der Geschichte des Bücher-Nachdrucks.* 3) *Anekdoten und Bemerkungen, den russischen Feldzug von 1812 betreffend*, aus Hn. de Pradts Geschichte seiner polnischen Gesandtschaft. So interessant diese Anekdoten und so wahr sie seyn mögen: so sieht man es dem Hn. von Pradt an, dass ihm dabey viel an sich selbst gelegen war, und zwar nicht allein seine jetzige Gesinnung, die nicht die frühere war, zu rechtfertigen, sondern auch dadurch seine Erhaltung mit mehr Bequemlichkeit als Sinecure-Stelle (er war Erzbischof von Mecheln) zu retten. Der Herzog von Bassano und sein ganzes Ministerium hielten nicht viel von ihm, er aber auch nicht von beiden. 4) *Selbstvertheidigung der spanischen Minister D. Joseph de Azanga und D. Gonzalo O-Farril.* Zwey bekannte Minister des spanischen Königs Joseph, die einige Zeit als diplomatische Personen in Berlin lebten, und sich jetzt unter den spanischen Ausgewanderten in Frankreich befinden, vertheidigen sich hier mit Ruhe und Hochsinn gegen die Anklage über ihre Anhänglichkeit an Joseph; am Schlusse derselben darf man wohl die Ankläger fragen: würdet ihr anders gehandelt haben? — Gewiss, jeder Schreyer (im Schreyen findet man auch dann noch, wenn die Gefahr und das Versetzen in die Stelle vorüber ist, Patriotismus!) würde nicht so entschuldigt, und meistens gerechtfertigt dastehen! Diese Vertheidigung klärt nebenher das Dunkel der spanischen Revolution sehr auf. 5) *Die Schlacht von La belle Alliance von einem Augenzeugen in der franz. Armee*, ein nicht verwerflicher, aber doch der Berichtigung bedürftiger Beytrag. *November.* 1—4) Fortsetzungen von 1 und 4, und Beschluss von 3 und 5 des vorigen Hefts. 5) *Über die Schwierigkeiten einer haltbaren Verfassung für Deutschland.* — Die einst zu Stande gebrachte Verfassung wird alle die Fehler in sich tragen, welche von Gesetzen, die ihrem Wesen nach nur blosse Tractaten sind, unzertrennlich bleiben — das Ziel aller noch so grossen gesetzgebenden Weisheit. — Sehr wahr. *December.* 1) *Historische Untersuchungen*, 2) *Selbstvertheidigung der spanischen Minister*, dort Fortsetzung, hier Beschluss. 3) *Betrachtungen über das herkömmliche europäische Völkerrecht von Georgius*, betreffen nur einzelne Gegenstände desselben, diessmal die Requisitionen und den Staatsvertrag, welchen Friedrich II 1785 mit den nordamerikanischen Freystaaten abschloss. Dieser unter der Bedingung einer friedlichen Behandlung der beiderseitigen Staatsbürger und der vollen Sicherung alles Privateigenthums, im Fall es zwischen Beiden zum Kriege kommen sollte, abgeschlossene Vertrag wird aus einem dreyfachen Gesichtspuncte gewürdigt, nämlich der Unkunde des neuen Völkerrechts, der blossen Beschränkung der Feindlichkeit auf das Militär im See- und Land-Kriege, und der vor und nach Errichtung desselben beobachteten Kriegsmanier, die er als in der Mitte schwebend zwischen der Stiftung und der Ausbildung eines neuen und harten Kriegs-Systems ansieht, da die nordamerikanische Revolution als Stifterin der Requisitionen vorausging, und die franz. Revolution als Ausbildnerin dieses Systems folgte. Der Vf. würde tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen seyn, wenn er die *Geschichte* der Begriffe von *Dominium eminens* und von dem Eigenthume der Privaten vorausgeschickt hätte. Ein herkömmliches europäisches Völkerrecht, wie jenes des Seerechts des Krieges und Friedens von F. Joh. Jacobson in Altona, wäre Rec. noch wünschenswerther. 4) *Über den Zusammenhang der brittischen Staats-Haushaltung mit der brittischen Verfassung.* Das Resultat der Andeutungen ist ungefähr dieses: die brittischen Monarchen suchten die Freyheit, die ihnen für das Innere genommen war, durch die Behandlung der äusseren Verhältnisse wieder zu gewinnen; die wenigen Friedensjahre seit Wilhelm III geben hierüber Aufschlüsse; ein Krieg entstand aus dem andern; die Anleihe, unter Wilhelm III eingeführt, bildete sich nach und nach zu einem Systeme aus; die Nationalschuld kann jetzt, wo sie die Höhe erreicht hat, nur wachsen, und da die Bedürfnisse sich in dem steigenden Verhältnisse dieser vermehren müssen: so lässt sich nicht bestimmen, bis zu welchem alle Freyheit und selbst alle Genussfähigkeit vernichtenden Grade sich die Regierung der National-Industrie bemächtigen werde. Andere Ansichten würde Buchholz mit Patje haben! Dk.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhnen: *Zürcherische Beyträge zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung*, herausg. von *F. J. Hottinger*, *J. J. Stolz* und *J. Horner*. 1815. I und II B., jeder Band aus drey Heften, jeder Heft besonders I 120, II 126, III 123, mit 2 Kupfern, IV 126, V 125, VI Heft 126 S. 8. (3 Rthlr.)

Schon aus diesem Verlage, aus diesem Lande, dieser Stadt, dieser Zeit muss eine Zeitschrift eine günstige Vorstimmung erregen, und gewiss werden Männer, wie die Herausgeber, an die sich noch der ehrwürdige acht und achtzigjährige Alt-Seckelmeister Salomo Hirzel, der gleich ehrwürdige mehr als siebenzigjährige J. H. Meister, Canonicus Nüscheler, J. J. Usteri, Hofr. Meyer aus Weimar u. s. w. u. s. w. anschliessen, die Erwartung nicht täuschen. An Stoff kann es ihnen bey der weiten Abgrenzung nicht fehlen; Philosophie, Moral, Religion, Geschichte, Biographie, Erdbeschreibung, Naturkunde, alte Literatur, schöne Künste gehören zu dem Gebiete. Vielleicht gelingt es ihnen auch, durch Fasslichkeit und Gefälligkeit der Form das Wissenschaftliche und Gesellige, die sich so leicht zersetzen, näher zu einigen. Die vorliegenden 6 Hefte erinnern an jene glückliche Zeit, wo Deutschland auf den Geist, der in seinen Journalen wehte, stolz seyn durfte, ein Geist, der bald das Nachtheilige von Colonialwaaren haben, und desswegen früher noch als diese von dem nämlichen Schlage getroffen werden müsste. Einschliesslich der Gedichte und Fortsetzungen enthalten diese Hefte über 60 verschiedene Artikel. Für *Philosophie, Moral und Religion* möchten *Hottingers* Vorlesung

über weibliche Bildung (I, Heft S. 1), die die Nachtheile der gelehrten und die Vortheile der unterrichteten Bildung darstellt; *Nüschelers leuchtende Puncte im menschlichen Leben* (II H. S. 22); *Stölz's Stammbuchblätter* — eine herzige Individualisirung (II H. S. 33, III S. 1); *Orellis zwey Selbstgespräche eines Reformators* (II, 24), worin der Tadel über einen geschmückten Tempel durch die Erinnerung an den Gott im Menschen, der ihn erbauete, und der Schmerz einer liebenden Mutter wegen der Trennung ihres den Kampfgefahren sich hingebenden Sohnes durch die Erinnerung an die Mutter der Menschheit niedergeschlagen wird; dann zwey Übersetzungen, eine aus dem Italiänischen, der *getröstete alte Mann* (V, 30) und eine aus dem Französischen *über Selbstsucht* (VI, 5), die interessantesten seyn. *Das Wort über Protestantismus* vom Pf. *Gessner* (VI, 89) soll die Einheit des ächten Geistes desselben mit dem Christenthum beweisen, beweist aber nur die Einheit des Christenthums mit sich. Das *Lob des hohen Alters* von *Hirzel* (I S. 111) ist ein süsser Zauberton. „Die Einsamkeit, sagt er, umgiebt desto treuer das Alter als Gefährtin zahlreicher Jahre, und nimmt es für die Entbehrungen in die beste Vertraulichkeit auf; von ihr bis zum stillen Grabe ist nur ein kleiner Schritt, den fürchtet er nicht." *Für Geschichte und Biographie* nennen wir, ausser der kleinen Parallele von *Usteri*, die *beiden Corsikaner* überschrieben (V, 55), das Leben des *Buonamico Bufalmakko*, eines florentinischen Malers, von *Keller* (V S. 1). Die *Erdbeschreibung* hat an den *Erinnerungen von Dessaus Umgebungen* (I, 63), mehr noch an den *Briefen aus England* vom Jahre 1814 (II, 100, III, 103, V, 200), *aus Ostindien* v. 1803 (IV, 104, V, 59, VI, 108) und *aus Rio Janeiro* v. 1814 (IV, 15), die *Naturkunde* an dem Aufsatze von *J. C. Escher über Witterungslehre* (I, 95), besonders aber an *Horners* Abhandlung *über einige auffallende Eigenschaften des Meer-Wassers* (II, 82, III, 37) gewonnen. Reicher, als alle, sind *alte* und *neue Literatur*, und *schöne Künste* ausgestattet. Für alte Literatur sprechen an *Meisters Homer und Virgil* (I, 42), gesetzt auch, dass man nicht seiner, zwar nicht neuen, aber folgerungsreicheren Meinung (*Homer* habe die griechischen Götter und Helden lächerlich machen wollen; *Virgil* habe zwar nicht die Grösse, aber desto mehr Zartheit der Empfindung) seyn könnte; und dann *Meyers* über *Homer* (IV S. 70), wie ein Beytrag zur *gerechten Würdigung des Euripides* von *Orelli* (IV, 32); zur neueren Literatur gehören über *Nicolo Macchiavelli* (I, 24 und 36), *Orellis Entdeckung der ersten Quelle von Shakespeares Romeo und Julie* (II, 74), und über *den Prinzen Hamlet* (IV, 65), *Hottinger über Bodmers und Breitingers Verdienste um die deutsche Literatur* (III, 15). — In dem Gebiete der schönen Künste nehmen die Gedichte, Fabeln und Erzählungen von *Hanhart*, *Gessner*, *Nüschler*, *Bullinger*, *Schweizer*, worunter es zwar mittelmässige, aber keine schlechten giebt, einen ehrenvollen Platz ein. Auch einzelnen Übersetzungen, z. B. der sechsten pythischen Ode Pindars, gebührt eine Stelle; *Horner über das Wesen und den Zweck der schönen Künste; über die Beredsamkeit der Neueren* (IV S. 1 und 22), *über das Gesellige in der Musik* (II H. S. 1) hat auch hier seine vielseitige Ansicht und Gewandtheit erprobt.

P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Ohne Druckort mit der Jahrzahl 1815 am 24 März: *Aufruf an die deutsche Nation.* 24 S. 8. (4 gr.)

2) Ohne Druckort: *An die Bewohner des linken Rheinufers und des ganzen deutschen Vaterlandes.* 1815. 16 S. 8. (2 gr.)

Warm fürs Gefühl, überzeugend für den gemeinen Menschenverstand gesprochene Worte, um den durch Befreyungsart und Misshandlung in verschiedenen Ländern zur Zeit der Entweichung Buonapartes aus Elba verscheuchten oder geschwächten Geist Gottes — den Geist fürs Gute, für Recht und Völkerrechte — wieder zu versöhnen und von Neuem zu beleben.

3) Ohne Druckort und Jahrzahl: *An die Franzosen. Ein merkwürdiges Actenstück.* Aus dem Französ. 16 S. 8. (2 gr.)

Wie der Übersetzer nur glauben kann, dass oberflächlich aufgegriffene Widersprüche in Buonapartes Charakter und Regierung auch ein merkwürdiges Actenstück für Deutsche seyn können, ist allein hieran merkwürdig.

4) *Wiesbaden*, b. Schellenberg: *Denkschrift von Napoleon Buonaparte*, nebst einer Vorerinnerung des Übersetzers. 1814. 68 S. 8. (6 gr.)

Ein vollständiger Wiederabdruck der in öffentlichen Blättern zum Theil erschienenen, angeblich von Buonaparte herrührenden, wahrscheinlich aber in der Gegend des Rheins verfertigten Denkschrift, von welcher der Übersetzer die Ächtheit des Ursprunges noch unentschieden lässt. Die inneren Beweise der Bastard-Abkunft haben ihn also nicht überzeugen können?

5) Ohne Druckort: *Die Franzosen, Deutschlands ewige und gefährlichste Feinde*, wie sie waren, wie sie sind, wie sie seyn werden. — Prophetische Worte der Warnung an die Deutschen, gesprochen im May 1814 und erfüllt im May 1815. Aus einer bereits 1814 im May gedruckten Schrift mit demselben Titel, welche nicht in den Buchhandel gekommen ist. 16 S. 8. (3 gr.)

Ein unversöhnlicher gefährlicher Feind muss ganz gekannt seyn — der Vf. fühlt es, aber er kennt ihn nicht — selbst wenn die ganze Schrift im Druck erscheinen sollte.

6) *Neubrandenburg*, gedruckt bey Korb und *Leipzig*, in Comm. der gräffschen Buchhandl.: *Die deutschen Roth- und Schwarz-Mäntler.* — Eine Seitenpatrouille zu den französischen schwarzen und weissen Jacobinern. Ohne Jahrzahl (wahrscheinlich 1815). I Heft 56 S. II Heft 35 S. 8. (12 gr.)

Dass poëtische Gemüther von der Zeit ihre Sprache, ihr Waarenlager, oft auch ihre Gesinnung erhalten, ist eine alte bekannte Sache; die Phantasie ist meistens ihr Gemüth. Hr. *Arndt* und Hr. *Görres*, die hier schneidend in der Verschiedenheit ihrer Gesinnung für ältere und neuere Zeiten aus ihren Schriften dargestellt werden, mögen sich daher selbst rechtfertigen. Der Letztere wird es am wenigsten vermögen: denn es gab eine Zeit, wo er ein schmutziger Sansculotte war. — Gut für ihn ist es, dass er in einem von ihm sonst so gelästerten Lande — Deutschland — lebt! Die Flugschrift gehört den Angriffen auf *Schmalz* an.

Dk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MEDICIN.

Berlin, (ohne Angabe des Verlegers): *Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterricht für die Hebammen in den königl. preussischen Landen.* 1815. 331 S. 8.

Aus der kurzen Vorrede ergiebt sich, dass dieses Buch seinem Plane nach von der Medicinal-Section des königl. Ministerii des Innern entworfen und unter dessen Leitung ausgearbeitet worden ist, um den Nachtheilen der Verschiedenheit des Unterrichts abzuhelfen. Hienach wären wir berechtiget, etwas ganz Vorzügliches zu erwarten. Rec. muss jedoch gestehen, dass er sich in mancher Hinsicht getäuscht fand. Die Schreibart ist oft nicht populär genug; das häufige Hinweisen auf nachfolgende Paragraphen und die Trennung gewisser Lehren unpassend und schädlich; die Terminologie nicht immer die beste; hin und wieder fehlen nicht unwichtige Dinge, auch finden sich Unrichtigkeiten, unnöthige Wiederholungen u. s. w. Rec. will das Buch kurz durchgehen und Belege liefern.

Voran auf 6 Seiten etwas *über die Eigenschaften einer Hebamme.* I Hauptstück. *Von denjenigen Theilen des menschlichen Körpers, welche eine Hebamme genau kennen lernen muss.* Abschn. 1. *Von dem weiblichen Becken.* Nicht mit einem *gewöhnlichen*, sondern mit einem *Barbier-Becken* hat es geringe Ähnlichkeit. §. 8: „An dem Becken befinden sich sämmtliche Geburtstheile des Weibes, daher sein Nutzen sehr gross ist, indem seine Grösse oder Kleinheit, seine mehrere oder mindere Abweichung von dem regelmässigen Knochenbau, eine mehr oder minder günstige Geburt zur Folge hat." Abgesehen von der logischen Unrichtigkeit dieser Zeilen, war hier gar noch nicht der Ort, von Abweichungen zu reden, da die Hebamme das Regelmäsige noch nicht kennt; ein solches Anticipiren kommt öfter vor. — *Ungenanntes Bein* wäre besser Hüftbein, und *Hüftbein* besser Darmbein genannt, *Gefässbein* besser Sitzbein, *Vereinigung der Schaambeine* S. 14, die S. 33 wieder Zusammenfügung heisst, besser und kürzer Schaam- oder Schaambein-Fuge, welches auch verständlicher seyn dürfte. Überhaupt darf die Terminologie nicht schwanken; so heisst es §. 10 *innere halbrunde Linie*, §. 12 hingegen *ungenannte Linie der Hüftbeine*; *Muttertrompeten* besser *Mutterröhren*. §. 11 ist schon vom Schaambogen die Rede, der erst §. 13 beschrieben wird. Die Angabe des Unterschiedes zwischen männlichem und weiblichem Schaambogen ist unnütz. Man hüte sich ja, das Gedächtniss der Hebamme ohne Noth zu beschweren; sie haben ohnehin genug zu behalten. §. 15 heisst es: „das Steissbein ist ungefähr einen guten Zoll lang. Da es mit dem Kreuzbeine eine bewegliche Verbindung hat u. s. w." — Es ist bey einer Erwachsenen viel länger als 1", und hat nicht allein mit dem Kreuzbeine, sondern auch unter sich bewegliche Verbindung. Die mittlere *nur in der Einbildung bestehende* Öffnung des Beckens S. 13 hätte füglich wegbleiben können. Die Zeichnung des Beckeneinganges S. 13 ist schlecht, das Vorgebirge ragt viel zu wenig vor. Die schiefen Durchmesser, wie sie S. 14 angegeben sind, liegen mit ihren Vorder-Enden zu weit seitwärts; sie enden vielmehr über dem eyrunden Loche; die schiefen Durchmesser des Ausganges S. 15 sind vollends unnütz. Der Bänder am Beckenausgange ist nirgends erwähnt, und doch sind sie an den abgebildeten Becken vorhanden. 2 Abschn. *Von den weiblichen Geburtstheilen.* §. 35 ist es falsch oder wenigstens viel zu allgemein, dass die kleinen Schaamlippen bey denen, welche den Beyschlaf geübt haben, zwischen den grossen hervorragen. S. 28: „Der innere Raum, die Gebärmutterhöhle genannt, stellt ein Dreyeck vor, dessen Breite nach oben und dessen Spitze nach unten gerichtet ist. Die inneren Wände derselben sind in der Kindheit faltig" u. s. w. Wozu alles dieses einer Hebamme? S. 30 ist die Gebärmutter schlecht gezeichnet: denn erstlich giebt es unten am Halse nicht so scharfe Kanten, und fürs andere ist das, was hier vordere Lippe genannt wird, kürzer als die hintere, da doch S. 29 mit Recht es umgekehrt angegeben wird; es konnte übrigens Alles so bleiben, nur musste *f* die hintere und *g* die vordere Lippe heissen, also das Ganze von der Rückseite vorgestellt seyn. Von den Fehlern der Geburtstheile hätte eigentlich erst im Folgenden bey den regelwidrigen Geburten gehandelt werden sollen. §. 52 ist überflüssig, da §. 36 schon dasselbe vorkommt. Auch die erste Hälfte von §. 53 ist schon §. 39 dagewesen; statt dessen hätte etwas von

den örtlichen Erscheinungen bey verschlossenem Hymen und eingetretener Menstruationszeit gesagt werden sollen. §. 54 sind viele Dinge berührt, welche die Hebamme noch gar nicht versteht. Auch §. 55 bis 57 sind zum Theil überflüssig. II Hauptstück. *Von der Empfängniss und Schwangerschaft und den dahin gehörigen Kenntnissen.* 1 Abschn. *Empfängniss.* 2 Abschn. *Schwangerschaft.* §. 62 wird sehr unpassend *regelwidrige* Schwangerschaft genannt, wenn das befruchtete Eychen nicht in die Gebärmutter kommt; es giebt ja noch hundert andere Regelwidrigkeiten der Schwangerschaft. Auch §. 64 ist unlogisch: „Die Schwangerschaft ist wahr, wenn sich das befruchtete Eychen in der Gebärmutter befindet." Aber *graviditas extrauterina* ist ja auch eine wahre! „Sie ist scheinbar, wenn ein krankhafter Zustand in der Gebärmutter entsteht" u. s. w. Hieher wird in der Folge Allerley gezählt, was noch einer Unterscheidung bedürfte. Scheinbare Schwangerschaft ist Rec. Auftreibung des Unterleibes ohne falsche Frucht; falsche Schwangerschaft hingegen eine solche, wo eine falsche Frucht vorhanden ist, deren sich dann auch früh oder spät der *Uterus* durch Wehen entledigen kann. 3 Abschn. *Vom Einflusse und Zeichen der Schwangerschaft.* §. 65: „Im ungeschwängerten weiblichen Körper lebte die Gebärmutter, ohne Einfluss auf den Körper zu haben." Wer möchte das unterschreiben?? §. 66 ist von *Nervenreiz* die Rede, welches wohl keiner Hebamme verständlich ist. Das Ausbleiben des Monatsflusses ist S. 43 viel zu kurz abgefertigt; war er vorher immer regelmäsig, und ist keine zufällige Ursache des Ausbleibens sonst aufzufinden: so ist diess Zeichen schon für sich allein bedeutend genug. Im siebenten Mondsmonate (S. 45) schon vorliegende Kindestheile fühlen zu können, ist Ausnahme. §. 82 heisst es bestimmter: *am Ende* des siebenten Monats; das möchte eher hingeben, ist aber doch auch seltener. 4 Abschn. *Verwechselung der Schwangerschaft mit anderen Krankheiten.* 5 Abschn. *Zeiträume der regelmäsigen Schwangerschaft.* Ganz überflüssig. 6 Abschn. *Von der Frucht und ihren Umgebungen.* Geruch und Geschmack des Fruchtwassers anzugeben, war überflüssig; das falsche Fruchtwasser geht nicht immer mit dem wahren gleichzeitig ab. Wie Sulzknoten des Nabelstranges für wahre gehalten werden sollen, ist Rec. nicht begreiflich; die Hebamme müsste mehr als dumm seyn. §. 87. Die Angabe des mütterlichen und kindlichen Theiles des Mutterkuchens ist für Hebammen überflüssig. „Man theilt den Mutterkuchen in den Körper — und in den Rand," ist unlogisch. Die innere Fläche des Mutterkuchens ist nicht, wie S. 58 gesagt wird, *eben;* man fühlt ja deutlich die Adern daran hervorstehen, und gerade darauf muss man aufmerksam machen. §. 88. Die Nabelschnur ist einen Zoll dick, passt nur auf ungewöhnliche Fälle. Einen mütterlichen und kindlichen Theil der Nabelschnur besonders anzugeben, ist ebenfalls überflüssig. S. 60 steht *Birne* statt *Biene;* so nehmen wir auch S. 166. 168 u. a. a. O. *hackenförmig* statt *hakenförmig* für Druckfehler und im 7 Abschn. *Von der Untersuchung durch das Gefühl,* §. 67, wo mehrmals *das Knie* als ein *Femininum* steht: *auf der rechten Knie, mit der linken Knie.* Nach §. 99 des Morgens im Bette einer Frau beide in kaltes Wasser getauchte Hände zugleich auf den Unterleib zu legen, möchte wohl keiner Hebamme anzurathen seyn. S. 70: „Die Grösse des Beckens in der oberen Öffnung des Beckens von vorn nach hinten kann sie erfahren, wenn sie eine Hand auf den Schaamberg, die andere auf das Kreuzbein legt, und auf die Entfernung beider Hände merkt." Wozu nützen solche Rathschläge? Die Ausmessung des Beckens hätte viel besser und bestimmter gelehrt werden sollen: denn S. 71 ist nur sehr dürftig davon die Rede; auch ist hier der Rath, Mittel-, Ring- und Ohr-Finger über den Damm wegzustrecken, zu allgemein; wenigstens kann in dieser Lage der Hand der Zeigefinger nicht dicht hinter die Schaamfuge gebracht werden, dazu müssen die genannten drey Finger in die Hohlhand gebogen und die Hand dann supinirt werden. §. 103 ist die über den Schaambeinen fühlbare Gebärmutter und die grosse Schlaffheit des Bauches ganz übergangen. Der Fall, wo eine Frau vorgeblich geboren haben will und ein neugeborenes Kind vorzeigt, ist nicht so verwickelt, als dass eine Hebamme nicht in den meisten Fällen sollte darüber urtheilen können. 9 Abschn. *Von dem Verhalten der Schwangern.* III Hauptst. *Von der regelmäsigen Geburt.* 1 Abschn. *Im Allgemeinen.* §. 108: „Sobald als die schwangere Gebärmutter den höchsten Grad ihrer Ausdehnung erreicht hat, hört die Schwangerschaft auf und fängt die Geburt an." — „Die höchste Ausdehnung fällt daher mit der ersten Zusammenziehung derselben in einem Augenblick zusammen, und hier ist die Scheidung zwischen Schwangerschaft und Geburt." Wenn das auch wirklich alles so wahr wäre, wozu das den Hebammen! §. 110: „Eine Geburt ist regelmäsig, wenn sie durch die alleinigen Kräfte der Natur angefangen und vollendet wird." Wie falsch! „Eine Geburt ist regelwidrig, wenn sie durch die blossen Kräfte der Natur entweder gar nicht, oder mit Gefahr für Mutter und Kind beendet wird." In diesem Gegensatze ist schon die Gefahr hinzugekommen; aber wenn auch bey der regelmäsigen die Nichtgefahr bemerkt wäre: so würde die erste Definition doch nicht gelten können: denn wie manche Regelwidrigkeiten kommen vor, wo die Natur allein und ohne Gefahr für Mutter und Kind fertig wird! Wie passt auch hiezu §. 201 und 202, wo es erst heisst: „die Gesichtsgeburten werden zu den regelwidrigen gerechnet," und nachher: das Gesicht liege wie es wolle: „die Hebamme warte bey guten Kräften der Gebärenden und kraftvollen Wehen ruhig ab, wie die Natur die Geburt beendigen werde. Sie wird zwar langsam, aber gewiss erfolgen." Rec. möchte bey der Stellung des Kinns nach dem Kreuzbeine hin, sehr an der Gewissheit zweifeln. 2 Abschn. *Regelmäsige Geburt insbesondere.* In der ersten

Geburtszeit ist nicht bey allen Frauen der Muttermund dünn wie Kartenpapier (S. 82), sondern nur bey Erstgebärenden. §. 127: „Die zweyte Geburtszeit begreift die wirklich anfangende Geburt." Wenn in der ersten die Geburt noch nicht angefangen ist, warum hiesse sie denn schon Geburtszeit? Unter No. 1 heisst es: „*Der Muttermund wird geöffnet*;" aber das ist er ja auch, wo es regelmäsig geht, schon bald nach den ersten Kneipwehen, und bey Mehrgebärenden schon, ehe noch irgend eine Wehe da ist. §. 128. Die Wehen der dritten Geburtszeit werden hier *wahre* Geburtswehen genannt; sind das aber nicht die der übrigen Zeiten auch? §. 120 werden die Wehen der fünften Zeit anstatt Nachgeburtswehen *Nachwehen* genannt; so pflegt man aber die in den ersten Tagen des Wochenbettes oft eintretenden schmerzhaften Zusammenziehungen zu nennen, und so werden sie auch in der Folge §. 141 und 340 hier genannt. Ein Übelstand ist es, dass in diesem Abschnitte durchaus nichts von der richtigen Lage des Kopfes in den verschiedenen Geburtszeiten, und deren Erkennung vorkommt, auch nicht einmal (was sonst so häufig geschieht) auf einen folgenden Abschnitt deshalb verwiesen wird. Einer jeden Gebärenden in der ersten Geburtszeit ein Kamillen-Klystier zu geben, selbst wenn sie — wie ausdrücklich S. 90 bemerkt wird — kurz vorher Öffnung gehabt hat, ist thöricht. Eben so wenig ist bey verzögernden Wehen allemal ein Dampfbad angezeigt. Bey dem Geburtslager auf dem Bette S. 91 ist vergessen, für Fussstützen zu sorgen. S. 98 und 99 ist noch immer zu grosse Thätigkeit bey der Lösung der Nachgeburt empfohlen. Ehe der Mutterkuchen nicht dicht hinter dem Muttermunde zu fühlen ist, sollte eine Hebamme in den gewöhnlichen Fällen gar keine Lösungsversuche machen, und auch dann nur unter gewissen Bedingungen. Abschn. 3. *Zwillingsgeburt.* Abschn. 4. *Behandlung der Entbundenen und Missbräuche im Wochenzimmer.* Räuchern mit Essig auf einem glühenden Eisenbleche, §. 138, ist weniger zu empfehlen, als blosses Sprengen mit Weinessig auf dem Boden umher. Nach §. 140 während der ersten drey Tage, selbst wenn Öffnung vorhanden ist, ein Klystier aus *abgekochten* (?) Kamillenblumen und Öl zu geben, kann Rec. keineswegs billigen; warum sollen denn die inneren Geburtstheile dadurch gebähet werden? und fliessen die Lochien nicht ohne Klystier? Das Auflegen von Milchgläsern auf die Brüste S. 110 dürfte auf dem Lande nicht allgemein thunlich seyn. Abschn. 5. *Behandlung des neugeborenen lebenden Kindes.* IV Hauptst. *Regelwidrige Geburt.* Abschn. 1. *Im Allgemeinen.* Sechs Zeilen. Abschn. 2. *Von sämmtlichen möglichen Stellungen des Kindes zur Geburt u. s. w. Die knöcherne Härte* (!) *des Brustbeins*, §. 160, dürfte wohl beym Kinde noch ziemlich mangeln, eben so wie die *stark hervorragenden* (!) *Spitzen Fortsätze der Rückenwirbel*; man vgl. ein Kindesskelet. Auch die *Höcker der Gesässbeine*, §. 162, dürften bey vorliegendem Steisse nicht sehr fühlbar seyn; wohl aber das Ende des Rückgraths, welches man allemal deutlich unter der Haut durchfühlt. Die bewegliche Kniescheibe kann bey vorliegenden Knieen kein Merkmal abgeben. Die Unterscheidungsmerkmale von Wasserblase und Kopfgeschwulst sind nirgends befriedigend angegeben; das Schlaffwerden der ersteren hört auf, wenn sie springfertig ist. §. 168 wird S. 200 wörtlich wiederholt. Abschn. 3. *Beurtheilung der Lage des Kindes und Mutterkuchens.* Auf die Richtung der Falten der Kopfhaut ist §. 170 zu viel Werth gelegt, die Näthe selbst sind sichere Merkmale. §. 176 „Sie kann also in denjenigen Fällen, wo der Mutterkuchen auf dem inneren Muttermunde liegt, auch mit Gewissheit voraussetzen, dass das Kind mit dem Unterleibe gleichfalls nach unten liegt." *Unterleib* steht hier falsch für *Bauch*, und der Satz ist bey weitem nicht allgemein wahr. Rec. fand sehr oft den Kopf dabey vorliegen. Abschn. 4. *Wichtigste Ursachen, welche die Geburt theils erschweren, theils regelwidrig machen, und Verfahren dabey.* Einspritzungen von Kamillenthee und Oel sind unzweckmäsig, weil sich beides zu wenig mengt, wenn nicht ein Pflanzenschleim dabey ist. Nach S. 131 soll Seitenlage die Geburt verzögern. Die armen Engländerinnen! Vom nöthigen Sprengen der Wasserblase bey raschen Geburten ist nichts gesagt. Bey Krampfwehen von unbekannten Ursachen den Hebammen Klystiere mit Asand (S. 135) zu überlassen, dürfte nicht zu rathen seyn; des lang anhaltenden Gestanks nicht einmal zu gedenken. Von verhärtetem Darmkothe, der, ohne in grosser Menge vorhanden zu seyn, oft schon Krampfwehen bewirkt, ist gar nichts gesagt. Beym zu späten Platzen der Eyhäute wird das Sprengen zwar angerathen, aber nicht gelehrt; das Verweisen auf §. 189 ist hier unnütz, weil da vom Sprengen bey Wendungen die Rede ist. Die Behandlung der um den Hals geschlungenen Nabelschnur ist unvollständig und unzweckmäsig. Sie zu durchschneiden, ohne erst zu unterbinden, ist ein gefährlicher Rath; wenigstens hätte das Festhalten der Enden empfohlen werden sollen. Abschn. 5. *Verschiedene Lagen der Gebärenden bey regelwidrigen Geburten.* Die Bereitung des Queerbetts ist S. 139 nur sehr unvollständig angegeben. Abschn. 6. *Wendung auf die Füsse überhaupt.* Unter den Anzeigen leidet No. 4 Ausnahmen. No. 5 ist überflüssig. Abschn. 7. *Wendung auf die Füsse insbesondere.* Um zu den Füssen zu gelangen, wird S. 148 sehr verkehrt gerathen, über den Nabel zu den Geburtstheilen u. s. w. zu gehen. *Baudelocque's* Verfahren bewährt sich in der Praxis besser, und zu den Geburtstheilen wird man in vielen Fällen gar nicht einmal kommen können. Die Füsse können nicht immer nach hinten zu den Seiten des Vorberges herabgeführt werden, wie wenn ein Arm vor und der Bauch des Kindes gegen der Mutter Bauch gewandt ist? — Übrigens ist es unzweckmäsig, dass im 6 u. 7 Abschn. nur das Wenden, und nicht die Vollendung der Geburt, die erst

viel später angegeben ist, abgehandelt wird. Da alle Wendungen am Ende auf Fufsgeburt hinauslaufen: so hätte diese schon vorher abgehandelt werden oder nun unmittelbar folgen sollen, damit die Hebamme ein Ganzes im Zusammenhange hätte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Bremen*, b. Heyse: *Untersuchungen über die Natur, Ursache und Heilung des Croup* von *Franz Home*, M. D., königl. Leibarzt u. s. w. Aus dem Engl. übers. von *F. D. Mohr*, M. D., Arzt bey den königl. holl. Armeen. Mit Vorrede und Anmerkungen von *J. A. Albers*, M. D. 1809. XVI und 66 S. 8. (10 gr.)

Eine der besseren Schriften über die häutige Luftröhrenentzündung, welche zwar schon im Jahr 1764 geschrieben worden ist, allein noch jetzt die Aufmerksamkeit aller Ärzte verdient. — Da sie im Originale in Deutschland wenig bekannt worden ist: so wird eine kurze Anzeige ihres Inhalts gewifs nicht unwillkommen seyn. Die Vorrede und Anmerkungen von D. *Albers*, die in einem etwas absprechenden Tone verfafst sind, enthalten nichts Neues. Diefs scheint Hr. *A.* auf sein gröfseres Werk über die häutige Luftröhrenentzündung, welches er darin ankündigt, und in welchem er die Arbeiten aller Schriftsteller über diesen Gegenstand zu würdigen verspricht, aufgespart zu haben. Blofs Bestätigungen oder Verneinungen der Behauptungen des Vfs. und einige unfreundliche Seitenblicke auf die von *Authenrieth* unbedingt und einzig empfohlene Anwendung des versüfsten Queckfilbers und der Effigklystiere, sind der Inhalt derselben, von welchen gelegentlich in ( ) das Wichtigste angegeben werden soll. In der Abhandlung selbst sagt der Vf. S. 1 — 8, dafs es zu bewundern sey, dafs noch kein Schriftsteller diese Krankheit beschrieben habe, da *Ettmüller* und *Roussel* eine zwar ähnliche, doch aber verschiedene Krankheit schilderen. (Das Gegentheil behauptet die Anmerk.) Sie sey übrigens eine alte Krankheit, und scheine nur dem Kinderalter eigen, und nur auf gewisse Gegenden, insonderheit die Seeküsten eingeschränkt zu seyn. (Beides verneint die Anmerk.) Hier ein Beyspiel von dem Tone der Anmerkungen zum Belege unserer obigen Behauptung! Der Vf. drückt sich so aus: „Ich sah und hörte nie von Jemanden, der nach dem 12ten Jahre davon ergriffen wurde. Anmerk. Hierin *irrt* der Vf. u. s. w." — Nein, der Vf. *irrt* nicht, *Er* sah es nicht. — Weiter unten sagt der Vf.: „sie *scheine* selten in einer weiten Entfernung von den Seeküsten gefunden u. s. w. Anmerk.: Falsch!" — Nicht falsch! Der Vf. sagt ja nur: sie *scheint selten*, u. s. w. — Von S. 9—31 folgen 12 kurze, aber gut erzählte Krankengeschichten, von denen die drey ersten Beyspiele der Luftröhrenentzündung enthalten, welche durch reichliche allgemeine und örtliche Blutausleerung, und hierauf um den Hals gelegte Blasenpflaster geheilt wurden. Die übrigen alle enthalten Fälle, wo die Krankheit tödtlich war, und die der Vf. besonders defswegen mittheilt, um durch die Erzählung des Befunds bey den Leichenöffnungen die Natur der Krankheit desto besser darzuthun. — Es wurde nie Quecksilber angewendet. — Den Beschlufs machen, von S. 33 bis zu Ende, acht Corollarien. Cor. 1. Die Diagnose dieser Krankheit sey leicht; ein eigner kreischender Ton der Stimme sey das Hauptsymptom u. s. w. Übrigens fehle alles Übelseyn; selbst der Husten sey nicht immer vorhanden. (Er fehle nie ganz, Anmerk.) Der Vf. schlägt vor, diese Krankheit *suffocatio stridula* zu nennen (gemissbilligt A.). Cor. 2. Sie scheint gewissen Altern und Jahrszeiten eigen, feuchtem kaltem Wetter u. s. w. Cor. 3. Sie habe ihren Sitz im Inneren der Luftröhre, und die vorzüglich afficirte Stelle sey der obere, hintere Theil derselben einen Zoll unter der Stimmritze. — Die Schleimdrüsen seyen der Hauptsitz derselben, und die Stimmritze sey nie entzündet (beides verneint A.). Cor. 4. Die Natur dieser Krankheit sey nicht krampfhaft, — sie bestehe in einer häufigen Absonderung der coagulablen Lymphe in den Drüsen der Luftröhre, die besonders im Kindesalter vorherrsche, der dünnere Theil werde ausgehaucht und der dickere zur Membran. (verneint. A.) Cor. 5. Es gäbe zwey verschiedene Stadia dieser Krankheit; der Urin, der während des ersten entzündlichen Stadiums dünne sey, habe im *stadio suppurationis* ein leichtes, trübes, eiterartiges Sediment (nicht immer A.) Im letzten Stadio sey die Haut vollkommen gebildet (nicht immer, A.). Cor. 6. Erklärung der Zufälle aus jener Hypothese, (Cor. 4). Die Kranken empfinden nur dann Schmerz in der Luftröhre, wenn man darnach fragt. Cor. 7. Die Gefahr sey um so gröfser, je schleichender die Krankheit in ihrem Fortgang sey, und je weniger sie sichtbare Zeichen der Gefahr bis zum Tode darbiete; wenn nicht vor dem dritten oder vierten Tag Hülfe geleistet werde, das Athmen beschwerlich, der Puls geschwind und weich, das Gesicht roth und grofse Angst da sey: dann sey die Gefahr dringend. Wenn aber von allen diesen das Gegentheil Statt finde, die Stimme natürlich sey, und nur beym Schreyen oder Husten der kreischende Ton bemerkt werde: dann sey Hülfe möglich und sicher. (Sehr gebilligt, A.) Das erste Zeichen der Besserung sey, wenn der Husten stark, rasselnd, und lösend wird. Die Membran kann ausgeworfen werden und der Kranke sterben. Cor. 8. Einige allgemeine Regeln für das Heilverfahren. Das Blutlassen im Entzündungsstadio ist von unmittelbar guter Wirkung, es mufs aber schleunig und reichlich angewendet werden, erst allgemein, dann örtlich durch Blutigel (bis zur Ohnmacht sah A. Blut lassen und allemal mit dem glücklichsten Erfolge); der Leib müsse offen erhalten werden durch Mittel, welche die Kinder gern nehmen, denn das Schreyen sey sorgfältig zu vermeiden. (Wahr. A.) Der Vf. empfiehlt Magnesie. (Calomel. A.) Nach hinlänglichem Aderlafs seyen Blasenpflaster heilsam, die vor demselben nicht den Nutzen zu leisten scheinen (sehr gebilligt) Erweichende Fomentationen u. s. w. Von Brechmitteln sah der Vf. nie Vortheil (bestätigt A.). Gelinde Diaphoretica u. s. w. — Diese Mittel nützen nicht mehr, wenn die Haut schon gebildet sey. Etwa Husten erregende? *Bronchotomie?* (Misbilligt A. „öffentlich, fährt Hr. *A.* fort, verpflichte ich mich, durch Krankengeschichten zu beweisen, dafs ich mehrere fast sterbende Kinder ohne diese Operation glücklich gerettet habe.") — Er thue es bald! Die Übersetzung ist gut; schrelle Stimme (*a shrill voice*) ist Provincialismus; statt kreischend. — Statt *Croup* würde ein deutsches Wort besser gewesen seyn. Rec. kann die in dieser Schrift geäufserten Grundsätze im Allgemeinen aus eigner Erfahrung bestätigen, und empfiehlt die Lectüre derselben jedem Arzte.

K. K. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MEDICIN.

Berlin, (ohne Angabe des Verlegers): *Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterricht für die Hebammen in den königl. preussischen Landen*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V Hauptst. *Verfahren der Hebamme bey regelwidrigen Geburten.* Aber dazu gehört ja die Wendung auch! Abschn. 1. *Übersicht aller besonderen Lagen des Kindes zur Geburt, und bestimmte Vorschriften dabey.* Eine ganz verkehrte Überschrift dieser 3 §§. Abschn. 2. *Verschiedene Stellungen des Kopfes zur Geburt.* Hier wird erst von der Normallage und ihrem Verlaufe in den verschiedenen Geburtszeiten gehandelt, welches offenbar hieher nicht gehört. Dass man, wenn die Häute zerrissen sind (zu rechter Zeit), beide Fontanellen fühle, leidet grosse Ausnahmen, die kleine ist auch für die Hebamme hinlänglich. Abschn. 3. *Fussgeburt.* §. 207 heisst es: „Ist die Hebamme vollkommen überzeugt, dass die Füsse vorliegen: so warte sie den Blasensprung ruhig ab." Früher hingegen §. 164 hiess es, „doch ist *erst nach dem Wassersprunge* Hand und Fuss deutlich zu unterscheiden." Wie reimt sich das? Die Fussgeburt selbst ist nicht durchgehends zweckmässig abgehandelt: es wird nicht einmal gesagt, unter welchen Umständen sie der Natur ganz oder doch grösstentheils überlassen werden könne; die schulgerechte *Viertel -* und *halbe Seitenwendung*, S. 167, bewirkt Rec. mit dem besten Erfolge viel früher, als das Kind bis auf's Becken geboren ist, durch stärkeres Ziehen des einen Beins in der gehörigen Richtung. Was soll, §. 210, der Mittelfinger im Munde? Nur zu leicht wird die Hebamme ihn ziehend wirken lassen! Bey der Kopfentwickelung hätte auf die grosse Erleichterung derselben durch Wehen aufmerksam gemacht werden sollen. Abschn. 4. *Von doppelter Geburt.* Bey §. 213 ist sehr viel zu erinnern, überhaupt die Furcht vor der Steissgeburt meistens unnöthig. Das hacken(haken)förmige Einsetzen der Finger bald in die eine, bald in die andere Weiche des Kindes und das Drehen des Vorderleibes nach hinten (§. 215) sind verkehrte Rathschläge. Die *unvollkommen doppelte Geburt* ist eine Schulfüchserey. Die Rückenlage §. 223 ist viel zu unvollständig abgehandelt; nicht einmal vom Unterschiede nach oder vor dem Wassersprunge, vom möglichen Hinaufschnellen des Kindes, wodurch Steiss und Füsse oft so vortheilhaft dem Muttermunde genähert werden, ist die Rede. Abschn. 6. *Schieflage des Kindes*, „wenn es gleichsam schräg in der Gebärmutter liegt, und entweder mit der Brust, dem Halse oder dem Nacken zur Geburt vorliegt." Abschn. 7. *Künstliche Hülfe bey Zwillingsgeburten.* Die Gründe für die künstliche Beendigung der zweyten Zwillingsgeburt 1. 2. 4 sind nicht triftig. Abschn. 8. *Unzeitige Geburt.* Kalte Umschläge auf den Unterleib, um Blutung bey noch geschlossenem Muttermunde zu hindern, sind in Hebammenhänden sehr gefährlich. Abschn. 9. *Frühzeitige Geburt.* Hier ist nichts von Veranlassungen zum Reissen der Eyhäute gesagt, wodurch so oft Frühgeburt entsteht. Abschn. 10. *Überzeitige Geburt.* Abschn. 11. *Lage des Mutterkuchens auf dem Muttermunde.* §. 260. 1 und S. 201 die letzten 3 Zeilen lassen sich nicht gut zusammen reimen. §. 263 geronnenes Blut aus der Mutterscheide zu nehmen, um an den Muttermund zu kommen, wird kaum nöthig seyn, da es dem vordringenden Finger leicht nachgiebt. Grosse Spannung des Muttermundes, §. 264, fand Rec. bey *placenta praevia*, die er oft behandelte, nie. Abschn. 12. *Schwierige Lösung der Nachgeburt.* Bey der Einsackung ist das Verfahren zu thätig, auf krampfstillende Mittel gar nicht hingewiesen. Droht kein Blutsturz Gefahr: so ist Eile nicht so nothwendig; die Mechanik vermehrt oft nur die Strictur. VI Hauptstück. Einige *krankhafte Zufälle der Schwangern.* 1. *Ohnmacht und Erbrechen.* 2. *Blutfluss.* 3. *Zurückbeugung der Gebärmutter.* Der zweckmässigen Seitenlage, wodurch nach Entleerung der Harnblase zuweilen allein das Übel gehoben wird, ist gar nicht gedacht. 4. *Harnverhaltung und Leibesverstopfung.* Sennesblätter würde Rec. einer Hebamme anzuwenden nie anrathen; sie wirken meistens mit Bauchgrimmen und oft unsicher. 5. *Schieflage der Gebärmutter und Hängebauch.* 6. *Behandlung der Brüche.* Wenige Zeilen, wo von der nöthigen Erkennung und möglichen Verwechselung mit anderen Zufällen, von Einklemmung u. s. w. nichts gesagt ist. 7. *Krampfadern.* 8. *Geschwulst der Füsse und Geburtstheile.* VII Hauptst. *Krankhafte Zufälle der Gebärenden und Entbundenen.* 1. *Blutung während und nach der Geburt.* Kalte Einspritzungen in die Gebärmutter sollten immer das allerletzte seyn. 2. *Durch Geburt mögliche Verletzungen der Geburtstheile.* Zerrei-

fsung der Gebärmutter fehlt. 3. *Vorfall der Gebärmutter, Mutterscheide und des Mastdarms.* Mutterzapfen sind gar nicht angegeben, die doch bey Mutter- und Mutterscheiden-Vorfällen oft besser sind als Kränze u. dgl. 4. *Umkehrung der Gebärmutter.* Zur Zurückbringung erst ein Wendelager zu bereiten, ist in den meisten Fällen unnütz, und macht nur Zeitverlust. 5. *Einige Unordnungen in der Kindbett-Reinigung.* 6. *Unterschied zwischen Kindbett-, Milch-Fieber und Nachwehen.* 7. *Brustentzündung und wunde Warzen.* Nichts vom Unterschiede zwischen Rose und anderer Entzündung, welcher doch für die Behandlung so wichtig ist. Erst warmes Kissen und Einreibung mit Mandelöl (auch bey Rose??). „Nimmt die Entzündung zu, und wird der Schmerz heftig: so ordne sie Umschläge von gekochter Hafergrütze mit Leinsamen.“ (Diess passt eben so wenig bey Rose.) 8. *Vom Selbstsäugen.* Bloss die Gegenanzeigen. Hier hätten am zweckmässigsten sogleich die beiden letzten Abschnitte von der *Ammenwahl* und dem *Pappeln* (Auffüttern) angefügt werden mögen, um mehr Zusammenhang zu haben. Übrigens ist der Krätze und der vorhandenen Menstruation bey Ammen nicht gedacht. 9. *Behandlung der Brüche nach der Geburt.* Bloss Waschen des Unterleibes mit warmem Wein oder Brantwein. 10. *Zacken.* 11. *Weisser Fluss.* 12. *Mutterbeschwerden.* VIII Hauptst. *Einige Zufälle der Frucht und der Neugeborenen.* 1. 2. Zeichen des Todes der Frucht. 3. *Scheintod.* 4. *Unterschied frühzeitiger und zeitiger Kinder.* 5. *Nothtaufe.* 6. *Missgeburten.* 7. *Kopfgeschwulst.* 8. *Gelbsucht.* Nicht so gefahrlos! 9. *Augenentzündung.* 10. *Verstopfung.* 11. *Schwämmchen.* 12. *Zuckungen.* Bey dieser Gelegenheit bemerkt Rec., dass nirgends von Zuckungen der Schwangeren und Gebärenden die Rede ist: ein grosser Mangel, da die Hebammen dadurch in grossen Schrecken versetzt werden können, meistens auch grosse Gefahr, zuweilen indess auch nur wenig oder gar keine dabey ist. 13. *Geschwulst der Brüste.* 14. *Angewachsene Zunge.* Hier hätte auch von anderen Verhinderungen des Saugens etwas gesagt werden sollen. 15. *Nabelentzündung und Bruch.* Einiges von dem angeborenen Nabelbruche wäre hier wohl eben so zweckmässig gewesen, als von manchen erwähnten Dingen. 16. *Angeschwollener Hodensack.* Bleywasser wird dagegen angerathen; Entzündung und andere Geschwulst nicht unterschieden. 17. *Blähungen und Herzgespann.* 18. *Wund- oder Frattseyn.* IX Hauptst. *Von einigen anderen nöthigen Kenntnissen.* 1. *Klystiersetzen.* 2. *Einspritzungen in Gebärmutter und Mutterscheide.* Lächerlich erscheint §. 411 der kleine Spiegel bey Selbsteinspritzungen; das Gefühl macht ihn völlig überflüssig. 3. *Harnabzapfen.* Der Katheter muss weiter als gut zolltief eingebracht werden. 4. *Bereitung der Mutterkränze.* Mutterzapfen von Leinwand mit Eichenrindenpulver gefüllt, oder Enden von Schweins- oder Kalbs-Därmen, die freylich täglich zu erneuern, aber oft sehr passend sind, hätten nicht übergangen werden sollen. 5. *Anwendung des Dampfbades, der Bähungen und Umschläge.* 6. *Ansetzen der Blutegel.* 7. *Eigenschaften der Amme.* 8. *Künstliche Ernährung.* Auf alten Zwieback bloss kochendes Wasser zu giessen und damit Kinder zu füttern, ist nicht hinreichend. Es muss sogenannter *Zucker*, nicht etwa Butterzwieback seyn, und er muss mit dem Wasser nachher unter öfterem Umrühren noch gekocht werden. Ganz zarte Kinder dürfen nur das von dem Zwiebacke abgegossene Wasser zur Nahrung haben. Feines Waizenmehl bloss mit kochendem Wasser und Fleischbrühe übergossen ist auch nicht zulässig.

Rec. hofft, dass die königl. preuss. Medicinalbehörde in dieser Kritik nicht Tadelsucht, sondern nur die Aufmerksamkeit erkennen werde, die er der Schrift um so lieber widmete, da sie allerdings zu den besseren Hebammenbüchern zu zählen ist.

C. R. W. W.

WIEN, b. Schaumburg: *Gregor Überlacher*, D. der Heilkunde und Physikus der Leopoldstadt, *über die Grundlosigkeit der ersten Schilderung der Röthel oder Kindsflecken von den Arabern.* 1803. 125 S. 8. (14 gr.)

Durch die Bemühungen eines *Werlhof*, *Gruner* u. A. war historisch erwiesen, dass die Griechen und Lateiner nichts von der hässlichen Hautkrankheit der Pocken wussten, man müsste denn, wie *Hahn* und *Triller*, manche Stelle mit Gewalt hieher ziehen (nirgends findet sich eine, den Kindsblattern angemessene Beschreibung); dass die späteren Griechen nicht einmal einen schicklichen Namen zur Bezeichnung der neuen Krankheit hatten (*Synesius* nennt sie λοιμικη, der griechische Übersetzer des *Rhases* λοιμη, *pestis; i. e. febris epidemica interficiens*; der lateinische Übersetzer *pestilentia*); dass die früheren Historiker des Occidents die Pocken nicht kannten (die *Pusulae cum dysenteria* beym *Gregorius Turonens.* passen nicht); dass die arabischen Historiker genau die Zeit bestimmen, in welcher die Pocken von den Äthiopiern nach Arabien (Jahr Chr. 572), aus Arabien nach Ägypten (J. 640) gebracht wurden (*Reiske et Fabri Opusc. med. ex monim. Arab. et Ebraeor. ed. Gruner.* Hal. 1776. obs. 1 p. 8. 9.); dass höchst wahrscheinlich von hier aus die Pocken weiter in die Abendländer verbreitet wurden. (*Sarcone's* (Von den Kinderpocken, Gött. 1782. S. 395) Muthmassung, dass die Pocken ursprünglich aus China und Japan gekommen, ist historisch unerwiesen (die späteren Zeugen sind nicht hinreichend), und *Sprengels* (Beytr. z. Gesch. d. Medic. 1 B. 1 St. Halle 1794) neueste Vermuthung, als wäre die Pest das Vehikel der Pocken gewesen, hält auch nicht Stich.)

Dem Vf. genügten diese Worte und Zeugen nicht. Er spricht den Arabern diese Ehre ab, er glaubt, die Blattern heissen nicht Kindsflecken, nicht Masern, sondern beide schlechtweg *Rötheln*; er will unter dem gemeinschaftlichen Namen Rötheln (Vorr. 4) sowohl die bloss fleckigen (*Morbilli*), als auch die blätterigen (*Variolae*) Kindsflecken verstehen. Er hat zum Beweis nicht die Stellen der Schriftsteller, son-

dern nur den allgemeinen Inhalt angegeben; aber diese Art der Beweisführung ist nicht immer die zuverlässigste. Man erinnere sich an *Girtanner* (Ven. Krankh. 1 Bd.), der, nach *Henslers* richtiger Bemerkung, aus den spanischen Schriftstellern nur excerpirte, was ihm behagte! Indessen beruft sich der Vf. auf die eingesehenen Quellen, um historisch und medicinisch in *contrarium* argumentiren zu können. Rec. empfiehlt den Kennern die Actenstücke, welche *Gruner* gesammelt hat, um bestimmen zu können, ob der Vf. richtig referirt und consequent gefolgert habe, dass Pocken und Masern einerley, und die Rötheln keine besondere Abart seyen, wie sie doch in manchen Ländern, z. B. in Schlesien, und bey verschiedenen Autoren erscheinen (*De variolis fragmenta medicorum Arabum et Graecorum*, *Jen.* 1786. *De variolis et morbillis fragmenta medicor. Arabistarum, ib.* 1790).

Doch nunmehr näher zur Schrift! 1 Abschn. *Von der mangelnden Schilderung der Röthel bey den Arabern.* Der Hauptsatz ist: „Die zwey pestartigen Ausschlagkrankheiten, *variolae et morbilli*, sind nicht zwey wesentlich verschiedene Krankheiten, sondern nur eine einzige, zufällig durch die ungleiche Leibesbeschaffenheit der Kranken eine verschiedene Gestalt, eine bessere oder schlechtere Eigenschaft erhaltende Krankheit, d. h. die Pocken." Der Beweis aus den arabischen Schriftstellern ist: „Die Araber geben einerley Ursache und Beschaffenheit, einerley Gestalt und Heilart an;" aber der Beweis ist nicht befriedigend geführt. Denn die obige Gleichförmigkeit zeigt bloss, dass die arabischen Ärzte, nach ihrer Theorie, beide Krankheiten in eine Classe setzten, in wie fern sie mit Fieber und Ausschlag verbunden waren, und, als solche, auf gleiche Art heilten (hierin handelten sie bloss consequent). Ferner sagt der Vf., dass sie das Fieber und deren gemeinschaftliche Symptome nicht gehörig trennten (das pflegt bey jeder neuen Krankheit gar leicht zu geschehen, und dennoch geben sie immer beide Krankheiten besonders an), dass sie die Pocken und Masern *Pusteln* nannten (eigentlich die Übersetzer, *variolas*, aber sie beschreiben die Masern, *Morbilli*, als kleinere, nicht über die Haut hervorragende, sich nicht hebende, hirsenförmige Pusteln, sie geben einige pathognomonische Symptome an, wodurch sie sich unterscheiden, sie nennen die Masern *variolas biliosas*, charakterisiren die Blattern als *variolas sanguineas eminentes, in altum elatas*, sie geben die Form des Ausschlags und den Ausbruch verschieden an), dass sie beide als entzündlich beschreiben und behandeln (das bezeichnet bloss die damalige Theorie, aber nicht die Einerleyheit beider Krankheiten, vielleicht bestimmte auch das Klima diese gleichlautige Bestimmung), dass die Morbillen der Araber mit unseren Rötheln keine Ähnlichkeit haben (das dürfte wohl nicht so ganz wahr seyn), weil sie keinen Husten erwähnen (die Masern erfolgen nach katarrhalischer Witterung, sie waren, als *variolae biliosae*, eben das, was bey den späteren Ärzten *morbilli catarrhales*, sie äusserten in *gurgulione asperitatem*, die *Rubeola* war *milii similis cum ad statum pervenit, non aperitur, sed fluxit*), dass die arabischen Morbillen unseren zusammenfliessenden, kleinen, flachen, langsam oder gar nicht zeitigenden Pocken gleichen (die distinctiven Zeichen der Araber deuten auf das Gegentheil), dass die Verschiedenheit der Namen nichts beweise (doch wohl, *Synesius* unterscheidet genau λοιμικὴ α und β, die Araber und Arabisten thun das Nämliche, nur die Übersetzer variiren in den Namen *Morbilli*, *Blactiae*, *Blactae*, *Roseola*), dass die späteren Ärzte die *Morbillos* für eine Abart der Pocken halten (ist nicht ganz richtig, sie trennen dieselben genauer, als die Araber, z. B. *Jo. Anglicus*, der den *Variolis* einen *rubor et tumor faciei*, den *morbillis plus de lachrymis* beylegt, *M. Scotus*, der *variolas*, *sturolas*, *fersas* distinguirt, *Jo. de Concoregio*, der die Masern unter dem Namen *sofersa*, *rosagia*, anführt, als *asperitatem quandam in cuti cum rubedine clara admixta citrinitati*, c. *minori febri*, *Ant. de Gradis*, der sie *pustulas cholericas*, *i. e. catarrhales*, *minores variolis*, nennt, *J. Salicetus*, der die Krisis der Masern zwischen den 3 — 5, der Pocken bis auf den 9 Tag setzt, *P. Pinctor* in *Aphrodis. ed. Grun.* p. 90, bey dem der *Morbillus est secunda species variolarum*), dass einige Araber von den Morbillen schweigen (sie konnten nur beschreiben, was sie gesehen hatten, und stillschweigend übergehen, was Andere hinlänglich bemerkt hatten), dass die Ärzte des 16 Jahrhunderts die Rötheln von den Morbillen unterscheiden (diese späteren Zeugen haben hier keinen Werth), dass die gallichten Morbillen des *Ysaac* von unseren Rötheln verschieden sind (nicht so sehr, als der Vf. glaubt), dass die Araber verschiedene Namen haben, *Gjadari* von den guten Pocken, *Hhasaba* von den schlechten Pocken (der Vf. lenkt im *Anhange* wieder ein; *Alsaharavius* nennt die Pocken *Algidri*, die Masern *passionem Alhasba*, sagt ausdrücklich: *differt passio alhasba a passione algidri*; *Byngezla* sagt: *morbilli et blactae, qui graece appellantur herysipela*: die Pocken sehen nicht aus, wie der *Herpes* der Alten). Der Vf. urtheilt also zu voreilig: „Es ist eine ausgemachte Sache, dass die Morbillen der Araber nicht unsere Röthel, sondern nur schlechtere Pocken waren." Er scheint noch nicht mit der Denk-, Schreib- und Erklärungs-Art der Araber ins Reine zu seyn!

Eben so geht es ihm mit der *Rubeola*, als verschieden vom *Morbillus*. Auch hier kritelt er über lateinische Worte des Mittelalters, und hilft sich mit der scheinbaren Varietät, um sagen zu können: „Durch *Rubeolae* werden so wenig unsere Röthel, als durch *Morbillus* angedeutet werden." Die Araber nahmen *Bothor apostema* in ganz anderem Sinne, als unser Vf. Er fodert von ihnen eine andere Ordnung und Bestimmung, und Rec. sieht mit Bedauern, dass er einige Araber und Arabisten wohl gemächlich durchblättert, aber nicht sorgfältig durchstudirt hat. Seine Worte sind nur scheinbar, aber nicht beweisend. Sogar die Einwürfe, die er sich S. 88 f. macht, sind nur hingeworfen, aber nicht hinlänglich durchgeführt.

2 Abschn. *Von der wirklichen Schilderung der*

Röthel vor und nach den Arabern. Der Vf. hatte vorher geläugnet, „dafs den Arabern die Schilderung der Röthel mit Recht nicht zugeschrieben werden könne," und ist jetzt in Verlegenheit, wem er sie denn beylegen solle. Er sagt, „man müsse mit einer dunkeln und zweydeutigen Schilderung zufrieden seyn." *Neganti incumbit onus probandi*, es ist daher nicht genug, zu sagen: „Ich überlasse dem Leser, welche Schilderung er für die erste erkennen will." Das heisst nicht historisch und kritisch argumentirt! Er führt den *Galen* an, wie es schon *Rhases* that, aber diese Beschreibung passt nicht auf Pocken und Masern. Er irrt gewaltig, wenn er sagt: „Die Hautschuppe kann nur eine Röthelseuche gewesen seyn." Eine unbestimmte Hautschuppe!! Was die Ärzte im 14 — 15 Jahrhunderte lehren, kann zur Entscheidung der Streitfrage über den ersten Ursprung gar nichts beytragen: denn gerade der Umstand S. 109, „dafs sie die Röthelkrankheit so schildern, wie die Araber die Morbillenkrankheit," zeigt ganz deutlich, dafs sie die arabischen Ärzte besser zu interpretiren wufsten, als der Vf.

Lächerlich ist S. 120 die Aufstellung der veralteten „Quelle der Röthelkrankheit aus dem unreinen monatlichen Geblüte." Es ist eine Hypothese der Vorzeit! Lustig ist es (Anhang S. 123) anzusehen, wie der Vf. nach allem Aufwande von paradoxer Belesenheit in Verlegenheit geräth, und sodann behauptet, „dafs die neueren arabischen Ärzte unter *Gjädari* die Pocken, unter *Hhasba* die Masern verstehen," und sich mit der lächerlichen Ausflucht hilft: „ich glaube, dafs sich der Irrthum der europäischen Ärzte auch auf die afrikanischen und asiatischen Ärzte verbreitet habe." Welcher *Salto mortale!* Woher weiss er das? Sollten die geborenen Araber nicht die medicinischen Kunstwörter der Vorfahren besser verstehen, als der Arzt in Wien? Wie und durch welchen Weg sollen jene, von den occidentalischen Ärzten und deren Schriften getrennte Ärzte die falschen Begriffe bekommen haben? Noch weniger ist des Vfs. Glaube der einzig wahre, weil die Araber „durch den Namen Hhasba die Röthelkrankheit und auch ein faules bösartiges Fieber anzeigen." Der Zeuge ist ein lebender orientalischer Geistlicher, kein Arzt: die Pocken und Masern waren und sind noch jetzt sehr oft ein sogenanntes faulicht-bösartiges Fieber. *Pestis* war, nach den Begriffen der Ärzte von *Galen* an bis ins 16 — 17 Jahrhundert, keine *pestartige Krankheit*, wie man es jetzt immer nennt, und mit der eigentlichen Pest verwechselt; sondern blofs eine starke gefährliche *Epidemie*, *Febris pestilens* war nicht Pest, sondern mit der *Febris nervosa* der neueren Ärzte einerley.

Der Vf. hat also nicht erwiesen, was er beweisen wollte, und zwar aus Unkunde der Ursprache. Er streitet über die von den Übersetzern zur Bezeichnung beider Krankheiten gebrauchten Worte, die er nicht vollkommen versteht, er stützt sich auf die barbarische Übersetzung, er setzt, und glaubt, nun sey das Gesetzte wahr. Rec. bedauert die aufgewandte Mühe, und freut sich dennoch, den Vf. auf einer so verlassenen Strafse zu finden, auf welcher er bey fernerem Studium die Wahrheit finden dürfte. Der Anfang ist wohl mit der Kenntnifs der arabischen Sprache zu machen, oder der nähere Unterricht von den Kennern der Araber einzuziehen: dann erst läfst sich ein sicherer Grund und eine haltbarere Theorie finden, als diejenige ist, die er, als Halbkenner, aufzustellen wagte.

S. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Weimar*, im Landes-Industrie-Comptoir: Dr. *Elias von Siebold's*, Prof. der Medicin und Entbindungskunst an der kurfürstlichen Julius-Universität zu Würzburg u. s. w., *Abhandlung über den neuen von ihm erfundenen Geburtsstuhl*. Mit drey Kupfertafeln. 1804. 50 S. 4. (18 gr.)

Der verdienstvolle Vf. gab durch diese Schrift einen neuen Beweis, wie sehr er auf alle Weise die Geburtshülfe zu verbessern bemüht war. Gleich Anfangs zeigt er sich als keinen blinden Verehrer des Geburtsstuhles, da er bey den Geburten, welche durch die blofsen Kräfte der Natur beendigt werden, das Bette im Allgemeinen dem Stuhle vorzieht. Die Gründe, aus welchen der Vf. den Geburtsstuhl bey Operationen für besser als das Bette hält, kann Rec. unmöglich unterschreiben, da in den Fällen, wo das Querbette viele Umstände macht, und demselben nicht die gehörig hohe Lage gegeben werden kann, auch die Anwendung des Stuhles nicht ohne grofse Unbequemlichkeit seyn dürfte. Unter den bisherigen Geburtsstühlen nennt der Vf. den von der Erfindung des verewigten *Stein* den besten, der aber auch nicht ohne beträchtliche Fehler ist, zu welchen besonders seine geringe Höhe zu rechnen, welche nicht selten die Operationen dem Geburtshelfer ausserordentlich erschweret. Um diesen und anderen Unbequemlichkeiten abzuhelfen erfand der Vf. einen Geburtsstuhl, dessen Beschreibung hier umständlich mitgetheilt wird, und welchen drey Kupfertafeln ganz und theilweise abbilden. Nach des Vfs. Meinung hat er folgende Vorzüge: 1) Dafs man das Sitzbret nach Bedürfnifs erhöhen oder erniedrigen kann. 2) Die Veränderung des Sitzbretes, welches man nicht blofs erweitern und verengern, sondern auch vor und rückwärts schieben kann. 3) Ähnliche Veränderungen der Armlehnen. 4) Veränderung der Fufstritte. 5) Die mögliche Verschliefsung des Ausschnittes. Es leidet wohl keinen Zweifel, dafs dieser Stuhl in mancher Rücksicht grofse Vorzüge vor dem Steinschen gewähren wird, dessen Mängel auch Rec., ein Schüler des verewigten Erfinders, bey vieljähriger Anwendung erfahren; allein ob die vom Vf. angegebenen Verbesserungen alle S. 48 — 50. genannten Eigenschaften eines zweckmäfsig eingerichteten Geburtsstuhles erfüllen werden, mufs Rec. dem Urtheile derjenigen überlassen, welche durch praktischen Gebrauch darüber zu richten im Stande sind. Sollte er wirklich wohl die unter No. 10 angegebene Eigenschaft eines guten Geburtsstuhles besitzen, die der Vf. selbst darein setzt, dafs man ihn leicht in kurzer Zeit und ohne vieles Geräusch aufschlagen und zusammenlegen könne? Rec., der eine ziemliche Zeit die Geburtshülfe im Gebärhause zu Wien, unter der Aufsicht des trefflichen Boers, und nachher in England und Schottland praktisch ausübte, wo man bekanntlich keine Geburtsstühle hat, mufs offenherzig gestehen, dafs er im Allgemeinen kein grofser Verehrer der Geburtsstühle ist, und vorzüglich ihren Gebrauch bey Operationen zu vermeiden sucht, wo so viele Geburtshelfer und auch der Vf. dieser Schrift ihn dem Querbett vorziehen.

M. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Dürr: *Briefe über die Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung und die Veredlung des Predigerstandes in der evangelischen Kirche mit besonderer Hinsicht auf das Land;* von einem Landprediger im königl. preuss. Herzogthum Sachsen. 1816. VI u. 257 S. 8. (16 gr.)

Rec. hat diese Schrift, die einen bisher oft besprochenen Gegenstand betrifft, nicht ohne Vergnügen und Zustimmung gelesen, wiewohl sie grösstentheils nur Andeutungen und kurze Bemerkungen enthält, und nichts von allen ausführt oder erschöpft. Auch liess sich eine Sache von so bedeutendem Umfange nicht wohl auf so wenigen Bogen gehörig abhandeln. Der Vf. berührt, mit beständiger Berücksichtigung des Gottesdienstes auf dem Lande, folgende Puncte: Ob unsere Gottesverehrung in der Kirche einer Verbesserung bedürfe; wobey denn die gewöhnliche Art des Gottesdienstes auf dem Lande, und zugleich die schlechte Behandlung desselben von Seiten der Zuhörer dargestellt wird. — Wie diesen Übeln abzuhelfen sey. Hier folgen Vorschläge, die überhaupt viel Gutes enthalten, — in Absicht der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes selbst, namentlich über den nachmittäglichen Gottesdienst auf dem Lande, in Absicht der Taufe und Confirmation, der Beichte und des Abendmahls, der Trauung und des Begräbnisses, in Absicht der Agende, in Hinsicht auf Kirchen, Orgelspiel und Gesang. Hierauf geht der Vf. zu der Frage fort: Ob nach diesen Verbesserungen viel in Absicht eines fleissigeren Kirchenbesuchs zu erwarten sey, und nachdem er diese beurtheilt hat, wendet er sich zur Erörterung der Hauptursachen der Geringschätzung der heil. Schrift und der öffentlichen Gottesverehrungen, und wie die Hochachtung gegen beide und zugleich gegen den geistlichen Stand wieder hergestellt werden könne. Diess macht den Inhalt der letzten 5 Briefe, deren in allem 20 sind, aus. Die Mittel, das Erstere zu befördern, behandelt der Vf. im 16 Briefe viel zu kurz; über die Mittel, den geistlichen Stand wieder zu heben, und zugleich über die Hauptursachen seines Verfalls, spricht er besser und ausführlicher im 17 — 20 Briefe, stets mit besonderer Hinsicht auf das Land.

Bey der ersten Frage, „ob die öffentliche Gottesverehrung der Protestanten einer Verbesserung bedürfe," kommt es hauptsächlich auf den doppelten Punct an: einmal, ob diese Gottesverehrung wirklich von *der* Beschaffenheit sey, dass man daraus eine gegründete Entschuldigung entnehmen könne, die christlichen Versammlungen zu verlassen. Diese Frage ist, unparteyisch erwogen, ohne Bedenken zu verneinen. Fragt man aber zweytens, ob nicht für das religiöse Bedürfniss unserer Zeit noch manche Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes gemacht werden *könne* und zu *wünschen* sey: so muss man eben so unbedenklich „*Ja*" antworten. Der Vf. berührt indessen das Erstere nicht genauer, erklärt eine Verbesserung des Kirchenwesens für höchst nothwendig, und giebt dann im 2 Briefe ein kleines Gemälde der gewöhnlichen Liturgie in den Kirchen, besonders auf dem Lande, das freylich nicht reizend genannt werden kann. Indess bestätigt er dadurch weiter nichts, als was schon oft ernstlich genug gesagt ist, dass es einer neuen, besseren Liturgie bedarf. Er hat ganz Recht im 3 Briefe, „dass man durchaus kein Einerley haben, und in Absicht der Liturgie dem Prediger mehr Freyheit gelassen werden müsste," aber die zu machenden Abwechselungen müssten dann auch mehr ins Wesen der Gottesverehrung selbst eingreifen, und nicht bloss in bald früherem bald späterem Intoniren und Vertauschung der einen Formel mit einer zweyten und dritten u. dgl. bestehen. Doch bemerkt er sehr richtig, dass die Predigt Hauptsache bleiben, und daher auch nicht zu kurz seyn dürfte, weil sie vornehmlich von Seiten der Belehrung angesehen und aufgefasst werden müsse, was freylich unsere neuesten Gemüthsprediger zum wahren Verderben des Gottesdienstes nur zu sehr in den Hintergrund zu rücken pflegen. Auch darin hat er nicht Unrecht, dass neben dem Gebrauche der Perikopen Jahrgänge für andere Bibeltexte zu wünschen seyen, und diese den Predigern zu wählen überlassen werden, obgleich die Evangelien sowohl, als auch die mehresten Episteln so inhaltreich sind, dass kein denkender Prediger in Verlegenheit kommen kann, bey jeder Wiederholung etwas Neues zu finden, und selbst daraus Sätze zu Vorträgen zu entnehmen, welche sich auf Zeitumstände und bestimmte Vorfälle beziehen. Rec., der selbst Prediger ist, hat schon drey Jahrgänge über freye Texte, und zwey über die Episteln gehalten, wiewohl er in seinen vormittäglichen Predigten nur

über die Evangelien zu predigen hat. Dafs aber bey freyen Texten diese einige Tage vor dem Sonntage vom Prediger der Gemeinde, vielleicht am leichtesten durch die Schulkinder, bekannt gemacht würde, möchte doch in manchem Betracht nützlich seyn. — Auch bessere Kirchengebete, und Rec. setzt hinzu kürzere und kräftigere, wünscht der Vf.; niederknieen soll man nur während des Gebetes bey besonderen festlichen und feyerlichen Veranlassungen; auch müsste es nie vorgeschrieben werden, wie z. B. an Busstagen. (Müsste aber nicht wohl ein vorgeschriebener feyerlicher allgemeiner Busstag auch hierüber eine Vorschrift haben?) — Rec. ist übrigens der Meinung, dafs zwar eine Agende eine zweckmäfsige Sammlung solcher Kirchengebete enthalten, aber dabey dem Prediger doch freygelassen werden müsse, wenn er es für gut findet, selbst entworfene Gebete, auch wohl bisweilen gute, nicht in dem gewöhnlichen Gesangbuche stehende Lieder, der Gemeinde vorzutragen. Was der Vf. über die störenden Abkündigungen nach der Predigt sagt, ist ebenfalls nicht zu übersehen. Ob aber nicht noch grössere Störung und Zerstreuung der Gemüther zu besorgen sey, wenn diese Abkündigungen und namentlich die Aufgebote schon vor dem Hauptliede geschehen, wie der Vf. will? — Wenn der Prediger diese auf eine ernste und würdige Weise einleitete: so würden sie weniger stören, vielmehr Andacht und fromme Theilnahme befördern; freylich müsste dann Alles, was nicht religiöse Beziehung hat, von der Kanzel entfernt werden. — Die Nachmittagspredigten wünscht der Vf. in Katechisationen verwandelt, und zwar mit der erwachsenen, schon confirmirten Jugend. Ganz zweckmäfsig. Überhaupt müssten auch in Städten die Nachmittagspredigten in fromme Erweckungsstunden verwandelt werden, und die Prediger mit der Vormittagspredigt, so wie mit diesen, wechseln. — Die Taufhandlung müsste entweder im Kreise der Familie oder öffentlich in der Kirche vor der Versammlung geschehen. Ganz einverstanden mit dem Vf. ist Rec. in dem, was derselbe über die Confirmation sagt. Eine zweymalige Confirmation im Jahr ist ihm stets anstöfsig gewesen, und er hat eine solche bis dahin zu vermeiden gesucht. Wenn die Consistorien den Predigern nachliessen, diejenigen Kinder, welche Ostern das vierzehnte Jahr halb vollendet haben, und die nicht nur unterrichtet genug sind, sondern bey welchen auch äufsere Umstände für eine frühere Confirmation sprechen, nach ihrem Gewissen zum Abendmahl zuzulassen, diejenigen aber, welche diese Hälfte dann noch nicht erreicht hätten, bestimmt davon auszuschlössen: so würde eine solche zweyte, oder sogenannte *Nachconfirmation* von selbst abgeschnitten. Auch was über die Beichte, und namentlich über die Sonntagsbeichte, welche in einigen Gemeinden kurz vor der Abendmahlsfeyer zu halten eingeführt ist, bemerkt wird, hat Rec. ganzen Beyfall. Sehr treffend heifst es S. 86: „Die gute Sache verliert viel dabey, wenn es nur überall auf das *Abkürzen* und *Bequemmachen* abgesehen ist. Wer sich erst des Sonnabends nicht eine Stunde zur allgemeinen Beichte einige Mal gönnen mag, der mag überhaupt noch wenig Sinn und Eifer für das Heilige haben." Und wahrlich wird bald das liebe Publicum Gelegenheit nehmen, auch die Förderung dieser Einrichtung der ohnehin schon als allgemein bekannt angenommenen Faulheit und Bequemlichkeit der Prediger zuzuschreiben. — Über die Abendmahlsfeyer scheint der Vf. nicht ganz mit sich einig zu seyn. Denn S. 90 sagt er: „Übrigens stimme ich dem Hn. D. *Tzschirner* bey, dafs die Abendmahlsfeyer nicht in öffentlicher Versammlung, sondern besonders gehalten werde." — Und doch redet er zuvor von derselben als von einer ganz öffentlichen Feyerlichkeit. — Rec. däuchte, das Abendmahl an sich am Sonntage nach der Predigt wäre an seiner rechten Stelle; die Versammlung entfernt sich, die Communicanten gehen zum Altar. Nur an der Art der Feyer selbst möchte noch Manches zu verbessern seyn, worauf der Vf. gar keine Rücksicht nimmt. Im Winter kann ja die strengste Zeit hindurch die Communion aufhören, und der Gottesdienst überhaupt kürzer eingerichtet werden. Viel Gutes und Beachtungswerthes findet sich in den Abschnitten über Trauung und Begräbnifs, über Einrichtung der Agende, über das Innere der Kirchen, und über Gesang und Orgelspiel. Doch Manches geht zu sehr ins Kleinliche, und läuft auf gleichgültige Äufserlichkeiten hinaus; oder es ist schon Sache eines jeden verständigen Pfarrers, dafs er ihm abzuhelfen suche. Wie aber, und mit welchen Kosten ihm abzuhelfen sey, darüber lassen sich mehr einzelne Gemeinen nach ihren besonderen Verhältnissen betreffende, als allgemeine und das Ganze umfassende Vorschläge thun. — Sehr richtig meint der Vf., dafs alle hier vorgeschlagenen Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes doch einen fleifsigeren Besuch desselben überhaupt nicht bewirken, dafs sie aber dessen ungeachtet nicht zu vernachläfsigen seyn möchten; in der That liegt auch das Übel tiefer. Der Note S. 144: „Manche haben gar gerathen, durch Zwangsbefehle alle höheren und niederen Beamten zur Theilnahme an den Gottesverehrungen zu nöthigen. Nein, davor bewahre uns Gott; dadurch würde das Heiligthum Andern aufgedrungen, und Spötterey und Heucheley wären die Folgen!" — will Rec. keineswegs widersprechen; aber dafs es auf kräftigere, als die von ihm vorgeschlagenen Mittel ankommt, fühlt der Vf. gewifs selbst; wenigstens ist die Meinung, nach welcher „alle notorischen Verächter des christlichen Gottesdienstes unter den Beamten von den Staatsämtern, die sie bekleiden, entfernt, und nur anerkannte Religiöse forthin zu solchen Ämtern angenommen werden sollten," — nicht so ganz verwerflich. — Am wenigsten befriedigend ist der 15 Brief über die Ursachen des Verfalls der öffentlichen Gottesverehrungen, und der 16te über die Mittel, sie wieder zu heben. In ersterer Hinsicht giebt der Vf. zwar mit Recht nicht zu, dafs diese Ursachen allein oder auch nur hauptsächlich in den Predigern selbst liegen; allein eben so einseitig will er die nach

seiner Meinung einzige, und freylich allgemeine Ursache des Verderbens, den *Zeitgeist*, lediglich auf die *Gelehrten* und *Schriftsteller* gewälzt wissen. Wie schwankend er indess in seinem Urtheil ist, ergiebt der Zusatz: „ich sage nicht von *allen*, nur von *manchen*, vielleicht (?) von *mehreren*." Dass ein Theil des Übels den Schriftstellern, und namentlich den Philosophen und sogenannten unterhaltenden Schriftstellern zur Last fällt, ist nicht zu leugnen; aber bey weitem nicht das Ganze, nicht einmal der grösste Theil. Überhandnehmender Luxus, übertriebener Hang zum Vergnügen, wie ihn keine der vorigen Zeitalter kannte, schlechte Beyspiele von oben herab, politische Veränderungen u. dgl. haben einen nicht geringen Antheil daran. — Eben so ein „*Etwas*" ist es, wenn er über die Mittel, die Achtung gegen die heilige Schrift und den öffentlichen Gottesdienst wiederzubringen, sagt, dass diese nicht in Verbesserung und sinnlicher Verherrlichung der öffentlichen Gottesverehrungen und in Annäherung an gewisse Gebräuche der kathol. Kirche (worin Rec. vollkommen mit ihm einverstanden ist), sondern darin bestehen, dass unsere Gelehrten und Schriftsteller den bösen Zeitgeist bekämpfen, und von ihnen selbst ein besserer Geist ausgehe. — Damit aber ist es wahrlich nicht gethan, und der Vf. irrt, wenn er meint, dass durch die von ihm S. 165 angegebenen Mittel zwar schon viel gewonnen, aber die Hauptsache doch jene schriftstellerische Bekämpfung des Zeitgeistes und überhaupt eine bessere Schriftstellerey sey; umgekehrt, durch diess Letztere wird allerdings Manches, das Meiste aber bey weitem durch Anwendung der von ihm zuvor nur nebenbey berührten Mittel, und durch noch manche andere, die er übersah, gewonnen werden. Weit treffender spricht der Vf. über den Predigerstand und die Mittel, ihn zu verbessern und zu heben. Sehr wahr ist es, dass der Predigerstand im Allgemeinen bey weitem moralisch besser und im Ganzen seines Amtes würdiger ist und wirkt und lebt, als vor 30 Jahren, und weiter zurück, und wo sich hie und da noch schlechte Subjecte finden, rühren sie entweder aus jenen Zeiten noch her, oder fallen dem Leichtsinn und der Gewissenlosigkeit der Behörden, welche ihnen ein solches Amt zutheilten, zur Last. Was er über die Bildung zum Predigtamte, namentlich über das Hauslehrerleben der Candidaten und über die Predigerseminarien sagt, möchte hin und wieder einige Modificationen leiden, auch fallen manche von den übrigen Vorschlägen wohl zu sehr ins Kleinliche, z. B. die in Hinsicht auf die Landwirthschaft des Predigers, seine Anstellung und den bürgerlichen Rang desselben gethan werden, bisweilen gar ins Possierliche, z. B., dass die Prediger ausser ihrem Amte, nicht bloss schwarze Unterkleider, sondern auch „einen hellgrauen Rock mit schwarzem Kragen" und „auf der linken Brust ein schwarzes Kreuz" tragen sollen. — Indess findet man doch hier viel Wahres, Gutes und Beherzigungswerthes. Zu einer Uniform der Prediger auch ausser ihrem Amte, zumal derjenigen, die der Vf. vorschlägt, möchte Rec., gerade um des Zeitgeistes willen, am wenigsten rathen. — Man sieht aus dem allen, dass der Vf. über Verbesserung des Gottesdienstes hauptsächlich auf dem Lande hier allerdings manches Nützliche mitgetheilt hat, aber in die Hauptübel, woran der öffentliche Gottesdienst an sich leidet, eben so wenig, als in die Hauptmittel, ihn zu heben und zu verbessern, eingedrungen ist.

F. Q.

LEIPZIG, b. Junius: *Excurse zum Buche Jonas.* Ein Beytrag zur Beurtheilung der neuesten Erklärungen dieses Propheten und der Berufungen auf ihn im N. T. von M. *Joh. David Goldhorn*, Katecheten und Nachmittagsprediger an der Peterskirche zu Leipzig. 1803. 204 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. hat in dieser Schrift nicht nur die Hypothesen der neueren Ausleger über das Buch Jonas, so weit es sein Plan mit sich brachte, aufgestellt, und näher beleuchtet, sondern auch seine eigene Vorstellungsart über das Ganze mit Geschmack und Scharfsinn in sechs Excursen durchgeführt. I). *Zeitalter des Buchs. Entwickelung des wahrscheinlich zum Grund liegenden Factums.* Die Missionsreise Jonas nach Ninive fällt in die früheren Regierungsjahre Jerobeams II. Die Erzählung davon, wie wir sie jetzt haben, ist Product eines langen mündlichen Hin- und Her-Erzählens; man trug sich mit der Sage auf 100 Jahre, eine Zeit, in jenen wundergläubigen Zeiten mehr als hinlänglich, um eine einfache Begebenheit in das seltsamste Wunder umzuschaffen. Mit dem Ende des israelitischen Reichs unter Hoseas wurde ein grosser Theil derselben in entfernte Gegenden des assyrischen Reichs verpflanzt. In dem jetzigen Aufenthalt der Israeliten erhielt die mündlich herumgetragene Sage ein locales Interesse für sie, da sie sich in Gegenden befanden, die Jonas in glücklicheren Tagen durchwandelt hatte. Das assyrische Reich hatte seine fortdauernde Existenz dem Muth eines Mannes aus dem jetzt gefangenen Volk zu verdanken. Wahrscheinlich war auch Jonas Name in Ninive diesem und jenem noch bekannt, wenn man auch die Begebenheit in ihren einzelnen Umständen nicht mehr kannte. Ein Israelit konnte hoffen, dass die Wiederauffrischung der Begebenheit, mit ihren einzelnen Auftritten, einen nicht ungünstigen Einfluss auf die Behandlung seiner Volksgenossen haben würde. Wahrscheinlich schrieb daher in jener Zeitperiode ein Priester, der die rechte Art der Darstellung gefunden zu haben glaubte, die Erzählung so, wie wir sie haben, auf. — Von dem eigentlichen Hergange der Sache giebt der Vf. folgende Vorstellung: Einer der assyrischen Regenten, am wahrscheinlichsten Phul, bedrohte das Land der Israeliten mit Krieg, oder hatte die Grenzen wirklich schon durch einen Unterfeldherrn besetzt. Jerobeam II wünschte durch einen Gesandten an den König das Unglück abzuwenden. Er übertrug das Geschäft Jonas, oder die-

ser nach seinem feurigen Charakter erbot sich wohl auch selbst dazu. Dieser übernahm nun die Reise, und gerieth auf den, ihm, dem Propheten, natürlichen Gedanken, den Zweck seiner Sendung wo möglich durch Hülfe religiöser Mittel zu erreichen, und als Gottgesandter aufzutreten. Auf dem Wege wurde dieser schnell und heftig empfindende Mann plötzlich von der Furcht ergriffen, dass sein Plan wahrscheinlich scheitern, und die Sache verschlimmern werde, da es auch sein eigener Einfall, nicht Jehovens Befehl, gewesen sey. Er entschloss sich also, da er auf keinen Fall nach Samarien umkehren durfte, nach Tarschisch zu gehen. Er bestieg daher in dem Hafen bey Joppe ein phönicisches Schiff, das nicht lange darauf vom Sturm überfallen wurde. Man griff zum Loose. Jonas ward ausgesetzt und dem Meere anvertraut. Wie durch ein Wunder trieb ihn der Sturm auf seinem Brete, das man ihm etwa gegeben hatte, an das nicht weit entfernte Ufer, welches die Schiffer selbst zu erreichen suchten, und an dem sie auch am Ende des Sturmes bald gelandet waren. (In einer Note meint der Vf., man könne annehmen, dass die übrigens edelmüthigen Schiffer dem Jonas wenigstens einen Anhalt würden vergönnt haben, oder dass er sich auf eines der Geräthe und Gefäse zu retten gesucht habe, die unmittelbar vor ihm über Bord geworfen worden waren.) Schon als Jonas das Loos traf, ward ihm gewiss, dass Gottes Geist wohl aus ihm gesprochen haben möchte, als er sich zur Übernahme der Gesandtschaft erbot; er ging nun seinem Ziele entgegen. Es gelang ihm, dem assyrischen König mildere Gesinnungen einzuflössen, ihn auch durch Hinweisung auf den Jehova Israels in Furcht zu setzen. Er sprach gegen die Verachtung des Jehova, mit einem Feuer, welches Aller Herzen ergriff. Der noch neue furchtsame Usurpator des gewaltsam erworbenen Reichs erschrack über diese Bewegung, und verordnete eine Supplication, die ganz im Geschmack des Orients war. Jonas zog sich hierauf gleich einer himmlischen Erscheinung zurück in die Einsamkeit. Er blieb, um zu sehen, welchen Gang die Sachen in Ninive nehmen würden. Der erste Anschein hatte mehr versprochen, und die gelassene Einwilligung in die Vereitelung der Erwartungen war ein schweres Opfer, welches Jonas der Verfügung des Jehova bringen musste. Aber dieser schien ihm selbst durch eine unerwartete Unannehmlichkeit einen sanftmüthigen Sinn einflössen zu wollen. Der unerwartete Grad von Bedauern und Schmerz, den er über den schnellen Untergang seines ihm lieb gewordenen Schattendachs bey sich selbst empfand, führte ihn ganz natürlich auf den Gedanken, wie nahe Jehova die Vertilgung einer so schönen und grossen Stadt gehen müsse. Hier endet die Erzählung, freylich sehr fragmentarisch. Die Rückreise ging wahrscheinlich sehr gewöhnlich her, und die Sage fand für ihren Hang zum Wunderbaren keine Nahrung darin, und schwieg daher. II) *Darf man das Buch Jonas als moralische Dichtung ansehen? Über biblische Fabel überhaupt.* Die bekannten Meinungen der Ausleger sind hier gehörig benutzt, zusammengestellt und geprüft worden. III) *Gehört das Buch Jonas zu den symbolischen Stücken des A. T.?* Der Vf. meint damit, ob es eine symbolische Parabel sey. Er verneint diess, und stellt in der Absicht eine Vergleichung zwischen Jonas Erzählung und den übrigen symbolischen Parabeln auf, um den Unterschied desto bemerkbarer zu machen. IV) *Das Buch Jonas muss unter die späteren hebräischen Mythen gerechnet werden.* V) *Ist das Buch Jonas aus den Fragmenten mehrerer besonderer Verfasser zusammengesetzt? Allgemeine Regeln zur Entdeckung zusammengereihter Fragmente.* Der Vf. leugnet jene Zusammensetzung aus nicht unbedeutenden Gründen gegen Nachtigall. Die auffallende Verschiedenheit der Sprache des Gebets im 2ten Cap. von der Sprache, die in den übrigen Capp. herrscht, erklärt sich Hr. *G.* auf die Art: ein späterer, um den Schein der Antiquität ängstlich besorgter Vf., und zwar ein Priester, der als solcher auch Bekanntschaft mit den dichterischen Producten der Vorzeit hatte, verfertigte diess Gebet, und vergass die gehörige Modification der für seinen Gebrauch entlehnten Stellen der Psalmen. So braucht man keinen anderen Vf. des Hymnus anzunehmen, und einen anderen Erzähler des historischen Theils. VI) *Anführungen des Jonas im N. T.* Matth. 12, 39 σημεῖον Ἰωνᾶ ist sein κήρυγμα, und dieses sein κήρυγμα hat Jesus auf sich übergetragen wissen wollen. V. 40 enthält die eigenen Ideen des Matth. über den Ausspruch Jesu, die ihm beym Schreiben einfielen. (vergl. Eichhorn Allgem. Bibl. B. VII. S. 1041 f.) Von Matth. 16, 1—4 wird der Sinn angegeben: So wie Jonas ohne weiteres Zeichen sich durch sich selbst und seinen Vortrag hinlänglich als ein Gottgesandter documentirte: so bin auch ich und meine Lehre ohne alles weitere Zeichen ein hinlänglicher Erweis meiner göttlichen Gesandtschaft. Aus Gründen, die bereits von Eichhorn, Eckermann, Grimm, aufgestellt worden sind, zeigt der Vf., wie füglich sich Jesus auf Jonas berufen konnte, wenn man auch das Traditionelle von dem Factischen zu unterscheiden habe. Diess sind die Hauptmomente dieser Schrift. Sind sie auch gleich dem Kenner bereits bekannt (denn selbst die Entwickelung der Erzählung ist nicht ganz neu), und kann man auch gleich dem Vf. nicht überall beystimmen: so ist doch diese Schrift ein brauchbares Repertorium der neuesten Erklärungen des Jonas, und bewährt den Fleiss und die gelehrten Kenntnisse ihres Verfassers.

L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

München, b. Zangl: *Glossarium Germanico-Latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis Bavaricarum*; collectum et illustratum a *Laur. de Westenrieder*, Patricio Monacensi, consiliario ecclesiastico actuali, canonico ad d. virg. et capellano aulico etc. Tomus prior. 1816. XLIV u. 696 S. Fol.

Die Erscheinung dieses Glossars verdient um so mehr unsere genaue Betrachtung, als der Vf. selbst seine Arbeit für ein gemeinsam vaterländisches Werk der Gegenwart und der Nachwelt erklärt. Als Einleitung gehen voraus einige Grundzüge der Diplomatik, die uns aber hier sehr fremdartig scheinen, gleichwie sie auch ganz ungenügend sind. Auch hätten wir statt der gegebenen, unter einander gemischten, unvollständigen Literatur der diplomatischen Lehr- und Hülfs-Bücher lieber eine reine vollständige Aufzählung der vorhandenen etymologischen Werke und Glossarien gewünscht. Es wundert uns, darunter zu vermissen: *Zaupsers* Versuch eines baierischen Idiotikons. München 1789. P. *Bernhard Stockers* zu Heil. Kreuz in Donauwörth, diplomatische Erklärung altdeutscher Wörter. Donauwörth, 1798. 8. *v. Salzberg* Entwurf eines Wörterbuchs für Praktiker. Prag, 1798. 8. *Schmidts* Westerwäldisches Idiotikon. Herborn, 1798. 8. *Höfers* Volkssprache in Östreich. Wien, 1800. 4. *v. Stade* Erläuterung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich D. Luther gebraucht. 1724 (woraus der Vf. z. B. seinen Artikeln von Äkern, Aufmutzen u. a. m. Vieles hätte beyfügen können). Das *Etymologicon Magnum*. Cambridge, 1800. 4. *Hüllmanns* hist. etymolog. Versuch über den keltisch-germanischen Volksstamm. Berlin, 1798, mit Rücksicht auf unsere Allgem. L. Z. No. 151. *Hebels* allemannische Gedichte mit dem angehängten schwäbischen Glossar. Die Materialien zur öttingischen Geschichte. Wallerstein, 1771 und 1775, mit einem Glossar, vom verstorbenen Hofrath *Lang*, dessen frühere etymologische Werke selbst *Oberlin* vielfach benutzt und unter seinen Quellen angezeigt, und endlich *Heinze* Repertorium zu *Gräters* Bragur. Leipzig, 1805. 8, mit einem allgemeinen Wörterbuch von S. 196 — 289, und einer vollständigen Literatur der vaterländischen Alterthümer aus der Zeit von 1796 — 1800 namentlich S. 572 — 384 von lauter Werken und Abhandlungen über die Wörter und Sprachkunde.

Die zwey gegebenen Tafeln alter Schrift-Alphabete sind durchaus verunglückt und missgestaltet. Alles, was über diese hieher nicht gehörige Materie zu wissen nöthig wäre, ist weit bündiger und vorzüglicher gegeben in *Mannerts* Miscellaneen meist diplomatischen Inhalts. Nürnberg 1795, ein Werk, welches der Vf. in seiner Literatur nicht einmal nennt, und in *Zinkernagels* bekanntem Handbuch Tab. I — IV. Von S. XIII — XLIV folgen einige in der Hauptsache meist schon bekannte Urkunden und Statuten, mit gedehnten und dadurch ziemlich matt gewordenen Paraphrasen, die im Grund ebenfalls in keiner eigentlichen Beziehung zum Hauptzweck des Glossars selbst stehen. Nach welchem Plan der Vf. eigentlich gearbeitet habe, ist von ihm nirgends deutlich bezeichnet, auch vermisst man in seiner Arbeit häufig die hier durchaus nothwendige Analyse der Beweisstellen, aus welchen, nicht aus dem blossen Machtspruch des Sammlers, der Sinn des Wortes von selbst hervorgehen muss; oder wenigstens hätte da, wo die Sache durch die Vorgänger schon erschöpft ist, auf diese zurückgewiesen werden sollen: eine Sache, die der Vf. gar zu ungern und selten thut, gleichwie auch seine Literatur eine etwas sehr veraltete und abgeschlossene ist. Aus dem Titel und der Bearbeitung sehen wir, dass es im Plane des Vfs. lag, unter einem und demselben Buchstaben 1) Worte der *deutschen*, 2) der *lateinischen* Urkundensprache aus dem *primo* und *medio aevo*, besonders der baierischen, und 3) selbst die baierischen *Provincialismen* aufzunehmen. Hier möchten wir freylich wissen, welche baierischen Quellen aus dem *primum aevum*, welches einzige baierische Wort, welche einzige ächte baierische Urkunde *ex primo aevo* der Vf. vor Augen gehabt haben kann, da doch selbst die sogenannten *leges Bajuvar.* das *primum aevum* weit zurücklassen. Eben so wenig können wir uns von der Zweckmäsigkeit überzeugen, deutsche und lateinische Wörter in Eine Reihe zu stellen, wozu es wohl an dem Beyspiel eines guten Vorgängers fehlt. Auch hätten die Wörter der lateinischen Urkundensprache, sofern man nicht bloss für deutsche Laien arbeiten will, auch wieder in lateinischer Sprache analysirt werden sollen; so aber ist, ausser einem, wir wissen nicht warum, lateinischen Titel, der ganze Text selbst deutsch. Die erklärten

deutschen Wörter sind nicht ein sechster Theil von dem, was man schon bey *Scherz*, die lateinischen nicht von dem der hundertste Theil, was man bey *Dufresne* findet. Vermuthlich nur, um sich hiewider einen Ausweg offen zu behalten, ist auf dem Titel *Tomus prior* gesetzt; allein nach einem solchen combinirten Plan ganz ungleichartiger Dinge wären so solcher Theile noch nicht im Stande, den *Scherz* und *Dufresne* zu ersetzen: und was läſst sich erwarten, wenn ja noch endlich einmal in einem *Tomus posterior* ein neuerdings durch alle Buchstaben laufender fragmentarischer Nachtrag geliefert werden könnte? Bey einer solchen Armuth des Ganzen ist die Einmischung der baierischen Provincialismen ein unpassender Luxus. Provincialismen, so lange sie noch im Volksausdrucke leben, sind überhaupt keine *voces obsoletae*, für welche der Vf. sein *Glossarium* bestimmt, und billiger Weise hätten doch nur solche aufgenommen werden sollen, die sich wirklich in Urkunden und Monumenten finden, aber keinesweges solche, wie *Morixeln, der Schwanz!* In welchen Reliquien des *primi* oder *medii aevi* kommen diese vor? Auch nicht Wörter, die, abgerechnet eine bloſse abweichende Accentuation, keine besonderen baierischen Provincialismen, sondern allgemein bekannte Ausdrücke der guten Schriftsprache sind, als z. B. Tandeln (statt tändeln), Zirpen, Winseln, Wimmeln; noch weniger sogleich kenntliche französische Wörter, wie Alteriren, Filou, oder italiänische, Stagat, Scharmuzza. Der gröſste Theil der angegebenen baierischen Provincialismen ist in Schwaben und der Schweiz eben so wohl bekannt, ja wohl von da eigentlich abstammend. Wären auch die Provincialismen aufzunehmen gewesen: so erfoderte es doch einen festeren Plan, *welche*. Oder warum nicht alle, die schon bey *Heumann* und *v. Zaupser* gesammelt sind? Sehr verschwenderisch ist auch die Aufnahme und Erklärung allgemein verständlicher *Abbreviaturen*, z. B. *ICti.*, *Apli.* (*apostoli*), *JHS.* (Iesus), *Jhs.* (Johannes), *Lb.* (*Libra*), Meist (Meister), Plat. (Prälat), *Tm.* (*tantum*); ferner die noch gewöhnlicheren Gerichts- und Geschäfts-Wörter: *Abigeatus*, *Desservitum*, *Falcidia*, *Trebellianica*, *Crida*, *Laus Deo*, *Latus per se*, *Moratorium*, Mortificiren, *Kataster*, Mundiren, *Netto*, Paraphernalien, *Peremtorium*, *Possessorium*, *Receptitium*, Registriren, *Repertorium*, *Risico*, *Saldo*, Succumbenzgeld, *Valuta*; gleichwie wir in einem so dünnen *Glossarium vocum obsoletarum* keinesweges die Wörter suchen würden: Fingerhut, Ochlokratie, *Opilio*, *Ostracismus*, Pallisade, *in Petto*, Plumpssack, *Poltron*, Franger, Recept, Schachbieten, Schachmatt, Spalier, Spindel, Spunt, Systole, Taschenspieler, Terzerol, Tornister, Triller, Vogelheerd, Zapfenstreich. Auch bloſse *Druckfehler* älterer Sammler erhalten Sitz und Stimme, z. B. *Priuratores*, Druckfehler in den *Mon. Boi.* statt *Procuratores*; *Vitricus* statt *Villicus*, *Vor* statt *Ver*, Frau. Endlich ist auch sehr viel verschwendet werden, durch überflüssige wörtliche Wiederholung derselben Artikel, statt bloſser Hinweisungen, z. B. Abfarth und dann später Apfahren, *Aurium Tractio*, und dann eben so weitläuftig wieder *Ohrenziehen*. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir als Beyspiele zu mehreren fragmentarisch ausgehobenen einzelnen Erinnerungen und Berichtigungen übergehen, jedoch ohne Berücksichtigung der vom Vf. angenommenen Sprachmengung, abgesondert, erstens aus der lateinischen, dann aus der deutschen Urkundensprache: *Absus* wird erklärt als ein ungebauter Mans. Wer versteht das? *Mansi absi* waren allerdings recht gut gebaut, aber im Gegensatz der *vestiti* nicht mit eigenen Mayern besetzt, sondern als Hofbau-Güter des Grundherrn benutzt. *Mansi absi sunt, qui non habent cultores, sed dominus eos in potestate habet* (*Dufresne*). *Amphora vini*, ein Saum Wein; keinesweges! Ein Saum Wein, *Sagma vini*, war wenigstens 3 Eimer. *Andetos* ist nach *Eccard* unrichtig als Kesselhaken erklärt. Es ist ein eiserner Dreyfuſs (*Bruns* Beytr. zum deutschen Recht). *Apocrisiarius* statt päpstl. Legat weit richtiger und gewöhnlicher ein Kanzler, geheimer Referendär, in den Klöstern auch der *Thesaurar*. Ob *Apostesto* wirklich ein Wort oder recht gelesen sey, bleibt noch sehr zweifelhaft. In den *Mon. Bo.* sagt am angeführten Ort ein anderer Zeuge mit den nämlichen Worten statt *injustam apostestionem*, *injustam sententiam*. *Area* ist nicht nothwendig ein *leerer Platz*, sondern häufig eine *Sölde*, ein Haus ohne Hube. *Arimanni* wird erklärt Patricier! — Es war der Stand der Freyen überhaupt, *Cives optimo jure*; Ehrenmänner gleichbedeutend mit Frank, *Bonus homo*, Gothe (*Gude*), *Rech*, *Riccus homo*, *Rachinburge*, *Friling*, *Friburger* (*Savigny* Geschichte des römischen Rechts). Daſs *Assisia* auch Gericht, Urtheil, Strafe, nicht bloſs Umgeld heiſse, ist mit keinem Wort gesagt. *Assisium* heiſst keinesweges Aufschlag, sondern ein Stadtrecht. *Auca* nicht sowohl eine zahme Gans, als das Gans-*Weibchen*, im Gegensatz des Gänserichs (*Spelmann*). Daſs unter *Autochiri* Seiltänzer und Springer verstanden werden, fehlt die Beweisstelle. Von *Baccina* hat sich das Stammwort noch erhalten: *Becken*; nicht Schüssel. *Camisiles* waren nicht Westen, sondern Hemden. *Capulare* heiſst nicht abbrechen, sondern stutzen, abkappen. *Cippatici*, vom Vf. wunderlich genug für Fuſsschellen oder Gefesselte erklärt, die man in die Weinberge zum Hofdienst abschicken soll (*cippaticos de vineis nostris ad opus nostrum mittere faciant*), sind die *Weinfechser*, *Cep de Vigne*. *Pro remedio debitorum* heiſst zu Vergebung seiner *Sünden*, von *debita*, nicht *debitores*, angeblich vom Vf. als *Verwandten* dargestellt. *Delegator*, ein Saalmann, Gewährmann, sey der Verwalter, Haushofmeister! *Dextrarius* der Sattelgaul, statt gerade umgekehrt ein köstlicheres Handpferd (*dressé*). *Dictus de* soll den alten Adel beweisen; unter dem Wort *de* und *von* behauptet der Vf. doch selbst das Gegentheil. *Drappus* ist nicht Bettlacken, sondern überhaupt ein Wollenlacken, das wollene Hemdertuch, *Drappus ad discum parandum*, das Tischtuch. Als *Annus discretionis* erklärt eine Kaſselser Urkunde von 1221 das *funfzehnte*. *Durch-*

lauchte hätten sich *dei gratia* genannt, d. i. unmittelbar, nicht aus irgend eines Menschen Gnaden. Das Wort war gleichbedeutend mit *ex dei misericordia*, dessen sich aus Demuth alle Geistlichen bedienten. *Exlex* heisst nicht ausserhalb der Verfolgung der Gesetze seyn, sondern nach einem wiederholten Verbrechen *schutzlos* werden. Was *Fundus* sey, wäre aus *Niebuhrs* röm. Geschichte ganz anders aufzufassen gewesen. *Garum* ist nicht eine Fischbrühe, sondern *Caviar*; *Gastaldus* nicht ein Kloster-Verwalter, sondern in der angeführten Urkunde der *landesherrliche* Cameral-Beamte der Grafschaft Tyrol. Nach *Inclusa* hätten auch die *Inclusi* erklärt werden sollen. Mit dem 1 Jan. fangen nur die päpstl. *Indictionen* an, die kaiserlichen aber, und so fast in allen baierischen Urkunden durchaus, gewöhnlich vom 1 oder auch 24 Sept. An die Stelle des *Judex Provincialis* ist der Vizdom keinesweges eingetreten; vielmehr war der *Judex prov.* dem Vizdom untergeben. *Juniores* seyen aus den *Söhnen* verstorbener wohlverdienter Väter gewählt worden. Allein *Junior*, Junker, ist überhaupt der Ehrentitel im Gegensatz der *Seniorum*, *Sennor*. *Junior* hiessen im Gegensatz der *Presbyteri* auch die niedrigen Geistlichen, selbst der Diaconus. *Kassatim* gehen, soll wohl eher heissen *Gassatim*, und ist nur ein scherzhafter Schul-Germanismus; so auch *Laetare Kalbskopf*. *Lie*, ein angeblich celtisches Wort statt *Locus*, ermangelt alles Beweises aus baierischen Urkunden. Lach, Loch, Leich, heisst ein Zeichen (daher Lachbäume), und *Licus*, nachher *Lieu*, ein Stunden-Zeichen. *Loculator*, Aufseher einer Landschaft, wenn es überhaupt mit dem ganzen Wort seine Richtigkeit hat, oder es nicht bloss die lateinische Übersetzung vom Namen des Zeugen *Ortner* seyn soll, bedarf noch besseren Beweises. *Mandator*, d. i. *Fidejussor*, *Executor*, in welcher Bedeutung das Wort schon im 4 Jahrhundert vorkommt, erklärt unser Vf. für — Matador im Lhombre! Bey *Marabotinus* wäre doch anzumerken gewesen, dass es eine ursprüngliche *spanische* Münze, *Maravedi*, war. *Modicum* ist nicht, wie Herr *Zierngibl* glaubte, der Aufmerksamkeit *Dufresne's* entgangen, sondern steht bey ihm unter *Modigus*, ist gleichbedeutend mit *Modius* (*Modigus de quolibet Colono*), und kann also nicht, wie Hr. Z. meint, einen *Strich Acker* bedeuten. Dass *Oppidum* so genau von *Civitas* unterschieden worden, darüber hätte man Beweisstellen aus baierischen Urkunden gewünscht. Der Vf. sagt doch S. 631 selbst, *Civitas* und *Oppidum* hätten oft dieselbe Bedeutung. *Pancharta* wird als allgemeine Handfeste erklärt. Allein was ist nun diese? *Patella* ist nicht sowohl die Salzpfanne, als der Sud daraus, *patella vulgariter dicta Sieden dipl. de* 1275. *Plumacium* (Eiderkissen) ist mit blosser Verweisung auf Eccard ohne alle Erklärung geblieben. *Polledrus* ist nicht ein Zuchthengst oder starkes Pferd, sondern ein Hengstfohlen. *Praeses* (die Citat. M. B. II ist unrichtig) bedeutet wohl niemals einen blossen Landrichter, sondern vielmehr den Gaugrafen. *Sarabatae* erklärt als *sibi viventes*, wer versteht das? Es waren Mönche. *Supani* (slavischer Abstammung) waren blosse Ortsvorsteher, nicht Häupter der Herrschaften. *Territorium* war ganz gleichbedeutend mit Hofmarkt. „*Territorium in inferiori Viepach-Hofmarchia vulgariter nuncupata.*" *dipl. de* 1297. *Togatus* als Schüler erklärt, ermangelt des bestimmten Beweises. Wir könnten wahrscheinlicher setzen *Mönch*. *Virgarii* hiessen nicht die Klosterschüler, weil sie unter der Ruthe gestanden, sondern diejenigen aus den ältesten, die bey Ceremonieen und Processionen mit Stäben einhergegangen, auch *Virgiferi* genannt. Gänzlich fehlen, was man bey einem *Glossarium vocum imprimis Bavaricarum* nicht hätte vermuthen sollen, aus dem *Breviario Staffelseensi* (M. B. VII): *Calami*, Rohrkielen zum Schreiben; *Castanea*, dunkelgrün; *Corporales*, Hostiendecken; *Dolatura*, Beil; *Epaticum*, st. *Hepaticum*; *Falciculus*, Sichel; *Falx*, Sense; *Oraria*, Wischtüchlein; *Pallium*, Altartuch; *Parata* st. *ornata*; *Planeta*, eine Kasel; *Seiga*, Beuteltuch; *Signa*, die Glocken, italiänisch *Segno*; *Tinae*, Wassergefässe; *Turabulum*, Rauchfass. Sodann aus dem *Capitulare de Villis*: *In Antea*, in Zukunft; *Caussa*, die Sache, *la chose*; *Frauda*, ein wüster Platz; *Lectaria*, Bettstellen; *Radices*, Radisen, Rettiche; *Rega* oder *Riga*, der Reihendienst; *Scutarii*, Schildmacher; *Sicera*, Obstwein; *Sirena*, Werkstatt unter der Erde; *Sulcia*, die Sulze; *Waisda*, der Waid; nicht minder alle Kräuternamen im §. 70 von *Fresenteuter in diss. de Capitulari de Villis* und in *Heumanns* Abhandlung von der Kräuterkunde der alten Deutschen fleissig erklärt. Ausserdem kommen allerdings auch in baierischen anderweiten Urkunden und Manuscripten vor, werden aber hier vergeblich gesucht: *Ascia*, Axt; *Caldarium*, Gelte; *Camba*, Back- und Brau-Haus; *Capisterium*, Sieb; *Conchae aereae*, kupferne Küchengeschirre; *Cordina*, Lederdecke; *Crater*, eine Kanne, Mass; *Dilectus*, Kanzleytitel, *Liebden* (die Fürstbischöfe waren *Venerabiles*, Herzoge und alte Fürsten *Illustres*, später auch *Spectabiles*, Grafen und kleine Fürsten *Nobiles*); *Excipere pro quadam summa pecuniae, dipl. de* 1260, so viel als *cavere*, *fidejubere*; *Farus*, eine Art grosser Leuchter oder Pechpfanne; *Ferreolum*, beschlagener Wassereimer; *Fossorium*, die Haue; *Granica*, Kornboden; *Grazzarius*, *Officia Ecclesiae nostrae Mactatoris, Cocorum duorum, duorum Granatorum, duorum Grazzariorum, pistoris et subcellarii, dipl.* 1206. *Grassarius adaptabit pistori lignum ad pistandum Stat. Fris.* 1319, entweder von *Grasellus*, ein Mass, Scheffel, der Kornmesser, oder Scheffler oder der *Grützer*, der für den Bäcker das Mehlmachen besorgen musste. *Intemerata dei Genitrix i. e. immaculata dipl. de a.* 1256; *Letza*, Abschiedsgeschenk; *Necessarius*, Abtritt; *Suitor*, Einspänniger; *Peculium*, Viehstand; *Pensum*, ein Pfund; *Rastrum*, die Spade; *Runcina*, der Hobel; *Spicarium*, der Speicher; *Toaclum*, Twele, Handtuch. — Wir gehen nun zu den deutschen Worten über, und bemerken mit Umgehung so vieles Anderen Folgendes: *Aand* soll soviel als Geist, Seele heissen; Beweisstellen dar-

über ermangeln. Dass *Abend* nicht immer den Vorabend, sondern den Festtag selbst bedeute, beruht auf einem unrichtigen Beyspiel von *Spiess* (*Helwigs* Zeitrechnung). *Ablehen*, angeblich *Appanage* bedeutend, wäre zu beweisen. *Abrichten* allein heisst keineswegs schwören. Die Erklärung ist unvollständig aus *Scherz* geschöpft, wo es heisst: *den Eid abrichten*. *Absatz*, angeblich Abnutzung der Münze, ist schon wieder ohne allen Beweis behauptet. *Ainmaad* sey Grummet; gerade umgekehrt, die *Zweymaad*, das *foenum secundum* ist das Grummet. *Anrichtig* wird erklärt durch unrichtig. Es heisst *anrügig*, und kommt her von *Rüge*, *malae famae*. *Anzannen* heisst nicht einen anweinen, sondern mit den Zähnen anblöken. *Aposchen* heisst im Schwäbischen richtiger appaschen, abpatschen, und kommt nicht her von Busch, sondern vom italiänischen *appaciare*, sich abfertigen lassen. *Arzt*, Bucharzt, als *Baucharzt* erklärt, ist possierlich; die Bucharzney war die *medicina rationalis et theoretica*. *Auflas*, angeblich Auflauf, Wiedersetzung, ist vielmehr die ganz gewöhnliche *Lehens-Refutation*, oder Kündigung der Unterthansverhältnisse. Die allegirte Urkunde besagt: Verspreche, dass ich dem Gotteshaus nicht *abfahren*, noch von der Eigenschaft meines Leibes keinerley *Auflas* mehr machen soll. Bey *Aurecht* ist aus Mangel der Beweisstellen zu zweifeln, ob es nicht vielmehr *Anrecht* zu lesen war. *Bises*, angeblich eine gewaltsame Besetzung, leiten wir wohl richtiger her von *Bisa*, brausender Wind, trockener Ostwind, in der Schweiz noch *Bise*, im Lateinischen von der Folge auch *Sterilitas* genannt, desgleichen *pestilentia*, vom Wort *Pisier*. *Annorum sterilitas, grando, violentia, dipl.* 1271.; *ex grandine sive sterilitate, vel proelio universali intolerabilis caristia, dipl.* 1273; *non obstante grandinis, sterilitatis, vel ignis periculo. dipl.* 1293; *non obstante grandine, pestilentia vel alio periculo, dipl.* 1310 Schauer; *Pises und Urlog, dipl.* 1383; *Weder Feuer, Faul Wind, Wasser, Alters Unbau, dipl.* 1412; *ob es Schauer Schlag oder Pisäss, dipl.* 1474. Dass *Dom* Gerichtsbarkeit bedeute, ist einem von *Leibnitz* sehr schlecht bewiesenen Satze, mit der neu hinzugefügten Berufung auf die *norische Sprache*, nachgeschrieben. Wer weiss etwas von einer solchen? *Dürniz*, angeblich das Frauen-Zimmer, ist vielmehr der Bauhof, lateinisch *Solarium ad dispensandum*, wo gewöhnlich die Knechte und fremden Bedienten bey Hof verpflegt wurden. — *Durchleuchtig* hätten die Baronen und Grafen geheissen; wir möchten doch einen einzigen Beweis darüber; so wie auch darüber, dass im XI Jahrhundert schon der Name *Edelknecht* vorkomme. *Gämel*, Hofgämel, können wir unmöglich für einen Pfleger oder Beamten halten, nachdem die freysinger Statuten besagen: er soll die Thüren, Fenster und Stiegen repariren, das Holz und die Zimmermannswerkzeuge verschliessen, am Fronleichnamstag die Strassen für die Procession reinigen, das Wasser sieden, die Leute vor Gericht oder Amt citiren. *Gern* heisst auch ein Stück Land, oder Ackerspitze. *Gesuch* ist eigentlich der Geldzins; *Gesucht und ungesucht, gewunnen und ungewunnen*, bezieht sich nicht auf Suchen und Finden, sondern auf den *Besuch* der Hut und Weide, oder die Wunne. *Ing* in den Orts-Namen soll Neu, klein, jüngst entstanden heissen; wir erklären es aber aus Inn, Inna, ein Haus. Inning eine Vereinigung mehrerer Häuser, gleichbedeutend mit dem Schlusswort *heim*. *Kammerguts Verbesserung* reicht weder in die Zeit des *Medii Aevi* hinauf, noch ist es sonst hieher gehörig; hingegen sind die *Kammermeister* älter, als aus dem 14 Jahrhundert. *Kern* ist nicht sowohl Waizen, als vielmehr der von der Hülse gereinigte, gegerbte Spelz. Die Erklärung von *Ketzer* ist sehr zweifelhaft und unbewiesen, und *Kracken* statt *Bracken* wohl auch nur Schreibfehler. *Knechte* hiessen auch die Söhne, z. B. „im Namen unser Kind, Knecht und Jungfrauen dipl. von 1298. *Kreyde* ist natürlicher von Kreyen, Schreyen, für Feldgeschrey zu erklären. *Latschi* stammt aus dem Slavischen, und heisst eigentlich Welsch. *Letfeigen* kommt her vom niederdeutschen Letfetti, leichtfüssig; so hiess auch in der nordischen Mythologie das Götter-Ross. *Gelutpert* kommt nicht her von *lippern*, welches gar kein Wort ist, sondern von dem heut zu Tage vor Gericht noch üblichen Wort *verlautbaren*. *Mandel* bedeutet richtiger 20 als 15. *Mordio* soll angeblich bedeuten *moriatur Dio, Deus*; wir halten es für den Lärmruf von Mord, wie Feurio von Feuer. *Mucksen* z. B. nicht muksen, kommt her von dem Abseher auf der Kugelbüchse: Mucke genannt, von der man nicht die geringste Bewegung machen darf. *Nachtbrand* ist wohl nur eine falsche Leseart statt Schachbrand. *Ohr* sey ein halber Dukaten. Beweis hierüber fehlt. *Parcifal* ein Subaltern des Herolds, ist also nicht gleichbedeutend mit demselben. *Passerer*, Scharfrichter, kommt keineswegs her von passen, lauern, sondern soll eigentlich heissen *Besserer*. *Passport* heisse eigentlich *Pass-Wort*; schwerlich; es kommt her von *Passer la Porte*. *Perüke* sey ein celtisches Wort!! Wo mag es überhaupt in einer Urkunde des *primi* oder *medii aevi* vorkommen! *Pergebend* heisst nach dem Zusammenhang der allegirten Stelle wohl eher *zehendfrey*, als der beste Zehend. *Reichslandstrass* soll das geschriebene Königsrecht oder Landrecht figürlich bedeuten. Auf alle Fälle eine höchst wunderliche und unerfindliche Erklärung. *Sälig erklären* ist eine falsche Lesart aus *Oefele*, statt ledig erklären, quittiren. *Schein-Eid* ist nicht ein Eid beym Kerzenschein, sondern ein Reinigungs-Eid auf den todten Leichnam, vom alten *Schein-Gehen* also benannt. *Schüsselleben* sey soviel als Schutzlehen! Wenn einmal der Artikel *Sonntag* aufgenommen werden sollte: so wären aus *Pilgram* alle eigenen Namen der Sonntage anzuführen gewesen; und auch diejenigen, welche demselben noch unbekannt waren, z. B. *Sonntag der müssige, vacans*, d. i. der 4te Advent.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Zangl: *Glossarium Germanico Latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis Bavaricarum*; collectum et illustratum a *Laur. de Westenrieder*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Spaltzettel sind nichts anders als die bekannten *Chartae divisae*, Zerter, Kerbbriefe. Unter *Stille* fehlt gerade eine Hauptsache: Stille Frage. *Strickreuter*, erst 1745 in Baiern aufgekommen, wörtliche Übersetzung von *Cordon*, wie kommen die ins Glossar vom Mittelalter? *Silnlich* ansehen, heisst offenbar nichts anders als *sehnlich* ansehen. *Synwel* heisst nicht ein Schild, sondern länglicht rund. *Taudregil* kommt nicht her vom Thau, sondern von Tau, ein Skapulier, Kreuz, und bedeutet einen Lahmen, der seinen Fuss in einem Band, oder an einer Krücke, Kreuz, tragen muss. Halber *Thum* heisst in der angeführten Stelle das Collegium deswegen, weil es nur mit 8 Chorherren besetzt war. *Trekschuyte*, als Traha erklärt, ist noch heut zu Tag in Holland als das Wasser-Fahrzeug bekannt, womit man in den Canälen von einer Station zur andern gezogen wird. *Urgaul* heisst nichts weniger als ein starker *Gaul*, sondern ein Schweinsbär. *Urbar* ist meist der Hauptgegensatz von Lehen; *absoluti reditus, quod vulgo sonat Urbar, et infeodati, quod vulgo sonat Mannlehen dipl. de* 1224. *Uuilz, Uilz Equus*, ist nicht ein mittelmässiges, sondern *altes Pferd*, von Wilz, Filz, *alt*, daher auch Wilzhof der Altehof. Der Brief *versarget* bleibt uns noch eine sehr zweifelhafte Leseart, die vermuthlich eher *versiegelt* hiess; gleichwie auch dem Wort *Verschöden* der Beweis ermangelt. *Vevi* halten wir nicht für Genoveve, sondern für das schwäbische *Bebi*, Barbara. *Virdung* bedeutet nicht den Schrot, sondern die Ausstückelung der Münzen. *Vizdome* kommen in Baiern auch schon früher als 1244 vor, z. B. im Jahr 1240 Graf Conrad v. Wasserburg bairischer Vizdom. *Wedel* ist der alte technische Ausdruck vom Mondwechsel. Dass es Pestilenz bedeute, mangelt der Beweis. *Westerhemd* heisst nicht ein zartes, oder ein *Freudenhemd* (?), von dem wir überhaupt keinen Begriff hätten, sondern ein *weisses* Hemd; vermöge der alten Taufformel: Nimm hin dis *wizze* Kleid. *Wild-* und *Raugrafen* sind nicht Grafen über Wild- und Jagd-Reviere, sondern über neu angelegte oder eroberte Colonieen, wo die Colonisten *Wildfänge* hiessen. *Winkel* ist wie so vielfältig ohne Beweis als ein Fürsten- oder Edeln-Haus erklärt. *Zawer* können wir unmöglich als Zauberer oder Physiker gelten lassen. *Ee er Bürger oder Zawer wird*, in den münchener Stadtgesetzen, käme sonst gar zu sonderbar heraus. *Zawer*, vom *Handwerk zawen* (s. v. Stade), sind Tagelöhner, oder beweibte Gesellen. *Ein zehntausend Maid-Tag* ist uns nirgends vorgekommen. *Ziberl* heisst eigentlich und ursprünglich ein Hühnchen. Dass *Zidalwaide* jemals eine Eichelmast bedeute, muss widersprochen werden. *Jus apibus ponendi capsulos, quod rustice Ciudelwaida dicitur, dipl. de* 1042. *Zimbererd* ist nichts anders, als das zusamgezogene Zur ebenen Erde, und *Zittelorden* notorischermassen nicht der Prämonstratenser-, sondern der Cisterzienser-Orden. Aus einer grossen Anzahl, die wir gänzlich vermissen, wollen wir nur einige, aber sämmtlich aus baierischen Urkunden, bemerken: *Findelmut*- ein verloren gegangenes Häftlein, das öffentlich verrufen und worauf ein Gulden *Vindelmut* gelegt werden. Dipl. von 1457. *Freyhels* eine Pachtung: Wir haben eingeraumt unser Freyhels und Neureut, Langdorf das Dorf, des Freyhels *heuer ausgeht*, Schwazach und Kolmbach, der zweyer Freyhels währt noch drey Jahr. Dipl. v. 1324. *Halbherr*; Ulrich Vorsthuber. Halbherr im scherginger Amt. 1477. *Hammert*; und soll auch die Pruck und das Thor und das Perfried *ob dem Hammert* pezzern; etwa Zeughaus? von Hamm, Armbrust. 1314. *Hawart*; *redemtio decimarum, quarto quolibet anno, quae vulgo Hawart dicitur* 1186. *Herkommen Leut*- die herkommen Leut bisher gewesen sind, und niemand dann uns eigenthümlich angehören. 1316. *Jungid*, junges Geflügel 1334. *Körperlicher Eid*, d. i. der mit Berührung des Corporals über die Hostie oder den Reliquien geleistet wird. — *Überdienst*, wie es scheint, eine Afterpacht. 1479. Ferner (sämmtlich aus Kochs Geschichte von Berchtesgaden): *Kaser*, Casea, auch Geusche, ein zum Theil gemauertes Wohn- und Küchen-Gebäude. *Schirn*, die Stallung. *Treet*, die Einfriedigung um Kaser und Schirn. *Asten*, eine Vor-Alpe. *Anzing*, ¼ Morgen Land. *Mais*, ein abgetriebener Waldplatz. *Olching, Elling*, ein mit

Zaun oder Graben umgebenes Feld. *Salza*, hoch. *Salzach*, Bergwasser. *Sedal*, Weideplatz, *Werfen*, ein Ort in einer Fluss- oder Thal-Krümmung. Als solche Artikel, die uns, im Vergleich anderer Vorarbeiter oder neuerer besserer Quellen, besonders ungenügend erschienen, bezeichnen wir unter andern: *Absida*, *Adramire* (man sehe dafür Dufresne), *Annaten*, *Anweiser*, *Area*, *Arpentum*, *Audientia*, *Bede*, *Etheling*, *Gewähr*, *Investitus*, *Landstände*, *Lehen*, *Ministerialis*. *Mut*, überhaupt alle Namen der Masse, wo nirgend im mindesten nur eine Grundlage des Verhältnisses oder des Inhalts mathematisch angedeutet ist; *Pandectā*, *Steuer*, *Westfälische Gerichte*. — Überhaupt möchte es nicht genügen, besonders bey der deutschen Urkundensprache, bloss abgerissene Worte aus einzelnen Urkunden zu sammeln. Es müsste noch aus technologischen Werken, aus sprachreichen altdeutschen Schriftstellern, z. E. vor vielen andern aus *Fischarts* deutscher Übersetzung von *Rabelais*, und für die Baiern vorzüglich auch aus *Aventin*, aus *Ecks* deutscher Bibel, Ingolstadt 1566, und aus der noch älteren und vorzüglicheren von *Diemberg* 1534 zu Mainz, geschöpft werden. Auch darf man bey einem baierischen Glossar nicht voraussetzen, dass sich der baierische Sprachgebrauch so scharf nach der baierischen Grenze selbst abschneide. In die baierischen Redearten spielt die italiänische und die in Kärnthen und Steyermark vorherrschend gewesene *slavische* Sprache weit herein (s. Grammatik der slavischen Sprachen in Krain, Kärnthen und Steyermark, Laibach 1808), und ohne genauere Kenntniss und Berücksichtigung des Italiänischen und Slavischen wird man immer ein einseitiger und schiefer baierischer Etymologist bleiben, gleichwie in das Schwäbische und Allemannische das Alt-Französische eingreift. Für die lateinische Urkundensprache könnte man die Sache durch das Glossarium von du Fresne, mit den Ergänzungen des Carpentier, beide zusammengezogen in Adelungs Manuale, vor der Hand als abgeschlossen halten, und man sollte sich bloss darauf beschränken, die *neuen* Zusätze aus deutschen Urkunden zu sammeln, so dass sie seiner Zeit einer neuen Ausgabe von Adelung einverleibt, oder als ein Anhang ihr nachgetragen werden könnten. Bey der altdeutschen Sprache hingegen erfoderte es wohl eine doppelte Bearbeitung: erstens ein *kritisches* Wörterbuch aus den altdeutschen Sprachdenkmalen der *Volksgedichte* und *Paraphrasen* bis zum Anfang des 13 Jahrhunderts, so wie wir es etwa von *Dumbeck* oder *Docen* erwarten möchten; sodann zweytens ein vollständiges Glossar der deutschen *Urkunden*- und *Bücher-Sprache* vom 13 Jahrhundert anfangend, bis auf die Zeiten Luthers und Aventins. In diesem müsste aber Wachter, Haltaus und Scherz zusammengeschmolzen, die Ausbeute der neueren Zeiten eingeschaltet, und der Sprachschatz der Idiotiken, wo er die Schriftsprache erklärt, mit zu Hülfe gezogen seyn. Zu einem solchen Gebrauch mag gleichwohl die Arbeit des Hn. *v. W.* aufbewahrt bleiben; in die Reihe eines selbstständigen Glossars ist sie aber nicht zu stellen, oder nur auf die entfernte Art mit dem zur Zeit noch einzigen Glossar von *Scherz* in Vergleichung zu bringen.

D. d. u. n.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Neuestes Magazin der Geographie, Geschichte, Statistik, überhaupt der genaueren Kunde Westphalens gewidmet.* Herausgegeben von D. *Arnold Mallinckrodt.* Erster Band. Erstes Heft. 1816. 6 Bog. 8. (Der ganze Jahrgang 1 Rthlr. 16 gr.)

Da Hr. *M.* seine Sammlung auf dem Titelblatte *neuestes* Magazin nennt: so hat er es vermuthlich (denn eine Vorrede findet sich nicht) an *Weddigens neues Magazin* anschliessen wollen; und wir wünschen, dass es diesem an Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der gelieferten Stücke nicht nachstehen möge, wiewohl, nach dem vorliegenden ersten zu urtheilen, dazu nicht eben grosse Hoffnung vorhanden ist. Die zweyte Abhandlung: *Über Moore und deren Anbau in Nord-Westphalen* (S. 31 — 66), von Hn. Hauptmann *Flensberg* zu Münster, ist ohne Zweifel diejenige, die am mehresten gelesen zu werden verdient. Für Ökonomie, westphälische Topographie und Sprachkunde gleich wichtig, erhebt sie sich über ihre Begleiterinnen so, *quantum lenta solent inter viburna cupressi.* Rec. beschränkt sich hier nur auf die letztere, und liefert aus ihr einige Beyträge zur Bereicherung deutscher Glossarien. — *Moortange* heissen die Sandebenen, die hie und da die Moore durchschneiden, und die bewohnten Gegenden mit einander in Verbindung setzen. (Man erkläre sich hieraus die Benennung der Veste *Burtange*.) — *Radde*, Localbenennung eines kleinen Baches im Moorland; noch kleinere werden *Rien* (*sulcus*) genannt. *Doosen*, Moorstrecken, so unzugänglich, dass sie nicht einmal von Schaafen beweidet werden können. *Fladder*, baar flüssiges Moor. *Adder*, eine Schlangenart, die von allen Sumpfamphibien allein das Moor bewohnt. (Rec. erlaubt sich hier die Bemerkung, dass *Adder* der ächt deutsche Name der Schlange (Wasserschlange) ist: *Natter* ist das Nämliche mit dem synkopirten Einheitsartikel, *an* für *ein*, *anatter*, und so heisst sie vom angelsächsischen *aattran*, vergiften; im Dänischen *Aederkop*, die Spinne, gl. *caput venenosum*.) *Sloot*, ein Graben, der aus dem urbar zu machenden Moorland das Wasser in der nächstfliessenden *Radde* leitet oder abzieht. (*Slootstein*, *vulgo Schornstein*, der steinerne Graben, der den Rauch aus unseren Gemächern abführt.) *Grüppen*, kleine, parallellaufende Gräben (*Gerippe*), die sich in den Sloot endigen. *Haarrauch* (woraus unser *Höherauch*), der stinkende, aus der, zur Urbarmachung des Moors verbrannten Heide (*Haart*) aufsteigende Rauch. *Pulsstöcke* sind Springstöcke, mit denen der Westphale mit grosser Leichtigkeit auch über 12 Fuss breite Gräben setzt. *Siele*, Schleusen zur Durchlassung des Binnenwassers queer durch die Flussbedeichung angelegt. (Dies Wort findet sich bereits in älteren Glossarien, z. B.

Kilian, der es aber unrichtig durch *aquaeductus, canalis incilis* erklärt, richtiger *Frisch* durch *Schleuse*. Im Schwedischen *Sijhl*, ein Seihekorb, vom Verbo *sijla*, durchseihen: denn diese Schleusen sind so angelegt, dass sie die eintretende Seefluth verschliesst, und das inzwischen höher angeschwollene Binnenwasser von selbst wieder öffnet; daher *Silwasser*, durchgeseihetes Wasser. — S. 57 ist die sehr richtige Bemerkung, dass in dem von allem menschlichen Umgange völlig abgeschnittenen *Saterlande* noch jetzt angelsächsisch Nationalsprache ist. Rec. bittet hier dasjenige nachzusehen, was er in den *Ergänzungsblättern* zu dieser A. L. Z. No. 44 S. 359 von der Identität der friesischen und angelsächsischen Sprache, bey Gelegenheit der von Hn. *Thorkelin* herausgegebenen *Skyldeide*, beygebracht hat. Dass diese Sprache, welche ehemals ganz Friesland gemein war, sich in dem ausser aller Communication liegenden Saterlande bis auf den heutigen Tag rein und unbefleckt erhalten, wen wollte das wundern? *Hoche* hat in seiner *Reise durch Saterland* S. 235 — 246 ein mit vieler Aufmerksamkeit geschriebenes Idiotikon abdrucken lassen, welches eben dieses beweist. So wie die Westphalen die in ihren Mooren hausende Wasserschlange *Adder* nennen: so heisst im Angelsächsischen jede Schlange *Adder*, und so im Englischen noch jetzt. S. 58 fangen die interessanten Nachrichten von dem den Deutschen fast ganz unbekannten, und ihnen doch so viel Ehre bringenden *Papenburg* an, welches jährlich über hundert Schiffe in die See schickt. — Was aus dieser Abhandlung noch über Naturgeschichte, Geologie und Ökonomie ausgezogen werden könnte, übergeht Rec., um noch ein paar Worte über die anderen hier vorkommenden Artikel zu sagen. — III. *Versuch einer neuen geographischen Bestimmung aller im Herzogthum Westphalen gewesenen Freygrafschaften und Freystühle*, S. 66 — 75, kann für die Zukunft, wegen der, durch die Ritterromane (*Kuno von Kyburg*, *Hermann von Unna*) sogar unserer Lesewelt bekannten *Vehmgerichte* wichtig werden: denn der noch zur Zeit ungenannte Vf. verspricht S. 70 deren *hundert*, mit bestimmter geographischer Gewissheit, aufzustellen. Indess werden in vorliegender Probe nur erst drey genannt: *Arnsberg* im Baumgarten, der Hauptstuhl; *Ampen* in der Soester Boerde, und *Alme*. Den Beschluss macht No. V ein *chronologisches Verzeichniss der kurcöllnischen Erzbischöfe, so weit die urkundlichen Nachrichten reichen*, welches den Lesern westphälischer Urkunden darum nicht unangenehm seyn wird, weil in ihnen, ob sie schon ohne Jahr und Tag sind, doch gewöhnlich der zur Zeit in Kölln regierende Bischof genannt wird. Noch sind zwey Abhandlungen übrig. No. I. *Über die Entstehung der Stände in einigen Provinzen Westphalens, vorzüglich in dem Münsterlande*, S. 1 — 31, und No. IIII. *Die Ordalien unserer alten Vorfahren*, S. 75 — 94, beide von Hn. *Joseph Niesert*, Pfarrer zu Velen. Beide sind minder beträchtlich. In der ersten leitet der Vf. die Stände ursprünglich von den *Reichsdienen* her, und zeigt sich als einen grossen Ständefeind. *Bernhard von Galen* nennt er S. 30 einen Fürsten, der seine Würde fühlte und sie zu behaupten wusste. Die zweyte beschränkt sich auf Feuer- und Wasser-Probe, sagt aber von beiden nichts als höchst bekannte Dinge, mit einigen Fehlern, und schlechterdings nicht hieher gehörigen Dingen verbrämt, z. B. S. 81 die *Hirpien*, die S. 83 *Hirpiennen* heissen; die Feuerprobe des Zoroaster, wo *Hyde* aus *Pelloutier* citirt wird; S. 86 ein Geschichtchen aus M. (welches man *Magister* lesen könnte) *Glycas annal. eccles.*, P. IIII, p. 298. Kurz, wenn Hr. *M.* das Machwerk dieses Pfarrers an die Spitze seiner Sammlung setzte, und er solches nicht etwa aus Ehrerbietung gegen den geistlichen Stand that: so war er wohl Horazens goldener Regel eingedenk:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitet, ut speciosa dehinc miracula promat.

Pia.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Rückblicke und Erinnerungen aus den Tagen meiner russischen Gefangenschaft.* Aus dem Tagebuche eines Deutschen. Mit zwey illum. Kupfertafeln. 1816. 132 S. 8.

Rec. erinnert sich, unter den vielen Beschreibungen der französischen Kreuz- und Jammer-Expedition in Russland, die wir haben, nicht leicht eine angenehmere Erzählung gelesen zu haben, als die gegenwärtige, bey der wirklich nichts mehr zu bedauern ist, als ihre Kürze. Der Vf. war unter den deutschen Zwangstruppen (er sagt nicht, unter welchem Contingent), welche der Versucher zum Tode in die nordischen Eisfelder schleppte, um, wenn's arg würde, — mit heiler Haut entfliehen zu können. „Indessen — sagt der Vf. — wurden Tausende Opfer der Elemente, Tausende tödtete das Schwerdt, Tausende vernichtete die strenge Kälte, Tausende rieb eine pestartige Epidemie auf, und Tausende starben des furchtbaren Hungertodes. Jede Erzählung dieser blutigen Tage, — auch die farbenreichste, bleibt nur ein schwacher Schattenriss, nur die Contur eines Gemäldes. Unsere Enkel werden die schaudervolle Kunde bezweifeln; die spätere Nachwelt (wird) der Geschichte jener Tage einen Platz unter den Dichtungen der Vorzeit einräumen." Der Erzähler lag unter den Kranken zu Wilna, als der Rückzug der Franzosen begann. In den abentheuerlichsten Aufzügen ging derselbe durch die Stadt, wie die Kupfertafel sehr interessant versinnlichet, und erhöhte die Wirkung des schrecklichen Ganzen. S. 18. „Ich sah französische Officiere in Weiber-Saloppen gehüllt, den Kopf mit einer russischen Priestermütze bedeckt, die Füsse mit Bastmatten umwickelt, den Degen in der Faust vor ihren vermummten Haufen. Ein Tambour trug das bunte Messgewand eines Popen. Die Generale hatten sich in die Costüme polnischer Juden geworfen. Die Cavallerie kam ohne Pferde, die Infante-

rie ohne Gewehre, die Artillerie ohne Kanonen an." Und diese von Hunger und Kummer bis zur Verzweiflung gebrachten Schlachtopfer, unaufhörlich von dem Schreckensrufe: *Kosaken!* allarmirt, waren der Verachtung ihres eigenen Heerführers preisgegeben, dem sie so blind anhingen, der, wie er sich ausdrückte, nicht im Geringsten verlegen war, ein Paarmalhunderttausend solcher Lumpenhunde weniger in der Welt zu wissen. Darüber lese man die kürzlich zu Paris erschienene Schrift: *Voyage par G. Gley*, mit den Erzählungen unseres Kriegsgefangenen zugleich nach. Erträglich wurde sein Schicksal durch seine praktischen Musikkenntnisse, welche ihm Freunde und Theilnehmer an seinem Schicksal erwarben. Kurze Ortsbeschreibungen wechseln mit den Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Einwohner in dem kleinen Büchlein sehr unterhaltend ab. Der Vf. erzählt sehr angenehm, weiss recht geschickt zu überraschen und den Leser in den beabsichtigten Standpunct zu setzen. Desshalb wird er gewiss recht viele Leser finden.

L. P.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Kurze Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer aus der Periode der Kirchenreformation*, nebst 280 Anekdoten aus dem (den) Leben derselben. Von M. *R. F. H. Magenau*, Pfarrer zu Nieder-Stotzingen. 1816. 222 S. 8. (16 gr.)

Die kurzen Lebensbeschreibungen von funfzehn in dem grossen sechzehnten Jahrhundert lebenden, wirkenden und waltenden Fürsten, Bischöfen, und Gelehrten, welche der Vf. der Lesewelt mittheilt, sind zweckmässig und gut erzählt. Hinter jeder stehen dazu gehörige Anekdoten, mit den angeführten Gewährsmännern, wie es sich gebührt. So lässt sich erwarten, dass das Büchlein zufriedene Leser finden werde.

L. P.

DRESDEN, gedruckt in der k. Hofbuchdruckerey: *Erinnerungen aus der sächsischen Geschichte*. Bey Gelegenheit (der öffentlichen Versteigerung zu Dresden) der Münzsammlung des Hn. *Gottfr. August Bernhardi*, von *J. G. L.* 1816. 289 S. 8.

Unter diesem Titel hat man uns den Münzauctions-Katalog der bernhardischen Sammlung auch für Geld preisgegeben, und in den Buchhandel gebracht. Die Münz-Sammlung ist, für einen Privatmann, ziemlich ansehnlich, und hat gesuchte und seltene Stücke. Was aber die dabey angebrachten Erinnerungen aus der sächsischen Geschichte betrifft (weil die sächsischen Münzen die grössere Anzahl der Sammlung ausmachen): so sind dieselben sehr dürftig, was der Vf. derselben in der Vorrede auch selbst sagt. Also lässt sich von unserer Seite die Sache auch nicht anders nehmen, als wie sie wirklich ist. Doch ist es sonderbar, jetzt noch auf Abtheilungen, wie S. XVI u. S. 46, zu stossen, oder S. XIX u. 57 noch immer *Meinungen*, statt *Meiningen*, lesen zu müssen. Die Angabe und Beschreibung der Münzen hingegen ist ziemlich genau und richtig gegeben worden. In dem Nachtrage finden wir mehrere seltene Medaillen und Schaustücke, von denen einige für Münzfreunde Abbildungen verdient hätten.

L. P.

K L E I N E   S C H R I F T E N.

GESCHICHTE. *Aarau*, b. Sauerländer: *Umriss der Geschichte des Aargaues. — Erstes Neujahrsblatt für die aargauische Jugend*, herausgegeben von der historischen Classe der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Aargau. 1816. 32 S. (5 gr.)

Eine herrliche Xenie, würdig der Geberin und der Empfängerin, wie die Scheuermannische Charte das Land nach seinen eilf Bezirken und 48 Kreisen, so die ganze Geschichte derselben und seinen Bewohner von der vermutheten Herkunft der ersten bis auf die Zeiten der letzten im Jahre 1815 darlegend, karg, aber gehaltvoll im Worte, lehrend, bildend, ermunternd zur frommen That, abmahnend von Fehlen, Trug, Irrthum, einigend in Gottesfurcht, in Treue, Kraft, und Eidesgenossen-Sinn, werth der Freyheit und so des Vaterlands. Wenn es je Sitte war, zum neuen Jahre das treue Gebilde einer geliebten Person zum Geschenk zu machen: so konnte diese Sitte nicht höher als durch ein alle verblichenen Züge erfrischendes und alle Züge der Vergangenheit und Gegenwart bis zur vollen Kenntlichkeit vereinigendes Gebilde des Vaterlands geheiligt werden, und welche Inschrift trägt es nicht? „Lebe, Sohn des Aargaues, für das Vaterland: so wird es für dich leben; an der Freyheit halte: ohne sie ist kein Vaterland; keine Familie soll herrschen: keine Stadt, keine Partey: nur das Gesetz auf Erden, Gott über Alle. Wer für Aargaues Freyheit sterben kann, ist allein würdig in ihr zu leben!"

Ds.

In No. 56 S. 65 Z. 12 von unten st. *Ode* l. *Odi*, und in No. 57 S. 2 von unten st. *Giganta cyk* l. *Gyganta cyk* d. i. *Riesen-Geschlecht*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1816.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lateinisches Lesebuch von J. S. Rosenheyn.* 1810. Erster Cursus. 106 S. Zweyter Cursus. 94 S. Dritter Cursus. 102 S. gr. 8.

2) *Wörterbuch zu J. S. Rosenheyns lateinischem Lesebuche.* 1810. 154 S. gr. 8.

3) *Gedanken über ein lateinisches Lesebuch*, zugleich als Vorrede zu dem meinigen, von *J. S. Rosenheyn.* 1810. 48 S. kl. 8. (Alle drey zusammen 1 Rthlr. 6 gr.)

Zweck und Plan dieses Lesebuchs, welches, was der Titel nicht anzeigt, mit einem dreyfachen Cursus der Grammatik begleitet ist, zeigt die No. 3 genannte Vorrede an. Wir heben das Charakteristische aus derselben aus:

Aus dem Unterschiede in dem Charakter des Lernens alter und neuer Sprachen wird gezeigt, dass der Weg der lebendigen Rede nicht der wahre Weg für die Erlernung todter Sprachen seyn könne. Wir lernen aber eine Sprache theils der Sprache selbst wegen, als eines allgemeinen Bildungsmittels des Geistes, theils um durch die Sprache das Leben des Volkes zu erkennen, dem die Sprache angehört. Daraus werden zwey Hauptgrundzüge in der Art des Erlernens einer todten Sprache hergeleitet: I. *Ein stufenweiser Elementarismus.* Dieser Elementarismus besteht darin, 1) *dass es ausgehe von den ersten Elementen der lateinischen Sprache.* Die ersten Elemente einer Sprache sind a) Wörter, b) Verhältnisszeichen (gewöhnlicher Flexion genannt; die Lehre davon Formenlehre). Von diesen beiden Elementen muss daher auch ein lateinisches Lesebuch ausgehen. Es muss den Wörterschatz öffnen, besonders sorgfältig aber den formellen Theil der Sprache üben, als wodurch das todte Wort erst Leben und Bedeutung erhält. Aber auch in der Formenlehre muss, analog den Gesetzen, wie der Mensch sich in der Kindheit entwickelt, Anfangs nur das Regelmässige seinen Platz finden. Deutlich muss in ihm gerade das Unterscheidende hervortreten, damit der Schüler lerne, worauf es beym Worte Noth thut. 2) *dass der Übergang von den ersten Elementen zu den folgenden sprunglos sey.* So wird also ein zweyter Cursus an den ersten die abweichenden Formen anreihen, und so den Ausbau der Formenlehre weiter bringen, und zu den Grundlagen der Syntaxis fortschreiten. In der letzten ist Einfachheit, Allgemeinheit, Bestimmtheit und Consequenz das Ziel. Und hier wird es zur mannichfaltigen Ausübung der Regeln Zeit seyn, zum Übersetzen ins Lateinische zu schreiten. II. *Ein allmähliches Eingehen ins römische Leben.* „Wahrlich ein Leben voll hoher Majestät, voll edler Kraft, voll heiliger Ehrfurcht gegen das Heilige, die Gottheit, Sitte, Tugend, Freyheit, Vaterland und Recht, ein Leben voll seltener Eintracht und hochherziger Aufopferung für dieses Heilige, ein Leben voll staunenerregender Beharrlichkeit." (S. 28. 29.) Das Eingehen in diess Leben wird befördert 1) *schon durch den oben aufgestellten Elementarismus.* Denn auch in den Elementen der Sprache zeigt sich das Leben des Volkes, dem sie angehört. (Freylich wird der Knabe darin das Leben noch nicht erkennen; dazu gehört schon eine gereiftere Urtheilskraft und ein tieferer Blick. Aber was er so unbewusst lernt, wird später zum Bewusstseyn erhoben werden; und dann ist der Zweck erfüllt.) 2) *Wenn das Lesebuch schon die für die niederen Zwecke der Formenlehre und Syntax zu veranstaltenden Übungen, sey es auch in scheinbarer Absichtslosigkeit, dazu benutzt, dass der jugendliche Geist Gelegenheit habe, einzelne Blicke in jene hohe Römerwelt zu werfen.* Darum müssen alle Sätze aus römischen Schriftstellern genommen werden. Hiebey warnt der Vf. aber mit Recht, dass man nicht zu früh in diesen von hochvollendeten Körpern abgetrennten Gliedern schon auf den Geist und das Leben hinweisen müsse. Denn wenn nur jeder Satz deutlich verstanden worden, und die Hauptsache gefasst sey: so werde für das Übrige Zeit und Natur schon sorgen. Solche Sätze, alle aus römischen Schriftstellern, sind daher in den beiden ersten Cursus aufgestellt, wobey mit Recht aus der Art, wie Kinder ihre Muttersprache lernen, die lange Zeit bedürfen, ehe sie zur zusammenhängenden Rede sich erheben, der zweckmässige Gebrauch solcher Sätze gegen *Gedike* gezeigt wird. „Nur in den 5 letzten Abschnitten des ersten Cursus, sagt Hr. *R.*, bin ich der Römerwelt untreu geworden. Ein paar ordentliche Erzählungen hielt ich am Ende für wichtig, damit der Knabe zu dem frohen Innewerden seiner Kräfte gelange, auf dass er ahnen lerne, welche Genüsse sein fernerer Fleiss noch hoffen dürfe, und mit der Hoffnung sein Bestre-

ben wachse. Ihm aber hier schon etwas Römisches zu geben, hielt ich gerade dieser Absicht zuwider, und habe darum aus des Hn. Dir. *Rizhaubs* Elementarwerke 25 Bändchen No. 29, 20, 12, 27 und 1 aufgenommen. Die Zahl dieser Erzählungen ist zu klein, um meiner Hauptabsicht zu schaden, und gross genug, den Endzweck zu erreichen, um dessentwillen sie da sind." 3) *Wenn es, je mehr die grammatischen Zwecke ihr Übergewicht verlieren, dem kindlichen Geiste vorzüglich das vorzulegen sucht, worin der Geist des römischen Lebens sich stärker und deutlicher regt, als anderswo.* Dahin gehört a) die vertraute Bekanntschaft mit der Wortverwandtschaft in der lateinischen Sprache: denn wer den Worten nachspürt, wird die Gedanken auch in ihren engeren Verbindungen durchschauen; b) was ein Volk über das Heilige im Leben, über Religion, Sitte, Tugend, Freyheit, Freundschaft, Wissenschaft, Vaterland und Recht gedacht, was es gethan für diese Zauberbilder einer höheren Welt, darin muss sich der Geist seines Lebens vorzugsweise offenbaren; c) im Staate eines Volkes und dessen Einrichtungen spiegelt sich das Leben des Volkes ab. — Für diesen Zweck ist schon etwas im 2 Cursus gethan, mehr aber konnte für ihn im 3 Cursus geschehen, wo die grammatischen Rücksichten bereits schon das Feld räumen. Über den Einwurf, dass durch die Zusammenlese aus so vielerley Autoren die Gleichheit des Stils verloren gegangen, äussert sich der Vf. mit heiterem Spotte S. 37 — 39.

„Als vierter Cursus (so schliesst der Vf. S. 40 die eigentliche Vorrede) würde nun ein Buch nöthig seyn, das die Geschichte Roms nach seinen eigenen Historikern, einige Lebensbeschreibungen seiner merkwürdigsten Männer und einige leichte poëtische Stücke enthielte. Sollte meine jetzige Arbeit sich einer freundlichen Aufnahme erfreuen: so könnte es sich leicht ereignen, dass ich auch diesen vierten Cursus noch ausarbeitete. Weiter aber dürfen, glaub' ich, Chrestomathieen nicht gehen. In den oberen Classen dürfen billig nur die Werke der Alten selbst ohne Zerstückelung gelesen werden. Bücher wie *Gedike's historia philosophiae antiquae, Meierotto's vita Ciceronis* u. dgl. würden zwar zu einem oben angedeuteten Zwecke sehr empfehlungswerth seyn, die Alten selbst aber können sie doch nicht ersetzen. Die hohe Einfalt in der Kunst der Composition, den Stempel der Alterthümlichkeit, und vieles Andere muss man aus ihren vollständigen Werken kennen lernen." Am Ende spricht der Vf. noch über den Plan des dazu vorgearbeiteten Wörterbuchs, weist den etwa zu machenden Vorwurf, *dieser oder jener Gedanke sey daher oder dorther genommen*, mit überzeugendem Ernste zurück, und fügt noch eine Nachschrift über einen Aufsatz des Predigers *Kästner* in den pädagogischen Verhaltungsblättern bey. Doch die gediegene Vorrede verdient ganz gelesen zu werden, um sich zu überzeugen, dass reife Überlegung den wohlerdachten Plan vorgezeichnet habe. Wenigstens kennt Rec. noch kein Werk ähnlicher Art, das einen so richtigen Gesichtspunct mit festem Blicke ins Auge gefasst habe. Wir wollen daher jetzt untersuchen, wie dieser Plan ausgeführt worden ist, indem wir kurz die Inhaltsanzeige der 3 Cursus geben, das Eigenthümliche herausheben, und einige Bemerkungen hinzusetzen.

Der *erste Cursus* fängt mit Übungen über die 5 Declinationen an. Das Wort, worauf es ankommt, ist immer durch den Druck ausgezeichnet, und die Flexionssylbe durch einen Strich vom Stamme des Wortes getrennt worden. Wo die Wortstellung der logischen Construction nicht entspricht, ist diese Letztere durch Zahlen angezeigt, z. B. *Rom-a* (1) *terr-arum* (4) *caput* (3) *fuit* (2). Auch ist die Quantität bemerkt, wo sie zweifelhaft ist. Unter den §§. stehen Bemerkungen, welche Fingerzeige zum Übersetzen für den Knaben enthalten, ohne ihn in seiner Faulheit zu bestärken. Er muss das Wörterbuch gebrauchen, kann aber alsdann in der Übersetzung nicht mehr irren. So steht z. B. bey dem Satze: *effodiuntur bulbi ante ver*, zu dem Worte *effodiuntur* folgende Note: „werden ausgegr—. *effodio*." Der Knabe muss also *effodio* aufschlagen, weil ihm das abgekürzte Wort in der Note keinen Sinn giebt. Aber wenn er es aufgeschlagen hat, ist ihm auch gleich der Satz deutlich. S. 7 — 11 sind noch neben den Regeln die Pronomina substantiva behandelt, dann folgt das Verbum *sum*, hierauf S. 12 — 27 reichliche Beyspiele über alle 4 Conjugationen; S. 27 — 32 über die Adjectiva und deren Steigerung, dann über die Pronomina adjectiva und Zahlwörter. Von S. 36 folgen Beyspiele für die Adverbia und deren Steigerung, für die Präpositionen, einige Conjunctionen mit dem Conjunctiv und Interjectionen. Den Beschluss machen S. 40 — 42 die 5 oben erwähnten Fabeln aus *Rizhaubs* Werke.

Von S. 43 bis zu Ende dieses Cursus ist die zu dem vorhergehenden Lesebuche gehörige Grammatik. §. 1 über die Aussprache der Sylben, wo uns die natürliche Quantität und der Accent verwechselt zu seyn scheint. 1 Abschnitt, vom Hauptworte (wozu auch das Pronomen substantivum gerechnet ist), §§. 2 — 16, wo in gedrängter, aber deutlicher Kürze erst die Definitionen von Hauptwort, Casus, Numerus, Declination, Geschlecht gegeben werden, dann §. 7. 8 die deutsche Declination aufgestellt wird, dann §. 9 — 13 die gewöhnlichen 5 Declinationen folgen. Von diesen 5 §§. hat jeder noch die römische Ziffer I, II, III u. s. w. über sich, wodurch auf die eben so numerirten Abschnitte im Lesebuch zurückgewiesen wird, eine Einrichtung, die auch in allen übrigen Theilen sich findet, so dass der Schüler, ehe er einen Abschnitt übersetzt, erst auf die Grammatik verwiesen wird, um sich mit den hieher gehörigen Regeln bekannt zu machen. — §. 14 — 16 enthalten die Definition und die Beugung der Pronomina substantiva. Dann folgen §. 17 — 38 Verba, und deren regelmässige Conjugation. §. 39 — 55 Adjectiva. §. 56 — 58 Adverbia. §. 59 — 62 Präpositionen. (Hier sind

noch die Präpositionen ausgelassen, welche beide Casus regieren, wahrscheinlich weil der Vf. diess als Irregularität nicht in den ersten Cursus aufnehmen wollte. Allein eine Präposition, die so unentbehrlich ist wie *in*, hätte doch wohl verdient, gleich erwähnt zu werden. §. 63 — 65 Conjunctionen, Interjectionen.

Im zweyten Cursus beginnt das Lesebuch mit Übungen über die als Substantiva gebrauchten Adjectiva; dann folgen S. 2 — 7 über die 5 Declinationen, weitere Ausführung mit Hinzufügung des Irregulären; S. 7 — 18 weitere Ausführung der 4 Conjugationen und ihrer Abweichungen von der Form; S. 18 — 21 Adjectiva; S. 21 — 23 Adverbia und Präpositionen mit doppeltem Casus. Dann S. 24 — 28 syntaktische Übungen, meistens nur Andeutungen, wo die Beyspiele im Vorhergehenden für jede Regel zu finden sind, mit Hinzufügung einiger neuen. Dann S. 29 — 32 *Narratiunculae.* S. 32 — 36 *Descriptiunculae.* S. 36 — 39 *Fabulae aesopiae* (sieben aus dem Phädrus). S. 39 — 42 *Praecepta sapientiae.* S. 43 — 45 *Sales et facetiae.* S. 45 — 49 *Epistolae.* Alle diese Abschnitte sind mühsam aus Römern zusammengelesen, nur sind 6 Briefe von *Angelus Politianus* und *Muretus* darunter, worüber man die Vorrede S. 56 vergleiche. S. 49 — 57 folgen kleine Sätze zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Von S. 57 bis zu Ende ist ein zweyter Cursus der Grammatik. Er enthält §. 1 Quantität der Sylben (auch *apricus* hat ein langes *i*). §. 2 — 11 Declination der Hauptwörter. §. 12 — 30 Verba. §. 31 — 35 Adjectiva. §. 36 — 39 Adverbia, Präpositionen. Diese 3 Abschnitte geben manche neue grammatische Ansichten. §. 40 — 56 wird die erste Grundlage der Syntaxis mitgetheilt, wozu die oben im Lesebuche angeführten Beyspiele gehören. Auch hier hat sich der Vf. eine ganz neue Bahn gebrochen; vorzüglich billigen wir, dass er erst einen ganzen Grundriss der Syntaxis, als der Kunst, einen Satz zu bilden, giebt, nach den allgemein gültigen Regeln, ohne durch viele specielle Regeln und Ausnahmen den Kopf der Knaben zu verwirren.

Der *dritte Cursus* enthält S. 1 — 9 syntaktische Übungen. S. 10 — 51 *Vocum nonnullarum origines cum quibusdam rerum ac notionum definitionibus.* Von der Bestimmung dieses Abschnittes ist schon vorher gesprochen worden, und wahrlich mit äusserster Mühe sind diese Sach- und Wort-Definitionen aus den Alten geschöpft worden, und ein genaues Studium derselben muss für den Geist des schon reiferen Knaben, zumal zur Unterscheidung der feinen Abweichungen in den Begriffen, und zur Präcision des Ausdruckes, von unendlicher Wichtigkeit seyn. Doch zollen wir diess Lob mehr den Sach-Definitionen, als den Wort-Definitionen; die Etymologie der eigenen Sprache war bey Griechen und Römern mehr ein Spiel, als gründliches Studium, und wenn wir hier aus dem Cicero lesen: *Saturnum quod saturetur annis, Jovem a juvando, Neptunum a nando,* oder aus Anderen *oppidum ab ope* u. s. w. *vocari;* so sind diess weiter nichts, als *Calembourgs* deutelnder Grammatiker, deren *Riemer* in der neuen Ausgabe des Gr. Lex. oft mit verdienter Derbheit erwähnt (z. B. unter ῥίζα), und wir hätten gewünscht, dass das jugendliche Alter solche nicht lernen müsse. — Hierauf folgt S. 52 — 61 *ex antiquitatibus Romanis quaedam.* Ein trefflich gerathener Abschnitt, da er ganz das öffentliche Leben der Römer betrifft, von dem man sich hiedurch, wenn auch zu keiner umfassenden Übersicht, doch zu herrlichen Ansichten erheben kann. S. 62 — 66 *De patria*, und *Exempla pietatis erga patriam;* zwey für die Erwärmung des jugendlichen Geistes wohlgewählte Abschnitte, so wie der folgende kurze: *Exempla continentiae.* Endlich S. 67 — 74 *Proverbia selecta*, theils aus Römern, theils aus *Erasmus* bekanntem Werke genommen. Über den entschiedenen Nutzen einer solchen Sammlung (es sind ihrer hier 120), zumal um das niedere Leben kennen zu lernen, ist wohl nur Eine Stimme. Noch folgen S. 75 — 80 wieder syntaktische Übungen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Hiezu gehört nun von S. 81 bis zu Ende ein dritter kurzer Cursus der Grammatik. Er enthält §. 1 Prosodie; §. 2 — 4 eine Nachlese über den etymologischen Theil, und zwar über die Declination, besonders §. 4 über die Bildung des Genitivs und der übrigen Casus in der dritten Declination; §. 5 syntaktische Regeln über das deutsche Pronomen *man;* §. 6. 7 über den Comparativ und Superlativ, feine Bemerkungen; besonders über den ersten; §. 8 über Ordinalzahladverbia; §. 9 — 11 kurz über Wortbildung (Derivativa) bey Substantiven, Adjectiven und Verben, um auf den Bildungsreichthum der lateinischen Sprache aufmerksam zu machen; §. 12 — 14 Composita. Von §. 15 fängt eine Nachlese der Syntaxis an, und zwar §. 16 — 23 über Sätze und Perioden (einfache, erweiterte und zusammengesetzte); §. 24 — 25 über Accusativ und Ablativ; §. 26 Conjunctiv; §. 27 — 29 Accusativ mit Infinitiv, wo uns der Vortrag des Vfs. nicht ganz Genüge gethan hat. Denn z. B. *veto te hoc facere*, und *veto, ne hoc facias*, ist, wenn nicht dem Sinne nach, doch der Darstellung des Sinnes nach (und nur auf diese darf eine Grammatik sehen) verschieden: jenes heisst: *ich verbiete Dir, diess zu thun*, d. i. *ich verbiete dir die That;* dieses aber: *ich verbiete dir die Sache, damit du sie nicht thuest.* Den Gesetzen der lateinischen (griechischen und zum Theil der deutschen Sprache) gemässer würde Rec. die Sache so vorstellen, wie sie zum Theil schon, besonders in griechischen Grammatiken, z. B. *Buttmann*, dargestellt ist: der Infinitiv ist nicht bloss Theil des Verbum, sondern er drückt auch unabhängig von Person und Zeit (d. h. der *Infinitivus praesentis*) die Idee des Verbums als abstractes Substantivum aus. So ist in *peccare est malum* bey *peccare* an gar keine Zeit gedacht. Als Substantivum kann ein solcher Infinitiv auch declinirt werden. Die griechische und deutsche Sprache kann diess vermöge ihres Artikels durch alle casus, z. B. *setz' endlich dem Scherzen ein Ziel.* Die lateinische Sprache kann den eigentlichen

Infinitiv nur als Nominativ oder Accusativ gebrauchen; in dem vorigen Beyspiele ist *peccare* reiner Nominativ, in *quis cupit bibere* ist *bibere* eben so gut Accusativ, als *librum* in *quis cupit hunc librum*. Ein solcher Infinitiv bleibt aber doch immer ein Theil eines Verbum, daher kann er, wenn seine Beschaffenheit danach ist, ein Object haben: *amare patriam bonum est*, wo *amare patriam* der Nominativ ist, so wie in *nolo bibere vinum* der verbundene Begriff *bibere vinum* den Accusativ ausmacht. Ferner kann der Infinitiv, als Theil eines Verbum sein Subject haben; und in *te amare patriam, bonum est*, und *nolo te bibere vinum* ist *te am. patr.* und *te bib. vin.* Ein verbundener Begriff, jenes als Nominativ dieses als Accusativ gesetzt. Die sogenannte Construction des Accusativs mit dem Infinitiv ist also beständig entweder Subject oder Object eines Satzes (diess letzte im Accusativ), wo der eigentliche Gegenstand der abstracte Begriff des Verbums ist, welches Verbum ein Subject bey sich hat. Wenn in einer solchen Construction das Verbum kein Subject bey sich hat: so kann der Deutsche es in allen Casus setzen, der Lateiner braucht für die übrigen Casus das Gerundium (was auch der Vf. §. 33 andeutet). Hat aber der Infinitiv sein Subject: so muss der Deutsche immer es durch einen ganzen Satz umschreiben (vielleicht in dem einzigen *lassen* ausgenommen: *lass mich das hören*), der Lateiner kann im Nominativ und Accusativ, wie vorher gesagt, immer seinen Accusativ mit dem Infin. brauchen, aber in den übrigen Casus nicht einmal das Gerundium, wogegen dem Griechen stets der Artikel aushilft. Doch wir dürfen diess hier nur kurz andeuten. — §. 30. Über die Participialconstruction. §. 31. absoluten Ablative. §. 32. Supinum. §. 33. und 34. Gerundium und dessen Verwandlung in das Particip. fut. pass. §. 35. *Pronomina reflexa*, wo wir aber den Vf. auf den Unterschied der *reflexiva* und *reciproca*, wie *Buttmann* ihn festsetzt, aufmerksam machen.

Wenn wir nun über das Ganze ein allgemeines Urtheil fällen sollen: so müssen wir gestehen, dass uns noch kein ähnliches Werk der Art vorgekommen ist, das seinen Zweck sich so deutlich vor Augen gesteckt, und diesen deutlich erkannten Zweck so beharrlich ausgeführt habe; und wir sind überzeugt, dass die Einführung dieses Buchs in die Schulen unter Anleitung eines verständigen Lehrers von dem grössten Nutzen seyn werde. Ob es eingeführt werden wird, ist eine andere Frage, da der Lehrer, der es gebrauchen will, vom alten schon seit Jahrhunderten eingeführten Herkommen sich losmachen muss, was denn doch endlich einmal Zeit seyn wird. — Zur Vollendung des Ganzen gehört nun allerdings noch ein 4ter Cursus, wovon vorher die Rede gewesen ist, weniger für das Lesebuch, denn wohl könnte der durch die ersten 3 Cursus soweit geführte Knabe schon ganze, zumal historische Werke der Römer beginnen, als für die Grammatik. Denn so richtig es ist, dass der erste Beginn der Grammatik klein seyn, aber doch das Ganze umfassen muss, und dass das, was in diesem Beginn als leeres Fach unausgefüllt blieb, nachher ausgefüllt werden muss: so nothwendig ist dann wieder ein vollständigerer Cursus der Grammatik, der Alles an seinem Orte und Alles in dem gehörigen Zusammenhange zeigt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Halle* und *Berlin*, in der Buchhandl. des Waisenhauses: *Deutsches Räthselbuch*. Eine vollständige Sammlung der besten deutschen Räthsel, Charaden und Logogriphen. Unterhaltungs-Buch für gebildete Leser. *Erster Band*. 1812. XII und 432 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel verspricht viel. Über die Vollständigkeit würde erst am Schlusse des Werkes zu sprechen seyn. Was die Verheissung des Besten betrifft: so ist diese zwar etwas unbestimmt: Rec. zweifelt aber, ob man bey aller Bescheidenheit der Ansprüche die *Charade* No. 183:

Setzt einen Fluss und wiener Dichter
Zwey Zeichen weise noch voran,
So bin ich (alle Welt sey Richter)
Ein Zaubrer ohne Talisman,
Der schaffen und verwandeln kann.
(*Napoleon*.)

oder den *Logogriphen* No. 460:

Gestachelt von der Liebe *süsse* Pein
Strebt ihr das Glück, die Wonne zu erreichen,
Mir alten Götzen unterthan zu seyn,
Und *meiner Jünger Schaar* zu gleichen;
Doch wenn die Flitterwochen weichen,
Lobt ihr den ersten Schutzherrn nicht:
Allein versetzet nur *zwey* Zeichen,
So bin ich selbst ein Lobgedicht.
(*Hymen*, *Hymne*.)

und wie diese noch viele andere, besonders anonyme Beyträge, zu den *Besten* in dieser Art werde zählen dürfen. Indessen verdient die Sammlung hauptsächlich auch aus dem in der Vorrede aufgestellten Gesichtspuncte, nämlich als ein kleiner Beytrag zur Culturgeschichte der deutschen Nation unseren Dank und freundliche Aufnahme. So die Sache genommen, steht auch das Geringe an seiner Stelle: nur hätte der Titel nicht das Beste versprechen sollen.

F. S.

Ohne Druckort: *Vertheidigung der Protestanten von Nieder-Languedoc*. Aus dem Französischen. 1815. 39 S. (5 gr.)

Die Nothwendigkeit der Vertheidigung der Protestanten ist das Siegel auf die Schwäche der Regierung. Als Protestanten bedürften sie der Vertheidigung nicht, die Regierung, die eine solche Vertheidigung für nothwendig hält, spricht sich ihr eigenes Urtheil; sie spricht sogar ihre Theilnahme an Verfolgungen aus, die — ein Seitenstück von den Zeiten *Louvois* und *La chaise's* — diese Unglücklichen (meistens angeschuldigte und nicht überwiesene Buonapartisten) trafen. — Die Rechtfertigung verdient Dank, sie ist, obgleich nicht tief, aber doch voll inniger Theilnahme. Sollte auch manche Thatsache etwas übertrieben seyn: so nimmt die verletzte Gerechtigkeit auch die verletzte Wahrheit in Schutz.

Dk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 6.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lateinisches Lesebuch von J. S. Rosenheyn*, u. s. w.

2) *Wörterbuch zu J. S. Rosenheyns lateinischem Lesebuche*, u. s. w.

3) *Gedanken über ein lateinisches Lesebuch*, zugleich als Vorrede zu dem meinigen, von *J. S. Rosenheyn*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Jetzt sey Rec. noch Eine Bemerkung vergönnt. Der Vf. hat im ersten Cursus die gewöhnliche Ordnung der Conjugationen darin geändert, dass er die früher als die 3te Conjugation aufgestellte zur 4ten macht, und umgekehrt die 4te zur 3ten. Wir können diess nicht billigen. Wenn auch ein Grund dafür vorhanden ist, dass die 3te Conjugation von den übrigen sich wesentlich unterscheidet: so würde doch eine solche Umstellung und Umbenennung nur Verwirrung in die Grammatik und in den Gebrauch der bisher nach dem alten Systeme geschriebenen Bücher bringen. Der Vf. erklärt sich in der Vorr. S. 24. 25 so darüber: „Wo ich die gewöhnliche grammatische Ordnung verlassen habe, da ist es nie ohne Grund geschehen. So hab' ich es für natürlicher gehalten, die 3 Conjugationen, deren Stämme sich auf Vocale endigen, unmittelbar neben einander zu stellen, und also aus der bisherigen 4ten Conjugation die 3te, und aus der 3ten die 4te zu machen, zumal da diese 4te so mancherley Abweichungen begünstigt, wohin besonders das die Härte auf einander folgender Consonanten mildernde Einschieben manches Vocals zwischen Stamm und Zusatz gehört. Denn ich kann mich unmöglich überreden, dass z. B. *legis*, *legit*, *lege* die eigentlichen ursprünglichen Formen sind. Alte Formen, wie *fers*, *fert*, *volt*, *fer* und dergl., berechtigen zu ganz anderen Ansichten." Dem zufolge giebt er für die Personalendungen folgende Tabelle (Vorr. S. 47; doch lassen wir hier den Imperativ aus):

Singular.

	Activ.		Passiv.
1.	o, m	i	r
2.	s	isti	ris, re
3.	t	it	tur

Plural.

	Activ.		Passiv.
1.	mus	imus	mur
2.	tis	istis	mini
3.	nt	erunt	ntur

Über die von ihm sogenannte 4te Conjugation äussert sich der Vf. (S. 77 des ersten Cursus) folgendermassen: „Der Charakter dieser Conjugation ist irgend ein Consonant, oder ein *u*. Fängt sich die Endung mit einem Consonanten an: so tritt zwischen sie und den Charakter zur Milderung der Stärke in der Aussprache ein Vocal u. s. w." Wir erlauben uns über diese Darstellung erst folgende Erinnerungen: *Alte Formen* nennen wir sonst in der Grammatik solche, die nur in älterer Sprache sich finden, und neueren Formen gewichen sind. Nun sind aber die vom Vf. angeführten Formen *fers*, *fert*, *volt*, *fer* u. s. w. einzig in der Sprache des am meisten gebildeten Zeitraums zu finden, und gerade *fere*, *dice*, *duce*, sind ältere Formen. Sie beweisen also gerade das Gegentheil, nämlich dass sie syncopirt sind aus *feris*, *ferit*, *volit*, oder apocopirt wie die Imperative. Eben so verhält es sich mit *edit* und *est*, *editur* und *estur*. Die beiden Formen *est* und *estur* konnten nur durch Syncope aus *edit* und *editur* entstehen, indem nach nothwendigem Gesetz der lateinischen Sprache d vor t in s verwandelt wird. Diese Syncope erkennen wir auch in den dreyen *vellem*, *ferrem*, *essem* statt *velerem*, *fererem*, *ederem*, wo noch im ersten und 3ten das *r* der Endung bequemerer Aussprache wegen dem ersten Consonanten sich assimilirt hat. Und was sollen wir noch an *occlusti* und ähnliche Einzelnheiten erinnern, um den Satz aufzustellen, dass ältere und Dichter-Sprache sich erlaubte, den Endungsvocal auszustossen, und so die Wörter zu verkürzen, welche Syncope in gewissen Wörtern auch die edlere Schriftsprache durchgängig beybehielt? — In der Tabelle der Personalendungen finden wir nicht passend, dass bey dem Activum dem Perfectum eine eigene Columne gewidmet ist. Wenn das i, welches dem Perfectum charakteristisch ist, mit unter den Personalendungen *isti*, *it* u. s. w. aufgeführt wird: so verdient es eben so das *ba* im Imperfect u. s. w. — Mehr Kleinigkeit ist es, dass den beiden activischen Endungen der ersten Person *o* und *m* nur die einzige passivische *r* entgegengesetzt ist; die Genauigkeit fodert *or* und *r* in *am-o*, *am-or* und *ame-m*, *ame-r*, u.

f. w. Allein wenn wir auch die erste Columne des Activums und das Schema des Passivums als *Grundendungen* annehmen: *so werden diese doch niemals unmittelbar an den Stamm des Verbi angehängt.* Gegen diese Behauptung führt uns der Vf. also seine erste, zweyte und dritte Conjugation auf, wo in *amas*, *deles*, *audis* u. f. w. die Personalendung *s* an den Stamm *amā*, *delē*, *audī* angehängt sey, und so in den übrigen Personen. In den ersten 3 Conjugationen läfst er den Stamm auf einen langen Vocal ausgehen, in der letzten auf einen Consonanten[1] oder u, und meint, in dieser sey der Vocal vor der Grundendung nur eingeschaltet, nicht wesentlich zu ihr gehörig; ein langes *e* werde vor das *b*, ein kurzes *e* vor das *r*, ein kurzes *i* vor *m*, *s*, *t* und ein *u* vor das *n* eingeschaltet. Wollten wir aber *verts*, *vertmus* in der ältesten Sprache statt *vertis*, *vertimus* uns gefallen lassen: so möchte doch wohl *vertnt*, *texnt* und Ähnliches dem Vf. selbst nicht zusagen. Diese Endung *unt* als Endung der 3 Perf. plur. anzunehmen, ist der Vf. in seiner 3ten Conjugation auch stillschweigend gezwungen: denn während er *dele--o --s --t --mus --tis --nt* aufzeichnet, kann er hier doch nicht anders als *audi--o --s --t --mus --tis --unt* darstellen, ohne zu behaupten, dafs dieses *u* sich hier auch nur eingeschlichen habe. Ferner zu glauben, dafs in *tex--ē--bam* das lange *e* auf ähnliche Weise eingeschaltet sey, verhindert uns *audiebam*, wo wir es auch hinter dem Stamme im Anfang der Endung sehen. Gegen die Annahme nun, dafs ein langes *a*, *e*, *i* Charakter jener 3 Conjugationen sey, spricht *deleo*, *deleam*, *deleas* u. f. w. *audio*, *audiam*, *audiebam* u. f. w., wo nur immer der kurze Vocal erscheint. Diefs sind innere Schwierigkeiten, womit die Darstellung des Vfs. zu kämpfen hat. Rec. wird hier seine Ansicht der ganzen lateinischen Conjugation in ein paar Grundzügen darstellen.

1 Der Stamm jedes Verbi kann sich entweder auf einen Consonanten, oder auf einen der Vocale *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, enden. Doch scheidet von diesen Vocalen *o* sogleich wieder aus, weil außer den Spuren, die uns *novi*, *notum* und *potum* darbieten, entweder kein solcher Stamm existirt hat, oder, wenn mehrere existirt haben, sie doch verloren gegangen sind. Es bleiben also fünf Arten von Verbis übrig, von denen Eine einen Consonanten, die übrigen Vier Vocale zum Charakter haben. Alle diese fünf Classen von Verbis haben ursprünglich Eine und dieselbe Conjugation gehabt, welche aber durch Contraction, wenn der Stamm auf einen Vocal ausgeht, und die Endung mit einem Vocal anfängt, einige Modificationen erlitten hat. Die Urform zeigt sich am deutlichsten in der Consonanten-Conjugation, oder der gewöhnlich sogenannten dritten. (Gerade wie auch die 3te Declination die Urform der Declination aufbewahrt hat.) Ihr am nächsten stehen die *i*- und *u*- Conjugation, diese letzte fast ganz, bis auf wenige Ausnahmen, der Consonanten-Conjugation gleich. (Ähnliches sehen wir auch bey den Declinationen, wo die 4te oder *u*- Declination der 3ten am ähnlichsten ist; eine *i*- Declination hat sich nur in einigen Spuren erhalten, welche dieselbe Ähnlichkeit mit der Urdeclination verrathen.) Dafs aber die *i*- und *u*- Conj. gröfsere Ähnlichkeit mit der Urconjugation beybehalten haben, läfst sich aus der Natur dieser Vocale erklären, welche im Lateinischen so leicht zu Consonanten werden, *j* und *v*. Am meisten weichen die a- und e- Conjug. ab. Übrigens ist der Vocal, wenn er den Stamm beschliefst, immer kurz. Die Form nun der Urconjugation im Indicativ des Praef. Activ. ist folgende: Sing. *o*, *is*, *it*, Plur. *imus*, *itis*, *unt*. Hier mufs uns der Übergang des kurzen *i* in *u* nicht wundern; schrieb doch die ältere Sprache oft ein kurzes *ĕ* in diesen Verbalendungen statt *i* (*cepet*, *ornavet*, *vicet* und anderes auf der *columna Duilliana*) und *ont* statt *unt*. Und gerade diese 4 *kurzen* Vocale *e*, *i*, *o*, *u* werden in der schnellen Aussprache der Römer oft mit einander verwechselt, weil der schnelle darüber hingleitende Ton die Deutlichkeit aufhob, daher *optimus* und *optumus*, *faciendus* und *faciundus*, *volt* und *vult*, und Übergänge von *vello* in *vulsi*, *pello* in *pulsum*, von *lego* in *colligo* u. f. w. (Vergl. Quintil. 1, 4, 8.) — Dieses Grundschema der Conjugation des Praesens nun litt bey der Urconjugation und der *u*- Conj. keine Veränderung. Bey den 3 übrigen Vocalconjugationen traten folgende Contractionen ein:

S.	*ao* contr. *o*	*eo* bleibt	*io* bleibt
	ais — *as*	*eis* contr. *ēs*	*iis* contr. *is*
	ait — *at*	*eit* — *et*	*iit* — *it*
Pl.	*aimus* — *amus*	*eimus* — *emus*	*iimus* — *imus*
	aitis — *atis*	*eitis* — *etis*	*iitis* — *itis*
	aunt — *ant.*	*eunt* — *ent.*	*iunt* bleibt.

Dafs hiebey die 3te Person Sing., obgleich die Vocale contrahirt werden, kurz bleibt, rührt aus der Eigenheit der lateinischen Sprache her, die vor dem *t* am Ende eines Wortes nur den kurzen Vocal duldet. — Die dieser activischen entsprechende passivische Form des Präsens Indicat. sowohl in der Urconjugation als in den übrigen überlassen wir dem Leser selbst auszubilden. — Im Indicativ des Imperfects ward an den Stamm *ebam*, *ebas* u. f. w., passivisch *ebar*, *ebaris* u. f. w. angehängt. Unverändert blieb diefs nicht nur in den Consonanten-Conjug. (*tex-ebam*), sondern auch da, wo der Stamm auf *u* ausging (*ru-ebam*), und meistens auch wo er auf *i* endete (*audi-ebam*). Contrahirt mit dem vorigen Stammvocal ward es in den Stämmen auf *a* und *e* (*amaebam*, *amabam* — *deleebam*, *delebam*) beständig, und zuweilen auch bey den Stämmen auf *i* (wie in *ibam* statt *iebam*, was nie anders vorkommt, während die Contraction in anderen Wörtern fast nur den Dichtern eigen ist, *saevibat*, *poenibat*, *accibam*, im Lucret. u. f. w.). — Im Conjunctiv des Praesens gab es eigentlich eine dreyfache Form, mit wechselndem Vocal, *am*, *em*, *im*. Die letzte hat sich meist aus der Sprache verloren; sie ist noch in *velim* und seinen Compositis zu finden, so wie in manchen Archaismen, *edit* bey Horaz, *comedint*, *edim*, *finit*, *temperint* bey Plautus u. f. w., wohin auch *duim*, *creduim*, *perduim* u. f.

w. gehören. Von den beiden anderen blieb *am* die gewöhnliche Endung, die mit dem vorhergehenden *e* und *i* keine Contraction zuliefs, *texam*, *ruam*, *deleam*, *audiam*; *em* ward für die a-Conjug. beybehalten, doch mit Ausstofsung des Charaktervocals davor aus leicht zu erklärendem Grunde, *amem*. Eben so verhielt es sich mit den diesen activischen Endungen entsprechenden passivischen. — Aber die Endung *em*, *es*, *et* u. s. w., nebst der dazu gehörigen passivischen *er*, *eris* u. s. w., dehnte sich noch weiter aus; sie ward nämlich gebraucht, den Indicativ des Futuri zu bilden: eine Bemerkung, welche Niemanden auffallen wird, der die nahe Verwandschaft beider Theile des Verbum sowohl der Form als der Bedeutung nach auch in anderen Sprachen betrachtet hat. Eine Sonderbarkeit dabey in der lateinischen Sprache, wovon wir uns, wie von so manchem andern, was eigensinniger Sprachgebrauch festgesetzt hat, keine Rechenschaft ablegen können, ist, dafs in der ersten Person Sing. diese Form *em*, *er* der verwandten *am*, *ar* weichen muste, und so die vermischte Endung des Futurum entstand *am*, *es*, *et* u. s. w. Übrigens blieb diese Conjunctivform, als Futurum, nur in der Consonantenconjugation, und den damit verwandten *u*- und *i*-Conjugationen. Die *a*- und *e*-Conjugation nahm sie nie an, wohl aus einem Streben nach Deutlichkeit, weil sowohl die Endung am als em leicht eine Verwechselung mit einem von beiden Modis des Praesens verursachen konnte. Diese beiden nahmen dafür ihre Zuflucht zu einer eigenen Form für das Futurum, die von dieser conjunctivischen Endung ganz abweicht: *ĕbo*, *ĕbis*, passiv. *ĕbor*, *ĕberis* u. s. w., welche durch Contraction mit dem kurzen Stammvocal in *amābo* (statt *amăĕbo*) und *delēbo* (statt *delĕĕbo*) sich zeigt. Aber auch in den beiden anderen Conjugationen kannte sie die ältere Sprache, am häufigsten in der mit vorhergehendem *i*, *amicibor*, *convenibo*, *custodibitur*, *largibere*, *subvenibo*, *dormibo*, *mentibitur*, *demolibor*, *aperibo* u. s. w. beym Plautus, *poenibitur* (*Gruter*. Inscript. S. 980) u. s. w. Dafs selbst die Urconjugation diese Form nicht von sich wies, obgleich Spuren davon viel seltener aufzufinden sind, zeigen *reddebo*, *exsugebo* beym Plautus. — Der Infinitiv Präsentis hatte *ĕre*, *tex-ĕre*, *ru-ĕre*, syncopirt in *fŏre* statt *fuĕre*, vom alten *fuo*, mit dem Umlaut des *u* in *o*; in den drey übrigen Conjugationen ward contrahirt, *amāre*, *delēre*, *audīre*, statt *ăĕre*, *ĕĕre*, *iĕre*; uncontrahirt doch auch in dem passivischen *fiĕri*; zur Bestätigung dieser Ansicht. Das Passivum verwandelte diese Endung in *ĕri*; daher *amāri*, *delēri*, *audīri*, und als einziges Beyspiel in der Urconjugation *ferri* statt *ferĕri*. Allein da das *r* im Infinitiv Activi sowohl als Passivi ein Schaltbuchstabe ist, was zu erweisen hier zu weitläuftig seyn würde: so ward aus *ĕri*, auch *ĕĭ* contr. *i*, welche Form die Urconjugation einzig annahm; *tex-i* statt *tex-ĕri*. Die beiden Conjunctive des Imperfectum und der Imperativ Passivi können hier übergangen werden, da mit ihren Grundendungen *ĕrem*, *ĕrer* und *ĕre*, und deren Ansetzung an den Stamm es sich auf ähnliche Weise verhält. Auch glauben wir der weiteren Ausführung unserer Darstellung für das Particip. Präs. und Fut. pass. überhoben zu seyn, da man hier leicht das eben so obwaltende Gesetz erkennen wird. — Im Imperativ act. war die Endung *e*, *ito* u. s. w., *tex-e*, *tex-ito*, apocopirt und syncopirt in *fer*, *ferto* u. s. w., auch in *dic*, *duc*, *fac*, wo aber die Apocope nicht in die übrigen Personen überging; contrahirt mit dem Stammvocal in *amā*, *delē*, *audī* (dagegen *audiunto*).

Wir gehen jetzt zum *Perfectum* und *Supinum* über. Das Perfectum hat beständig die Endung *i*, *isti* u. s. w.; aber ehe diese Endung an den Stamm angehängt wird, muss mit diesem noch die Veränderung vorgehen, dafs er ein Augment annimmt. Verlängerung des Stammes ist also wesentliche Bedingung der gewöhnlichen Formation des Perfectums. Allein abweichend von der griechischen Conjugation, die dieses Augment immer vor dem Stamme anbringt, zeigt sich die lateinische darin, dafs sie es sowohl vor, als in und nach dem Stamme annimmt. 1) Vor dem Stamme, wahre Reduplication: *curro*, *cucurri*, mit dem Umlaut *cado*, *cecidi* u. s. w. 2) Im Stamme, Verlängerung des kurzen Vocals in der Stammsylbe: *ăgo*, *ēgi*, *lăvo*, *lāvi* u. s. w. 3) Nach dem Stamme: Einschaltung eines Buchstaben. Diese ist wieder von doppelter Art: a) Einschaltung eines *s*: *scribo*, *scripsi*, *rego*, *rexi*, *sumo*, *sumsi*. — In *laedo*, *laesi* (statt *laedsi*) muste das *d* vor dem *s* wegfallen, nach einer Grundregel der lateinischen Sprache. *Sparsi* ist gemilderte Aussprache statt *sparxi*. Diese bis jetzt erwähnten 3 Arten kommen nur in der Urconjugation vor: denn dafs *mordeo*, *momordi*, *ardeo*, *arsi*, keine Abweichungen sind, wird aus dem Folgenden erhellen. b) Einschaltung eines *u* oder *v*: jenes nach einem Consonanten, *colo*, *colui*, und daher auch nur in der Urconjugation Statt findend, wogegen *debeo*, *debui*, *cubo*, *cubui* nicht angeführt werden dürfen; dieses, das *v*, in allen Verbis, welche einen Vocal zum Charakter haben, wobey sie den Vocal nothwendiger Weise verlängern, also *amāvi*, *delēvi*, *audīvi*, auch ursprünglich bey den Verbis mit einem *u* zum Charakter? *fuvi* statt *fui* im Ennius, *pluverat* im Plautus u. s. w. Nachher aber ward oft durch eine Syncope das *v* wieder herausgestofsen, bey der *u*-Conjugation in der gewöhnlichen Sprache immer, bey der *i*-Conjugation gewöhnlich, bey der *a*- und *e*-Conjugation nur in einigen Personen und Modis, nach denen auch der Endungsvocal weggeworfen wird, *amasti*, *delessem* u. s. w. Diese Ausstofsung der Endungsvocale kennt auch die *i*-Conjugation; daher *audivissem*, *audiissem*, *audissem*. Wie die Bildung des Indicativs vom Perfectum, so ist sie auch in allen vom Perfect abstammenden Temporibus, die wir daher überschlagen.

Das *Supinum* hatte die doppelte Endung *sum* oder *itum*, die an den Stamm angehängt wurde: die erste blofs in der Urconjugation, *labor*, *lapsum*, *figo*, *fixum*; mit *laesum*, statt *laedsum*, *sparsum* statt *sparxum*, und ähnlichen verhält es sich wie beym Perfectum. Die zweyte Endung *itum* ward theils in der Urconjugation gebraucht, *editum* von *edo*, wobey häufig das *i* durch eine Syncope ausgeworfen wurde,

ſcriptum, *tectum*, ſtatt *ſcribitum*, *tegitum*, theils und vorzüglich, wenn der Charakter ein Vocal war, wo dann das *i* mit dem vorhergehenden kurzen Stammvocal in Einen langen Vocal verſchmolz, *amātum*, *delētum*, *audītum*, *indūtum* (wo alſo die *u*-Conjugation ſich ganz den übrigen Vocal-Conjugationen nähert). Keine Contraction, ſondern eine Syncope finden wir in *dătum*, *ſtătum*, *dirŭtum*.

Allein das gewöhnliche Präſens iſt in vielen Fällen nicht der urſprüngliche Stamm, ſondern mit dieſen iſt oft erſt noch eine Veränderung vorgegangen, ehe er ſich als Präſens uns darſtellt; bald durch Einſchaltung, wie in *tango*, *frango*, aus *tago* und *frago*, bald durch Verlängerung, wie in *paciſcor* aus *paco* (in *nanciſcor* aus *naco* iſt beides zuſammen), und auf manche andere Weiſe. Dann werden Perfect und Supinum gewöhnlich vom älteren Stamme gebildet, alſo *tetigi*, *tactum*, *fregi*, *fractum*, *pactum*, *nactum* u. ſ. w. Vorzüglich häufig iſt nun der Fall, daſs das Präſens eine Dehnung durch einen Vocal erlitt, und ſo aus der Urconjugation in eine der Vocalconjugationen überging, wo bald nur noch Perfectum und Supinum der Urconjugation folgen, wie in den oben angeführten *momordi*, *morſum*, welche vom Stamme *mordo* kommen, der ſpäter in *mordeo* verlängert wurde, in *ſenſi*, *ſenſum*, von *ſento* ſtatt *ſentio*, und unzähligen anderen, bald aber auch beide Formen, in allen oder einzelnen Theilen des Verbums, mehr oder weniger häufig in Gebrauch waren, wie in *ſono*, *ſonui* und *ſonavi*, *ſonitum* und *ſonatum*; ferner in *lavo*, *lavas*, und *lavo*, *lavis*, Perf. *lāvi* und *lavavi*, Sup. *lautum* und *lavatum*, Inf. *lavĕre* und *lavāre*, wo beide Formen durchgängig neben einander ſtehen. Auffallend iſt der Übergang aus der Urconjugation in die *i*-Conjugation, die ſich in ſo vielen Fällen im gewöhnlichen Sprachgebrauch erhalten hat. Denn wir nehmen keinen Anſtand, Verba, wie *facio*, *cupio* u. a. für gemiſcht aus beiden Conjugationen zu erklären. Dazu berechtigen uns die Irregularitäten in *orior* und *morior*, ferner *fodire* (was auch *fodare* hieſs) ſtatt *fodĕre*, *parire*, *progrediri*, *cupiret* u. ſ. w. beym Plautus und Lucrez.

Wir haben hier nur kurz ſeyn können; gern hätten wir dieſs und manches Andere noch mehr ausgeführt, z. B. die alte Perfectconjugation in *faxim*, *faxem*, *faxo*, *faxe*, wovon noch ſo viele Beyſpiele übrig ſind, die zu berückſichtigende Verwandtſchaft der Hauche und Gutturalen im Lateiniſchen, in *veho*, *vexi*, *vectum*, *vivo* (*vigeo*), *vixi*, *victum*, *fruor* (*frugeo*), *fructum* u. ſ. w. Aber die Recenſion iſt ſo ſchon zu ſehr angewachſen, wir brechen daher ab.

Sts.

KURZE ANZEIGEN.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Anleitung zum Überſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche*, für die mittleren Claſſen lateiniſcher Schulen, von D. *Friedrich Strack*, Profeſſor am Gymnaſium zu Düſſeldorf. 1816. 13 Bog. 8. (10 gr.)

Der Grund, den der Vf. für die Herausgabe ſeiner Anleitung nach der *döring*'ſchen angiebt, iſt etwas ſeltſam. Er meint nämlich, von der *döring*'ſchen curſirten auf den Schulen vom Lehrer verbeſſerte Überſetzungen, die von trägen Schülern als bequeme Brücken für ihre Faulheit benutzt würden. Rec., ſelbſt ein Schulmann im Herzogthum Krain, hat die von ihm durchgeſehenen Schulüberſetzungen nie ſchriftlich verbeſſert, ſondern ſich begnügt, die begangenen Fehler durch Randſtriche anzuzeigen, die Verbeſſerung aber hat er, wenn ſie der Schüler nicht ſelbſt fand, jedesmal ſeiner mündlichen Belehrung vorbehalten. Wie ſeine Collegen in Deutſchland mit Corrigiren verfahren, weiſs er freylich nicht; allein geſetzt auch, daſs ſie alle Verbeſſerungen auf den Rand ſchreiben: ſo ſieht er doch nicht ein, wie Hr. *St.* dem dadurch zu befürchtenden Miſsbrauche durch die Einführung eines neuen Überſetzungsbüchleins abhelfen will: denn dieſes, viermal ſchwächer als das *döring*'ſche, wird auch viermal früher durchgearbeitet werden; und dann ſind in ſehr kurzer Zeit abermals verbeſſerte Überſetzungen im Umlauf, und wir ſind wieder da, wo wir jetzt ſind. Es miſsfällt dem Vf. am *D.* ferner, daſs die untergelegten lateiniſchen Redensarten oft viel zu abweichend vom Text und zu ausführlich ſind: ihm kann man dieſen Vorwurf nicht machen, da er ſelten mehr als die nackte Vocabel hinſetzt. Wie verſchieden doch die Menſchen in ihren Urtheilen ſind! Das, was Hn. *St.* tadelhaft ſcheint, findet Rec. gerade höchſt nützlich und lobwürdig. Denn gerade aus dieſen, vom Text abweichenden, ausführlichen Redensarten lernen die jungen Leute lateiniſch conſtruiren; wenn nur der Lehrer nicht zu faul, oder wohl gar unwiſſend iſt, ſie wörtlich vorzuüberſetzen, und nicht erlaubt, daſs der Schüler irgend eine Phraſe hinſchreibt, die er nicht wörtlich verſteht, und ſich vom Verhältniſs des lateiniſchen Ausdrucks zum deutſchen Rechenſchaft geben kann: da im Gegentheil Hn. *St's.* nackte Vocabeln nun und nimmermehr den Schüler lateiniſch zu denken angewöhnen werden. — Der Vf. entſchuldigt ſich, hie und da zu viele Worte angegeben zu haben, und beruft ſich auf die Unvollſtändigkeit unſerer beſten Wörterbücher, für die er (*mirabile dictu!*) *Hederich* und *Bauer* erklärt; ja, meint er, es wäre beſſer, den *Anfängern* das deutſch-lateiniſche Wörterbuch ganz zu erſparen zu ſuchen. Amen, ſagt Rec., und das lateiniſch-deutſche dazu: denn weder Lexikon noch Grammatik gehören für den Anfänger, ſondern *viva vox magiſtri*, und, der *memoriae labili* nachzuhelfen, ein Vocabelbüchlein und ein Donat. Der Vf. aber ſcheint den Schüler zum frühen und fleiſsigen Gebrauch des lateiniſch-deutſchen Lexikons zwingen zu wollen, weil er ſeinen Vocabeln nie das *Genus* beyſetzt. Welchen Nutzen es aber haben ſoll, den Schüler jedes einzelne Wort im Lexikon nachſchlagen zu laſſen, ſehen wir nicht. Mit ausführlichen Redensarten, ſagt er, ſey er ſehr ſparſam geweſen, weil ſie das Denken erſparten. Rec. weiſs ſich das nicht zu erklären. Nach ſeiner Erfahrung befördern ſie das Denken. — Das Büchlein zerfällt in 2 Abtheilungen, denen aber einige Capitel vorausgeſchickt werden, über einige in den meiſten Grammatiken vergeſſene oder doch oberflächlich abgehandelte Dinge. In dieſer Behauptung iſt der Vf. offenbar gegen ſeine Vorgänger ungerecht, und zur Strafe mag ihm S. 17 der Fehler entſchlüpft ſeyn, nicht allein den alten Deutſchen Druiden zu ſchenken, ſondern auch dieſe Druiden in *Prieſterinnen* zu verwandeln. Dergleichen Fehlerchen finden ſich mehr, z. B. S. 28 *Taciti* Schwiegervater *Agrippa*; S. 170 *Moretum*, ein Getränk u. a. m. Die erſte, S. 54 — 134, handelt vom *Kriegsweſen*, die zweyte, S. 135 — 205, vom *Hausweſen* der Römer. Rec. billigt ſehr, daſs der Vf. gerade dieſe Gegenſtände gewählt: denn eigentlich kann man doch nur über römiſche Gegenſtände römiſch ſchreiben, und Alles, was von *Muretus* bis auf *Reichard* über moderne Gegenſtände lateiniſch geſchrieben worden, war entweder Barbarey, oder *difficiles nugae*, denen der Gelehrte, wie den Taſchenſpielerkünſten, Beyfall lächelt, und die der Ungelehrte gar nicht verſteht.

Q.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Christliche Monatsschrift.* Von *Johann Ludwig Ewald*, Prediger zu Bremen (jetzt Grossh. Bad. Kirchenrath und Mitglied der General-Studien-Commission zu Karlsruhe.) Jahrgang 1805. Erster Band. 1 — 6 Stück. 480 S. Zweyter Band. 7 — 12 Stück. 480 S. 8. (3 Rthlr.)

Die letzten Stücke dieses Jahrganges der christlichen Monatsschrift sind erst in der Mitte des Jahres 1806 erschienen. Die am Schlusse des Decemberheftes angezeigte Ursache dieser Verzögerung war die damalige Versetzung des Herausgebers nach Heidelberg. Schon die Redaction der vier letzten Monatsstücke ist von dem neuen Herausgeber, Hn. *Menken*, Prediger zu Bremen, besorgt, der diese Schrift künftig als Quartalschrift herausgeben zu wollen ankündigt. Es ist aber Rec. nichts davon zu Gesichte gekommen. Das Urtheil, welches derselbe in dieser Zeitung (Jahrg. 1805. No. 101) über die Jahrgänge 1803 und 1804 gefällt hat, braucht er nicht im Geringsten in Ansehung dieses Jahrganges abzuändern, und muss desswegen auf dasselbe zurückweisen. Dafür will er hier auf einiges Einzelne aufmerksam machen.

Es finden sich in diesem Jahrgange mehrere Aufsätze zur Beförderung eines ächt christlichen Sinnes und Wandels. Wir zeichnen von diesen Aufsätzen als vorzüglich aus: *Christenfreundschaft* nach Apostelgesch. 2, 46. 47, von *Ewald*; *Über das Abendmahl*, von *Gesner* in Zürich; *Die Wichtigkeit des Urtheils über unsere Herzensbeschaffenheit*, über Matth. 22, 15 — 22, von *Flatt* in Tübingen; bey der *Taufe eines vaterlosen Waisen*, von *Dreves*. *Über die Gemeinschaft der Heiligen*, von *Hasenkamp* zu Lotte u. a. m. — Hr. *Ewald* lässt nicht nur in seinen eigenen Aufsätzen fast immer einen milderen, und Andersdenkende und Fühlende schonenden Sinn blicken, sondern weiset auch öfters seine unduldsamen Mitarbeiter in untergesetzten Anmerkungen zurecht. Nur ein paar Mal kommen schneidende Gegensätze vor zwischen dem Bibel-Christus und dem modernen Christus, und unser Zeitalter bekommt den Namen eines antichristlichen. Von einer Anklage aber des nördlichen Deutschlands, dass es das Christenthum untergrabe und zu stürzen suche, findet sich noch keine Spur. Sollte sich dieses nur daraus erklären, weil Hr. *E.* bey dem Abdruck der meisten Monatsstücke selbst noch im nördlichen Deutschland lebte? Sonderbar genug ist es, dass Hr. *E.* in diesem Jahrgange der christl. Monatsschr. als angesteckt von manchen Meinungen der verhassten und von seinen Gehülfen so arg gelästerten Neologen erscheint. Ein Aufsatz eines katholischen Geistlichen (Juniusheft S. 401) widerlegt Hn. *E.* wegen einer früheren Äusserung in dieser Monatsschr., „es werde durch die Bibel nicht entschieden, dass ein wirklicher Unterschied sey zwischen Vater und Geist;" und Hr. *E.* vertheidigt in Anmerkungen unter dem polemischen Aufsatze sehr bescheiden seine Meinung. Unter anderen will er aus den Worten: „Ich will euch einen anderen Tröster senden, den heiligen Geist, der vom Vater ausgeht," eben so wenig die *Persönlichkeit* des heil. Geistes erkennen, als aus dem Versprechen Gottes: „Ich will euch Hülfe senden," die *Persönlichkeit* der Hülfe. In einem Aufsatze von ihm selbst (Septemberheft S. 160), *Etwas über dunkele Bibelstellen*, heisst es S. 165: „Dunkelheit der Bibel entsteht auch manchmal aus Unbekanntschaft mit der Art sich auszudrücken. Der Morgenländer sagt von etwas, es rede, wenn es nur gewisse Gedanken in ihm weckt. Man hat Gespräche der Araber mit ihrem Pferde. Niemand denkt an Wunder. Nun werden sie deutlicher finden die Erzählungen von der redenden Schlange, von Bileams Esel u. s. w." S. 167 sagt Hr. *E.*: „Das Dunkele der Schrift liegt bisweilen in uns, in unseren *Vorurtheilen*. Nichts ist gewisser, als dass *ewig* in der Bibel nicht unsere abstracte Ewigkeit, eine Zeit ohne Ende, sondern eine gewisse bestimmte oder unbestimmte Zeit im Lebensalter u. s. w. bedeutet. Man sehe nur Genes. 17, 9. 13, 19. Exod. 40, 15. 21, 5 vgl. mit Levit. 25, 40. Und doch hat man auf diesen Ausdruck *die empörende Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen* gegründet, weil man einmal unseren philosophischen Begriff von Ewigkeit im Kopfe hat." Sieht Hr. *E.* nicht, dass man bey diesen Erklärungsgrundsätzen, zusammengenommen mit der Bemerkung, dass Jesus und seine Apostel bisweilen in Bildern von Jesu und seinem Geschäfte auf Erden sprächen, deren sie sich jetzt nicht mehr bedienen würden, weil sie von uns ungewöhnlichen Dingen herge-

nommen wären, — zu Resultaten gelangt, welche denen der Rationalisten, Deisten, modernen Christen oder Antichristen sehr ähnlich sind? Sieht er nicht, dass, wenn er soviel nachgiebt, als bereits geschehen ist, diejenige Erklärungsart der Bibel, welche er anderwärts und die Mitarbeiter dieses Journals mit so grossem Eifer in Schutz nehmen, gar nicht aufrecht erhalten werden kann? Mit den obigen zugegebenen und behaupteten Grundsätzen getraut sich Rec., bey strenger Consequenz, einen grossen Theil der Dogmatik des Hn. E. über den Haufen zu werfen.

Seine Mitarbeiter sind auch mit ihm bald in stillschweigendem, bald in offenbarem Widerspruche. Einer Widerlegung haben wir schon gedacht, welche aber nicht viel sagen will; einer anderen, eben so directen, welche aber nicht die obigen Grundsätze betrifft, wollen wir nachher erwähnen. In vollem, obgleich stillschweigendem Widerspruche steht mit ihm der neue Herausgeber dieser Schrift, Hr. *Menken*. Dieser hält mit der grössten Strenge über den Buchstaben der Bibel. In dem einen Aufsatze, hinter dessen Aufschrift man etwas Besseres sucht (Octoberheft, S. 257 ff.), *Schriftstellen, die unsichtbare Welt und ihre Verbindung mit der sichtbaren betreffend*, finden sich folgende Äusserungen: S. 272: „Gleich das erste Erscheinen Satans in der biblischen Geschichte ist sehr belehrend über Satans Art und Charakter, Sinn und Willen, Anläufe und Täuschungskünste. Er erscheint als *Schlange*, und oft nennt die Schrift ihn so." Weiterhin heisst es, der Satan habe den ersten Menschen das Wort Gottes zu entreissen gesucht, indem er theils Zweifel dagegen erweckt, theils ihm geradezu widersprochen habe: Ihr werdet *mit nichten* des Todes sterben. Nun folgt S. 274: „Die Schriftauslegung im Geiste und nach der Methode des Satans lerne kennen aus der Geschichte des ersten Adams. — — *Abweichen vom buchstäblichen Sinne der Worte Gottes ist der erste Canon in der Hermeneutik und Exegese des Satans*. Auf die Einwendung, warum Moses gar keinen Wink giebt, dass die Schlange, welche die ersten Menschen verführte, der Satan war, antwortet uns Hr. *Menken* unter anderen auch Folgendes: „Es mochte gut seyn und der Gerechtigkeit gemäss, diese so wichtige Geschichte gerade so und nicht anders zu erzählen, um der albernen Menschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts willen, die Lügenliebhaberey für Weisheit und Wahrheitsliebe für Dummheit halten, und die Bibel als eine Sammlung alter Fabeln und Mythen ansehen und ansehen lehren; so konnten sie so viel besser, was sie gern wollten, von der Wahrheit zu allerley Irrthum gerathen, und zu allerley Irrthum verführen." — Rec. hat diese Stellen aus Hn. *M's*. Aufsatze zugleich desswegen ausgezogen, weil sie den Vf. charakterisiren. In demselben Geiste ist eine abgekürzte Homilie im Novemberhefte geschrieben: *Jesus am Teiche Bethesda*. Erinnern wir uns zugleich der weitschweifigen Abhandlung über das 2 Cap. des Daniel aus dem vorigen Jahrgange: so lernen wir an Hn. *M.* einen Mann kennen, dem Hr. *E.* zwar als einem Verfechter des buchstäblichen Sinnes der Bibel und einem Eiferer für das, was ihm Christenthum heisst, die Redaction der Monatsschr. wohl übergeben konnte, und wenn er etwa schon bey seinem Abgange von Bremen glaubte, das nördliche Deutschland bedürfe eines solchen Kämpfers, wenn es nicht für das Christenthum verloren seyn sollte: so mag er ihn vielleicht wohlbedächtig gewählt haben. Wenn aber zur Redaction einer periodischen Schrift für Christen aus den mittleren Classen des Bürgerstandes (Januarstück, 1803) vorzüglich ein praktischer Sinn erfoderlich ist: so steht Hr. *M.* durchaus nicht an seiner Stelle.

Schon bisher ist viel zu viel in dieser christlichen Monatsschr. polemisirt worden. Die Mitarbeiter streiten gegen einander und mit vereinigten Kräften gegen Alles, was Anti-Lavaterisch und Anti-Asmussisch, d. h. in ihrer Sprache bald was philosophisch, bald was antichristlich ist. Gegen Hn. *E.* sind zwey gute Aufsätze gerichtet im Februar- und April-Stücke. Er hatte behauptet, die heutigen Christen wären das nicht, was die ersten Christen waren, wenn man auch die Wundergaben ausnähme, und stünden höchstens da, wo die Schüler Jesu standen, so lange Christus unter ihnen war, nicht da, wo sie sich nach Ausgiessung des Geistes befanden. Er wird besonders von einem Anonymus im Aprilhefte sehr gründlich widerlegt, und wenn er sich gegen den ersten Aufsatz noch in Anmerkungen vertheidigt: so zieht er sich bey dem zweyten mit der Äusserung zurück, dass er wenigstens keinen solchen Christen nahe gekommen sey, welche dem Ideal ähnlich wären, das er sich von den ersten Christen gemacht habe.

Der ärgste unter den polemisirenden Mitarbeitern unterzeichnet sich mit *W.* Seine Sprache und sein Witz sind sehr derb. Schwerlich, heisst es im Juniusstück S. 428, war je eine Zeit, wie jetzt, wo es an allen Ecken Caiphas Mägde giebt, die den Leuten unter die Augen und auf die schwarzen Röcke sehen und sagen: Freund, bist du auch wohl ein Galiläer? Da schallt es denn täglich mehr als aus hundert Mäulern: Hole mich der und der! Ich habe mit der ganzen Sache nichts zu schaffen, nicht das Mindeste! Das soll mir Niemand nachsagen." — Im Monat May sucht er den Vorwurf des Egoismus, welchen man *Lavatern* gemacht hat, mit weit grösserem Rechte auf *Kanten* zu bringen, der überhaupt alle Sünden, deren man sich gegen *Lavater*, *Jung* und *Claudius* schuldig gemacht haben soll, büssen muss. — Unter die Aufsätze, welche Rec. ausser den Anfangs genannten am meisten interessirt haben, gehören die: *Rückerinnerungen von meinem zweymaligen Aufenthalt in Paris, in religiöser Hinsicht*, von Hillmer. — Unter die seltsamsten Aufsätze gehören: *Gebetserhörung aus dem 15 Jahrhundert*, von *W.*, und: *Was kann Jesus, der Welt-Heiland, ausser uns anderen Welten und ihren Bewohnern seyn?* von *v. B.*

HF.

FRANEKER, b. Romar: *Verstrooide Gedachten over verschillende onderwerpen, uitgegeeven voor Leeraars en Vrienden van Godsdienst en Godgeleerdheid.* 1802. 168 S. *Tweede Stukjen.* 1803. 178 S. gr. 8. (2 Guld. 13 Stüb. holl.)

Eine Gesellschaft in Friesland hatte sich vereiniget, ihre Bemerkungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände in kleinen Sammlungen dem Publicum mitzutheilen. Sie sagen selbst in der Vorrede zum ersten Stück: „Wir liefern unter dem Titel zerstreute Gedanken kleine Aufsätze, wovon einige die christliche Glaubenslehre, andere die Sittenlehre, andere die Auslegung der h. Schrift, andere die Geschichte, andere die Lehrweise u. s. w. betreffen. Einige sind nur blosse Entwürfe und leichte Bemerkungen, und entsprechen vollkommen dem gewählten Titel, andere sind mehr ausgearbeitet und vollständiger." So ist es auch in der That. Die hier gelieferten Aufsätze sind nicht alle von gleichem Werth und gleicher Wichtigkeit; aber es kommt auch manches Gute darunter vor, und einzelne Bemerkungen verdienen vorzüglich Aufmerksamkeit. Überhaupt ist das Unternehmen lobenswerth, neuere Meinungen und Vorstellungen genauer zu prüfen. Wenn dieses auf die rechte Weise und mit Wahrheitsliebe geschieht: so wird der Untersuchungsgeist dadurch nicht nur geweckt, sondern die Wahrheit gewinnt auch dadurch selbst. Wir wollen unseren Lesern den Inhalt dieser Stücke kurz mittheilen.

In dem ersten Stück sind folgende Aufsätze enthalten: 1) *Verschiedene Meinungen über die Bibel und Vorschläge zur Aussöhnung der streitenden Parteyen.* Der Vf. macht auf den grossen Unterschied aufmerksam, der sich zwischen der ehemaligen und jetzigen Behandlung der Bibel findet, und macht seine Bemerkungen über die letztere, welche er bestreitet. Mit seinen Vorschlägen meint er es recht gut; aber so viel Gutes und Wahres auch darin liegt, so wird sie doch die Gegenpartey zu einseitig finden, und Manches dagegen zu erinnern wissen. z. B. der vierte Vorschlag ist: Man höre auf, allerley ungegründete und unbewiesene Voraussetzungen anzunehmen, und daraus weiter zu schliessen, als wenn sie gründlich erwiesen wären. Bey der Anwendung kommt es darauf an, ob die Voraussetzung wirklich ungegründet und unbewiesen ist. Derjenige, der den Satz behauptet, wird das nicht eingehen, und so hilft dieser Vorschlag wenig, wenn er auch angenommen wird, bis das Ungegründete erwiesen ist. In dem fünften Vorschlag heisst es: Man komme zu einem solchen Grad von Demuth, dass man auch diejenigen Dinge, wovon man das Wie? nicht begreifen kann, wenn sie sonst genugsame Gewissheit haben, annehme. Hier kommt es aber eben darauf an, ob die Gewissheit der Sache genugsam begründet ist. Auch der sechste Vorschlag: Man lasse sich durch Machtsprüche der Philosophie nicht betäuben, ist zu unbestimmt und wirklich unrichtig ausgedrückt. Die wahre Philosophie erlaubt sich keine Machtsprüche. 2) *Etwas über die Lehre der alten Israeliten in Ansehung des höchsten Wesens.* Der Vf. behauptet gegen mehrere neuere Gelehrten, dass die Israeliten ihren Jehova nicht bloss für den Schutzgott ihrer Nation hielten, und dass sie sich ihn auch nicht als immer strafenden und zornigen Regenten dachten. Die Behauptung, dass Jesus zuerst Gott als liebreichen Vater vorgestellt habe, ist wirklich auch ungegründet. 3) *Die zukünftige Auferstehung der Todten war den Heiden unbekannt.* Diese Abhandlung ist vornehmlich gegen Flügge gerichtet, welcher behauptet, die Juden hätten diese Lehre zu Alexandrien von den Heiden übernommen. Der Vf. zeigt, dass unter diesen die Lehre von der Seelenwanderung herrschend war. Es hätte noch Mehreres gegen jene Behauptung können gesagt werden. 4) *Prüfung einer neuen Erklärung von Ps.* 110. Der Vf. bestreitet die Erklärung, nach welcher man den Psalm als Anrede an David betrachtet, dem Gott habe befehlen lassen, nicht zum Streit gegen die Ammoniter zu gehen, sondern zu Jerusalem auf Zion, an Gottes Seite zu bleiben, mit der Versicherung, dass Gott ihm seine Feinde unterwerfen würde. Die Gründe, die dieser Erklärung entgegengesetzt werden, sind zum Theil auch von Anderen schon bemerkt. Ganz richtig erinnert der Vf., dass David, wenn er einen solchen Befehl würde erhalten haben, wirklich ungehorsam gehandelt hätte, indem er nach 2 Sam. 12, 27—29 auf Joabs Ansuchen gegen Rabba zu Felde zog, welches sich doch nicht wohl denken lässt. Auch wird bemerkt, dass die angenommene Übersetzung von V. 6 nicht Statt haben könne, weil ארץ nie bey eine Stadt gesetzt werde, und dass überdiess die 70 der Syrer und Araber רבים gelesen hätten. 5) *Über den Charakter des Lamechs,* 1 Mos. IV, 19. 23. 24. Der Vf. sucht den Lamech gegen den Vorwurf der Wollust und des Stolzes zu vertheidigen. 6) *Über die Zukunft Jesu, welche den Aposteln verheissen wurde,* Apostg. 1, 11. Der Vf. versteht die Stelle nicht von der letzten Zukunft Christi, sondern von der Sendung des h. Geistes am ersten Pfingstfest, wodurch den Aposteln der Verlust Jesu vollkommen ersetzt wurde. Der Ausdruck οὕτως und die dadurch angezeigte Gleichheit zwischen der Auffahrt Jesu und seiner Wiederkunft wird von dem Herrlichen, Wunderbaren und Unerwarteten erklärt. 7) *Die Juden mit dem grössten Unglück bedrohet* Matth. 24, 29 ff. Es wird gut gezeigt, dass diese ganze Stelle von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer müsse erklärt werden. 8) *Über Joh.* 20, 28. Der Beweis für die Gottheit Jesu, den man in den Worten des Thomas findet, wird hier noch vertheidigt. 9) *Über Ps. 127 u. 128.* Die Conjectur von Pott, der aus beiden Psalmen durch Versetzung der Verse Ein Lied machen wollte, findet der Vf. nicht befriedigend. Er behält diese zwey Psalmen bey, vermuthet aber, dass eine Versetzung der Verse vorgefallen sey. Zu dem 127 Ps. rechnet er die 2 ersten Verse und die 3 letzten von dem 128 Ps. Der 128 Psalm soll aber aus den 3 ersten Versen beste-

hen und mit den letzten Versen des 127 Ps. ein Ganzes ausmachen. 10) *Welches ist die Absicht der Evangelien?* Vorher redet der Vf. von der Zeit, wenn die drey ersten Evangelien geschrieben sind. Er hält das Evangelium von Matthäus für das erste, und glaubt, dass es in dem 6 oder 7ten Jahr des Kaisers Claudius geschrieben sey. Er beruft sich darauf, dass Lucas dem Evangelium des Matthäus bisweilen wörtlich folge. Auch soll aus den Briefen an die Thessalonicher erhellen, dass man schon damals zu Thessalonich das Evangelium des Matthäus griechisch gehabt habe. Rec. möchte gern den näheren Beweis davon sehen. Überhaupt kommen mehrere Behauptungen in dieser Abhandlung vor, wobey man den eigentlichen Beweis vermisst. Auffallend ist die Behauptung, dass das Evangelium des Matthäus aus der Gesellschaft der Apostel zum Vorschein gekommen sey, weswegen es auch unter dem Titel das Evangelium der 12 Apostel vorkomme. Mit dieser Behauptung hängt inzwischen das zusammen, was der Vf. von der Absicht des Evangeliums des Matthäus sagt. Es soll für diejenigen geschrieben seyn, die von der Geschichte Jesu noch keine Kenntniss hatten, um es den Gläubigen an den Orten, wo das Evangelium gepredigt wurde, zur vollständigern Belehrung zu übergeben. Der Inhalt stimmt wirklich nicht mit dieser Behauptung zusammen, und auch die Zeugnisse der Alten stehen damit in Widerspruch. Dass unter den Nachrichten der Augenzeugen, wovon Lucas redet, das Evangelium des Matthäus begriffen sey, kann Rec. nicht glauben. Zu der Absicht des Lucas wird gerechnet, Vieles in sein Evangelium aufzunehmen, was Matthäus nicht berührt hatte. Marcus soll aus Matthäus und Lucas, einiges Wenige ausgenommen, geschöpft, und die Begebenheiten in beiden nach der Zeitordnung geordnet haben. 11) *Von der Ordnung in dem Evangelium des Matthäus und des Lucas.* Der Hauptinhalt ist: In beiden ist keine verworrene und unordentliche Zusammenstellung der Begebenheiten, aber Lucas hat mehr die Zeitordnung beobachtet. 12) *Von der Wache bey dem Grabe Christi.* Der Vf. vertheidigt die Ächtheit der Stelle Matth. 27, 62 — 65 u. 28, 4. 11 — 15, und beantwortet die gemachten Einwürfe befriedigend. Diese Abhandlung ist besonders lesenswerth. 13) *Über den 38ten Sonntag des heidelbergischen Katechismus*, ein Entwurf, um zu zeigen, wie diese Materie praktisch zu behandeln ist.

Das zweyte Stück liefert folgende Bemerkungen und Aufsätze: 1) *Etwas über den Gebrauch der Psalmen bey dem gottesdienstlichen Gesange.* In Holland werden gewöhnlich noch die Psalmen gesungen. Der Vf. dieses Aufsatzes erinnert mit Recht, dass die Psalmen für die jetzigen Zeiten und Umstände nicht passend genug sind, um sie bey dem christlichen Gottesdienste zu gebrauchen. 2) *Über Rom.* 8, 29. 30. Die Stelle wird hier also übersetzt: *Want die hij te vooren gekend en verordend heft, om het beeld sijns Zoons gelijkformig te zyn — Die hij, zeg ik te vooren verordend heft, deze heeft hij ook geroepen* u. s. w. 3) *Über Joh.* 13, 20. Dieser Vers soll, um den Zusammenhang herzustellen, zwischen den 17 und 18 Vers gesetzt werden. 4) *Über Apostelgesch.* 8, 2. Auch hier wird vorgeschlagen, diesen Vers an den Schluss des vorhergehenden 7 Cap. zu setzen. Schon *Beyer* vermuthete hier eine Versetzung, und wollte den zweyten Vers in den ersten Vers nach dem Worte *ἀναιρέσει αὐτοῦ* einschalten, wodurch allerdings die Rede fliessender wird. 5) *Über Apostelgesch.* 1, 10. Gegen *Schlegel* wird hier erwiesen, dass unter den erwähnten Männern in weissen Kleidern sicherlich Engel zu verstehen seyen. 6) *Von alter und neuer Schwärmerey.* Die psychologische Erklärung von der Verherrlichung Jesu bey der Taufe und nachher auf dem Berge, welche *Herder* gegeben hat, gaben dem Vf. Gelegenheit zu dieser Abhandlung. 7) *Die Ungleichheit der alten Israeliten mit den Heiden ist auch dann sichtbar, wenn sie Gott alles als Ursache zuschreiben.* 8) *Das Paradies wiedergefunden.* Dieser Aufsatz ist gegen *Hasse* gerichtet, der das Paradies an den Küsten der Ostsee fand. Die Widerlegung ist launig. Zuletzt heisst es: Gehe nur dahin, und lerne dort denken, wo die Menschheit zuerst lebte. Da, wo die ersten Menschen wohnten, ist nun die Schule des ganzen Menschengeschlechts. Was die Natur daselbst an Milde verloren hat, das können die Strahlen der warmen Erleuchtung reichlich ersetzen. 9) *Über die Vereinigung der verschiedenen Christengesellschaften.* Rec. stimmt dem Vf. bey, dass diese Vereinigung vorerst noch nicht wohl möglich ist. So sehr es auch das Lieblingsthema einiger neuerer Schriftsteller ist: so gross sind doch in vieler Rücksicht die Hindernisse, die einer solchen Vereinigung entgegenstehen. Der Vf. glaubt, der erste Schritt, welcher zu der gewünschten Vereinigung gethan werden müsse, bestünde darin, dass jede kirchliche Gesellschaft die Deisten in ihrer Mitte aussondere, damit der Name Christen seine wahre Bedeutung wieder bekomme. Wenn dieses geschehen sey: alsdann könne man auch über den Punct der Vereinigung sprechen, aber eher nicht. Alsdann müsste aber auch die Kirchendisciplin wieder hergestellt werden. 10) *Über das Urevangelium.* Der Vf. widerlegt die Behauptung von *Eichhorn*, dass Matthäus, Marcus und Lucas aus einer gemeinschaftlichen Quelle, einem Urevangelium, das aber schon durch mancherley Zusätze und Auslassungen verdorben war, geschöpft hätten.

T. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses* von D. C. *Martin*, Justizrath und ord. Prof. der Rechte zu Heidelberg. 1812. XXIII u. 345 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es war gewiss eine sehr erfreuliche Erscheinung, als Hr. *Martin*, dessen classisches Lehrbuch des bürgerlichen Processes (beurtheilt in unserer Allgem. L. Z. 1807. No. 257) bereits die vierte Auflage erlebt hat, die Herausgabe eines Lehrbuchs des Criminalprocesses ankündigte. Denn *Bauer's* im J. 1805 erschienenes Lehrbuch konnte die Foderungen, welche man zu machen berechtigt war, nicht befriedigen; auch erhielt der Criminalprocess gerade seit 1805 viele merkwürdige Berichtigungen; grössere Handbücher aber, welche zu gleicher Zeit von *Tittmann*, *Mittermayer*, *Stübel* u. A. herausgegeben wurden, waren zu kostspielig: das Erscheinen eines neuen Lehrbuches war daher Bedürfniss. Hr. *M.* bemerkt nun in der Vorrede, es scheine ihm zweckmässig, wenn die Verschiedenheiten des bürgerlichen und Criminal-Processes stets neben einander gestellt, und zu dem Ende in beiden Vorträgen, soviel als möglich, die *nämliche Ordnung* beobachtet würde. Nach dieser Ansicht bestimmte auch der Vf. den Plan dieses Lehrbuchs, wobey er sich nur auf den *gemeinen* deutschen Process beschränkte. Rec. will demnach vor allem treu den vom Vf. gewählten Plan mit den bedeutendsten Ansichten bey den einzelnen Lehren vorlegen. Nach einer in §. 6 versuchten Ableitung des Criminalprocesses, wobey der Vf. Alles aus dem Verbote der Selbsthülfe (ähnlich wie in seinem Lehrbuche des bürgerlichen Processes §. 8) deducirt, stellt er in §§. 7 — 16 die *Principien* des peinlichen Processes auf. Als solche betrachtet er: I. Es ist keine Cabinetsjustiz erlaubt. II. Das Gemeinwohl ist die Grundlage des Criminalprocesses. Daraus werden die Folgerungen abgeleitet: 1) Privatwillkühr ist ohne rechtlichen Einfluss auf das peinliche Verfahren; 2) die Inquisitionsmaxime bestimmt allein das Criminalverfahren; 3) Formalitäten des Verfahrens sind als wesentlich bestimmt; 4) die peinliche Rechtspflege soll an sich unentgeltlich erfolgen (im Zusammenhange mit dieser Folgerung wird in §. 15 die Lehre von den *Processkosten* vorgetragen). III. Zweck des Criminalverfahrens ist des wahren Verbrechers verdiente Bestrafung. IV. Jedes Criminalverfahren ist an sich schon drückend. V. Gemeinrechtlich sind in Deutschland zwey Hauptformen des Criminalverfahrens (Anklage und Untersuchungsverfahren).

Im Cap. II in Hauptabtheil. I behandelt der Vf. zuerst die *Gegenstände* des Criminalverfahrens; als solche erscheinen ihm 1) nur Criminal-*Verbrechen*, 2) nur *inländische*, und 3) noch nicht getilgte Verbrechen. Hier wird sogleich in §. 22 die Lehre von der Verjährung der Verbrechen abgehandelt, und in §. 25 noch von der Connexität gesprochen. — In Hauptabtheil. II vom Subjecte des Criminalprocesses §. 26 wird vom peinlichen Gerichte, der Criminal-*Gerichtsbarkeit* weitläuftig in §. 28 — 34, von §. 34 an vom peinlichen *Gerichtsstande* und den verschiedenen Arten, dann §. 42 von der Besetzung des peinlichen Gerichts, vom Richter, Actuar, Schöppen gesprochen; ein eigener §. 46 handelt vom Angeschuldigten, 47 vom Ankläger, und in §§. 50. 51 ist bey Gelegenheit, wo der Defensor genannt ist, auch das Vertheidigungsverfahren vorgetragen. In Hauptabtheil. III vom Verfahren in Criminalsachen macht der Vf. in §. 53 drey Hauptabschnitte oder Instanzen, charakterisirt in §. 54 die Natur der *Instructionsinstanz*, dass hierin 1) das peinliche Gericht zur positiven Thätigkeit verpflichtet sey, dass 2) das erste Verfahren nicht vom Beweisverfahren getrennt werde, 3) dass keine sichere, für alle Fälle passende Reihefolge der einzelnen Processhandlungen sich angeben lasse, 4) dass die Verhandlung *schriftlich* sey, 5) dass das Contumacialverfahren auf absoluten Zwang berechnet sey, dass der gemeine Criminalprocess in den ordentlichen und summarischen sich nicht abtheilen lasse. In §. 56 bey der Beurtheilung bemerkt er, dass von einer Rechtskraft der Erkenntnisse hier keine Frage sey, bezeichnet in §. 57 bey Instanz der Rechtsmittel die Eigenheiten, dass die eigentlichen Fatalien mit präclusiver Kraft unanwendbar seyen, und die Beschwerde hier unerheblich sey; nach §. 58 soll die *Vollziehung* der Urtheile hier nicht unter dem Gesichtspuncte eines *Contumacialverfahrens* stehen. §. 59 enthält Bestimmungen über Einrichtung der Acten, 60 über Verhöre, 61 und 62 andere gerichtliche Aufsätze, und 63 über die Defensionsschrift. Der Abschn. II liefert die besondere Erörterung des vorbereitenden Processtheiles, und zwar der gemeinschaftlichen Grundsätze des

Anklage- und Unterſuchungs-Verfahrens. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Kenntniſsquellen des peinlichen Gerichts, über Gewiſsheit, Beweis und Beweismittel handelt §. 70 vom Gerüchte, §. 71 von den Denunciationen, worauf der Vf. zu dem Bekenntniſſe übergeht §. 72 — 76, die Arten deſſelben angiebt, und den Einfluſs zeigt, welchen die verſchiedenen möglichen Mängel haben; die §§. 77 und 78 enthalten die Regeln über Zeugenbeweis, §. 79 über das Gutachten der Kunſtverſtändigen, welche der Vf. auch als Arten von Zeugen betrachtet; hier ſteht auch die Behauptung, daſs im Falle der Abweichung der Gutachten mehrerer Sachverſtändigen das *Übergewicht der Gründe* den Vorzug gebe. Nach einer Erörterung der Urkunden §. 80, des Augenſcheins §. 81 — 84, geht der Vf. zu den Indicien über, theilt ſie ein, behauptet, daſs durch ſie nach gemeinem Rechte nichts, was zum Beweiſe der Schuld gehöre, vollſtändig juriſtiſch dargethan werden könne (§. 85), und führt dann die einzelnen geſetzlichen Indicien, theils die gemeinſchaftlichen, theils die beſonderen, auf, behandelt §. 92 die Concurrenz mehrerer Kenntniſsquellen, und behauptet bey der harmoniſchen C. §. 93, daſs die Harmonie mehrerer einzeln unzureichender Kenntniſsquellen nie einen vollſtändigen Criminalbeweis bilden könne. — Im Abſchn. II bey beſonderer Erörterung des vorbereitenden Proceſstheiles werden die gemeinſchaftlichen Grundſätze des Anklage- und Unterſuchungs-Verfahrens geliefert. Hier wird zuerſt von der Benutzung der anwendbaren Kenntniſsquellen, von der Aufſicht der Beamten, von Viſitationen und Streifereyen, von der Hausſuchung und Auffoderung in öffentlichen Blättern geſprochen, hierauf §. 99 von den *Zwangsmitteln*, welche dem Richter zu Gebote ſtehen, welche der Vf. in drey Claſſen theilt: 1) in ſolche, welche das Erſcheinen vor Gericht bewirken ſollen; dahin werden Pönal- und Real-Citationen, Nacheile, Edictalladungen und Steckbriefe, Aufzeichnung des Vermögens, ſicheres Geleit gerechnet (§. 101 — 108); 2) in Mittel, welche die *gehörige* Äuſserung des Erſchienenen veranlaſſen ſollen. Hier handelt der Vf. von den Mitteln, 1) welche gegen Widerſpenſtige angewendet werden (§. 108), 2) von ſolchen, welche die *Wahrheit* der Ausſage ſichern ſollen, und zwar a) ohne *direct* auf den Verhörten einzuwirken, b) welche direct einwirken, wohin Confrontation (§. 110), der Eid (§. 111), die Peinlichkeit (Tortur) (112 — 116) gerechnet werden. Die dritte Claſſe von Mitteln bilden diejenigen, welche des Erſchienenen voreilige Entfernung hindern, als Caution §. 117, Sicherheitsarreſt §. 118.

Die Unterabtheilung III enthält erſt die eigenthümlichen Grundſätze des *Unterſuchungsverfahrens*. Nach der Angabe der Vorausſetzungen der Veranlaſſung einer Unterſuchung erklärt der Vf. ſich in §. 125 über die Abſchnitte des Inquiſitionsproceſſes, trennt die General- von der Special-Inquiſition, giebt als das *wahre* Kennzeichen der Specialunterſuchung an die vom Gerichte erfolgende Behandlung eines beſtimmten Menſchen als des unterſuchten Verbrechens dergeſtalt verdächtig, daſs man ihn deſsfalls dem Criminalproceſſe unterwerfen darf, bemerkt zugleich auch, daſs die Generalinquiſition oft *unbemerkt* in die ſpecielle übergehe, indem nach gemeinem Rechte keine beſtimmte Form beide Abſchnitte trenne. Hierauf bezeichnet der Vf. näher die einzelnen in der Generalinquiſition vorkommenden Handlungen, a) um den eigentlichen Thatbeſtand zu berichtigen, §. 126, b) um den Thäter zu erfahren. — Als Zweck der Specialinquiſition wird in §. 128 angegeben, neben der Gewiſsheit des Verbrechens zugleich die Schuld oder Unſchuld eines als dieſes Verbrechens verdächtig erklärten beſtimmten Menſchen möglichſt aufzuklären, und dadurch die *endliche* Beurtheilung dieſes Falles, ſoviel als thunlich iſt, vorzubereiten. Von §. 129 an werden die einzelnen Proceſshandlungen in der Specialinquiſition aufgeführt, 1) das articulirte Verhör, 2) ſummariſche Vernehmung, Beweisaufnahme. Die Hauptabth. III behandelt die eigenthümlichen Grundſätze des Anklage-Verfahrens; der Vf. fodert hier förmliches articulirtes Anklagelibell, Cautionsſtellung vom Ankläger, verlangt, daſs der Angeklagte über den Inhalt der Anklage in Abweſenheit des Anklägers mündlich zu Protocoll vernommen werde; geſtattet aber dem Defenſor, die allenfallſigen Einreden ſchriftlich auszuführen, giebt übrigens dem Ankläger das Recht, zu den Beweisaufnahmen mitzuwirken. In Hauptabſchn. III wird eine beſondere Erörterung der Criminalerkenntniſſe geliefert, von den Arten derſelben, von ihren Vorausſetzungen gehandelt; man ſtöſst hier auf die Behauptungen, daſs nach gemeinem Rechte keine Entſcheidungsgründe dem Urtheile hinzugefügt werden müſsten (§. 141), daſs die *abſolutio ab inſtantia* auch bloſs durch die That ohne ein Urtheil verfügt werden könne (§. 143), daſs Criminalurtheile nicht in Rechtskraft übergingen (§. 144). — Weitläuftig iſt in dem eigenen Abſchn. IV §. 146 — 155 von *Vollziehung* der Urtheile gehandelt. — In der Lehre von den *Rechtsmitteln* nimmt der Vf. als Eigenheiten an, daſs hier die Rechtsmittel weniger in Anſehung der Fatalien beſchränkt ſeyen, daſs die Befugniſs, *Nova* aufzuſtellen, unbedingt ſey, und daſs auch *in pejus* abgeändert werden dürfe; er läſst die Appellation als ordentliches Rechtsmittel, dann das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung, die Nichtigkeitsbeſchwerde, die Wiederherſtellung in den vorigen Stand zu, und ſpricht im letzten §. 160 noch von den Anträgen auf Begnadigung.

Man überzeugt ſich ſehr bald, daſs auch dieſes Lehrbuch dieſelben hohen Vorzüge beſitzt, welche das rühmlich bekannte Lehrbuch des Vfs. über den bürgerlichen Proceſs auszeichnen. Man findet auch hier wieder die längſt geſchätzte Gründlichkeit des Vfs., die umfaſſende Kenntniſs älterer und neuerer Literatur, die glückliche Gabe, unter verſchiedenen widerſprechenden Meinungen der Juriſten meiſtens die rechte zu wählen, und mit ein paar treffenden Worten gehörig zu motiviren, vor allem die fruchtbare Kürze, und die Gediegenheit des Vortrags, der alle Weitläuftigkeit flieht. Allein gerade dieſe Kürze iſt

es auch, die Anlaſs zu gegründeten Bemerkungen giebt. Es iſt oft ſchon bemerkt worden, daſs das *martin*'ſche Lehrbuch des Civilproceſſes ſchwer vom Anfänger gebraucht und verſtanden, trefflich dagegen von demjenigen, der mit der Wiſſenſchaft ſchon mehr vertraut iſt, benutzt werden kann; der Letztere findet in einer Zeile einen Schatz von Anſichten, wo der Erſte über das kurz bezeichnende Wort hinweg eilt. Dieſs Streben des Vſs. nach Kürze, dieſe Sitte, in *einen* Satz mit mühſam gewählten Worten recht Vieles hineinzudrängen, bewirkt häufig Undeutlichkeit des Vortrags, und Rec. kann nicht leugnen, daſs man zu dieſem Tadel nicht ſelten auch bey dem vorliegenden Lehrbuche verſucht werde. Wer den Criminalproceſs nicht ſchon kennt, möchte aus demſelben ihn ſchwerlich kennen lernen, wenn er nicht das Glück hat, gerade den mündlichen Vortrag des Vſs. als Lehrers zu hören. Dabey bemerkt man, daſs der Vf. nicht ſelten einige Lehren unnöthigerweiſe weitläuftig behandelt hat, während andere höchſt wichtige Materien des Criminalproceſſes nur mit ein paar Worten angedeutet oder ganz weggelaſſen ſind. Belege zur erſten Behauptung liefern die §§. 18. 19, wo die mehr in das Criminalrecht gehörige Lehre von den Criminalverbrechen behandelt iſt; §. 21. 22 über die Verjährung der Verbrechen, §. 24. 25 über Eigenſchaften der Criminalſachen, §. 29 — 34 über Criminalgerichtsbarkeit, wo zu viel in das Staatsrecht Gehöriges eingemiſcht iſt, §. 46 enthält zu viele allgemeine Sätze in Bezug auf den Angeſchuldigten, §. 59. 61. 62, wo ohnehin bekannte Regeln über den juriſtiſchen Vortrag vorkommen; überflüſſig iſt §. 76 über das fingirte Bekenntniſs; ein paar Worte in der Note würden hier hinreichend geweſen ſeyn; ſo iſt endlich §. 146 — 153 die Lehre von der *Vollziehung* der Urtheile unverhältniſsmäſsig weitläuftig ausgefallen. — Zu den ungern vermiſsten, nur kurz angedeuteten, jedoch wichtigen Lehren gehören die Lehre von der Beweislaſt im Criminalproceſſe, das nur kurz in §. 73 berührte qualificirte Geſtändniſs, die Regeln über Zuläſſigkeit oder Verbot von ſuggeſtiven oder captiöſen Fragen, die leider nur angedeutete Lehre von den Indicien, von dem Verhältniſſe des Beweiſes und Gegenbeweiſes, von der Herbeyſchaffung des Urkundenbeweiſes, vom Contumacialverfahren, von der Wiederaufnahme der Unterſuchung u. ſ. w.

In Bezug auf den *Plan* und die *Anordnung* im Lehrbuche kann Rec. mit dem Vf. ebenfalls nicht ganz einverſtanden ſeyn. Hr. *M.* hat zuerſt die gemeinſchaftlichen Grundſätze des Anklage- und des Unterſuchungs-Proceſſes, und hier vor allem die Lehre von den Beweismitteln behandelt, dann erſt von den erlaubten Mitteln zur Benutzung der Kenntniſsquellen geſprochen, und am Schluſſe die Eigenthümlichkeiten des Inquiſitions-, und darauf die des Anklage-Verfahrens vorgetragen. Rec. glaubt, daſs dieſer Plan nicht geeignet ſey, den vorzüglich auf Belehrung der Anfänger und der Studirenden berechneten Zweck zu erreichen. Ein Lehrbuch des Criminalproceſſes ſoll im Stande ſeyn, eine vollſtändige Überſicht von dem Gange eines Criminalproceſſes zu verſchaffen, es ſoll die einzelnen Lehren ſo vertragen, daſs mit Leichtigkeit der junge Mann an der geeigneten Stelle Belehrung finden kann. Dieſs kann nach des Rec. Meinung am beſten geſchehen, wenn der zum Vortrage gewählte Gang möglichſt demjenigen gleich kömmt, welcher einen Criminalproceſs überhaupt bezeichnet, oder wenn der Vortrag möglichſt *chronologiſch* iſt. Da übrigens noch der Anklageproceſs ſelten vorkömmt: ſo darf der Lehrer ſogleich die Form des Inquiſitionsproceſſes zum Grunde legen, die einzelnen Lehren, ſo wie ſie in dieſer Proceſsform vorkommen, vortragen, wobey es genügt, wenn am Ende nur die leicht darzuſtellenden Abweichungen des Anklageproceſſes behandelt werden. Rec. findet es daher viel zweckmäſsiger, wenn in einem Lehrbuche zuerſt vom Gange der Unterſuchung und den Beſtandtheilen des Verfahrens vom Anfange und der Veranlaſſung der Inquiſition, von der Generalinquiſition, und den Gegenſtänden der richterlichen Thätigkeit in derſelben, dann von der Specialinquiſition, und den einzelnen darin vorkommenden Handlungen, und vom Vertheidigungsverfahren gehandelt wird. Erſt danach ſoll vom Beweiſe und der Kraft deſſelben, von den einzelnen Beweismitteln, Erfoderniſſen, Wirkung und Verhältniſs geſprochen werden. Die entgegengeſetzte Methode, welche der Vf. wählte, ſcheint manche Nachtheile zu haben; die einzelnen Lehren werden zu zerſtreut vorgetragen. Wie zerſtreut kommen z. B. die Regeln über die Verhöre im Lehrbuche vor! Wer ſuchte z. B. in §. 51 bey den Subjecten des Criminalverfahrens und in §. 63 in der Lehre von den Parteyenvorträgen die Regeln über die Pflichten der Defenſoren, und die Einrichtung der Defenſionsſchriften, während in einem Capitel des Vertheidigungsverfahrens die Lehre im Zuſammenhange deutlich hätte gemacht werden können; ſo kömmt in §. 70. 71 die Lehre vom *Gerüchte* und der *Denunciation* in der Lehre von den Kenntniſsquellen des Gerichts vor, die Lehre vom *Eide* iſt unter den Mitteln, die Wahrheit der Ausſagen zu ſichern, aufgezählt u. ſ. w. Der Vortrag der Lehre von den Beweismitteln als vorhergehend dem Vortrage über die Inſtruction des Proceſſes wird meiſtens nur dazu dienen, Undeutlichkeit herbeyzuführen; die wichtige Frage z. B., ob der Thatbeſtand durch Bekenntniſs oder Zeugen vollkommen erwieſen werden könne, kann für denjenigen kein Intereſſe haben, welcher die Lehre vom Thatbeſtande, und den Gang des Proceſſes nicht voraus kennen gelernt hat.

Alle dieſe Bemerkungen werden den Werth des vorliegenden Lehrbuchs nicht vermindern können, um ſo weniger als die einzelnen Behauptungen, welche der Vf. überall aufſtellt, meiſtens durch Wahrheit und Gründlichkeit ſich auszeichnen, und in dem Vf. einen Juriſten ſchätzen laſſen, welcher eben ſo ſehr in die Principien des Criminalproceſſes eingedrungen iſt, als er aus eigener Erfahrung die verſchiedenen Wendungen des Criminalverfahrens kennt, und durch trefflich angegebene Vorſichtsmaſsregeln den Anfän-

ger warnt, oder auf den Hauptgesichtspunct aufmerksam macht. — Jedoch mit allen vom Vf. aufgestellten Ansichten kann Rec. nicht einverstanden seyn. So scheint schon die Ableitung des Criminalprocesses §. 6 aus dem Verbote der Selbsthülfe nicht zu billigen; der Wunsch des Vfs., die Ähnlichkeit mit dem Lehrbuche des bürgerlichen Processes durchzuführen, hat wohl zu dieser Ansicht ihn verleitet. Eben so wenig scheinen die von ihm aufgestellten *Principien* den ihnen beygelegten Namen zu verdienen. Die Sätze, dass keine Cabinetsjustiz hier erlaubt sey §. 7, dass die peinliche Rechtspflege unentgeltlich erfolgen müsse §. 13, dass jedes Criminalverfahren *drückend* sey §. 15, können doch unmöglich Principien genannt werden. Principien einer Wissenschaft können doch nur solche Sätze seyn, auf welchen, wie auf den Schlusssteinen das Gebäude, die Wissenschaft, ruht, die aus dem Wesen derselben hervorgehen, zugleich dem Forscher die Einsicht in das Ganze klar machen, woraus die einzelnen wissenschaftlichen Sätze nur als Folgerungen mit Leichtigkeit abgeleitet werden können. Als ein Princip mag man daher wohl den in §. 8 aufgestellten Satz betrachten, dass das *Gemeinwohl* die Grundlage alles deutschen gemeinen Criminalprocesses sey. Bey dem als Folgerungssatze abgeleiteten §. 11 über die Formalitäten des Verfahrens hätte Rec. wohl gewünscht, dass der Vf. die verschiedenen Arten der Formalitäten genauer geschieden und den Einfluss des Grundsatzes der Nichtigkeit genauer nachgewiesen hätte. — Bey der Charakteristik der *Instruction* in §. 54 findet Rec. den Satz, dass das Contumacialverfahren keine Art von Verzicht zum Grunde habe, und dass dessen fruchtlose Anwendung nicht selten alles weitere Verfahren, nebst dem Endurtheile, völlig unthunlich mache, weder deutlich noch ganz wahr. Besser würde wohl überhaupt nach geendigter Darstellung des Ganges des Verfahrens von diesem Contumacialverfahren gesprochen worden seyn. — Die in §. 72 aufgestellte Behauptung, dass durch das Geständniss auch der Thatbestand des Verbrechens bewiesen werden könne, hätte mehr eingeschränkt werden sollen; gewiss sind die neueren Criminalisten gerade zum entgegengesetzten Extrem gekommen, wenn sie dem Geständnisse so viele Beweiskraft einräumten. Nur wenn besondere (sonst zur Beweiskraft des Geständnisses nicht nothwendige) Bedingungen vorhanden sind, kann der Thatbestand als erwiesen angesehen werden; es muss dabey immer eine Art vom *zusammengesetzten Beweise* angenommen werden. — Nach §. 74 scheint der Vf. beym Daseyn von Suggestionen nicht völlige Nichtigkeit des Bekenntnisses anzunehmen; der Vf. hat vom *gemeinen* Rechte gesprochen, wo Tortur gilt, und da bekennt Rec. schon, dass er zu denjenigen (vielleicht als pedantisch verschrieenen) Criminalisten gehöre, welche völlige Nichtigkeit annehmen, wenn *viele* und die *Hauptumstände* selbst betreffende Suggestionen ein Geständniss herbeygeführt haben, und wenn zugleich Folter angewendet worden ist. Es scheint, dass man in neuerer Zeit, wo man plötzlich mit den Suggestionen die Sache leicht nahm, von den Räsonnements einiger Criminalisten zu leicht sich hat bewegen lassen; die Folge ist nun, dass die Inquirenten ihr Geschäft durch häufige Suggestivfragen sich sehr erleichtern, und dadurch nicht selten der Gründlichkeit schaden. — Nach Not. 92 soll eine Wiederholung des Geständnisses an sich unnöthig seyn; Rec. meint, dass, wenn auf das Bekenntniss Strafe gebaut werden soll, ein *einmal* nur in der Generalinquisition abgelegtes Geständniss nicht genüge. Die Natur der Specialinquisition, die Ansicht des articulirten Verhöres, und vorzüglich das Erfoderniss, dass das Bekenntniss *beständig* sey, fodern entschieden die Wiederholung. — Nicht beystimmen kann man dem Vf., wenn er S. 149 §. 79 im Falle, wenn die Gutachten mehrerer Kunstverständigen von einander abweichen, durch das *Übergewicht der Gründe* den Vorzug der Glaubwürdigkeit bestimmen lässt. Nach dieser Behauptung müsste also der Richter entscheiden, und hiezu die *Gründe* prüfen; diess scheint inconsequent zu seyn. Derjenige, welcher im Falle, wenn zwey Männer über wissenschaftliche Gegenstände streiten, den Ausschlag geben und entscheiden soll, wer Recht habe, muss wohl tiefere und ausgebreitetere wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, als selbst die zwey Streitenden. Dass diese Kenntnisse der Richter nicht besitze, dass also auch er nicht entscheiden könne, auf wessen Seite das Übergewicht der Gründe sey, leuchtet von selbst ein, eben so wie die Folge, dass also ein höheres den Kunstverständigen vorgesetztes Collegium, z. B. Medicinalcollegium oder medicinische Facultät, über den Widerspruch entscheide. — Nicht zu rechtfertigen scheint die Behauptung in §. 93 S. 182, dass die Harmonie mehrerer *einzeln unzureichender* Kenntnissquellen *nie* einen vollständigen Criminalbeweis bilde, z. B. halben Zeugenbeweis mit einem aussergerichtlichen Geständnisse. Demnach giebt also der zusammengesetzte Beweis gar keinen vollen Beweis. Hr. *M.* beruft sich zum Beweise auf Art. 22. CCC., welcher nach Art. 23 und 30 von allen unvollständigen selbst natürlichen Beweisen rede. Nun ist diess wohl richtig, dass CCC. Art. 23 et 30, das was durch *einen* guten Zeugen bewiesen wird, wie eine redliche Anzeigung betrachten; aber diess dient nicht zum Beweise von Hn. *M's.* Behauptung. Gerade der Art. 30 spricht von einer *halben* Beweisung durch einen Zeugen. So gut nun aus zwey Hälften ein Ganzes wird: so gut muss aus einer halben Beweisung, bewirkt durch einen Zeugen, wenn dazu noch eine andere halbe Beweisung im Sinne des Gesetzes kommt, z. B. aussergerichtliches Geständniss, ein voller Beweis entstehen können, gerade so wie diess geschieht, wenn zwey classische Zeugen übereinstimmend aussagen, oder wenn ein classischer Zeuge da ist, und 3 oder 4 gleichförmig deponirende verdächtige Zeugen hinzukommen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses*, von D. C. Martin u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das Verbot des Art. 22 geht offenbar nur auf eigentliche Indicien, oder auf *künstlichen Beweis*. Dagegen ist aber auch soviel richtig, dass im Falle, wenn *ein* Zeuge aussagt, und 6 oder 12 Anzeigen hinzukommen, nie voller Beweis angenommen werden darf. Da nämlich Art. 22 überhaupt ausspricht, dass auf Indicien keine peinliche Strafe gebaut werden darf: so muss diess überhaupt und ohne Einschränkung gelten, es mögen Indicien allein für sich da seyn oder durch einen anderen halben Beweis ergänzt werden. Es muss danach beym zusammengesetzten Beweise wohl unterschieden werden, ob die Hälften aus natürlichen, aber für sich einzeln unzureichenden Beweismitteln bestehen, oder ob auch halber durch Indicien bewirkter Beweis zur Ergänzung angewendet werden soll. Nur im letzten Falle ist Hn. *M's*. Behauptung richtig. — Überraschend ist die in §. 111 S. 217 aufgestellte Ansicht vom *Eide*, nach welcher auch in Criminalsachen ein *Erfüllungseid* vom Angeschuldigten abgefodert werden darf, nämlich dann, wenn ein nicht ganz genügender gleichwohl zur hohen Wahrscheinlichkeit gebrachter Beweis einer Einrede vorhanden ist. Allein es fehlt hier durchaus an Gesetzen für diese Behauptung: alle hieher zu beziehenden Gesetze sprechen bloss von bürgerlichen Sachen; die bessere fast allgemeine Praxis ist in dieser Lehre gegen Hn. *M.*, und nur selten wird einem Gerichte es einfallen, einem Inculpaten einen Erfüllungseid aufzulegen. Dieser Eid ist theils im Criminalprocesse schon nach der eigenthümlichen Beschaffenheit desselben ganz unanwendbar, theils überflüssig: denn der Inculpat ist zu sehr interessirt, als dass er nicht alles, und daher auch einen Meineid wagen sollte; die Gefahr dieses Letzteren ist zu gross, und so sollte schon das Princip des Eides den Richter abhalten, hier auf Eid zu erkennen. Ist aber einmal der vom Vf. vorausgesetzte Fall da; ist die Einrede zur Hälfte bewiesen: so kann nach richtigen Grundsätzen, die über das Verhältniss des Beweises und Gegenbeweises gelten, keine Strafe mehr zuerkannt werden, der Inculpat ist auch *ohne Eid*, der also überflüssig ist, frey zu sprechen. — Wenn Hn. *M.* S. 266 §. 130 im summarischen Verhöre dem Gerichte erlaubt, oder befiehlt, den Inculpaten durch Fragen und Entnahmsfragen dahin zu bringen, dass er sich so speciell als möglich erkläre; wenn er selbst über seine Vertheidigungsgründe hier befragt werden soll; wenn man ihn hier schon, wenn er leugnet, über die Wahrheit aller einzelnen Untersätze der vorhandenen Indicien befragen soll: so kann Rec. diess hier vorgeschlagene Verfahren durchaus nicht billigen. Wenn der Vf. dem Inquirenten in den ersten Verhören schon so viele Befugnisse einräumt: welche Mittel bleiben ihm dann noch für die späteren Hauptverhöre übrig? Rec. weiss aus Erfahrung, dass der Inquirent dann meistens am besten zum Ziele kam, wenn er den Inculpaten in den ersten Verhören nur wenig befragte, ihm keine Vorhaltungen machte, Widersprüche gar nicht benutzte, sondern alles diess bis zu den letzten Hauptverhören aufsparte. In diesen kann das eigentlich schwere Geschütz der Inquisition zweckmässig angewendet werden; wer zu frühzeitig sich desselben bedient, hat für das Ende, wo Kummer, Kränklichkeit, Gewissen, Furcht, dass doch das Leugnen nichts nütze, und der *squalor carceris* so herrlich den Inquirenten secundiren, nichts mehr anzuwenden. *Weise Ökonomie* im Gebrauche der Inquisitionsmittel muss jedem inquirirenden Richter empfohlen werden. Freylich weiss Rec. auch, dass in manchen Fällen, wo der Richter an dem Inculpaten schon die geängstigte Stimmung beym Eintreten ins Verhörzimmer bemerkt, wo schon die ersten Antworten zeigen, dass Inculpat nicht lange widerstehen kann, ein kurzes Abbrechen des ersten Verhörs thöricht und tadelnswerth wäre; aber diese Fälle sind nicht so häufig, und der kluge Richter weiss sich in solchen Fällen schon zu helfen. Überhaupt ist es gefährlich, wenn einem Anfänger *ein einziger* Weg, wie inquirirt werden soll, vorgezeichnet wird; das Criminalverfahren unterscheidet sich dadurch eben so sehr vom bürgerlichen Processe, dass bey dem letzteren ein durch die Gesetze vorgezeichneter, bestimmter, sich gleich bleibender Gang des Verfahrens da ist; der Richter irrt hier nicht, er weiss, wann Replik einkömmt, wann ein Interlocut gefällt werden muss u. s. w. Im Criminalverfahren dagegen wechselt der Gang immer nach den individuellen Verhältnissen;

Menschenkenntniss, Geistesgegenwart, Gewandtheit und Scharfsinn lehren den Inquirenten im Criminalprocesse gerade das Zweckmässigste und zur rechten Zeit thun. — Lehrbücher können nur Fingerzeige geben, eine allgemeine Übersicht gewähren, und auf einer Seite die Gebote, auf der anderen die Verbote, und Warnungen der Gesetze gehörig nennen, und sie verdienen Dank, wenn sie diess thun. Rec. schliesst mit der Erklärung, dass das vorliegende Lehrbuch von diesem Standpuncte aus gewiss trefflich genannt werden muss.

P. J. L.

ERDBESCHREIBUNG.

Heidelberg, b. Engelmann: *Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale.* Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden. Herausgegeben von *Helmina v. Chezy*, geb. *v. Klenck.* Mit einer Charte. 1816. (Mit immer von Neuem anfangender Signatur und Seitenzahl: *Heidelberg* 10½ Bog. *Mannheim*, 4 Bog. *Schwetzingen*, 2 Bog. *Der Odenwald* (von *J. F. Knapp*, gräfl. erbach-erbachischem Regierungsrathe) 2½ Bog. *Das Neckarthal*, 4 Bog.) Zusammen 19 Bog. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Gemälde heisst das Buch auch in der so nöthigen, hier beybehaltenen, aber leider fast in allen Modeschriften fehlenden Norm (Wurme); allein auf dem blauen Umschlage ist dieser Titel in *Taschenbuch für Reisende und Einheimische* umgeändert, offenbar nur zur Anlockung der Käufer, wenigstens ist der innere Titel richtiger, dem inneren Gehalte des Buches angemessener. Es ist allerdings ein Gemälde, was uns *Helmine* liefert. Sie bemüht sich sichtbarlich, den, der Weiberseele so wohl anstehenden Ton von *Friederike Brun* nachzuahmen, und wie ihr dieses gelungen, davon zeuge folgende Stelle (S. 16): „Die Morgenlichter in ihrer Zartheit, die Abendwolken in hochglühendem Purpur, Sternbilder und Mondenschimmer strömen auf diese versunkenen Herrlichkeiten (*die Schlossruinen von Heidelberg*) ihre seligsten Bezauberungen aus. Keine Vorstellung reicht an diese unvergesslich süssen Lieblichkeiten, bey Frühlingsodem, Quellengeriesel und dem Aroma (warum nicht *Würzgeruch?*) der Blüthen und Rosen, Abends zumal, in der Johanniszeit, wo die leuchtenden Glühkäfer wie irrende Sterne durch die Blüthen fliegen, in den Ästen sich schaukeln, und in den tiefgrünen Rasen hinabgesunken, Wellenlinien von flammenden Puncten, magische Lichtkreise ziehen. Oft sah ich tief am gesprengten Thurm, dort unten, wo die Quelle hinabfällt, alle Ritzen des Quadergesteins von den Johanniswürmchen, wie von zarten Lichtlinien, bezeichnet, und die Nacht moosiger Geklüfte tausendfach vom smaragdenen Strahl ihres Lichtes erleuchtet, indess die geflügelten Käfer hoch durch die Lüfte um die Wölbung des schwarzen Thurmes kreisten." Eine schöne Stelle! Sie beschäftigt unsere Einbildungskraft, und giebt ihr Spielraum, sich die reizendste Nacht-Landschaft, die irgend eines Guido Pinsel auf Leinwand hingezaubert, denken zu können, und mit ihr die Einsamkeit seines Studirzimmers zu versüssen. Aber im Grunde lehrt sie uns nichts. *Vox est praetereaque nihil*, sagte der Landmann, und schlug den Baum nieder, auf dem die Nachtigal so lieblich sang; und der Mann, der zum Unterricht, nicht zum Vergnügen liest, sehnt sich, wie Vater *Wieland* sagt, bey *Nektar und Ambrosia ganz leise nach einer mehr soliden Speise.* Doch auch für diese *mehr solidere Speise* ist im vorliegenden Büchlein hinreichend gesorgt, und historische, statistische, antiquarische Kenntnisse sind überall in so reichem Masse ausgestreut, dass das Werkchen seinen zweyten Titel, den eines *Wegweisers für Freunde dieser Gegenden*, vollkommen verdient. Die Vfn. sagt S. IV, dass sie die ersten Bogen dieses Büchleins mit begeisternder Liebe zu den Schönheiten Heidelbergs niedergeschrieben. Der Ruf einer selbstauferlegten Pflicht (sie unterschreibt sich *Vorsteherin des preussischen Militärlazareths zu Namur*) habe sie an der Vollendung gehindert, und sie sey einer würdigen Hand übertragen worden. In einem angehängten Nachwort versichert der Verleger, die historischen und statistischen Parthieen des Werkes hätten Männer zu Verfassern, die sich durch specielle Kenntniss des Landes hinreichend als dazu berufen erklärt hätten, auch zeichnet sich der Vf. der Beschreibung des Neckarthales S. 29 ganz bestimmt als Mannsperson aus. Genannt hat sich übrigens nur Hr. Regierungsrath *Knapp*, als Vf. der Beschreibung des Odenwaldes. Diess bringt Rec. auf die Vermuthung (obschon S. 64, wo die Geschichte Heidelbergs endet, deutlich *von Helmina v. Chezy, geb. v. Klenck*, geschrieben steht), dass wohl nicht viel mehr, als die so malerische Beschreibung der Schlossruine der Feder der Frau *v. Chezy* entflossen seyn möge; die ihr eingestreueten historischen Nachrichten hat sie vermuthlich aus *Legers* Führer durch die Ruine des heidelberger Schlosses entlehnt. Doch daran ist wenig gelegen! Wenn das, was wir empfangen, nur gut ist: so nehmen wir es dankbar an, es komme von Weib oder Manne.

Da der oben vollständig abgeschriebene Titel die Einrichtung dieses eigentlich aus fünf verschiedenen Büchlein bestehenden Werkes hinreichend zeigt, und Rec. über den Werth des Ganzen so eben sein unbefangenes Urtheil gesagt hat: so liegt ihm weiter nichts ob, als einige Particular-Notizen, die ihm merkwürdig schienen, auszuzeichnen, und diesen einige wenige Bemerkungen einzumischen.

Heidelberg. S. 13. Die vollständigste Ansicht aller Puncte der Schlossruine verdanken wir einem Franzosen von Geburt, Hn. *Carl v. Graimberg*, der sich nun schon seit 5 Jahren dort aufhält, von denen er 4 Jahre diese Burg bewohnt, und dessen Werk *Haldenwang* gestochen. — S. 32. *Mycillus* (Molzer) besang in einem an *Joachim Camerarius* gerichteten Gedichte den schrecklichen Blitzstrahl, der den 25 April 1537 die alte Burg, und mit ihr einen grossen Theil der Stadt zerstörte. Eine deutsche Übersetzung seines Gedichtes findet sich S. 51 (ob *Helmina* Latein versteht?)

— S. 45. Erster Rector der Universität war 1386 *Marsilius v. Inghen*, der auch die ganze Einrichtung derselben (S. 95) besorgte. *Melanchthon* fing hier, im 12 Jahr des Alters, seine Studien an, und schloss hier seine erste Freundschaft mit *Luthern*, der, nach Bettelmönchs Sitte, von Wittenberg zu Fusse hieher kam, um im Augustinerkloster am 26 April 1517 zu disputiren. — S. 53 wird zweymal der Vf. des heidelberger Katechismus *Olerianus* genannt. Wiederholt kann diess schwerlich für einen Druckfehler gelten; für welchen Rec. S. 25 Z. 17 *Antonius Pius* und Z. 28 *Benvenuto Cellini* willig gelten läst, so wie S. 155, wo einer Urkunde Karl des Großen von 1809 gedacht wird. Ebendaselbst wird ohne Grund bezweifelt, daß *Adam Neuser* zur muhammedanischen Religion übergegangen sey, da es doch ein, durch seinen eigenen, von *Lessing* herausgegebenen Brief beurkundetes Factum ist. — S. 81. Ein kleines, gut gemaltes Madonnen-Bild, auf einem Seitenaltar in der neuen katholischen Pfarrkirche, hält Hr. Hofr. *Schreiber* für einen *Sasso-Ferrato*. — S. 82. Ein Blitzstrahl zündete 1757 den Thurm der Peterskirche, und der Brand ward durch einen zweyten Schlag wieder gelöscht. — Am 7 April 1406 ward *Hieronymus von Prag* hier Magister. — S. 90. Das Gasthaus zum Hirsch, in dem *Götz von Berlichingen* einzukehren pflegte, ist jetzt die Dechaney. — S. 97. Der Bibliothek sind jährlich 1500 Fl. als Fonds, außer anderen nicht unbedeutenden Accidentien, zum Bücherankauf bestimmt. — S. 104. Das ehemalige Mädcheninstitut der Demoiselle *Rudolphi* setzt jetzt die ehemalige Mitarbeiterin derselben, *Emilie Heinse*, fort. — Bey der Nachricht von der Gemälde-Sammlung der Hnn. *Boisseree* und *Bertram*, die größtentheils aus niederdeutschen Stücken besteht, kommt S. 107 die Bemerkung vor, deutsche Malerey habe sich, wie italiänische, aus der neugriechischen entwickelt, und lange vor Raphael habe sich eine nationaldeutsche Schule ohne allen ausländischen Einfluss gebildet, welche die gleichzeitige italiänische weit übertroffen. Rec. wünscht sehr, diess weiter ausgeführt und *bewiesen* zu sehen. — S. 111. Die merklich klimatisch verschiedene Lage der Heidelberg umgebenden Dörfer verursacht, dass man die meisten Gemüss- und Obst-Arten auf den dortigen Märkten sehr lange antrifft. Die Kirschen fangen im May an, und dauern bis zur Zeit der reifen Weintrauben. — S. 116. *Martin Opitzens* schönes Sonnet auf den *Wolfsbrunnen*, den Lieblingsaufenthalt Friedrichs II. 1544 — 1556 (um welche Zeit doch *Opitz* nicht gelebt hat). — S. 117. Den *Bierheider Hof* besass *Janus Gruterus*, und hielt sich hier vor den Franzosen verborgen (sonst pflegt man sich vor Feinden in seinem Eigenthume nicht zu verstecken, weil man da am ehesten gesucht und am leichtesten gefunden wird). — S. 21. Der *heilige Berg* kann unmöglich der von den Römern gekannte (*Ammian. Marcell.* XXVIII, 2) *Pyrus* seyn: denn diesen weiset das *Itinerarium Hierosol.* deutlich auf den jetzt sogenannten *Birnbaumer Wald* in Krain. Man wusste nicht, dass *Pyrn* im Celtischen *Berg* hiess (davon, und nicht von πῦρ, die *Pyrenäen*), und übersetzte nun getrost die Worte des Reisebuchs AD PYRUM, *am Birnbaum*, ohnerachtet kein einziger solcher Baum da zu finden ist; wie Rec., der ihn auf seinen Reisen aus Krain nach Italien sehr häufig bestiegen, aus eigener Erfahrung versichern kann. — Das Wort *Geissfuss*, mit dem *Karl Ludwig* die Franzosen charakterisirt, hätte wohl einer kleinen Erläuterung bedurft, theils weil er nicht allgemein bekannt ist, theils weil es der Kurfürst in einer anderen als der jetzt gewöhnlichen Bedeutung, eines *Schlemmers*, zu brauchen scheint. Von eben diesem Kurfürsten S. 154 eine ihm sehr zur Ehre gereichende Anekdote. Die Gastwirthin zum goldenen Bock (das jetzige Posthaus in *Weinheim*) hatte sich sehr naseweis verlauten lassen: Sie wolle dem Kurfürsten eine Zahl Gänse halten, damit er mit Federn, und nicht mit Soldaten Krieg führen möge (1659). Was that der Kurfürst, dem dieses hinterbracht ward? Er bestrafte die Frau? Nicht im mindesten. Er nahm das Anerbieten gnädig an, und beauftragte den Kanzley-Director *v. Wollzogen*, dahin zu sehen, dass die Gastwirthin die kurpfälzische Kanzley jährlich genugsam mit Schreibfedern versehe. War das nicht acht fürstlich? Und musste das nicht mehr auf die Wirthin wirken, als ein paar Monat Zuchthaus, oder Geldbusse? — S. 135. *Ladenburg* ist des Ausonius *Lupodunum*. Was über die zwey letzten Sylben dieses Wortes gesagt wird, ist sehr richtig. Rec. setzt noch hinzu, dass es nach einer bekannten Analogie überhaupt *eine Stadt*, d. i. *einen eingezäunten Ort*, bedeutet. So wie von גדר *gadar*, der Phönicier *Gadir* (Cadix); der Slave von *Gradim*, GROD, GRAD, HRAD (*Stargard*, *Zarigrad*, *Wisšohrad* u. s. w.); der Lateiner von *sepio*, SEPTA (*Ceuta*) benannte: so der Germane von *Tun* (hochdeutsch *Zaun*) *Lugdunum*, *Augustodunum*, *Carrodunum*, *Lupodunum* u. s. w. — Was sind S. 148 die *Kammern*, welche die Winzer beym Bau ihrer Reben abschaffen sollen? — S. 161. Die Dörfer *Gross-*, *Hohen-* und *Lützel-Sachsen* sind von sächsischen, durch Karl d. Gr. dahin abgeführten Colonisten angelegt worden. In diesen Dörfern sind keine Todtengräber; die zwey nächsten Nachbarn bereiten jederzeit ihrem verstorbenen Mitbruder die Ruhestätte. — Diese patriarchalische Sitte, warum ist sie nicht in allen Dörfern der Christenheit eingeführt, da sie in Städten unausführbar ist?

Mannheim. Rec., der sich der paradiesischen Gegenden Heidelbergs, der ländlich schönsten aller Städte Deutschlands, wo die Mandelbäume blühen, der Heimath der Rosen, die, um hieher zu wandern, Paestum verliessen, nie ohne das süsseste Trauergefühl, dort nicht sterben zu können, erinnern kann, hat nie dem ewigen Einerley der mannheimischen Quadrate einen rechten Geschmack abgewinnen können: er wird also über die Beschreibung der Stadt um so lieber flüchtig hinweg eilen, da des wirklich Bemerkenswerthen hier ohnediess nicht sonderlich viel ist. Die Bibliothek des dasigen Lyceums schreibt sich von dem bekannten Fabeldichter *Desbillons* her (S. 43). — Im Lesezimmer der dortigen Harmonie ist das Sprechen untersagt (S. 49. Diess heisst doch wohl

nur: man verstattet nicht, dass es zum Conversations-Zimmer ausarte). — *Schwezingen.* Dem Kunstliebhaber wird es vorzüglich interessant seyn, hier die Namen aller Künstler zu finden, von denen die im Garten befindlichen Statuen herrühren. Arion, der grossen, und die Gruppen der vier kleineren Springbrunnen, wurden nicht für Schwezingen verfertigt, sondern aus dem Nachlass des Königes Stanislaus nach dem Gewichte, das Pfund zu 10 Sous, erkauft (S. 8). — Wenn in der angehängten Chronik von Schwezingen der Anfang des 30 jährigen Krieges in 1620 gesetzt wird (S. 39): so ist dieses wohl nur von der Pfalz zu verstehen, die in diesem Jahre seine ersten Wehen gefühlt haben mag. *Karl Theodor* setzte jährlich 66000 fl. für den Garten aus; die 1778, da er nach München ging, auf 45000, und späterhin auf 24000 zurückgesetzt wurden. — *Odenwald.* Am weitläuftigsten; von *Erbach.* Der kleine Harnisch im Rittersaal ward für den Zwerg *Thomele* gemacht, welchen Erzherzog Ferdinand von Österreich, Stifter der Sammlungen zu Ambras, bey der Vermählung Herzog Wilhelms von Bayern, mit Renata von Lothringen, in einer Pastete (Baumkuchen) auf die Tafel setzen liess. Die hier aufbewahrte Sammlung von Hirschgeweihen, vom Spiessert an bis zum Hirsch mit ausgereckten 32 Enden, soll an Stärke der einzelnen Geweihe den Vorzug vor der sächsischen in Morizburg haben. Leser gelehrter Zeitungen werden mehr Behagen an der Beschreibung der Antiquitäten-Sammlung des Hn. Grafen S. 15—25 finden, die in den Wohnzimmern desselben aufgestellt ist, so dass die antiken die Stelle moderner Möbeln vertreten, oder, wenn sie modern sind, in ihnen wenigstens antike Form nachgeahmt worden. Ein Stuhl mit einer Rücklehne ist genau dem bekannten nachgebildet, auf dem *Posidippus* sitzt. Vier andere ohne Rücklehnen sind Nachbildungen der *Pulcinarien* im Pallast Mattei. Die Tischblätter sind ächte alte Mosaik. Eine hetrurische Vase, auf einen Teller von nolaner Erde gestellt, ist des Grafen Dintenfass. Die Beleuchtung geschieht durch antike Lampen, und durch 12 Leuchter nach Antiken in Portici geformt. Antike Schnallen (*Fibulae*) halten die Fenstervorhänge zusammen u. s. w. — *Amorbach.* S. 29. Wie *Göts von Berlichingen* im Bauernkriege gegen das Kloster gewüthet. — *Michelstadt.* S. 30. Vor tausend Jahren *Eginhards* Aufenthalt, dem es *Ludwig der Fromme* geschenkt hatte. Die dortige Bibliothek ist an Incunabeln reich, von denen S. 32. 33 ein Verzeichniss geliefert wird. Unter ihnen befindet sich ein *Petrarch.* Basel 1496 *per Magistrum Joannem de Amerbach.* Es hätte können bemerkt werden, dass dieser berühmte Buchdrucker aus dem eben erwähnten *Amorbach* gebürtig war. Sein Sohn, der berühmte Jurist, *Bonifacius*, war ihm dort, ein Jahr früher, 1495 geboren worden. † 1564. d. 1 Febr. — S. 36 wird der Heergeist auf dem *Schnellert* erwähnt, der bey einem bevorstehenden Kriege, zwar unsichtbar, aber mit vielem Lärmen, von hier aus über Oberkrimsbach nach Rodenstein zieht, von da er, nach erfolgtem Frieden, wieder zurückkehrt. Der Vf. bemerkt, dass er in vielen Jahren nichts von sich hören lassen. Er konnte das nicht, weil er während des noch immer glimmenden Krieges still sitzen musste. Bey erfolgtem Frieden hat er allen Ungläubigen sein Daseyn sehr laut zu erkennen gegeben. Er hat aber jetzt seinen Namen geändert, und heisst der *Burggeist auf Rodenstein*; es ist über ihn nicht allein in Zeitungen viel gesagt worden, sondern er hat auch Stoff zu einer eigenen kleinen Abhandlung gegeben, die nächstens in diesen Blättern angezeigt werden soll. — S. 38. Über die *Riesensäule*, die, eben wie der Burggeist von Rodenstein, durch den Frieden berühmt worden: denn man hat bekanntlich den Vorschlag gethan, sie auf dem Schlachtfelde von Leipzig aufzustellen. Sie ist 31 Schuh 8 Zoll lang; hat unten 4 Sch. 6 Z., oben 3 Sch. 10 Z. im Durchmesser, und ist aus einem der unzähligen Granitblöcke gehauen, die in dem Thale neben *Reichenbach* in wilder Unordnung herumliegen, und dort unter dem sehr entsprechenden Namen des *Felsenmeeres* bekannt sind.

Ungern lässt Rec. Manches von dem aus, was er in seinem Exemplar angestrichen hatte, um noch ein paar Worte vom *Neckarthal* zu sagen. Die Beschreibung steht der des Odenwaldes weit nach; das Interessanteste ist für Liebhaber dieser Art der Lectüre die Mittheilung dreyer Legenden aus dem Mittelalter: S. 25 die vom *Minneberg*; S. 52 von der *Notburga*, wo dem mit der griechischen Mythologie bekannten Leser unwillkührlich die Fabel des *Polyides* beyfallen muss (Palaephat. 27), den eine Schlange belehrt, wie er den gestorbenen Glaukus wieder ins Leben zurückbringen soll; und endlich S. 46 die von der Entstehung der *Michaelscapelle.* Artig ist S. 24 die Nachricht vom *Zwingerloche*, der einzigen Charybdis des Neckar, die aber kein Fahrzeug weder verschlingt noch zertrümmert. Wer nicht schwindlicht ist, kann es unbedenklich wagen, sich im Fischerkahn von ihr herumwirbeln zu lassen, bis es endlich dem Schiffer gelingt, ihrem Zug zu entrinnen. — S. 43 beklagt der Vf. bey der Beschreibung *Hornbergs*, dass dem *durch sich selbst noch mehr als durch fremde Apotheose verewigten Götz* von der dankbaren Nachkommenschaft kein Denkmal errichtet worden. Rec. sollte meinen, *Götzens* Benehmen im Bauernkriege, und in so manchen anderen vorhergehenden Fehden, löse dieses Räthsel hinreichend. Überhaupt scheinen die, welche uns ihn, und den Cherusker Hermann, nie als Muster ächter Deutschheit vorzustellen aufhören, die Geschichte beider Männer nicht mit gehörigem Fleisse studirt zu haben.

Mit Papier, Druck und Correctheit des Buchs hat man Ursache, zufrieden zu seyn. Nicht so mit der beygebogenen Charte. Zwar die geographische Richtigkeit derselben wagt Rec. nicht zu bezweifeln, da er sie mit keiner anderen verglichen, noch weniger selbst geprüft hat, aber der Steindruck ist unrein und äusserst widerlich. Die äussersten Puncte derselben sind in Norden *Oppenheim*; *Darmstadt* und *klein Wallstadt*, in Süden *Bruchsal* und *Heilbronn.*

Q.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1816.

MEDICIN.

Leipzig, b. Hinrichs: *J. P. Maygrier's*, Prof. der Entbindungskunst, Anatomie und Physiologie in Paris, *Neue Methode der praktischen Entbindungskunst zur Vereinfachung der Handgriffe bey Ausübung derselben*; bearbeitet, und mit Zusätzen, Anmerkungen, einer Tabelle und Kupfern bereichert von *Franz Heinrich Martens*, d. A. Doct., technischem Arzt zu Leipzig u. s. w. 1804. Mit Kupfern. 204 S. 8. (21 gr.)

Qui bene distinguit, bene docet — ist für den Lehrer gewiss eine vortreffliche Regel, welche sich in allen wissenschaftlichen Zweigen bewährt. Der Vf. der vorliegenden Schrift, deren Original wir schon in der alten (nunmehr hallischen) A. L. Z. 1803. No. 52, S. 413 angezeigt haben, ist diesem Grundsatz treulich gefolgt. Doch hat er deſswegen keine neue Bahn gebrochen, indem wir Deutsche diese Eintheilung und Vereinfachung der Handgriffe schon lange kannten und ausübten, und auch Rec. dieselben schon über 20 Jahre lehrt. Daſs der Vf. nur 49 Lagen annahm, indessen *Baudelocque* über 90 derselben angiebt, diess ist für einen Leitfaden auf dem Katheder gut; aber für den praktischen Anfänger sind jene gewiss zu wenig, wenn die letzteren auch zu zahlreich scheinen. Der Vf. wird daher auf einer anderen Seite dem Vorwurf eben so wenig entgehen, als *Baudelocque*, von welchem Sachverständige urtheilten, daſs die Weitschichtigkeit seiner Schrift eben die Ursache ihrer Fehler sey. An unsere Zahlen und Regeln hält sich die Natur nicht; wir müssen ihr folgen, sie bestimmt uns dieselben. Das erste und gröſste Erfoderniss ist daher immer die Diagnose des gegenwärtigen Falles, und das gröſste Hülfsmittel der ärztliche Verstand. Wer ohne diesen sclavisch und gedankenlos die hier gegebenen Regeln befolgen will, der wird sich in vielen Fällen nicht zu rathen wissen, und jenem Bedienten gleichen, der seinen Herrn nicht aus dem Sumpfe reissen wollte, weil dieser Fall nicht in seiner Instruction stand. Ist der Geburtshelfer hingegen ein seiner Kunst gewachsener, denkender Mann, kennt er die jedesmalige Lage des Kindes genau, vermag er auch alle übrigen, ihm in den Weg tretenden Schwierigkeiten, die in diesem Buch hier so wenig beachtet sind, zu beseitigen: dann lehrt ihn die individuelle Beschaffenheit eines jeden Falles die anzuwendenden Handgriffe, und er wird sich schwerlich nach jener Krücke umsehen. Wie in der Chirurgie, so wird auch hier von einer bestimmten, reinen Diagnose die Therapie ausgemittelt, und der ärztliche Verstand muss die Anwendung seiner Hülfsmittel fortan seinem Zweck anpassen. Aber alles diess ist nicht so einförmig, nicht so summarisch in der Natur gegeben, als man es hier vorgetragen findet.

Der für unsere Wissenschaft zu früh verstorbene Übers. hat die Erinnerungen, die der Rec. bey der Anzeige des Originals machte, benutzt, und hier manche falsche Ansicht des Vfs. durch Noten und in den Text eingeschobene Anmerkungen berichtigt. So sehr der sel. *Martens* deſshalb auf den Dank des ärztlichen Publicums zu rechnen hat: so glaubt Rec. doch noch einige Erinnerungen vorbringen zu müssen, die ihm bey wiederholter Durchlesung dieser Schrift nothwendig schienen.

S. 10 heisst es, daſs die regelmäſsigen Geburten, die durch die Kräfte der Natur vollbracht werden können, entweder mit dem *Hinterhaupt*, den *Füſsen*, oder dem *Hintern* eintreten. Rec. stieſs sich hier an das Wort *Hinterhaupt* nicht wenig. Uns Deutschen gilt es für die regelmäſsigste Lage des Kopfes, wenn derselbe mit dem Wirbel, mit dem Scheitel, eintritt, und die eigentliche Hinterhauptslage gehört von Weitem unter die unregelmäſsigen. S. 121 wird gesagt: „man muſs dem Scheitel nur eine solche Lage geben, daſs das Hinterhaupt *beynahe* im Mittelpunct des Beckens steht, wo man alsdann das Übrige den Kräften der Natur allein überläſst," und S. 129: „Die Hinterhauptslage erfodert nur dann die Hülfe der Hand, wenn dringende Zufälle *es* nicht erlauben, die Beendigung der Geburt durch die Kräfte der Natur zu erwarten." Nicht nur die Hinterhauptsgeburten, sondern auch manche andere Schiefstehung des Kopfes, über die hier gewiss zu wenig gesagt ist, werden in der Regel von der Natur nur sehr schwer, oder gar nicht vollendet, und es dürfte junge Leute irre führen, wenn man diese Geburt durchaus, wie hier geschieht, als die natürlichste angiebt, da oft ein nur wenig schiefstehender Kopf stecken bleibt. Rec. sah eine Frau, die einer schiefstehenden Gebärmutter wegen immer diese unglückliche Kindeslage hatte, und von 8 Kindern keines lebend gebar; mehrere muſsten mit der Zange weggenommen werden, und am letzten kreiſste sie, durch elende Räthe aufgemuntert, so lange, bis sie an einem Gebärmutterriſs plötzlich

starb. Man bleibe also immerhin bey der Regel, dass nur Scheitelgeburten die regelmässigen, und alle übrigen der strengsten Aufmerksamkeit der Künstler, vorzüglich aber der Hebammen, würdig seyen, weil dieselben immer schon zufrieden sind, wenn nur der Kopf voran kömmt; auf die kleineren Abweichungen nehmen sie vor der Hand keine Rücksicht, und die schlimmen Folgen wissen sie nachher gar leicht durch tausend unstatthafte Angaben zu entschuldigen. Dass die Gesichtsgeburten zu Zeiten durchgehen, ist wahr; Rec. sah diess unlängst, als er zu spät gerufen den Mund des Kindes am Tage fand; aber diess sah er auch in 24 Jahren zum ersten Mal, und würde sich eben so wenig bereden lassen, dieselbe unter die natürlichen zu zählen, als jene Armgeburt, die sich nach und nach von selbst so verschob, dass die Geburt sich regelmässig mit dem Kopf endigte.

Bey zu weitem Becken und zu schnellen Geburten sind unseres Bedünkens zu den gefährlichsten Folgen immer die Blutflüsse zu zählen. — Unter den Ursachen der regelwidrigen Geburten sollte auch der Schiefstehung des Fruchthälters, der zu langen, vorfallenden Nabelschnur, und noch mancher anderen dynamischen Ursache, die auf die Thätigkeit des Fruchthälters Einfluss hat, erwähnt werden. — Bey Armgeburten erschrickt kein deutscher Geburtshelfer, so lange er Raum hat, die Wendung zu machen; wenn aber das Kind tief herabgedrängt, der Arm und Schulter heftig eingeschwollen, der Fruchthälter fest darüber gezogen, und gar kein Raum ist, in die Scheide und den Fruchthälter einzudringen, wenn das Kind noch lebt, und weder Bäder noch Aderlass, noch Mohnsaft von Nutzen sind, was dann? Rec. war noch nie in dem Fall, von der grausamen Regel, den Arm abzudrehen, Gebrauch machen zu müssen; doch scheint ihm, aus der Analogie zu schliessen, dass ein Geburtshelfer wohl in diese Nothwendigkeit versetzt werden könnte. — Des Rec. Regel in Rücksicht der operirenden Hände bey der Wendung war immer, die rechte Hand zu nehmen, wenn die Füsse auf der rechten Seite des Beckens zu suchen waren, und so umgekehrt. Die Ursache davon ist, weil man durch das Ausstrecken der Hand und der Finger gegen den Handrücken kaum einen Achtelscirkel, durch das Biegen aber beynahe einen halben beschreiben kann. Ja es giebt sogar Fälle, wo man mit einwärts gebogener Hand und Fingern die Füsse nicht erreicht, wenn dieselben z. B. in einem überhängenden Bauch über den Schaambeinen sind, wo Rec. dieselben bey schweren Wendungen leicht dadurch auffindet, dass der Frau eine knieend-liegende Lage gegeben wird, deren hier der Vf., sowie der Seitenlagen, nicht erwähnt, obwohl dieselben in so manchen Fällen sehr viele praktische Vortheile haben. Übrigens kömmt auch viel auf die Gewohnheit des Geburtshelfers an, der, wenn er vielleicht mit der linken Hand weniger Geschicklichkeit hat, sich dann mit der rechten leichter zu helfen weiss. Auch hat der Übers. sehr Recht, dass man die Wendung fast immer mit einer Hand vollenden könne; wir sagen *fast* immer: denn Rec. war schon mehr als einmal auch der dritten bedürftig.

Bey der Eintheilung der eingetretenen Theile in die 1, 2, 3 und 4 Lage, die Hr. *M.* als naturgemäss billigt, will Rec. nur erinnern, dass ihm bey der scheinbaren Nützlichkeit derselben doch immer schwer vorkam, die Sache sich geläufig genug zu denken, indem diese Eintheilung bey jedem eintretenden Theil beynahe von einem anderen Bestimmungsgrunde abhängt. Bey den Füssen sind es die Fersen, die rechts, links u. s. w. stehen, und die 1, 2 Lage machen; bey dem Hinteren ist es der Rücken, bey dem Rumpf der Kopf, bey dem Kopf bald das Hinterhaupt, bald der Scheitel, bald die Stirne, und verschiedene Bestimmungsgründe machen natürlich, dass die erste Fusslage mit jener des Kopfes, des Rumpfes oder des Hinteren keine Ähnlichkeit hat. Das Gedächtniss wird also dadurch so wenig erleichtert, dass man immer die weitere Erklärung beyzusetzen sich gezwungen sieht.

Im *ersten Capitel* lehrt der Vf. die Handgriffe an den Füssen, Knieen und dem Hintern fasslich und gut. Doch ist Rec. des Übers. Meinung, dass man den Hintern nicht eintreten lassen solle, wenn man denselben über dem Eingange des Beckens antrifft, und noch wenden kann; nur weite Becken drücken diese Geburten so durch, dass man sie natürlich oder regelmässig nennen kann. Im *zweyten Capitel* werden die Rumpflagen, ihre Entwickelungen bestimmt und fasslich angegeben. Am wenigsten hat Rec. das *dritte Capitel* von den Handgriffen am Kopf gefallen. Der Vf. giebt hier 5 Kopflagen an, wenn nämlich das Kind mit dem Scheitel, mit dem Hinterhaupt, dem Gesicht und mit den beiden Schlafgegenden eintritt. Die ersten zwey, und zum Theil auch die dritte, sind oben unter die regelmässigen gezählt werden, und fodern daher die Wendung nur, wenn irgend aus einer erheblichen Ursache die natürliche Geburt nicht vollendet werden kann, sondern durch Kunst beschleunigt werden muss. Der Vf. hat hier den verschiedenen Schiefstehungen des Kopfes, die die Geburten doch ausserordentlich erschweren, und durch die Einrichtung leicht verbessert werden können, nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt. Rec. richtet kleine Abweichungen von der Normallage, der Scheitel- oder Wirbel-Lage des Kopfes ein, und die grösseren, z. B. Gesichts-, Ohr-, Hinterhaupts-Lage, werden gewendet. Übrigens sind hier die Seiten 126 und 127 zum Theil versetzt, und dadurch unverständlich geworden. Die 13te bis 23ste Zeile der 127 Seite sollte am Anfange der 126 Seite stehen, und dann liest sich das Übrige deutlich fort. — Wenn der Vf. durch die Hinterhauptslage das eintretende *os occipitis* darstellt: so begreift einmal Rec. nicht, wie er S. 129 sagen kann, dass diese Geburt durch die Kräfte der Natur vollendet werden könne. Diese Abweichung vom Normalzustande ist einmal zu gross, als dass sie, wo nicht eingerichtet, doch gewiss immer gewendet werden müsste. Sollte aber der Vf. diese Lage gerade für die normalmässige annehmen: so sieht sich Rec. gezwungen, zur Verhütung aller Unbestimmtheit, die Wirbel- oder Scheitel-Lage mit dem mehr rück- als vorwärts, aber immer auf eine Seite des Beckens stehenden Ge-

ficht als die natürlichste und regelmäfsige Lage im Eingang des Beckens anzugeben.

Der *zweyte Theil* des Buches behandelt die Instrumental-Operationen. Wenn man in der grofsen Welt, in Städten auch der Wohlthat geniefst, dafs mittelst der Instrumente sehr viele unglücklich Gebärende gerettet werden: so ist dagegen im Durchschnitt auf dem Lande um so furchtbarer anzusehen, wo die Unwissenheit und die Armuth der Menschen alle Hülfe, wo nicht entbehren, doch verspäten mufs; wo der Mangel an Bildung und der Eigensinn der Hebammen, die Entfernung und der Mangel geschickter Geburtshelfer noch eine unglaubliche Zahl von Schlachtopfern liefern. So erfreulich es für den Menschenfreund ist, die Geburtshülfe auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit zu sehen: so sehr zwingt ihn jener Gedanke, überall, wo er kann, für die schleunigste Verbreitung dieser im eigentlichsten Sinne so sehr humanen Kunst seine Bitte zu verwenden, und gebildete Menschenfreunde darum anzusprechen.

Unter den neueren Zangen glaubt Rec. besonders die des Hn. *Veit Karl* in Freyburg empfehlen zu müssen, die, soviel er sich noch erinnert, zwey der starkschen Zange ähnliche Löffel, aber an denselben gar kein Schlofs hat. Ein drittes, mit einem dünnen Heft bewegliches Stück macht das Schlofs aus, welches vorn in der Form eines liegenden Achters bis an die Verbindung zwischen beiden Löffeln soweit vorgeschoben, und hinten zwischen beide Hefte eingelegt wird, als es die Weite des Kopfes und der oft verschiedene Stand der Löffel erfodert. Das Schlofs ist also beweglich, kann nach Erfodernifs vor- oder rückwärts geschoben, und den Löffeln ein höherer oder tieferer Stand gestattet werden, ohne dafs das Schlofs je eine Schwierigkeit verursacht. Rec. hat mit dieser Zange nicht gearbeitet, glaubt sich aber verpflichtet, die Geburtshelfer darauf aufmerksam zu machen.

Wenn der Kopf über der oberen Beckenöffnung noch frey und beweglich ist: so findet Rec. den von Einigen empfohlenen Gebrauch der Zange eben so unzweckmäfsig, als er das Zurückstofsen desselben fürchtet, wenn derselbe schon steckt; auch glaubt Rec. nicht, dafs die häufigsten Ursachen der Zangengeburten von der Verengerung des Beckenausganges, von einer unverhältnifsmäfsigen Gröfse des Kopfes, und deren Widerstand und Verengerung der äufseren Geschlechtstheile herrühre. Weit zahlreicher fand Rec. dieselben in den abweichenden Stellungen des Kopfes, und beynahe nie in dem Widerstand der äufseren weichen Geburtstheile. — Der Anwendung des Hebels ist der Vf. nicht sehr geneigt. Das Drücken der Geburtstheile durch den Stützpunct desselben verursacht in der Hand eines Sachkundigen und Geübten keinen grofsen Schaden, weil dieser Punct immer in dem entweder zur Faust gebogenen, oder auf dem Hebel ausgestreckten Zeigfinger liegt. Der Vf. empfiehlt hier eine Vorrichtung, die in einigen Fällen wirklich von entschiedenem Nutzen seyn dürfte. Er bindet an die beiden Enden eines 5 — 6 Zoll langen, und 1 Zoll dicken und breiten Holzes ein Band von hinlänglicher Stärke und Festigkeit, und die beiden anderen Enden macht er mittelst einiger Cirkeltouren um die Mitte des Hebels fest. Auf das Holz wird dann der Fufs wie auf einen Steigbügel gesetzt, und der Stützpunct folglich in die Mitte des Hebels gebracht. Dem Rec. würde eben dieser Vorschlag, den Hr. *M.* hier in einem guten Kupfer darstellt, besser gefallen, wenn das Band bis auf den Boden gehen, und der Geburtshelfer, indem er mit einem Fufs darauf steht, sich eben diese Vortheile gewähren würde. Auf alle Fälle würde es fester und sicherer stehen; auch fodert es grofse Übung und Fertigkeit, körperliche Kraft und Gewandtheit, um mit einem Fufs zu stehen, und mit dem andern in der Luft weder zu viel noch zu wenig Druck auf den Steigbügel zu geben. Dabey mufs Rec. noch erinnern, dafs in dem hier gegebenen Falle, wenn nämlich das am Schambogen stehende Hinterhaupt noch weit zurück, die Stirn aber am Heiligenbein schon weit voran ist, folglich das Hinterhaupt hervorgebracht werden soll, der Stützpunct des Hebels durch das Band von unten herauf in der Mitte, und die Kraft auf dem Hinterhaupt gewifs, dasselbe leicht hervorziehen werde. Hingegen bey der Anwendung des Hebels von unten, und zum Theil von den Seiten, wird diese Methode nicht eben diese Vortheile erreichen.

Wenn der Rumpf schon geboren, und, wie es hier S. 181 heifst, der Kopf zu grofs ist: so weifs Rec. nicht, ob hier die Aushirnung, oder aber vielleicht mittelst eines Trokars die Ausleerung vom Wasser verstanden sey. Letzteres scheint ihm allein thunlich, Ersteres kann durch die Zange ersetzt werden. Auch beym vorstehenden Kopf wird sich Rec. nimmermehr zur Enthirnung entschliessen, seit er bey aller Überzeugung des Todes, und nach 20jähriger Übung in einem solchen Fall sich einst furchtbar betrogen fand. *Manet alta mente repostum!* Wer sich der Zange gut zu bedienen weifs, wird diefs mörderische Mittel immer von weitem verabscheuen; auch nützt das Herausnehmen des Hirns und das Einbrechen der beweglichen Hirnschädelknochen meistens nicht viel, weil selbst die Basis des Hirnschädels, indem sie oft das gröfste Hindernifs setzt, zertrümmert werden mufs. Endlich mufs Rec. auch noch erinnern, dafs durch diese Operation, da sie meistens erst spät unternommen wird, fast immer Entzündungen, Brand und Risse der inneren Geburtstheile zur Folge hat.

Der Vf. hält die Zwillingsgeburten nicht für regelmäfsig. Rec. könnte ihn dadurch vom Gegentheil belehren, dafs bey uns auf dem Lande, wo die Hebammen selten eine Wendung zu machen sich getrauen, fast gar niemals ein Geburtshelfer zu Zwillingsgeburten gerufen wird, und die Hebammen dieselben gewöhnlich leicht vollbringen. — Der Werth der angehängten Tafel, auf welcher eine Übersicht der regel- und unregelmäfsigen 49 Geburten zusammengestellt ist, läfst sich aus dem bisher Gesagten entnehmen. Vorzüglich ist Rec. mit den hier angegebenen Kopflagen nicht zufrieden.

Die Übersetzung verdient alle Empfehlung, sowie Druck- und Papier: aber mit Befremden fand Rec.

nur Ein Kupfer, da doch auf dem Titelblatt zweymal mehrere versprochen worden sind.

Erfurt, b. Keyser: D. *Wilh. Friedr. Dreyssig's*, kurfürstl. sächs. Garnisonmedicus der Bergfestung Königstein und Mitglied der helvet. Gesellsch. correspond. Ärzte u. Wundärzte, *Handbuch der medicinischen Diagnostik, oder der Lehre, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden.* Zum Gebrauch ausübender Ärzte. Zweyter Band. 1803. 367 S. 8. (1 Rthlr.)

Das zweyte Bändchen ist nach gleichem Plan und mit gleichem Fleisse, wie das erste, verfasst, d. h. der Vf. nimmt Diagnostik, wie *Wichmann*, für die discretive Diagnose verwandter oder ähnlicher Krankheiten, und zeigt hier in einigen Beyspielen, wie und durch welche diagnostische Zeichen eine jede von der anderen müsse unterschieden werden. Hier ist die *freye Bauchwassersucht* (*Hydrops ascites abdom.*) mit der *unächten* oder *Sackbauchwassersucht* (*Ascites saccatus*), mit der *Gebärmutter-Wassersucht* (*Hydrometra extra graviditatem*), und mit *Schwangerschaft* (*Graviditas*; die *Windsucht* (*Tympanites*) und *freye Bauchwassersucht* (*Hydrops ascites*), die *schwärende Lungensucht* (*Phthisis pulm. ulcerosa*), die *Schleimlungen-Schwindsucht* (*Phthisis pulm. pituitosa*), die *knotige Lungen-Schwindsucht* (*Phthisis pulm. tuberculosa*), der *Lungencatarrh* (*Catarrhus pulmonalis*), und die *Brustwassersucht* (*Hydrothorax*), die *Darmgicht* (*Ileus*), *Kolik* (*Colica*), *Darm-* (*Enteritis*), *Nieren-* (*Nephritis*), *Magen-* (*Gastritis*), *Zwergfell-* (*Diaphragmitis*), *Leber-Entzündung* (*Hepatitis*), und *Magenkrampf* (*Cardialgia*); die *unwillkührliche Harnausleerung* (*Enuresis*) und *Harnruhr* (*Diabetes*); die *Entzündung des Gehirns* (*Encephalitis*), und die *Raserey* (*Mania*) gegen einander gestellt, das Charakteristische einer jeden Krankheit, und das Unterscheidende irgend einer verwandten oder ähnlich scheinenden Krankheit angegeben, der Verfolg vom Anfange bis ans Ende geschildert, und das Literarische nicht übersehen. Zum Beschluss sind noch die Lücken in der *Literatur* der im vorhergehenden und in diesem Theile befindlichen Krankheiten ausgefüllt, und vom Verleger ein *Register* beygefügt.

S. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturwissenschaften. *Göttingen*, b. Dieterich: *Etwas über das Verhältniss der Philosophie zur Physiologie:* als Einladung zu seinen Vorlesungen von D. *Wilhelm Liebsch*, ausübendem Arzte und Geburtshelfer, und Privatlehrer der Heilkunde zu Göttingen. 1805. 1 1/2 Bog. 8. (2 gr.)

Alle Wissenschaften verknüpft ein gemeinschaftliches Band, die Einheit der Vernunft und der Wahrheit. Sie bilden alle Eine heilige Familie, deren Individuen nach dem Grade der Verwandtschaft einander näher oder weiter von einander entfernt stehen. Aus dem Grade dieser Verwandtschaft entwickelt sich der Begriff der Hülfswissenschaften. Philosophie aber ist die *allgemeine Hülfswissenschaft*, die die Principien jeder anderen Wissenschaft zu tragen, zu stützen und über den Werth leerer Voraussetzungen zu erheben hat. Durch die Naturphilosophie tritt diese, wie mit allen *empirischen Naturwissenschaften* (?), so auch mit der Heilkunde in ein näheres und bestimmteres Verhältniss. Am nächsten liegt ihr aber unter den Zweigen der Heilkunde die Physiologie, deren Geschäft es ist, von den allgemeinen Resultaten der Naturphilosophie die specielle Anwendung auf den Organismus zu machen, und nach ihrer Anleitung alle Erscheinungen desselben zu ordnen und an ein höchstes Princip zu knüpfen, *auch die empirisch anzunehmenden* Gesetze des Organismus durch sie zu berichtigen und zu würdigen. Soll aber dieser Zweck für die Physiologie wirklich erreicht werden: so müssen wir vor allen Dingen die Ansichten der Popularphilosophie von Materie, Kräften u. s. w. gänzlich verbannen, dann aber auch den Unterschied zwischen todter und lebendiger Natur in Gedanken aufheben, nach der Idee des Naturganzen, *als einer virtuellen Einheit*, uns über den ursprünglichen Gegensatz der *Kräfte* verständigen, und *diesen* durch die organische Stufenfolge, den Gegensatz ihrer äussersten Glieder u. s. w. *erfahrungsgemäss darstellen*, wobey nur die *eminenten Facta* aus der gesammten empirischen Naturlehre hervorgehoben werden dürfen, und grosse Behutsamkeit anzuwenden ist, damit nicht unsichere Thatsachen an die Stelle der ausgemachten gesetzt werden. — Diess wird hauptsächlich durch die vorschnelle Anwendung chemischer Principien auf die Erklärung der organischen Erscheinungen und auf die Bestimmung der Wirkungsart der Heilmittel erläutert, wobey der Vf. zu beweisen sucht, dass Stickstoff und Kohlenstoff noch keineswegs durch die Erfahrung als vorherrschende Bestandtheile, jener des Thier-, dieser des Pflanzen-Reichs, und in jedem einzelnen thierischen Organismus, jener als Repräsentant des Nerven-, dieser des Muskel-Systems, erwiesen seyen. Mit dieser Annahme aber falle auch zugleich die, ganz allein darauf gegründete Eintheilung der Arzneykörper und die Lehre von der Anwendung und Wirkungsart derselben. Man solle daher lieber in dem heuristischen Theil der Naturphilosophie, wozu auch die Physiologie gehört, der Erfahrung nicht vorgreifen, sondern ihr lieber Schritt vor Schritt folgen. — Diess sind die Grundsätze, nach denen der Vf. die philosophischen Anfangsgründe der Physiologie, nach *Dömlings* Lehrbuch der Physiologie des Menschen, — vortragen, und bis zu ihrem Übergang in die specielle Physiologie verfolgen will; doch, wie er hier ausdrücklich erklärt, ohne irgend einem bestimmten System bey der Begründung der Principien seiner Wissenschaft zu huldigen. Er stimmt zwar mit den meisten Resultaten der *Schelling*'schen Naturphilosophie überein, ist aber weit entfernt, *Schellings Principien* und den *Gang seiner Untersuchung* geradehin zu billigen, oder gar vor *unvorbereiteten Ohren* davon Gebrauch zu machen, weil ihm die inwohnende Klarheit der herrlichen *bouterweck*'schen Philosophie, mit deren Sentenzen diese Schrift reichlich ausgeschmückt ist, nicht gestattet, „ein unglückliches Amalgama von finsterer Metaphysik und Naturphilosophie" für die einzig wahre Naturphilosophie zu halten. Vielleicht fürchtet er auch, in der zu grossen metaphysischen Finsterniss dem „hohen Gespenste des Dogmatismus zu begegnen, das im hellenischen Mantel, umwölkt mit reichlichem Schulstaub, umhergeht, und das Eine zu Vielem, das Viele zu Einem verdeutelt." — Wie dem auch seyn möge: so wünscht doch Rec. nicht nur den Vorlesungen des Vfs. über Physiologie, wozu diese Blätter einladen, sondern auch den, in einem Nachtrag angekündigten, medicinisch-encyklopädischen Vorlesungen desselben, ein zahlreiches Auditorium, überzeugt, dass jene, nach ihrer Art, mit anderen zahlreichen Mustern unserer Zeit wetteifern werden, *Schellings* Weissagung, in seiner Zeitschrift für speculative Physik, 2 B. 2 St. Vorr. S. XIV, in ihrer möglichsten Ausdehnung erfüllen zu helfen, letztere aber das würdige Ziel, brauchbare medicinische Dilettanten zu bilden, woran wir ohnehin Mangel leiden, nicht verfehlen können.

* * a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Siciliens vorzüglichste Münzen und Steinschriften aus dem Alterthume*, für Liebhaber der Geschichte und Münzkunde, von *J. H. Keerl*, königl. preuſs. Regierungs- und Pupillen-Rath. Erster Theil. 1802. 200 S. mit 10 Kupf. Zweyter und letzter Theil. 1806. 240 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Wer in dem ersten Theile dieses Werkes eine durchdachte Auswahl der wichtigsten bisher bekannt gewordenen Münzen des alten Siciliens erwartete; wer darauf rechnete, getreue Abbildungen oder gelehrte Erörterungen der gewählten Stücke zu treffen; wer sich etwa gar zu unedirten Münzen Hoffnung machte: der würde sich in seiner Erwartung sehr getäuscht finden. Der Vf. beschränkte sich lediglich darauf, das, was *de Non* in seinem Hauptwerke und *Torremuzza* in seiner *Sicilia numismatica* aufstellte, dem deutschen Publicum wiederzugeben, ohne seiner Übertragung durch eigene, aus den Münzen selbst oder aus den classischen Schriftstellern des Alterthums geschöpfte Anmerkungen einen höheren Werth zu geben. Da nun *de Non* zwar in vielen Hinsichten ein sehr schätzbarer Schriftsteller ist, aber doch als Numismatiker eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt: so läſst sich leicht berechnen, wie wenig er dazu geeignet ist, das Studium der altsicilianischen Münzen zu befördern. *Torremuzza's* Werk hingegen, von dem S. 73 — 200 ein kurzer Auszug geliefert wird, erhebt sich in ästhetischer wie in literarischer Rücksicht so selten über das Mittelmäſsige, daſs die daher genommenen Nachrichten wahrlich für keine Bereicherung der deutschen Literatur gelten können. Wie unbekannt übrigens Hr. *K.* mit den Erfodernissen eines guten Münzwerkes sey, zeigt sein Urtheil über *Torremuzza's* Arbeit. Denn in der Vorr. S. 3 wird diese Schrift *vortrefflich* genannt, sowie die dürftigen und sogar von grammaticalischen Fehlern wimmelnden Notizen *lesenswürdig*; die von *T.* gegebenen ungetreuen Zeichnungen aber sollen *schön* seyn. Auch führt der Vf. auf derselben Seite unter *de Non's* Quellen *Goltzius* an, ohne auf seine Unzuverlässigkeit nur im geringsten hinzuweisen. Wie ganz anders würde der Vf. gearbeitet haben, wenn er vor allen Dingen sich mit *Ekhel's Doctrina* bekannt gemacht, ausser *de Non* und *Torremuzza* auch noch die übrigen Münzschriften studirt, dann seine Quellen kritisch benutzt hätte! Aber *so*, wie er es anstellte, konnte unmöglich ein brauchbares Werk zu Stande kommen. Schon die erste Anlage ist fehlerhaft. Er theilt nämlich die aufgenommenen Münzen in drey Classen. Zur ersten rechnet er S. 5 — 22 und 73 — 79 Taf. I — III Münzen aus den Zeiten derjenigen Fürsten und Tyrannen, welche vor der Eroberung der Römer in Sicilien geherrscht haben. Hier findet man auch den Sosistrates (man lese *Sosistratus* und vergleiche *Doctr.* I, 251), und sogar den Archimedes, gerade als ob der friedliche, den Wissenschaften lebende Weise als Tyrann Sicilien beherrscht hätte. Zwar ist der nämliche Fehler schon von Anderen begangen worden: aber dieſs entschuldigt den Vf. nicht. — Die zweyte Classe (S. 23 — 28 u. 79. 80, Taf. IV) enthält die Münzen, die unter der Herrschaft der Römer in Sicilien geprägt worden sind. Endlich die dritte (S. 29 — 72 u. 80 — 200) begreift die Münzen der alten Städte Siciliens und der nahe bey Sicilien liegenden Inseln in sich. Übrigens ist es sonderbar, daſs Hr. *K.* die letzten in dem Auszuge aus *T.* von den eigentlich sicilianischen Münzen trennte, hingegen in den Excerpten aus *d. N.* jene mit diesen in Eine Classe warf, so daſs es scheint, er habe bey der Herausgabe seines Werkes keinen festen Plan vor Augen gehabt. Dieſs wird noch wahrscheinlicher, wenn man die einzelnen Classen einer näheren Prüfung unterwirft, und sich überzeugt, daſs die dabey beobachtete Ordnung oft zwecklos, bisweilen sogar zweckwidrig ist. So z. B. (um von vielen Beweisen, die sich für diesen Satz aufstellen lieſsen, nur einige zu wählen), wäre es in der Ordnung gewesen, mit den sogenannten Autonommünzen von Sicilien anzufangen, auf diese die Königsmünzen folgen zu lassen, dann die römischen Münzen, deren Gepräge sich auf Sicilien bezieht, vorzunehmen, und endlich mit den Inseln, die in der Gegend von Sicilien liegen, zu schlieſsen. Bey den einzelnen Classen selbst wären vor allen Dingen ächte und unächte Stücke zu sondern gewesen. Goltz'sche Münzen also hätten durchaus und ohne Ausnahme verworfen werden sollen. Hr. *K.* hat sie häufig, und, wie es scheint, ohne ihre Unächtheit zu ahnen, aufgenommen, z. B. I, 3. 17. IV, 13. 19 u. s. w. — Zweifelhafte Münzen, wie z. B. IV, 17 (vgl. *Eckhel Doctr.*

VI, p. 500. 501) hätten als zweifelhaft aufgenommen, oder noch besser, bloss beyläufig angeführt werden sollen. Bey den aufgenommenen Stücken war die grösste Treue in den Abbildungen und die sorgfältigste Bemerkung aller numismatischen Eigenheiten, z. B. ob diese oder jene Münze eine Sägemünze sey, unerlässliche Pflicht. In Hn. *K's.* Abbildungen erkennt man nirgends den schönen Stil, der die sicilianischen Monumente überhaupt und die Münzen insbesondere so sehr auszeichnet. Wenigstens unter allen Stücken, die Rec. im Originale vergleichen konnte, kann er auch nicht einem einzigen das Lob der Treue geben. Ja nicht selten, z. B. I, 4. 7. 8. 10 u. s. w., sind die schönsten Figuren zu Carricaturen umgeschaffen. Diese Proben werden hinreichen, das vorliegende Werk zu charakterisiren. Bey einer unter so ungünstigen Umständen zu Tage geförderten Arbeit noch mehr ins Detail zu gehen, wäre Zeitverlust, besonders da der Vf. überhaupt mit den alten Sprachen und mit der numismatischen Literatur so wenig vertraut ist, dass er Hymera, Stesicorus, Pelerini u. s. w. schreibt. Nur von der Abhandlung über *Siciliens Steinschriften*, die Hr. *K.* zu liefern verspricht, mögen noch einige Erinnerungen hier stehen. Sollte der Vf. diese Abhandlung noch nicht haben drucken lassen: so bittet ihn Rec. angelegentlich, ja nicht zu glauben, als wäre dem Publicum mit einer blossen Copie der von *de Non* und *Torremuzza* edirten Inscriptionen gedient. Beide Schriftsteller müssen vorher einer genauen, einer sehr genauen Prüfung unterworfen werden. Zugleich ist zu wünschen, dass bey jeder Inscription insbesondere angemerkt werde, ob und wo und wie sie noch sonst edirt sey. Eine sorgfältige, mit Sachkenntniss angestellte Vergleichung der obengenannten Schriftsteller mit *Gruter*, *Doni*, *Muratori*, *Maffei*, *Donati*, *Passionei*, *d'Orville* u. s. w., so wie der früheren Ausgabe der *torremuzza*'schen *Inscript. vet. Siciliae et objacentium insularum* von 1769 mit der späteren von 1784, dann mit seinem Werke: *Le antiche iscrizioni di Palermo.* In Palermo. 1762. Fol. wird Hn. *K.* gewiss auf willkommene und äusserst fruchtbare Resultate leiten, und ihm Veranlassung zu vielen Berichtigungen und Zusätzen geben. Soll aber diese Vergleichung so angestellt werden, wie es zu wünschen ist: so wird der Herausgeber wohlthun, sich zuerst mit den wenigen kritischen Schriftstellern, die wir im Lapidarfache haben, und unter diesen vorzüglich mit den Arbeiten eines *Maffei*, *Hagenbuck* und *Marini* bekannt zu machen. Dann, aber — muss Rec. hinzusetzen — auch nur dann, darf man hoffen, dass Hn. *Keerl's* Inscriptionenwerk belehrend für den Anfänger, ziemlich befriedigend für den Kenner und anziehend für beide ausfallen werde.

Fab.

In dem zweyten Bändchen liefert nun der Vf. eine Sammlung der vorzüglichsten Inschriften, welche in Sicilien und den umliegenden Inseln gefunden worden sind, nach dem Leitfaden des kostbaren und seltenen Werkes, welches der Prinz *Castel-Torremuzza* im J. 1784 unter dem Titel: *Siciliae et objacentium insularum veterum inscriptionum collectio*, herausgegeben hat, und schickt dabey das Wichtigste von demjenigen, was der eben genannte Verfasser über den Ursprung und die Bildung der Sprache der alten Sicilianer, über ihre Schriftzeichen und Jahresrechnung gesagt hat, voraus. Wir können daher alles dieses als längst bekannt voraussetzen, und nur bemerken, dass dieser mit rohen Holzschnitten untermischte Auszug auf schlechtes Papier gedruckt, und nicht selten durch Schreib-, Druck- und Übersetzungs-Fehler entstellt ist, die zum Theil eine nicht sehr grosse Kunde der Literatur und griechischen Sprache verrathen. Damit jedoch diese Recension nicht ganz leer ausgehe, wollen wir einige Bemerkungen über einzelne Inschriften mittheilen, sofern sie irgend eine Merkwürdigkeit oder Gelegenheit zur Verbesserung der gegebenen Erläuterung darbieten.

Von den bekannten punischen Inschriften zu Malta, die völlig gleichen Inhalts und nur in den Zeilen verschieden sind, findet man vortrefflich erläuterte *Fac-simile's* im 9ten Hefte des zu London erscheinenden *Classical-Journal.* Noch unerklärt ist aber die oscische Inschrift mit griechischen Buchstaben vom Volke der Mamertiner zu Messina S. 108. Die S. 40 gegebene syrakusische Inschrift: Ἐπὶ Νικαναγόρα Παγάμω δευτέρου, hätte schon der falschen Erklärung von Walther wegen unter den Aufschriften irdener Geschirre, welche auf die sicilianische Zeitrechnung Bezug haben, ihre Stelle finden sollen. Eine besondere Anführung verdient noch die grosse, unter den Ruinen der *Stadt* Alösa ausgegrabene Inschrift, weil man auf ihr nicht nur die ursprüngliche Form des Zahlzeichens für 6, sondern auch die Bestätigung der S. 156 f. gegebenen, und S. 167 wiederholten Bemerkung findet, dass die Sicilianer auf ihren Inschriften nicht bloss mit ausgeschriebenen Worten, sondern auch mit einzelnen Zahlzeichen grössere Summen in verkehrter Ordnung der Einheiten, Zehner u. s. w. auszudrücken pflegten, als: AI für XI, BI für XII, ΓI für 13, ΔI für XIV u. s. w. S. 114 wird eine Inschrift von Messina angeführt, die nach *d'Orville* aus zwey Pentametern bestehen soll. Dieser unerhörte Fall verschwindet, wenn man die Inschrift also liest:

Παφιανὸς Πάφιος τῇδε ὑπὸ γῇ τετίημαι
Κωμῳδὸς λειφθεὶς τὸν βιότου στέφανον.

Die Aufschrift S. 130 an dem berühmten Schiffe, welches Hiero II von Syrakus dem Könige Ptolemäus von Ägypten zum Geschenke sandte, und Athenäus V, 12 ausführlich beschreibt, ist, wie schon der Rhythmus der Verse zeigt, unvollständig:

.... Ἱέρων Ἱεροκλέως Ἑλλάδι πάσῃ
Καὶ νάσοις καρπὸν πίονα δωροφόρου
Σικελίας σκαπτοῦχος ὁ Δώριχος.........

Die Inschrift von Katana S. 191 f., deren Sylbenmass der Vf. am Ende verletzt glaubt, besteht aus zwey Distichen und zwey jambischen Senaren, wie folgt:

Ὄνομα τοκρίν με πᾶς ἐκλησεν. Ἐπαγαθώ,
Νῦν δὲ Ῥοδογούνη Βασιλίδος τὸ ἐπώνυμον.

Franciscus Bozada gab sie in seiner lateinischen Über-

setzung in gleichem Versmaſse wieder: nur muſs man nach *ante* das fehlende Wort *mihi* ergänzen, wie folgt:

Nominis hoc ante mihi dabant cuncti Epagatho,
Moxque Rhodogunen Basilidis vocaverant.

S. 204 bemerken wir noch die Grabschrift zu Katana für die, welche die analoge Form des Geschlechtsnamens *Vipsanius* noch in *Vipstanus* verändern wollen:

Μ. Βιψάνιος Ζώσιμος ζήσας καλῶς ἔτη λϛ. Χαῖρε, παροδεῖτα.

Am Ende bemerkt der Vf., daſs noch immer von Zeit zu Zeit neue Inschriften entdeckt würden: dahin gehört die erst kürzlich von Hn. Prof. *Heinrich* erläuterte Inschrift eines zu Lilybäum ausgegrabenen Altarsteines, wobey wir zu bedenken geben, ob nicht das unbefriedigend erklärte SIMBVL zu lesen sey: *Solvit in memoriam Beati votum lubens.*

VI — VII.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Freymüthige Blätter für Deutsche*, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswissenschaft. — Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 1815. VI Heft. 160 S. VII H. 164 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1816. No. 37.)

Unser Urtheil bleibt sich mit dem Interesse des Inhalts gleich. Der Inhalt des sechsten Hefts: 1) *Tintenspiele über alte und neue Zeit*, von *F. W. Gubiz*. Das Hauptspiel dieser 10 Unterspiele ist mit sympathetischer Tinte geschrieben, und wenn gleich alle 10 Spiele ganz verschieden, und einige sogar aus der Sphäre der Übung zu liegen scheinen: so ist doch in dem Fernen das Nahe, in dem Nahen das Nächste (für das Leben oder für Staat und Volk) angedeutet. 2) *Beyträge zur Geschichte der Feldzüge von 1812 und* 1813 aus des Gen. *Sarrazin* Geschichte. — Beschluſs mit einigen (warum nicht mit mehreren nöthigen?) Berichtigungen. 3) *Grundartikel der Constitution des Königreichs Polen* in 27 Artikeln vom K. Alexander 2/4 May 1815 vollzogen; ein sehr merkwürdiges Actenstück, wovon wir nur einige Puncte angeben: Die katholische Religion, als die älteste, genieſst den besonderen Schutz, jedoch ohne den geringsten Nachtheil für die Freyheit der übrigen Confessionen; die ausübende und Regierungs-Gewalt sind in der Person des Regenten vereinigt, und einem in Warschau residirenden Staatsrathe unter einem k. Statthalter übertragen; das alte Grundgesetz: *Neminem captivabimus nisi jure victum*, soll die persönliche Freyheit aller Classen von Einwohnern sichern; auch das Eigenthum unter der Erde soll unverletzlich seyn, und keine Auflage, Abgaben, Last ohne Genehmigung des allgemeinen Reichstags beschlossen, öffentliche Ämter bloſs von Eingeborenen, Eingebürgerten und Grundeigenthümern besetzt werden; die polnische Sprache ist gesetzliche Canzleysprache; die Besoldung der katholischen Geistlichkeit wird mit Nationalgütern (Werth von 2 Mill. p. Gulden) fundirt; die Unterstützung der reformirten und lutherischen Geistlichkeit auf 100,000 p. Gulden jährlich erhöht; der Unterricht ist national und unentgeltlich; die Presse frey; die Kleidung des Militärs bleibt polnisch. 4) *Würtembergs Landstände, zur Berichtigung des Aufsatzes im IV Hefte*. Die Noten der Redaction zu diesem flüchtigen Aufsatze konnten mit ihm wegbleiben. 5) *Geschichtchen eines Gichtkranken*, soll einen Staat wahrscheinlich in Thesi und Hypothesi anzeigen, ohne jedoch die Krankheit und Herstellung ganz zu erschöpfen. 6) *Sonderbare Zeitungs-Artikel, für alle diejenigen geschrieben, welche weiland auf die Franzosen schimpften und viel von Deutschlands Einheit sprechen, auch für solche ehrliche Leute, welche nicht auf die Franzosen geschimpft, aber immer geglaubt haben, es wären groſse Bösewichter unter ihnen*. Wo bleibt die Schluſsfolge im Nachsatze? Wie zahlreich könnten in allen Ländern, wo Fürsten und Viele vom Volk schwere Sünder und Mangler des Ruhms waren, solche Artikel werden? Aber wozu diese Verschwendung? Dieſsmal gilt es dem Buchhändler Cotta und seiner allgemeinen Zeitung und deutschen Beobachter. 7) *Der deutsche Bund und die baierische Regierung*, die Gesetze jenes und das Verbot dieser vom 13 Sept. 1814. 8) *Die Stimme eines preussischen Staatsbürgers*, des geh. R. *Koppe* in Aachen Schrift gegen *Schmalz* und *Schleiermachers* Predigt am 25 Oct. betreffend, dort schonend, hier besonders in Folgerungen hart, die dem Prediger fremd waren. 9) *Das Schweizer Bachthal in Neufchatel — ein Muster eines Vereines freyer Landbewohner*. Nebenher kann dieser schätzbare Beytrag als eine Berichtigung und Erweiterung der allg. g. Ephem. XVII und XXI, der Annalen der pr. Staatswirthschaft, II B. I St., und des Morgenblattes, 1815. No. 4, angesehen werden. 10) *Glaubensbekenntniſs der Redaction über ihre Tendenz*: Erklärung, keiner Partey anzugehören (!). Es möchte das wohl oft so viel heissen, als die Antwort, die ein Kranker auf die Frage, ob er die Medicin brauchen sollte, von Hippokrates mit ja, von Galenus mit nein, von Celsus mit ja und nein erhielt. — Siebenter Heft. 1) *Das Schweizer Bachthal* — der Vf. ist *F. H. Dubois* — Beschluſs. 2) *Beytrag zur Geschichte der Verfassung der braunschweig-lüneburgischen Lande*. Flach. 3) *Leovigild von Spanien und sein Sohn*. Angewendet wird die Geschichte des in der Erscheinung harten, in geglaubter Pflichterfüllung vorwurfsfreyen Vaters auf die Nothwendigkeit einer thätigen und allgemeinen Übereinstimmung zwischen Gemüth und Verstand. 4) *Kriegskünstlerische Rechtssprüche in Sachen der Geschichte contra Caesar Napoleon vulgo General Niclas*. Der Vf. hätte die Zweifelsgründe nicht kriegskünstlerisch schwächen oder wohl gar verschweigen sollen! Warum das fade Mährchen von Niclas? 5) *Entwurf zu einer preussischen organischen Staatsverfassung*. Die Verfassung müsse allein vom Könige ausgehen; keine constituirende National-Versammlung; sie sey das Grab der Gesellschaft. Unterschrieben von *Fr. v. Cölln*. 6) *Auszüge aus dem Werke de Pradts: Du Congres de Vienne*, mit eini-

gen treffenden Noten. 7) *Der Marschall Ney und sein Vertheidiger Berryer.* Von Richelieu, als Ankläger, als Erkenner vor der Untersuchung und Richter sollte doch mehr die Rede seyn, um die affectirte Gerechtigkeit zu enthüllen, oder um vollständig urtheilen zu können! Dk.

1) Elberfeld, b. Büschler: *Ährenlese aus der Vorzeit* von *Theodor v. Haupt.* 1816. 328 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Frankfurt a. M., in der andreä'schen Buchh.: *Der Burggeist auf Rodenstein, oder der Landgeist im Odenwalde.* Eine alte Volkssage. 1816. XII u. 44 S. 8. (5 gr.)

No. 1. Es ist an der Tagesordnung, Geschichtchen, Erzählungen, Sagen, Legenden u. s. w. aus Chroniken und alten Sammlungen auszuschreiben, zuzubereiten, und dieselben der Lesewelt vorzulegen. Wer kann etwas dagegen haben? Die Leser müssen am besten wissen, wie sie sich dabey befinden. Für den Geschichtsliebhaber haben dergleichen Ährenlesen, wenn die Felder nicht angegeben werden, auf welchen die Früchte gesammelt worden sind, keinen Werth. Diess ist der Fall auch bey gegenwärtiger Sammlung, die so bunt wie möglich gemacht worden ist. Bey vielen Erzählungen liessen historische Berichtigungen sich anbringen, aber wozu? Der Sammler hat das Motto gewählt: *Tempori — Populo.* Es ist also genug, zu sagen: Da habt ihr die Ährenlese! — Der Sammler hat die Sage vom Schnellertsgeist angehängt, eben die, welche in

No. 2 auch erzählt wird. Die Fabel sagt: Der Schnellertsherr ziehe bey drohendem Kriegsausbruch vom Schnellert nach Rodenstein, und nahe der Friede, ziehe derselbe mit seinem Heere von da dorthin wieder zurück. Man hat Protocolle von Aussagen darüber; aber es sind einfältige, leichtgläubige Menschen, die dergleichen abgelegt haben, und das Ganze beruht auf Täuschung, Aberglauben und Betrug. Alles geht auf einen Spinnstuben-Schwank hinaus. Gleichwohl wird hier im zweyten Abschnitt ein gerichtliches Protocoll mitgetheilt, welches die Aussagen verschiedener *Bauern* enthält, die den unsichtbaren Zug des Geistes von 1734 an bis 1764 *gehört* haben wollen. Hr. RR. *Neuhof* liess darüber im *Hanauischen Magazin* 1784 einen Aufsatz einrücken, indem er zwar diese Thatsachen nicht leugnete, — und welcher Vernünftige könnte das? — sie aber aus natürlichen Ursachen zu erklären suchte. Mit diesem hat es nun Hr. *K. D.* (so unterzeichnet sich der ungenannte Vf. am Ende der Vorrede) im dritten Abschnitte zu thun; widerlegt aber Hn. *N.* nicht sowohl selbst, als er vielmehr einen Auszug aus einer, dem *Hanauischen Magazin* 1784 No. 45 und 46 eingerückten Widerlegung des *neuhofischen* Aufsatzes, doch mit sichtbarer Gutheissung mittheilt. Da in unseren Tagen der Burggeist sein Daseyn neuerdings beurkundet haben will: so meldeten die frankfurter Zeitungen im v. J., Hofr. *Böckmann* zu Karlsruh habe vom Grossherzog den Auftrag erhalten, die Spukerey gehörig zu untersuchen. Dieser Nachricht widersprach Hr. *Böckmann* sofort nach der Bekanntmachung in der *allgemeinen Zeitung*, und daraus lässt sich mit überwiegender Gewissheit schliessen, dass man im Badischen selbst die Sache für zu geringfügig ansieht, um ihrentwegen gelehrte Männer von nützlicheren Beschäftigungen abzuziehen. Ein gewisser Doctor *B.* in *Göttingen* hat in das *Unterhaltungsblatt für alle Stände* (No. 17 Febr. d. J.) einen Aufsatz unter dem Titel: *Sagen der Vorzeit über das wüthende Heer*, einrücken lassen, die gleichfalls unseren Burggeist zum Hauptgegenstande haben, den Hr. *B.* unglücklicher Weise mit dem wüthenden Heere vermischt, das nicht im Badenschen, sondern in Thüringen haust. — Noch ärger macht es *Widder*, der unseren Burggeist gar nach *Rothenstein* in die weinheimer Gemarkung versetzt und ihn mit dem *Lindenschmidt* verwechselt. So unwissend in der Geistergeographie zu seyn! L. P. Pia.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. den Gebr. Gädike: *Brief-Post-Buch* für diejenigen, welche den Inhalt und den Abgang ihrer Briefe kurz bemerken wollen, und 20 *grosse Post- oder Reise-Strassen* durch Deutschland und mehrere Theile von Europa, nebst Angabe der Seiten-Stationen, so dass man die Lage und Entfernung von 3000 Städten und Poststationen von einander leicht daraus ersehen kann. Mit einem ausführlichen Register. 1816. 10 halbe Bog. 8. broch. (18 gr.)

Diese Bogen enthalten die auf dem Titel angeführten Reisestrassen, deren Nutzen zwar Rec. auf keine Weise in Abrede stellt, die aber in kein Brief-Postbuch gehören, weil derjenige, der sie benutzen will, sie anderwärts, und namentlich in dem *reichard*'schen Passagier auf Reisen, der in demselben Verlage erschienen ist, besser und vollständiger findet. Wer also sich das Büchlein kauft, thut solches einzig und allein des Brief-Post-Buches wegen. Unsere Verhältnisse verstatten es äusserst selten, wenn wir nicht Kaufleute sind, denen oft unbeschäftigte Hände zu Dienste stehen, uns ein eigenes Copirbuch zu halten; und unsere Geschäfte, denen oft die Ausfertigung des Briefes selbst nachstehen muss, noch weniger die Mühe des Copirens selbst zu übernehmen. Das Bedürfniss aber, wenigstens den Hauptinhalt und das Datum jedes abgeschickten Briefes zu behalten, hat gewiss Jedermann, der einen nur im mindesten ausgebreiteten Briefwechsel hat, gefühlt. Darum hat sich denn auch wohl jeder nur etwas ordentliche Mann zu seiner Privatnotiz ein solches Büchlein, wenn es auch nicht ordentlich liniirt und rubricirt war, gehalten. Wollte nun Jemand uns das Geschäft erleichtern, und uns einen zu diesem Behuf völlig eingerichteten mässigen Folianten liniirt und rubricirt liefern: so würden wir ihn dankbar annehmen und seine Bemühung willig bezahlen. Aber mit diesem einzigen Octavbogen ist nicht auszureichen; auf den zwey einander gegenüberstehenden Seiten wird, bey einer ziemlich engen Handschrift, *höchstens* die Bemerkung von drey Briefen möglich. Ein und zwanzig Briefe werden aber, bey auch nur mässigen Verbindungen, leicht alle Monate geschrieben; und so müsste man denn, nach dem Preise dieses Büchleins, jährlich 9 Rthlr. für ein solches Brief-Post-Buch bezahlen, und hätte noch obendrein die Unbequemlichkeit, 12 Hefte zu durchblättern, um die Correspondenz eines einzigen Jahres übersehen zu können. Wir hoffen daher, dass der thätige Verleger bald ein anderes und hinlängliches Mittel aussinnen wird, uns die gewünschte Bequemlichkeit zu verschaffen. Q.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) Ulm, b. Wohler: *Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum.* Mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer. Von *J. Leonhard Hug*, Profess. der Theologie an der hohen Schule zu Freyburg. Mit Erlaubniss der k. k. Censur. 1801. 149 S. 4. mit einer Kupfertafel. (16 gr.)

2) Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Untersuchungen über den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen*; dessen Entstehen, Veränderungen und Inhalt. Von *J. L. Hug* u. s. w. Mit Kupfern und Vignetten. 1812. 349 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Nicht sowohl die Verwandtschaft der abgehandelten Gegenstände, als die Gleichheit des Geistes, der sie umfasste, veranlasst uns, die Anzeige beider Schriften mit einander zu verbinden. In beiden ist der Lehrsatz ausgeführt, dass die Morgenröthe der Kunst, Wissenschaft und Versittlichung unseres Geschlechtes in Ägypten aufging, und dass die Ägyptier ihre ersten Kenntnisse nicht von Asiaten empfingen, sondern vielmehr selbstständig erwarben, und anderen Völkern mittheilten, welche den Saum des mittelländischen Meeres umgrenzen. Dieses zeigt das erste Buch in Hinsicht der Buchstabenschrift, ohne welche die Wissenschaften und Künste ihre Stütze verlieren; das zweyte in Hinsicht des Mythos, worin sich die Weisheit der Völker zuerst aussprach.

Die Nachforschungen des Vfs. in No. 1 können unter zwey Hauptansichten gefasst werden: die erste giebt Beobachtungen aus der Analyse und Vergleichung der noch vorhandenen phönicischen Schriftzüge; die zweyte eine historische Untersuchung über ihren frühesten Gebrauch im Alterthume. Bey der Äusserung, dass auch Homer schon schrieb, und Pisistratus die vereinzelten Gesänge nur in ein Ganzes brachte, wird der gegenwärtige Umfang der Iliade (von der Einheit der Odyssee ist nichts berührt) aus inneren kritischen und diplomatischen Nachweisungen, unserem Urtheile nach, so trifftig erwiesen, dass dabey wohl nichts bestritten werden kann, als die Vertheidigung der beiden letzten Gesänge. Nicht so geben wir auch die anderen Behauptungen des Vfs. zu, welchen *Hezel* in seinen neuerlich herausgegebenen paläographischen Fragmenten zu übereilt seine Beystimmung gegeben hat. Wir räumen selbst den ersten Satz, dass das punische und griechische Alphabet, bevor die Hellenen eigene Zeichen hinzuthaten, vollkommen eins gewesen sey, welchen der Vf. aus den gleichen Benennungen der Schriftzeichen, aus der gleichen Ordnung in ihrer Abfolge und aus der Ähnlichkeit der Gestalt erweist, nur in sofern ein, als die Griechen ihr Alphabet von den Phöniken empfingen, aber nicht in sofern, dass die Phöniken damals selbst nicht mehr Buchstaben sollten gehabt haben, als die Griechen von ihnen annahmen. Am allerwenigsten jedoch können wir als begründet anerkennen, dass die Griechen ihr Alphabet zu zwey verschiedenen Zeiten von den Phöniken empfingen, und dass sie vor dem Alphabete von 22 Buchstaben schon ein älteres von 15 hatten, welches der Vf. als das Uralphabet betrachtet, das die Phöniken aus Ägypten erhielten. Wir würden eine gleich lange Abhandlung schreiben müssen, wenn wir seine Behauptungen umständlich widerlegen wollten; wir begnügen uns daher mit einer blossen Aufzählung einiger Sätze, deren Richtigkeit wir bezweifeln.

„Wir wissen, sagt der Vf., dass der Buchstabe *San* bey den Griechen vormals die sechste Stelle behauptete, welche das *Sain* bey dem Phönikier einnimmt. Es ist auch klar, dass das *Zade* oder *Zeta* im Griechischen aus seinem Platze verrückt ist, den es ursprünglich besass. Ausser dem San, das die Zahl 6 ausdrückt, hatten sie noch ein Sampi oder ein σ beym π, d. i. das Zade oder Zeta, welches sie für die Zahl 900 gebrauchen. Einst aber war es nur 80: denn der darauf kommende Buchstabe *Kappa* bedeutete 90. Das ξ aber, was kein morgenländischer Laut ist, wurde mit dem Samech vertauscht, da die Griechen so mancherley σ der südwestlichen eigentlichen Asiaten in ihrer Sprache nicht antrafen. Nachdem sie nun das υ, welches unmittelbar nach dem τ folgt, was sie anfänglich äolisches Digamma nannten und in dieser Eigenschaft gebrauchten, angenommen hatten: so bestand ihr Alphabet genau, wie das phönikische, aus 22 Buchstaben. Selbst dieses äolische Digamma ist dem Ursprunge nach pönisch; es war das letzte Zeichen, welches die Buchstabenschrift im Orient erhielt, und hatte lange seine Stellung hinter dem Thau.“

Dergleichen Behauptungen, aus einer falsch verbesserten und erklärten Stelle beym Scholiasten des

Aristophanes in den Wolken geschöpft, die man gleich zu Anfange des Buches liest, nehmen wahrlich nicht sehr für den Forschungsgeist des Vfs. ein; doch verdient es die Consequenz, mit welcher er verfährt, dass wir seine Ideen nach der Reihe verfolgen. Die phönikischen Schriftzeichen sind ihm die ältesten der Welt, aber, nach dem Unterschiede zwischen einem altattischen und ionischen Alphabete zu urtheilen, Anfangs nicht so vollständig vorhanden, als in den späteren Zeiten. Die 3 S der Phöniken, die 2 T, die zwey Hauchlaute, die zwey K für wenig verschieden, und das Zade nur für eine Abkürzung statt δς oder τς erklärend, bringt er nur 16 Urcharaktere heraus, von denen noch das punische Vau oder äolische Digamma abgezogen werden müsse. Eben so hätten die Griechen Anfangs nur die 15 Buchstaben: Α Β Γ Δ Ε Ι Κ Λ Μ Ν Ο Π Ρ Σ Τ gehabt, wozu noch Υ als letztes Zeichen kam; Aristoteles habe dem Plinius zufolge 18 angegeben, weil noch Chet und Teth und Zade hinzukamen. Auch dem alten hebräischen Alphabete giebt er nach einer missverstandenen Stelle bey Irenäus II, 24 funfzehn Buchstaben, und sucht durch Veränderung der Zahlzeichen der Zahlenverwechselungen in der Bibel zu erklären. Nur diese 15 Urcharaktere, meint er, drückten einen Naturgegenstand aus, und hätten sich, wie die beygefügte Kupfertafel zeigt, aus der ägyptischen Bilderschrift entwickelt. Schon das erste Zeichen eines *Ochsen* leite auf Ägyptens Ackerbau; für ein seefahrendes Volk wäre ein Schiff, dergleichen sich im ganzen Alphabete nicht finde, das erste Zeichen gewesen. Das *Beth* sey keine Hütte, kein Zelt, sondern ein ägyptisches Haus in Pyramidalgestalt, wofür sich auch die Figur des *Daleth* schicke. Das *He* oder *E* sey unerklärbar; aber das *Jod* sey eine zuwerfende, mittheilende Hand, wie *Kaph* eine empfangende. Nach Diodor's Erzählung im dritten Buche seiner Bibliothek hatten die Ägyptier unter ihren hieroglyphischen Zeichen zwey Hände, deren eine, die geöffnete, Mittheilung und Güte, die andere aber, die geschlossene, Empfänglichkeit und Bewahrung anzeigte. *Lamed* war vielleicht ein hieroglyphischer Griffel vom Grundworte *stechen* und *unterrichten*; *Mem* ist Wasser in fortschwebender undulirender Bewegung ausgedrückt, wie in der Bilderschrift häufig vorkömmt. *Nun* ist Fisch, aber in Ägypten sey auch eine Gattung Fische unter die heiligen Thiere gezählt; auch *Ain*, das Auge, erscheine häufig in der Bilderschrift, *Pi* sey der Mund, *Resch* der Kopf, *Schin* der Zahn, und *Thau* ein Kreuz, das entscheidendste Zeichen für Ägypten, das Emblem des Erfinders der Buchstabenschrift und aller Wissenschaften *Taut* oder *Theyth*. Aber die Namen sind phönikisch? Fingen vielleicht die ägyptischen Namen mit ähnlichen Lauten an, wie z. B. *Apis* und *Mo?* Nein! Phöniken in Ägypten sind die Erfinder, und eigenen so mit Recht sich den Taaut zu. Die Schriftzüge der Juden waren dieselben; aus alphabetischen Gesängen sehen wir, dass gegen 100 Jahre vor Kyros schon alle 22 Zeichen vorhanden waren, und sogar das *Vau* schon den fünften Platz hatte; nur der 25 und 34 Psalm haben das Vau noch nicht, und wiederholten statt dessen nach Thau das Phe. Das erste Schreibmaterial war Stein; da aber das phönikische *Sepher* (Buch) mit *Haut* und *Scheere* verwandt sey, und von *Schaben* oder *Scheeren* stamme: so scheine man auf ein geschabenes Stück Haut geschrieben zu haben, bevor noch das Pergament erfunden ward, vgl. Herod. V, 58. Ein *Sepher* war nicht mehr, als auf eine Haut ging; ein *Biblos*, welches Wort die Griechen schon in den Zeiten des trojanischen Krieges kannten, gerade so viel, als ein Blatt der Pflanzenschäle; ein *Liber*, was auf ein übliches Stück Bast gebracht werden konnte.

Um nun zu zeigen, wie alt die Schreibekunst bey den Griechen schon war, geht der Vf. vom Zeitalter Solons rückwärts hinauf, und spricht zuerst über die *Axones* und *Kyrbeis*, und über die *Hermen* des Hipparch; dann über die Einführung der Prose, die nicht gerade Einführung der Schrift beweise, weil Niemand sonst die vorhandenen Gesänge alle hätte behalten mögen. Wolle man sagen, die asiatischen Griechen schrieben vielleicht früher, als die in Europa: so streite dagegen Aeschylus, welcher den Sieben gegen Theben schon geschriebene Devisen auf ihren Schilden beylege. Lycurg schrieb nicht, weil es nicht in seinem Zwecke lag; aber er sammelte schon Homers Gesänge: ob er diese nun selbst schrieb oder ein Anderer, sey gleichgültig. Hier werden nun die Entdeckungen des jüngeren *Fourmont* in Anspruch genommen, und er selbst zum Theil nur als Betrogener, nicht als Betrüger, dargestellt, weil schon die Alten verfälschten. Die amykläische Tafel *theilt* er in dreyerley Alter, ob er gleich nicht die Ähnlichkeit der Schriftzüge in allen dreyen Theilen verkennt, und das älteste Stück setzt er wenigstens 540 Jahr vor unsere Zeitrechnung hinauf. Nach der Beschaffenheit des ältesten Alphabetes gehört es aber ins 670ste Jahr, und nach Polyb. IV, 33 schrieb man noch früher in Sparta, wie denn die Schilde, worauf die neueren Charaktere nur späterer Zusatz sind, schon in Lykurgs Zeitalter hinaufgehen. Auch Homer schrieb; es liesse sich sonst nicht begreifen, wie der Schiffskatalog ohne ein Concept behalten werden konnte. In Palamedes Sage sey nichts Unnatürliches, wenn Bellerophons Zeitalter schon zwey Generationen vor dem trojanischen Kriege hieroglyphische Charaktere kannte. Das Loos des Ajas Il. VII, 175 ff. fällt dem Vf. nicht bey, um sich den wahren Sinn des Wortes σῆμα zu erklären; vielmehr wird Euripides nach einem Fragmente bey Stobäus als Zeuge aufgeführt, welcher dem Palamedes nicht die Erfindung, sondern nur die Verbesserung des Alphabetes zuschreibe. Nach des Vfs. Erklärung des Bruchstückes erfand Palamedes die Selbstlaute, weil die phönikische Urschrift nur eine Consonantenschrift war. Da die griechische Schrift ohne Selbstlaute nicht bestehen konnte, schuf man phönikische Mitlaute, die der Grieche nicht brauchte, zu Selbstlauten um. Dieser waren vier, wie Plin. VII, 56 richtig bemerke, und da durch deren Einführung das Alphabet erst brauchbar gemacht wurde: so habe auch Tacitus A. XI, 14 nicht Unrecht, wenn er

dem Palamedes die Erfindung des ganzen Alphabetes zuschreibe. Auf diese Weise wird denn auch wohl Horatius C. III, 11. extr. das Costum nicht verfehlt haben, wenn er schon zur Zeit der Danaiden Elegieen auf das Grabmahl graben läfst. Hätte der Vf. schon den zweyten Band von *Bekker's Anecdotis graecis* gekannt: so hätte er die Erfindung der Buchstabenschrift bey den Griechen wohl noch höher hinaufgeführt: nur schlimm, dafs Homer von allen diesen Dingen noch nichts weifs. Palamedes soll in Euböa des Kadmus Alphabet haben kennen gelernt, welches nach Dionysius von Milet das pelasgische war. Damit werden die Zeugnisse Herodots und Konons verbunden, worauf der Vf. ein grosses Gewicht legt. Hienach waren Kadmus und Moses Zeitgenossen gleicher Art: beide gingen von Ägypten aus, und brachten die Buchstaben und Einsichten Ägyptens in andere Länder, wie denn schon Hekatäus von Milet nach einem Auszuge Diodors von Sicilien XXXIV *sub med.* die Geschichte des Kadmus mit der des Gesetzgebers der Juden und des Urhebers ihrer Nationalexistenz verbindet.

Nicht besser begründet, als die Geschichte des phönikisch-griechischen Alphabets, erscheinen grössentheils dem Unbefangenen die Untersuchungen über den Mythos in No. 2. Zwar hat der Vf. den ägyptischen Mythos auf eine sinnreiche Art darzustellen gewufst, und seine Folgerungen daraus zur Erklärung der Mythen bey den übrigen Völkern am Mittelmeere fast immer mit Stellen griechischer Classiker u. dgl. belegt; nur hat er, wie er Hn. *Vofs* Schuld giebt, die Angaben, auf die er sich beruft, zuweilen kunstreich geordnet, um ihnen die Zustimmung für seine Lieblingsmeinung abzugewinnen. Wir begnügen uns auch hier, die Ideen des Vfs., die allerdings mit Scharfsinn und nicht selten beyfallswürdig dargestellt sind, in ihrem Zusammenhange darzulegen, ohne uns, was schon die Reichhaltigkeit des Stoffes verbietet, auf deren Billigung oder Widerlegung im Einzelnen einzulassen.

Die Griechen (so belehrt uns der Eingang) sind mit den Germanen gemeinschaftlicher Abkunft, und beym thrakischen Bospor aus dem höheren Asien nach Europa übergegangen; aber in ihr Land drangen ägyptische und phönikische Colonieen ein, und Pelasger von ungewisser Abkunft schweiften im Lande umher. In Thrakien mochten die Griechen wohl noch keine Götter kennen, als Sonne und Mond, den Gott des Krieges (Ares) und des Feuers (Prometheus: denn der Hephästos ist jünger und ägyptischen Ursprunges). Der übrige Theil ihrer Göttergeschichte wurde ihnen aus dem Schoofse fremder Völker zugetragen: von den Ägyptiern Zeitgötter und astronomische Wesen. Aus den Versuchen der Himmelsbeobachtung sollen nach Sanchuniathon selbst die ersten Schriftzeichen der hieroglyphischen Mnemonik entstanden seyn, was der Vf. in der späteren Schrift zu sagen den Muth nicht hatte. Wie die ägyptische Schrift, war auch die Sprache bilderreich; daher der Logos, später Mythos genannt. Schon früh entstanden geschlossene Gesellschaften, die orphischen, eleusinischen, samothrakischen, um den Schatz des bisherigen Erkenntnisses in Verwahrung zu nehmen. Der Götterbericht wurde in Lieder aufgefafst, und in feyerlichen Chorgesängen dargestellt. Mit den Thaten des Ruhmes erwachte bey den Griechen das historische Lied oder Epos, sie zu preisen: es erschien Homer, der erste, von dem es sich erweisen läfst, dafs er seine Stimme in Schriftzeichen verewigte, mit den kyklischen Dichtern, und Hesiod eröffnete die Reihe der Heroogonieen- und Kosmogonieen-Dichter. Wie ein Adler, der zur Sonne steigt, schwang in kühnem Fluge sich der lyrische Gesang, aus welchem das Drama hervorging. Ungefähr um die Zeiten, in denen die Tragödie mit Würde ihr Haupt erhob, löste sich die Geschichte von der Dichtkunst ab: nur die Behandlung änderte sich zuerst, der Stoff blieb, mit Ausnahme des Perserkrieges, ungefähr derselbe. Mit der Geschichte sonderte sich auch die Philosophie durch Wegwerfung der Fessel des Sylbenmafses von der Dichtkunst ab; doch war kein Zeitalter, welches nicht zur Erhaltung der Göttergeschichten beytrug, bis auf die Alexandriner, mit denen sich eine neue Literatur eröffnete, die sich aus Beruf und Kritik mit allen Zweigen der Alterthumswissenschaft beschäftigte. Auf diesen Wegen stieg der alte Mythos bis zu Apollodor dem Athener herab, der ein Handbuch des gesammten Mythos verfafste; und es ist irrig, keine Götterfabel für alt zu erkennen, sie wäre denn im Homer verzeichnet, der die Göttergeschichte nur zufällig berührt hat. Dieser Foderung lag stillschweigend die Meinung zum Grunde, es habe an vermittelnden Schriftstellern gefehlt. Selbst die Künstler verfuhren nicht nach Willkühr, wenn sie gleich nicht, wie die Ägyptier, auf einer Stufe stehen blieben. Um die Götterlehre richtig zu fassen, müssen wir dem Vaterlande einzelner Gottheiten nachgehen, und ihre Wanderungen welthistorisch erforschen, so gut es möglich ist. Zuerst sey der Schritt nach Ägypten gewagt, dessen Götterlehre ein undurchdringlicher Schleyer verhüllt.

Erster Abschnitt: Ägyptische Götterlehre. *Osiris* war Genius des Herbstes, *Arpokrates* des Frühlinges, *Arueris* des Sommers, also der drey Jahreszeiten. Osiris ist unter diesen Zeitgöttern der älteste und höchste, die zwey anderen sind *Horos*, Osiris Sohn, der im Frühling als Kind Ar-pokrates, im Sommer als Jüngling Ar-ueris heifst. Unter Osiris, in der Sommer-Sonnenwende geboren, und in der Winter-Sonnenwende verschwindend, steht die Hälfte des Jahres: seine Regierung ist eine Kette trauriger Vorfälle; *Typhon* bekämpft ihn, bis er ihn überwältigt. Glücklicher ist sein Sohn Horos, der, als Arpokrates bey der Winter-Sonnenwende geboren, als Arueris seine Herrschaft bis zur Sommer-Sonnenwende ausübt; den Typhon überwältigend rächt er seinen edlen Vater. Den drey wohlthätigen Herrschernamen männlichen Geschlechts stehen drey weibliche Genien zur Seite: *Isis*, *Bubastis* und *Nephthys*. Isis waltet des Mondes in seiner alternden Gestalt, Bubastis, ihre Tochter, mit anhebendem Lichte, Nephthys in der Zeit seiner Unsichtbarkeit. Wie also die drey männlichen

Geister die drey Abschnitte des Jahres beherrschen: so gebieten die drey weiblichen über die drey Erscheinungen des Mondumlaufes oder des Monates. Die Mutter Isis wurde dem Vater Osiris zur Gemahlin, Bubastis, auch Ar-temis genannt, dem Ar-ueris oder Horos zur Gefährtin gegeben. Der Knabe Arpokrates blieb unter der mütterlichen Sorge; auch Bubastis blieb immer Jungfrau, wie Horos, ihr Bruder, ein Jüngling. Des Sonnenjahres, welches die Ägyptier mit der ersten Wahrnehmung des anwachsenden Niles begannen, waltet Osiris, der Führer aller Götter, welche in den Sternen abgebildet sind; nach dessen Hintritt sein abgeschiedener Geist, der, in die Gestalt des *Apis* eingehüllt, unter den Irdischen fortlebt. Unter ihm stehen die Götter der Tage, der Woche, der Monate: er ist der Gott der Zahl 360 und Herrscher der 5 Ergänzungstage. Als Gott der Arbeiten des Jahres, des Feldbaues, der Aussaat und Pflanzung, heisst er *Osiri*, der viele Werke vollbringt. Sein Symbol ist die Stiergestalt, sein Geburtsort *Nyse*, vielleicht von *Nisi*, die Ausfüllungen, Ergänzungen, benannt. Daraus bildeten die Griechen den Namen *Dionysos*, und schufen den trauernden Herbstgott in einen munteren Weingott um, der mit Kronos Sohne Zeus von Kreta zusammenfloss. Dem Zeus war die Pentaeteris (eigentlich Tetraeteris), wie dem Dionysos die Trieteris (eigentlich Dieteris) gewidmet. Die ägyptischen Gottheiten wurden, wie Apulejus sagt, mit Wehklagen gefeyert, die griechischen durch Tänze, wie die barbarischen unter dem Getöse lärmender Tonwerkzeuge; von den frohgestimmten Griechen würde also die Trauer abgewiesen, wie die Fabel des *Pentheus* besagt. Osiris in Ägypten führte die Sonne immer abwärts, bis sie den Unterirdischen am nächsten ist, und wurde darum auch mit der niederweltlichen Herrschaft belehnt. Horos, der Apollo der Hellenen, späterhin mit dem Lichtkörper der Sonne verwechselt, wie Artemis mit dem Monde, führte die Sonne immer aufwärts, bis zu ihrem nördlichsten Standpuncte im Sommersolstitium. Daher besucht Apollo das gutmüthige Volk der Hyperboreer, wie Zeus die Äthiopen, und hat zu seinem Abzeichen den Greifen bey sich. Des Horos Sinnbild war der Geyer, der als Schriftzeichen das Hinaufsteigen bis zur Sommersonnenwende bezeichnet. *Ar* bedeutet einen Schützer oder Genius, *ochierat* der Stillstand, also *Arpocrates*, mit dem Artikel *π* in der Mitte, der Schutzgeist des Solstitiums; *Arueris* aber, mit dem unbestimmten Artikel *ου* in der Mitte, den Gott der Nahrung oder Schutzgeist der Feldfrüchte.

Zweyter Abschnitt. Isis, die Göttin des Mondjahres, welche die Pflanzung der Früchte lehrte, ist nach vielen unbezweifelten Aussagen die Demeter der Hellenen: sie gab den Menschen Gesetze und Recht, und setzte dadurch der Zügellosigkeit und Eigenmacht ein Ziel. Vermuthlich, weil sie die erste Lehrerin und Spenderin einer ordentlichen Nahrung war, geschah es späterhin, dass man sie zur Nährmutter alles Lebendigen, zur Pflegerin der ganzen Natur, und endlich zum Ebenbilde der Natur selbst erhob. Die Griechen entzogen ihr mit ihrem Gemahle die Kinder Apollo und Artemis, welche sie dem Zeus zutheilten. Isis hatte den Hund, das Symbol des *Hermes*, ihres getreuen Freundes und Rathgebers, in ihrem Geleite: als Demeter verlor sie ihn; man vergab ihn an die Artemis, welche dadurch zur Jägerin ward. Der ägyptischen Bubastis Sinnbild war die Katze, als nachtwandelndes Thier und Schriftzeichen des Mondes. *Nephthys* bedeutete das Letzte und Endliche, die Grenze des Sichtbaren, wo der Horizont mit der Meeresfläche zusammenfällt: was unter dem Sichtbaren liegt, oder unterhalb der Erde vorhanden ist, war ihr Reich. Zu ihr geht Osiris hinab, im Monat Athor, wenn er sich von uns entfernt; mit ihr erzeugte er einen Sohn, den *Anubis* der Dunkelheit, eine Menschengestalt mit einem Hundskopfe, das Schriftzeichen der Tagesgleichung, der Thürhüter am Übergange. Ihm entgegen steht der Anubis des Lichtes, oder *Hermanubis*, der die Isis begleitet. Aus den drey Mondgöttinnen der Ägyptier schufen die Griechen die dreyköpfige oder dreygestaltige Göttin *Hekate*.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Altona*, b. Hammerich: *Hülfstafeln beym Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.* Zum Gebrauch in den Volksschulen, zunächst der Herzogthümer Schleswig und Holstein, entworfen von *C. F. Callisen*, D. der Philos. und Probst der Probstey Hütten. 1815. 16 S. 8. u. 4 Bog. Tafeln. (6 gr.)

Diese Tafeln sollen nach der Absicht des Vfs. auf Pappe gezogen, und in den Schulen aufgehängt werden. Aber dazu gehören Lettern von ungewöhnlicher Schrift. Die gegenwärtigen sind für das Auge in der Entfernung zu klein. Zwey von diesen Tafeln sollen beym Unterricht im Lesen gebraucht werden. Auf der ersten Tafel stehen die kleinen Buchstaben in einer Folge nach der Verwandtschaft ihrer Form, und einzelne Sylben. Die zweyte enthält die gewöhnlichen lateinischen und deutschen Alphabete, nebst Wörtern von einer und mehreren Sylben. Mehrere dieser Wörter sind für Leseschüler nicht bloss unverständlich, sondern auch unerklärlich, z. B. Aberglaube, Oberherrschaft, Philosophie, Quacksalberey. Die Hülfstafel beym Unterricht im Schreiben ist gar nicht zu gebrauchen. Denn ob man gleich daraus sieht, dass Hr. C. die richtige Methode des ersten Unterrichts im Schreiben kennt, wo die verschiedene Höhe der Buchstaben dem Anfänger durch Linien bemerkbar gemacht wird: so müssten doch dergleichen Linien auf dem Papier des Schreibschülers stehen, wenn sie für ihn instructiv seyn sollen. Die Linien an der Wand helfen ihm zu nichts. Die Hülfstafel beym Unterricht im Rechnen enthält ausser dem Ein mal Eins noch drey Schemata zum Addiren, Subtrahiren und Dividiren, nämlich Eins und Eins, Eins von Eins, und Eins in Eins, nebst der Angabe der in Schleswig und Holstein gewöhnlichen Maasverhältnisse aller Art, und kann mit Nutzen gebraucht werden.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) Ulm, b. Wohler: *Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum.* Mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer. Von *J. Leonhard Hug* u. s. w.

2) Freyburg u. Konstanz, b. Herder: *Untersuchungen über den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt*, vorzüglich der Griechen; dessen Entstehen, Veränderungen und Inhalt. Von *J. L. Hug* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dritter Abschnitt: Verbreitung der ägyptischen Götterlehre nach Phönikien und von da nach Griechenland. Die Phöniken brachten den Osirisdienst von Ägypten nach Byblos und der Insel Kypros, wo Osiris den phönikischen Namen *Adonis* (Herr) erhielt. Dieser Adonisdienst kam von Asien nach Griechenland, und von da durch einen sonderbaren Kreislauf unter den Ptolemäern wieder nach Ägypten zurück. Adonis hiess auch *Thamuz*, vermuthlich von dem Monate, in welchem die Sommer-Sonnenwende geschieht. Er ward zu einem Gotte des Spätsommers, der Bäume und Gärten, blieb aber auch, wie Osiris in Ägypten, Gott des Sonnenjahres. Sechs Monate wandelt er in der Höhe, sechs in der Tiefe. Statt des Typhons wird er von Ares in der Gestalt eines Ebers verfolgt, der in Ägypten auch Sinnbild des Typhon gewesen zu seyn scheint. *Ertosi* ist das Beywort des Typhon, sofern er den Mars bezeichnet. Die vorgeblichen Ältern des Adonis, *Kinyros* und *Myrrha*, bezeichnen Trauer und Saitenspiel, מֹרָה und כִּנֹּר, die beiden Arten der Feyer, womit man seine Verehrung beging. Auch *Bakchos* bedeutet nach Hesychius die Thränenfeyer, בָּכָה; *Ceres* ist vielleicht חָרַשׁ, Ackerbau; *Persephone* בְּרַת־אֲפֵלָה, Tochter der Dunkelheit, wie *Erebos* עֲרָבָה, Finsterniss, und *Acheron* אַחֲרוֹן, das Lebensende, der Tod. Bey den Feyerlichkeiten des Adonis und der kyprischen Göttin waren, wie beym ägyptischen Osirisdienste, die Phallophorieen üblich; daher verunstaltete sich der liebliche Pfleger der Baumpflanzungen und Gartenfrüchte zu einem bäurischen Abbilde, welches man zum Schrecken der Obstdiebe in den Gärten ausstellte, zu der geschmacklosen Herme des Priapos, פְּרִי־אָב (Vater der Baumfrucht), durch deren bekanntes Abzeichen die Alten bald die Befruchtung, bald die Fruchtbarkeit vorbildlich darstellten. Auch *Aides* oder *Pluto* war nichts weiter als der ägyptische Osiris, welcher, in irgend einem anderen Theile Phönikiens nach der Landes- und Sinnes-Art der Einwohner entstellt, nach Attika gebracht wurde. So nahmen die Griechen auf verschiedenen Umwegen denselben ägyptischen Gott zum vierten Male in ihre Heiligthümer auf. Pluto wurde der König des Dunkels, wie Zeus der Donnerer der Oberwelt, aber auch Gott des Reichthums, wegen der in der Tiefe vergrabenen und von den Phöniken sehr geschätzten edeln Metalle. Den dritten Bruder *Posidon* oder *Neptun* lernten aber die Griechen nach Herodot II, 50 von den Lybiern kennen: dieses könnten wohl Ansiedler aus Phönikien seyn, da das Wort Posidon nach ägyptischer Mundart nichts anders heisst, als der von Sidon. Da die Ägyptier ihn, ob sie ihn gleich kannten, nicht verehrten, konnten sie ihn nicht *Prute*, und da er kein Mensch war, nicht *Remseidon* nennen; daher nannten sie ihn bloss *Poseidon.* In Lybien lernten die Phöniken das Pferd kennen, womit sie einen ausgebreiteten Handel in alle Gegenden der damals bekannten Welt trieben; daher wurde Poseidon der Pferdebändiger, welchen die Griechen mit Zeus und Aides als dritten Bruder verbanden, obgleich der eine wahrscheinlich pelasgischen, der andere asiatischen Ursprungs war.

Vierter Abschnitt: Persephone, Hekate, Astarte oder *Kypria, Juno.* Von hier an beginnt der Vf., Alles bunt durch einander zu wirren, und ohne alle vernünftige Unterscheidung der Zeiten und Schriftsteller nur nach anscheinenden Beweisen für seine Lieblingsmeinung zu haschen, dass fast die ganze griechische Götterlehre aus Ägypten stamme. Wir begnügen uns daher nur mit einzelnen Andeutungen. *Persephone* wird als ägyptische *Nephthys* mit der *Nestis* des Empedokles, und als ägyptische Aphrodite der Finsterniss oder *Athor*, welche Benennung der dritte Monat nach dem Sommersolstitium hatte, mit dem Himmelszeichen der *Jungfrau* zusammengestellt, welche auf Veranlassung dessen, was nach der ägyptischen Nilüberschwemmung erfodert wurde, zur Dike oder Nemesis ward; erst später wurde bey den Griechen *Dike, Nemesis, Adrastea* von einander geschieden. *Hekate*

war dem Homer noch nicht bekannt, aber von Hesiodos an im Munde der Dichter, die ihre Abkunft ganz verschieden darstellen. Ihr Name אַחְתָּא (die erste) weist auf das Neulicht hin. Sie gehört zur feyerlichen und ernsten Fabel des Aidoneys (so schreibt der Vf. nach einer ganz verwerflichen Schreibart, nach welcher auch Prometheys auf des Zeys Befehl am Kaykasos angeschmiedet wurde), die zwar phönikisch ist, aber, wie der Persephonendienst, nicht unmittelbar von Asien, sondern von Sicilien nach Attika überging, und zwar geschah die Einführung der eleusinischen Mysterien vier Generationen früher als die Belagerung Thebens. Ihr Wiederhersteller oder Erneuerer war Theseus, der zugleich von seinen Seereisen die *kyprische Göttin* in sein Vaterland brachte. Diese stellt der Vf. der Göttin der Dunkelheit Persephonen als eine Göttin des Lichts gegenüber, und will daher ihren Namen עַשְׁתְּרוֹת lieber durch eine Versetzung der Buchstaben von עֵת־שֵׁרוּת (Zeit des Anfanges oder des Neulichts) ableiten, als von עֶשֶׁת (Kunstwerk), wovon ihr Gatte אֲבִי־עֶשֶׁת *Hephästos* genannt wird. *Hera* oder *Juno* wird für eine pelasgische Göttin erklärt, aber die Juno der Karthager soll Astarte gewesen seyn.

Fünfter Abschnitt: Titanenkämpfe, Typhon, Pan, Asklepios. Die *Titanenkämpfe* sind eine ägyptische Dichtung, welche den Hellenen durch die Kadmeer bekannt wurde, uranfänglich gegen Dionysos gerichtet, im Einverständnisse mit Typhon. *Typhon* heisst in der Sprache der Ägyptier das Umkehren, bezeichnet daher wahrscheinlich den, welcher die Sonne umwenden macht, und von ihren nördlichsten Pfaden abwärts auf südlichere Wege drängt. Ihm war der Esel das Sinnbild, wie dem Jahresgotte der Ochse; daher den Apollo, der sonst auch seine Geschosse gegen die Schlange richtete, die den Typhon ernährte, die Eselsopfer der Hyperboreer so sehr entzückten. Aus dem Typhon, der hinter dem Dionysos auf dem Esel herreitet, entwickelte sich der *Silenus*, den man durch eine sonderbare Verwechselung in den Erzieher des Gottes umschuf. *Pan* ist Übersetzung von *Mendes*, welches einen *complexum superum* bedeutet. *Phomenot* wird durch Hirtenamt erklärt, da *Mnut* einen Hüter bezeichnet. *Asklepios*, von Sanchuniathon unter die phönikischen Gottheiten gezählt, war nach Photius ein inländischer Gott der Stadt Berytos, der achte der Kabiren, wovon er den Namen *Esmun* trug. Auch Pan war der achte Gott, und hiess davon *Schmön*. Dass die Kabiren Götter der Woche waren, wird im folgenden Abschnitte noch besonders gezeigt. Den Namen Esmun findet der Vf. auf mehreren citieischen Inschriften, worüber er einmal einige Erläuterungen bekannt zu machen gedenkt. Die Erklärung des griechischen Mythos von den Titanen als Kindern des Uranos, so wie von ihren Brüdern, macht den Übergang zum folgenden Abschnitte von mannichfachem Inhalte.

Sechster Abschnitt: Über *Kronos*, *Io*, *Leto*, und die damit verwechselte *Leda* mit den *Dioskuren*; über den ägyptischen Jupiter als *Kneph*, als *Phtha* oder *Hephaistos*, und als *Hammon*; über die orphische Fabel von *Phanes* und *Adrastea*, über den *Eros*, die *Kabiren*, und *Jupiter den Donnergott*. Nach Sanchuniathon sind der Kinder Sadik sieben, Kabiren genannt, und der achte ist Asklepios. Akusilaos der Argiver erkennt ebenfalls sieben Kabiren: den Kamillos, drey Kabiren und drey Kabirinnen. Pherekydes vergass den ersten in Anschlag zu bringen, und zählte sechs; auch wurde die Zahl sieben in drey und vier abgetheilt. Man vermengte Kabiren mit Kureten, Korybanten und Telchinen; überall waltete aber die Zahl sieben vor, als Zahl der Planeten, oder die Zahl drey, als Zahl der Jahreszeiten.

Siebenter Abschnitt: Die musikalischen Götter, *Hermes*, *Apollo*, *Pan*, mit *Atlas* und *Herkules*; *Harmonia* mit den *Musen*, *Mören*, *Horen* und *Chariten*, nach der kadmeischen oder orphischen Dreyzahl, die bey den *Sirenen* aber auch als Zweyzahl erscheint. Das Mystische in der Zahl der Saiten auf der Leyer weist auf Ägypten hin, aber die Namen der Kadmeer sind phönikisch. *Kadmus* bedeutet einen Morgenländer, *Semele* (شمالة) eine Syrerin, *Herkules* (חֹוכֵל) einen Herumreisenden; und in der Sage von den ausgesäeten Drachenzähnen waltet wahrscheinlich ein Wortspiel zwischen שִׁנַּיִם Zähne, und שָׁנִים Jahre vor, wie bey der Fabel von Deukalion zwischen אֲבָנִים und בָּנִים, Steine und Kinder.

Achter Abschnitt: Die Götter zu Schiffe. Auf den Denkmälern Ägyptens gleiten die Götter in leichten Kähnen dahin oder fahren in Schiffen: so bey den Griechen der Sonnengott. Der Ausdruck περιπλομένων ἐνιαυτῶν wird daher *mit den herumschiffenden Jahren* übersetzt. Hier verbreitet sich der Vf. auch über die *Argo*, dann über *Kanopos* und *Hermes* oder *Thoyt*, d. i. die gesammte Priesterschaft Ägyptens, in einer Personification dargestellt, und hiebey auch über den *Anubis* und *Hermanubis*. Der *neunte Abschnitt* umfasst die Heroen: *Perseus* und Alles, was mit ihm in Verbindung steht, den *Mundschenk*, *Möris*, *Orion*, die *Kentauren* u. s. w., und immer mit Rücksicht auf die ägyptischen Sternbilder. Als Auswanderungen der Phöniken aus Libyen und Ägypten nach Griechenland werden noch *Inachus*, *Phoroneus*, (*Phoaro*, Oberhaupt, Führer), *Kekrops*, *Danaos* und *Kadmos* abgehandelt. Der *zehnte Abschnitt* dient zur Erläuterung einiger Behauptungen und als Schutzrede gegen die Gelehrten, welche den Ruhm der frühesten Wissenschaft, und namentlich der Himmelskunde, den Ägyptiern entziehen wollten. Den Beschluss macht der Versuch einer Erklärung der Thierkreise von Tentyra, die nebst den Sternbildern der Griechen auf den beygefügten Kupfertafeln dargestellt sind.

VI — VII.

NUMISMATIK.

MÜNCHEN: *Abdruck aus dem Bande der Denkschriften der kön. baier. Akademie der Wissen-*

schaften für das J. 1815. Fortsetzung der Geschichte des königl. baier. Münzcabinets zu München. Von *F. J. Streber*, Director der königl. Hofcapelle, Mitgl. der Akad. d. W. und Conservator des königl. Münzkabinets. 56 S. 4. Nebst 3 Kupfertafeln mit noch unedirten Münzen und deren Erläuterung.

Die erste Münzsammlung, welche nach der Säcularisation aller Stifter und Klöster nach München gebracht wurde, war aus dem ehemaligen Reichsstifte *Kaisersheim;* sie enthielt blos antike Münzen, deren Zahl sich über 8000 Stück belief, worunter 20 in Gold, 1292 in Silber, und die übrigen in Bronze waren. Das Verdienst, diese Sammlung für das Kloster erworben zu haben, gebührt dem Abte Cölestin II († 1783).

Der Fürst-Abt Rupert in *Kempten*, der dem dasigen Stift 50 Jahre (v. 1678 — 1728) vorstand, kaufte aus einer Verlassenschaft ein Münzkabinet antiker Münzen, und legte damit den Grund zu einer Münzsammlung, welche späterhin auch mit modernen Münzen vermehrt wurde. Da auch die nachfolgenden Fürstäbte ihre Aufmerksamkeit dieser Sammlung schenkten: so wurde sie nach und nach immer beträchtlicher. Im Jahr 1810 wurde sie nach München gebracht und der königl. Sammlung einverleibt. Fast um dieselbe Zeit erhielt man von dem Kronprinzen eine Sammlung antiker Münzen von mehr als tausend Stücken, welche ein spanischer Capitain, der sich lange in der Levante aufgehalten, an Ort und Stelle selbst gefunden und gesammelt hatte. Es waren darunter über 80 griechische; besonders wurde das königl. Münzcabinet dadurch an syrischen Münzen reicher. Der wichtigste Erwerb für die königl. Münzsammlung waren im J. 1811 die *cousineryschen* Münzen. Diese bestanden aus 147 goldenen, aus 1948 silbernen, und aus 6975 Münzen in Erz, welche zusammen eine Summe von 9070 Stücken ausmachten, so dass nun die Zahl aller griechischen Münzen des königl. baier. Münzcabinets bis auf 11000 Stück gestiegen ist. Für Kenner noch Folgendes: In der Sammlung des Hn. *Cousinery* befanden sich 180 Münzen von *Pergamus Mysiae*, alle verschieden; von *Smyrna* 350, und von *Ephesus Ioniae* 181 Stück. Da er alle diese Münzstädte mehr als einmal selbst besucht, und viele Jahre in Kleinasien lebte: so darf man sich nicht wundern, wenn er aus diesen Gegenden auch von jenen silbernen Medaillons römischer Kaiser, die in jedem Cabinet unter die grossen numismatischen Seltenheiten gehören, nach und nach 44 sammelte. Von den eben so seltenen Darikern steigt die Zahl auf 20. Eine ganz besondere Erwähnung verdienen die so sehr geschätzten *numi cistophori*, von denen der Abt *Neumann* (T. II. p. 36) sagt: *Croesus eris, si modo unum vel alterum cujusque urbis possideas, quae id genus numorum signarunt.* Diese Münzen wurden, wie bekannt, von 6 oder 7 Städten in Kleinasien geschlagen, die einst unter der Herrschaft der Könige von Pergamus standen. *Cousinery* besass 56 Stück dieser Art. — Die letzte Acquisition, die im J. 1812 gemacht wurde, war die Sammlung des *Fürstabts von St Emeran in Regensburg*. Dieser kaufte nämlich im J. 1798 auf dem Wege der Versteigerung die herzogl. zweybrückische Münzsammlung, welche 3 griechische Goldmünzen enthielt, 42 Völker-, Städte- und Königs-Münzen, 69 römisch-kaiserliche in Gold, 606 Consular- und 2868 Kaiser-Münzen in Silber, und diese Sammlung wuchs von Jahr zu Jahr unter seinen Händen, so dass sie zur Zeit der Übergabe aus 1364 Völker-, Städte- und Königs-Münzen, aus mehr als 6000 römischen in Gold und Silber, und aus noch einmal so viel erzenen bestand.

Dieses sind die beträchtlichen Vermehrungen des königl. baierischen Münzcabinets an *alten* Münzen. Die kleinen antiken Münzsammlungen ungerechnet, welche schon früher aus den baierischen Klöstern Polling, Steingaden, Benedictbaiern, Weltenburg, Raitenbaslach, Varnbach u. s. w. dazu kamen.

An *modernen* Münzen gewann dieser königl. Münzschatz unstreitig am meisten durch die Sammlung aus dem ehemaligen *Kloster Banz* im Bambergischen, weil sie von der Art war, dass es schien, als wenn der banzische Münzsammler es darauf angelegt hätte, die grossen Lücken des baierischen Münzcabinets ausfüllen zu wollen. Die Sammlung des *Domcapitels in Bamberg*, welche auch hieher kam, enthielt zwar blos bischöflich-bambergische Münzen und Medaillen, war aber desswegen für das königl. Münzcabinet wichtig, weil es dadurch einen Zuwachs von 40 Münzen in Gold, und von 204 Münzen in Silber erhielt. Ferner die Sammlung des geistlichen Raths *Maier* in Regensburg. Diese Sammlung enthält Alles, was auf Regensburg im näheren oder entfernteren Sinne Bezug hat, oder dahin gerechnet werden kann, und ist also sehr zahlreich. Von diesem Cabinet gilt dasselbe, was oben von dem des Klosters Banz gesagt wurde. Die Münzsammlung der Stadt *Regensburg* bestand nur zum Theil aus modernen Münzen, und auch diese waren nicht blos regensburgische, sondern vermischten Inhalts, daher sie auch durch die maierische nicht überflüssig gemacht wurde, sondern diese noch mit manchem seltenen Stücke bereicherte.

Nach dieser historischen Notiz von den hauptsächlichsten Bereicherungen des königl. baierischen Münzschatzes macht der Vf. die sehr richtige Bemerkung, dass die Geschichte einer Münzsammlung nur dann für die Wissenschaft selbst einigen Werth haben kann, wenn dabey besonders auf das Seltene und noch Unbekannte Rücksicht genommen wird. Er will daher, bey der weiteren Fortsetzung der Geschichte dieses königl. Münzcabinets, nach und nach eine vollständige Nachricht von den Seltenheiten desselben liefern, wobey er sich selbst folgende Regeln vorschreibt: a) Münzen, deren Typen schon bekannt sind, aber von diesem oder jenem Kaiser noch in keinem Katalog vorkommen, werden, als selten, blos angeführt. b) Münzen, welche *Sestini* als selten blos beschrieben, werden hier auch in Abbildung geliefert. c) Alle

Münzen, von denen bey *Pellerin*, *Eckhel*, *Neumann* u. s. w. oder unter *Mionnets* Pasten sich keine Abbildung befindet, werden getreu und genau in Kupfer gestochen.

Da die cousinerysche Sammlung den grössten Theil des kön. Münzcabinets ausmacht, und erst mit dem Chersonesus Taurica anfängt: so wird sich die Nachricht von den Seltenheiten nach dieser Sammlung richten, und dasjenige hie und da einschalten, was aus den neu hinzugekommenen eine ehrenvolle Erwähnung verdient. Es wird hinlänglich seyn, diese Seltenheiten bloss summarisch anzugeben, da Freunde und Kenner der alten Numismatik gewiss diese Abhandlung sich zu verschaffen wissen werden, um ihre Neugierde zu befriedigen, und Andere sich gern mit dieser Notiz begnügen. Diese seltenen Münzen sind: 3 von Callatia *Moesiae inferioris*; eine von Marcianopolis; ferner von Nicopolis, von Tomi am Pontus Euxinus; von den thracischen Städten Aenus Apollonia (2 ganz verschiedene), Dicäa oder Dicäopolis, die bis auf *Sestini* unter den Münzstädten noch gar nicht bekannt war; Mesembria, Passa oder Pasia (auch eine noch unbekannte Münzstadt); Philippopolis, Toxirus und Trajanopolis oder Augusta Trajana (4 verschiedene); von den Städten des thracischen Chersones: Alopeconnesus, Coela, Lysimachia, Sestus (3 verschiedene); von den Städten auf den bey Thracien liegenden Inseln: Hephästia auf der Insel Lemnos (3 verschiedene), Myrina (ist zu unterscheiden von *Myrhina Aeolidis* und eine neue Erscheinung in der numismatischen Geographie), Samothrace, Thasus. Von den thracischen Königen: Seuthes III eine, und vom Lysimachus 2 verschiedene; eine vermuthlich von der Stadt Doberos in Päonien, die in der numismatischen Geographie bisher ebenfalls noch nicht vorkam, und endlich noch eine von der Stadt Nysa. Die Zugabe bereichert die numismatische Geographie mit einer Münze von der Stadt Nacone in Sicilien.

Reiz genug für Freunde der alten Münzwissenschaft, die Fortsetzung dieser Schrift von Herzen zu wünschen.

Wa.

Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Nachtrag zu dem Handbuch(e) der gesammten Münzkunde*, für Münzliebhaber und Geschäftsleute, von *Carl Christoph Schmieder*, D. d. Philos., erstem Lehrer an der Bürgerschule zu Cassel. 1815. IV u. 192 S. 8. (16 gr.)

Dieser Nachtrag zu dem rühmlich bekannten *Handwörterbuche der Münzkunde*, welches der fleissige Vf. im J. 1811 herausgab (J. A. L. Z. 1811. No. 190), ist eben so schätzbar, als das Handwörterbuch selbst, verdient aber eben desswegen eine nicht ganz oberflächliche Anzeige. Rec. wird es sich daher zur angenehmen Pflicht machen, das auszuzeichnen, was er beym Durchlesen bemerkenswerth fand.

Von den *Achtbrüderthalern* sollte schon der dritten Art nicht dieser Name gegeben werden. Denn da man in diese Classe die weimarischen Thaler von 1620 bis 1625 setzt; und der eine Bruder (Friedrich Wilhelm) schon im J. 1619 starb, der andere aber, Friedrich, im J. 1622 im Treffen bey Fleury blieb: so sieht man, dass sich die Zahl 8 schon vor dem J. 1620, und im J. 1622 noch einmal veränderte. S. 7 redet der Vf. von den Münzen der römischen Colonie Nemausus in Gallien mit den *tos à tos* gestellten Köpfen des Augustus und Agrippa. Dieses muss wohl *dos à dos* heissen. Bey Gelegenheit der mayländischen Gold- und Silber-Münzen, die man, wegen des darauf befindlichen Bildes des h. Ambrosius, *Ambrosianer* nennt, wird wohl mehr von diesem Heiligen erzählt, als zum Verständniss dieser Münzen nöthig ist. Diess ist auch der Fall bey anderen Münzen, die mit dem Bilde eines Heiligen erscheinen, und von ihm den Namen führen. Bey dem Artikel: *Asses graves*, *attische Münzen*, hätte Rec. gewünscht, dass es dem Vf. gefallen haben möchte, die Quelle anzuführen, woraus er ihn genommen hat. Bey den Artikeln: *Cleopatra*, *commagenische Münzen*, *epirische Münzen* u. s. w., fällt jedem Leser der Gedanke ein, dass dieses Münzlexikon sehr voluminös hätte werden müssen, wenn der Name eines jeden Fürsten u. s. w., oder einer jeden Fürstin u. s. w., welche Münzen prägten, oder eines jeden Landes, jeder Provinz und Stadt, wo geprägt wurde, hier hätte aufgeführt werden sollen. Also konnten und mussten wohl die Namen der Münzen, aber nicht die Namen der Münzherren und Münzörter erwähnt werden, wenn man sie nicht *alle* aufführen wollte, und wenn in diesem Werke eine gewisse Gleichheit beobachtet werden sollte. Die Artikel *Familienmünzen* und (römische) *Kaisermünzen* sind unstreitig auch etwas zu ausführlich gerathen. Der Numismatiker hat, wenn er auch nur wenig Hülfsmittel besitzt, gewiss seine Quelle, wo er die Namen der Familien und der Kaiser finden kann. Waren diese beiden Artikel nöthig: so sollten auch die Regentenlisten aller übrigen Kaiser, Könige und Fürsten aufgeführt seyn, die jemals Münzen haben schlagen lassen. Der Artikel *Freymaurermedaillen* war, um eine Idee von dieser Art Münzen zu geben, in dem Werke selbst, unter der Rubrik *Freymaurermünzen*, hinlänglich bearbeitet. Wollte aber der Vf. in diesem Nachtrage Alles darüber sagen, was darüber gesagt werden konnte, und alle bekannten Freymaurermedaillen anführen: so sagt dieser Nachtrag viel zu wenig; denn Rec. kennt allein gegen 100 dergleichen Medaillen, und glaubt sie bey Weitem noch nicht alle zu kennen.

Doch Rec. will hiemit dem würdigen Vf. bloss einen Fingerzeig gegeben haben, dass hie und da noch kleine Verbesserungen zu machen sind, wenn einmal eine neue Ausgabe von diesem Handwörterbuche erscheinen sollte, welches bey einem so nützlichen Werke nicht allein zu vermuthen, sondern auch zu wünschen ist.

Wa.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von D. *C. A. G. Keil* und D. *J. G. Tzschirner.* Zweyten Bandes zweytes Stück. 1814. 195 S. Drittes Stück. 1815. 200 S. Dritten Bandes erstes Stück. 1816. 204 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1813. No. 83. S. 162 — 163. 1814. No. 6. S. 42 — 48. 1815. No. 123. S. 25 — 32.)

II B. 2 St. I. *Systematische Darstellung der Moral der Apokryphen des A. T.* von M. *L. D. Cramer.* Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Abhandlung, die besondere Pflichtenlehre enthaltend. Da es zu weit führen würde, uns in das Einzelne einzulassen: so berufen wir uns auf das, was wir über den ersten Theil dieser fleissigen, aber nicht mit lebendigem, historischem Geist geführten Untersuchung gesagt haben.

II. *Über den schriftstellerischen Charakter und Werth des Evangelisten Marcus.* Ein Beytrag zur Specialhermeneutik des N. T., von M. *J. D. Schulze*, Rector des Lyc. zu Luckau. Eine fleissige und gründliche Arbeit, wie man sie von dem Vf. zu erwarten berechtigt ist, aber ein unglücklich gewähltes Thema, da es mit der Untersuchung über die Quellen, welche Marcus bey seiner Bearbeitung benutzte, verknüpft, und davon abhängig ist. Da nun der Vf. von der *griesbach*'schen Hypothese, dass Marcus der Epitomator von Matthäus und Lucas sey, nur mit der angebrachten Modification, dass er diese Evangelien oder ihre Urschriften nicht vollständig in Händen gehabt habe, ausging, statt dieselbe erst aus dem schriftstellerischen Charakter des Marcus selbst kritisch zu entwickeln und zu beweisen: so musste er zu Resultaten gelangen, wie diese sind: „Überall, wo Marcus den ergänzenden Erklärer der beiden anderen Evangelisten macht, zeigt er sich als einen sorgfältigen, einen gewissen Plan und Zweck verfolgenden, nach Wahrheit und Deutlichkeit strebenden Schriftsteller. Als einen solchen erkennt man ihn aber auch da, wo er, ohne eigene Zusätze zu machen oder Erläuterungen beyzufügen, sich einem von beiden Evangelisten enger anschliesst. Man findet da nämlich, dass er gewöhnlich, bey abweichenden Nachrichten, demjenigen Evangelisten folgt, welcher bündiger und wahrscheinlicher erzählt, oder dass er, durch eine etwas andere Stellung oder sonstige kleine Abänderung der Erzählung nachhilft, oder auch beiderley Nachrichten mit einander zu vereinigen sucht." Es thut uns leid, dass wir mit dem gelehrten Vf. hierin nicht übereinstimmen, und eine solche Plan- und Zweckmässigkeit im Evangelium Marci nicht finden können. Jedoch wird diese Abhandlung auch dem andersdenkenden Schriftforscher immer gute Dienste leisten, durch die einzelnen trefflichen Bemerkungen und Zusammenstellungen.

III. *Kurze Erläuterung der Stelle Luc.* XVI, 1 — 13, *als parabolische Erzählung betrachtet*, von D. *C. A. G. Keil.* Gründlich und treffend, wie man von Hn. *K.* nicht anders erwarten kann. Er findet richtig in der Parabel vom ungerechten Haushalter den Satz: „es ist der Klugheit gemäss, dasjenige, dessen baldigen Verlust man zu befürchten Ursache hat, so lange man sich noch im Besitze desselben befindet, so zu benutzen, dass man auch in der Folge noch bleibenden Gewinn davon hoffen darf." Der Haushalter ist ein solcher, dem ein baldiger Verlust bevorstand, und der das, was er verlieren sollte, indem er es noch hatte, klüglich benutzte. Das ist der Hauptpunct in der Parabel, alles Andere Ausschmückung, durch welche Unterscheidung alles Anstössige wegfällt. Freylich ist der Gesichtspunct der Klugheit, aus welchem die religiöse Benutzung des Reichthums empfohlen wird, ein bloss untergeordneter. In Ansehung des ἀδικος und ἀληθινος kann Rec. der gewöhnlichen, auch von Hn. *K.* angenommenen Erklärung nicht beytreten: ἀδικος ist uns soviel als *weltlich, irdisch*, ἀληθινος aber *geistig*, die Religion angehend. Es ist gezwungen, das erste Wort in der Bedeutung *ungewiss, trüglich*, zu nehmen, und es giebt dafür keine Gründe aus dem Sprachgebrauch; die, welche *Künöl* u. A. dafür anführen, verschwinden, genau betrachtet, und man kann nichts beweisen, als dass ἀδικος und ἀληθινος in *sittlich religiöser* Hinsicht einander entgegengesetzt werden.

IV. *Über den Begriff einer christlichen Moral* von *Chr. Fr. Böhme*, Inspector zu Lucka. Der Vf. behauptet die Unabhängigkeit jeder Moral, also auch der christlichen, von der Religion, und will dem

Pflichtgebot die selbstständige Gültigkeit retten. Er legt dabey die gewöhnlichen Begriffe von Religion zum Grunde, als den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung, und in sofern hat er Recht. Allein wenn zur Religion auch die Idee einer ewigen Zweckgesetzgebung gehört: so ist die Moral nicht unabhängig von ihr, vielmehr wird sie von ihr ergänzt. Doch diess können wir hier dem Vf. nicht deutlich machen, der zu verschiedene Principien hat, um uns so leicht mit ihm zu verständigen. Die christliche Moral ist ihm eine Moral für Christen, d. h. für Menschen, welche Mitglieder der christlichen Kirche sind. Uns ist die christliche Moral eine Moral von christlich religiösem Geist durchdrungen, auch für den gültig, der nicht in der christlichen Kirchengesellschaft lebt, so wahr das Christenthum überhaupt die höchste und reinste Religion ist. Er verbindet die christliche Moral auch mit der Religion; aber er glaubt, dass sie sich durch diese Verbindung von anderen Moralen unterscheide, was wir nicht glauben. Nur in der ascetischen Benutzung der Religion unterscheidet sie sich, und ist in dieser Hinsicht auch nur für die Mitglieder der christlichen Kirche gültig. Es finden sich übrigens manche gute Gedanken in diesem Auffatz. So erklärt sich Hr. *B.* unter anderen über die Benutzung des N. T. für die christliche Moral sehr richtig so: „Sollten sie (die Schriften des N. T.) für uns ein heiliger Buchstabe, gleich dem Gesetz Mosis für die Juden, seyn, so dass der höchste und einzig bindende Beweis der Wahrheit eines christlichen Gebotes, wie der eines jüdischen in dem: Es steht geschrieben, enthalten wäre? Das Pflichtgebot verträgt eben so wenig, wie der reine Pflichtsinn, eine Autorität. Wir werden also von den Schriften des N. T. zur Erkenntniss dessen, was den Inhalt der christlichen Moral ausmachen soll, nur in der Art Gebrauch machen können, dass wir daraus den *Geist* der christlichen Tugend und Gottseligkeit kennen lernen, welcher nur in soweit für den wahren gelten kann, als er der moralisch-religiöse Geist Jesu Christi selbst ist."

II B. 3 St. *Über das Kibbutz.* Ein Beytrag zur hebräischen Sprachkunde. Von D. *Th. F. Stange*, Prof. der Theol. zu Halle. Der scharfsinnige Vf. stellt für das Kibbuz diese Regel auf: ***Es steht für Schurek in einer einfachen Sylbe, und muss daher wie U gelesen werden; in einer zusammengesetzten Sylbe ist es, wenn sie den Ton nicht hat, der kurze Vocal von Cholem, und muss daher allezeit wie O und nicht wie U gelesen werden.*** Er hält es für gar keinen Vocal, sondern nur für *compendium scribendi*, welches die Abwesenheit des ו anzeigt, wie auch die drey Puncte nichts als ein ו darstellen. Dieses nun wird in *Syllaba simplici* als ein וּ, und in *composita* als ein Cholem ausgesprochen. Den ersten Theil obiger Regel bezweifelt wohl heut zu Tage kein Grammatiker mehr; יֻשְׁבוּ ist nur die defective Schreibung von יוּשְׁבוּ: aber die zweyte? Hr. *St.* führt seinen Beweis aus folgender Induction: 1) Wörter, welche an sich das Cholem haben, erhalten bey Verlängerung und Tonveränderung den verwandten kurzen Vocal Kibbuz, z. B. תֻמִּי, Ps. 7, 9., von תֹּם, welches *Thommi* ausgesprochen werden muss. Für Kibbuz steht auch in diesem Fall Kamez chatuph, z. B. עָזִּי und עֻזִּי, Ps. 28, 7. 118, 14. 2) So auch *nomina*, besonders *adjectiva*, die sich in ֹ endigen, z. B. אָדֹם, plur. אֲדֻמִּים, קָדֹשׁ, plur. קְדֻשִׁים. 3) Als *Foeminina* dieser Form sieht Hr. *St.* auch richtig die Wörter, wie פְּקֻדָּה an, nur dass er dieselbe fälschlich für einen Infinitiv ausgiebt. Einzig richtig nimmt sie *Gesenius* für eine Participialform. 4) Die Conjugation Pyhal mit dem *Dagesch f.* zieht der Vf. auch hieher, weil man neben שֻׁדַּד auch שֻׁדְּדָה, Nah. 3, 7, liest, und statt בֹּרַךְ, בֻּרַךְ schreibt. So auch 5) die Conjugation Hyphal, in welcher Kibbuz und Kamez chatuph wechseln. Die 28 Beyspiele, wo Schurek in der zusammengesetzten Sylbe steht, z. B. עוּזֵּנוּ statt עֻזֵּנוּ, erklärt Hr. *St.* für Anomalieen, daher entstanden, dass die Abschreiber aus Versehen das ו stehen liessen, und die Punctatoren aus Irrthum einen Punct hineinschrieben. Die Masorethen bemerkten nachher dieses als etwas Fehlerhaftes. Allein könnte diess nicht eine alte Schreibung seyn, welche vielleicht den Schlüssel für die richtige Erklärung des Kibbuz enthält? 6) Die Aussprache der LXX wird ebenfalls zum Zeugniss angeführt (die aber nur zu oft von der jüdischen Aussprache abweicht), so wie 7) die des N. T. — So glänzend und scheinbar die Beweisführung des Vfs. ist: so stehen wir doch noch an, ihm den zweyten Theil seiner Behauptung zuzugeben. Wäre sie richtig: so hätte man entweder das Kibbuz als Bezeichnung des kurzen *o*, oder das Kamez chatuph für überflüssig zu halten. Nun aber glaubt Hr. *St.* selbst an die systematische Richtigkeit und Consequenz der jüdischen Punctation: ist es aber systematisch, zwey Zeichen für dieselbe Sache zu gebrauchen? Warum schreibt man nicht stets עֻזִּי oder עָזִּי? Rec. kann sich nicht überzeugen, dass diese Formen in Ansehung der Aussprache schlechthin einerley seyen. Wir halten in diesem Fall und ähnlichen das Kibbuz für ein kurzes U. Nach der Verwandtschaft des *O* und *U*, die sich bekanntlich im Arabischen so sehr zeigt, die aber auch im Hebräischen Ursache ist, dass bisweilen aus einem *o* ein (vielleicht besser klingendes) *u* entstand, z. B. יְקוּמוֹת statt יְקֻמוֹת, konnten sich leicht beide Formen *ossi* und *ussi* neben einander aus *os* entwickeln. Der Sprachgebrauch ist bekanntlich launenhaft und eigensinnig: diesem können wir daher eher eine Unbeständigkeit und Unregelmässigkeit zuschreiben, als dem Vocalsysteme. Indess können wir diess auch nicht für infallibel halten, und jene 28 Beyspiele, in welchen Schurek für Kibbuz steht, sind auf jeden Fall unregelmässig, aber nicht in Ansehung des *Lautes u*, welcher richtig ist, sondern in Ansehung der *Länge* des Vocals. Dass aus בָּרֵךְ בֵּרֵךְ wird, kann Hr. *St.*

nicht gegen uns anführen, wenn er jene Verwandtschaft des *o* und *u* zugiebt, und wir unserer Seits können ihm, der so streng überall nur ein *o* sehen will, wo Kibbuz steht, die hophalischen Formen, wie יוּקַם, entgegenstellen. Wäre nämlich dieser nicht aus *Hukvam*, sondern aus *Hokvam* entstanden: so sähe man keinen Grund, warum es nicht הוֹלָךְ heisst. Nehmen wir das Kibbuz so, wie wir wollen: so zeigt sich auch eine bedeutsame Analogie mit dem Chirek. Dieses ist ohne Jod eigentlich ein kurzes *i*, z. B. יִקְטוֹל, allein nach der defectiven Schreibung kann es auch lang seyn, z. B. שִׁלֵּשׁ. Gerade so unser Kibbuz. Eigentlich ein kurzes *u*, und dafür erfunden, kann es doch auch nach der defectiven Schreibung das lange Schurek ersetzen. — Den Beschluss dieser interessanten Abhandlung machen berichtigende exegetische Bemerkungen gegen *Hensler* und *Ziegler* im bekannten *antikritischen* Tone des Vfs.

II. *Über Schilo in des sterbenden Israels Segen an Juda* 1 Mos. XLIX, 10. von *C. F. Muhlert*. Dieses schwierige Wort wird durch *Beruhiger*, *Friedenbringer* (Messias) erklärt, was Rec. billigt: übrigens hat uns diese Abhandlung wenig Genüge geleistet. מְחֹקֵק nimmt der Vf. für *Gesetzhandhabung*, auch kennt er ein Wort שִׁיל, *Kind*, das 5 Mos. 28. 57 weiblich stehen soll. Er hat das Wort שִׁלְיָה im Sinn, welches aber *Nachgeburt* heisst, wie er hätte aus *Gesenius* W. B. lernen können, das er aber gar nicht zu kennen scheint.

III. *Jesaia an die abergläubischen Juden unter Ahas*, Jes. 8, 10 — 22, von *D. v. Cölln*, Privatdoc. zu Marburg. Eine treffliche Erklärung des 20 V. und des darin vorkommenden schwierigen Wortes שַׁחַר. Hr. *v. C.* übersetzt: „*Zum Gesetz! Zur Verordnung!*" (Die Gründe, warum diess nicht von den legitimen *Orakeln* verstanden werden soll, haben uns nicht überzeugt.) *Wenn es nicht also spricht* (das Volk), *dem keine Morgenröthe glänzt* u. s. w. Dass אֲשֶׁר־לוֹ auf den vorhergehenden Plural יֹאמְרוּ bezogen werden kann, leidet keinen Zweifel. שַׁחַר, *Morgenröthe*, versteht der Vf. von dem Anbruch des Glückes, so wie dagegen die Nacht Bild des Unglücks ist (vgl. V. 22). Hier passt dieses nun leicht; aber Jes. 47, 11 scheint nicht so genommen werden zu können, und doch geht es nach der Erklärung des Hn. *v. C.*, wie sie schon *Paulus* im Comment. z. N. T. 1 B. S. 280 fasste, sehr gut an. Er übersetzt jene Stelle: *Unglück kommt über dich, dess Morgenroth du nicht kennst*, d. h. dessen Ende du nicht absiehest, in welchem keine frohen Aussichten für dich Statt finden.

IV. *Über den schriftstellerischen Charakter und Werth des Evangelisten Marcus*. Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Abhandlung.

V. *Über Gal. 3, 20.* von *Joh. Schulthess*, Prof. zu Zürich. — Eine zwar schon dagewesene (s. *Versuch einer Übersetzung des Briefs Pauli an die Galater mit erklärenden Anmerkungen nach Koppe*. Leipz. 1792. S. 87), aber scharfsinnig vertheidigte Erklärung dieser schwierigen Stelle. Der Vf. verbindet V. 20 eng mit dem vorigen, wo er das διαταγεὶς δι' ἀγγέλων bloss und allein durch *verordnet durch die Engel* erklärt wissen will, und erläutert ihn aus 1. Timoth. 2, 5. Wie dort gesagt werde: *es ist Ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und Menschen*: so hier im Gegensatz damit, und um die Unterordnung des mosaischen Gesetzes unter das Christenthum und dessen aufgehobene Gültigkeit anzudeuten: *Gott ist Einer* (nicht bloss seines Volkes, wie der Juden, sondern des ganzen Menschengeschlechts), *dieser Mittler aber* (ὁ μεσίτης, definitiv von Mose genommen, was unstreitig einzig richtig ist,) *ist nicht Eines* (nicht des Einen Gottes, sondern der Engel, des Erzengels Michael und seiner Schaar, denen die Fürsorge bloss der Juden anvertraut war) *Mittler*: d. h. das von Engeln gegebene und durch deren Mittler Moses bekannt gemachte Gesetz kann die Verheissungen Gottes nicht aufheben. Allein zugegeben, dass Paulus das mosaische Gesetz nicht von Gott, sondern von den Engeln gegeben seyn lasse (denn wenn man auch διὰ für *durch* nimmt: so können doch die Engel bloss als Werkzeuge gedacht und das Gesetz immer von Gott selbst abgeleitet werden): so entsteht kein richtiger Gegensatz zwischen dem ἑνὸς und εἷς, ohne welchen keine Erklärung gefallen kann.

VI. *Über den Begriff einer christlichen Dogmatik* von *Ch. F. Böhme*. Ein Seitenstück zu obiger Abhandlung über den Begriff einer christlichen Moral. So wie der Vf. oben die Unabhängigkeit der Moral von der Religion behauptete: so behauptet er hier die Abhängigkeit dieser von jener, und bezeichnet demnach die Religion als pflichtgemässe Denkart des Menschen über den Ursprung, die Beschaffenheit und den Endzweck des Weltganzen. Allerdings giebt es eine Tugendpflicht der Frömmigkeit; allein die Religion an sich entspringt mit der Moral aus Einer Quelle, und ist eben so selbstständig als diese. Die Verschiedenheit der Principien hindert Rec. hier wieder, tiefer einzugehen. Überhaupt müssen wir über diese und die vorige Abhandlung die Bemerkung machen, dass die vom Vf. gewählte Definirmethode sehr unwissenschaftlich ist, und zu keinem sicheren Resultate führen kann. Mit Definitionen wird nichts gewonnen, sie drücken nur das aus, was man schon ohnehin weiss, und wenn man es nicht weiss, so helfen sie gar nichts. Man muss den Begriff einer Wissenschaft aus Principien deduciren. In die vom Vf. gemachte Unterscheidung des Universal- und Particular-, des General- und Special-Begriffs einer Wissenschaft kann Rec. sich gar nicht finden.

III B. 1 St. I. *Versuch einer neuen Erklärung des hohen Liedes*, von *Fr. H. Lindemann*, Superint. zu Danneberg. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen gegen die neueren Erklärungen dieses Gedichtes von *Rosenmüller* und *Hug*, besonders gegen die des Letzteren, worin jedoch die Annahme eines Zusammen-

hanges des Ganzen gebilligt wird, trägt der Vf. seine Hypothese vor, und giebt hierauf eine Übersetzung mit wenigen Anmerkungen. Diese Hypothese ist folgende: Das Lied ist ein Ganzes, obgleich aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Salomo ist der Gegenstand desselben. In der Nähe seines Lusthauses am Libanon fand er ein unschuldiges Mädchen, dem er seine ganze Liebe weiht, und das er zu sich auf den Thron erhebt, und seinem ganzen Harem vorzieht. Sulamith war wahrscheinlich nicht vom israelitischen Volke, sondern von fremder Herkunft (nach Cap. 8, 1. (!)), was die Schwierigkeiten ihrer Verbindung vermehrte. Der Dichter stellt es so vor, dass Sulamith ihrem Freunde nachgeht, und dieser sie aufsucht, dass beide sich gegenseitig aufsuchen, und dass gegenseitige Täuschungen vorkommen, welche die Sehnsucht vermehren. Das Thema des Stückes ist: Liebe ist stärker als der Tod, oder der von Salomo erkannte Vorzug der Monogamie vor der Polygamie, ein Thema, wie der Vf. glaubt, werth, dass es auch im Kanon seinen Platz fand. Nicht ohne Zwang wird diese Hypothese durchgeführt, und Rec. kann dem Vf. weder in der Ansicht des Ganzen, noch auch in allen Theilen der Erklärung beystimmen. Auch vermissen wir sehr die Klarheit im Vortrag: man hat Mühe, die Idee des Vfs. recht zu verstehen. So sagt er z. B., der Dichter kleide die gegenseitigen Täuschungen in Träume ein, ja das Ganze sey ein Traum, worin das verzeihlich sey, was man wachend nicht ohne Erröthen sagen möchte; was Rec. klarer gemacht zu sehen wünschte.

II. *Über die Entstehung und die frühesten Schicksale der schriftlichen Evangelien*, von *J. C. L. Gieseler*, Oberlehrer am Waisenhause zu Halle. Der Vf., dem es nicht an kritischem Blick und historischem Geiste fehlt, stellt hier die Hypothese *Eckermanns* (den er aber nicht anführt) vom Ursprunge unserer Evangelien aus einer mündlichen Sage auf eine eigenthümliche Weise dar, nur aber bricht er da ab, wo man erwartet, dass er durch diese Annahme die zu erklärenden Erscheinungen, nämlich die Übereinstimmungen und Abweichungen der drey ersten Evangelien unter einander, erklären werde. Schon längst ist Rec. überzeugt, dass man die Verwandtschaft dieser Evangelien zum Theil aus jenem mündlichen Ursprunge erklären könne und müsse; selbst die wörtliche Übereinstimmung kann keine Schwierigkeit machen, da, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, das Gedächtniss bey geringem Gebrauch der Schreibekunst viel stärker ist, als in unseren schreib- und leseseligen Zeiten. Aber die Verwandtschaft der Evangelien zeigt sich auch in dem, was sicher der schriftstellerischen Anordnung gehört: und darum verbindet Rec. die Annahme einer gemeinschaftlichen mündlichen Quelle und der gemeinschaftlichen Benutzung schriftlicher Quellen. Der Versuch des Vfs. erregt Erwartungen, und wir muntern ihn auf, in diesem Geiste weiter zu forschen. Noch liessen sich manche einzelne treffliche Bemerkungen ausheben: wir machen nur auf das aufmerksam, was über den paulinischen Charakter des Evangeliums Lucä bemerkt wird, S. 84 f.

III. *Über den schriftstellerischen Charakter und Werth des Evangelisten Marcus*. Beschluss.

IV. *Chronologie der Apostelgeschichte*, von D. *J. E. Ch. Schmidt*, geistl. Geh. Rath und Prof. der Theologie zu Giessen. Seit Kurzem haben wir mehrere treffliche Untersuchungen über diesen Gegenstand erhalten, der aber noch immer nicht als erledigt angesehen werden dürfte. Der glänzende, oft blendende Combinationsgeist des geachteten Vfs. ist bekannt, und er bewährt sich auch hier. Die im 2 Cap. des Briefs an die Galater und in der Apostelg. erwähnten Reisen Pauli bestimmt Hr. *S.* nach Rec. Einsicht richtig so gegen einander, dass die erste im Briefe an die Gal., die zweyte in der Apostelg. (cap. 11, 30), und die zweyte dort die dritte hier (Apostelg. 15) ist. Aber etwas zu rasch setzt er die durch die Hungersnoth veranlasste Reise ins J. 44, und hienach die Bekehrung Pauli ins J. 41 (gegen die gewöhnliche Annahme, nach welcher sie in das Jahr 37 oder 38 fällt). Scharfsinnig ist aber der dafür aufgestellte Grund, dass Damaskus schwerlich während des Proconsulats des tapferen Vitellius in die Gewalt des arabischen Königs Aretes gerathen konnte, sondern erst nach dessen Abgang, welcher ins Jahr 39 fällt. Die 14 Jahre, Gal. 2, 1, rechnet Hr. *S.* richtig von Pauli Bekehrung an, und mithin fiele die Reise nach Jerusalem zum Concilium in das J. 55, welche Annahme in schickliche chronologische und historische Verbindung gesetzt wird. In einer *Nachschrift* vertheidigt Hr. *Keil* seine bekannte Annahme, dass die Reise Gal. 2. 1 die Apostelg. 11, 30 erwähnte sey, welche auch neuerlich Hr. *Süskind* im *bengel*'schen Archiv angenommen hat.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

DRUCKFEHLER.

In der Recension von *Museum* von *Jean Paul*, *Ergänzungsblätter* 1816. No. 15. S. 117. Z. 14 v. unten st. *bekennt* l. *bedenkt*. S. 119 Z. 8 v. oben st. *Landescollegieen* l. *Landescollegien*. Z. 18 von oben st. *allzunah* l. *zu nah* und mit dem Worte *sich* muss eine neue Zeile anfangen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie*, herausgegeben von D. *C. A. G. Keil* und D. *J. G. Tzschirner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. *Über den Begriff und die Behandlungsart der biblischen Theologie des N. T.*, von M. *C. W. Stein*, Diakonus zu Niemark. Der durch eine Schrift über die historische Interpretation vortheilhaft bekannte Vf. will in dieser Abhandlung die biblische Theologie auf ein rein historisches Princip gründen, und dabey von aller Philosophie abstrahirt wissen. Er verwirft den Grundsatz *de Wette's*, dass nur das, was nach philosophischem Begriffe zur Religion gehöre, auch in der geschichtlichen oder dogmatischen Aufstellung der Lehren einer gegebenen Religion als Bestandtheil derselben anerkannt werden müsse, ohne ihn jedoch einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Er sagt weiter unten, dass man mit den heiligsten Wahrheiten der Vernunftreligion bekannt seyn müsse, wenn man wirklich in den Geist des Christenthums eindringen, und dasselbe nicht bloss oberflächlich kennen lernen wolle: wie kann man diess aber anders, als durch philosophische Forschung? Die Philosophie allein bestimmt, welche Wahrheiten in der Vernunft liegen. Sehr richtig sagt Hr. *St.*, die Philosophie dürfe nicht den Massstab für die biblische Theologie abgeben, wenn man diess nämlich so versteht, dass man durch die Philosophie nicht bestimmen dürfe, was Christus und die Apostel gelehrt haben. Aber die Philosophie wird doch allein bestimmen können, was in der Lehre derselben der Religion, und was der Metaphysik und Physik angehört. Bis auf diesen Punct sind wir mit dem Vf. einverstanden in der Ansicht der biblischen Dogmatik. Über die Annahme der Accommodation stellt er ganz richtige Grundsätze auf. „Wir müssen, um alles Schwanken zu verhüten, uns an solche Stellen halten, welche uns über den wahren Charakter Jesu, so wie über seine eigentliche Lehre, keinen Zweifel übrig lassen. Solche Stellen müssen überall unser Urtheil leiten, und wir werden uns dann in anderen Fällen, wo Jesus das Gegentheil vorgetragen zu haben scheint, sehr leicht auf die richtige Erklärung geführt sehen." Die Stelle Joh. 10, 12 will er nicht für einen Beweis der Accommodation gelten lassen: im Gegentheil könne man danach behaupten, dass sich Jesus nie accommodirt, sondern immer nur soviel, als der Fassungskraft seiner Zuhörer gemäss war, vorgetragen habe. Allein diess wäre doch wenigstens negative Accommodation gewesen. Da die neutestamentlichen Schriftsteller von manchen Dingen verschiedene Ansichten haben: so dringt Hr. *St.* mit Recht auf die Beachtung ihrer Individualität, und warnt, nicht alle unter eine Classe zu bringen. Das Verhältniss der biblischen Dogmatik zur kritischen wird ganz richtig bestimmt. Vortrefflich ist die Bemerkung, dass die Lehre vom Tode Jesu im apostolischen Zeitalter, und zur Zeit der Reformation von verschiedenen Gesichtspuncten angesehen und ausgebildet worden sey. Doch können wir die Behauptung nicht billigen, dass aus Widerspruch gegen die katholische Werkheiligkeit die Lehre von der Erbsünde „erdichtet" worden, und diese unbiblisch sey. Bey aller Verschiedenheit der biblischen und kirchlichen Dogmatik nimmt der Vf. doch dasselbe Princip für beide an, nämlich die Lehre von der Seligkeit im Messiasreiche (die Lehre von der Rechtfertigung): und dieses ist unstreitig richtig. Die Moral soll von der Dogmatik nicht getrennt werden, weil Jesus und die Apostel beide immer vereint vortragen: allein die wissenschaftliche Reflexion, ohne welche es keine biblische Dogmatik, wie überhaupt keine Theologie, giebt, berechtigt uns, das in der Wissenschaft zu trennen, was im Leben verbunden war, wie denn in einem frommen Gemüthe Glaube und Handeln innig verbunden ist, damit aber doch der Unterschied der Moral und Dogmatik nicht aufgehoben wird. Was die Behandlung der biblischen Dogmatik oder die Ausmittelungsart des historischen Stoffes betrifft: so dringt der Vf. auf die strengste chronologische Untersuchung. Diejenigen Bücher, welche erweislich die frühesten sind, müssen zuerst vorgenommen werden, mithin die paulinischen, welche erweislich am frühesten vorhanden gewesen, und in welchen das Christenthum in seiner ersten Entwickelung und im Kampfe mit dem Judenthume erscheint. Hat man nun den Inhalt der einzelnen Bücher des N. T. entwickelt: so soll man nach dem fragen, was allen

gemeinschaftlich ist, und mittelst dessen die Lehre Jesu zu bestimmen suchen. Denn diese will der Vf. nicht bloss aus den in den Evangelien angeführten Reden Jesu geschöpft wissen, sondern aus dem ganzen ursprünglichen Christenglauben. Als Beyspiel dieser vom Vf. vorgeschlagenen Behandlungsart wird die Lehre vom Messiasreiche gegeben, womit uns der Vf. aber doch nicht ganz befriedigt hat, indem er es sich zu leicht macht, die jüdisch-christologischen Vorstellungen aus Christi Reden zu entfernen, und den Auftritt Jesu als Messias nicht im lebendigen historischen Lichte betrachtet, wodurch Alles viel klarer wird, als durch trockene exegetische Gegeneinanderhaltung.

a. t. a.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE

DORPAT: *Über die lateinische Declination.* Von D. *K. L. Struve*, Oberlehrer am Gymnasium zu Dorpat (jetzt Dir. des altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg in Preussen). 1813. 79 S. gr. 8. (8 gr.)

Mit Recht hebt der Vf. in der Einleitung mit der Klage an, dass, während die griech. Grammatik seit 20 Jahren die herrlichsten Fortschritte gemacht, die lateinische noch ihr fast dreyhundertjähriges Ansehen und durch höhere Ansichten, allgemeine Sprachgrundsätze, Vergleichung des Älteren und Neueren u. dgl. noch gar keinen Gewinn gezogen habe. Wir wollen weder nach den Gründen fragen, noch die Klage selbst weiter ausführen. Aber fast müssen wir bedauern, dass die lateinische Sprachlehre nicht einmal wenigstens jenes alte Ansehen mehr hat, wohinter oft viel Gutes war. Wie weit sind nicht z. B. unsere neuen und neuesten lat. Sprachlehren, um nur das Kleinste zu nennen, hinter *Gerh. Joh. Vossius Lat. Grammatica in usum scholarum adornata* zurück, die doch so klein ist, und, so viel wir wissen, nur in Holland noch gebraucht wird? Wie so gar keine Kenntniss haben sie genommen von den vielen vortrefflichen Sachen in der *nouvelle methode de Messieurs de Port Royal pour apprendre facilement la langue Latine*, welche schon 1667 zu Paris erschien, und seitdem sehr oft wieder aufgelegt worden ist? Auch unseren eigenen *Seyfert* nutzt man nicht. Doch wirds gewiss besser werden, wenn, was nicht fehlen kann, Männer wie unser Vf. an einzelne Theile gehen. Mit Vergnügen zeigen wir diese kleine Schrift von ihm an, worin sich nicht allein viel schöne Kenntnisse, sondern auch Geist und Scharfsinn zeigen. Dadurch zerstört er aber nicht bloss das Alte, und stellt es in seiner Unhaltbarkeit dar, wie *Lauts* in seinen Beyträgen gethan, sondern er weiss auch Neues und Haltbareres an dessen Stelle zu setzen.

Das Werkchen ist, wie wir aus der Vorrede ersehen, ein Bruchstück aus Vorlesungen, welche Hr. *St.* auf der Universität zu Dorpat über die lat. Grammatik gehalten. Er sucht darin den Gedanken durchzuführen, dass die gewöhnlichen 5 Declinationen der lat. Sprache eigentlich nur eine einzige, nur der Endung des Charakters nach verschieden, und die sogenannte dritte als die Ur- oder Stamm-Declination davon anzusehen sey. Zwar ist der Gedanke selbst nicht ganz neu: doch führt Hr. *St.* ihn zuerst und ganz ausführlich durch. Zuvörderst stellt er *allgemeine Bemerkungen über alle 5 Declinationen* auf; dann geht er diese in ihrer gewöhnlichen Ordnung durch, und bahnt sich in zum Theil ziemlich ausführlichen Anmerkungen dazu den Weg zu seinem Ziele; hierauf handelt er von der *Identität aller 5 Declinationen*; zuletzt von der *Identität der lat. und griech. Declination*, und den Beschluss machen 5 *Proben alter lat. Sprache*, grösstentheils aus *Lanzi's Saggio* genommen.

So sehr wir im Ganzen seine Ansicht theilen und viele einzelne Bemerkungen vortrefflich gefunden haben: so können wir doch, wie in einer den Vermuthungen so offenen Sache ganz natürlich ist, nicht allenthalben seiner Meinung seyn, oder ihm hie und da wenigstens nicht ganz beypflichten. Zuerst können wir uns nicht davon überzeugen, dass gerade die 3te Declination als die Urdeclination angesehen werden müsse, eben so wenig, wie die 3te Conjugation als Urconjugation. Beide haben das gemein, dass, da die Stämme der ihnen angehörigen Wörter auf Mitlauter ausgehen, sie da, wo die Endung mit einem Mitlauter anfängt, zur Milderung der daraus entstehenden Härte, Selbstlauter einschieben. Bey der 3 Conjugation ist diese Einschiebung zuerst angenommen worden von *Rosenheyn* in seinem lateinischen Lesebuche, woher wahrscheinlich *Grotefend* in seiner Ausgabe der *wenck*'schen Grammatik sie genommen. Wenn nun diese Einschiebung wirklich auch der 3ten Declination angehört, woran gar nicht gezweifelt werden kann: so muss vorausgesetzt werden, dass sie in der ältesten Lateinersprache, und also in der Urdeclination, nicht Statt fand. Wenn also die 3te Declination als Urdeclination soll angesehen werden: so könnte das unseres Bedünkens nur unter der Bedingung der Hinwegdenkung ihrer Einschiebungsvocale geschehen. Die von dem Vf. für die oberen Classen bejahte Frage, ob es wünschenswerth sey, dass die lateinische Grammatik nach seinem (in dieser Probe dargelegten) Plane auf Schulen gelehrt werde, hängt sehr genau zusammen mit der, welcher Gewinn davon zu erwarten sey. Wenn auch bey weitem mehr allgemeine Ansichten, Vergleichung des Alten und Hinweisungen auf das Griechische in die lateinische Grammatik gebracht werden müssen, als wir jetzt darin finden: so würden wir darum doch den Unterricht nach einer Grammatik nicht billigen, die bloss dazu 72 Seiten brauchen würde, um bey aller Vortrefflichkeit des Einzelnen die 5 Declinationen in ihrer Einheit darzustellen. Auch glauben wir, dass der Gedanke des Vfs. einer viel kürzeren Darstellung ohne Verlust fähig war, wovon wir weiterhin noch ein paar Worte sagen werden. Wir würden daher zwar die Einheit der Declinationen nicht so kurz berühren, wie *Buttmann* in ei-

ner kleinen Anmerkung zu §. 51, uns aber auch bey weitem kürzer fassen, als unser Vf. gethan hat.

So viel im Allgemeinen. Wir heben nun einiges Einzelne aus. Wenn S. 9 gesagt wird, die Hauptbedeutung des Ablativs sey die, dass er *casus instrumentalis* sey: so stimmen wir darin nicht bey, indem wir diese Bedeutung des Ablativs nur für eine besondere Art von Bedeutung der Ursache halten, die eine Hauptbedeutung des Ablativs ist. Nach S. 12 soll der Dativ im Plur. in allen Declinationen sich ursprünglich auf *ibus* geendigt haben, woraus *abus* und *ebus* Zusammenziehungen seyen. Nach unserer Ansicht von der Einschiebung der Milderungsvocale in der 3ten Declination können wir nur *bus* als allgemeine Dativendung des Plurals gelten lassen. Die Länge des *abus*, *obus* und *ebus* kann gegen uns eben so wenig angeführt werden, als der Vf. die Kürze des *ubus* und *ibus* in der 4ten Declination wird gegen seine Meinung wollen gelten lassen. Bey der ersten Declination hätte auch die Bemerkung des *Salmasius exercit. Plin.* 32 a. D. angeführt werden sollen, dass von griech. Accusativen der 3ten Declination im Lateinischen oft Nominativen der 1sten gebildet wurden, wie *Salamina*, wovon auch *Davis* zu Cicero's *Tuscul.* 1, 46 spricht. Nach S. 19 soll *agri* eine Syncope seyn für *ageri*. Wir glauben, dass auch hier im Nominativ das *e* der Milderung der Aussprache halber eingeschoben sey, und also der Nominativ in alten Zeiten gewiss *agr* geheissen habe. Was der Vf. für seine Meinung anführt, dass es nämlich aus ἀγρὸς entstanden, und so ähnliche, das könnte wohl noch eher für unsere Ansicht sprechen. Wenn S. 21 nach *Bentley* bemerkt wird, dass die Wörter auf *ius* und *ium* im goldenen Zeitalter nicht *ii*, sondern *i* im Genitiv hatten: so hätte auch sollen bemerkt werden, dass hievon die Adjectiva eine Ausnahme machten. Ob diese *bentley*'sche Behauptung keine Ausnahme leide, wagt der Vf. zwar nicht zu entscheiden, aber doch zu bezweifeln. Wir zweifeln keineswegs. Auch ist, soviel wir uns erinnern, kein solcher Genitiv auf *ii* in der *wolf*'schen Ausgabe der Tusculanen geblieben, z. B. gleich lib. 1 c. 6, wo in der *gruter*'schen Ausgabe noch *negotij* steht, hat *Wolf negoti*. Das Ansehen der Handschriften ist in diesem Falle sehr gering, wenigstens des grossen Haufens derselben. Es ist uns daher aufgefallen, wie *Gernhard* zu *Cic. offic.* 2, 16, 57 aus Ehrfurcht gegen sie *Appii* beybehalten konnte. Bey dem Vocativ der Wörter auf *ius* in der 2ten Declination hätte noch sollen bemerkt werden, was *Serv.* zu *Virg. Aen.* 8, 77 und *Priscian.* bey *Putsch.* S. 739 lehren, dass die Alten ihn auch dem Nominativ gleich bildeten, und z. B. *fluvius* sagten.

Bey der dritten Declination haben wir ungern die bey den anderen nicht ganz übergangenen Geschlechtsregeln vermisst. Die bisherigen Grammatiken sind hier noch viel zu weitschweifig. Und gleichwohl lässt sich die Sache sehr vereinfachen, wie in dem oben angeführten latein. Lesebuche geschehen ist. *Patris* (S. 27) können wir eben so wenig, als *agri*, für eine Syncope gelten lassen. Über die Bildung des Genitivs und sein Verhältniss zum Nominativ in der dritten Declination verbreitet sich der Vf. auf 7 Blättern, indem er alle einzelnen Fälle nach Maassgabe des Genitivs mit Rücksicht auf den vor dem *is* stehenden Buchstaben alphabetisch durchgeht, z. B. *bis*, *cis*, *dis* u. s. w. Hier wird es recht auffallend, um wieviel dieselbe Sache hätte kürzer ausgeführt werden können, wenn er aus diesem allem das Allgemeine aufgestellt, und das Besondere daran geknüpft hätte, z. B. so: I. Der Nominativ ist geradezu Stamm, bey denen auf *l*, *on*, *ar*, *or* u. s. w. II. Mit einer Veränderung des Vocals vor dem Endconsonanten, bey den *neutris* auf *en*, *ur*, *us* u. s. w. III. Oft trat im Nominativ ein *s* als Endung an den Stamm, *urbs*, *arx*, *hiems* u. s. w. a) Hiebey fiel, wie in der griechischen Sprache, immer das vorangehende *d* oder *t* heraus, *pes*, *mens*, wobey oft nr. II eintrat, *praeses*; b) oder es trat zur Milderung ein Vocal vor das *s*, *nubes*, *piscis* u. s. w. So würden höchstens 7 bis 8 Hauptfälle entstanden seyn, woran sich alles Übrige kurz und leicht zur Übersicht hätte anknüpfen lassen. Wegen des Genitivs auf *i* (S. 37), wie *Themistocli*, hätte können auf *Priscian.* p. 706 verwiesen werden, welchen *Staveren* in der angezogenen Stelle nicht anführt. S. 43 wird gegen *Serv.* behauptet, die Comparativen hätten im Ablativ im gewöhnlichen Sprachgebrauche *e* und *i*. Wir müssen das bezweifeln. Schon *Noltenius* sagt in seinem *Lexicon antibarbarum*, Lips. 1744. S. 1347, bey Cicero komme der Ablativ der Comparativen auf *e* so gewöhnlich vor, dass er den anderen fast gar nicht gebraucht zu haben scheine. Und in der Stelle *Tusc.* 1, 49, 117, worauf man sich sonst immer für die Endung *i* berief, steht in der *wolf*'schen Ausgabe *superiore e loco*. Bey Horaz kommt dieser Ablativ auf *i* gleichfalls nie vor, und bey Nep. kommt unter etwa 20 Fällen auf *re* nur ein einziges Mal vor *majori periculo*, 10, 2, 4. Dasselbe glauben wir auch vom den Participien auf *ns*. Doch hat *Bentley* zu Hor. 1, 2, 31 und 1, 25, 17 die Regel zu unbestimmt ausgedrückt. Es ist nämlich ein Unterschied, ob Participia bloss als solche, oder auch als Adjectiva vorkommen. Im letzteren Fall können sie sich auf *e* und *i* nach Willkühr endigen: im ersten nur auf *e*. Participähnliche Wörter, wie *recens*, *demens* u. dgl., haben im Ablativ nur *i*. Wir werden das bey einer anderen Gelegenheit ausführlich nachweisen. S. 46 heisst es, der Dat. und Ablat. Plur. in dieser Declination habe durchgängig *ibus*. Hier hätte das alte *ebos* nicht übersehen werden sollen, das auf der *Columna Duilii* vorkommt, und selbst S. 73 sich in der 4ten Sprachprobe befindet. Von *sus* wird S. 50 so gesprochen, als ob es zur vierten Declination gehöre, da es doch S. 28 mit Recht zur 3ten gerechnet worden, wobey noch hätte bemerkt werden sollen, dass nach *Cic. de Orat.* II *suis* ἀρχαϊκῶς *pro sus* gesagt wurde. Vgl. *Guilielm. ad Cic. ad fam.* 9, 18 extr. S. 51 hätte bey der Angabe der Quantität der Endsylben der 5ten Declina-

tion auch das von der Regel abweichende *fidi* angeführt werden sollen, worüber die Ausleger zu *Cic. Cat. maj.* 1 zu vergleichen sind.

Von S. 59 wird der schon früher von dem Vf. mehrmals angedeutete Gedanke ausgeführt, dass die Lateiner, um das Zusammenstossen zweyer Vocale zu hindern, sehr oft ein *r* eingeschoben: so sey aus μυός *mu-r-is*, aus θύους *thu-r-is*, aus γένεος *gene-r-is*, aus νυός *nu-r-us*, so aus αων, ηων, ων die Endung *arum*, *erum*, *orum* entstanden. Obgleich dieser eben so neue, als mit Scharfsinn durchgeführte Gedanke uns sehr angesprochen hat, und wir fest überzeugt sind, dass er in den besseren künftigen lateinischen Sprachlehren seinen Platz finden werde: so können wir doch auch nicht leugnen, dass sein Erfinder seine Anwendung uns zu weit auszudehnen scheine. So halten wir es z. B. für unthunlich, bey den Infinitiven auf *are, ere, ire* das *r* auf diese Art für eingeschoben zu halten, wie S. 63 geschieht. Einmal scheint uns die Unbedeutenheit des dann als Endung erscheinenden *e* und die dann entstehende Gleichheit zwischen Infinitiv und Imperativ dagegen zu seyn, noch mehr aber der in der 3ten Conjugation eingeschobene Milderungsvocal, nach dessen Hinwegnahme *re* als Endung übrig bleibt: eine Ansicht der Sache, welche durch übrig gebliebene Urformen, wie *ferre*, *velle* (für *velre*), bestätigt wird. Wofern wir aber annehmen, die ursprüngliche Infinitivendung sey *e* gewesen: so lässt sich gar nicht begreifen, warum man nicht *fere*, und dem gemäss *lege*, *cade*, *plaude* u. s. w. gesagt, sondern vorher, um dann ein *r* einschieben zu können, erst ein *e* eingeschoben habe. Eben so wenig können wir auch mit dem Vf. das *r* bey *honoris*, *floris* u. dgl. für eingeschoben ansehen: denn es würde dann in der 3 Declination gar kein Stamm auf *r* übrig bleiben. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, dass ein so viel gebrauchter Buchstabe in der Declination, die gerade nur für auf Consonanten ausgehende Stämme da ist, nicht vorkommen sollte. Oder wollen wir auch von *calcaris* als Stamm *calca* annehmen? Wo aber soll dann die Grenze seyn? Wenn endlich der Vf. zur Begründung seines Gedankens sich auf *vis* beruft: so wollen wir ihm zwar hierin nicht entgegen seyn, können aber doch die Art nicht billigen, wie er sich S. 61 dieses Wortes zu seinem Beweise bedient. Er meint nämlich, da der Nominativ und Genitiv gleichlautend seyen: so müsste der Stamm, was ... geschmackt seyn würde, bloss *v* seyn, wenn man nic... Contraction annähme, also Genit. *vis* aus *viis*, Accus. *vim* aus *viem* u. s. w., wo dann als Stamm *vi* übrig bleibe. Wir nehmen ohne jenen Ausweg denselben Stamm an, und glauben, dass daran die Endungsconsonanten geradezu, ohne Einschiebungsvocale, getreten, *vi-s*, *vi-m*, wo dann bloss im Dativ und Ablativ Contraction vorhanden wäre. So hätte sich also nach unserer Ansicht in dem Worte *vis* ein Rest der eigentlichen Urdeclination erhalten, so wie in *ferre* ein Rest der Urconjugation. Nun wollen wir nicht in Abrede seyn, dass die Dehnung des *i* zu seiner Verdoppelung und diese dann zur Einschiebung Veranlassung gegeben haben kann: das älteste aber war jenes ohne alle Einschiebung gewiss. Übrigens glauben wir auch nicht, dass *vis* das einzige auf *i* ausgehende Wort der dritten Declination sey. *Sitis*, das bey Vergrösserung des Stammes ein langes *i* behält, ist gewiss von derselben Art; und vielleicht sind unter denen, die im Accus. *im*, im Ablat. *i* haben, noch einige solche.

Im Vortrage haben wir nur Weniges bemerkt, was wir nicht billigen könnten, wie etwa S. 26 *Worten* statt *Wörtern*. Doch sey diess genug des Tadels über eine lobenswerthe Schrift.

—*r*—

KLEINE SCHRIFTEN.

LITURGIE. *Zittau* und *Leipzig*, b. Schöps: *Begräbniss-collecten* oder *Ermunterungen und Gebete an den Gräbern unserer Entschlafenen.* Ein liturgischer Versuch. 1815. 64 S. 8. (7 gr.)

Der Vf. schickt den Wunsch voraus, dass die öffentlichen Beerdigungen, namentlich auf dem Lande, möchten beybehalten werden, indem nach seiner Meinung die Abstellung dieser Art öffentlicher Gottesverehrungen dazu beytragen würde, dass die Achtung gegen Religion in den Augen des Landmannes noch mehr sänke, als es schon der Fall ist; dass die Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Menschenwerth immer mehr über Hand nähme; dass dem Lehrer dadurch eine Gelegenheit mehr genommen würde, manche wichtige Gegenstände zur Sprache zu bringen, und ein Wort zu seiner Zeit zu reden; und dass mancher Seele der so nöthige Trost und die erwünschte Ermunterung gebrechen würde. Dabey äussert er aber auch noch die Bitte, dass diese Leichenbegängnisse möglichst zweckmässig eingerichtet werden möchten. Zu dieser Einrichtung rechnet er auch zweckmässige Collecten, und hofft, durch die hier mitgetheilten dem Mangel dieser Art einigermassen abzuhelfen. Zu den Antiphonieen sind nur biblische Stellen benutzt, und bey der Eintheilung die Ordnung befolgt, welche *Schuler* in seinem Repertorium biblischer Texte für Casualfälle beobachtet hat, woraus schon abzusehen ist, dass man ziemlich für jeden Fall hier Etwas finden kann. Übrigens empfehlen sich die Gebete durch edle Diction, durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken und durch biblische Salbung. Das Einzige, was noch zu wünschen seyn dürfte, ist, dass der Vf. den Rhythmus mehr berücksichtigt haben möchte.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Spatziergang nach Syrakus im Jahr* 1802, von *J. G. Seume.* Dritte sehr vermehrte Auflage. 1812. *Erster Theil.* Von Leipzig nach Syrakus. *Zweyter Theil.* Von Syrakus nach Leipzig. XIV u. 409 S. Der *dritte Theil* unter dem besonderen Titel: *Apokryphen von J. G. Seume. Nebst dessen übrigem literärischen Nachlass und Anmerkungen und Zusätzen zu seinem Spatziergang nach Syrakus.* 236 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Von der Reisebeschreibung, die zu den beliebtesten und gelesensten gehört, welche wir in neueren Zeiten erhalten haben, würden wir hier ganz schweigen, wenn nicht die Anzeige dieses Werkes zufälligerweise in diesen Blättern seither unterblieben wäre. Um keine wesentliche Lücke in Aufführung der merkwürdigsten Literaturproducte zu lassen, wird keine wiederholte Anzeige erfodert. Doch müssen wir bemerken, dass die Hauptansichten, welche aus derselben vielfach hervorblicken, gegenwärtig von einem grösseren Kreise von Lesern gefasst und vollkommen gewürdigt werden möchten, als zur Zeit der ersten Erscheinung geschehen konnte, da solche Grundsätze der Vernunft und Freyheit fast geächtet, und darum von Vielen verkannt und gescheut waren. Auch werden manche Nachrichten, wie z. B. die über Paris und den ersten Consul (in Hinsicht deren das Buch von der Geschichte beachtet zu werden verdient), über die Stimmung in Frankreich, und mancherley Zeitverhältnisse, nach der Umkehrung der Dinge in einem neuen Lichte, und durch die Bestätigung der Erfahrung manche Winke des Vfs. in einer erhöheten Bedeutung erscheinen. Der Haupttheil des Nachlasses, in abgerissenen Gedanken, Andeutungen, einzelnen und buntgemischten Bemerkungen bestehend, nach Art des Blüthenstaubes im Athenäum, des Gedankenfeils in *Klinger's* Werken und ähnlicher Sammlungen von Sprüchen und Einfällen, wurde im Jahr 1806 und 7 geschrieben, und ist grösstentheils von Inhalt so, dass man sich wundert, wie er im Jahr 1811 gedruckt werden konnte. Dieser Freymüthigkeit und Schärfe wegen hat sich auch die Verlagshandlung nicht nennen dürfen. Die Ansichten liegen zwar im Wesentlichen fast durchgängig auch schon in der Reise zerstreut, wo sie sich aber in den gleichgültigen und gutmüthigen Umgebungen verstecken, und auch dem Ausdruck nach zu diesen mehr stimmen, während sie hier lakonisch, unmuthig, zornig, scharf, beissend, Schlag auf Schlag, und zum Theil mit Unermüdlichkeit vielfach gewendet und wiederholt, ein feindseliges Ansehen gewinnen. Bey Weitem die Mehrzahl ist politisch, und selbst was aus allgemeiner Menschen-Beobachtung und Beurtheilung geflossen, oder aus den Alten, aus der Geschichte, der Etymologie geschöpft ist, bezieht sich näher oder entfernter auf die Hauptgedanken, welche den Vf. damals schmerzhaft beherrschten; nur weniges ganz Gleichgültiges oder bloss Launenhaftes ist, wie in ein Tagebuch, eingestreut; der Form nach launenhaft ist Vieles auch von dem Ernstesten.

Je seltener damals die Männer von tieferem Gefühl der Gerechtigkeit und Freyheit waren: um so mehr müssen wir sie ehren, und ihr Andenken wird einst ein sparsames Licht auf einen dunklen Theil unserer Geschichte werfen. *Seume's* Apokryphen aber können bey allem Vortrefflichen, das sie enthalten, zumal in dem Unzusammenhang, worin sie sich befinden, zum Theil leicht mehr als Ausflüsse eines, wenn auch gutgemeinten, dabey aber gefährlichen Eifers, wie einer tief begründeten Einsicht erscheinen, und die einen den anderen in der Wirksamkeit selbst schaden. Eine zweckmässige Einleitung oder schickliche Anordnung würde diesen Nachtheil meist verhütet haben, wenn gleich ein Grundirrthum unaufgelöst übrig bleiben müsste. Seiner Philosophie fehlt es durchaus an Tiefe, wie er selbst in seiner Disputation: *Arma Veterum cum nostris breviter comparata,* sagt: *In philosophia movi quidem multa, sed nihil promovi. Sat sapiam ad vitam, caetera nil moror, quia quantumvis moliar, altioribus circumfundor tenebris.* Der gesunde Menschenverstand ist ihm statt des Unbedingten, und gegen Religion und Philosophie erklärt er sich unumwunden. „Heilande der Welt werden und müssen noch kommen, die uns von der geistlichen und weltlichen Mystik befreyen, und uns unter die Ägide des gesunden Menschenverstandes retten." S. 71. Wer sich über diesen versteige, meint er, sey immer in Gefahr, unter ihn zu versinken. Nur ein einziges Mal finden wir ihn im Widerspruch mit seiner Vernünftigkeitslehre, aber ohne dass er an ihr irre würde, wo er nämlich sagt: „Die

Vergebung der Sünden ist der Vernunft ein Widerspruch: aber unser ganzes Leben ist doch fast weiter nichts, als eine fortgesetzte praktische Vergebung der Sünden. Wir können unmöglich ohne sie seyn. Wenn man sie nur ordentlich menschlich nähme, und nicht den Himmel darein mischte." Auch durch einen Scherz berührt er, ohne es zu ahnen, einmal von weitem die Wahrheit, indem er sagt: „Wenn der Mensch aufhört, in irgend einem Puncte eine Tinctur von Narrheit zu haben, so ist es mit seiner Weisheit und bald auch mit seiner Existenz zu Ende. Der Himmel behüte mich also vor der absoluten Weisheit, nach der ich strebe." In Hinsicht der Religion empfindet er nicht etwa so, wie es in den Göttern Griechenlands und der Braut von Korinth ausgedrückt ist: nein, alle Religion, wenn er folgerecht ist, hat keinen Sinn bey ihm, und die griechische Kalokagathie, welche er für das höchste Ideal der Menschenwürde in allen Verhältnissen ansieht, umfasst sogar mehr, als er fassen kann. Dadurch wird er auch geneigt zu geschichtlichen Fehlschlüssen. So z. B. sagt er, wo die meiste sogenannte positive Religion war, sey immer die wenigste Sittlichkeit gewesen, laut der Geschichte. Freylich, wo die Religion allgemein seit langer Zeit eingeführt ist, und eben durch ihre sichere Herrschaft in Förmlichkeit ausartet, da kann sie die Unsittlichkeit verdecken oder heiligen; und der Wahn kann sich erzeugen, durch die Kirche sey der Einzelne von selbst versorgt, so dass Wahrheit und Sittlichkeit darunter leiden. Aber diess rührt nicht aus dem Wesen des Glaubens, sondern aus dem Verderben der Form her, welches eine Bedingung alles Geschichtlichen ist.

Nach dem titanischen Systeme, wonach der Gedanke sich von der Natur, sie entweder verachtend oder Lügen strafend, losreisst, und noch weniger eine Nahrung und Richtung aus einer höheren Quelle, als die Natur selbst ist, zugesteht; muss die Politik gleichfalls eine Gestalt annehmen, die in ihren Grundzügen mit der Geschichte durchaus im Widerstreit ist, und ein Schriftsteller, der in diesem Sinn die Opposition ergreift, hat es nicht mit Einem Systeme, Einer Regierung, Einer Zeit zu thun, sondern tritt gegen Alles an, was in einem weiten Gesichtsumkreise Gesetz und Brauch der Verfassungen gewesen ist. Hiefür brauchen die Belege in unserem Vf. nicht gesucht zu werden: sein Verstandessystem führt zum reinen Republicanismus; dahin gingen ohne Zweifel die grossen Hoffnungen für schöne Zeiten, die ihn zuweilen beleben (S. 16), und die lateinischen Verse, die S. 159 stehen, sprechen wahrscheinlich sein ganzes Herz aus. Darum verstehen ihm Sokrates und Platon vom Naturrecht nichts, ist ihm „Plato ein Schwärmer und Aristoteles ein Schiefblicker, Grotius ein christlichscribelnder Römling, nur Rousseau's Grundsätze haltbar." Dessen Bürgervertrag, glaubt er, werde nach vielen Jahrhunderten noch Katechismus und symbolisches Buch werden, und sey nebst Voltaire's kleinem Gedichte *La loi naturelle* das Grösste, was irgend eine Literatur hervorgebracht habe. Darum scheint ihm die Geschichte fast zu verbürgen, dass die Menschen keine Vernunft haben. (Diess ist mehrmals wiederholt, von der Vernunft im höheren Sinn. Nur Kunsttrieb und Baulust und Zerstörungstrieb sey an ihrer Stelle. —) In ihren politischen, philosophischen und öffentlichen moralischen Vorkehrungen sey sehr wenig davon wahrzunehmen. Am meisten Vernunftähnliches sey noch im Häuslichen. — Darum, wer nicht in sich Licht und Kraft genug habe, komme bey dem Studium der Geschichte in Gefahr, sich unbedingt dem Unsinnigen zu ergeben. — Die Vernunft sey immer republicanisch; die Menschen aber scheinen nach der Synopsis ihrer Geschichte zur Despotie geboren. — Es wäre eine schwere Frage, ob die Schlechtheit der Menschen die Despotie nothwendig, oder die Despotie die Menschen so schlecht macht. — Darum sind alle grossen Thaten bis jetzt in der Geschichte nur blitzende Meteore gewesen, weil man sich nicht zur Idee der ursprünglichen allgemeinen Gerechtigkeit erheben konnte. Wo zehntausend rein aufgeklärte, fest ehrliche, entschlossene Männer wären, würde die Wiege des Universalreichs der Vernunft seyn. Aber wo sind zehn? — Und, wenn die Menschen endlich vernünftig werden, wird die Erde vielleicht am *Marasmus senilis* sterben. (Bey diesen Stellen erinnert sich Rec., in den Papieren eines berühmten Mannes, dessen Charakter und Philosophie manche Ähnlichkeit mit *Seume* hatte, zu einer Stelle in *Rousseau's* Gesellschaftsvertrag die kurze Anmerkung gesehen zu haben: *Les peuples sont des bêtes; quel doute y a-t-il?*) Die französische Revolution unter dem angegebenen Gesichtspuncte kommt häufig vor. Sie scheint dem Vf. die ersten Republicaner seit Anbeginn der Geschichte aufgestellt zu haben, und ihre Pflanzung, glaubte er, werde wachsen, wenn sie auch jetzt von Unkraut erstickt werde. — Bis jetzt sey in der Erziehung des Menschengeschlechts noch nichts geschehen, die Franzosen hätten angefangen, aber bald aufgehört — (*Reise* S. 399. Alles, was zur Grundlage einer vernünftigen Freyheit und Gerechtigkeit hätte dienen können, sey wieder zerstört). Bonaparte habe ein noch grösserer Völkerheiland werden können, als Moses, Christus und Mahomed, wenn er nicht zu viel Ehrgeiz und Eitelkeit gehabt, — ein Fixstern der politischen Vernunft, wenn er sich nicht begnügt hätte, ein Zerstörung drohender Komet zu seyn. — Der reine Republicaner nehme die Menschen als weise und gut (darf er sie alle so nehmen?), der Despot als schlecht und dumm. Dahin muss nothwendig kommen, wer überall nichts Mystisches zugeben will, oder mit anderen Worten, wer Geschichte, Natur und Gefühl dem Gedanken durchgängig unterwerfen will. Allerdings ist nichts Geheimnissvolles und Unbegreifliches in dem Verhältniss zwischen Fürsten und Volk in sofern, dass nicht Gründe, Absichten, Folgen wahrgenommen würden, in dem Sinne, wie wir auch ein Gebilde der Natur oder eine Empfindung begreifen und beurtheilen können. Zugleich aber müssen wir diess begriffene Werden auch geheimnissvoll nennen,

in sofern es von unseren Gedanken, und von unserem Schaffen ganz unabhängig ist. Die Erbfolge ist offenbar unverständiger als Wahlrecht; völlig gleiche Rechte entsprechen noch mehr der reinen Verstandesform. Dass aber die Ruhe und Wohlfahrt der Gesellschaft nicht verträgt, was der blosse Gedanke vorzieht, und dass die Mehrzahl der ordentlichen und guten Menschen in den meisten Zeitaltern kein Bedürfniss jener Rechte empfindet, darin, in diesem Widerspruch zwischen dem Gedanken und der Natur, liegt das Mystische, das man nun entweder anerkennen und befolgen, oder leugnen und missbilligen mag. *Seume* thut das Letztere; Rec. tadelt ihn deshalb, ohne darum zu verkennen, dass das Mystische nichts schlechthin Unwandelbares sey, sondern dass es sich ganz oder zum Theil auflösen könne, je nach dem Fortschritte des Gedankens oder der Geschichte, je nachdem die Natur dem Geiste sich aufschliesst, oder er in sie sich versenkt. Also wird durch die Annahme des Mystischen die Untersuchung der Gründe nicht ausgeschlossen, und am wenigsten in dem angeführten Verhältniss; nur dass der Verstand der Natur mit Weisheit nachzugeben wisse.

Wie aber ein falsches System niemals ganz die Herrschaft über eine vorzügliche Natur erhält, und weil man die weiter abgeleiteten Sätze, von dem Unbegrenzten befreyt, anders bedingen und zu anderen Obersätzen zurückführen kann: so werden mit der grossen Mehrzahl dieser meist sehr deutlichen Apokryphen auch die anders Philosophirenden zufrieden seyn, und werden sich des feurigen und kräftigen Geistes und der männlichen Bestimmtheit derselben freuen. Wogegen der Vf. am allermeisten eifert, sind die *Privilegien*, bey den Griechen, wiewohl minder verderblich, als Pleonexie herrschend (ein eigentlich bezeichnendes Wort dafür fehlt den Griechen und Römern); die *Vorrechte aller Art*, besonders die Steuerfreyheit, „welche nur Barbaren erfinden und Dummköpfe verewigen konnten;" die keinen Gemeinsinn aufkommen lassen, die es verschulden, dass Franzosen die schwerfälligen Deutschen durch Deutsche beherrschen. Die Pleonexie nennt er die Erbsünde der menschlichen Natur, — und das Wort *vornehm* eine eigene Unvernunft der Deutschen, *was voraus nimmt*. — Wegen ihrer Vornehmheit erklärt er einmal die Deutschen für die grössten Barbaren in Europa nach den Kalabresen, die Finnen und Lappen nicht ausgenommen. „Wo Freyheit ist, sind gar keine Privilegien." — „Wenn ich nur noch zwey Stunden zu leben habe, sagt er, will ich noch mit meinem letzten Athemzuge rufen: Wollt ihr euch retten, so rottet die Privilegien aus. — Eine Nation hat immer mehr nöthig, gegen ihre inneren Feinde, die Pleonekten, zu wachen, als gegen ihre äusseren. Selten ist eine Nation durch ihre äusseren Feinde zerstört worden. — Die einzige Sicherung der Freyheit ist die Einschränkung der Besitzungen auf die Reinheit. Wo man mit dauernden Realbelastungen verkaufen kann, geht die Freyheit zu Grunde. — Gleiche Besteurung und reiner Güterverkauf sichern hinlänglich die Freyheit. — Jedes Recht setzt zuletzt Gleichheit voraus. — Wenn diese ewige Grundlage verletzt wird, entsteht Verwirrung, und das Ende ist sinnlose Sclaverey. Jeder Vertrag beruht darauf; mit einem Wesen, das nicht gleicher Natur mit mir ist, findet kein Vertrag Statt. So lange unsere Staaten nicht nach diesen Grundsätzen gemacht werden, dürfen wir nicht allgemeine Gerechtigkeit, nicht allgemeines Interesse, nicht Festigkeit und Dauer erwarten. — (Vgl. Th. 2 S. 383.) Wenn die Immunitäten getilgt würden, entstünde ein vernünftiges bürgerliches Recht, und diess würde Grundlage eines besseren allgemeinen Staatsrechts werden. Denn ein Volk, das zu Haus keine Ungerechtigkeit duldet, wird keine öffentliche dulden. Sclaverey bricht schon ein, wo Völkerpleonexie öffentliche Verhandlungen veranlasst. Wenn wir nicht von vorn anfangen, dürfen wir nicht hoffen, weiter zu kommen."

Nicht selten verleugnet der Vf. seine höchsten Ansichten in Hinsicht der Verfassung, und nähert sich den Welt. Ein Fürst mag seyn; aber er sey kein Edelmann. — „Fürst könnte etwas Göttliches seyn, wenn es nicht etwas Teuflisches geworden wäre. An thätigen Tugenden, deren nie viel sind, wenn man Geduld zur ersten Tugend macht, scheint den Volksführern wenig zu liegen; sie brauchen nur leidende. — Der Menschenvernunft vernünftig nachzuhelfen, fällt keiner Regierung ein. Was wir noch davon sehen, ist durch die Umstände emporgegohren. — Auch den fürstlichen Bekehrungen möchte ich nicht zu viel trauen, sie sind nicht sicherer als die demagogischen." — Viele seiner Aussprüche in Bezug auf den Staatsvertrag können nie genug eingeschärft werden, wie z. B.: „Wo das Volk keine Stimme hat, stehts auch um die Könige schlecht, und wo die Könige kein Ansehn haben, stehts schlecht um das Volk. — Jeder Vertrag, der die Würde der Menschennatur antastet, ist unhaltbar, wenn er auch nicht widerrechtlich wäre. Das Urgesetz muss durchaus aus dem Zwecke der Gesellschaft und der menschlichen Natur genommen werden, auch da, wo es nicht ausgedrückt ist, und vorzüglich da. Denn wo die Freyheit etwas bestimmte, hat sie das Recht, minder weise zu seyn. Aber wo nichts bestimmt ist, wird billig das Höchste angenommen. Wo nichts bestimmt ist, darf der Mensch mit seinen Foderungen in der ganzen Würde seines Wesens hintreten. Das Nämliche gilt in grossen Collisionen, wo das schlecht Gesetzte vernichtet ist. — Keine Gesetze sind unabänderlich, als die der ewigen Natur, und dieser sind wenige, und sie sind deutlich. — Unbedingter Gehorsam ist kein Gedanke unter vernünftigen Wesen. — Wer nur auf Kosten der Vernunft und des Menschenwerths herrschen kann, hat das System der Ohnmacht ergriffen. — Es gilt im Staate rechtlich kein Zwang, als der Zwang, das Vaterland zu vertheidigen, und verhältnissmässig zur Aufrechthaltung der Ordnung beyzutragen. — Die Periode schöner Thaten ist immer die Zeit der aufwallenden Vernunft und Freyheit. Mit dem Rest der persischen Freyheit unterjochte Cyrus Asien;

Alexander that das Nämliche mit dem Rest der griechischen. Wer es versteht, eine Nation frey zu machen, macht sie gross und demüthigt sicher ihre Feinde, die nicht frey sind. — Sobald die Könige den Muth haben werden, sich zur allgemeinen Gerechtigkeit zu erheben, werden sie ihre eigene Sicherheit gründen, und das Glück ihrer Völker durch Freyheit nothwendig machen."

Wiederholt eifert er gegen die Gnade. „Wo ein Fürst gnädig ist, ist er nie gerecht. Gnade gehört nur für Verbrecher, und ist jedem ehrlichen Manne eine Last zum Tode. Wenn man nur erst die Gnade vertilgt hat, wird schon die Gerechtigkeit kommen. — Die Gerechtigkeit ist die erste grosse Cardinaltugend, welche die Menschheit weiter bringen kann. (Vgl. Th. 1 S. 45.) Sobald Gerechtigkeit seyn wird, wird Friede seyn und Glück. Sie ist die einzige Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Grossmuth, Menschenliebe, Gnade und Erbarmung genug im Einzelnen, bloss weil wir im Allgemeinen keine Gerechtigkeit haben." — Natürlich dass die Staatsbeförderungen aus Gnade, die vielmehr gesetzlich von unten auf gehen sollten, gehörig verabscheut werden.

Bey solchen Ansichten, bey einem *seume*'schen Charakter und Herzen, musste der Unmuth gegen die „lethargische Indolenz" jener Zeit den höchsten Grad erreichen, und er äussert sich bald in kalter Ironie, bald in tiefem Mitleid, bald in verachtender Satire und ingrimmigem Ärger. „Man hört jetzt überall, sagt er einmal, Tanzmusiken; wie ein Deutscher, bey dem Jammer und dem Sclavenjoch seiner Nation ausser dem Zähneknirschen noch einen Ton finden kann, ist mir unbegreiflich. — Ich kann mir nicht helfen, es ist meine tiefste Überzeugung, der allgemeine Charakter der Deutschen seit langer Zeit ist Dummheit und Niederträchtigkeit. — Das ist die Schöpfung unserer Fürsten und Edelleute, der Ertrag des Privilegienwesens." — „Unsere Zeit ist ein blutig praktischer Commentar über die Erbärmlichkeit des Fürstenwesens; aber die Erbärmlichkeit des Fürstenwesens kann ihn nicht begreifen." — Über die Zukunft schwankt er, nach der Verschiedenheit des Augenblicks, zwischen den düstersten Aussichten und einer besseren Hoffnung, und wir glauben, dass es den meisten der Gleichgesinnten damals nicht anders gegangen. Er glaubte oft, die einzige Hoffnung für Deutschland sey in der Zerstörung, weil unsere Leiden nicht von Aussen, sondern von Innen kämen (— und die Zerstörung ist ja auch erfolgt, nur nicht in dem Grade, den er meinte, vermuthlich weil das Joch auch ihm stärker befestigt schien —), wir würden eine Zeit lang in der Barbarey schlafen, uns von dem papiernen Zeitalter zu einem eisernen erheben müssen, wenn nicht Alles eine kecke, geckenhafte, despotische Unvernunft werden solle. — Dann hoffte er wieder, dass die damalige grosse Gährung den Abschaum auswerfe und abwerfe, und die Selbstständigen zu Tage fördern werde. — „Ich sehe die schöne Palingenesie meiner Nation, wenn nur erst ihre Harpyien todt sind. — Wenn nur die deutschen Privilegien zerstört sind, wird schon Deutschland wieder erstehen. Nur in der Zerstörung keimt unsere Palingenesie. — Es fehlt uns ein politischer Luther, der das Unthier Privilegium und das Kastenthum erlegt." — Es ist gewiss von jener Zeit nicht übertrieben, wenn er sagt: „*Bürgerlich* war in der griechischen Natur etwas Göttliches; auch die Römer halten viel davon, und hie und da noch eine Nation. *Bey uns ist es fast ganz ausgerottet, und man fürchtet sich schon vor dem Worte.* — Der Geist eines Griechen strebte zum Himmel empor bey dem Gedanken Recht und Freyheit und Vaterland; wir zucken zurück wie die Austern. Unsere Xerxeise messen unsere erbärmliche Existenz mit Quadratellen, und peitschen uns zur hündischen Proskynese, zur Verzichtleistung der Menschenvernunft. — Wenn für das deutsche Vaterland etwas zu thun wäre: so würde ich die Gefahr nicht scheuen, es zu thun. Aber wir sind durch unsere eigenen Krebsgeschwüre zur Verworfenheit verdammt. Nur einige Männer könnten durch ihre Verhältnisse die Nation neu schaffen und gründen und halten: aber diese sind zu fürstlich privilegirt, um die Grösse des Vaterlandsgeistes, Bürgersinnes und der höheren allgemeinen Gerechtigkeit zum göttlichen Enthusiasmus zu fühlen." Ein andermal sagt er: „Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Dictator von Europa. Eine Nation nenne ich eine grosse Volksmasse, die durch ihre freyen Abgeordneten gesetzlichen Antheil an ihren öffentlichen Verhandlungen hat. — Um ein heisser Patriot zu seyn, dazu gehört ein Ganzes und eine Nation. — Wer Deutschland schaffen könnte, würde es auch halten, und wäre mehr als (Bonaparte)." Danach sind die Kaiser beurtheilt, welche „die Heiligthümer der Nation an Einzelne vergeudeten, und dadurch die Spaltung verewigten;" die Publicisten, welche die goldene Bulle, den westphälischen Frieden, die Wahlcapitulation u. s. w. lobpreissen; das ganze Volk, „das alles Vernunftwidrige und Niederträchtige seit fünfhundert Jahren und besonders in der letzten Zeit von Innen und von Aussen gelitten."

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Duisburg, b. Bädecker und Kürzel: *Fibel, oder Elementarbuch für den ersten Unterricht in deutschen Schulen.* Neue und verbesserte Ausgabe. Ohne Jahrzahl. 38 S. 8. (3 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Spatziergang nach Syrakus im Jahr* 1812, von *J. G. Seume*. I — III Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auch die besonderen Stände und Classen werden gezüchtigt: die Fürsten, die nur ihre Hoheit, der Adel, der nur seine Steuerfreyheit verlange, um Jedem zu dienen; die Höflinge, „gewöhnlich die goldenen Schmeissfliegen der Gesellschaft, die ihren Glanz aus Unrath ziehen;" die Gelehrten, „meistens von der abgeschliffensten Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, ihr bischen erbärmliche Dialektik an den Meistbietenden vermiethend" — („die gefühllosesten Klötze für Nationalehre und Nationalschande sind die deutschen Gelehrten, davon überzeuge ich mich täglich mehr"), — und vorzüglich der Soldatenstand, der sich sogleich als Repräsentant der Willkühr ankündige, und ausspreche, dass bey ihm das Denken aufhöre. „Es kann, bemerkt er, nicht leicht ein in seinem Ursprunge schlimmeres Wort geben, als Soldat, Söldner, Käufling, feile Seele, *solidarius*, glimpflich: Dukatenkerl. — Es ist ein unbegreiflicher Wahnsinn des menschlichen Geistes, wie der Name Soldat ein Ehrentitel werden konnte. Soldaten können als Soldaten kein Vaterland haben. Aber unsere 365 Königlein und ihre Satelliten werden dafür sorgen, dass es so bleibe. — Nur der Bürgersinn kann über Ehre bestimmen. Nun ist dieses Geistes überall sehr wenig: also ist nur sehr wenig wahrhaft gewürdigte Ehre."

Noch zeichnen wir unter den vielen folgende Bemerkungen aus: „Die Schlechten sind thätig und verwegen; die Besseren, denn Gute kann man sie nicht nennen, sind träge und furchtsam; das erklärt den meisten Unsinn, den wir in der Welt sehen." — Viele Menschen haben doch wohl in sich viel Vernunft, aber nicht den Muth, sie auszusprechen. Man muss immer annehmen, was ein Mann in öffentlichen Verhältnissen Böses thun kann, das wird er thun, und die Geschichte hat immer zehn Beyspiele gegen eins, dass er es thut. Eine Staatsverfassung, die dieser Furcht nicht abhilft, ist also schlecht. — Oft ist gerade die Strafe der Stempel der schönen That. Die Gerechtigkeit wird nur durch den kühnen Widerstand gegen die Selbstsüchtler festgesetzt. — Taste nur einen Tyrannen mit der Sonde der Vernunft: so rührt sich das ganze Polypensystem, und schreyt: Meuterey, Empörung und Verbrechen. Noch schlimmer ist es mit den Privilegiaten. — Die meisten Regenten fürchten sich mehr vor den Bürgern, als vor den äusseren Feinden: ein Beweis, dass die meisten Staaten schlecht eingerichtet sind. — Es ist gleich schwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zu viel und zu wenig zu scheuen. — Wo Freyheit ist, kann man seine Meinung nie zu früh über einen öffentlichen Mann äussern; man läuft leicht Gefahr, zu spät zu kommen. Thut man ihm durch falschen Argwohn Unrecht: desto besser für ihn und das Vaterland. *Wenn er sich für beleidigt hält: so hat man ihm nicht ganz Unrecht gethan.*" — (Wir wünschten, er hätte die öffentlichen Männer unseres Vaterlandes genannt, von denen er S. 120 sagt, dass er sie kenne, und dass ihr Stempel oder Urstempel und die Meinung, die sie vom Ganzen und von einander haben, den jämmerlichen Gang der Geschäfte sehr begreiflich mache.) — „Das Schild der Humanität ist die beste, sicherste Decke der niederträchtigsten öffentlichen Gaunerey: nicht das Predigen der Humanität, sondern das Thun hat Werth. — Die Theokratie des Moses wäre allerdings eine schöne Erfindung, wenn immer ein gerechter weiser Mann an der Spitze stünde; er giebt aber der Gaunerey zu viele Handhabe."

Eine ähnliche Freymüthigkeit und Wärme in politischen Dingen fodert der Vf. allgemein von dem Manne. „Wenn sich nur Niemand fürchtete, zu sagen, was die Sache ist: so würden alle Sachen besser gehen. — Ehrfurcht und falsche Scham thun mehr Böses, als Bosheit und Furcht vor Criminalrichtern, und die besseren Seelen machen sich allmählich von dieser Schwachheit los. — Das Böse muss man mehr erzählen, als das Gute, aus einem guten psychologischen Grunde u. s. w. — Allgemeine Wahrheiten wirken am besten in die Länge, und ihre einzelnen kaustischen Anwendungen am besten und gefährlichsten für den Moment." — Sich selbst rühmt er, wohl eben so viel Todesverdienst zu haben, als Palm, von dem er S. 111, 114 und 133 spricht. General R. soll ihn zum Tode befördert haben. Ja, *Seume* war zu mehr fähig, als zu kühner Rede. Er betrachtete nur jede Kraftäusserung damals als weggeworfen, und als das einzige Erspriessliche, zu denken für die Zu-

kunft, die vielleicht aus dem Schlafe erwachen würde. „Wenn in der wirklichen Welt, sagt er, jetzt etwas Vernünftiges für mich zu thun wäre, würde ich mich nicht mit Idealen und Geschichtsgemählden beschäftigen."

Von Napoleon ist öfters die Rede, indem jedoch der Name mit Sternchen bezeichnet ist. Vom König von Sachsen, von dem es S. 4 der Reise heisst, man habe ihm in seinem ganzen Leben vielleicht nur eine oder zwey Übereilungen zur Last gelegt, sagt der Vf. S. 113 des 3 Theils, es sey zu fürchten, seine schöne Zeit habe der Mann als Kurfürst und das Land unter ihm gelebt. Und vielleicht geht dahin auch S. 168, wer mit zwey Pferden gut fahre, könne nicht sogleich auch vier lenken u. s. w. Von Polen ist bemerkt, wenn es wieder hergestellt werden sollte, giebt es einen erbärmlichen König, elende Bauern und unvernünftige Magnaten und Edelleute; das liege nothwendig in dem dortigen Stocksclaven-System. Wenn aber die Theilung von Polen, nach Herzbergs Vorschlag, verhütet worden wäre, meint der Vf. an einem anderen Ort, würde die französische Revolution und alles Andere unterblieben seyn.

Nach all diesen scharfätzenden, nicht selten allzu stoischen und juvenalischen Ergüssen eines erbitterten und zwischen den zu gleicher Zeit tiefempfundenen Rechten der Vernunft und Missbräuchen der Gewalt und Schlechtigkeit gepressten Gemüthes, wovon wir uns bemüht haben, die vielfach variirten Grundtöne auszuziehen, folgt zunächst die *Rede des Phliasiers Patrokles in Athen, als nach der Schlacht bey Leuktra die Thebaner die Spartaner hart bedrängten, aus Xenophon*; sodann eine milde freundliche Erzählung, der Anfang eines Romanes, worin der Vf., aus Drang des Höheren und Besseren in das Innere zurückgezogen, und einsiedlerisch eine bessere Zeit und bessere Menschen vor Augen nehmend, die Absicht hatte, die Regel, nach welcher er vielleicht gewirkt haben würde, wenn das Schicksal ihm einen Posten angewiesen hätte, darzulegen. Dass diese Absicht des edlen Mannes, die er erreicht haben würde, nicht ausgeführt worden (vermuthlich des früheren Todes wegen), ist gewiss sehr zu beklagen; wenn auch in Hinsicht auf dichterische Anlage und Vollkommenheit viel in ihm vermisst werden sollte. Er bezeichnet sich, was diess betrifft, selbst hinlänglich S. 148, wo er sagt, dass das glühende Gefühl für Schönheit, Recht, Tugend und Freyheit (allein und für sich) den Dichter ausmache. Auch viele Aussprüche über Werke der bildenden Kunst in der Reise, voll Bescheidenheit übrigens und Anspruchlosigkeit, beweisen, dass sein Kunstgeschmack sich nicht über die Einzelheit der Reflexion erhob, und nicht im Idealischen, sondern im Charakteristischen (nach der gewöhnlichen Bedeutung) sich genährt hatte, worin wir eine Übereinstimmung mit seinem Seyn und Leben wahrnehmen.

Einen bedeutenden Theil seiner Lebensschilderung enthalten die, von seinem treuen Freunde *V. H. Schnorr v. K.* (dem wir diese Ausgabe verdanken) unter den im 5ten Theil vorangestellten Anmerkungen und Zusätzen mitgetheilten merkwürdigen Briefe an eine erst heissgeliebte, und dann plötzlich ungetreue Schöne. Diese Geschichte von unverwindbarem Einfluss auf *Seume's* Leben, und, wie es scheint, Charakter, und dann auch ursprünglich sein ganz anderes Verhältniss zu den Weibern, bilden die Hauptverschiedenheit zwischen ihm und *Alfieri*, die, wenn man noch Alfieri's Nation, Stand und zusammengedrängteres Streben in Hinsicht der Geisteserzeugnisse in Abrechnung gebracht hat, sehr viele Vergleichpuncte darbieten. Auch im *Charakter Seume's* finden wir denselben Mangel der vermittelnden Ideen, wie in seiner Philosophie; ein Zuviel der absichtlichen Einheit und Regelmässigkeit, das Leben auch in einem Spielraum unschuldiger Natürlichkeit beherrscht und beschränkt. Hätte er nicht schon in früher Jugend mit ähnlichen, als seinen späteren Ideen sich in die freye Welt begeben: so könnte man glauben, die grossen Leidenschaften, die er erlebt (vgl. S. 89), hätten ihm nur gedient, seine Vernunft an ihnen in die Höhe zu ziehen, oder seyen nach heftigen Ausbrüchen rein in ihm ausgebrannt, und daher nun folge um so mehr sein Charakter *„meistens der eisernen Vernunft,"* mit Einseitigkeit nämlich und auf Unkosten der Natur, die nicht allezeit das Starke und Spröde will, sondern sich gegen die Stoa oft auflehnt. So ein Mann übrigens, der ganz Charakter ist, wenn auch eine solche Vernunft oft etwas Finsteres und gleichsam Versteinendes hat, wirkt doch in unseren Zeiten wohlthätig mahnend und stählend, besonders wenn ein warmes Gefühl für Menschenglück, eine unerschütterliche Redlichkeit, sie begleiten, die an *Seume* anerkannt sind, und durch andere gefällige Tugenden geschmückt wurden. (In der Erzählung S. 191 lobt sich Jemand die alten Zeiten, wo man wenigstens noch Charakter hatte, wenn auch nicht selten einen schlechten. Schlechte Charakter, setzt er hinzu, erzeugen gute, und immer sind schlechte und einseitige Charakter noch besser, als die völlig abgestumpfte, platte, leichtsinnige Charakterlosigkeit unserer Zeit, die nicht einmal eine nur einigermassen hervorstechende Zeichnung wirklicher Dinge und Personen duldet, und desto weniger, je näher sie der Wahrheit kommt.) Das scharf abgesonderte Leben war theils Folge, theils wirkte es auf diesen Charakter zurück. *Seume* wollte z. B. nie ein Amt suchen, darum, weil nach seinen Grundsätzen der Staat Männer für seine Ämter suchen, und Minister selten dem ein Amt geben sollten, der es nachsuchte. Auch meinte er, wenn, wer Ungerechtigkeiten nicht ertragen könne, selten zu Ansehn komme, dass der, welcher es könne, den Charakter für die Zukunft verliere. Sogar, dass, wer ausser sich nothwendig noch Jemandes zu seinem Wohlbefinden bedürfe, schwerlich ganz unbefangen seyn könne. Hierin findet Rec. das moralische Gegenstück von der reinen Republik. Ein Geist, der, nicht etwa wie ein frommer Einsiedler auf seiner Idee, oder ein tiefverletztes Gemüth auf seiner einen schmerzlichen Erinnerung, sondern in Leben und Thätigkeit, allein auf sich selber ruhte,

diefs wäre ein wiewohl nie ganz gelingendes Experiment einer verfehlten Philofophie. Ableben mufs man, um es fich nur ftreng vorzufetzen, wie auch *Seume* fagt: „Wenn unfer Charakter ausgebildet ift, fängt leider unfere Kraft an, abzunehmen. Der Selbftmord als eine hohe Tugend fliefst aus diefem Syftem." — Aber diefs find nur Spitzen.

Den Schlufs macht, aus Thucydides überfetzt, die *Belagerung, Eroberung und Zerftörung von Platää, ubi maxime cognitum eft*, wie *Seume* in der obenerwähnten kleinen Schrift S. 20 fagt, *quid virtus et ingenium, quid fortitudo et audacia, quid eloquentia, quid crudelitas generis humani poffit et immanitas. Is unus Thucydidis locus de expugnatione et excidio hujus urbis dignus eft, ob quem oratio Graeca penitius difcatur.*

W — k.

Ohne Angabe des Druckorts: *Gedichte* von *Johann Gottfried Seume*. Vierte, vermehrte und verbefferte Ausgabe. 1815. XXX und 584 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die Schickfale und Eigenheiten des Vfs. find zu bekannt, und durften fich einer zu allgemeinen Theilnahme erfreuen, als dafs es nöthig wäre, fie aus einander zu fetzen, indem man die Behauptung aufftellen will, dafs die Liebe zu feinen Gedichten mehr aus jener überhaupt menfchlichen Theilnahme, als aus äfthetifchem Quell entfpringen könne, indem es unmöglich ift, fie als für die Poëfie eigentlich wichtige und in den Kreis derfelben eingreifende Erfcheinungen zu betrachten. *Seume* war, fo wie er fich in feinen Mittheilungen darftellt, ein fchroffer Fels, voll gewichtiger Erzadern und kantiger Ecken. Auf das urfprüngliche Recht, gegen das für Recht eingefchwärzte Unrecht war fein Sinn gerichtet, und fo erfcheint er auch in der That in feinen meiften Gedichten als Zelot diefer Art, mehr hingeriffen von Schmerz über die ihm überall entgegenkommenden Diffonanzen, als mit jener poëtifchen Klarheit begabt, welche den Widerftreit in höherer Luft zu fchlichten weifs, überhaupt aber die Heimath eines höheren und unbefangeneren Friedens hat. Er weifs uns in feinen Klagen mit Kraft und tiefer Schwermuth zu erfchüttern, aber die dichterifche Kraft, uns wahrhaft zu beruhigen und zu erheitern, hat er nicht; das Philofophem, das er zur Erreichung diefes Zweckes in uns begründen möchte, ift nicht geeignet, denfelben zu erfüllen, und ftellt uns nur die einfeitigen Erfahrungen eines kräftigen, aber nicht glücklichen Lebens auf, das die Widerfprüche, die ihm entgegentreten, eher zu zerreifsen als zu löfen verftand. Elegifche Stimmung, Verftimmung, Mifsmuth, Verachtung der Welt find der Geift, der um die meiften diefer Gedichte athmet, fern von dem wahren Sonnen- und Mondenfcheine vermittelnder Kunft. Wohllaut der Diction, Kräftigkeit des Versbaues, Schönheit einzelner Gedanken — Eigenfchaften, welche man den meiften diefer Gedichte nicht abfprechen kann — find noch nicht hinreichend, Gedichten den Namen ächter Poëfieen zu erwerben. So würden in diefer Sammlung durchaus viele diefes Namens entbehren müffen, während fich ein anderer Standpunct auffinden läfst, unter welchen ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laffen, Beruf der Humanität ift. Diefs ift der bereits oben angegebene des allgemeinen Theilnehmens an dem durch Schickfal, Edelfinn und Geifteskräfte mancher Art ausgezeichneten Manne, deffen hier vor uns liegende Gedichte uns als Capitel feines Lebensbuches erfcheinen, und fich fo an das Übrige anfchliefsen, was er uns von feiner mühfamen Pilgerfchaft hinterliefs. Wer hätte nicht fchon längft mehrere diefer Gedichte, z. B. das bekannte *Abfchiedsfchreiben an Münchhaufen*, aus diefem Gefichtspuncte mit Antheil im Sinne feftgehalten? Um fo überflüffiger fcheint es, dasjenige, was uns aus ganz anderen, als künftlerifchen Gründen intereffirt, einer kritifchen Auseinanderfetzung zu unterwerfen; auch hat *Seume* wohl nie auf den eigentlichen Dichternamen Anfpruch gemacht.

GL.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Fauft.* Ein Trauerfpiel in fünf Acten, von *Auguft Klingemann.* 1815. 182 S. 8. (18 gr.)

„So viel auch, fagt Hr. *K.* in der Vorrede, die alte Legende von Fauft fchon bearbeitet worden ift: fo mangelt es doch der Bühne bis jetzt immer noch an einem *ächt dramatifchen* Fauft, und *Leffing* fcheint den Ton angegeben zu haben, den Gegenftand überhaupt fo fehr in das Gebiet der Philofophie hinüberzufpielen, dafs die myftifchen Beziehungen bey den fpäteren Bearbeitern fich bis zum Allegorifchen aufgelöft haben, und das geheimnifsvolle Grauen, das durch die alte Legende waltet, in den neueren Darftellungen gänzlich verfchwunden ift." Allerdings wird Niemand der hier vor uns liegenden Darftellung den Vorwurf machen können, hinter diefem geheimnifsvollen Grauen der alten Gefchichte zurückgeblieben zu feyn, fo wenig man auf der anderen Seite gegen die Vorzüglichkeit mancher der romantifchen Scenenbilder ungerecht feyn kann, welche aus diefem Grauen hervorgegangen find. Die Darftellung, die wir hier vor uns haben, fchliefst fich am meiften jener an, welche wir aus dem allbekannten, nichts weniger als unbedeutenden Marionettenftücke vom Doctor Fauft kennen; und das Ganze charakterifirt fich mehr durch feine rafch am Zufchauer vorübergehenden bildlichen Vorftellungen, als durch ausgeführte und tiefbegründete Zeichnung der vorkommenden Perfonen: welches zunächft an die Art des älteren deutfchen Theaters zur Zeit der Meifterfänger erinnert. Vom Streben nach bunter Eindrücklichkeit ergriffen, fchien der Vf. die Poëfie diefer Gefchichte durch Rafchheit auf einander gedrängter Bilder wieder von dem Elemente der Reflexion fondern zu wollen, deffen Einflufs fie ihm in den neueren Bearbeitungen entfremdet. Hieraus ift aber entfprungen, dafs er die beftimmte Zeichnung und Entwickelung überhaupt

zu sehr gescheut hat, und sich überall ein Drang zeigt, das Schauerliche und Unheimliche überladend zu häufen, wobey es oft wieder durch zu vielfach angewendete Ausrufungen des Schreckens und Schauders, besonders an den Schlüssen der Acte, geschwächt wird. Besonders aber erscheint Faust's Charakter von seinem ersten Auftreten an wild, empörend und beynahe roh, so dass dem Zuschauer sowohl die Theilnahme für ihn, als dem Dichter eine eigentliche Steigerung des Furchtbaren in ihm, erschwert ist. Der Gedanke, dass er mit dem Teufel den Vertrag schliesst, nicht eher in seine Gewalt zu kommen, bis er vier Todsünden vollbracht, und wie er im Wahne, erst bey der dritten zu seyn, bereits die vierte begangen hat, indem der Teufel ihm die Verschreibung mit seinem Blut, die er nicht dazu zählte, als die schwerste anrechnet, ist sehr ergreifend, so wie man viele Scenen des Stücks, besonders wenn man sie wie für sich bestehende schauerlich romantische Bilder betrachtet, um ihrer Eindrücklichkeit und Romantik willen loben muss. Ächt romantisch ist z. B. gleich Anfangs die erste Scene zwischen Faust und dem Teufel im Walde, wo der Gedanke, diesen nur durch Vorstellungen in Fausts Innerem, die jener mimisch begleitet, reden zu lassen, wie die ganze Art, auf welche die Erscheinung vor Faust entsteht, sehr dichterisch ist. Eben so ergreifend sind die Scenen bey den Kirchen und mit Käthe, Fausts Frau; doch tritt in den Auftritten mit Letzterer und dem Vater die ins zu Grasse und Wilde gehende Zeichnung Fausts besonders hervor. So weit die Scene mit den Studenten hinter der *goethischen* zurückbleibt, wenn man die Worte wägt, die gesprochen werden: so wenig fehlen doch auch ihr vorzügliche Momente, in welchen sich das, was *Wiedmanns* Buch uns hievon erzählt, recht dramatisch entfaltet. So ist auch die Einführung der Truggestalt Helene in jenem Romanzen- und Balladen-Geiste, dem diese ganze dramatische Schauerbilder-Reihe nachstrebt. Endlich zeichnen sich in der Diction, neben jenen Überladungen, deren wir schon oben erwähnten, mehrere vorzügliche Stellen, besonders da aus, wo das Mass in das der Stanzen übergeht, z. B. das Lob des Feuers S. 64, die Liebesbegeisterung Fausts für Helene, die Scene, wo er beym Grab der Mutter der Lilie gedenkt, die über demselben erwachsen, und die er für den seligen Geist der Mutter hielt, u. a. m. — Wenn übrigens schon oben eine nicht geringe Meinung von jenem Puppenspiel angedeutet wurde, welches uns allen unter dem Namen des Doctor Faust bekannt ist: so spricht sich gewiss keine Herabwürdigung des hier vorliegenden in der Äusserung aus, dass seine Aufführung als Spiel solcher Art, wenn die Darstellung selbst sich zum Kunstwerk zu erheben vermöchte, wie diess schon erstrebt worden ist, vielleicht seinem romantischen Zweck am nächsten kommen würde.

GL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Elberfeld*, b. Büschler: *Abrégé des règles de l'art oratoire, suivies d'exemples choisis.* Redigé et mis en ordre pour faciliter aux maitres, l'enseignement; aux élèves, l'intelligence des morceaux prosaïques français insérés dans la seconde partie du cours de langue de l'auteur No. III. D. par *J. B. Daulney*, Professeur à Dusseldorf. 1814. 168 S. 8. (12 gr.)

Hr. *D.* giebt in diesem Werkchen wieder einen Beweis seines rühmlichen Eifers, sich auch ausser der Schule nützlich zu machen. Die bekannten guten Eigenschaften seiner Schriften zeichnen auch diese aus. Ob diese Rhetorik gleich, dem Titel nach, einen besonderen Zweck hat: so ist sie doch ein allgemein nützliches Unternehmen: denn es wird darin eine gute Übersicht der einzelnen Gegenstände gegeben, mit gutgewählten Beyspielen aus den vorzüglichsten Rednern Frankreichs, über welche zugleich biographische Nachrichten mitgetheilt sind. Das Ganze beschliesst, als Beyspiel, eine kleine Rede, nach *exorde, narration* u. s. w. abgetheilt. Von den Kunstausdrücken giebt Hr. *D.* eine etymologische Erklärung, wobey er die griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben hat drucken lassen, was aber im Französischen gar nicht passend ist, weil sich Manches in dieser Sprache nicht ausdrücken lässt; z. B. δεχομαι wird durch *dekhomai* nicht dargestellt.

Ok.

Nürnberg, b. Zeh: *Tableau des temps primitifs des verbes réguliers, irréguliers et defectueux d'après les terminaisons ci-dessus.* Tabellen der Stammzeiten u. s. w. (Ohne Jahrzahl.) 2 1/2 Bog. Querfol. (4 gr.)

Ein im höchsten Grade schlechtes Machwerk! Wie hat der Vf. glauben können, sich nur im Geringsten nützlich zu machen, dadurch, dass er Tabellen von den französischen *Verbes* liefert, wie sie schon so unzählige Mal dem Publicum aufgedrungen worden sind. Noch mehr zu tadeln ist, dass dabey durchaus keine Rücksicht auf Vollständigkeit genommen ist. Was soll z. B. der Anfänger bloss mit den sogenannten Stammzeiten der regulären Verba, die noch dazu nur der ersten Person nach gegeben sind? Unnöthig aber ist es, dass der französischen Tabelle jedesmal eine deutsche beygefügt ist. Kurz, es lässt sich gar nicht begreifen, wie Jemand so unverschämt seyn kann, dergleichen drucken zu lassen.

Ok.

NEUE AUFLAGEN.

Stuttgardt, b. Sattler: *Telemach, übersetzt nach Fenelon.* Neue Ausgabe. 1815. VIII und 484 S. 8.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung: *Die Gegend von Heidelberg*, von *A. von Lowis.* Herausgegeben von *Woldemar von Ditmar*, D. der Philosophie. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1816. 152 S. 8. (18 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS: *Dictionnaire chinois, français et latin,* par M. *de Guignes,* résident de France à la Chine, attaché au ministère des relations extérieures, correspondant de la première et de la treisième classe de l'institut. 1813. LVI u. 1112 S. Fol.

Die französische Regierung hat von jeher für orientalische Sprachen ausserordentlich viel gethan. 1715 liess sie durch *Fourmont* (dessen in neueren Zeiten in Anspruch genommene Kenntniss des Chinesischen der Vf. rechtfertigt) die zum Druck eines chinesischen Lexikons nöthigen Charaktere stechen, nach den chinesischen Wörterbüchern *Tching-tse-tong* und *Tseoey.* 1742 waren schon 120,000 Charaktere gestochen, als *Fourmont* seine chinesische Grammatik drucken liess. Aber der Tod übereilte ihn, und seine zwey Schüler, *de Guignes* (der Vater) und *Deshauterayes,* die unter seinen Augen für die Herausgabe des chinesischen Werkes gearbeitet hatten, wurden durch die Umstände an der Vollendung desselben gehindert. Die Revolution war dergleichen Unternehmungen nicht günstig. Glücklicher Weise wollte die kaiserliche Regierung auch durch literärische Pracht glänzen, und 1808 am 22 Oct. gab der Kaiser Befehl, ein chinesisches Lexikon zu drucken. Hr. *de Guignes,* der im J. 1801 nach einem fast 17jährigen Aufenthalte in der Hauptstadt China's nach Frankreich zurückgekehrt war, erhielt aus der französisch-kaiserlichen Bibliothek ein chinesisch-lateinisches Lexikon, ein Manuscript des P. *Basilius,* das aus der Prepaganda glorreich nach Paris gebracht worden war. (Dazu gab ihm Hr. *Langlès* ein lateinisch-chinesisches Lexikon, sowie das lateinische und chinesische Lexikon von *Fourmont* und noch ein anderes. Alle vorzüglichen chinesischen Wörterbücher in den Bibliotheken passen ja auch Seite auf Seite.) Die Regierung hatte das basilische als Modell übergeben lassen, nach welchem in drey Jahren das neue Werk fertig seyn sollte. Der Druck wurde jedoch erst 1813 beendigt. Schon 1801 hatte *Joseph Hager* zu London eine Einleitung zu dem grossen Lexikon drucken lassen, das in Paris von ihm bearbeitet werden sollte. Jene Einleitung erschien bekanntlich unter dem Titel: *Pien Hoe Ye, or, of lateral Lines an interpretation.* Warum das Lexikon durch ihn nicht beendigt worden, weiss man nicht; seiner Einleitung wurden öffentlich harte Vorwürfe gemacht. — Bemerkenswerth ist, dass die von Missionarien verfertigten chinesischen Wörterbücher alle nach Einem Muster copirt sind, nach welchem auch *Basil's* Wörterbuch 1726 gemacht ist. Es ist hier die Rede von den Wörterbüchern der Missionarien, welche Hr. *de Guignes* zu Paris vorfand. Die darin sich findenden Fehler hat derselbe für sein Werk nach dem chinesischen Texte der Wörterbücher *Tching-tse-tong, Tchouen-tse-oey* und *Tse-oey* verbessert. — Die chinesische Schrift hat 6 Elementarzüge, die, zu den 208 primitiven Zügen hinzugefügt, 214 Schlüssel bilden, unter welche alle Charaktere eingetheilt sind. Diese 214 Elementarcharaktere sind wahrscheinlich die ursprünglichen und ältesten Charaktere der Chinesen, und, da jeder ein Wort bezeichnet, ein nicht unwichtiges Denkmal der Cultur und Kenntniss der alten Chinesen selbst. Diese Elementarzüge muss man voraus gelernt haben, ehe man zu den zusammengesetzten Gruppen übergehen will, in welchen jene, oft willkührlich, bald unten, bald oben, bald zur Rechten, bald zur Linken gesetzt sind, und dann die Linien sowohl des Elementarcharakters, als der ganzen Gruppe zählen, um sie der rechten Classe zuzuschreiben. Die Bedeutungen der Charaktere haben sich (S. XXVIII der *préface*) geändert; und weil die Chinesen den alten Charakteren die neuen Bedeutungen gaben: so ist in die alte politische und Literär-Geschichte so vielerley Irrthum eingedrungen. S. XXXV ff. wird eine kurze Geschichte der Charaktere gegeben, wie sie von dem einfachen Zustande in den so künstlich zusammengesetzten übergegangen sind. Über die Zeit des Ursprungs der Charaktere hat weder ein einheimischer, noch ein ausländischer Gelehrter etwas Sicheres ausfindig machen können. Sie zu bestimmen, vermag die historische Kritik nicht. Von Hieroglyphe ging sie aus, wie bey allen Völkern die Schreibekunst, und sie ist Hieroglyphe geblieben. Hr. *de Gu.* behauptet, die Chinesen hätten Anfangs Knotenschrift gehabt: um sich an Etwas zu erinnern, habe man Knoten geknüpft, sowie dergleichen Knotenschrift an Stricken auch zu den Annalen der Peruvianer gebraucht worden sind. Nachher erfand *Fo-hy,* der im J. 2953 vor Christi Geburt herrschte, 8 *Koua,* die auch *aufrecht hängende Linien* hiessen, weil man sie an häufig besuchte Örter zur Schau aufhing, um dem Volke dadurch Sitten, Gesetze, Vorfälle bekannt

zu machen; diese wurden in Platten eingegraben, und nach Belieben zusammengesetzt. Also eine Art symbolischer Schrift! Im J. 2698 vor Christo herrschte *Hoang-ty* in China, sagt die Geschichte. Sein Minister *Tsang-hie* sah im Sande die Fussspuren der Vögel, und so bekam er die erste Idee zu den *Charakteren*, die er desshalb auch *Niao-ky-tchouen* (Buchstaben, die nachahmen die Fussspuren der Vögel) nannte. *Tsang-hie* zeichnete eine Reihe Bilder, welche das bedeuten sollten, was die abgebildeten Gegenstände in der Wirklichkeit wären: das Bild des *Hundes* z. B. bedeutete *Hund* u. s. w. Diese sinnlichere Hieroglyphe nahm man nun an, und vergass die Bedeutung der älteren Strickschrift und der *koua*, die man in der Folge als übernatürliche und wunderliche Mirakel-Gegenstände betrachtete. Die von sinnlichen Gegenständen genommenen Bilder gebrauchte *Tsang-hie* dann auch von Eigenschaften, tropisch und metaphorisch. Je weiter die Gedanken sich in dem Moralischen und Intellectuellen entwickelten: desto mehr entwickelte sich diese Bilderschrift; und so entstanden immer mehr neue Zusammensetzungen. Jetzt aber fasste man diese Bildercharaktere unter einen neuen Gesichtspunct, man nahm nämlich Rücksicht auf den *Schall*. Die Schälle waren nicht so zahllos, als jene Hieroglyphen immer mehr wurden (nur 330 bis 360 Schälle bemerkt man im Chinesischen). Man sann auf Mittel, sie darzustellen. Dazu nahm ein unbekanntes Genie die einfachsten vorhandenen Figuren oder hieroglyphischen Züge, deren Töne wieder vereinigt den besonderen Ton bildeten. Auf diesen Gang der Erfindung der jetzigen chinesischen Charaktere verweist noch das Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten im Lexikon. Da das grosse chinesische Reich durch seine Lage von der übrigen Welt so sehr getrennt ist: so blieben die Kenntnisse der Chinesen auch nur in ihren eigenen engen Kreisen. Die Hieroglyphen-Sprache hat, sich allein überlassen, zwar an dem Grundprincip keinen grossen Zuwachs angenommen, aber durch die Länge der Zeit ist sie dergestalt vermehrt worden, dass der Übergang davon zu dem Alphabete, der nur bey wenigen Charakteren und weniger mannichfaltigen Tönen denkbar ist, nun auf immer unmöglich geworden ist.

Ihre 330 bis 360 Schälle, mit denen sie ehemals alle Charaktere aussprachen, wurden in der Folge, als die Anzahl der Charaktere wuchs, unzureichend; man half diesem dadurch ab, dass man bey diesen Schällen noch fünf einfache und fünf Kehlbetonungen anbrachte. Sollten nun alle diese Schälle und die zehnfache Betonung derselben durch ein Alphabet ersetzt werden: fürwahr ein solches Alphabet wäre noch eine grössere und schwerere Hieroglyphe für den Gebrauch, als die jetzigen Charaktere selbst. Darum giebt Hr. *de Gu.* alle Hoffnung auf, dass die Chinesen jemals aus ihrer Hieroglyphik ein Alphabet erhalten werden. — Wie aber haben die jetzt gebräuchlichen Charaktere von ihrem ehemaligen Zustande so ganz verschiedene Gestalt erhalten? — Die von *Tsang-hie* eingeführte Bilderschrift, welche für die damals noch wilde und ganz rohe Nation hinreichend war, blieb 1500 Jahre im Ganzen wenig verändert. Unter dem Kaiser *Suen-vang* (826 v. Chr.) aber war die Schreibart nicht mehr gleichförmig, und *Chytcheou*, der oberste Reichshistoriograph, liess eine neue Schriftart erscheinen, *ta-tchouen-tse*, welche alle Charaktere auf eine analoge und einförmige Gestalt festsetzte, und die Charaktere des *Tsang-hie* vereinfachte. Eine neue Schriftart entstand unter *Chy-hoang-ty*, der 245 v. Chr. regierte. Er liess nämlich im J. 213 alle Bücher verbrennen, und durch seinen ersten Minister *Ly-se* an den *ta-tchouen-tse* eine Reform vornehmen, wobey derselbe die alten 540 Charaktere zur Grundlage nahm, und daraus neue zusammensetzte, die *Siao-tchouen-tse* genannt wurden. Sein gewesener Gehülfe, *Tching-miao*, veränderte bald nachher wieder die Gestalt der *Siao-tchouen-tse*, indem er die krummen Züge gerade machte, und nannte sie *ly-tse*. Unter *Eul-chy-hoang-ty*, 206 Jahr vor Chr., machten die Gerichtshöfe neue Verbesserungen an den Charakteren, welche *Kiay-chou* genannt wurden, und sich wegen ihrer Gefälligkeit im Zuge bald über das Reich verbreiteten. Eine neue Schrift, 80 Jahr vor Chr. erfunden, hiess *tsao-tse*, Charaktere der Kräuter, die nur noch in der Current-Schrift üblich ist. Die vielen anderen alten Schriftarten beruhen bloss auf dem Unterschiede der Eleganz, der Sonderbarkeit, dem Grotesken, die Züge zu machen, in den Elementar-Symbolen und den Bildern. So liess der Kaiser *Kien-long* sein Gedicht *Moukden* in 32 Arten von Charakteren drucken. Man gebraucht diese Art von Charakteren heutzutage noch bisweilen für Sprüche, Verse in den Zimmern angebracht, und unter Gemälde gesetzt. — Die *jetzige* Schrift erhielt ihre Gestalt vom Jahr 24 bis 264 nach Chr., unter der Dynastie der *Heou-han*. *Lieou-te* nämlich erleichterte die alte Schreibart, und nannte sie *hing-chou*. Diese neuen Charaktere haben das Eigenthümliche der alten behalten, und die malerische Ähnlichkeit mit den vorgestellten Gegenständen nicht verloren. Sie sind nach den Regeln der *Lo-chou*, d. h. der sechs Classen gemacht, unter welche die alten Chinesen ihre Charaktere anordneten. Weil man aber ihnen ein mehr symmetrisches und angenehmeres Verhältniss zu geben suchte: so sind mehrere verbildet, und sprechen das Auge nicht mehr in der verlorenen alten grösseren Natürlichkeit an. Diese Schriftart *hing-chou* hat sechs Elementarzüge, mit denen man alle Charaktere schreiben kann. Mit den 208 primitiven Zügen verbunden, geben sie bekanntlich die 214 chinesischen Schlüssel, unter welche alle Charaktere classificirt sind. Diejenigen, welche behaupten, es gebe 80,000 Charaktere, haben sich geirrt: denn deren giebt es nur 9800. Das Lexikon *Tchoue-ouen*, von *Hu-tchy* im J. 89 der christlichen Zeitrechnung verfertigt, enthält, sowie die älteren Lexika, nur 8 bis 10,000 Charaktere. Jedoch wurden die Charaktere noch vermehrt, als die Chinesen durch ihre Verbindungen mit den westlichen Völkern und durch andere

Umstände ihre Sprache um 26430 (?) Wörter, nach der Zählung derselben durch den Bonzen *Hing-hun*, bereichert hatten. Im Anfange der Regierung des *Chin-tsong* brachte der Gelehrte *Se-ma-kouang* diesem Kaiser ein Wörterbuch von 53165 Charakteren, wovon 21846 in der Bedeutung doppelt waren. Daraus schliesst Hr. *de Gu.* sicher, dass es keine 80,000 Charaktere gebe, sondern dass man diese übertriebene Zahl um die Hälfte geringer ansetzen müsse. Ja die Kenntniss von 10,000 ist nach der Aussage der Chinesen hinreichend, um ein völliger Gelehrter zu seyn; und wer nur 6000 Charaktere kennt, kann jedes Buch lesen. — Aber von jener Anzahl der Charaktere hat nicht jeder Charakter einen eigenen Schall; oben ist schon angeführt, dass es der Schälle nur 330 bis 360 gebe. Diese Schälle, verändert durch die 5 Betonungen, geben nur eine Zahl von ungefähr 1500 verschiedenen Aussprachen. Und darum findet sich eine sehr grosse Anzahl von Charakteren *gleicher* Aussprache. Durch solche Ähnlichkeit wird der Sinn der Rede im Umgang freylich oft dunkel, und erfodert grosse Aufmerksamkeit beym Hörer. Doch genug hievon!

Die Einrichtung des Wörterbuchs selbst ist folgende: Voraus geht S. I — XII eine Einleitung, dann folgt ein Blatt über Orthographie und Aussprache; dann S. XV — XLIX die Vorrede, S. L Anweisung, die Charaktere aufzufinden, durch Hülfe der Schlüssel, die S. L — LVI verzeichnet sind. Hierauf folgt ein Verzeichniss von Charakteren nach der alten und neuen Schreibart; eine Beschreibung der Charaktere, deren Schlüssel schwer zu finden ist; ein Verzeichniss von Charakteren, die, beym ersten Anblick, dieselbe Gestalt zu haben scheinen, aber der Aussprache und Bedeutung nach verschieden sind; dann noch mehrere Beyspiele, um methodisch schreiben zu lernen. Diese Schreibung der Züge geht meist von der linken nach der rechten Hand in der gegebenen Anweisung. Dann kommt das Lexikon selbst; und zwar S. 1 — 932 die Schlüssel aus Einem Zuge bis zu 17 Zügen; S. 933 — 938 die Zahl-Charaktere, Zahlwörter für bestimmte zu benennende Gegenstände dieser oder jener Materie oder Beschaffenheit; S. 939 — 945 Charaktere, verbunden mit dem Worte *Tà*; S. 946 — 948 Charaktere, um zu zählen, Zahlziffern von 1 bis 100 Trillionen. S. 949 — 972 ein Nachtrag von Charakteren, die in dem tonischen Wörterbuche des P. *Basile* erklärt, aber in dem Verzeichnisse der nach der Ordnung der Schlüssel angeordneten Charaktere von ihm ausgelassen worden waren. S. 973 — 980 *Nomina propria* der Chinesen; eine schätzbare und nothwendige Beygabe, da jene sich von den anderen Wörtern durch nichts unterscheiden, und ihre Kenntniss darum so wichtig ist. S. 981 — 1106 folgt ein chinesisches Lexikon nach den *Tönen*. Hierin sind alle Wörter, die das Lexikon aus den Schlüsseln bildeten, nach der Ordnung der Töne und alphabetisch aufgeführt, mit Beysetzung der auf das Schlüssel-Lexikon und die Primitiven verweisenden Zahl, und des Beysatzes *Suppl.*, welches sich auf die S. 949 — 972 beygefügten Supplemente bezieht. S. 1107 — 1108 das tonische Lexikon der S. 933 — 938 angegebenen Zahl-Charaktere. S. 1109 — 1110 das *tonische* Verzeichniss der mit dem Worte *Tà* verbundenen Wörter. S. 1111 und 1112 die *tonische* Tafel der *nomina propria*. Den Schluss macht ein Blatt mit *Erratis* in Charakteren und in Wörtern.

S. XLVI der *Préface* giebt der Vf. die fünf Accente, die Figuren, mit denen die Missionare sie ausdrücken. In China schreibt man diese Betonungen gewöhnlich nicht, da man von Jugend auf sie mit den Wörtern auszusprechen gewohnt ist. Die von *Joseph Hager* erwähnten chinesischen Schriftarten *Fàng-chè*, *Küei-küi-vèn* und *Hûng-nt-chouèn* sind von Hn. *de Gu.* nicht angeführt. Überhaupt enthält diese Einleitung über die eigentliche Beschaffenheit der mannichfaltigen hieroglyphischen Schreibarten keine specielle Ausführung; und es drängt sich dem Leser die Bemerkung auf, dass die Schriftgeschichte von Anderen, deren Werke man in *Eichhorn's* Geschichte der Literatur Bd. 5 Abth. 1 und *Adelungs* Mithridates Th. 1 findet, vollständiger dargestellt worden ist. Der Kürze wegen übergehen wir auch, dass Hr. *de Gu.* in der Vorrede den heiligen *historischen* Büchern der Chinesen ein zu hohes Ansehn und Gewicht beylegt. Auffallend ist es, dass die Chinesen ihre Bücher nicht zu punctiren, d. h. nicht zu accentuiren pflegen, wesshalb Dunkelheiten für das richtige Verständniss nicht zu vermeiden sind. Um die wahre Betonung zu lernen, muss man durchaus einen chinesischen Lehrer haben. Der Ton ist entweder einfach oder aspirirt. Er gehört dem ganzen Worte an, und kann über jeden Buchstaben des Wortes gesetzt werden. Die Wörter mit einem einfachen Tone sprechen sich ohne Anstrengung aus; dagegen wird der erste Buchstabe des Wortes mit einem aspirirten Tone, als wäre er doppelt, ausgesprochen, z. B. *pido* (*frapper*) wird *ppido* ausgesprochen. Wenn einer unter den Chinesen zu den Gelehrten gehört: so ist er mehr als der gewöhnliche Bürger; zeichnet er sich durch Gelehrsamkeit und Talente aus: so steht ihm der Weg zu den höchsten Staatswürden offen. Die Lexika der Chinesen sind immer nach der Ordnung der 214 Schlüssel (*pú*) gemacht; indem der Schlüssel mit *Einem* Zuge den Anfang, und die Schlüssel mit 17 Zügen den Schluss des Lexikons machen. Nach dieser Weise hatte auch *Basil* sein Lexikon begonnen, nachher aber seinen Plan geändert, die Wörter nach den chinesischen Tönen eingetheilt, und für die Anordnung dieser unsere alphabetische Ordnung befolgt. Hr. *de Gu.*, den schönen Zweck sich vorsetzend, das Lexikon zum leichtesten Gebrauche einzurichten, befolgt die Methode der Chinesen, indem er ihnen das Zutrauen schenkte, dass sie den dem Genius ihrer Sprache angemessensten Weg eingeschlagen haben. Es war, wie Hr. *de Gu.* sagt, kein Kenner des Chinesischen in Paris, der ihm über die beste Anordnung Auskunft hätte geben können: indess war die von ihm befolgte Methode immer die leichteste und einfachste. Denn ist das Wörterbuch nach den Schlüsseln angeordnet: so

hat man nur zwey Vorkehrungen nöthig, um jeden, selbst den zusammengesetztesten chinesischen Charakter zu finden. Man sucht nämlich (um z. B. den Charakter 𥼚 *tsä* mit seiner Bedeutung zu finden, auf der Schlüsseltabelle erst den Schlüssel 隹 *tchoûy* auf, S. LV der 172ste Schlüssel, und darunter die Zahl 827. Diese Zahl 827 verweist auf das Lexikon selbst, wo man eben diesen Schlüssel *tchoûy* findet; nun sucht man unter den Charakteren von 10 Zügen, woraus der Charakter 𥼚 besteht, fort, und findet S. 831 den letzten neben jenem ersten, mit der Bedeutung dieses zusammengesetzten Charakters: *mêler, confondre*. Übrigens gehört eine lange Übung dazu, seinen Blick an das Chinesische zu gewöhnen, damit man wisse, welche Schlüssel in den zusammengesetzten Charakteren im Allgemeinen vorherrschen, welche, wenn sie zur Linken oder zur Rechten, unten, oben oder in der Mitte stehen, den Vorzug vor den in derselben Zusammensetzung erscheinenden anderen besitzen. — Die Chinesen schreiben von oben nach unten, und von der Rechten nach der Linken. Gegen diese Gewohnheit ist jedoch die Einrichtung unserer Druckerey, und um es dem Leser zu erleichtern, hat Hr. *de Gu.* die Charaktere von der Linken nach der Rechten geschrieben. Der Charakter selbst leidet dadurch keinen Nachtheil. Alle Charaktere im Lexikon sind denen nachgeahmt, deren sich die Chinesen in ihren Wörterbüchern bedienen, nicht denen, die sich in den Wörterbüchern der Missionare vorfinden. Die ersten sind perpendiculär und sehr nett, die der Letzteren aber incliniren oft und sind incorrect. Hier kam es vorzüglich auf Correctheit an, da Ein Zug die Bedeutung des Charakters mehr oder weniger ändert. Die Anzahl der Charaktere, mit Inbegriff der doppelten, war in *Basils* Lexikon 9959. Hr. *de Gu.* hat die Zahl derselben, die doppelten mitbegriffen, auf 14000 gebracht, indem er diesen Zuwachs aus *Tching-tse-tong* nahm und ihn durch Asterisken bemerkte. Hr. *de Gu.* bürgt für die Richtigkeit der Charaktere; einige unvermeidliche *Errata* hat er am Ende angegeben. Die Charaktere sind nach denen unter *Fourmont* von 1715 — 1742 in Holz gearbeiteten abgedruckt. Damals war freylich diese Schneidekunst noch nicht die vollkommenste; auch hat die Transportirung derselben einige Beschädigung daran verursacht. In welchen Charakteren hie und da eine kleine Versetzung Statt finden möchte, kann erst ein längerer Gebrauch dieses grossen Werkes lehren. Der Vf. giebt die Erklärung bey dem primitiven Worte, da *Basil* und andere Missionare bisweilen dieselbe mit besonderen Redensarten vermischt hatten, wodurch solche Bedeutung oft fälschlich Redensarten beygeschrieben ist: denn sie hatten vergessen, ein Zirkelzeichen zu gebrauchen, wodurch die chinesischen Lexika jene Verwirrung heben. In dem Lexikon der Charaktere sind die Bedeutungen französisch und lateinisch angegeben; im tonischen Lexikon aber, um unnöthige Erweiterung zu verhüten, nur die französische. Hr. *de Gu.* hat die spanische Orthographie, und zwar die, welche P. *de Mailla* angenommen hatte, befolgt; und nur Einiges der leichteren chinesischen Betonungsanzeige wegen abgeändert.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Dresden*, gedr. b. Ramming: *Ergänzung des historisch-genealogisch-chronologisch-kritischen Verzeichnisses aller bekannten dukatenförmigen Goldmünzen der albertinischen Hauptlinie des uralten sächsischen Hauses*, herausgegeben vom Abbé *J. G. Baumgarten*, königl. sächs. Hofcaplan und jubilirtem Priester. 1816. 37 S. 8.

Das Verzeichniss selbst erschien im J. 1812 zu Dresden in der walther'schen Hof-Buchhandlung, und ist auch in diesen Blättern zu seiner Zeit (1813. No. 114) angezeigt worden. Diese wenigen Blätter *Ergänzung* zu nennen, würde Rec. an des Vfs. Stelle nicht gewagt haben: denn wer kann behaupten, dass nun die dukatenförmigen Goldmünzen der albertinischen Kurlinie *alle* aufgeführt sind, dass nicht eine Einzige fehlt? — Die Goldmünzen, die der Herausgeber besitzt, sind allerdings durch diesen Nachtrag ergänzt; aber kann er nicht seit dem Abdrucke dieses Nachtrags ein und das andere Stück, das ihm noch fehlte, dazu bekommen, oder wenigstens noch ein hier nicht erwähntes Stück auf diese oder jene Art kennen gelernt haben? Überdiess ist es gar nicht unmöglich, dass noch manches hieher gehörige Stück in diesem oder jenem Cabinet existirt, das uns vielleicht in der Folge noch bekannt wird; und da er ohnediess in sein Verzeichniss Münzen aufgenommen hat, die er nicht besitzt: so wäre es wohl passender gewesen, diesen Nachtrag nicht *Ergänzung*, sondern, was die Sache wirklich ist, *Zusatz* oder *Nachtrag* zu nennen.

Die Zahl der hier beschriebenen Stücke geht bis 65, und Rec. hat nichts zu erinnern, als dass, wie Jedem sogleich in die Augen fällt, hie und da manches Stück vorkommt, das nicht dukatenförmig genannt werden kann, sondern offenbar Medaille ist; doch diesen Fehler findet man schon in seinem eigentlichen Verzeichnisse, das er sein *Münzwerk* zu nennen pflegt.

Wa.

NEUE AUFLAGEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Denkschrift von Napoleon Buonaparte und dessen Ansicht der gegenwärtigen Weltlage; aus Berichten vom Northumberland.* Zweyte Auflage. 1816. X und 106 S. 8. (12 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS: *Dictionnaire chinois, français et latin*, par M. *de Guignes* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das *Tableau de l'orthographie et de la prononciation* (S. XIII und XIV der *Introduction*) betrifft in einer Columne die Aussprache *Basils*, in der anderen die des Vfs. Des Abweichenden zwischen beiden findet sich nicht wenig. Hr. *de Gu.* hat meistens die correcteste Aussprache befolgt, die er in China selbst gelernt hatte; im Ganzen hat er die des *Tching-tse-tong* angenommen. Wie es mit der Aussprache des Arabischen, Persischen und des Samscrit in Europa geht: so auch mit der des Chinesischen. Die Reisebeschreiber kamen nach China, hörten mit ihrem nationellen Ohre, und schrieben mit ihrem nationellen Alphabete: und so spricht denn der Engländer das Chinesische anders aus, als der Franzose. Einige Beyspiele davon giebt der Vf. S. XII. Nun noch einige Worte über ein *tonisches* Wörterbuch.

Das Aufsuchen eines Wortes in einem Lexikon, das nach den *Tönen* angeordnet ist, erfodert drey Arbeiten: erstlich muss man das Verzeichniss der 214 Schlüssel nachsehen, um den Schlüssel zu finden; dann muss man das Verzeichniss aller nach den Schlüsseln aufgeführten Charaktere aufschlagen, um die *Aussprache* zu gewinnen; und drittens endlich mit Hülfe dieser *Aussprache* im Lexikon selbst die Erklärung aufsuchen. Ist nun in den nach den Schlüsseln angeordneten Charakteren zufällig ein Charakter ausgelassen, wie diess bey *Basil* der Fall seyn soll: so ist nach dieser Methode ein solcher Charakter für das Lexikon gänzlich verloren. Hingegen bey der Schlüssel-Methode, welche die Chinesen und Hr. *de Gu.* befolgen, darf man nur die Gestalt des einen Charakters kennen und aufsuchen, um damit zugleich die Aussprache und die Bedeutung zu haben. In den *tonischen* Wörterbüchern aber muss man, ganz umgekehrt, nicht allein die Aussprache und die bestimmte Betonung unter den mannichfaltigen Accentuationen Eines Charakters kennen, sondern auch die Bedeutung, ehe man die Gestalt desselben erfahren kann. So z. B. um das Wort *tien* suchen zu wollen, muss man erst wissen, dass *tiēn* in dem ersten Tone aspirirt ist, und dass es *Himmel* bedeutet, um unter der grossen Anzahl von Wörtern, welche sich auf ganz gleiche Weise *tien* aussprechen, den Charakter 天 *tiēn* zu finden, der *Himmel* bedeutet. Daher sind diese tonischen Wörterbücher auch nur für diejenigen brauchbar, welche die Aussprache, Betonung und Bedeutung eines Wortes schon kennen; nicht aber für die, welche die Sprache erst lernen wollen; z. B. das Wort *oey* hat nach den drey verschiedenen Accenten *sieben und achtzig* verschiedene Bedeutungen. Die französischen Missionäre in China zu Anfange des 18 Jahrhunderts haben in ihren Wörterbüchern diese *tonische* Methode desshalb befolgt, weil sie Aussprache, Betonung und Bedeutung schon kannten, nicht aber die Charaktere, die sie erst lernten. Doch hat Hr. *de Gu.*, um beide Methoden zu verbinden, auch ein kleines tonisches Wörterbuch angehängt, in dem die Aussprache der Charaktere nach der Ordnung der Betonung aufgeführt, die alphabetische Folge der Wörter beobachtet, und die Zahl dabey gesetzt ist, unter welcher man den Charakter in dem Hauptlexikon auffinden kann. Rec. vermisst jedoch in des Vfs. Werke eine Nachricht über die 36 *Xĕ* (*Consonanten*) und die 44 *yûn* (*Vocale*), welche die chinesischen Grammatiker, in Ermangelung der wirklichen alphabetischen Zeichen, annehmen. Mit diesen werden die nach den *Tönen* angeordneten chinesischen Wörterbücher verfertigt. Die Chinesen haben selbst auch, aber nur sehr einzelne, tonische Wörterbücher. Vorn finden sich darin die nach den Schlüsseln angeordneten Charaktere, mit Verweisung auf das tonische Lexikon. Nie trennen sie folglich die Charaktere nach den Schlüsseln ganz von ihren Wörterbüchern. Erhalten wir nun in der Folge, vielleicht von Paris und von Calcutta aus, chinesische Werke, wie z. B. den hier schon gedruckten Confucius u. a.: so werden wir sie durch Hn. *de Gu's.* Lexikon, selbst ohne tiefe Kenntniss der Sprache, leicht verstehen können. — Papier und Druck sind ganz vortrefflich.

Eh.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AARAU, b. Sauerländer: *Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.* Erster Jahrgang, dritte

unveränderte Auflage. 1815. 678 S. Zweyter Jahrgang, zweyte unveränderte Auflage. 1815. 734 S. Dritter Jahrgang, zweyte unveränderte Auflage. 1815. 726 S. Vierter Jahrgang. 1812. 832 S. Fünfter Jahrgang. 1815. 834 S. Sechster Jahrgang. 1814. 532 S. Siebenter Jahrgang. 1815. 848 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. 18 gr.)

Ein Werk, von so zahlreichen Bogen, dessen erste Theile schon zum dritten oder zum zweyten Male aufgelegt sind, verräth keinen geringen Werth: denn es setzt eine grosse Anzahl von Lesern voraus, die daran Geschmack gefunden haben. Und wirklich ist es ein schätzbares Werk, dessen Güte und Vortrefflichkeit auch der gemeinste Leser empfinden muss. Alles ist darin so wahr, so klar, so deutlich und anschaulich, so natürlich und zugleich so schön gesagt; dabey ist der Reichthum an Betrachtungen, Belehrungen und Ermunterungen so gross, dass es den Geschmack, den Verstand und das Herz des Lesers zugleich befriedigt. Dieses aber ist um so mehr zu bewundern, da es das Werk nur Eines Mannes ist, dessen Geist sich in jeder Betrachtung ausspricht, und der dabey so bescheiden ist, dass er seinen Namen nicht genannt hat, auch nicht erkannt seyn will. „Nach meinem Namen, sagt er, forschet nicht, und (fragt nicht) ob ich einen hohen oder niederen Rang unter den Geistlichen bekleide. Ich will nicht den Urtheilen der Menschen angehören, und, wäre Ruhm zu ernten, ich würde ihn verschmähen. Das himmlische Wort bedarf keiner höheren Autorität, und die Religion Christi keiner Empfehlung durch ihre Diener." — „Ich war (so hebt die Vorrede an) in den Pallästen der Grossen, in den Feldlagern der Kriegsheere, in den Werkstätten friedlicher Bürger, in den Hütten der Armuth. Überall fand ich Gemüther, bereit und geneigt zu heiligen Unterhaltungen, überall Sehnsucht zur (nach) Verbesserung des Herzens, Hinstreben einer bekümmerten Seele zur Versöhnung mit sich selbst, zur Vereinigung mit Gott (etwas mystisch, aber rein und edel), überall das ewig laute Bedürfniss, nicht dieser Welt allein, sondern auch den Tagen einer künftigen Welt zu leben, welche unfehlbar uns erwartet, nach den grossen Verwandlungen, die wir in der Todesstunde erleiden. — Ich fand zwar überall Religion, aber selten Religiosität; Gottesfurcht, aber selten Gottesliebe; heiligen Vorsatz, selten heilige That; Christi öffentliche Bekenner, selten Christi Jünger und Nachfolger." — Er spricht von den Quellen des Verfalls des Christenthums in unseren Tagen, und sagt: „Ich sehe von der einen Seite nur Leichtsinn, Gespött, Eigendünkel und seltsames Benehmen, die warnende Stimme des inneren Richters durch schlaue Entschuldigungen zu entkräften, oder in Lustbarkeiten und Tändeleyen zu verscherzen; von der anderen Seite Jünglinge und Männer und Greise von bangen Zweifeln über Gott und Ewigkeit, über das einstige Loos ihrer Seelen, über ihre Bestimmung auf Erden, und jenseit des Grabes gequält." (Sind diese Klagen nicht zu allen Zeiten geführt worden?) — Es hat uns gefallen, dass er nicht, wie viele Andere in unseren Tagen, die Abnahme der Achtung gegen den öffentlichen christlichen Cultus dahin rechnet, der von dem Christenthum selbst so sehr verschieden ist. Dass aber die Kirchen in unseren Tagen nicht mehr so häufig, wie ehemals, besucht werden, davon ist unter vielen anderen Gründen der keiner der geringsten, dass es zu unseren Zeiten überaus viele Hülfsmittel zur religiösen Belehrung und Erbauung giebt, die sonst fast gänzlich fehlten, und dass der öffentliche Cultus den Begriffen und dem Geschmacke des gebildeten Theils der Zuhörer grösstentheils nicht entspricht, ja die Andacht sogar oft mehr stört als befördert. Übrigens rechnet der Vf. dahin noch besonders die Kriege letzterer Zeit, manche Schriften, mit oberflächlicher Weisheit angefüllt, und mit oberflächlichem Verstande gelesen, — und hundert andere Quellen, setzt er hinzu, aus denen des Menschen Elend strömt, wolle er übergehen, um Niemanden zu kränken (vermuthlich seine Amtsbrüder, die an dem Verfalle des Christenthums, oder vielmehr an dem wenigeren Christenthume allerdings durch ihre oft unerbaulichen und geschmacklosen Vorträge, vorzüglich durch ihr unerbauliches Leben, grossen Antheil haben). „Mein Zweck, fährt er fort, ist ein anderer und schönerer, und mit Freudigkeit will ich im Arme des Todes einst meine Augen schliessen, wenn ich auch nur einen geringen Theil meines Ziels erreichen werde (einen geringen Theil des Weges zu meinem Ziele zurücklegen werde). Und dieses Ziel ist Beförderung des wahren Christenthums durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit," welches dann recht *schön* ausgeführt wird. Gern möchten wir die ganze Vorrede abschreiben, so vortrefflich ist sie. Doch wir wenden uns zu dem Werke selbst, und treffen hier auf eine Menge interessanter Materien, die nicht bloss die Glaubens- und Sitten-Lehre, sondern auch viele andere wichtige Gegenstände der Natur und besonders den Menschen angehen, oder welche die Tages- und Jahres-Zeiten herbeyführen. Der Vortrag ist mehr lebhaft als ruhig, mehr erhaben als einfach, mehr geschmückt als kunstlos, mehr beredt als sanft fliessend; aber durchaus belehrend, herzlich und kräftig, und in den meisten Stellen malerisch schön, und zugleich dem reinen Geiste der Vernunft und des Christenthums vollkommen entsprechend. Nur zwey Ausdrücke haben wir im Ganzen gefunden, die mit diesem Geiste nicht übereinstimmen: der Ausdruck Gottmensch von Jesu, und die Bitte um Jesu willen, welche uns um so mehr auffielen, weil wir sie von einem so helldenkenden und freymüthigen Vf. am wenigsten erwarteten. — Es sind Andachten für jeden Sonntag, die sich mit erbaulichen Versen anfangen, und bey welchen eine zweckmässige biblische Stelle zum Grunde gelegt ist, die weise benutzt und aufs thätige Leben angewendet wird. Um einen Vorschmack von diesem herrlichen Werke zu geben, wählen wir sogleich die erste Betrachtung: Über Philipp. 4, 4 — 7. Nach einer feyerlichen Einladung ermahnt der Vf. seine Leser, von der Zukunft nicht zu viel zu hoffen, und nicht zu viel zu fürchten, welches er gründlich und schön aus-

führt. Wir bemerken nur folgende allgemeine Regeln: „Fürchte nichts, wenn du dich selbst nicht zu fürchten hast; arbeite dich mit männlichem Christenthume aus deinen gegenwärtigen kummervollen Verhältnissen hervor, die dir vielleicht drückend sind; überlege reiflich deine gesammten Umstände, denke über die besten Mittel nach, die dir helfen können, fasse Muth genug, um sie auch mit ganzem Ernste und mit ganzer Klugheit anzuwenden; und wohin zuletzt deine Kräfte nicht reichen, und was du nicht thun kannst, das wird Gott thun. Ja, das wirst du thun, göttlicher Vater, der du auch den kleinsten Wurm im Staube versorgst und bedenkst. Vertrauensvoll will ich mich dir hingeben, und was mir auch in diesem Jahre begegne, nichts soll mich abwendig machen von meinem Vertrauen und von Jesu, deines Sohnes, heiligem Worte! Welche Zukunft kann mich schrecken, wenn ich dich darin finde? Welcher Verlust kann mich muthlos machen, wenn ich dich nicht verliere?" Die zweyte Betrachtung handelt vom öffentlichen Gottesdienst über Psalm 43, 3. 4. Wir heben hieraus Folgendes aus, worin er den Einwendungen begegnet, die man zu machen pflegt, wenn man nicht geneigt ist, den öffentlichen Gottesverehrungen beyzuwohnen. „Du sprichst: ich kann Gott eben so gut in meinem Hause verehren, als in der Kirche. Wohl kannst du es, aber geschieht es auch? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hunderterley andere (vorzüglich) häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen, wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den Höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst? Du sprichst: die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend. Was ich in der Kirche hören kann, das weiss ich schon. Es sey: aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge (wir würden viel lieber gesagt haben: auch die schlechteste Rede enthält nützliche Dinge), und manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die du (vielleicht) in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt. Du sprichst: man würde lächeln, wenn ich zur Kirche ginge, und mich (wohl) für einen Heuchler halten. Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück?" — Könnten nicht aber noch viele andere Einwendungen gemacht werden, die nicht bemerkt und beantwortet sind? Noch wählen wir aus diesem Jahrgange die Betrachtung über das Spiel nach Marc. 15, 24: „Und da sie Jesum gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum." Nach einer trefflichen Anwendung dieser Worte, spricht der Vf. gegen das Spiel in folgenden starken Ausdrücken: „Gefühlvolle Seelen, ihr schaudert! Ihr könnt diese Rohheit, diese Verderbtheit des menschlichen Gemüthes nicht begreifen? Wie? Ist seit jenem furchtbaren Tage des Todes Jesu nichts Ähnliches mehr gesehen worden? Ist unter seinem Kreuze die Begier nach Gewinn durch Ungefähr und Loos nun ausgestorben, und die Leidenschaft der Spielwuth aus der Welt geflohen? Nein, diess Laster, welches in der Brust manches hoffnungsvollen Jünglinges schon den Keim alles Guten erstickt hat, diess Laster, welches für alles Wahre, Grosse und Edle den Sinn raubt — es herrscht noch heute mit ungezähmter Macht. Es umwickelt noch heute mit seinen Reizen manchen Unerfahrenen." Und in diesem hinreissenden Tone spricht er fort. Von der vorzüglichen Gabe des Vfs., zu belehren, und zugleich von der Gründlichkeit, Feinheit und Leichtigkeit seiner Darstellung zeugt die Betrachtung von dem Streite der Pflichten, über Matth. 22, 37 — 40. Voraus schickt er die Bemerkung, dass es nur Ein Christenthum gebe, auch wenn in der christlichen Kirche mehrere Meinungen, mehrere Parteyen und Secten in Glaubenssachen wären, und wer ein Genosse desselben seyn wolle, müsse beide Haupttheile der Religion zu seinem Eigenthume machen können, den Glauben und die That; und nun spricht er besonders von dem Glauben sehr gut und nachdrücklich: „Wer alle seine Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit vollbringt, wer keinem seiner Brüder schadet, wer jedem, der mit ihm in Verbindung steht, angenehm, wohlthätig und nützlich ist; wer sich sogar für das allgemeine Wohl grossmüthig aufopfert — und den Glauben nicht hat, ist zu beklagen: denn er ist ein Unglückseliger, der auf Erden, von Zweifeln aller Art gefoltert, mit ungewissen Blicken in die Zukunft hinausstarrt. — Nur der glaubende Christ hat einen ewigen, stillen Trost in seiner Brust, den Trost göttlicher Offenbarung. Nur der glaubende Christ hat durch Jesum Muth in allen Fällen des Lebens, und Freudigkeit im Tode. Nur sein Glaube erhebt ihn über jedes Ungemach, und gewährt ihm jene erhabene Zuversicht, welche auch den Weisesten der Heiden fehlte. Nur durch dieses frommen Glaubens Licht erheitern sich die Nächte seiner Schicksale, verklärt sich ihm das ganze Weltall, lösen sich die Räthsel dieses Erdentraumes, und erscheint ihm eine liebende, Alles umfassende, für Alles sorgende, Alles mit Weisheit leitende, Alles beseligende Gottheit, zu welcher wir in himmlischer Kindschaft rufen können: Abba, lieber Vater im Himmel! — Nur durch Jesu Wort und Blut ist ihm die theure Bürgschaft von der Ewigkeit seines Heils, von der Gnade des Allbarmherzigen, und den Freuden einer besseren Welt nach den Tagen dieses Staubes, zu Theil geworden. Nur durch den Glauben seiner Religion ist er gegen den Sturm der Welt stark, und gegen die Empörung seiner Leidenschaften allezeit gewaffnet. Die alleredelsten und frömmsten Grundsätze und Entschlüsse haben keinen festen Grund, und können leicht zerrüttet werden — denn wie mächtig ist der Reiz der Verführung und des Beyspiels, wie schwach oft die Vernunft, wenn sie nicht auf religiöser Überzeugung beruhen" (ganz aus unserer Seele gesprochen!). Nachdem er eben so trefflich auch über die That gesprochen hat, kommt er endlich auf den Streit der Pflichten, und setzt folgende Regeln fest: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. In Ansehung der Pflichten gegen den Nächsten: Sey erst gerecht ge-

gen Andere, und dann erst gütig gegen dich selbst. — Sey gerecht gegen dich selbst, ehe du gütig gegen Andere bist. — Setze, wo du mehreren Anderen einen entschiedenen Nutzen stiften kannst, deinen eigenen Nutzen hintan," welches alles sehr brav ausgeführt ist. Zum Beschluss gedenken wir noch der Vorrede zum zweyten Jahrgange, die in vieler Hinsicht lesenswerth ist. „Ein ganzes Jahr lang, hebt er mit einem Herzen voll Liebe und Wärme an, war ich im Geiste mit dir, christlicher Leser. So sey es mir denn auch wieder einmal beym Anfange eines Jahres gestattet (verstattet, vergönnt), mich in vertraulicher Unterhaltung mit dir, über mancherley, besonders aber über den Gebrauch dieser Blätter zu besprechen. Es sey mir erlaubt, freundschaftlich in den Kreis meiner geliebten Leser einzutreten, wie der Vater unter seine Kinder, wie der Lehrer unter seine Zöglinge (Schüler), wie der Hausfreund unter die Mitglieder einer ihm theueren Familie. — Hier erwähnt er nun der erfreulichen Berichte, die aus verschiedenen Gegenden bey ihm über dieses Werk eingelaufen seyen; zugleich auch des Wunsches christlicher Leser, dass diesen Blättern eine Beylage zu religiösen Unterhaltungen für Kinder beygefügt würde: worauf er bescheiden und richtig antwortet, dass er die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens einsehe, und dass für kleinere Kinder es ihm viel nützlicher scheine, wenn Ältern und Erzieher aus sich selbst, sie religiös, bey besonderen Anlässen, gesprächsweise und in kleinen Erzählungen unterrichteten. Er verschweigt auch den Tadel nicht, den man geäussert, dass er nicht vorzüglich christliche Glaubenslehren abgehandelt, sondern mehr auf Neigung (Richtung) des Herzens und Veredlung der Gesinnung sein Augenmerk gerichtet habe. Hierauf erwiedert er trefflich: Ich spreche nicht für (zu) Heiden, sondern für (zu) Christen, welche von Kindheit an den Unterricht im christlichen Glauben empfangen haben. — Sollte wohl dieser Grund allein ausreichen? Könnte nicht darauf geantwortet werden: auch in der christlichen Sittenlehre wird Unterricht gegeben. Und ist jener Unterricht immer so gründlich, so vollständig, so einleuchtend und darstellend, als der des Vfs.? Zudem, fährt er fort, rede ich nicht zu einerley Kirchenpartey — nein, zu Christen rede ich, ohne Unterschied ihrer Glaubensmeinungen, — zu Christen, die alle eine Hoffnung im Leben und im Tode haben, und einen Vater im Himmel verehren. — Aber mussten hier gerade die Unterscheidungslehren, und nicht vielmehr die gemeinschaftlichen Glaubenslehren vorgetragen werden? So sehr übrigens der Vf. wünscht, dass die grosse, vielfach getrennte Christenfamilie wieder in eine Brüderfamilie aufgelöst (vereinigt) würde: so setzt er doch auch bedächtig und weise hinzu: diess ist nicht eines Menschen Werk, so etwas kann nur Gottes Werk seyn. (Aber Gott wirkt ja nicht unmittelbar; kann und soll der Mensch nichts beytragen?). Keiner der Weisesten auf Erden, keiner der Mächtigsten, vermag es. Unerforschlich ist der Plan der Vorsehung (sollte diess auch im Plane der Vorsehung liegen, dass getrennte Parteyen getrennt blieben?). So bleibe, fährt er fort, jeder bey seinem Glauben, dem Glauben seiner Väter getreu, jeder verharre in seinem Glauben bis ans Ende. — Könnte diess nicht leicht gemissdeutet werden? Könnte sich darauf nicht der Träge und Leichtsinnige im Denken, der Blinde im Glauben und der Sinnliche bey seiner den Sinnen schmeichelnden Religion berufen? Und wozu dann die Aufklärung und der bessere Unterricht in der Religion? Und wenn auch durch Macht keine Glaubensvereinigung erzwungen werden kann noch soll: so kann sie doch nach und nach durch Unterricht und hinlängliche Belehrung, durch Übergehung der Unterscheidungslehren, durch gehörige Würdigung derselben, durch gegenseitige Schonung, Liebe und Sanftmuth, geschehen. Übrigens sind ja die Christen in den wesentlichen Glaubenslehren schon einig, und man darf eigentlich von keiner Religions-, sondern nur von einer Glaubens-Vereinigung reden, und das Zufällige, Unbedeutende, oft Unnütze und Schädliche der Glaubensmeinungen zeigen, das Christenthum auf wenige kirchliche Gebräuche zurückführen, um nach und nach eine allgemeine kirchliche Vereinigung zu bewirken; wiewohl auch diese nicht ganz allgemein seyn wird, weil die Ansichten der Menschen so verschieden sind, als ihre Köpfe (*quot capita, tot sensus!*). Der Raum erlaubt uns nicht, von den folgenden Jahrgängen noch Proben zu geben. Was hier gesagt ist, wird hinreichend seyn, Alle und jede, die Nahrung für Geist und Herz suchen, zu dem herrlichen Gastmahle dieses Werkes einzuladen, und jeder lehrbegierige Leser wird sich bey diesem Genusse wohl befinden. Und wenn auch ein feiner Gaum an diesem und jenem Gerichte etwas auszusetzen finden, und bald das Zuviele, bald das Zuwenige, bald das nicht gehörig Zubereitete und Geschmackhafte tadeln sollte: so wird er doch das ungemein Geistvolle, das Herzergreifende, Rührende und Erhebende, die äusserst schöne Darstellung, und die klaren, reinen und hellen Ansichten bewundern und schätzen, und jene kleinen Flecken mehr auf Rechnung des begeisterten, von den grossen Gegenständen erfüllten und hingerissenen Vfs., als auf die Unbekanntschaft desselben mit den Regeln der Kunst und des Geschmacks schreiben. Indess wäre bey einer neuen Auflage dem Vf. zu rathen, das Werk nicht unverändert, wie die zweyte und dritte Auflage, sondern verändert und verbessert herauszugeben. Die abgehandelten Materien sind grösstentheils bekannt und an sich nicht anziehend; aber alle wichtig und alle von neuen interessanten Seiten dargestellt, so, dass man oft überrascht wird, wenn man in den Abhandlungen ganz etwas Anderes findet, als man erwartete, und gemeiniglich etwas, das die Erwartung übertrifft. Die Prediger werden in diesem Werke einen besonders reichen Schatz zu religiösen Betrachtungen finden, und sich durch die darin herrschenden Gefühle einer nicht selten glühenden Andacht zu gleicher Andacht erweckt und entflammt fühlen. — Kurz, es ist ein Meisterwerk in seiner Art.

φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Bibeldeutungen.* Von *Joh. Friedr. v. Meyer.* 1812. VIII u. 333 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist ein Freund der Mystik im edleren Sinne des Wortes, zeichnet sich aber vor Vielen, welche sich zu gleichen Ansichten bekennen, durch Kenntnisse, gebildeten Geschmack und Sprachgelehrsamkeit aus. Über die Entstehung dieser Schrift erklärt er sich in der Vorrede selbst also: „Auffallend überzeugt von der Gewissheit alles dessen, was die christliche Gotteslehre von achtzehn Jahrhunderten her uns glauben heisst, fand ich es bald für nöthig, die h. Schrift vom Anfang bis zu Ende nach den Grundsprachen durchzulesen. Meine Überzeugung hat durch diese Arbeit nichts verloren. Mein Erstaunen über die Tiefen der Wahrheit ist erhöht, und ihre Grundfesten sind mir nur ehrwürdiger geworden. Es ist nun um so unmöglicher für mich geworden, zu den Täuschungen einer falschen Theologie zurückzukehren, welche die Zeit gebracht hat, und die Zeit wieder verschlingen wird. Sehr arm an Kenntnissen des Hebräischen begann ich meinen Weg. Ich hatte fast nichts, als den Stab meines Glaubens, da ich über diesen Jordan ging: und siehe, gesegnet kehre ich wieder. Möchte diess tröstliche Beyspiel Nachfolger erwecken, welche die lebendige Wahrheit nirgend anders als bey ihr selbst, an ihrer Quelle, und im lebendigen Umgange mit ihr suchen. Sie seyen aber gewarnt, wenn sie zum Unendlichen gehen, es als ein Unendliches, Geheimes und Göttliches zu behandeln, das ihnen Mass und Ziel setzen wird, nicht dem sie ihre dürftige sinnliche Erfahrung anpassen können." Hierauf sagt der Vf., dass in Folge seines gewissenhaften Studiums der hebräischen und griechischen Sprache in der Zukunft vielleicht eine berichtigte, mit ganz kurzen Anmerkungen versehene Bibel *Luther's*, dessen Übersetzung er mit Recht eine gleichsam ewige und im Ganzen unübertreffliche Übersetzung nennt, erscheinen dürfte, und fährt dann fort: „Um aber einstweilen den Freunden der Schrift mit meinen jetzigen Einsichten zu dienen, habe ich diese Deutungen als Vorläufer voraussenden wollen, denen ich eine gute Aufnahme wünsche, und zu der guten Aufnahme das eigene Nachdenken der Leser, indem ich, so oft ich auch nothgedrungen Andere strafen mag, im Einzelnen selber dem Irrthum unterworfen zu seyn willig bekenne: zu dem eigenen Nachdenken aber zugleich auch die Versicherung, dass das Gebäude meines Glaubens im Ganzen, trotz allem Stürmen und Graben der eigenwilligen Vernunft, keiner Erschütterung, viel weniger des Umsturzes fähig sey."

Eine solche edle Wahrheitsliebe, als Resultat der tiefsten Ehrfurcht für das Heilige, verdient gewiss auch da Achtung, wo man sich die Ansichten und Behauptungen des Vfs. nicht anzueignen vermag. Inzwischen enthält diese Schrift bey der vorherrschenden Absicht derselben, zu erbauen, und die Religion in ihrer geheimnissvollen Beziehung auf das Allerheiligste im Inneren des Menschen darzustellen, zugleich auch mehrere exegetische und kritische Untersuchungen, welche für jeden Gelehrten, wie abweichend auch im Einzelnen seine Ansichten seyn mögen, Interesse haben müssen. Rec. will, um das Buch in dieser Hinsicht, die bey den öffentlichen Beurtheilungen desselben vielleicht gerade am ersten übersehen werden könnte, oder bereits übersehen worden ist, näher zu charakterisiren, auf Einiges aufmerksam machen. Der Aufsatz *über die Besessenen* (No. V) enthält viele scharfsinnige, dem Physiologen und Psychologen wichtige Bemerkungen, und selbst in dem, was Hr. *v. M.* über den berühmten Grundsatz der Accommodation sagt, die er „einen kleinlichen Zeitbegriff, eine Anbequemung des Königs der geistigen Welt an irdischen Pöbelwahn" nennt, liegt gewiss viel Wahres: denn unstreitig ist dieser Grundsatz zum Nachtheil der wahren Bibelerklärung, sowohl in grammatisch-historischer, als in höherer welthistorischer Hinsicht, nur allzu oft missbraucht worden. No. VIII werden die Worte *Apostelgesch.* XII, 15: *es ist sein Engel*, von dem erklärt, was wir eine *Anzeige* zu nennen pflegen, in dem Sinne: er zeigt sich an, es ist seine Erscheinung, sein Geist. Vorzüglich hat Rec. der originelle Aufsatz No. XIV angezogen: *Ob aus der mosaischen Schöpfungsgeschichte zu beweisen sey, dass Gott gleich Anfangs Schlangen, Gewürm und Ungeziefer geschaffen habe.* Der Inhalt dieses Aufsatzes muss für denjenigen doppelt wichtig seyn, der Gott im buchstäblichen Sinne des Wortes als *Schöpfer* betrachtet. Denn was dürfte er wohl unserem Vf. Gründliches entgegen zu setzen haben, wenn dieser sagt: Schon der Parse hielt diese Unthiere für Geschöpfe des bösen Wesens, des Ahriman. Unser Gott, wie ihn Mose und die Propheten, Christus und die

Apoſtel verkündigen, kann gewiſs eben ſo wenig, als der perſiſche Ormuzd, Schöpfer des Böſen, Schädlichen, Häſslichen und Unvollkommenen ſeyn. Alle ſeine Werke ſind lauter Wahrheit, Heiligkeit, Güte und Schönheit. Er hat den Tod nicht erſchaffen; was Böſe iſt, kann vor ihm nicht beſtehen, viel weniger von ihm herrühren. Der Gott nun, der nichts denn Heiligkeit, Licht und Wonne iſt, der ſollte das Ekelhafteſte, das Scheuſslichſte, Schlangen, Nattern und Otterngezüchte, Würmer und Läuſe und alles dasjenige *urſprünglich* erſchaffen haben, deſſen bloſse Nennung Abſcheu erregt? Was Gott zuläſst, daſs es nun werde, was er mit dem Siegel ſeiner Allmacht geſtempelt hat zum Wohl und Wehe, das hat er darum nicht *urſprünglich* geſchaffen. Was wenigſtens die Schlange, dieſes höchſt ſonderbare Geſchöpf betrifft: ſo ſteht ihre Geſchichte deutlich in der Geneſis, und es liegt nur an uns, daſs wir ſie nicht verſtehen wollen. Dieſes erzliſtige und dennoch dumme, höchſt gewandte und doch unbeholfene, dieſes prächtige und doch ſo häſsliche Thier, dieſes äuſserlich kalte Weſen, voll der heftigſten Bosheit zugleich und der brennendſten Liebe, dieſes höchſt unbarmherzige Thier, das dennoch Gefühl für Schönheit und Muſik hat, kurz dieſer lebendige Widerſpruch iſt eine lebendige Urkunde der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes. Denn erſt ſeit Adams Fall giebt es dieſe *jetzige* Schlange. Unſere jetzige Schlange iſt nach 1 Moſ. III, 14 nur die Larve eines ehemaligen edlen, menſchenähnlichen Thiers; in ihr hat uns Gott ein unwiderſprechliches Denkzeichen von dem Falle des Menſchen, ſelbſt im Thierreich, vor die Augen geſtellt u. ſ. w. Wer an die Bedeutung der Naturſymbole glaubt, ſagt der Vf. am Schluſs des Aufſatzes, dem wollen wir noch ein Wort ins Ohr ſagen. Sollte ſelbſt der holde Schmetterling wohl zu einer Zeit geſchaffen worden ſeyn, da, weil noch kein Tod war, ſeine Verpuppung und Auferſtehung noch keine Bedeutung haben konnte? — Das hebr. רמש ſcheint nach den gewöhnlichen Überſetzungen bey Moſe freylich dieſer Anſicht entgegen zu ſeyn. Aber Hr. *M.* erklärt es vollkommen richtig überhaupt von allen Arten kleiner Säugthiere, die niedrig gehen, und flüchtiger oder träger über und unter dem Boden hinlaufen, zappeln oder trippeln. Wirklich hat *Luther* ſchon dieſe Bedeutung 1 Moſ. IX, 3 trefflich ausgedrückt: Alles, was *ſich reget und lebet*. Denn die Meinung konnte hier nicht ſeyn: Alles Gewürm und Ungeziefer ſey euere Speiſe. Pſ. CIV, 20 wird das Wort von Waldthieren, und V. 25 von Seethieren gebraucht. Damit iſt freylich für die Behauptung des Vfs. an ſich, die wir auf ſich beruhen laſſen, noch nichts entſchieden. Der Aufſatz: *Über den Rabbinismus der chriſtlichen Ausleger*, iſt bey vielem Guten, das er enthält, nicht von Einſeitigkeiten frey. Mit der Weiſſagung, ſagt Hr. *M.*, ſteht und fällt Alles, unſer ganzer Chriſtenglauben. (Das wäre traurig!) Wenn das feſte prophetiſche Wort hinweggenommen wird: ſo ſteht die Erſcheinung abgeriſſen und ohne Bedeutung da. Dieſs iſt einſeitig: denn die Erſcheinung Jeſu müſste auch ohne die Weiſſagung in höherer welthiſtoriſcher Bedeutung, und Chriſtus ſelbſt, dieſer gemäſs, als eine höhere ſymboliſche Perſon aufgefaſst werden. Dem aufmerkſamen Beobachter des Ganges, den die Entwickelung der religiöſen Geiſtescultur bey dem Menſchengeſchlecht genommen, kann das Chriſtenthum unmöglich als ein iſolirtes Factum erſcheinen. Das Chriſtenthum war, als eine neue Zurückführung des Geiſtes aus dem Endlichen zum Unendlichen, gerade in dem Zeitpuncte ſeiner Entſtehung welthiſtoriſch geworden, um den nun für das Beſſere empfänglichen, nach Wiſſen und reinen religiöſen Anſchauungen ſtrebenden Geiſt der ſich regenerirenden Menſchheit auf die höheren Formen zurückzuführen, in welchen ſich das Überſinnliche von ſeinem erſten Urſprung an darin ausgeſprochen hat. Wenn der Vf. darauf ſogar hinzuſetzt: ohne das feſte prophetiſche Wort wird Jeſus ein bloſser vorübergehender Morallehrer, deſſen Wort wir hören und es auch laſſen können, nämlich was nicht ſogar handgreiflich nothwendig iſt; ſeine Wunder aber, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt ſind dann ganz unnöthig und folglich falſch, und folglich iſt das Evangelium ein Fabelbuch u. ſ. w.: ſo kann er hier keinesweges von Übertreibung frey geſprochen werden, deren ſich die Schriftſteller aus dieſer Schule nicht ſelten zu Schulden kommen laſſen. Auch iſt dieſe Annahme gar nicht ſo conſequent, als der Vf. behauptet. Es iſt wahr, Chriſtus beruft ſich auf die Weiſſagung, und auch wir ſind verbunden, ſie zu ehren: aber er ſagt doch auch an einem anderen Orte: So ihr wollt (unabhängig von dem Glauben an die Weiſſagung, auf die er ſich *hier gar* nicht beruft, ſo nahe die Veranlaſſung lag!) *deſs Willen* thun, der mich geſandt hat: ſo werdet ihr innen werden, ob meine Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede. Unter den *Alten* würdigte keiner die Weiſſagung einer gröſseren Aufmerkſamkeit, ſpricht keiner mit mehr Liebe und Begeiſterung von dieſem Gegenſtande, als *Clemens von Alexandrien*, der in ſeinen Stromaten ſogar mehrmals eines eigenen Buches gedenkt, das er noch über die *Prophetie* zu ſchreiben entſchloſſen ſey. (Ein Entſchluſs, den er jedoch ohne Zweifel nimmer ausführte, da weder *Euſebius* K. G. II, 9. V, 11. VI, 13, noch *Hieronymus Script. eccleſ.* h. v. p. 45 ed. Cypr. deſſelben erwähnen.) Und dennoch urtheilt er öfters freyer und weniger ängſtlich, ſowohl über die Weiſſagung an ſich, als über ihre Verbindung mit dem Chriſtenthum und deſſen göttlichem Urſprunge, als hier von unſerem Vf. und anderen neueren Schriftſtellern geſchieht. Vgl. *Unterſuchung über die Grundſätze des Clemens von Alexandrien in Anſehung der Weiſſagungen, beſonders der hebräiſchen*, von *Stäudlin*, in *deſſen Beyträgen zur Erläuterung der bibliſchen Propheten und zur Geſchichte ihrer Auslegung* (Stuttgardt, 1786.) S. 271 f. So hohen Werth man im Allgemeinen auf den Prophetismus ſetzte: ſo ſuchte man *Weiſſagungen* und *Typen* doch hauptſächlich nur im Conflict mit den *Juden* geltend zu machen, z. B. *Chryſoſt.* orat. VIII. adv. Judaeos. Opp. T. I p. 383 ſeq. *Auguſtinus* Tractat. c. Jud. Opp. T. VI p. 29 u. ſ. w. No. XVI. *Über die Völkertafel*, 1 Moſ. X, theilt Hr. *M.* einige originelle und ſcharfſinnige Bemerkungen mit, um daraus die Verwandtſchaft der Sprache ſowohl, als die körperliche Bildung verſchiedener Völker-

schaften zu erklären. Inzwischen ist Rec. auch hier anderer Meinung. Hr. *M.* macht zwar selbst die ganz liberale Bemerkung, es sey für die Sache völlig einerley, ob wir uns vorstellen, der Schriftsteller habe diese Völkertafel bloss auf Eingebung des heiligen Geistes entworfen, oder unter dessen Leitung aus vorhandenen alten Nachrichten zusammengetragen: genug diese Völkertafel sey die *älteste*, zuverlässigste und wichtigste Urkunde über die Verzweigung des Menschengeschlechts nach der Sündfluth. Von diesem Letzteren aber kann sich Rec. nicht überzeugen. Denn schwerlich haben sich die Hebräer, wie sich aus ihrer ganzen Geschichte zeigen läfst, jemals in einer Lage befunden, welche ihnen eine solche Reihe erd- und völker-historischer Notizen hätte zuführen können. Es läfst sich nicht beweisen, dass die Völkertafel Mose zum Verfasser habe, oder sich auf noch ältere, von ihm benutzte Nachrichten gründe. Dagegen sind die stärksten Gründe dafür, was freylich Hr. *M.* nicht wird zugeben wollen, dass sie erst zur Zeit des babylonischen Exils, wo nicht ganz neu verfertigt, doch ihre jetzige Gestalt erhalten habe. Rec. betrachtet diese, übrigens in jedem Fall immer ungemein wichtige Völkertafel mit *Hartmann* in seinen Aufklärungen über Asien, für Bibelforscher, Freunde der Culturgeschichte und Verehrer der morgenländischen Literatur (1 B. 1806), als ein Verzeichniss, oder als eine allgemeine Übersicht der Länder und Völkerschaften des grossen chaldäischen Reiches, welches sich, wie *H.* S. 64 f. zeigt, nach Norden und Süden, Westen und Osten gerade eben so weit ausdehnte, als diese hebräische geographisch-ethnographische Charte. Denn wenn wir die hier einzeln genannten Namen in bestimmte Classen bringen: so finden wir: I. Bewohner des caucasischen Bergrückens zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, als z. B. Gomer, Magog u. s. w. V. 2 und 3. (*Gomer* erklärt sich Hr. *M.* durch eine *Buchstabenversetzung*, ein Hülfsmittel, wovon er noch ausserdem einmal zur Erklärung eines anderen Wortes Gebrauch macht. Hiebey aber kann von dem Etymologen und Kenner der morgenländischen Sprachen nie vorsichtig genug zu Werke gegangen werden. Gleiche Behutsamkeit ist nöthig, was die *Verwechselung* verwandter Buchstaben betrifft, sowohl im Hebräischen selbst, als in der Vergleichung desselben mit den verwandten Dialekten. Ein für den Lehrling und Verehrer der orientalischen Sprachen, zumal wenn er diese Sprachen, wie Hr. *M.*, durch eigenen rühmlichen Fleiss zu erlernen sucht, wichtiges Buch ist *J. D. Michaelis Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die ausgestorbene hebräische Sprache zu verstehen*, eine der frühesten Schriften dieses verdienstvollen Orientalisten (Gött. 1757), worin man über diess Alles die bewährtesten Grundsätze aufgestellt und entwickelt findet.) II. Bewohner des schwarzen Meeres und Kleinasiater überhaupt. V. 4 (zum Theil auch schon in den beiden vorhergehenden Versen). III. Die noch übrigen Provinzen und Völkerschaften Mittelasiens, welche Kleinasien in Westen, den Libanon und den persischen Meerbusen dagegen zur Südgrenze hatten, und im Osten an Persien stiessen; z. B. Meder, Assyrer, Aramäer u. s. w. V. 8. 9. 10. 11. 22. 23. IV. Südasiater, und zwar *zuerst* alle jene Völkerschaften, welche sich bis an das mittelländische Meer, die grosse Wüste u. s. w. erstreckten, als z. B. Sidonier, Jebusiter u. s. w. V. 15. 19; *dann* alle arabischen Völker und Stämme, nebst mehreren der wichtigsten einzelnen Provinzen und Städte. (Vgl. *Hartmann* a. a. O. B. II. S. 64—86.) Endlich V. Afrikaner, als Ägypter, mit einigen benachbarten Völkerschaften, V. 7. 13. 14. Doch diess nur beyläufig, um zu zeigen, dass die Annahme eines späteren Ursprunges, oder wenigstens einer späteren Überarbeitung dieser Völkertafel zur Zeit des Exils, durch trifftige Gründe unterstützt wird! Übrigens hätte Hr. *M.* bey seinen fleissigen Untersuchungen in diesem Aufsatz auch noch *Hasse's* Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschen-Geschichte u. s. w. 1801. und *Buttmann's* älteste Erdkunde des Morgenländers u. s. w. 1803. vortheilhaft benutzen können. Unter den übrigen Aufsätzen sind vorzüglich folgende zu beachten: *Das goldene Rauchfass. Über der Cherubim auf der Bundeslade Figur und Stand. Der Altar des Brandopfers. Der mosaische Leuchter. Beurtheilung der hirtischen Angaben von der Beschaffenheit der Stiftshütte und des salomonischen Tempels.* Alle diese Aufsätze enthalten mehrere, für den Archäologen wichtige, zum Theil neue Ansichten. — Hr. *M.* hat, wie man aus der Vorrede sieht, das Hebräische fast ohne mündlichen Unterricht, allein aus Liebe und Enthusiasmus für die ihm so heilige und theuere Sprache erlernt, die er *eine, zum sinnvollen Ausspruch mystischer Redner durchaus mystisch gebaute Sprache* nennt. Freylich läfst sich ohne Kenntniss der verwandten morgenländischen Dialekte das Hebräische nicht ganz vollständig erlernen; inzwischen zeigt Hr. *M.* durchaus gute grammatische Kenntnisse und feste Grundsätze in dieser Sprache (er nennt *Schröder's* Grammatik mehrmals, und gerade dieser ernste Sprachforscher kann vorzugsweise einen gründlichen Grammatiker bilden), und ist sowohl mit den älteren, als neuesten Erklärern des A. T. bekannt. Mit welchem Scharfsinn er von seinen Kenntnissen in der hebräischen Sprache Gebrauch zu machen weiss, davon dient Folgendes zum Beweis. Micha IV, 8 hat *Luther* eine goldene Rose, die sich im Hebräischen nicht findet. Die alten Übersetzer konnten *Luther'n* zu dieser Übersetzung keine Veranlassung gegeben haben, und ohne Veranlassung und Grund konnte dieser unsterbliche Übersetzer die goldene Rose doch auch nicht in den Text gepflanzt haben. Hr. *M.* nimmt also an, dass *Luther* עדיך mit anderen Vocalpuncten als die Masorethen gelesen, und von עדי (der Schmuck) abgeleitet, und weil man zu seinen Zeiten eine goldene Zierrath am Frauenschmuck wegen dessen Bildung eine goldene Rose genannt, für *dein Schmuck* — *deine goldene Rose* gesetzt habe. Noch interessanter ist Hn. *M's.* Erklärung der schweren Worte ומדד־ערב Hiob VII, 4., welche sich dem gründlichsten Kenner empfehlen dürfte. Die Alexandriner haben entweder anders gelesen (welches jedoch nicht wahrscheinlich ist, da im Wesentlichen alle übrigen Alten mit unserem jetzigen Text übereinstimmen), oder sie übersetzen willkührlich. *Luther* übersetzt nach der Vulgata: Darnach rechne ich, wenns

Abend will werden. *Hufnagel*: Lange *dehnt sich die Nacht* (מדּד, mit Rücksicht auf das Arabische مدّ, *extendere*, vgl. 1 Kön. XVII, 21.), *Augusti* und *de Wette*: Wann steh' ich auf, *weichet die Nacht?* (In der Anmerkung mit *Hufnagel* u. A.: lange dehnt sich die Nacht.) *Rosenmüller* nimmt mit Anderen מדּד für ein Substantivum (von נדד), der Abgang, die Entweichung: *Wann wird die Nacht weichen?* (Eigentlich: die Entweichung der Nacht seyn?) Alle diese Übersetzungen sind, wie der Vf. mit Recht bemerkt, mehr oder weniger unzuverlässig. Er betrachtet daher das מ in ומדד nicht als radical, sondern hält es für die Präposition (מן), und übersetzt nach der Bedeutung von דד, Dual. דדים, die weibliche Brust, die ganze Stelle also: Wenn ich mich niederlege, spreche ich: wann werd' ich aufstehen, *und aus den Brüsten des Abends trink' ich mich Unruh satt bis zur Mordämmerung.* Freylich ein kühnes Bild, aber nicht kühner als die *Wimpern der Morgenröthe* (Hiob III, 8. עפעפי שחר, *die Augenlieder der Sonne*, d. i. die erste zitternde Bewegung am Horizont beym Aufgang der Sonne, daher der Syrer geradezu die *Strahlen* der Morgenröthe setzt) und andere gleich kühne Bilder, und für einen Morgenländer so bezeichnend als möglich. Der Abend oder die Nacht ist im Orient recht eigentlich die Amme der Natur. Der Thau aus ihren Brüsten erquickt allein die dürre Schöpfung; der Mensch erholt sich, und die Pflanzen- und Thier-Welt saugt neues Leben und neue Nahrung daraus. Wie passend der Ausdruck überdiess für Hiobs Lage sey, wird von dem Vf. gut entwickelt. Mit dem feuchten Abend, allen anderen Geschöpfen erfreulich und wohlthätig, fängt die eigentliche Jammerzeit des Aussätzigen an. Die grammatischen Schwierigkeiten, dass nach den gewöhnlichen Sprachgesetzen der Dualis דדים erwartet werde, dass ferner dem Abend (ערב) als Masculinum nicht wohl eine weibliche Brust zugeschrieben werden könne u. s. w., werden gründlich beantwortet, unter anderem damit, dass auch שד (die Brust) öfters im Singular vorkomme, z. B. selbst im Hiob XXIV, 9. In letzterer Hinsicht bemerkt Hr. *M.*, diese erzängstliche occidentalische Bemerkung werde schon dadurch niedergeschlagen, dass 1 Sam. XX, 5 das Wort auch weiblich vorkomme. Sodann, setzt er hinzu, hängt bey Personificationen das Geschlecht des Bildes nicht nothwendig vom Geschlecht des Wortes ab. Endlich ist's wohl noch stärker, wenn es Jes. LX, 16 sogar heisst: Du sollst die Milch der Heiden trinken, ja die *Brust der Könige* sollst du saugen. Was wir in solchen Fällen Correctheit nennen, ist weiter nichts, als ein Ringen der Logik wider die Phantasie; der orientalische fliegende Geist lässt sich nicht in diese steifen Linien bannen, und die Cirkel der neu-europäischen Convenienz sind ihm vollends widerwärtig.

Rec., dem die Lectüre dieser Schrift ein reines Vergnügen gewährt hat, sieht der Fortsetzung der hier eröffneten gelehrten, mit frommem Sinn verfassten *Bibeldeutungen*, wozu der Vf. in der Vorrede Hoffnung macht, mit regem Interesse entgegen.

H. II.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Linz*, b. Hailinger: *Eine Stimme des Rufenden in der Wüste, oder Bemerkungen zu dem philol. krit. und histor. Commentar über das N. T. Herrn H. E. G. Paulus*, von *Aloys Sandbichler.* 1805. 158 S. 8.

Eine Recension über eine Recension zu schreiben, wird Niemand von uns erwarten, besonders da die vor uns liegende Kritik so wenig Aufsehen unter uns erregt hat, und der Vf. jetzt gewiss von seiner Selbsttäuschung zurückgekommen ist, wenn er S. 4 der Einleitung sagte, dass man noch kurz vor seinem Auftritt, von Seiten der katholischen Theologen, mit gleichen philologischen und exegetisch-historischen Kenntnissen ausgerüstet, der alles Positive in der Geschichte des Christenthums, ja selbst den Grund seiner Göttlichkeit angreifenden Schrifterklärung der Protestanten entgegen gekommen sey. Wir gehören nicht zu denen, die diesen Versuchen auch nur ein Wort sprechen wollten; sie gehörten mit zu den Verirrungen des Zeitgeistes, den bloss Nichtbeachtung einer jeden philosophischen Kritik, und Zurücksetzung eines jeden anderen Interesse vor dem der blossen Verstandesspeculation so weit von der Erkenntniss des wahrsten und nothwendigsten Bedürfnisses im menschlichen Wesen abführen konnten. Aber diesen Missdeutungen, falschen Auslegungen und sogenannten philosophischen Versuchen, die Bibel natürlich zu erklären, bleibt doch entschieden ein negativer Werth; sie haben uns unendlich weiter gebracht. Abgesehen von allen historischen, kritischen und antiquarischen Kenntnissen, die wir durch sie erhalten, haben sie unsere philosophirenden Theologen auf die grosse, so lange verkannte Wahrheit aufmerksam gemacht, dass auch auf der höchsten Stufe menschlicher Geistesbildung, Religion, ihrem Inhalt und Gegenstande nach, nie bloss Sache der Speculation, sondern beständig Sache des Gemüths bleiben werde, das nur ein Glauben, nicht ein Wissen, nur Getrenntheit von Widerspruch, nicht freye Entwickelung des inneren Zusammenhanges in seinem Wesen sich zueignen wolle und dürfe. Und eben so unverkennbar muss dieser Gewinn jetzt gegen die immer mehr um sich greifenden Ansprüche blosser mystischer Interpretationen und schwankender Gefühlsreligion gesichert werden, die eben so einseitig, als dasjenige, was sie angreifen, nur Ein Interesse und Ein Bedürfniss in der menschlichen Natur anerkennen, aus dem nichtssagenden Grunde, weil ihren Urhebern gerade nach Zeit und Entwickelungsgang unserer theologischen Universalbildung diess Eine im Bewusstseyn aufgegangen ist. Lernt den Menschen erst ganz kennen, und es wird eine leichte Entdeckung seyn, zu finden, dass nach Verschiedenheit der Zustände und Bildungsstufen im menschlichen Wesen, auch die Formen und Verwandtschaften des religiösen Bewusstseyns einen nothwendigen Wechsel erfahren müssen. Dann wird man nicht mehr in dem Wahne stehen, die blosse Form für den Geist zurückhalten zu müssen! — Der wichtigste Abschnitt in der vorliegenden Schrift ist der vierte §.; er giebt eine Prüfung der „Grundsätze, welche Hr. Prof. *Paulus* bey seiner pragmatischen Behandlung der evangelischen Geschichte beobachtete;“ sie wird in den folgenden §§. fortgesetzt, und an einigen Beyspielen ihre Unhaltbarkeit gezeigt. Hr. *S.* sagt uns hier im Ganzen nichts Neues, macht auf manches Willkührliche und Gezwungene in der philologischen Erklärung aufmerksam, ist aber noch nicht der Mann, der in der evangelischen Geschichte mit einer besonnenen historischen Kritik die verschiedene Glaubwürdigkeit der Quellen geprüft hat. Ihm ist Kindheitsgeschichte und öffentliche Geschichte des Wirkens Jesu in dieser Rücksicht einerley, und er bleibt in seinen Beyspielen bloss bey den ersten Capiteln des Lucas stehen. Was wir hier lesen, ist dann freylich von der Art, dass man uns jeden besonderen Kampf darum gern erlassen wird. Von einer Fortsetzung dieser Bemerkungen haben wir nichts gehört.

G. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Andreä: *Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache.* Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Veda's. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. *K. J. Windischmann.* 1816. XLVI u. 312 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der hier, wie jüngst sein Freund Kosegarten, eine Probe von seinen unter Langlès und Sacy in Paris erworbenen Kenntnissen öffentlich ablegt. Von Mainz gebürtig und in Aschaffenburg gebildet, liess er in den dortigen Lehranstalten schon früh jenen Scharfblick und Eifer für Sprachforschung bemerken, dessen Frucht die vor uns liegende Probeschrift ist. Im J. 1812 ging er gehörig vorbereitet nach Paris, um der Sanskritsprache ein ununterbrochenes Studium zu widmen, ohne jedoch das Persische und Arabische und den semitischen Sprachstamm überhaupt zu vernachlässigen. Ungeachtet des Wechsels der Dinge blieb er seit dieser Zeit in Paris ruhig bey seinen Arbeiten, und bereitete sich unablässig darauf vor, um, wenn das Glück ihn begünstigen sollte, an den Ufern des Ganges selbst der Sprache und Weisheit der Indier nachzuforschen. Wir wünschen ihm dazu die fernere Unterstützung von der königl. baierischen Regierung: seine Tüchtigkeit zu einem solchen Unternehmen ist nun nicht mehr bloss aus den Empfehlungen des Hrn. A. W. Schlegel in den Heidelb. Jahrb. (Sept. 1815) bekannt, sondern auch durch gegenwärtige Schrift beurkundet. Wenn wir gleich nicht Alles unterschreiben, was der Vf. über die Entstehung der grammatischen Formen des Zeitwortes in den fünf verglichenen Sprachen sagt: so darf dieses keinesweges die Erwartungen von den Einsichten und Talenten desselben herabstimmen. Seine Besonnenheit zeigt sich selbst in seinen Irrthümern in einem zu hohen Grade, als dass wir ihn nicht auffodern sollten, der gelehrten Welt ja nicht das beabsichtigte Werk einer, für die Bedürfnisse deutscher Philologen vorzüglich berechneten, Sanskritgrammatik vorzuenthalten, und wir wünschen ihm von Herzen alle die höhere Theilnahme, welche dazu erfodert wird. Bey dem Unfuge, welcher gegenwärtig mit der Jagd nach einem ungefähren Gleichlaute in Namen und Wörtern verschiedener Sprachen getrieben zu werden pflegt, macht uns sein Bestreben, das Sprachstudium als ein historisches und philosophisches so zu behandeln, dass er nicht bloss versteht, was in der oder jener Sprache geschrieben ist, sondern auch das Gesetzmässige in den Übereinstimmungen oder Verschiedenheiten der verglichenen Sprachen erforscht, eine innige Freude.

Bis jetzt hat der Vf. die Sanskritsprache, und zwar nur das Zeitwort, bloss mit der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache verglichen; wer sie auch mit der slawischen Sprache verglichen wünscht, mag sich einstweilen mit der von Hn. Anton zu Wittenberg herausgegebenen Abhandlung begnügen: *De lingua russica ex eadem cum Samscrdamica matre orientali prognata.* Wenn unser Vf. das Sanskrit noch nicht tiefer erforscht hat, als die damit verglichenen, uns mehr bekannten, europäischen Sprachen: so ist freylich das, was er uns darüber mittheilt, noch nicht mit Sicherheit festgestellt; aber doch verräth selbst das, was er über die europäischen Sprachen bemerkt, keine gemeine Kenntniss derselben, und ein tieferes Eindringen in ihren ersten Entwickelungsgang, als man noch bey den meisten Schriftstellern über diesen Gegenstand findet. Er ist nicht bey den Formen der verglichenen Sprachen in ihrer classischen Ausbildung stehen geblieben, sondern hat auf die bekannten älteren Formen jeder Sprache sorgfältigen Bedacht genommen. So ist denn auch unter der germanischen Sprache nicht das neuere Deutsch zu verstehen, welches man eigentlich nur eine classische Ausbildung der verdorbensten und ärmsten unserer Sprachmundarten nennen kann; sondern das alte Fränkische, Angelsächsische, Isländische, und besonders das Gothische des Ulfilas, wofür der Vf. mit Recht eine besondere Vorliebe gefasst hat. Wenn er in einem Briefe an den Hn. Vorredner schreibt: „er glaube Sanskrit zu lesen, wenn er den ehrwürdigen Ulphila lese (*Ulphila* schreibt der Vf., wie uns dünkt, nicht consequent genug einen barbarischgeformten Namen mit gothischer Endung); des Ulphila Sprache halte, so zu sagen, die Mitte zwischen dem Sanskrit und dem Deutschen,

und er enthalte manche ächtindiſche Wörter, die im Deutſchen ſich verloren haben:" ſo führen wir dieſe gelegentliche Äuſserung hier um ſo lieber an, da wir beym Studium des Ulfilas dieſelbe Bemerkung machten, und auſserdem noch viele andere Ähnlichkeiten zwiſchen dem indiſchen und germaniſchen Volkscharakter wahrgenommen haben, die bey einer ſo weiten und langen Trennung der beiderley Völker allerdings viel Auffallendes und Erſtaunenswürdiges für einen Forſcher in der Geſchichte der Menſchheit haben. Sehr treffend, wie uns ſcheint, betrachtet der gelehrte Vorredner die *perſiſche* Sprache und Denkart als die natürliche Vermittelung zwiſchen dem *Indiſchen* und *Deutſchen*, oder als eine zwiſchen Wurzel und Frucht ſchwebende, ſchlankſtämmige Mitte voll Leben und Kraft; was er aber von der *hebräiſchen* Sprache als einer Vermittelung höheren Urſprungs ſagt, für welche die *helleniſche* Sprache ein wohlbereitetes Organ der Verkündigung an die Völker, und die *römiſche* das kräftige Werkzeug ihrer Ausbreitung über die Erde wurde, wollen wir auf ſeinem theologiſchen Werthe beruhen laſſen. Dem Vf. empfehlen wir übrigens bey ſeinem ferneren Studium des Ulfilas, ſich vor allen Dingen mit einer richtigen Ausſprache der gothiſchen Schreibart bekannt zu machen, damit er nicht in den gewöhnlichen Fehler verfalle, oder da er in dieſen Fehler ſchon verfallen zu ſeyn ſcheint, ferner darin verharre, das Gothiſche gerade ſo zu leſen, wie es geſchrieben ſteht. Um ſich deſſen richtige Ausſprache zu eigen zu machen, braucht er nur die bey Ulfilas vorkommenden Namen und griechiſchen Wörter mit der Urſchrift zu vergleichen; er muſs aber auch das Griechiſche nach der zu Ulfilas Zeiten üblichen Ausſprache kennen. Wir machen z. B. nur auf die Namen *Aileiaizairis* (Ἐλιέζερ), *Baiailzaibul* (Βεελζεβοὺλ), *Alaiksandrus* (Ἀλέξανδρος), *Thaiaitfeilus* (Θεόφιλος), *Daweid* (Δαβίδ), *Jaiſus* (Ἰησοῦς), *Fareiſaius* (Φαρισαῖος), *Teibairius* (Τιβέριος), und auf die Wörter *Apauſtaulus* (Ἀπόστολος), *Aiwaggeljon* (Εὐαγγέλιον), *Taitrarkes* (Τετράρχης), *Trakauneitidaus* (Τραχωνίτιδος), *Daikapaulaios* (Δεκαπόλεως), *Paraskaivein* (παρασκευὴν), aufmerkſam. Wenn der Vf. hienach, und was ſich ſonſt noch der Art ausmitteln läſst, ſeine Ausſprache des Gothiſchen berichtigt haben wird: ſo wird er Manches aus einem anderen Geſichtspuncte betrachten; ſo wie, wenn er das Lateiniſche nicht zu ſtreng nach dem Griechiſchen beurtheilt, ſondern von Dionyſius aus Halikarnaſſus lernt, daſs das Lateiniſche als ein Gemiſch des Griechiſchen mit einer oder mehreren, zum Theil uns nicht mehr bekannten, italiſchen Sprachen, ſelbſt in ſeinen Flexionen, zu betrachten ſey. Was er aus den eugubiniſchen Tafeln und anderen Inſchriften nach Lanzi als etruſciſch oder ſonſt als altitaliſch anführt, möge er in Zukunft aus dem Spiele laſſen, weil nichts verderblicher iſt, als die Vergleichung einer noch faſt ganz unbekannten und nach bloſser Willkühr errathenen Sprache, deren Kenntniſs bis jetzt noch ein unbedeutendes Stückwerk iſt.

In der Abhandlung *über das Conjugationsſyſtem des Sanskrit* in Vergleichung mit dem der anderen obengenannten Sprachen geht der Vf. vom Verbo ſubſtantivo aus, welches er Verbum *abſtractum* oder Verbum im engſten Sinne nennt, zum Unterſchiede des Verbi *attributivi* oder des Verbi im gewöhnlichen Sinne, welches den Begriff des Seyns zugleich mit dem Attribute ausdrückt. Im Sanskrit giebt es, wie in den meiſten anderen Sprachen, zwey Verba der erſten Art, *Aſti* und *Bhavati*, unter welchen der Vf. wohl nicht ohne Grund einen urſprünglichen, feinen Unterſchied vermuthet, indem erſteres faſt einzig die grammatiſche Verbindung, letzteres aber vorzüglich die Exiſtenz ausgedrückt zu haben ſcheine. Unter allen bekannten Sprachen hält er das Sanskrit für eine der fähigſten, die verſchiedenſten Verhältniſſe und Beziehungen auf wahrhaft organiſche Weiſe durch innere Umbiegung und Geſtaltung der Stammſylbe auszudrücken. Dennoch gefalle es dieſer Sprache zuweilen, das Verbum abſtractum der Wurzel ſo einzuverleiben, daſs ſich beide in die grammatiſchen Functionen des Meldewortes theilen. Dem Sanskrit am nächſten komme die griechiſche Sprache, mehr entferne ſich davon die lateiniſche, perſiſche und germaniſche; doch ſeyen dieſe Sprachen in der Bildung des Meldewortes dem Sanskrit näher verwandt, als die bengaliſche, ob ſie gleich unter den neuindiſchen Mundarten am wenigſten fremde Einmiſchung erlitten habe. Dieſes könnte in der That ſehr auffallend ſcheinen, wenn man nicht bey unſerer Mutterſprache dieſelbe Bemerkung machte, daſs das Gothiſche weit reicher an Flexionen ſey, und darin dem Griechiſchen und Lateiniſchen, wie auch dem Sanskrit, weit näher komme, als unſer heutiges Hochdeutſch.

Von der Conjugation der *altindiſchen* Sprache, wobey der Vf. keinen Vorgänger benutzen konnte, bemerken wir, daſs er das M als Kennzeichen der erſten Perſon im S. u. Pl. und V in Dual, das S oder H für die zweyte, und T für die dritte Perſon in allen Zahlformen ausſcheidet. Der Singular des Präſens geht dabey auf i, der Dual auf ah, der Plural aber auf ah und a, und in der dritten Perſon auf i aus, mit eingeſchaltetem n vor dem t, wie im Altgriechiſchen. Der Modus potentialis wird durch Einſchaltung eines langen i ausgedrückt, welches vor dem langen a, das in den meiſten Conjugationsarten noch nachfolgt, zu j wird; die Vergangenheit des Präteriti hingegen durch ein der Stammſylbe vorgeſetztes kurzes a, wobey jedoch auch die Stammſylbe oft noch eine kleine Veränderung erleidet. Auch giebt es einige Meldewörter, welche das zweyte Präteritum einfach bilden, mit einer Reduplication der Stammſylbe nach dem erwähnten Augmente, wie *aſusnuvat*, *adudruvat* (*er lief*), von den Wurzeln *svu* und *dru*. Das dritte Präteritum wiederholt regelmäſsig den Anfangsbuchſtaben, der, wenn er Mitlaut iſt, den Selbſtlaut der Wurzel annimmt, wie *tutudima* (*wir verurſachten Schmerz*) von der Wurzel *tud*; es wird aber auch periphraſirt. Das erſte Futurum entſteht aus der Verbindung eines Participa zukünftiger Bedeutung auf *tr*,

womit die lateinischen Formen auf *urus* und *or* (als Substantiv) gleich nahe verwandt sind, mit dem Präsens des Verbi abstracti. Das zweyte Futurum wird durch die Anhängesylbe *sjā* gebildet, welche die Personalendungen des Präsens annimmt: jene Anhängesylbe scheint aus dem Modo potentiali des Verbi abstracti *asti* hervorgegangen zu seyn, welche, wie im Lateinischen, den Wurzelvocal zu Anfange des Wortes verliert. Indem der Vf. hier auch die ähnlichen Formen des Gothischen vergleicht:

Im, *is*, *ist*; *sijum*, *sijuth*, *sind*, als Indicativ: *ich bin* u. s. w.
Sijau, *sijais*, *sijai*; *sijaima*, *sijaith*, *sijaina*, als Conjunctiv: *ich sey* oder: *ich werde seyn* u. s. w.

ist unter anderen Druckfehlern durch ein Versehen die erste Person des Indicativs *im* mit der gleichlautenden deutschen Präposition verwechselt, welches wir der Nichtkenner wegen erinnern. Den Vf. aber machen wir, damit er nicht das Gothische *ai* im Conjunctive, welches das noch übliche *e* ist, durch ein eingeschaltetes *i* entstanden glaube, auf unsere obige Bemerkung wegen der richtigen Aussprache des Gothischen aufmerksam. Gleich sehr gefehlt ist es von ihm, wenn er das griechische Futurum II. στελῶ, στελεῖς, στελεῖ, στελοῦμεν, στελεῖτον, στελεῖτον u. s. w. aus einem eingeschalteten ε ableitet. Wie die Franzosen, den Deutschen analog, aus dem Futuro mit den Ausgängen des ersten Praeteriti bilden: so auch das Sanskrit, welches jedoch zugleich das Augment vorsetzt. Der Modus precativus wird, wie der potentialis, gebildet, mit dem Unterschiede, dass die besonderen Conjugationseigenheiten wegfallen, welche man bey dem Vf. selbst nachsehen muss.

Die indischen Meldewörter haben auch besondere Formen für das Medium und Passivum, wovon die letztere der Form der Caussative gleicht, nur dass diese die Ausgänge der Active haben. Der Infinitiv und die Participe werden von den indischen Grammatikern ganz wie Nomina behandelt, welche die Rection des Verbi behalten. Der Vf. betrachtet den Infinitiv als Accusativ einer Verbalform auf *tu*, die den lateinischen Verbalien auf *us* oder *io* gleicht, oder wie ein lateinisches Supinum auf *tum*, mit welchem er gleiche Endung hat, z. B. *Sthātum*, *Kartum*, *Tjaktum*, *Vamitum*. Mit diesem Infinitive verbindet er dann das sogenannte Participium adverbiale, welches im Gebrauche dem lateinischen Gerundio auf *do* gleicht, als Ablativ oder casum instrumentalem auf *vā*; z. B. *Tjactvā*, *Krtvā*. Ein Particip ist diese Form nicht wohl zu nennen, da sie weder Flexionen, noch einen bestimmten Zeitbegriff, vielmehr sowohl passive als active Bedeutung hat; wenn sie aber ein Participium adverbiale genannt wird: so kann dieses denjenigen nicht befremden, welcher weiss, dass jeder Ablativ sowohl als jede Participialconstruction die Stelle eines Adverbs vertritt. Auch verdient hier angemerkt zu werden, dass Ulfilas eine ähnliche Adverbialform auf *ba* hat, die er aber sowohl aus Participien als aus Adjectiven bildet, z. B. *bairhtaba* (*offenbar*) von *bairan* (*ans Licht bringen*), *analaugniba* (*verborgen*) von *laugnjan* (*leugnen*), *ustiuriba* (*zügellos*) von *stiuran* (*steuern*). Überdiess stimmen die beiden indischen Formen in der Wurzelsylbe nicht immer so genau zusammen, wie die lateinischen Supine, z. B. *sthatum*—*sthitvā* von *sthā*, *Vaktum*—*uktvā* von *vak*, *Bhavitum*—*bhūtvā* von *bhū*, *shrotum*—*shrutvā* von *shru*, wiewohl man auch von *nu* zugleich *navitum* und *notum* bildete. Auch giebt es eine solche Gerundivform auf *jā*. Die Participialformen kommen theils dem Griechischen, theils dem Lateinischen, theils dem Deutschen nahe. So endet sich das Participium präs. im Activo auf *an*, *antī*, *at*, im Medio auf *mānah*, *mānā*, *mānam*, oder auf *ānah*, *ānā*, *ānam*, woran im Passivo noch *ja* gesetzt wird, z. B.

Act. *Patschan*, *antī*, *at*.
Med. *Patschamānah*, *mānā*, *mānam*.
Pass. *Patschjamānah*, *jamānā*, *jamānam*.

Das Participium präteriti endet sich im Activo auf *vas*, im Medio und Passivo auf *ānah*, mit einer Reduplication zu Anfange oder mit einer Veränderung des Stammvocals, z. B. *Rurudvas*, *Paetschivas* und *Paetschānah*. Es giebt aber auch ein Part. prät. pass., welches bloss ein *t* an die Wurzel fügt, als: *diptah*, *ā*, *am* (*erleichtert*), *likhitah*, *ā*, *am* (*geschrieben*); oder ein *n*, als: *lunah* (*abgeschnitten*), von *lu*, *tschinnah* (*zerrissen*), von *tschid*. Das Participium futuri fügt an die unveränderte Stammsylbe das Part. fut. vom Verbo abstracto; als: *tanischjan*, *schjantī*, *schjat*; *tanischjamānah*, *schjamāna*, *schjamānam*. Das Passivum hängt *tavja* an, als: *tschittavja*, *tavjā*, *tavjam* (*noscendus*, *enda*, *endum*); das Futurum activi auf *tr* ist oben schon erwähnt.

In der Vergleichung der *griechischen* Conjugation mit dem Sanskrit irrt der Vf. gleich darin, dass er die Formen auf άω, έω, όω zufällig nennt; sie sind es höchstens in einigen Stammwörtern, worin das α, ε, ο radical ist, wie in στάω, δέω, δόω. In den abgeleiteten Formen haben sie ihre bestimmte Bedeutung, und entsprechen den lateinischen Conjugationen auf *āre*, *ēre*, *īre*, deren erste ein *machen*, die zweyte ein *seyn*, die letzte ein *verlangen* ausdrückt, wie schon die *Verba intensiva*, *inchoativa* und *meditativa* zeigen. Man muss nur wissen, dass das griechische όω in das lateinische *āre*, dagegen άω oder ιάω meist in das lateinische *īre* übergeht, wie δόω, *dare*; τορνόω, *tornare*; μυκάω, *mugire*; πειράω, *perire*. Mehr Ähnlichkeit des Griechischen mit dem Sanskrit finden wir in dessen dritter Conjugation, die eine Reduplication zulässt, wie: *dadāti*, δίδωσι; *tischthati*, ἵστησι, *sistit*; in der fünften Conjugation, welche der Wurzel *nu*, und in der neunten, welche der Wurzel *nā* anhängt, wie: *sunuma*, γίγνομεν; *tanuma*, τανύομεν; *krināmi* wie κίρνημι, κεράννυμι. Doch schalten die Griechen statt des ε nach Lippenbuchstaben ein τ ein, wie τύπτω von der Sanskritform *tup*. In den Zeitformen gleicht das griechische ἐδίδων dem Sanskrit *adadām*, das griechische τέτυφα dem Sanskrit *tutupa*. Das κ des griechischen Perfects ist nur ein verhärteter Hauchlaut, der zwischen Selbstlauten oder Semivocalen entweder ganz verschwindet, oder in κ übergeht, wie ἔστηκα, ἵστακ;

denn die Griechen bezeichneten sehr passend die Zukunft mit dem Sauselaut, die Vergangenheit aber mit dem Hauchlaute. Für das Plusquamperfectum hat das Sanskrit keine eigentliche Form, doch kann man damit die Präterita vergleichen, welche der Reduplication noch das Augment vorsetzen, wie *adudruvat*, *asusnuvat*, *asustuvat*, von den Wurzeln *dru*, *snu*, *stu*. Der Aor. II der griechischen Meldewörter auf μι verliert die Reduplication, welche dagegen bey Homer der Aor. II bey den Verbis auf ω häufig erst annimmt: jenem Aoristo ähnlich wird im Sanskrit aus *adadâm* das zweyte Präteritum *adâm* gebildet. Von anderen Ähnlichkeiten schweigen wir, um noch etwas über die Art zu erinnern, wie der Vf. das griechische εἰμὶ mit dem lateinischen *sum* vergleicht.

Wir geben zu, dass εἰμὶ aus ἐσμὶ entstand, wie *sum* aus *esum*; aber darum nicht, dass ἦν, ἦα aus ἦσα ward, wie *eram* aus *esam*. Das *r* der lateinischen Sprache wurde vielmehr zwischen zwey Selbstlauten eingeschaltet, wie die Formen *dearum* aus θεάων, *generis* aus γένεος u. s. w. beweisen. Wir können also auch nicht in die Erklärung über den Ursprung des griechischen Aor. I auf σα einstimmen, woraus zum Theil das lateinische Perfectum hervorging, wie *scripsi* aus γράψα. Das σ ist hier so wenig radical, als im Futuro, und es ist verlorene Mühe, ἔσομαι als ein Präsens medii von ἐσμὶ darstellen zu wollen. Noch ein grosser Irrthum des Vfs. ist es, wenn er den Aor. I pass. aus dem Participe desselben ableitet: er ist gerade, wie der Aor. II, unmittelbar aus der Wurzel gebildet, und unterscheidet sich vom Aor. II in der Form nur durch ein eingeschaltetes θ, wie in der Bedeutung dadurch, dass der Aor. II meist einen intransitiven Begriff ausdrückt, wie ἔστην von ἵστημι u. s. w., daher sich auch die Futura passivi dazu verhalten, wie στήσομαι zu ἔστην u. s. w. Nie war im Griechischen eine Form διδόθημι u. s. w. möglich. Ehe es der Vf. unternehmen darf, die Entstehung des griechischen Meldewortes aus dem Sanskrit zu erläutern, wird er warten müssen, bis einmal Jemand dieselbe mit mehr Umsicht, als Hr. *Thiersch*, aus dem Homer entwickelt. Der Vf. greift bey der Erklärung des griechischen Meldewortes fast durchaus fehl: so auch, wenn er das weibliche Particip auf ουσα von einem männlichen auf ους ableitet, ohne dieses aus οντ, wie jenes aus οντια, entstehen zu lassen. Die griechischen Participe und Adjective der dritten Declination wurden fast wie im Gothischen bey Ulfilas gebildet: das Neutrum ist Stamm, dass Masculinum setzt ein *s*, das Femininum ein *a* hinter, nur mit dem Unterschiede, dass der Grieche das α meist hinter das Masculinum, der Gothe unmittelbar hinter das Neutrum fügte, z. B. *kunths, kuntha, kunth*; γνοὺς, γνοῦσα, γνόν für γνόντς, γνόντια, γνόν(τ). Was der Vf. über den Infinitiv bemerkt, lässt sich eher einem phantastischen Geschöpfe vergleichen, als was er den Grammatikern alter und neuer Zeit vorwirft; es würde uns aber zu weit führen, wenn wir ihm seine Irrthümer ausführlicher zeigen wollten. Mehr Beyfall können wir seiner Erläuterung der Conjunctionen geben, welche *dass* bedeuten. Auch geben wir ihm darin Recht, dass er bey dem activen Infinitive die Endung μεναι oder μεν zum Grunde legt; nur nicht, wenn er den passiven Infinitiv aus dem Part. Aor. I pass. abzuleiten versucht. Vielmehr entstand die Endung σθαι aus der Personalendung des Indicativs σθε, wie die Endung μεναι aus der Personalendung μεν, wogegen das Particip auf μενος unmittelbar aus der Personalendung μαι oder μην mit angehängter Flexion hervorging. Auf ähnliche Weise entstand der lateinische Infinitiv durchaus von den bedingenden Zeitformen, durch Weglassung der Personalendungen: wie aber die bedingenden Zeitformen entstanden, werden wir in dem Abschnitte von der Conjugation der *lateinischen* Meldewörter sehen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Riga*, b. Meinshausen: *Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche* von *G. Merkel*. Zweyter Heft. 1812. 113 — 222 S. 8. (16 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1815. No. 204.]

Im Prühling 1798 kam der Vf. nach Weimar zurück, und studirte zu Tieffurt, dem Landsitz der verewigten Herzogin Anna Amalia, die deutsche Literatur. *Wieland*, *Herder* und *Böttiger* waren der vorzüglichere Umgang desselben. Über *Wieland* wird viel Wahres und Treffendes gesagt. „Um als Dichter zu sehen und zu empfinden, darf *Wieland* sich nur gehen lassen; um als Weiser zu denken und zu urtheilen, braucht er sich nur besinnen zu wollen." Die Beurtheilung seiner Schriften macht dem Freunde Ehre, ohne dem Kunstrichter Schande zu machen. Der Oberon ist unserem Vf. das vollendetste Gedicht unserer Sprache an streng berechnetem Plan und üppig schöner Ausführung desselben, und steht neben Orlando wie Raphaels schönstes historisches Gemälde neben seinem lieblichsten Arabesken-Gewimmel. *Böttiger* wird von Hn. *M.* zu denjenigen Menschen gerechnet, für die man nicht eher wirkliche Freundschaft und offenes Vertrauen fassen könne, als bis man sie nicht mehr sehe. Seine Thätigkeit wird besonders ausgezeichnet. Ein etwas langsamerer Mann sagte einst: Bey dem blossen Überdenken von dem, was *B.* thue, bleibe ihm der Athem aus. Der Übergang von *B.* zu den Brüdern *August Wilhelm* und *Friedrich Schlegel* wird auf folgende Weise gemacht: „Wenn die fabrikenmässige Unform des literarischen Geschäftsganges, wie man eben gesehen hat, hie und dort einen Mann von wahrem Gehalt auf einen Irrweg leitete, der seiner unwürdig war: so hob sie dagegen eine Anzahl Leute von beschränktem oder gar zweifelhaftem Werthe auf einige Zeit zu grosser Bedeutung empor. Man könnte sagen: wie ein Bach mit unreinem Bette, warf sie Blasen, die eine Weile trüb und schäumend fortschwammen, bis sie etwa an einen — Strohhalm stiessen." Hier wird man lebhaft daran erinnert, dass man es mit Erinnerungen Hn. *Garlieb Merkels* zu thun hat. Über *Gleim*, den der Vf. auf einer Fussreise durch den Harz im Sommer 1797 kennen lernte, wird unter anderen einmal gesagt, dass man dem Tyrtäus zu viel Ehre erweise, wenn man *Gleim* den deutschen Tyrtäus nenne. Der Vf. hat Recht, und Rec. stimmt ganz mit in das Lob ein, welches ihm Hr. *M.* spendet. — Von *Klopstock* wird behauptet, er habe der deutschen Sprache den einzigen heroisch-epischen Vers geschaffen, der bey ihr, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt zu thun, die Stelle des *ewigfremdartigen* Hexameters vertreten könne. Was sonst über ihn geurtheilt, und zur Erklärung seines dichterischen Wesens beygebracht wird, beweist Kenntniss und Mässigung. Auch über *Voss*, in diesem Hefte der Letzte, an welchen sich der Vf. erinnert, noch mehr aber bey Gelegenheit desselben, sind sehr beherzigungswerthe Worte gesprochen.

Pf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., bey Andreä: *Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache.* Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von D. *K. J. Windischmann* u. s. w

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. vergleicht die Stammsylbe des lateinischen Verbi abstracti *Es* und *Fu* mit den indischen Wurzeln *As* und *Bhu*; gewisser ist, dass sie aus den griechischen ἐω und φύω hervorgingen. Der Conjunctiv erhielt die Umlaute *i*, *a*, *e*, unabhängig von einander, und es ist gefehlt, die letzteren, welche auch die bedingenden Zeitformen und die Future der dritten und vierten Conjugation bekommen, aus einer Verschmelzung des ersten abzuleiten. *Sim* entstand nicht aus *siem*, sondern *siem* ist blosse Dehnung von *sim*, welches ursprünglich *esim* gelautet haben mag, woraus *essem* gebildet wurde, wie *vellem* aus *velim* u. s. w. Die Schreibart der Alten *esem* berechtigt zu keiner Ableitung von *esam* für *eram*, sondern ist lediglich aus der Gewohnheit der Alten zu erklären, die Mitlaute nicht zu verdoppeln. Wenn der Vf. dem *e* in *essem* einen breiten Ton geben will, womit Viele unrichtig das *est* aussprechen: so hat er nicht bedacht, dass die lateinischen Grammatiker gerade durch die kurze Aussprache *essem*, *ich wäre*, von *ēssem*, *ich äse*, unterscheiden. Die Ableitung der Sylben *bam* und *bo* aus der Wurzel *fu* oder *bhu* beruht auf einem eben so unerweislichen Grunde, als die Ableitung der Sylben *ram* und *ro* in *eram* und *ero* aus der Wurzel *es* oder *as*. Weit sicherer erklärt man das *b* für eine Verstärkung des den griechischen Hauch- und Sause-Laut vertretenden Digamma, woraus auch die Präterita ihr *v* erhielten. Am allerunstatthaftesten ist aber die Erklärung des Passivs durch ein angehängtes *sum*, *sus*, *fut*, als: *amasum*, *amasus*, *amasut*; *amasumus*, *amasunt*; dafür *amor*, *amasis*, *amarut* oder *amatur*; *amaum* oder *amamur*, *amarunt* oder *amantur*. Wie konnte doch der Vf. das angehängte *r* des Passivs verkennen, da es sich noch ganz klar in der Anhängesylbe des passiven Infinitivs, z. B. *amarier* für *amari*, erhalten hat?

Aus *amo*	wurde	*amor*.	
— *amas*	—	*amasr*, dafür *amaris* oder bloss *amare*.	
— *amat*	—	*amatur*.	
— *amamus*	—	*amamur*.	
— *amant*	—	*amantur*.	

Was hindert uns, in *amarer* dem *r* eine doppelte Function zu geben, so dass das erste *r* die bedingende Zeitform, das zweyte den passiven Begriff bezeichnet, da dasselbe in der Infinitivform *amarier* Statt findet, und ein *grösserer Eiferer* sich auch im Deutschen die doppelte Function des *r* nicht nehmen lässt? Wenn *amarier* späterhin das zweyte *r* verlor: so kann es nicht mehr befremden, als wenn aus *amaris* bloss *amare* oder aus *legeri* gar nur *legi* wurde. Wenn aber der Vf. *amamini* für einen alten Plural des Particips mit ausgelassenem *estis* erklärt: so haben wir nichts dagegen zu erinnern, weil der Lateiner die schwerfällige Form *amatier* wohl eben so gern vermied, als der Grieche sein τετυφιται, und die alte Participsform sich noch in *Vertumnus*, *alumna*, *damnum* von *verto*, *alo*, *do* und ähnlichen Wörtern erhalten hat.

Auch an den meisten Bemerkungen des Vfs. über die *persische* und *germanische* Sprache, die von einem tiefeindringenden Studium zeigen, haben wir nichts auszusetzen, als was zum Theil schon berührt worden. Wenn er aber auch hier dabey beharrt, dass der Infinitiv eigentlich nur Accusativ sey: so ersuchen wir ihn, das *Shakespear*'sche *Seyn* oder *Nichtseyn* besser zu bedenken. In einem besonderen Nachtrage will uns der Vf. nicht bloss glauben machen, dass *be*, *bin*, *bis* aus der indischen Wurzel *bhu* stammen, sondern auch *was*, *war*, *wesen* von *as* mit vorgesetzter Partikel *vi*, welche im Sanskrit gerade so gebraucht wird, wie im Lateinischen die untrennbare Präposition *ve*. Schade nur, dass die Partikel *vi* sonst nirgends sich erhalten hat, und *bis* (im Gothischen *was*), *was*, *wesen*, eben so analog mit *lies*, *las*, *lesen* gebildet wurden, als *wesen* selbst mit *wehen*, *weben* und *wegen* eine gemeinschaftliche Wurzel hat, wie *lesen* mit *leken*, *leben* und *legen*. Der Vf. muss erst, wie Fulda, die Wurzelwörter der deutschen Sprache studirt haben, um gegen ihn über die Unbedeutsamkeit der Selbstlaute in den deutschen Flexionen abzusprechen, und die wahre Wurzel verkennend, den ihren Begriff bloss nuancirenden Mitlaut als eigentlichen Wurzellaut aufzustellen. Dass nicht der Irrthum die Wahrheit zurückdränge, sondern die Wahrheit über den Irrthum siege,

erforsche der Vf. ja erst die Eigenthümlichkeiten einer jeden, auch noch so verwandten Sprache, ehe er alle Sprachen über einen Leisten schlägt, und das Sanskrit zu einem verführenden Steckenpferde macht. Darin geben wir ihm vollkommen Recht, dass er die Kennzeichen der Personen aus Personalbenennungen ableitet: wir brauchen aber desshalb nicht gerade zum Sanskrit unsere Zuflucht zu nehmen, da die persischen Sprachen eine bessere Vermittelung darbieten. Im Parsi heisst:

om oder *man* (Zend: *manm*)	*ich.*	*ma, wir.*	
ot — *tu* (— *tum*)	*du.*	*oté* oder *otam, ihr.*	
o — *osch* (— *oné*)	*er..*	*oschan, sie.*	

Im Zend heisst *oté* oder *wô ihr*, im Dual *otá* oder *owé*. Ganz andere Formen bietet das Pehlewi dar, als: *ré ich, rag* oder *rak du, homan er; roman wir, rakom ihr, ragomenschan sie.* Aber da man im Pehlewi für *re* auch *ragoman* oder *rekij*, wie *manedj* für *man* im Parsi setzte, so sieht man, dass man im Pehlewi nur ein anderes Wurzelwort mit den oben angegebenen Parsiendungen gebrauchte. Daher sagte man auch: *asum* oder *zim, ich; asut* oder *zit, du; asusch* oder *zisch, er* u. s. w., wie *ezem, ich,* im Zend. So bildete denn auch das Pehlewi aus dem Zendischen *hûô, es sey,* oder *hûanm, seyn; humenam, ich bin; humenat, du bist; humenad, er ist;* Plur.: *humenaé, humened, ihr seyd* u. s. w. Eben so bildete das Parsi aus *budan, seyn: buam, ich bin; bed, er ist;* aus *schodan, seyn: schawam, ich bin; schawed, er ist;* aus *istadan, seyn* oder *stehen: istam, ich bin; estam, ich stehe; asted, er ist; ested, er stehet.* Doch hat das Parsi auch noch kürzere Formen, als: *ham, ich bin; hed, ihr seyd; had* oder *hast* (Pehlewi: *hit* oder *ast*), *er ist.* Der Gothe sprach *im, is, ist,* und *nist* für *ist nicht,* gerade wie im Parsi, und im Pehlewi *nast,* im Zend *nûed* aus *hûed* oder *eûed* und *beûad* (*er ist*).

Mehreres Andere, was wir noch nachtragen könnten, verschweigen wir aus Mangel an Raume, um noch etwas über die *metrischen Übersetzungen* des Vfs. aus dem Sanskrit zu sagen. Es sind zuerst *Wiswâmitra's Büssungen*, eine Episode aus dem Ramajana, welche fast die ganze zweyte Hälfte des ersten Bandes von der in Serampur erschienenen Ausgabe des Originaltextes durch *Carey* und *Marshman* ausmacht. Ausser dem, was *Friedr. Schlegel* in seinem Buche über die Sprache und Weisheit der Indier über die Schloken oder indischen Distichen von 16sylbigen Versen mit einem Abschnitte in der Mitte angiebt, bemerkt Hr. *B.* noch, dass die ersten 4 Sylben jeder Vershälfte ziemlich willkührlich, die 4 letzten Sylben aber in der ersten Vershälfte meist als erster Epitrit, in der zweyten meist als Dijambus behandelt werden. Die zweyte Episode enthält den *Kampf mit dem Riesen aus dem Mahâbhârat*, nach zwey Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris, wovon die eine auf Palmblättern, die andere, minder lesbar und fehlerfrey, auf gelbem Papier, beide mit bengalischer Schrift geschrieben sind. Der Vorredner hat mehrere mythische, meist aus *Monu* geschöpfte Erläuterungen, und am Ende noch *einige Stellen aus den Veda's*, nach *Colebrooke's* wörtlicher Übersetzung von Hn. Prof. *Merkel* in Aschaffenburg bearbeitet, hinzugefügt.

Papier und Druck verdient Lob, mit Ausnahme der unbeschreiblich häufigen Druckfehler in der griechischen Schrift, wodurch überhaupt zur Schande Frankfurt's die daselbst erscheinenden Druckschriften entstellt werden. VI — VII.

Stuttgardt, bey Steinkopf: *Register der in den lateinisch-deutschen Elementar-Übungen vorkommenden Grammatikalien, Wörter und Sachen*, vermehrt mit nachträglicher Erklärung der im Buche fehlenden und in ein lateinisch-deutsches Elementar-Wörterbuch gehörigen Wörter. Zugegeben sind zwey und zwanzig Tabellen der allgemeinen Geschichte. 1812. 257 — 389 S. 8. und 4 halbe Bogen Tabellen. (18 Kr.)

Dieses Register ist eine mit vielem Fleisse ausgearbeitete Zugabe zur zweyten Auflage der lateinisch-deutschen Elementar-Übungen von Hn. M. *Jeremias Friedrich Reuss*, Rector des Pädagogiums in Esslingen, deren ersten Cursus in der zweyten Ausgabe wir in unserer A. L. Z. 1815. No. 20. S. 158 ff. und beide Cursus in der ersten Ausgabe 1813. No. 59. S. 469 f. angezeigt haben. Es enthält zuerst ein grammatisches, dann ein Wort- und Sach-Register für den ersten und zweyten Cursus, nebst einem Nachtrage von Verbesserungen für beide Cursus. Da es in dem Plane und Zwecke des Buches lag, *dass es* ausser der Wort- und Sprach-Kenntniss auch, *so viel* möglich, Sachkenntnisse, worunter die Geschichte einen vorzüglichen Raum einnimmt, unter der lateinlernenden Jugend verbreiten, und Sinn dafür wecken sollte: so machen die 22 Tabellen zur Übersicht und geordneten Erlernung des Wissenswürdigsten aus der allgemeinen Geschichte einen besonderen Anhang aus. Sie sind in drey Classen vertheilt, indem die beiden ersten in Queroctav eine kurze Übersicht der Zeit vor und nach Christus in je fünf Perioden geben, die zwölf folgenden diese 10 Zeiträume der Geschichte erweitert liefern, die acht letzten Tabellen hingegen die vorher nur kurzgefassten 3 letzten Zeiträume für erwachsenere Schüler noch einmal ausführlicher darstellen. Die kurzgefassten Tabellen sind in Octav, die Specialtabelle aber in Quart, oder, wenn man will, in Querfolio-Format, doch so, dass die 22ste Tabelle noch die Geschichte von Russland, Polen und der Türkey, nebst Bemerkungen über die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten 3 Jahrhunderten, und die 15te Tabelle die Reformation mit ihren nächsten Folgen, so wie Frankreichs Revolution, Kriege und Vergrösserung in den neuesten Zeiten, besonders ausführt. Gegen die Auswahl und Anordnung der historischen Merkwürdigkeiten haben wir eben so wenig etwas zu erinnern, als gegen die Abtheilung der Geschichte in ihre 10 Zeiträume. Die 5 Perioden vor Christi Geburt sind aus *Schröckh* bekannt, nur dass bey unserem Vf. die erste die ganze Zeit von Adam bis auf Moses zusammenfasst; die Geschichte nach Chri-

sti Geburt ist in Perioden von je 300 — 400 Jahren ungefähr abgetheilt. Etwas Zweckmäſsigeres und Wohlfeileres zugleich für den historischen Gymnasialunterricht kann sich Rec. nicht denken; es wäre daher zu wünschen, daſs der Vf. die Tabellen auch besonders abdrucken lieſse, für solche Schulen, auf welchen seine Elementar-Übungen, wozu das Register gehört, nicht eingeführt sind, und nicht wohl eingeführt werden können. Nur müſste die gewählte Zeitrechnung nach Jahren der Welt in die nach Jahren vor Christi Geburt abgeändert werden: denn das Widersinnige abgerechnet, in der Chronologie von einem ungewissen Zeitpuncte auszugehen, widerräth es schon die Methodologie, die kleinsten und am leichtesten behaltbaren Zahlen in einen Zeitraum fallen zu lassen, wovon die Geschichte gar nichts weiſs, in dem allermerkwürdigsten Zeitraume der Geschichte dagegen das Gedächtniſs mit schwer zu behaltenden und kaum zu übersehenden Zahlen zu überladen. Wenn wir noch jetzt, wie die Juden, nach Jahren der Welt zählten: so hätte man doch wenigstens Einen Grund für eine unmethodische Zählweise; aber da wir eher Alles auf uns selbst, als auf Adam, zu beziehen haben: so können wir nicht anders, als von Christi Geburt rückwärts zählen, um durch bloſse Addition der gegebenen Zahl mit dem Jahre, worin wir leben, sogleich zu wissen, wie viele Jahre von dem genannten Zeitpuncte bis auf uns verflossen sind. Der Vf. hat zwar in den 6 Tabellen für die weitere Ausführung der fünf Zeiträume vor Christi Geburt neben den Jahren nach Adam am Rande auch die Jahre vor Christus berechnet; aber die Jahre vor Christus sollten voranstehen, und somit bey allen den vielen Zahlen, die im Text vorkommen, zum Grunde liegen, statt daſs der Vf. zur Pein der armen Schüler, bey welchen er nichts als die Begriffe von Gott, Welt, Erde, Volk, Staat, Regierung u. s. w. voraussetzt, wie sie *Schlözer* in seinem vorbereitenden Unterrichte zur Weltgeschichte entwickelt hat, ganz gegen *Schlözer's* vortrefflich ausgeführte Methode entweder nur runde Zahlen nach Adam angiebt, und danach ängstlich die Jahre vor Christus nach *Petav* und *Gatterer* berechnet, oder die Jahre der Welt mit solcher Pünctlichkeit angiebt, als ob wir so gewiſs, wie 2 mal 2 ist 4, wüſsten, wenn Adam geschaffen worden, und dieses Rechnungssystem gerade in der speciellen Geschichte des fünften Zeitraums durchführt, die wegen der Reichhaltigkeit der Materien zwey Seiten einnimmt.

VI — VII.

SCHÖNE KÜNSTE.

LIVORNO, b. Masi u. Comp.: *Rime di Autori citati nel Vocabolario della Crusca ora per la prima volta accuratamente publicate.* 1812. 96 S. 8.

Hr. *Gaetano Poggiali* lieſs von dieser Sammlung nur vierzig Exemplare besonders abziehen. Eigentlich ist es ein Anhang zu dem noch nicht ausgegebenen Kataloge der von ihm besessenen Sprachtexte. Wir berühren das Merkwürdigste des hier Mitgetheilten, und bemerken zugleich, was irriger Weise für ungedruckt gehalten wurde. I. Eine treffliche *Canzone pastorale* von *Lodovico Ariosto*, steht unter dem Namen *Jacopo's de' Servi* in *Doni's Marmi, Ragionamento VII*, und daraus in den *Poesie pastorali e rusticali raccolte dal Dott. Giulio Ferrari.* Mil. 1808. Einige Stanzen in *Baruffaldi Vita di L. Ariosto Ferrara* 1807., der sie ebenfalls dem Göttlichen beylegt. Aus *Doni's* Text läſst sich der *poggiali*'sche hin und wieder verbessern. II. *Angelo Poliziano*, Stanze XX, ein anmuthiger Liebesgesang, und 5 Balladen, welche zuerst in der gröſstentheils unterdrückten Ausgabe der Gedichte *Poliziano's*, die der Ab. *Calisto* zu Bergamo um 1760 veranstaltete, erschienen. III. *Franco Sacchetti's* des Novellenschreibers Sonette, Canzonen, Madrigale und Balladen. Die zweyte Canzone „*contro alle nuove foggie*" ist für die Sittengeschichte interessant. Ungemein lieblich ist die Ballade *O vaghe montanine pastorelle*, welche übrigens der Ab. *Rubbi* in die *Lirici antichi* unter dem Namen *Poliziano's* (aber sehr verstümmelt) aufnahm; sehr schlecht dagegen die Sonette. IV. Zwey Briefe *Torquato Tasso's.* In dem ersten fleht er den Cardinal *Buoncompagno* um geneigte Fürsprache: „*La supplico, che non consenta a sì lunga ostinazione degli uomini, nè voglia che dia fine a la mia grave miseria la morte, ma la pietà!*" Ein Billet *Cammillo Ariosti's* von 1579, voll unnachahmlicher Naivetät: *Tasso* dichte immer noch mit seiner gewöhnlichen Wuth, „*versifica al solito, col solito suo furore.*" Einige Gelehrte indeſs wollen in seinen Reimen Spuren von Wahnsinn entdecken; er merke nichts davon, vielmehr glaube er, *che, quanto è più furioso pazzo, tanto migliori debbono essere i suoi versi, perchè se è vero che la Poesia nasca da furore, io tengo che essendo furioso debba per conseguenza esser buon poeta più che mai.* Doch, wie gesagt, er denke, jene Äuſserung rühre von einer gelehrten oder neidischen Zunge her, und überschickt dann seinem Bruder *Orazio* ein artiges Madrigal *Torquato's.* Die übrigen von *Poggiali* herausgegebenen Reime haben *Feo Belcari, Bellincioni, Cino da Pistoia* (auch in *Ciampi's* Ausgabe) *Giusto de' Conti, Grazzini, B. Guarini, Macchiavelli, Lorenzo de' Medici, Buonaccosso da Montemagno, Alfonso de Pazzi, Lionardo Salviati,* und *B. Varchi* zu Verfassern.

LL.

LIVORNO, b. Masi u. Comp.: *La divina Commedia di Dante Alighieri* già ridotta a miglior lezione dagli Accademici della Crusca, ed ora accuratamente emendata ed accresciutta di varie lezioni tratte da un antichissimo codice. 1807 — 1813. 4 Tom. 8. Zwey Bände Text und zwey Commentar.

Die Vorzüge dieser Ausgabe sind: Sehr schöner und genauer Abdruck der Recension der Crusca; Mittheilung mehrerer Varianten aus einer Handschrift, welche der Herausgeber, *Gaetano Poggiali*, vom J. 1330 glaubt; ein ausführlicher und in reiner Sprache

geschriebener Commentar, dessen Grundlage übrigens der lombardische ist. Wir tadeln eigensinnige Vertheidigung des Textes der Akademie gegen die evidentesten Berichtigungen aus Handschriften, verbunden mit parteyischer Vorliebe für die Lesearten der selbstbesessenen; Nichtbenutzung der übrigen Schriften *Dante's*, der älteren Erklärer *Buti*, *Benvenuto da Imola*, und sogar *Boccaccio's*, der Ausgabe und der kritischen Werkchen *Dionisi's*, worin neben vielem Lächerlichem auch sehr viel Gutes enthalten ist. *Lombardi's* Arbeit, welche schon ein blosser, nur mit etwas richtigem Sinne und mit Belesenheit in den Trecentischen ausgestatteter, von Pedanterie freyer Literator um ein Beträchtliches hätte vervollkommnen können, wird durch die *Poggiali*'sche nicht entbehrlich gemacht. In beiden ist der kritische und ästhetische Theil höchst mangelhaft, und um es unverholen zu sagen — der innere Geist des göttlichen Gedichtes kaum geahnet. Wer ihn begreift, schreibt in Italien keine Commentare.

LL.

Pisa, b. Capurro: *Vita e Poesie di Messer Cino da Pistoia.* Novella edizione, rivista ed accresciuta dall' Autore Abate *Sebastiano Ciambi.* 1813. 8.

Ciampi's Biographie *M. Cino's dei Sinibuldi* (geb. 1270 st. 1337) erschien zuerst Pisa 1808. 8., und hat in dem neuen Drucke nur wenige Zusätze erhalten. Einen Auszug dieser lobverdienten Arbeit findet man in *Ginguené's Histoire littéraire d'Italie.* Mit lebhaftem Danke empfangen wir nun diese nach Handschriften sorgfältig bearbeitete und mit philosophisch-kritischen Noten begleitete Ausgabe der Poesieen *Cino's*, welche theils als merkwürdiges Denkmal früherer Kunst und Sprache, theils auch wegen der Zartheit so vieler Züge immer noch geachtet werden. Was könnte z. B. lieblicher seyn als der Schluss der XI Canzone: *Tu mi pari, Canzon, sì bella e nova, Che di chiamarti mia non haggio ardire. Di' che ti fece Amor, (se vuoi ben dire), Nello mio cor, che sua valenza prova, E vuol che Solo allo suo nome vadi. A color che son sui Perfettamente, ancor ched ei sian radi, Dirai, io vegno a dimorar con vui, E prego che vi aggradi, Per quel Signor, da cui mandata fui.* Neben seinem Freunde *Dante* gab *Cino* der italiänischen Lyrik mehrere Haltung, indem er sie lehrte, ächte Empfindungen zugleich mit grösserer Bestimmtheit und Anmuth auszudrücken, als die früheren Reimer. Ohne Zweifel steht er in Einer Reihe mit unseren besseren Minnesingern, und ist in jedem Betrachte der Vorläufer *Petrarca's*, welcher es nicht verschmähte, Manches von ihm zu entlehnen. — *Ciampi's* Sammlung zerfällt in fünf Abtheilungen: I. II. und III die von *Nicolò Pilli* (1559) bekannt gemachten Stücke. IV. Eine Auswahl der in *Faustino Tasso's* (1589) befindlichen, in welchen sich sehr viele untergeschobene befinden. *Ciampi* nahm die Vorzüglichen der ihm und *Poggiali* ächt scheinenden auf. V. Vorher ungedruckte, 25 Sonette, 5 Balladen, 3 Madrigale und 9 Canzonen. Es entging dem Herausgeber, dass die erste ziemlich mittelmässige auf *Dante's* Tod bereits von *Rubbi* in dem *Parnaso Italiano* (*Lirici antichi* am Ende) mitgetheilt worden war. Durch naive Grazie empfiehlt sich die Ballade, worin ein Mädchen seine Liebe unumwunden gesteht.

Amor, che ha messo'n gioia lo mio core,
Di voi, gentil Messere,
Mi fa'n gran benignanza formontare,
Et io nol vo' celare,
Come le donne pertemenza fanno.
Amor mi tiene iu tanta sicuranza,
Ch' infra le donne duo'l mio volere,
Come di voi, Messer, so' nnamorata,
E come'n gioia mia consideranza
Mostro, che per sembianti il so parere
A voi gentil Messere, a cui son data;
E s'altra donna contr' al mio talento
Volesse adoperare,
Non pensi mai con altra donna gire
Et io lo so sentire
A chi di voi mi volesse fur danno.
Non ho temenza di dir com' io sono
A lo vostro piacer sempre distretta,
Sì la baldanza d'Amor m'assicura;
E quando con altrui di voi ragiona,
Lo nome vostro nel cor mi suetta
Una doliezza, che lo cor mi fura,
E non è donna, che me ne riprenda;
Ma ciascheduna pare
Che senta parte de lo mio desio.
E questo è quel, per ch'io
Temo di perder voi per loro inganno.

Beynahe unentbehrlich für die genauere Würdigung des deutschen Minnegesanges scheint eine verständige Auswahl der italiänischen Reime des XIII und XIV Jahrhunderts, ohne die zu vergessen, welche von 1350 bis 1500 ausser dem Kreise der Nachahmung *Petrarca's* liegen. Eine geringe Seitenzahl würde beides, das am meisten Charakteristische, und das ästhetisch-Vollendeteste, enthalten können.

LL.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Heidelberg, b. Mohr und Winter: *Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden.* Eine aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur besonders abgedruckte Recension der Schrift des Professors Rühs in Berlin: Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht. Zweyter verbesserter Abdruck. Von *J. F. Fries*, D. der Philosophie und Medicin, ord. öffentl. Professor der Physik und Philosophie in Heidelberg u. s. w. 1816. 24 S. 8. (6 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Ohne Druckort: *Sendschreiben des Michael Freyherrn von und zu Michelhausen an die Deutsch-Michel-Gesellschaft zu Idstein. Nebst einem confiscirten Aufsatze: Gespräch dreyer Allemanen und eines Deutschen, die Deutschheit betreffend.* Beytrag zur Allemania. 1815. 56 S. (4 gr.)

2) Ohne Druckort: *Verfassungs-Urkunde und Gesetze der deutschen Gesellschaft zu* ....., bekannt gemacht von D. *Carl Hoffmann*, Justizrath und Obristen des Landsturms. Aus den Papieren des Licentiaten Peperlepep. In deutsche Knittelreime mühsam gebracht von *Gian Michele Bavareti*, emeritirtem Cantor an der Pfarre zu St. Jodock in Landshut. 1815. 79 S. (4 gr.)

3) Ohne Druckort: *Allemania.* Achtzehntes Heft. *Etwas über Unterricht und Bildung der Jugend auf unseren heutigen Universitäten.* 1815. Von S. 225 — 284.

Wir stellen diese drey Schriften deswegen zusammen, weil sie nach aller Wahrscheinlichkeit denselben Verfasser haben, und ungeachtet der Verschiedenheit ihres Inhaltes dieselbe Denkart verrathen; er ist ein Baier, nach seiner Versicherung ein vieljähriger Universitätslehrer, nach glaubwürdigen Nachrichten Professor *Schultes* in Landshut, mit dessen dem Rec. anderswoher schon bekannten Gesinnungen die Ansichten und der Ton in diesen Schriften vollkommen übereinstimmen. Die *beiden ersten* sind gerichtet gegen das seit dem glücklichen Befreyungskriege vom fremden Joche an vielen Orten in Deutschland, besonders in den nördlichen Ländern und am Rhein auflodernde enthusiastische Streben, Hass und Verachtung gegen das Franzosenthum zu wecken, deutsche Denkart und Liebe zum Vaterländischen überhaupt zu beleben, die Gränzen, welche seit vielen Jahrhunderten deutsche Länder trennten, zu zerstören, und aus den verschiedenen Stammvölkern ein Volk zu bilden. Es ist uns allen noch im frischen Andenken, wie in Tageblättern, zahlreichen Broschüren und grösseren Werken diese Gegenstände auf die verschiedenste Weise verhandelt wurden, unerfahrene Brauseköpfe, wie besonnene Beobachter der Zeitereignisse, Dichter, Philosophen und Staatsmänner suchten ihre Ansichten geltend zu machen, so dass man wohl denken dürfte, jede Seite sey hinlänglich beleuchtet, und das Wahre und Rechte als endliches Resultat gewonnen worden. Allein das ist der Fall nicht: wenn Leidenschaften wirken, wird das rechte Mass jedesmal überschritten, und noch ist der Schriftsteller nicht erschienen, welcher mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet und mit einem ganz freyen Gemüthe die sich durchkreuzenden Interessen ruhig abgewogen, und das Allgemeingültige darüber ausgesprochen hätte. Es fehlte wenig, dass durch den Federkrieg, welcher vom Anfange der glücklichen Wendung der Dinge bis nach dem letzten pariser Frieden in Deutschland ausgebrochen, dieses lange genug unglückliche Land in eine gefährlichere Krise wäre versetzt worden, als die gewesen, aus welcher es durch Selbsthülfe und den unverkennbaren Beystand der göttlichen Vorsehung war gerettet worden. Die unerwartete und deswegen viel getadelte Gleichgültigkeit der Kabinette gegen die Wünsche, Rathschläge und Auffoderungen der politischen Schriftsteller machte diese endlich besonnener, und sie fangen bereits an, ihre mitunter sehr phantastischen Pläne und Hoffnungen zu verlassen, und ihre Untersuchungen auf den bestehenden oder früher bestandenen Zustand Deutschlands hinzuwenden, und denselben in historisch-philosophischer Beziehung zu betrachten, wovon sich auch eine ergiebigere Ausbeute versprechen lässt.

Die beiden ersten oben angezeigten satirischen Flugschriften sind beynahe ausschliesslich gerichtet gegen die von *Arndt*, *Hoffmann* u. A. vorgeschlagenen und an manchen Orten bereits gebildeten deutschen Gesellschaften, welche mitunter auch den rechten Weg verfehlend auf Übertreibungen geriethen, uns ungeziemende Dinge zumutheten, und sich eben dadurch keinen glücklichen Erfolg versprechen durften. Widerspruch und Zurechtweisung waren daher allerdings auch willkommen; aber beide müssen, wenn sie wirken sollen, von ganz anderer Art seyn, als wir in den genannten Broschüren finden, welche plump, gemein und oberflächlich abgefasst, dem Leser in keiner Beziehung ein Interesse abgewinnen können. No. 1 ist ein Gespräch dreyer Allemanen (eines Österreichers, Baiers und Wirtembergers) und eines Deutschen (aus der souveränen Grafschaft Nieder-Katzenellenbogen), in welchem die treffenden Gegenstände so geist- und gehaltlos besprochen werden, dass man die Schwäche

und das Unvermögen des Vfs., das Rechte darüber zu sagen, wohl erkennt; deſswegen läſst er den *deutschen Hans* ganz albern und pinselhaft sprechen, weil er wohl muſs gefühlt haben, daſs er den verständigeren Gründen, welche ihm die Genossenschaft des *Hans* entgegenhalten könnte, nicht gewachsen sey. Was man über den Haſs gegen die französische Sprache und über Deutschheit überhaupt hier liest, ist vielleicht das Einseitigste, was in der jüngsten Zeit darüber geschrieben worden ist, so wie auch die Hindeutungen auf die Geschichte so ungenügend sind, daſs die Unwissenheit des Vfs. in der Culturgeschichte der neueren Völker überhaupt, besonders der germanischen, überall die stärksten Blöſsen gegeben hat. Wohl wäre es ungereimt, die französische Sprache zu verachten, weil die Franzosen uns unzählbare Übel zugefügt; aber laut und stark kann es doch nicht genug gesagt werden, welcher Schaden unserer Sprache daraus erwachsen ist, daſs die höheren Stände in Deutschland seit beynahe zwey Jahrhunderten aus blinder und ungegründeter Vorliebe für alles Französische ihrer Muttersprache sich schämten, und die bürgerlichen Stände seit langer Zeit angefangen haben, die Kenntniſs der französischen Sprache als einen wesentlichen Theil der Bildung ihrer Kinder zu behandeln, welchen dann andere höhere Zwecke weichen muſsten. Wenn das Erlernen fremder Sprachen für die Cultur einer Nation nur sofern ersprieſslich ist, als auch die Bildung der vaterländischen Literatur und Sprache dadurch befördert wird: so ist die französische gewiſs die letzte, welche uns Deutschen empfohlen werden kann. Spanier, Italiäner, Franzosen und Engländer sprechen unter sich keine fremden Sprachen, wie die verbildeten Deutschen, ja sie fodern von dem Fremden, welcher zu ihnen kömmt, daſs er auch die Kenntniſs ihrer Sprache mitbringe, lernen aber nicht fremde Sprachen, um sich mit Ausländern in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Woher kam es denn, daſs die eben genannten Nationen zwey Jahrhunderte früher ihre Sprachen ausbildeten, ehe wir nur an die Vervollkommnung der unserigen dachten, während diese doch im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte vor allen anderen europäischen Sprachen den Vorrang hatte? Lediglich daher, weil jene durch Hülfe der alten classischen Literatur im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte ihre Nationalsprachen cultivirten, sprachen und schrieben, während die deutschen Gelehrten in dem Wahne standen, sie müſsten sich von den Nichtgelehrten gerade dadurch unterscheiden, daſs sie nicht eine Sprache mit ihnen redeten und schrieben, so wie die Fürsten, der Adel und die höheren Stände überhaupt durch die Verachtung oder wenigstens gänzliche Vernachläſsigung ihrer Muttersprache eine Scheidewand zwischen sich und allem Bürgerlichen zu ziehen suchten. Es ist daher allerdings sehr verdienstlich und patriotisch gehandelt, wenn Deutsche die Vorzüge ihrer Sprache und ihre Nationaleigenthümlichkeiten im Vaterlande geltend machen, und damit viel Unheil abhalten, und unnennbar viel Gutes schaffen, wofür freylich der Vf. durchaus keinen Sinn hat, indem er mit sichtbarem Wohlgefallen die Schimpf- und Spott-Reden anführt, welche Ausländer ehedem, bevor sie Deutschland genau kennen lernten, sich gegen uns erlaubten.

No. 2 ist eine Travestirung in Knittelversen der von einem D. *Carl. Hoffmann*, Justizr. und Obristen des Landsturms, herausgegebenen Verfassungsurkunde und Gesetze der deutschen Gesellschaft, die aber Rec. noch nicht bekannt waren. Der Vf. zeigt eine groſse Fertigkeit in solchen Reimereyen, und zuweilen gelingt es ihm auch witzig zu seyn, welches aber wirkungslos gemacht wird durch den Ekel, den das Übrige in dem Leser erzeugen muſs. Denn das Ganze ist ein Product der schmutzigsten Imagination, so daſs es unbegreiflich ist, warum der Vf. sich nicht schämte, dasselbe dem Publicum zu übergeben. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Gemeinheit dazu, um nur den Vorsatz zu einem solchen Werke zu fassen, Unverschämtheit aber, um es dem Drucke zu übergeben. Wir können uns nicht überwinden, Stellen daraus anzuführen, aus Besorgniſs, einer gleichen Sünde wie der Vf. uns schuldig zu machen.

No. 3 betrifft das Universitätswesen in Deutschland, einen in neueren Zeiten wieder viel besprochenen Gegenstand. Diese Abhandlung aber ist besonders deſswegen interessant, weil sie meistens ganz andere Ansichten über deutsche Universitäten enthält, als die Schriften anderer deutscher Gelehrten über denselben Gegenstand, und man es dem Vf. deutlich anmerkt, wie wehe es ihm thut, daſs die wissenschaftlichen Institute in Deutschland nicht überall einer eben so strengen polizeylichen Aufsicht unterworfen sind, wie es unter Napoleon in Frankreich gewesen, und wahrscheinlich noch ist. Denn ganz derselbe despotische, alles freye Leben und Streben in dem Reiche der Wissenschaften tödtende Geist spricht aus dem Vf., und verleitet ihn zu Behauptungen, welche man nur anzuführen braucht, um sich von seiner niedrigen und verächtlichen Denkweise über die deutschen Universitäten zu überzeugen. Deſswegen ist er sehr entrüstet gegen *Villers* (den er den emigrirten Lobredner der gelehrten Zünfte nennt), daſs er diese Anstalten gegen den französischen Geistes-Despotismus in Schutz genommen, und gerade die Einrichtungen für die Cultur der Wissenschaften und für unsere Nationalität zweckmäſsig gefunden, welche er will vernichtet haben; auch die Frau *von Stael* und Andere, die nicht seiner Meinung sind, werden aus demselben Grunde hart mitgenommen, so wie er überhaupt zu den Menschen zu gehören scheint, deren wir in unseren Zeiten viele kennen gelernt haben, welche, weil ihnen die Tiefe und Bedeutung des Lebens und der Wissenschaft verborgen geblieben, über alle Dinge zwischen Himmel und Erde mit unglaublicher Anmaſsung absprechen, und im Dünkel ihrer Unfehlbarkeit wähnen, Alles sey Dichtung oder Irrthum, wofür sie in ihren Köpfen nicht schon die Begriffe bereit fänden, und daſs Niemand etwas wissen könne, was sie nicht noch viel besser verständen; ihnen selbst aber kommt nie der Gedanke, daſs man unendlich Vieles

gelesen, gehört und gelernt haben, und dabey in der Hauptsache ein ganz unwissender Mensch seyn könne. Da Rec. nicht voraussetzen darf, dass viele Leser mit der *Allemania* bekannt seyen: so will er ihnen die Hauptgedanken in dieser Abhandlung im Auszuge mittheilen, damit sie sich selbst von der Wahrheit der eben gemachten Bemerkungen überzeugen können.

Die Universitäten in dem jetzigen Zustande sind nach dem Vf. die Geburten des finsteren (!) Mittelalters; das classische Altherthum, Griechenland und Rom, habe keine solchen Anstalten gekannt; seitdem aber die Mystiker (!) sich der Erziehung der Jugend bemächtigt, habe sich die Finsterniss über die Staaten ausgebreitet, und Könige und Völker seyen dadurch gezwungen worden, sich dieser mystischen Schulmeister, welche ausser ihrem Säckel kein Vaterland kennen, als Organe zu bedienen. Dadurch gelang es ihnen, einen Staat im Staate, den sogenannten *gelehrten Stand* zu bilden, und für ihre Zunft Privilegien zu erschleichen, die ihnen nach und nach gleiche Rechte mit den Fürsten gaben. S. 233 drückt er seine Freude darüber aus, dass diese Privilegien ihnen für alle Zeit genommen, weil nun die Cultur im Süden und Westen von Europa, besonders in Österreich, wo es zuerst geschehen, ihre Schwingen mächtig zu heben beginne. In Österreich sey zuerst den Professoren vorgeschrieben werden, *was* und *wie* gelehrt werden solle, und durch diese Verfügung hätten die dortigen Universitäten einen entschiedenen Vorzug vor den norddeutschen oder protestantischen und den ihnen nachgebildeten gewonnen (es scheint, der Vf. habe sich doch etwas gescheut, bey seinen Landsleuten, den Deutschen, sich auf die französischen Lehranstalten, denen er seine Ansichten abgeborgt hat, zu berufen, und daher lieber die österreichischen genannt); in Österreich habe man eingesehen, dass der *höchste* und *einzige Zweck* der Universitäten nicht sey, Gelehrte zu bilden (wer hat denn im übrigen Deutschland so etwas behauptet?), sondern das *Nothwendige* und *Nützliche* vor Augen zu haben. Wie es sich nun in dieser Beziehung mit den Universitäten im Norden und Süden verhalte, und welche Folgen aus der Verschiedenheit ihrer Einrichtungen sich ergeben, setzt er folgendermassen aus einander:

1) An norddeutschen Universitäten lehrt jeder Professor, *was* er will; in Österreich *muss* und *darf* jeder nur lesen, wofür er angestellt ist (gewiss sehr bequem für die Lehrer, indem sie durch keine Concurrenz zur Fortbildung genöthigt werden, und mit den einmal fertigen Heften oder Lehrbüchern durchs ganze Leben ausreichen). 2) In Österreich wird kein Honorar von den Studirenden, wie im Norden, den Professoren bezahlt, sondern bloss ein Aversum für alle Vorlesungen, zum Nutzen armer Studenten (wahrscheinlich um den Lehrern einen uneigennützigen Sinn zu bewahren, und allen Wetteifer unter ihnen zu verhindern). 3) In Österreich giebt es keine Vocationen der Lehrer, wie im Norden (aus demselben Grunde, und weil bloss auf österreichische Weise muss gelehrt werden). 4) In Österreich wird vom Lehrer wöchentlich eine Prüfung gehalten, monatlich dem Director der Facultät eine tabellarische Übersicht über Fleiss und Fortgang eingeliefert, und am Ende jedes Semesters ist eine öffentliche Prüfung vor dem Publicum. (Wir wissen wohl, was von solchen Prüfungen zu halten ist, besonders wenn, wie es hier heisst, sogleich aus den bey der Prüfung gegebenen Antworten auf die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Classification der Schüler vom Professor geschlossen wird.) Dass 5) in Österreich die Schüler eine gewisse Folge beym Hören ihrer Collegien, und die Professoren eine vorgeschriebene Ordnung in den Stunden, in denen sie ihre Vorlesungen halten, beobachten müssen; dass Letztere die Lehrgegenstände nicht willkührlich theilen dürfen, um die Honorare zu erhöhen, ihre Vorlesungen zur festgesetzten Zeit anfangen und schliessen müssen, und nicht nach Willkühr endigen dürfen, ist allerdings sehr löblich, und vielfach wird an anderen Lehranstalten dagegen gefehlt, besonders an süddeutschen. 6) In Österreich kann ein Prof. nichts lehren, was gegen die Grundsätze des Staates ist, weil er keinen Augenblick vor dem Besuche des Studien-Präsidenten sicher ist, seine Schüler eine öffentliche Prüfung bestehen müssen, und *Collegia privata et privatissima* streng verboten sind. (Also jede freye Untersuchung, jede vom Staate nicht sanctionirte Lehre ist unerlaubt? Jeder Lehrer muss also Alles vertheidigen, was der Staat, d. h. die Regierung thut? Es ist nicht wahrscheinlich, dass ein solcher Geistes-Despotismus in Österreich herrsche!) 7) Manche norddeutsche Universitäten werden als Finanzquellen jener kleinen Staaten betrachtet, in welchen sie gelegen sind; um die reichen Fremden anzuziehen, erlaubt man den Studenten alle Ungezogenheiten; grössere Staaten aber seyen zu reich, um nach einigen 100,000 Fl. lüstern seyn zu können. (Welche Calumnien und historische Unrichtigkeiten! Gerade in grösseren Staaten sieht man, zwar nicht auf 100,000, sondern auf einige 1000 Gulden; man hebt ganze Lehranstalten auf, lässt Professuren eingehen, vermindert bey neuen Anstellungen die Salarien, und an neue mit Kosten verbundene Einrichtungen ist nicht zu denken; Sparen und die Ausgaben vermindern ist hier nicht selten gerade das Losungswort.) S. 251 wird der *Universitätsbann* an süddeutschen Universitäten gepriesen, weil sie *Nationalbildungsanstalten* wären; der österreichische Nationalgeist sey eben wegen der Universitätssperre so stark. S. 254 wird als eine wohlthätige Folge davon angeführt, *dass Einseitigkeit und Abgeschiedenheit der politischen Gesinnungen in den einzelnen deutschen Staaten dadurch erzeugt werde; der Kosmopolitismus spanne alles ab:* welches der Vf. mit Auszügen aus *Ad. Müllers* Vorlesungen über Friedrich II beweist. (Hier hat der Vf. seine patriotische und ächt deutsche Denkart, wie Napoleon sie wünschte, unverholen geoffenbart. Also die einzelnen deutschen Staaten sollen verschiedene politische Nationaldenkarten haben! Die Wirtemberger, Sachsen und Baiern gehören nicht *einer* Nation an! Man sieht wohl, dass dem Vf. nicht einmal die ersten Gesetze des logischen Denkens bekannt sind. Allerdings ist Vaterlandsliebe, Liebe zum Staate, in dem man lebt, die erste Pflicht eines Bürgers, wie die vernünftige Selbst-

liebe die erste Bedingung aller anderen Pflichterfüllungen ist; aber sie darf nicht im Widerspruche stehen mit den Pflichten, welche man einem höheren Ganzen schuldig ist. Bey coordinirten Staaten geht die Liebe zum eigenen und vaterländischen vor der gegen jeden anderen *einzelnen* coordinirten; was aber *allen*, als einem Ganzen, es sey nun ein Bundes- oder Völker-Staat, nachtheilig seyn würde, darf auch der Einzelne sich nicht erlauben, und was allen frommt, dazu ist auch jeder Einzelne verpflichtet.)

S. 257 werden die Universitäten in *grossen* Städten denen in *kleinen* vorgezogen, weil diese meistens von Studenten leben, und Letztere also frecher und ungezogener als in grösseren seyn dürfen, wo sie sich an *feinere* Sitten gewöhnen müssten. Wahrscheinlich wanderte der Vf. selbst gern mit seiner Universität in eine grössere Stadt, sonst würde er zu solchen Sophismen, mit denen er doch keinen Verständigen zu blenden vermag, seine Zuflucht nicht genommen haben. Wohl mag es wahr seyn, dass in manchen kleinen Universitätsstädten die Studenten sich ungebührliche Dinge erlauben; allein dann fehlt es mehr an den Professoren, als an der Grösse der Städte. In Göttingen und Jena hat immer der beste Ton geherrscht; in Heidelberg ist er durch die Professoren hergestellt worden; „wo aber die Professoren sich selbst in die Bierkneipen setzen, und durch gemeine Zoten und Spässe die Studenten noch unterhalten, da können freylich keine feinen Sitten gelernt werden. Von der langen Weile, welche nach S. 260 die Studenten in kleinen Universitätsstädten plagen soll, wissen die norddeutschen und auch manche süddeutsche Universitäten gar nichts; vielmehr sind zu Göttingen, Halle, Jena, Erlangen, Heidelberg, Tübingen u. a. a. O. von jeher die gründlichsten Gelehrten und die tüchtigsten Geschäftsmänner gebildet worden. Gerade in grossen Städten ist der Jüngling *den* Gefahren am meisten ausgesetzt, welche der Vf. S. 261 nur in den kleinen Städten findet, z. B. dem Trunke, dem Spiel, den Ausschweifungen mit feilen Dirnen. Was S. 262 über das Commerciren und Biertrinken der Studenten gesagt wird, ist gegründet; aber grosse Städte hindern es weniger, als sie es befördern. Die Lehrer können und sollen hier das Beste wirken; am wenigsten vermögen sie es an volkreichen Orten. Unbedeutend aber und gemein polizeylich gedacht ist, was S. 265 von der possierlichen Kleidung der Studenten erwähnt wird. Beyläufig bemerkt Rec., dass der alles besser verstehende Vf. nicht einmal den von den nach seiner Sprache sogenannten Tagesphilosophen gebrauchten Ausdruck: „*die Nachtseite einer Sache*," verstehe, indem er S. 267 sagt, er bedeute die *schwache Seite* eines Dinges, da er doch gerade umgekehrt die Hauptseite ausdrücken soll, die so oberflächlichen Betrachtern, wie er einer ist, meistens entgeht: denn er hat eben in dieser Abhandlung die Tages- und nicht die Nacht-Seite der Universitäten geschildert. Wenn er ferner in Rücksicht des feineren Gesellschaftstons in grösseren Städten unter anderen rühmt, dass der Student hier seine künftigen Gönner besuchen könne, und einen ächt politischen Sinn erhalte: so wird jeder unparteyische Menschenkenner dagegen behaupten, dass dieses die Jugend gerade am meisten verderbe, und sie ans Kriechen, Schmeicheln und Ducken gewöhne; die Menschenfurcht, die Quelle unzähliger Gebrechen bey Staatsdienern, wird ihr eingeimpft; in den Söhnen der höheren Staatsbeamten erblickt sie schon ihre künftigen Obern und Gebieter, und die feige und knechtische Furcht wird durch diese Rücksichten recht befestigt. — S. 272 kommt der Vf. auf die berüchtigten *Landsmannschaften* der Studirenden, die er nun auch wieder als grosse Gräuel ansieht. Es ist nicht zu leugnen, dass sie öfters dergleichen zur Folge hatten, woran aber weniger sie selbst als solche, als vielmehr die über sie verhängten Verfolgungen Schuld wären. Jede in ihrer natürlichen Wirkungsweise gehemmte Kraft bahnt sich Seitenwege, und schafft Auswüchse und Missgeburten. Würde die bey den meisten Studirenden herrschende Neigung zu solchen Verbindungen von den akademischen Behörden verständig benutzt und geleitet: so würde das Geheime und wahrhaft Nachtheilige von selbst wegfallen, und ein überwiegender Vortheil sich ergeben. Denn wenn die Vorsteher gesittete Jünglinge sind: so bilden sie ein Ehrengericht, und halten die rohen und ausschweifenden leichter im Zaume, als es die aufmerksamste Polizey und Curatel vermag; sie schlichten Streitigkeiten, verhüten Duelle und ersticken mancherley schädliche Vorhaben im Keime, die der Wachsamkeit der Staatspolizey entweder ganz entgehen, oder zu spät zu ihrer Kenntniss gelangen. *Der* Studirende scheut die Verachtung von seines *Gleichen* mehr, als die Strafe von der Polizey oder vom Rector, und es ist gar kein Zweifel, dass die Misshandlungen, welche sich mancher Polizey-Commissär an einer Universität gegen die Studirenden erlaubt, den Charakter der Letzteren ungleich mehr verdirbt, als die ehemalige, mit tiefer Einsicht in die grosse Bestimmung der studirenden Jugend den Akademieen gestattete Freyheit je zu schaden vermochte. Der Studirende liebt sehr verzeihlich seiner Urväter Sitte, nach welcher jeder freye Mann von seines Gleichen gerichtet ward. — S. 280 wird endlich auch noch vom Vf., welcher seiner Denkart nach sich hier wieder als einen warmen Freund napoleonischer Einrichtungen beweist, die Auflösung der Universitäten in *Specialschulen* empfohlen, weil sie jeder vielseitigen Bildung hinderlich, und der einseitigen höchst förderlich sind; ja er findet sie schon bey den Griechen zu Kos und Knidos: warum beruft er sich nicht auf Frankreich, das uns näher liegt, als Griechenland, und dessen Denkart und Sitten den unserigen verwandter sind, als die griechischen es gewesen? Wir sehen diese Scheu, Frankreichs Beyspiel anzuführen, noch als ein Zeichen von Schamhaftigkeit an, welche der ganze Inhalt der Schrift nicht vermuthen liess. Wenn übrigens Rec. etwas lange bey der Anzeige dieser Abhandlung verweilte: so geschah es auch desswegen, damit recht offenbar werde, wie tief ein deutscher Universitätslehrer sich in den Geist des französischen Erziehungswesens einstudirt hat!

M. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

MEDICIN.

Breslau, b. Korn: *Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung systematisch beschrieben* von *Robert Willan*, M. D., Mitglied des königl. Collegiums der Ärzte in London, Arzt der Fiesbury-Kranken-Anstalt und der öffentl. Kranken-Anstalt in Carey-Street. *Erster Band.* Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Anmerkungen und einem Anhange begleitet von *Friedrich Gotthelf Friese*, d. A. Doct. und ausübender (m) Arzte in Breslau u. s. w. Mit 7 (ausgemalten) Kupfertafeln. 1799. 82 S. *Zweyter Band.* Mit 12 (ausgemalten) Kupfertafeln. 1803. in fortlaufender Seitenzahl von 83 — 158 S. 4. (10 Rthlr.)

Die in unserer A. L. Z. unlängst (No. 201) beurtheilte *hanemannische* Bearbeitung der nach *Willans* System verfasten *batemanischen* Darstellung der Hautkrankheiten erinnert an die *willanische* Schrift selbst, von deren deutscher Bearbeitung hier eine Anzeige nachzuliefern zweckmäsig scheint.

Die Hautkrankheiten überhaupt waren von den ältesten Zeiten her in philologischer und medicinischer Rücksicht eine schwer zu bestimmende Classe, weil man sich über die bestimmte Bedeutung einzelner Worte, und über das Fachwerk, wohin sie gestellt werden sollen, so wie über deren Entstehung und Heilungsart, nicht vereinigen konnte. Kein einziges System, weder ältere, noch neuere, sind hinreichend, hierüber die erfoderliche Befriedigung zu geben, und die jetzt gangbaren Namen, Humorist, Solidist, Dynamist, tragen zur besseren Aufhellung wenig bey, weil es hier nicht bloss auf die Vorstellung, sondern auf die Frage ankam, ob man am Krankenbette mit solchem Idealismus auskommen könne, oder nicht. Der Weg der Erfahrung ist immer noch der sicherste, und von Hn. *Willan* eingeschlagen. das Ganze mit gutem Erfolge ausgeführt. Er kennt die alten griechischen und lateinischen Ärzte, die Araber und Arabisten, mit ihren Commentatoren, die diese hässlichen Hautübel, als endemisch und national, beobachtet und beschrieben hatten; er vergleicht ihre Beschreibungen mit seiner Erfahrung, und entwirft ein ziemlich treues Gemälde; er benutzt die äussere Form des Ausschlags, und constituirt die grosse Zahl nach 7 Ordnungen, wodurch die Übersicht erleichtert wird; endlich sucht er die mancherley Arten der Ausschläge durch möglichst treffende Abbildungen zu versinnlichen. Die 2 ersten Ordnungen enthalten die *Blätterchen* und *Schuppen*, und sind in obigen beiden Bänden behandelt; die folgenden Ordnungen sollen die *Exantheme*, *Blasen*, *Pusteln*, *Knoten* und *Flecken* liefern. Davon haben wir bloss des dritten Bandes erste Abtheilung (1806) erhalten, deren Recension, zugleich mit der von den übrigen noch zu erwartenden Bänden, künftig folgen soll.

In der *Einleitung* giebt Hr. *W.* Rechenschaft von seinem Unternehmen, und zeigt, was seine Vorgänger gethan haben. Die Griechen, sagt er, haben folgende Arten, *Phlegma*, *Erysipelas*, *Herpes*, mit den Abarten, ingleichen verschiedene örtliche Geschwülste, *Phyma*, *Anthrax*, *Phygethlon*, *Dothien*, *Epinyctis*, *Terminthus*, *Ionthos*, genau, die *Elephantiasis*, kurz und treffend beschrieben, die übrigen Übel, nach dem Ursächlichen, unter *Cnesmos*, *Lichenas*, *Psora* und *Lepra* gebracht, *Alphos*, *Leuce*, *Melas* als verwandt angesehen, ob sie gleich in den wesentlichsten Kennzeichen von einander abweichen. (Wie man die Sache nimmt, weil bey den Alten, wie bey den Neueren, viel Unbestimmtes vorkommt, und es scheint, als ob Hr. *W.* das Studium der Griechen nicht hinlänglich getrieben habe. Denn bey genauerer Ansicht liesse sich wohl, nach dem humoristischen Systeme, das sie befolgten, eine consequente Classification finden. Die gröste Schwierigkeit dürfte nur bey manchen Arten oder Varietäten bleiben, die sich mit Mühe ordnen lassen. Der Vf. hat dieser Verwirrung möglichst, obgleich nicht ganz, abzuhelfen gesucht.) Die Araber beschreiben genauer (leider war der Aussatz mit seinem Gefolge national, und der Vorwurf der vielerley Namen trifft auch unsere Zeitgenossen!), die neueren Schriftsteller haben hypothetische Classificationen gemacht, ohne auf die charakteristischen Erscheinungen zu achten. (Allerdings muss bey den Hautkrankheiten von den Erscheinungen der Anfang gemacht werden, obgleich die neuesten Idealisten dergleichen empirische Gebilde nicht dulden wollen.)

Nun folgen die *Definitionen* der Kunstwörter, *Furfur*, *Squama*, *Scabies*, *Stigma*, *Papula*, *Exanthema*, *Macula*, *Tuberculum*, *Bulla*, *Pustula*, nebst den Arten *Phlyzacium*, *Psydracium*, *Achor*, *Phlyctis*, kurz und treffend; aber man bemerkt sogleich, dass es noch keine systematische *Exanthematologia* der Griechen, Lateiner, Araber und Arabisten giebt. Dadurch

würde dem Vf. sein schweres Unternehmen ausserordentlich erleichtert worden seyn.

Das eigentliche Werk beginnt S. 11 mit der *ersten Ordnung, Blätterchen, Hautknötchen, Papulae.* Diese gelten dem Vf. als Vergrösserungen der Hautwärzchen, durch einen heftigen Andrang des Blutes mit Entzündung, und Erhebung der Oberhaut, mit Röthe, mit Ergiessung der Lymphe und Einsaugung ohne Zerplatzung. (Hiebey eine Erklärung des Wortes *Papula* bey verschiedenen Autoren.) Zu dieser Classe werden die 3 *Genera* gerechnet: 1) *Strophulus*, ein blatterartiger Ausschlag der gesundesten Kinder, und dahin gehören folgende Arten: a) *Stroph. interstinctus* (*Schälblattern, Hitzblüthen*), rothe Blätterchen an den Wangen, am Vorderarm und Handrücken, mit kleinen Puncten oder rothen Flecken vermischt, in den ersten beiden Monaten des Saugens. Die Anlage ist Schwäche der Haut, und Blutandrang, verbunden mit Reizbarkeit der Därme; Durchfall, Brechen. (Diese Sympathie giebt dem Praktiker den Schlüssel zur Erklärung der gegenseitigen Zufälle, und zur Auffindung der Indicationen.) Reinlichkeit der Haut und warmes Abwaschen ist meistens hinreichend. b) *Stroph. albidus* ist blosse Varietät, eine Menge weisslicher, etwas erhabener Flecken am Gesichte und Nacken, und an der Brust. c) *Stroph. confertus*, eine Menge kleiner Blätterchen, zur Zeit des Zahnausbruchs, öfters den vierten oder fünften Monat nach der Geburt, auf den Backen und an der Nase, dicht beysammen stehend, im siebenten oder achten Monate, wie irreguläre Flecken, am Vorderarm, nach 14 Tagen abwelkend, mit abfallendem Oberhäutchen, seltener, aber hartnäckig, an den Extremitäten. Das Übel ist Folge des Reizes, die Cur gegen das Zahnen hinlänglich, das Entwöhnen nicht nöthig. d) *Stroph. volaticus*, kleine cirkelförmige Flecken oder truppweise (6 — 12) stehende rothe Blätterchen, an verschiedenen Theilen des Körpers, mit Hitze und Jucken, nach vier Tagen braun und abgeschuppt, in der Nähe ein neuer Fleck. Das Übel ist seltener, gewöhnlich zwischen dem dritten und sechsten Monate nach der Geburt, heilbar durch ein gelindes Brech- oder Abführungs-Mittel, nachher durch China-Abkochung. e) *Stroph. candidus*, die Blätterchen sind grösser, ohne Entzündung, glatt und glänzend, einzeln zerstreut, bey Kindern von einem Jahre eine Folge vorhergegangener hitziger Krankheiten, von den Griechen unter Milchschorf, bey den Arabern unter *Bothor* begriffen.

2) Das *zweyte Genus* ist *Lichen, Hautmoos, flechtenartiger Ausschlag, Flug, Schwindflecke.* Zuerst die Erklärung und Beschreibung der alten und neueren Ärzte: dann des Vfs. Definition, „weit ausgebreitete Blätterchen der Erwachsenen, mit inneren Beschwerden, zuletzt ein kleyenähnlicher Schorf, ohne Ansteckung." (Also nicht der *Lichen* der Alten: dieser war ansteckend, durch den Kuss mittheilbar, und unter *Herpes* gehörig.) Die Varietäten sind: a) *Lichen simplex*, einzelne rothe Blätterchen am Kinn, Backen, Arm, mit fieberhaften Bewegungen, nach einigen Tagen an den übrigen Theilen sichtbar, mit scharfem Jucken, endlich schuppichtes Absondern, gewöhnlich im Sommer und Herbste, bey Schwächlichen und Weibern, nach acuten Krankheiten, manchmal mit Masern und anderen Ausschlägen verwechselt. b) *Lichen agrius*, truppweise oder in Flecken vereinigte hochrothe Blätterchen, mit Entzündung, Jucken und Stechen, mit Kopf- und Glieder-Schmerz, an den Armen, an der Brust, am Nacken, Gesichte und Rücken, im Bette mit Brennen, endlich mit aufgerissener Oberhaut, vier bis fünf Wochen dauernd, auch wohl in die eiternde Psora übergehend. c) *Lichen pilaris*, eine Modification der ersten Species, bloss an den Wurzeln der Hauthärchen sitzend; zur Cur ist die Vermeidung heftiger Bewegung und Reize hinreichend. d) *Lichen lividus*, dunkelrothe oder braungelbe Blätterchen, an den Armen und Beinen, ohne Fieber, durch Abschuppen beendigt, Schwächlichen und Kindern eigen. Davon eine Abart in der Lustseuche. e) *Lichen tropicus*, Hitzblätterchen in den tropischen Klimaten, nach der Beschreibung des Doct. *Winterbottam* zu Free-Town in Sierra Leona, ingleichen nach *Bontius*, *Hillary*, *Clark*, *Moseley*, die manchmal auch in heissen Sommermonaten bey den Landleuten vorkommen. (Hiebey eine kurze Vergleichung der von den Alten gebrauchten Worte *Hidroa*, *Essera* und *Lichen*, aber nicht ganz befriedigend.)

3) Das *dritte Genus* ist *Prurigo, Jucken*, mit Blätterchen an der ganzen Oberfläche der Haut, welches der Vf. von *Scabies* getrennt wissen will. Es begreift unter sich die *Prurigo mitis*, *formicans*, *senilis*, die mit gleicher Präcision beschrieben sind. Die *Pr. formicans* ist nicht ansteckend, aber schwer zu heilen; die *Pr. senilis* ist manchmal mit Insecten an der Haut und Wange verbunden, der Erzeugung der Kleiderlaus günstig. Dahin gehören noch, als örtliche Übel, *Pr. podicis*, auch ohne Ascariden, schwer heilbar, manchmal ein Symptom der Lustseuche; *Pr. praeputii*, abhängig von der veränderten Absonderung an Eichel und Vorhaut (oft auch von Unreinlichkeit); *Pr. urethralis*, bey Weibspersonen am äussersten Ende der Harnröhre; *Pr. pubis*, an der Schaamgegend, durch Wegkratzen bösartig, meistens von einer durchfressenden Laus (Filzlaus) abhängig; *Pr. scroti*, eben davon und von Ascariden im Mastdarme entstanden; *Pr. pudendi muliebris*, zur Zeit der Mannbarkeit, von den vorigen Ursachen abzuleiten, als Symptom des *Lichen* und der *Lepra* (Rec. bemerkte diess Jucken von Würmern in der Scheide), manchmal nach dem vierten Monate der Schwangerschaft, mit Schwämmchen und Geschwüren, mit Zerstörung der Nymphen (Rec. sah diess Übel mit dem bösartigsten weissen Flusse, es war den Kondylomen sehr ähnlich, und erst nach Beendigung des Wochenbettes heilbar), mit den Bemerkungen des D. *Sims* documentirt, der die äusserliche Art von Unreinlichkeit, von Filzläusen, Blutader-Geschwülsten an der Schaam und Finnen, die innere von Ascariden, venerischen Warzen und Geschwüren, von Schwämmchen, Auswüchsen und einwachsenden Haaren des Hintern, ingleichen vom Scirrhus der Gebärmutter ableitet.

Zu diesem Theile gehören die angegebenen 7 Kupfer; auf dem ersten stehen die *Furfura*, *Squamae*

Crustae, Eschara, Stigmata und *Petechiae, Papulae, Exanthemata, Maculae, Tubercula, Bullae, Phlyctaenae, Phlyctides, Phlyzacia, Psydracia, Achores, Favi*, als anschaulicher Beytrag zu der angegebenen allgemeinen Definition; auf den folgenden Kupfern der *Strophulus intersinctus, albidus, confertus, volaticus, candidus; Lichen simplex, agrius, lividus, pilaris; Prurigo mitis, formicans, senilis*, mit dem Insect, insgesammt expressiv und instructiv. Zum Beschluss ist noch ein *Anhang von den Schwefelquellen zu Craft und Harrowgate, von ihren Wirkungen und Hautkrankheiten, nebst einigen analogischen Bemerkungen* (des Übers.) *über die schlesischen Schwefelbäder zu Warmbrunn und Landeck* beygefügt, die Rec. zum besonderen Nachlesen empfehlen muss. Besonders ist die angestellte Vergleichung des Hn. *Friese* sehr interessant.

Die *zweyte Ordnung* liefert die *schuppichten Krankheiten der Haut*, und ist mit gleichem Fleisse, mit gleicher Kunst bearbeitet. Der Hauptcharakter ist „schuppichtes Aussehen, mit krankhafter Beschaffenheit des Oberhäutchens, oder auch mit verhärteten Hautknötchen, mit verdickten unregelmässigen Schichten." Die generischen Krankheiten sind: *Lepra, Psoriasis, Pityriasis, Ichthyosis*, welche hinlänglich beschrieben werden.

1) *Lepra, Aussatz der Griechen.* Die Schilderung ist nach den Griechen gemacht, *schuppichte Flecken von verschiedener Grösse und cirkelförmiger Gestalt.* Davon sind hier aufgestellt drey Variationen, wie sie dem Vf. in England vorgekommen sind: a) *Lepra vulgaris*, gewöhnlich zuerst am Arme oder Knie sichtbar, nachher fortrückend, Jahre dauernd, verschieden von der *Lepra Arabum* (die eigentliche *Elephantiasis* der Griechen), nicht ansteckend, an der Seeküste in Fischerstädten gemein, von Erkältung und feuchter Witterung abhängig, vielleicht durch Bäder heilbar. b) *Lepra alphos*, die schuppichten Flecken sind kleiner, als bey der vorhergehenden Art, im Mittelpuncte eingedrückt oder eingekerbt, am Ellenbogen, Vorderarme, Handrücken und Kniegelenke, seltener am Rumpfe, lange dauernd, hartnäckig, aber ohne Zerstörung der Hauthärchen, in England sehr gemein, dem weissen *Alphos* der Griechen ähnlich, jüngeren Personen eigen. c) *Lepra nigricans*, ist von der ersten Art durch die dunkelschwarzgelbe Farbe verschieden, an den Beinen und Vorderarmen, nachher am Oberschenkel und Nacken, an den Lenden und Händen befindlich, im Mittelpuncte nicht vertieft, leicht in Schuppen zerfliessend, eine Folge der Ermüdung und Erkältung, vielleicht unter der *Morphaea nigra* der Araber begriffen. Heilsam ist warmes Baden und Seebad, unbrauchbar sind die meisten empfohlenen Mittel, zweckmässig ist die Dulcamara.

2) *Psoriasis, trockene schuppichte Flecken*, die *Psora sicca* der alten Griechen, der Charakter *rauher schuppichter Zustand der Haut, einzelne Flecken von verschiedener Grösse, mit Rissen in der Haut*, vom Vf. unter folgende Arten gebracht: a) *Psoriasis guttata*, ist mit der *Lepra vulg.* und *Alphos* verwandt, kleine unregelmässige Flecken blätterichter Schuppen, eckigt, am häufigsten am Nacken, an Brust und Armen, im Gesichte roth und rauh, bey Kindern und Erwachsenen, im Frühjahre, nach Kopf- und Glieder-Schmerzen, die venerische Abart mit Halsgeschwüren verbunden, nach Schankern entstanden und langwierig. b) *Psoriasis diffusa*, grosse irreguläre, röthliche, rauhe, schrundigte Flecken, mit aufsitzenden Schuppen, am Ende zusammenfliessend, eine Folge des einfachen Lichen, bemerkbar an den Wangen, oberen Augenliedern und Augenwinkeln, am Kinn, Ohr und Nacken, an den oberen und unteren Extremitäten, mit Hitze und Jucken, besonders des Nachts, nach abgeschundener Haut ein Auströpfeln blutiger Lymphe, der Ausbruch mit Symptomen einer constitutionellen Krankheit verbunden; die sogenannte *Bäckerkrätze* an dem Handrücken ist, als (örtlicher) Ausbruch der *Ps. diffusa*, anzusehen, die *Gewürzkrämerkrätze* hat damit einige Ähnlichkeit, eben so der Schuppenausschlag der Wäscherinnen; manchmal ist sie mit der Lustseuche verbunden, und den Flecken der *Lepra* ähnlich. c) *Psoriasis gyrata*, schmale Flecken oder Streifen, von verschiedener Gestalt, ringförmig, geschlängelt, gleich den Regenwürmern oder Blutigeln, gleichmässig vertheilt, ablösende kleine Schuppen, mit Nachlassungen und Rückfällen; auffallend ist die venerische Varietät. d) *Psoriasis palmaria*, ein hartnäckiger Flechtenausschlag auf der Hand, den Schustern, Kupferschmieden, Weissblech- und Silber-Arbeitern eigen, manchmal mit Auftreiben der Vorhaut vereint, die Anlage ist schwache Constitution, auch wohl Gicht, aus den Rissen erfolgt ein Ausfluss einer Jauche. e) *Psoriasis labialis*, an den äusseren Lippen, das diagnostische Zeichen sind grosse Schuppen mit Spalten und Rissen in der Haut, mit mehrmaligem Abfallen der Oberhaut. f) *Psoriasis scrotalis*, Rauhigkeit mit Schuppen am Hodensacke, mit Hitze, Jucken, Spannen und Röthe, in der Folge harte, verdickte und spröde Haut mit schmerzhaften Rissen und Wundseyn. g) *Psoriasis infantilis*, trockene Flechte bey zweymonatlichen Kindern, irreguläre schuppichte Flecken an den Backen, am Kinn und Gesäss, an der Brust und am Rücken. h) *Psoriasis inveterata*, allgemeine Schuppigkeit mit rauher, trockener und dicker Haut, am ganzen Körper, die Abschuppung schnell und häufig, mit völliger Zerstörung des Oberhäutchens, fortdauernd ohne Remission. (Hiebey die Beschreibung von *Willis* und *Falconer*, mit der Bemerkung, dass diess Übel in England sehr gemein sey, und dass die bisher empfohlenen Mittel nicht Stich halten; die Behandlung ist wie bey der *Lepra vulgaris*.)

3) *Pityriasis, Furfuratio, Porrigo, Hautkleye, Kleyengrind*, ist charakterisirt durch *unregelmässige Flecken mit abfallenden und reproducirten Schuppen, ohne Schorf, Röthe und Entzündung*, folglich ein trockener Hautgrind, wie ihn die Griechen beschrieben. Die beiden angegebenen Varietäten sind: a) *Pityriasis capitis*, bey Kindern, am Vorderkopfe, wie ein weisslicher Schorf, mit flachen halbdurchsichtigen Schuppen, durch warmes Seifenwasser heilbar.

b) *Pityriasis versicolor*, an den Beinen, am Arme und Unterleibe, kennbar durch das bunte sprenklichte Aussehen; durch kleine braungelbe Flecken, die manchmal ästig und blätterich, manchmal, wie eine Landcharte, in verschiedene Theile getrennt sind. Das Übel sitzt im Schleimgewebe, nicht in der Oberhaut, ist bloss beschwerlich durch Jucken und Reiz im Bette, aber langwierig; die Ursachen sind unbestimmbar, die Cur ist misslich, precär das Seebad.

4) *Ichthyosis*, *Fischschuppen-Ausschlag*. Die distinctiven Zeichen sind *rauhe*, *trockene*, *schuppichte*, *hornartige Textur der Bedeckungen*, die Schuppen sind sonderbar geordnet und verbreitet, bald klein, abgerundet, warzenförmig, schwarz, bald wie Dachziegel oder wie Fischschuppen über einander liegend, bald abgesondert und durchfurcht, mit Trockenheit und Rauhigkeit an der Fusssohle, mit verdickter und spröder Haut in der Handfläche, und mit schmerzhaften Fissuren, ohne Perspiration. Das Übel ist nicht erblich, nicht angeboren (dazu einige Beobachtungen anderer Autoren, und vom Übers. in der Note die Beschreibung der Stachelschwein-Menschen). Die beiden Varietäten sind: a) *Ichthyosis simplex*, und b) *Ichth. cornea*, nach fremden Autoritäten gezeichnet.

Ungern enthält sich Rec. verschiedener Anmerkungen, und begnügt sich an dem kurzen gedrängten Auszuge eines solchen classischen Werkes, wodurch sich Autor, Übersetzer und Verleger um das ärztliche Publicum so verdient gemacht haben.

Auf den Kupfern (von 8 — 19) ist *Lepra vulgaris*, *nigricans*, *venerea*, *Psoriasis guttata*, *diffusa in separate patches*, *diffusa peculiar to Washer-Women*, *peculiar to Bakers*, *palmaria*, *Psoriasis guttata* und *diffusa syphilitii*, *syphilitii form of the Psoriasis gyrata*, *Psor. infantilis*, *Pityriasis*, *Ichthyosis simplex* und *Ichthyosis cruris*, abgebildet. S. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Strasburg*, b. Levrault: *Rapport sur les travaux executés à l'amphithéatre d'anatomie de l'école de médecine de Strasbourg* pendant le premier semestre de l'an XII; présenté à l'assemblée des Professeurs de cette école, par M. J. *Lobstein*, Docteur en Médecine, chez des travaux anatomiques etc. Imprimé par ordre de l'école. An XII (1804.) 46 S. 8. (9 gr.)

Wie sehr wäre es zu wünschen, dass von einem jeden Professor der Anatomie, welcher eine beträchtliche Menge von Leichen zu zergliedern Gelegenheit hat, eine ähnliche Schrift jährlich erschiene, in welcher die merkwürdigsten Beobachtungen, wie in der vor uns liegenden, von ihm mitgetheilt würden! Von den vielen äusserst interessanten Entdeckungen heben wir nur folgende hier aus. Bey einem Foetus fand man an der linken Seite des Hinterhauptbeines ein anderthalb Zoll langes und acht Linien breites *Os Wormianum*. Die *Fenestra rotunda* eines anderen ausgetragenen Foetus war so klein, dass man kaum eine dünne Sonde hineinbringen konnte, und Hr. *L.* vermuthet, dass es in Zukunft vielleicht ganz würde verwachsen seyn, da nach *Scarpas* Beobachtung dieses Loch mit den Jahren immer kleiner wird, und Taubheit verursacht. Bey einem zwölfjährigen Mädchen sah man deutliche Spuren des Intermaxillarknochens, der eigentlich nur den Thieren gehört. Rec. kann sich bey dieser Gelegenheit des Wunsches nicht enthalten, dass der Hr. Geh. R. *von Goethe* seine Beobachtungen über diesen Gegenstand bekannt machen möchte, der eine Sammlung von zum Theil schon in Kupfer gestochenen Abbildungen dieses Knochens besitzt, die selbst den entscheidendsten Beyfall eines *Campers* erhielten, und die gewiss so vieles Licht über diesen interessanten Punct aus der vergleichenden Anatomie verbreiten könnten. Merkwürdig war die Heilungsart eines Bruches des Knorpels der siebenten Rippe an der linken Seite. Die beiden Vorderflächen des Bruchstückes waren nicht mit einander vereinigt, sondern das Vertebralstück hatte sich vor dem Brustbeinstücke hingeschoben, und die Vereinigung geschah durch einen Knochenring, welcher an seiner Hinterfläche und an den beiden Rändern des Knorpels viel dicker als an seiner vorderen Seite war. Da Hr. *L.* das Stück nicht gern zerbrechen wollte: so lässt sich nicht mit Gewissheit bestimmen, ob auch ausser dem Knochenringe die Theile durch etwas vereinigt wurden. In den *muscul. deltoid.*, *infraspinat.*, *supraspinat.* und *subscapular.* traf der Vf. sechsmal die *taenia muscularis* oder *finna humana*. Die Muskeln der unteren Gliedmassen einer hundert und vierjährigen Frau waren fast alle in Fett verwandelt, ohne dass man an den übrigen Muskeln des Körpers etwas Ähnliches fand, welches die Bemerkung, dass dieses krankhafte Phänomen vorzugsweise überhaupt an den unteren Extremitäten beobachtet wird, bestätigt. *Abernethy's* Versicherung, dass bey Lungensüchtigen sich das eyförmige Loch wieder öffne, fand Hr. *L.* durch Leichenöffnungen nicht bestätigt. An der Lungenarterie eines 34jährigen Mädchens sah man eine Pulsader-Geschwulst, deren Umfang, nachdem man die Arterie mit Wachs ausgefüllt, fünf Zoll betrug, da hingegen die gleichfalls injicirte Aorta nur drey Zoll im Umkreis hatte. Bey der Zergliederung eines Menschen, der an Hemiplegie litt, fand man die grossen Venen der gelähmten Seite mehr oder weniger durch Polypen verstopft, so wie die Venen der gesunden Seite aufgelöstes und flüssiges Blut enthielten. In den Venen, welche *die plex. haemorrhoid. vesical.* und *vaginal.* bilden, besonders aber in der *ven. spermatic.*, entdeckte Hr. *L.* mehrere Male Steine, deren genauere Beschreibung und Abbildung wir von dem Vf. in einer besonderen Schrift zu erwarten haben. In den Membranen, welche gewöhnlich als Folge der Entzündung gebildet werden, sind die Gefässe stets geradlaufend, so dass man dadurch eine neu erzeugte Membran deutlich zu unterscheiden im Stande ist. Sehr lehrreich sind die Untersuchungen, welche der Vf. an den Cadavern zweyer Personen anstellte, bey denen man vor mehreren Jahren die Amputation des Oberschenkels verrichtet, und bey welchen das Ende des *N. crural.* eine länglichte, der *N. ischiatic.* hingegen eine ovaläre Geschwulst bildete, die aus dichtem Zellgewebe bestand, in welches sich die Nervenenden verloren. Bey einem Lenden-Abscesse sah Hr. *L.* die Nerven mitten im Eiter unzerstört. Das Bauchfell, das Brustfell und die harte Hirnhaut eines Foetus hatten eine citronengelbe Farbe, wovon der Vf. sich den Grund nicht erklären kann. Herzlich freute sich Rec., auch von diesem trefflichen Zergliederer und Arzte das Wesen des Kindbetterinnenfiebers durch eine Entzündung des Bauchfelles bestimmt zu finden, und es ist unbegreiflich, wie diese so feste Wahrheit noch immer von so vielen und übrigens geschickten Ärzten bezweifelt werden kann. Bey Kranken, vorzüglich Schwindsüchtigen, die lange an colliquativer Diarrhöe gelitten, gehen die Schleimdrüsen, und zwar besonders die peyerschen, wie aus der Beschreibung zu erhellen scheint, in Eiterung über, und bilden Geschwüre. Die Leichenöffnung der 104jährigen Frau zeigte eine 20 Linien lange, 2 Zoll breite und 9 Linien dicke Milz, deren Membranen knorplich waren. Die Sackwassersucht der Eyerstöcke besteht Anfangs aus Hydatiden, die aber keine Bandwürmer enthalten. Beym Foetus sind in den ersten Monaten die *renes succenturiati* grösser als die *Gl. Thymus* und *gl. Thyreoidea*, welche erst in den drey letzten Monaten der Schwangerschaft eine plötzliche Vergrösserung erleiden. Der zweyte Theil dieser lehrreichen Schrift enthält das Verzeichniss der Präparate, welche im Jahre 1804 verfertigt worden.

M. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Hoffmann und Comp.: *Theologische Miscellen*, gesammelt und herausgegeben von *Georg Alexander Ruperti*, D. Th., General-Superintendenten der Herzogthümer Bremen und Verden und Consistorialrathe zu Stade. 1 Band. 1816. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesem neuen theologischen Magazin soll zunächst, nach der Vorrede des würdigen Herausgebers, der bessere Waitzen des Geistes seiner ihm untergeordneten Geistlichen von Jahr zu Jahr abgesetzt werden, wobey alle Theile des theologischen Studiums — jedoch, wie aus dem Ganzen hervorgeht, weniger der rein historische — Ausbeute erhalten. Dadurch will der Vf. die so leicht in Trägheit versinkende Masse der sonst versauernden Geistlichen in geistiger Gährung erhalten, und zur Erstrebung und Erhaltung wahrer Religiosität durch intellectuelle Fortbildung fesseln. Ein schönes Mittel in den Händen eines einsichtsvollen gelehrten Theologen in einer Zeit, in welcher bey der laxen religiösen Denkart, in dem Widerstreite der philosophischen Systeme, bey dem dumpfen oder grellen Zustande der neuesten dogmatischen Werke, bey der falschgeübten Exegese sprachunkundiger, in mystische Nebel sich einhüllender Theologen, bey den wieder erneueten Vereinigungs-Versuchen der katholischen und protestantischen christlichen Parteyen (die noch zu keinem klaren und wahrhaft christlichen Verständniss gekommen sind) — der nicht gewichtige Theolog eines gewichtvollen Ankers bedarf! Auch auswärtige Theologen werden eingeladen, an diesen Miscellen Antheil zu nehmen, wenn in ihnen die Kraft des Wortes zu dem vorgesetzten Zwecke sich findet.

In diesem ersten Bande sind 19 Aufsätze von verschiedenem Inhalt und verschiedenem Werthe, deren mehrere historisch merkwürdig sind, um daraus den religiösen und gottesdienstlichen Zustand des Landes zu ersehen. No. I. *Ein Sendschreiben des Herausgebers an die höhere Geistlichkeit der Herzogthümer Bremen und Verden, den geschlossenen Verein empfehlend, und die diessjährige Synode verkündigend.* S. 1 — 24. Der Vf. schildert, oft in langen Perioden, die so sehr drangsalvolle letzte Zeit der französischen Tyranney, mit jetzt gewöhnlicher Offenheit, wie die Tempel zu Pferdeställen, zu Wohnungen des Bacchus und der Venus umgemodelt waren. Der Kaiser war eine für den Occident, für unsere Religion unpassende Farce von einer Gottheit, deren Bosheiten und Schändungen an der Menschheit als Grossthaten in den Tempeln gefeyert werden mussten. Aber Gott führte doch endlich zu Ende das tragische Schauspiel der Hölle; die Mutter gebiert nicht mehr schwerer für das Gewinsel des einst auf dem Schlachtfelde röchelnden Lieblings! *Velthusen* erlebte diesen Rettungstag nicht mehr, aber sein würdiger Nachfolger freut sich dessen mit allen biederen Freunden der Menschheit. Um seinen Geschäftskreis würdig und pflichtmässig zu erfüllen, schliesst der Vf. in edlen Worten mit seinen Amtsbrüdern den heiligen Bund zur schönsten und eifrigsten Thätigkeit für Menschenbeglückung, die wahrsten und besten Winke für die Bestimmung des heiligen Standes gebend, dass er mit Wort und That ein lebendiger Diener Gottes, nicht ein todter Meilenzeiger sey auf der schweren Bahn zu dem Ziele, welche die letzte Pestzeit so sehr vergiftet hat! Aber solche Zeiten (sagt der Vf. in einer anderen Synodal-Rede S. 79) sind zugleich Tage der Prüfung und Bildung, Auffoderungen, unsere Weisheit, Tugend und Entschlossenheit zu bewähren. Sie entwickeln edle Gesinnungen und treffliche Anlagen und Eigenschaften, wecken und spornen schlummernde Kräfte, erheischen Muth und Opfer u. s. w. Dieses recht zu benutzen, ist jetzt eine Hauptaufgabe des Predigers. II. *Eine Synodal-Rede über die Mittel, die tiefgesunkene Achtung und Wirksamkeit der christlichen Religion und ihrer Lehrer zu heben und zu befördern.* S. 25 — 86. Vorausgeschickt ist eine gereimte Umschreibung des Vater Unser, vom Pastor *Freudentheil*, die nach der *klopstock*'schen und *witschel*'schen Umschreibung vielen anderen vorgezogen werden kann. In der gegenwärtigen Zeit, in welcher Aufklärung ohne wahres Licht, eine Weisheit ohne Gott, eine Andächteley ohne Andacht, eine Tugend ohne Christenthum, ein granzenloser Aberglaube und Leichtsinn, eine zügellose Sinnlichkeit und Selbstsucht, eine empörende Irreligiosität und Unsittlichkeit den herrschenden Geist offenbart, wo die Naturphilosophie die Welt als Gott, die Seele des Menschen als ein Accidens der grossen Substanz betrachtet, wo die Religionsphilosophie bald dieses bald jenes philosophische System mit dem Christenthume zu amalgamiren, oder die Theologie in eine rein-menschliche

Vernunft-Theologie oder blofse Moral-Theologie umzubilden fucht, wo *Fichte* eine moralifche Weltordnung ohne einen abgefonderten Gott aufftellte, wo fo viele andere Umftände den Blick trüben, erwartet der für Symbolik und alten foliden, aber nicht für blinden Glauben ftimmende Vf., dafs die Geiftlichen felbft mit nie wankender Seelennahrung, für Herzen von Herzen, im Hochgefühl ihres erhabenen Berufs auftreten follen. Der Gottesdienft felbft folle fich aber an einfaches, folides Ceremoniell anfchliessen, dem Geifte der erften chriftlichen Kirche bis auf Conftantin, der Abficht Chrifti und Luthers gemäfs. Der Vf. zählt dabey in Nummern auf, was man als *pia defideria* zur befferen Religionsverfaffung aufgeftellt habe. Die Vereinigung der chriftlichen Religionsparteyen hält er, und Rec. mit ihm, um fo leichter, wenn man nur nicht die Hauptfache in das *Wiffen* und *Glauben* gewiffer Dogmen, in die Theilnahme an gewiffen Gebräuchen, fondern in einen heiligen Sinn und Wandel, in das ewige Fortfchreiten und Wachfen in Vollkommenheit, in die Tugend, Rechtfchaffenheit und Menfchenliebe, in das Thun und Ausüben des göttlichen Willens fetzt. Dann brauchen wir auch keinen proteftantifchen Papft. Mit fefter Hand zeichnet der Vf. vor, woran bey folchen Zeitumftänden der Prediger fich zu halten habe, um nicht in mannichfaltigen Strudel zu gerathen. Der Name *Prediger* giebt ihm zugleich auch die wahre proteftantifche Hauptbeftimmung, dafs er *predigen*, d. h. die reine Lehre Jefu verkündigen folle. — Was die jetzt fo manchen theologifchen Kopf befchäftigende Liturgie — bey manchem Prediger ein Erfatz feiner geiftfchwachen Predigten — betrifft: fo wünfcht der hellfchauende Vf., dafs man nicht durch die zu wünfchenden Verbefferungen die erfahrenen, wackeren, älteren Prediger, die auf die befte Erfüllung ihres Berufs mit weifer Erfahrung finnen, allzu fehr beengen, oder gegen Luthers Willen alle Proteftanten auf eine zu lange Zeit binden möge, durch welchen Zufchnitt nur das Fortfchreiten im Nothwendigeren und Höheren gehemmt werden möchte. Wenn man, wie die poëtifche Myftik, in den Gebräuchen faft Alles findet, um die Menfchen zu dem *Anfchauen des Göttlichen* zu führen, und die Predigt im ächtlutherifchen Geifte für unwefentlich hält: dann fehen und hören wir Farcen und heuchlerifches myftifches Geheul, das der tief und hohl Athem holende Sprecher am wenigften in klare Ideen zu bringen vermag, und dem der Vf., wie jeder vernünftige Chrift, im Geifte Chrifti abhold feyn mufs, wenn nicht unfere Tempel dem Katholicismus, dem heidnifchen Baalsdienfte, der die Menfchen nicht für Leben und Sterben beffer macht, wieder geöffnet werden follen! Nein, unter *Ruperti* wird jene phantaftifche Schwärmerey, die das Gefühl füfs einräuchert, aber Dumpffinn, Irreligion, Unwiffenheit und Unmoralität befördert, und alles Gute erftickt, das der Menfch nur durch klare Ideen mit religiöfer Kraft thut und erwirkt, nicht gedeihen! Die Religion aufser Beziehung zur Moral zu fetzen, heifst dem Chriftenthum feinen wahren Nerv, das Reich Gottes herbeyzuführen, zerfchneiden. Statt kraftvolle, tugendhafte Menfchen, die für Gott, Religion und Tugend ihr Leben jeder Gefahr opfern, werden wir fchwärmerifche Schwachköpfe haben, die vor myftifchem Rauche den Tag nicht fehen. Euer Prunkgottesdienft wird euern Jefuitismus nicht verftecken; wir heiligen mit klaren Worten unferen verftändigen Luther, indem wir das in klarem Bewufstfeyn ftehende göttliche Gefühl Jefu zu erreichen trachten. Um das Herz der Menfchen für Religion und Sittlichkeit zu erwärmen, mufs in Schulen und Kirchen, als Bildungsanftalten der Menfchheit, der Grund zu ihrer Aufklärung und Veredlung gelegt, und durch ein fittliches Leben überall geweckt werden. Diefen Zweck wird man aber dann beffer erreichen, „wenn man (S. 60) bey Befetzung *aller* Stellen im Staate, fowohl der weltlichen als der geiftlichen, nicht blofs die geiftige, intellectuelle, fondern auch vor allen Dingen die moralifche Würdigkeit und Tüchtigkeit forgfältiger als bisher berückfichtigt, und nicht länger die wichtigften Ämter irreligiöfen oder Religion heuchelnden Staatsdienern anvertraut. Man lefe felbft weiter, und man wird einftimmen in die grofse gerechte Klage! Leider aber giebt es (S. 61) Dorffchullehrer-Stellen mit 10 Rthlr. jährlichen Gehaltes, Prediger-Stellen von 100 Rthlr. Darum find denn auch manche Prediger und Schullehrer des Landes im Sommer wirkliche Tagelöhner, die bettelnd bey den reichen Bauern milde Gaben einfammeln und erflehen (S. 62). Man denke fich daher die Achtung des geiftlichen Standes; man denke fich die Cultur der Landjugend, die den Sommer über *gar nicht* unterrichtet wird; die Würdigkeit folcher Lehrerfubjecte, die folchen Stellen angehören können! Hr. *R.* fährt fort: „Man denke fich felbft die Lage der meiften Lehrer an *gelehrten Anftalten*, die fobald als möglich eine Pfarre zu erhalten wünfchen *müffen*, und dafs fie, wenn fie fich kaum durch Fleifs, Übung und Erfahrung für ihren Beruf recht ausgebildet haben, der Schule, zum gröfsten Nachtheil derfelben, entriffen werden, und fowohl Unwiffenden als Unerfahrenen Platz machen. O möchten diefe *pia defideria* nicht mehr tauben Ohren gepredigt werden; möchte den Lehrern eine den Zeit- und Orts-Verhältniffen gemäfse Einnahme beftimmt, und diefe aus der *Staats-Caffe* beftritten werden!" Dann würden auch, fetzt Rec. hinzu, mannichfaltige andere Unannehmlichkeiten, die öfters bey den Betrügereyen der Schulcaffen der Lehrer unter fich Statt finden, verfchwinden. „Der Staat fchaffe Öl, foll die Lampe brennen; er belebe den Geift der nahrunggedrückten Lehrer, dafs das todte Werk lebendig betrieben werde. Ift von diefer Seite die Lethargie gehoben: fo gebe der Staat auch dem Lehrerftande mehr Ehre, da Geringfchätzung in den Augen der Welt, wie Plato und Kant fagten, gar leicht eine Vergeffenheit und Entweihung der eigenen Würde erzeuget (S. 64)." Der Schuldirector aber gebe keinem Schüler, der Theologie ftudiren will, — um gleich alles Unkraut aus Jefu Weinberge bey Zeiten abzuhalten — ein Zeugnifs feiner Tüchtigkeit und Reife, wenn er bey dem jungen

Manne Naturgaben und Rednertalente, ein feines und sittliches Betragen und gründliche Kenntnisse alter Sprachen und humanistische Wissenschaften vermisst: denn Prediger sind ja die Stützen der öffentlichen Moralität, die wahren Schatzmeister derselben. Ein herrliches Princip; aber daran dachte Hr. *R.* wohl nicht, dass, so lange nicht die Schuldirectoren aller Orten für die Wichtigkeit des geistlichen Standes aus eigener gelehrter Kenntniss Achtung haben, und selbst Religion im Herzen tragen, auch dieser Wille ein *pium desiderium* bleiben werde. Dazu sollte aber, setzt Rec. hinzu, kommen, dass jene Zeugnisse von dem Universitäts-Prorector, wenigstens der Landes-Universität, abgefodert und beachtet würden, ohne welches Ersteres ein Rumpf ohne Kopf ist. Ein Geistlicher, der mit Erfolg wirken soll, muss der Aufgeklärteste seiner Zeitgenossen seyn; er muss durch reinen und strengen Sinn, durch Unsträflichkeit und Mässigkeit ein leuchtendes Vorbild seiner Gemeinde seyn, um Menschen zu erleuchten und zu beruhigen, zu bilden und zu veredeln: ein solcher wird auch nie seine Kirche leer predigen, wenn in ihm die aufgeklärten Mitglieder der Gemeinde den finden, der er seyn soll, ein *vir bonus, pietate gravis.* Von S. 65 — 76 giebt der wackere Vf. dem praktischen Theologen treffliche Winke für sein Studium, seine Bestimmung und Amtsführung, die wir auch angehenden Theologen zu beherzigen empfehlen. III. *Eine Synodal-Rede über den gesunkenen Zustand der Religiosität unseres Zeitalters, und in wiefern die Prediger dazu beytragen können, ihn wieder zu heben*, am 17 Jul. 1812, von *N. Holthusen*, Prediger. S. 87 — 113. Der bescheidene Vf. geht im ruhigen Gange von seinen gemachten Erfahrungen aus, zuerst im Zustande des Kirchenbesuchs und der Feyer des Todes Jesu im Abendmahl, die Zeitideen aufzunehmen; wobey denn als Resultat erscheint, dass man den Schlüssel bald nicht mehr in die Kirchthüren zu stecken werde nöthig haben. Diesen Mangel an Besuch der Kirche sucht der Vf. in dem seit 20 Jahren, also seit der französischen Sündfluth, sich hebenden Geldvorrath, wodurch der Gedanke an Gott in Abnahme gekommen sey. Die oberen Stände gaben das Beyspiel der Kirchenverachtung, und die Seuche schlich auf die Dörfer fort. Nicht weniger waren Witzbolde, die bey der ins Schlechtere sich richtenden Verstandescultur die Religion des Weinhauses von Familie zu Familie herumtrugen, wahre Peftübel. Auf dem Lande sogar wurden Lesebibliotheken errichtet, in denen Nahrung für Sinnlichkeit und Ausschweifung aufgetischt, der Geistliche und das Kirchengehen bespottet wurde. Dazu kam, dass in der letzteren Zeit so mancher rohe Mensch zu Amt und Würde kam, der selbst nicht wusste, wie er zum Amtskleide passte, und den Modeton zur Verachtung des gesunkenen geistlichen Standes und seiner Predigten am stärksten ergriff. Die Conscription gebot, dass der Prediger von der Kanzel herab als heilig empfehlen musste, was das Herz der Ältern und Kinder mit Thränen der Verzweiflung zerknirschte: so ward denn der Prediger kein Trost mehr, sondern ein Heuchler und Peiniger, und verlor seine Achtung. Predigen hält der Vf. für eine Hauptquelle der Wirksamkeit, aber nicht (S. 102) aus Magazinen, die man der Trägheit aufgeschüttet hat, zumal im Gewande einer philosophischen Sprache, die den Horizont des Landmannes überflügelt. Tauf- und Copulations-Reden sind ihm herrliche Mittel, Religionssinn wie mit Nägeln tief in die Brust zu heften. Der Vf. eifert gegen die bey ihm einreissende Sitte, die Todten des Nachts zu begraben, um ihnen nicht beym Lichte des Tages eine beleuchtende Rede zu halten, die so lehrreich für die Lebenden seyn könne; wobey so oft Menschen, die in den engen Räumen ihres Dorfes oder ihrer Stadt während ihres Lebens sich hassen, zur Versöhnlichkeit geführt werden können, ehe der Tod die Gebeine ihrer Feinde ruhig neben die ihrigen auf Einen Acker legt. Übrigens ist der Vf. von der Beständigkeit der christlichen Religion überzeugt, „wenn man auch mit kritischen Augengläsern bewaffnet, durch haarfeines Spalten der Begriffe in den Wörtern, nicht ein solches Gebäude würde aufzuführen vermögen, dass man darunter bey allen Stürmen ruhig wohnen könne!" IV. Von demselben Vf. eine *Synodal-Rede: Welches sind die Spuren des Besserwerdens in Hinsicht der Religiosität unseres Zeitalters, seitdem sich Gott in den neuesten Weltbegebenheiten so sichtbar als Herren der Menschen gezeigt hat? Wie ist der Zustand der Religiosität? Wo liegen die Mängel? und wie müssen die Prediger wirken und Hand anlegen, um denen an die Hand zu gehen, die nach Gott fragen?* 11 Sept. 1815. S. 114 — 158. Diese Rede hat der Vf. bisweilen im Feuereifer auf widrige Erfahrungen geschrieben, so dass der Herausgeber hie und da mildernde Worte beyzusetzen für nöthig fand. — Der Prediger hat keine Macht, den Umständen zu gebieten, er ist ja nur mit der Bibel bewaffnet. Die jüngere erwachsene Generation hat die dürftigsten Kenntnisse von Religion; und Kenntniss der Bibel findet sich nur noch bey denen von 50 Jahren. Die Ehen sind keine heiligen Verbindungen mehr, die Geburt eines Kindes wird nicht mit Dank zu Gott gefeyert. Wenn der Vf. S. 128 sagt, dass das Kind bis zum 14 Jahre in der Schule und in dem katechetischen Unterrichte nur *wissenschaftlich* gebildet werden kann: so ist das wohl nur ein fehlgegriffener Ausdruck, da *wissenschaftliches* Denken jenem Alter nur bey sehr einzelnen frühreifenden denkbar ist, und ein wissenschaftlich denkender Schulmeister aus dem Schulseminarium überhaupt nicht hervorgehen möchte, man müsste denn eine Sammlung von Katechismussätzen und eingelernten Entwickelungen derselben eine Wissenschaft nennen. Gut schildert der Vf. die traurige Lage, in der sowohl das Kind der Vornehmeren als der Armen in Hinsicht der Religionskenntnisse von der Confirmationszeit an in den trüben Strudel des Lebens hinein entlassen wird; und S. 139 die Laster, die mancher Prediger in seiner Gemeinde — was doch wohl mehr in grossen Städten als auf dem Lande der Fall ist — nicht ausrotten kann. Ja (S.

141) er kann nicht einmal einen faulen widerspenstigen Schulknaben in die Schule bringen. S. 149 sagt der Vf., wie er nur die Bibel allein durchgelesen habe, um sich sein System zu bilden, ohne sich um die Exegeten zu kümmern, die oft nur ein vorgefasstes System begründen wollen. Diess ist freylich für manchen Landprediger genug, der nicht das Feld der wahren Exegese in den Ursprachen beschreiten kann. V. Eine Synodal-Rede, *wie der Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes von Seiten der Prediger besonders entgegen zu wirken sey*; vom Pastor *Krome* zu Freyburg. S. 159 — 176. — Er muss besonders der Lauigkeit gegen die Religion in allen ihren Ursachen und Wirkungen entgegen zu wirken suchen; ferner sich in That und Wort harmonisch als Muster eines vollkommenen Christen zeigen. VI. *Über die Würde des protestantischen Cultus*, eine Synodal-Rede von *Freudentheil*, Prediger zu Mittelnkirchen. S. 177 — 206. Voran ein schöner Synodal-Gesang. Der Vf. zeichnet sich durch classische Bildung, durch schönen Stil vortheilhaft aus, und ist ein Freund der poëtischen Kunst. Der Prediger hat die Erscheinungen der Zeit aufzufassen, die Vergangenheit für die Gegenwart, diese für die Zukunft zu benutzen, als Vermittler zweyer Welten nach allen Seiten zu schauen. Er muss zunächst für seine Zeit wirken, will er für die Nachwelt entscheidend wirken, und, wie die weisen Lehrer und Gesetzgeber aller Völker, die Schätze der Erfahrung seiner Zeit benutzen. Wenn mancher jetzt nur, wie der Vf. sagt, den Eulen gleich, Nacht und Trümmer sucht, um dem Zeitgeiste recht viel aufzubürden: so sind die meisten einzelnen Erscheinungen doch nur so, wie sie ehemals auch waren. Unser Cultus ist nicht so arm, so leer, so schlecht, ist man nur selbst nicht schlecht, unzufrieden mit den Umständen der eigenen Lage, welche allein zu der verlassenen Kirche zurückführte. — Der protestantische Cultus hebt sich, indem man ehrt a) *den Bund zwischen Glauben und Wissen, Vernunft und Gefühl, Tugend und Religiosität.* Wir benutzen das historisch Positive als Grundlage der erhabensten Ideen. Wir ehren den von *Herder* und *Lessing* angenommenen Glauben an die fortschreitende Veredlung der Menschheit, während dem die herzlose trübe Mystik immer wieder in die alten Irrthümer zurücksinkt. Das „Gott sprach, es werde Licht!" ist das Loosungswort jeder protestantischen Kirche. Wenn jetzt wieder gegen *Moral*predigten geeifert wird, wie vor noch nicht langer Zeit gegen *dogmatische*: so ist der Vf. der wahren Ansicht, dass sich beide in einander auflösen und zerschmelzen müssen. b) Wir ehren *den Bund der Einfachheit* und *Feyerlichkeit*, der *Popularität* und *Würde*. Denn die äusserliche Gottesverehrung soll die innere ausdrücken und fördern. Der Cultus sey ohne spielende Künsteley, ohne kleinliche Überladung, übrigens harmonisch, und weder das Feyerliche und Bedeutende im Abendmahl, Taufe, noch des Gesanges (wodurch der Theilnehmer selbst in thätigen Zustand versetzt wird) und der Musik stehe im abstechenden Verhältniss zu der Predigt. Von langen Predigten ist der Vf. mit Recht kein Freund, es müssten denn solche, wenn sie zugleich körnigt sind, durch einen gesungenen *Liedervers* (S. 194 wohl: *Vers eines Liedes*, da doch dieser Vers nicht gerade in *verschiedenen* Liedern zu finden seyn soll?) getrennt werden. S. 196 bemerkt der Vf. das Fehlgreifen mancher neuer Kirchenlieder, wie sie alle Thatkraft und Seelenstärke durch falsch verstandene Demuth verkrüppeln. Rec. wünscht, dass der Vf. selbst, der den Zauber der poëtischen Kunst zu üben weiss, sein Publicum mit seelenstärkenden und entflammenden Liedern in Luthers Geist, der in den hier mitgetheilten noch zu wenig weht, zu beschenken streben möge. — c) *Den Bund mit der Natur.* Auch Jesus lehrte in der freyen Natur am liebsten; wenn gleich unserer Städter Sinn auf die Schönheiten der Natur nicht so mannichfaltig geweckt ist, und der des Landmannes durch übrigen Mangel an Bildung nicht dem der theokritischen und virgilischen Idyllenwelt im Feineren entspricht. d) *Den Bund mit dem Menschenleben.* Die Gottesverehrung soll den Menschen aus der trägen Scholle seines Bodens, an der der sinnliche Mensch — *fruges terrae consumere natus* — klebt, entreissen, das höhere geistige Leben in ihm entwickeln, dass er in den Wandlungen der Verhältnisse des äusseren Lebens sich innerlich für eine bessere Welt veredle. Daher muss der Prediger in das menschliche Leben mannichfaltig eingreifen, um die Pflanze des höheren Lebens in dem Herzen der ihm verbündeten Menschen zur Palme zu steigern, damit sie nicht verkümmert werde in ihren Keimen! Er führe die Religion vom Himmel herab, nach Jesu Muster, in das menschliche Leben hinein, lehre die Erde nicht als ein Jammerthal ansehen — ob er gleich ihre Leiden dem, der keine wahre Ansicht von den Dingen sich machen will, nicht verschweigen kann, — sondern als Bildungsstätte eines heiteren und wahrhaft christlichen Lebens. Seine Kirche ist die Halle, wo Rang- und Titel-Sucht nicht gelten; wenn diese Farcen des Lebens auch denjenigen, der das Christenthum und den Tempel nicht im Geiste der Wahrheit anzusehen im Stande ist, sollte ja einmal ein solcher mit einem Ordensbande oder von seinem Partikelntische weg in denselben sich verirren, nicht verlassen. Am Altare und anderen feyerlichen Stellen des Tempels findet auch die Vaterlandsliebe im Schoosse der Religion ihre edle Begründung und wahre Weihe. — e) *Den Bund mit der Zeit.* Der protestantische Cultus soll sich nach Luthers ausdrücklichem Gebote nicht an unwandelbare äussere Formen binden, sondern das nicht Wesentliche soll sich einer wohlthätigen Zeit *mit Weisheit* passend anfügen. Der Volkslehrer muss wichtige Zeiten religiös zu benutzen wissen, das Aussenleben durch das innere, an die Ewigkeit geknüpfte, zu veredeln verstehen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Hoffmann und Comp.: *Theologische Miscellen*, gesammelt und herausgegeben von *Georg Alexander Ruperti* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VII. *Über den öffentlichen gottesdienstlichen Gesang*, ein Synodal-Aufsatz von *G. D. Eichhoff*, Pastren. — S. 207 — 212. Im Alterthume sang man die Thaten der Helden, um sie der Vergessenheit zu entreissen, und Hymnen zum Lobe der Gottheit. Letztere besonders haben wir noch im A. T. Die Christen hatten im II Jahrhundert, vorzüglich aber erst nach Constantin dem Grossen, einen prächtigen Kirchengesang. Musik hingegen wurde erst recht nach der Einführung der Orgeln in der Kirche gewöhnlich. Durch Luthers kräftige Lieder in deutscher Sprache, seine Achtung gegen Musik und Gesang, an dessen Verachtung man nach Luthers Ausdrucke den Narren erkenne, erfolgte eine grosse Veränderung des öffentlichen gottesdienstlichen Gesanges. Die Frage, ob dadurch die Andacht auch erhöht worden, und noch jetzt befördert werde, entscheidet der Vf. mit *Nein*, und findet daran zwey Puncte Schuld, a) dass zu wenige Kenner des Gesanges seyen, b) dass er zu schlecht geführt werde. In beiden wird man dem Vf. wohl Recht geben. Nämlich viele Worte der jetzt noch gangbaren Gesänge sind Manchen dem Begriffe nach unverständlich, da sie veraltet sind. Die Landes-Schulmeister sind selten im Stande (S. 210), den Inhalt der Lieder den Schulkindern zu erklären (ein Beweis des erhaltenen mangelhaften Unterrichts in der historischen Kenntniss der Muttersprache). Die Gesangdirection der Landschulmeister ist (S. 211) in unseren Tagen mehr ein wildes Geschrey, da sie in ihren Bildungsjahren nicht mehr Gelegenheit haben: denn die Cantoren an den lateinischen Schulen sind entweder aufgehoben, oder wo noch hie und da einer seyn mag, den beherrscht Stolz und die leider erlaubte Trägheit zu sehr, als dass er beytrüge, durch Harmonie der Töne beym Singen die Andachtsgefühle zu heben. Möge dieser Klage des Vfs. durch die That abgeholfen werden! Denn jetzt bleiben auf dem Lande (S. 212) die besten Gesänge oft ungesungen, weil der Vorsänger, geschweige die Gemeinde, die Melodie nicht versteht! —

VIII. *Über den geringen Nutzen des Predigens*, von *E. Ant. Lud. W. Langenbeck*, zweytem Prediger zu Kirch-Osten. S. 213 — 226. Der Vf. glaubt, dass das viele Predigen aus Mangel an Bildung der Zuhörer wenig nütze, wenn er auch dem Predigen nicht allen Einfluss und Nutzen auf Volks-Moralität abspricht. Die Ursachen des geringen Einflusses sind gerade diejenigen Laster und Fehler, die der Prediger an der Wurzel abschneiden soll; was ihm aber darum nicht gelingt, weil keiner *sich selbst kennen* lernen mag. Das Kirchenbesuchen geschieht aus Gewohnheit oder aus anderen, sogar unedlen Beweggründen. Den besseren aufmerksamen Zuhörern hilft die Predigt darum wenig, weil sie doch nicht im Stande sind, einen zusammenhängenden Vortrag zu fassen, und die aus dem Zusammenhange gerissenen Gedanken werden oft falsch verstanden: denn der Landmann versteht die hochdeutsche Sprache nicht geläufig, in welcher in des Vfs. Gegend gepredigt zu werden pflegt, und bey den Ausdrücken *Pflicht*, *Tugend*, *Sittlichkeit* hat der dortige Landmann kaum ein dunkeles Gefühl (S. 218). Bey seinen unpassenden Rügen in einigen *reinhard*'schen Predigten (S. 219) hätte der Vf. bedenken sollen, dass sie nicht für seine Bauern, sondern für Bewohner Dresdens gehalten waren, so wie (S. 220) er nicht verkennen sollte, dass *Reinhard*'s Beweise lutherisch, apostolisch und christlich sind. — Die S. 221 angebrachten Gründe, dass Predigten wenig helfen, fallen dem Predigen selbst nicht anheim, sondern dem unglücklichen Prediger-Subjecte, das keine Beurtheilung, keine Amtsweisheit besitzt. Übrigens giebt der Vf. gute Winke für solche Predigten. Dass aber in den Predigten Fehler und Thorheiten in ihrer *Lächerlichkeit* dargestellt werden sollen (S. 222), kann Rec. wegen der kirchlichen Erbauung und Andacht und Würde nicht billigen. Richtig verwirft der Vf. das Predigen in hochtrabenden, unverständlichen Phrasen und Phantasiebildern, so wie die stete, alle Sonntage sich gleich bleibende Form der Predigt (S. 224). Er giebt den analytischen Predigten für die Landgemeinde vor den synthetischen den Vorzug, worin ihm Rec. beystimmt, wenn letztere der Abwechselung und des Reizes zum Nachdenken wegen nicht ganz verbannt werden.

IX. *Bemerkungen über den vorhergehenden Aufsatz* vom Prediger *Kedenburg*. S. 227 — 234. Der Vf. stimmt darin nicht bey, dass Predigen im Allgemeinen geringen Nutzen stifte. Er meint, selbst im

rohesten Gemüthe würden die vorhandenen Anlagen durch Predigen zu würdigen Entschliessungen belebt und geweckt, und der innere Mensch geheiligt. Das unsichtbare Wirken derselben auf die Herzen können die Prediger selbst nicht einmal beurtheilen; was sogar in trüben Zeiten gesäet ward, reift jetzt unter seinen Augen herrlich. Er leugnet daher, 2) dass der Ungebildete die Predigten nicht verstehe, und keinen Nutzen aus denselben habe. Nur muss der Prediger die göttliche Weisheit Jesu auf das Leben und die bestehenden Verhältnisse anzuwenden wissen, die Bibel zu gebrauchen verstehen, den Text deutlich entwickeln können, und kernhafte Gesänge mit einwirken lassen. Auch meint der Vf., 3) dass wohl solche, welche aus schlechten Beweggründen in die Kirche kämen, durch die geistige Macht des Predigers ihrem Seelenschlummer entrissen, und dem lebendigen Worte Gottes zugewendet werden könnten. Die meisten Fehler liegen in dem Mangel der Amtsweisheit des Predigers, die sich zunächst in der Predigt zeigt. Gegen den Vorschlag des Vfs. von No. VIII, der da wünschte, statt *Predigen* mehr das Katechisiren eingeführt zu sehen, macht Hr. *K.* die richtige Bemerkung, dass durch Katechisation mehr auf den Verstand als aufs Herz gewirkt werde, eine ordentliche Predigt aber beides in gleichen Anspruch nehme. Die Katechumenen sind ja auch nur dort Kinder, nicht Erwachsene, und das Kind kann Manches nicht fassen.

X. *Ist die Klage, dass die Prediger fast vergeblich arbeiten, gegründet?* Von *J. N. Scharlacken*, Prediger zu Kehdingbruch. S. 235 — 240. Dieser Aufsatz enthält nichts Bedeutendes, was nicht in den vorhergehenden Abhandlungen auch stände. Unter die guten Zeichen einer Gemeinde setzt der Vf., wenn die Advocaten klagen, dass die Ortsbewohner keine Neigung zum Processiren haben.

XI. *Über die Vorarbeiten zum heilsamen und schwierigen Geschäft des Predigers am Kranken- und Sterbe-Bette*, von *N. W. Wolff*, Prediger zu Borstel. S. 241 — 246. — Durch jenes Geschäft soll der Prediger das eingewiegte Gewissen des schlechten und sicheren Menschen aus seinem Schlummer wecken, die falsche und gefährliche Ruhe und Zufriedenheit des Scheingerechten heilsam stören, das menschliche Herz dahin bringen, die Schuld des Lasters reuevoll zu erkennen. Allein selbst in der ernsten Stunde des Scheidens klopft der Prediger oft an sehr verstockte Herzen; er hat alle Klugheit nöthig, seine Menschenkenntniss zu benutzen, um bey jedem dem Sarge Nahenden den Nagel auf den Kopf zu treffen. Doch sey alle Mühe oft vergebens, und deshalb meint der Vf. (was wohl immer das Vernünftigste ist), dass man bey gesundem Leibe die Seele der Menschen von Jugend kräftig richte auf richtige Ansicht vom Leben und Wirken, vom Christenthum und von einem den Menschen entwürdigendem Daseyn.

XII. *Über öffentliche Beerdigungen und die Geschäfte eines Predigers bey denselben*, vom Prediger *Holthusen* in Oberndorf. S. 247 — 257. Bey seiner Gemeinde sind Leichenreden des Predigers, so wie der Gesang, abgeschafft. Die Nerven werden den Städtern jetzt erschüttert, wenn sie den Prediger an ein Krankenbett holen sollen. Ist der Kranke todt: so eilt man, wie die Juden, ihn wegzuschaffen, um nicht lange durch ihn mit dem Gedanken an den Tod belästigt zu werden. Durch alles diess wird dem Prediger die Hand gebunden, den schauervollen Tod selbst als fruchtbar für die Sittlichkeit und ein tugendkräftiges Leben zu benutzen. Die Leichenreden bey den Römern machten, nach Polybius Nachricht, einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther der römischen Jugend, und das *memento mori*, der vormalige langverstorbene einbalsamirte Hausgenosse, fehlte selbst bey den Schmausereyen der Ägypter nicht, wie Herodot sagt. Aber in der Gegend des Vfs. wird die Leiche in gedankenloser Stille weggeräumt, und des Guten edle Thaten und Verdienste werden in keine Darstellungen eingekleidet, um sie in das Gemüth der lebenden Mitwelt einzusäen, dass der Nachahmungstrieb geweckt, und herrliche Thaten wieder herrliche früh oder spät erzeugen, und nicht mit dem Leichname auch im Andenken der Lebenden vermodern! Rec. ist für diese öffentliche Todtenbeurtheilung ganz eingenommen, und sie sollte geboten werden. Aber man stelle auch den Prediger als unparteyischen Censor so, dass er ein gerechtes Todtengericht nicht allein halten darf, sondern auch halten *muss*, wie bey den Ägyptern über ihre Könige, dass seine Rede gedruckt werde, und jeder ihn selbst zur Rechenschaft von Unwahrheiten ziehen kann. Übrigens müsste der Ton so seyn, dass die Familie, ist sie tugendhaft, nicht von dem Rügen Nachtheil in der Meinung erhielte (wo der Prediger auch selbst notorisch bekannte Bösewichter durch Stillschweigen gut bestrafen könnte). — Wie mächtig würde diese Sitte nicht die Moralität in Staaten heben! Aber was hilft uns, so manche schöne Sitte der Alten zu wissen, wenn sie bey uns nicht benutzt wird? — Der Vf. trennt Leichenreden und Parentationen: Erstere sollen Weniges enthalten von dem Persönlichen des Verstorbenen, mehr Allgemeines, wozu die Leiche Veranlassung giebt, für die gegenwärtigen Lebenden; das Specielle des Lebens soll den Parentationen übrig bleiben. Rec. würde beides in eins verschmelzen, und Alles Allen zu Ohren kommen lassen, zumal da Parentationen nicht aller Orten üblich sind, und gewöhnlich nicht vom Prediger, sondern von einem gemietheten Lobredner gehalten und zur Farçe werden.

XIII. *Dass es besonders in unseren Zeiten Pflicht sey, den religiösen Geist zu beleben, und welche Mittel dazu dienen.* Eine Predigt über Coloss. 3, 16. 17. vom Prediger *Blohm*. 29 Jul. 1815. S. 258 — 275. — Eine für eine Landgemeinde verständliche, schlichte Predigt, in der aber manche zu lange Perioden und zu viele eingeschaltete Sätze auffallen. Der Vf. benutzt die Bibel zu sparsam, vergisst aber nicht, die Erscheinung der Zeiten religiös zu erfassen, und hat die gesunde Hoffnung, es werde besser in der Welt, wenn Jeder mit sich die Besserung anfange, und Andere dazu belebe; wenn Jeder die Anstalten der Reli-

gion benutze, und in seinem häuslichen Leben der Religion die Leitung gebe.

XIV. *Antrittspredigt* am 9 Oct. 1814 gehalten von *W. N. Freudentheil*, Prediger zu Mittelnkirchen. S. 276 — 292. Auch in dieser schönen Predigt erkennen wir den gebildeten, geist- und kraftvollen Redner. Er legt 1 Thess. 2, 19. so zum Grunde, und erwägt die drey Worte der Hoffnung des Predigers am Tage seiner Einführung: *Weisheit*, *Liebe*, *Friede*. Mit der *Weisheit* soll der Prediger in den Herzen seiner ihm Anvertrauten zum herrlichen Gewinn für Zeit und Ewigkeit wuchern, dass seine Gemeinde erleuchtet werde. Aber dieses Wissen soll nicht ohne Thun, nicht Glaube ohne Werke, nicht ohne *Liebe* seyn. Denn Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, das Band der Vollkommenheit, das Band, das uns mit Menschen, mit Gott vereint. So wird er dann von Weisheit zur *Tugend*, von Tugend zum *Frieden* geleitet, der die Leidenschaften dämpft, den Menschen mit Menschen aussöhnt und glücklich macht. Über diesen Gegenstand, als den Inbegriff des religiösen Lebens ferner zu reden, verspricht er seiner Gemeinde.

XV. *Über die Versuchung Jesu in der Wüste*. Matth. IV, 1 — 11. Marc. I, 12. 13. Luc. IV, 1 — 13, von *Fr. A. Pollitz*, erstem Prediger zu Balje. S. 293 — 300. Der Vf. meint mit Recht, dass kritische Untersuchungen über solche schwere Gegenstände nicht auf die Kanzel gehören, sondern nur eine bestimmte passende Erklärung, die der Prediger aus Gründen kennen müsse; jedoch müsse der Prediger als Theolog solche Stellen auch für sich untersuchen. Nach dem Vf. trägt Jesus eine belehrende Parabel vor. Den Teufel in Person zu bestreiten, war für unsere Zeit überflüssig. Dass der διάβολος aber ein abgeschickter Jude gewesen seyn könne, was noch hie und da angenommen wird, ist bey der grossen Verschmitztheit der dialektisch gefeimten Pharisäer ebenfalls unwahrscheinlich, da es der dümmste Gedanke gewesen wäre, dem selbst an dialektischer Kunst überlegenen Jesus Palästina oder die Erde zur Belohnung im Scherz anzubieten. S. 295 bemerkt der Vf. die Abweichung der Evangelisten, dass Johannes diese Erzählung gar nicht habe, und Marcus so kurz. Darum hält er das Ganze für eine *belehrende Dichtung*, aber aus 3 bey drey verschiedenen Gelegenheiten verschiedener Zeiten gesprochenen Parabeln zusammengeflickt. In seinen verschiedenen Zeit-Dichtungen hat der Vf., nach der Meinung des Herausgebers (S. 297), in dem τότε und πάλιν Matth. IV, 1. 7 einige Haltung, was Rec. aber nicht zugiebt, da πάλιν hier bloss *porro* heisst, wie es z. B. Cap. XIX, 24 unwiderleglich vorkömmt, und τότε ebenfalls in Cap. IV, 10. 11 bloss Continuationspartikel ist. Des Vfs. hypothetische Ansichten sind nun: „Jesus wurde von den Jüngern mehrmals bestürmt durch ihre messianischen Erwartungen: a) auf einer Reise, wo es an Brod fehlte, dass er seine Allmacht gebrauchen möge, um sich ihnen zu zeigen als den Erwarteten. Um sie besser zu richten, habe Jesus eine Parabel erzählt, *wie er einst den Versucher abgewiesen habe*, V. 1 — 4. Von solchen unhistorischen Versuchungen der Jünger kennt Rec. kein Beyspiel; vielmehr führt man auf Reisen im Orient, vorsichtiger als bey uns, stets etwas bey sich, und bey den wiederholten Speisungen grosser Volksmengen, deren Matth. in der Folge erwähnt, kommen die Jünger nie auf solche Gedanken. b) V. 5 — 7 hat der Vf. den unglücklichen Einfall; „dass die Jünger etwa an einem hohen Feste in Jerusalem Jesum aufgefodert hätten, er solle sich vom Tempel herabstürzen, die Engel würden ihn schon unbeschädigt erhalten; das Volk aber würde ihn dann verehren, und er sein Reich mit Tausenden von Anhängern leicht beginnen können." Darauf habe Jesus die zweyte Erzählung gesagt, „um den Jüngern zugleich die Lehre zu geben; dass sie sich in der Folge nicht verwegen in Gefahr begeben, und kein tollkühnes Vertrauen auf Gottes Wunderhülfe setzen sollten." Wie mag der Vf. solche den Aposteln angedichtete Verrücktheiten mit der bangen Furcht zusammenreimen, die sie stets äussern, sobald Jesus von seinem baldigen Tode, seinem Gekreuzigtwerden in Jerusalem spricht? Nie wollen sie von Todesgefahr ihres Herren hören. c) „Zu einer anderen Zeit denken sie, es wäre Zeit, Anstalt zu machen zur Errichtung des Königreichs, und dringen damit in Jesu; er sagt ihnen dann die parabolische Erzählung V. 8 ff., dass er schon diese Auffoderung gehabt, aber damit abgewiesen habe: *Sein Reich sey nicht von dieser Welt*." In den beiden ersten, von dem Vf. erdichteten Gelegenheiten liess er die *Jünger Jesum selbst auffodern* zu den genannten Thorheiten: hier aber hütet er sich, die Versprechungen, welche V. 8 stehen, den Jüngern selbst in den Mund zu legen, weil er das Unpassende wohl fühlen mochte. Weil Johannes von allem diesem nichts erzählt: so meint der Vf., „jene Vorfälle, die Jesus mit dem Teufel *wirklich gehabt habe*, hätten sich vor Jesu Antritt des Lehramts, zwischen der Taufe und der Sammlung seiner Schüler, ereignet. Durch die dichterische Einbildungskraft der Judenchristen wären die Erzählungen erweitert, und so endlich in die gesammelten und geordneten Nachrichten aufgenommen." Die Zeit dieser Einrückung muss der Vf. also wohl *später* als Johannes Leben denken, und so hat er auch noch die Schwierigkeit wegzuräumen, dass, weil er die Veranlassung zu jener Erzählung Jesu durch die Jünger geben lässt, er folglich Johannes von den Jüngern ausschliessen, und ihn mit jener Auffoderung der Jünger unbekannt seyn lassen muss. Wir finden also beym Vf. nichts als Hypothesen und Knoten mancher Art.

XVI. *De tentatione Jesu in deserto*. (Matth. IV, 1—11. Marc. I, 12. 13. Luc. IV, 1—13.) *Disputat. C. H. Heemsoth, v. d. m. apud Oppelenses*. S. 301 — 309. Der Vf. scheint mehr ein Probestück im Lateinschreiben, als eine neue historisch-kritische Untersuchung liefern zu wollen. Er weiss bestimmt, dass bey der Taufe Jesu der Himmel wolkicht gewesen, dass Blitze geleuchtet, und eine Taube aus ihrem Schlupfwinkel durch das Wetter aufgescheucht worden. — Durch den babylonischen Einfluss wären die Juden superstitiös geworden: so findet denn der Vf.

auch im obigen Stück eine Unterredung des Satanas mit Jesu, der jenes *dreyfachen* Angriff abweist, da dadurch der Sinn desto heiliger erscheint. Dieser dreyfache Angriff geht stufenweise vom Schwächeren zum Stärkeren, um den Leser zum Staunen zu führen. Jesus beantwortet die verführerischen Fragen — die eben so wie die Antworten aus den Psalmen und Moses genommen und zusammengesetzt sind, letztere von den Leiden in Ägypten, in Arabien und die dritte von der herrschenden Satanslehre (welche als orientalische *assa foetida* [S. 308] noch vor *Semler* selbst unter den Theologen bey uns herrschte) — so, dass er sich, wie sonst immer, auch hierin, geistgewandten und über die pharisäischen Verfänglichkeiten erhaben zeigt. Der Vf. glaubt noch, dass Matthäus wirklich gemeint habe, Jesus sey vom Teufel in der Wüste versucht worden, obgleich die Einkleidung der Unterredung, die wir lesen, eine Ausschmückung des Autors sey, um zu lehren, wie viel grösser und verehrungswerther als der Dämonen Oberhaupt Jesus sey, und wie leicht das Christenthum mit dem Judenthum in Harmonie gesetzt werden könne, da es wörtlich (?) in seinen Grundlehren mit letzterem harmonire. Rec. will Letzteres, das der Vf. conjecturirt, nicht weiter beleuchten; von der ganzen Erzählung aber wird er eine abweichende Meinung auch ferner behalten; ja er ist weit mehr geneigt, mit Andern anzunehmen, dass in diesem, sich wirklich an eine epischorientalische Darstellung anschliessenden Evangelium des Matthäus hier eine Unterredung Jesu mit sich selbst gegeben werde, als er seine Tugendbahn, wie solche bey Griechen vom Hercules vorhanden, beginnen wollte! — XVII. *De diversa precum in Psalmis Homerique carminibus adumbratarum indole breviter disputat W. N. Freudentheil.* S. 310 — 314. Eine angenehme, kurze Zusammenstellung, wie — die Verschiedenheit des Nationalbedürftigen abgerechnet — die Gelübde, Gebete, Verwünschungen an und gegen die Götter und Gottheit, die Ansicht von dem Lieblingsaufenthalte, dem Lieblingsvolke, und den besonders beschützten Personen derselben, die Erhörung und Vernachlässigung, Strafen derselben u. s. w. sich im Homer und den Psalmen vorfinden. Die Sache verdient eine weitere Auseinandersetzung, und gäbe Stoff zu einer eigenen psychologischen und historisch-kritisch-exegetischen Schrift. XVIII. *Meletemata in carmen fatidicum Jesaj. LII, 13 — LIII. a Jo. Fr. Talge, pastore Buttelensi. Pars I.* S. 315 — 338. Der Vf. hat in diesem Aufsatze, dem gelehrtesten des ganzen Bandes, eine Umsicht, Belesenheit und Darstellungsgabe gezeigt, dass, sollten solche schwere Stellen immer auf gleiche Art bearbeitet werden, *Rosenmüller's* Scholia nur ein gedrängter Auszug heissen könnten. Wir erfahren jedoch in der Hauptsache nur erst, dass 'עבד wohl das israelitische Volk sey; was bekannt ist. Der Vf. setzt die Entstehung des Messias-Begriffes, die Erwartung eines Befreyers der Welt aus einander. Bey seiner weitläuftigen Entwickelung aber hätte man erwarten dürfen, dass er auch die in Alexandria und Rom verbreiteten sibyllinischen Orakel von einem Retter der Erde mit ins Auge fassen würde; vgl. *Heyne* und *Voss ad Virgil. Bucol. Ecl. IV.* Wir wünschen die baldige Vollendung des Aufsatzes, worin das zu Bekannte weggelassen und die Hauptsache kürzer vorgelegt werden mag. XIX. *Freudentheil's Beyträge zur Liturgie.* S. 339 — 343. Brauchbare Gesänge: a) der Menschenfreund, b) an die Communicanten α) vor, β) nach der Communion.

h.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Giessen, b. Heyer: *Systematisches Verzeichniss der auserlesensten Bücher in allen Theilen der theologischen Literatur*, mit Angabe der Preise und Verleger. 1796. VIII u. 119 S. 8. nebst 1 Bog. Inhalts-Verzeichniss und Namen-Register. (8 gr.)

Diese Schrift enthält zwar nichts als ein systematisch geordnetes Verzeichniss von Büchertiteln, ohne alle Notizen über die Einrichtung und den Gehalt der angezeigten Schriften: sie ist auch bey Weitem nicht so umfassend und belehrend, als die bekannte *nösselt*'sche Anweisung zur Bücherkenntniss; aber die Auswahl ist, im Ganzen genommen, mit so guter Einsicht getroffen, dass angehende Theologen dieses Verzeichniss zur ersten Übersicht der *unentbehrlichsten* Schriften in jedem Hauptfache der theologischen Literatur mit Nutzen werden gebrauchen können. Bey einer neuen Ausgabe würden jedoch, ausser den seit 1796 nöthig gewordenen Zusätzen und Änderungen, auch noch folgende Verbesserungen zu machen seyn. S. 3 steht *Jeremias vates, e vers. Alexandr.* von *Spohn* unrichtig unter den Ausgaben des hebräischen Textes; die rechte Stelle dafür ist S. 5 nach *Reineccius* Ausgabe der griechischen Übersetzung. S. 14 hätte anstatt der *hezel*'schen kleinen hebräischen Sprachlehre die *pfeiffer*'sche hebr. Grammatik (von welcher im J. 1805 eine verbesserte Ausgabe erschienen ist) erwähnt zu werden verdient. — Da es die Absicht des Vfs. war, nur die besten und nöthigsten Schriften anzuführen: so hätte er S. 26 *J. C. Eschenbach's* erläuternden Beytrag zu *Eichhorns* und *Gablers* Urgeschichte weglassen können, dafür aber *J. P. Gabler's Neuen Versuch über die mosaische Schöpfungsgeschichte, Altd. u. Nürnb.* 1795, anführen sollen. — Von *Schnurrer's Dissertt.* werden nicht nur S. 28, sondern auch S. 118 zwey Bände angegeben, da sie doch nur *einen* ausmachen. — S. 51 sind die angezeigten beiden *faber*'schen Programmata über das Buch d. Weish. 1786. 1787 bloss die späteren, den *hasse*'schen Einwürfen entgegengesetzten Nachträge zu den *sechs* früheren (Ansp. 1776. 1777. 4.), welche eigentlich als die Hauptschrift zu betrachten sind. S. 53 wird die von *Dindorf* herausgegebene *Versio et explicatio Actor. Apostol.* fälschlich *Semlern* beygelegt, da sie vielmehr von *Morus* ist. Ferner ist der Verleger nicht *Donat*, wie es hier heisst, sondern *Heinsius* d. J., und der Preis nicht 16 Groschen, sondern 1 Thaler und 16 Groschen. — S. 72 hätten ausser den von *Oberthür* und *Pfeiffer* besorgten Abdrücken der *haverkamp*'schen und *mangey*'schen Ausgaben von Josephus und Philo auch die Original-Ausgaben selbst angeführt werden sollen, da sie durch jene Abdrücke keineswegs entbehrlich gemacht sind. — S. 95 verdiente ausser der *maracci*'schen Ausgabe des Korans auch die *hinckelmann*'sche erwähnt zu werden, da sie bis jetzt noch die einzige Handausgabe des arabischen Textes, und auch leichter zu erhalten ist, als jene. — S. 118 ist *Fritz's Beytrag zur Kritik der Religionsphilosophie u. Exegese unsers Zeitalters* unrichtig unter die theologischen Sammlungen gestellt, welche Abhandlungen verschiedenen Inhalts in sich fassen.

— o —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Frid. Cropp*, I. U. D., *Comm. de praeceptis juris Romani circa puniendum conatum delinquendi.* Sectio I. In certamine literario civium academiae Ruperto-Carolinae ab illustri Jureconsultorum ordine praemio ornata. 1813. 128 S. Sectio II, quam pro obtinenda facultate legendi publico virorum doctorum examini submittit. 1815. 111 S. 8. (18 gr.)

Diese Abhandlung verdient eine rühmliche Auszeichnung unter den gewöhnlichen Dissertationen. Sie beweist eben sowohl das eifrige Streben des Vfs. nach Gründlichkeit, und die Originalität seiner Ansichten, als auch die vertraute Bekanntschaft mit den Quellen. Nachdem Hr. *C.* im I Titel einige nicht unwichtige Ansichten über die Frage, worauf die Römer bey der Bestrafung von Verbrechen Rücksicht genommen haben, aufgestellt hat, entwickelt er im II Titel den Begriff des Versuchs der Verbrechen, und nennt den *conatum delinquendi* einen *actum seu factum, quo ad rem illicitam tendimus, seu initium delicti facto constans*, geht dann zur Untersuchung der Strafwürdigkeit jener Fälle über, wo Jemand die Absicht hat, ein Verbrechen zu verüben, aber keine zur Verübung tauglichen Mittel wählt. Hier hält er für nöthig, die Fälle zu unterscheiden, ob entweder das Beabsichtigte nie erreicht werden konnte, oder ob es zwar erreichbar war, aber zu dieser Zeit wegen eines bey der Verübung wirkenden Irrthums nicht wirklich erreicht würde. Z. B. wenn Cajus, welcher mit der Sempronia Beyschlaf üben wollte, mit der eigenen Frau ihn verübte. Wenn nun, meint der Vf., keine Sempronia, welche eine ehrbare, an Jemanden verheirathete Frau ist, lebte: so liesse sich kein Ehebruch denken; wenn aber eine Sempronia, als ehrbare, an Titius verheirathete Frau lebt, Cajus aber z. B. im Dunkeln aus Irrthum zur eigenen Frau kam, die er für die Sempronia hielt: so wäre hier Ehebruch vorhanden. Im ersten Falle ist der entschlossene Ehebrecher nach des Vfs. Meinung mehr ein Gegenstand des Spottes als der Strenge der Gesetze; im zweyten Falle sieht er die Sache ernster an, und glaubt, dass Titius sowohl als Sempronia beleidigt seyen, und die Gefahr für die Zukunft zu gross sey. Auf ähnliche Weise betrachtet der Vf. den Fall, wenn der Verbrecher Mittel zur Ausführung des Verbrechens wählte, welche nie das beabsichtigte Verbrechen herbeyführen konnten. Wenn der Verbrecher durch Gebete oder Verwünschungen (*imprecationibus* heisst es in der Abhandlung) dem Leben des Gegners nachzustreben sucht: so erkennt der Vf. ihn als straflos; wenn er dagegen den Vater vergiften wollte, und aus Irrthum Zucker statt Giftes ergriff: so unterwirft er den Verbrecher der Strafe, und der Grund ist, *ne errore cognito denuo facinus, quod spectabat, aggrediatur.* S. 44 zeigt der Vf., was als vollendetes, was als versuchtes Verbrechen betrachtet werden müsse, und zieht den Fall hieher, wenn Jemand, um einen Diebstahl zu begehen, die Thüre bereits erbrochen hat; hier ist nach ihm *vis perfecta, furtum inchoatum*, und es soll zweyfache Strafe, sowohl die des unternommenen, als des vollendeten Verbrechens, eintreten. Im III Titel, *quot sint gradus conatus constituendi*, betrachtet der Vf. die 3 Theile, aus welchen das Verbrechen besteht, *animum, factum et eventum*, entwickelt die Hauptstufen, auf welchen Jemand bis zum vollendeten Verbrechen kömmt, und nimmt an, dass die Strafe um so grösser seyn müsse, je weiter der Verbrecher mit der Verübung seines Verbrechens bereits gekommen ist; er untersucht dann, welche Grade des Versuchs das römische Recht aufgestellt habe. Er leugnet die gewöhnlich gemachte dreyfache Eintheilung in *delictum perfectum, inchoatum et attentatum*, und glaubt nach röm. R. nur zwey Grade annehmen zu müssen, nämlich *nächsten* und *entfernten* Versuch. In Bezug auf die Bestrafung bemerkt er, dass bey einigen Verbrechen die römischen Gesetze schon den blossen verbrecherischen Entschluss als strafwürdig erkennen, ohne auf die That Rücksicht zu nehmen, während sie bey anderen Verbrechen den entfernten Versuch ganz straflos lassen, und nur den nächsten Versuch bestrafen, bey einigen Verbrechen endlich den Versuch derselben, sowohl den entfernten als nächsten, nicht bestrafen, und nur dann Strafe eintreten lassen, wenn die beabsichtigte Wirkung eingetreten ist. Für jede dieser Behauptungen werden römische Gesetzstellen angeführt. Im IV Titel, *quorumnam delictorum conatus puniatur, et quaenam poena*, geht der Vf. zuerst zur Auslegung der bekanntlich höchst schwieri-

gen L. 16 §. 8 *D. de poenis* über, widerlegt zuerst die *hausische* Interpretation (in *Comment. ad L.* 16 §. 8 *D. de poen. Lips.* 1808), hält in der Stelle eine Emendation für nothwendig: es soll nach ihm *facto* statt *facta* gelesen, oder hinter dem *facta* das Wort *caede* eingeschaltet werden. Die Worte in der Stelle: *a clementissimo quoque*, dürfen, nach seiner Meinung nicht auf den Richter bezogen werden, sondern das Wort *clementissimus* bedeute einen Mann, *qui non nisi iracundiae calore abreptus, vel vino calidus caedem, vel aliud quid maleficium, quod sobrius nunquam commisisset, perpetravit*; danach sagt der Jurist l. 16 §. 8: „*ratio in jure habetur eventus, si caedes non dolo malo, sed culpa tantum ab aliquo admissa est.* Diese Stelle bezieht sich daher nur auf *culpose* Delicte, und kann die allgemeine Regel, welche in l. 14 *D. ad leg. Cornel. de sicar.* aufgestellt ist: *in maleficiis voluntatem spectari, non exitum*, nicht umstossen. Der Vf. zeigt hierauf, was unter dem Worte *voluntas* gemeint sey, dass hier nicht *nuda cogitatio* hinreiche, dass vielmehr die Strafe nur dann eintrete, wenn der Entschluss und der Wille mit *actu aliquo interno ad nocendum comparato* verbunden ist. Das Wort *maleficiis* ist gleichfalls nach dem Vf. nicht so allgemein zu nehmen, dass die in der Stelle aufgestellte Regel auf *alle* Verbrechen sich bezieht. Schon nach l. 5 §. ult. D. XLVIII, 19 sey der Unterschied in *delicta majora* und *delicta leviora* gegründet, und diese Eintheilung scheint ihm zusammenzufallen mit der in *delicta privata* und *publica*. Bey den *delictis privatis* ist der Versuch daher ganz straflos, und der Hauptgrund davon ist in der besonderen Ansicht der Römer von den Privatdelicten zu suchen, nach welcher ohnehin bey den *obligationibus ex delicto* die Römer die Grundsätze des Civil- und nicht des Criminal-Rechts in Anwendung brachten. Bey den *delictis publicis ordinariis* galt der in l. 14 D. *de poen.* angegebene Grundsatz unbedingt; bey den *delictis extraordinariis* macht der Vf. den Unterschied, ob das *delictum* nach dem Edicte des Prätors beurtheilt wurde, in welchem Falle es Anfangs und eigentlich nur mit Privatstrafe belegt wurde, in der Folge auch der öffentlichen Criminalstrafe unterlag, oder ob das *crimen extraordinarium propter frequentiam* nach den Gesetzen der *judicia publica* beurtheilt werden musste; bey den ersten war der Versuch straflos, bey den zweyten kam der Grundsatz der l. 14 in Anwendung. — Alle diese Untersuchungen, bey welchen der Vf. sorgfältig und mit Auswahl die entscheidenden Gesetze anführt, tragen gewiss bey, die häufig in Dunkel gehüllte Lehre von der Bestrafung des Versuchs klar zu machen. — Im V Titel, *quando conatus delinquendi poena liberetur*, handelt der Vf. von den Wirkungen der *Reue*, bemerkt, dass das römische Recht keine allgemeine Regel darüber aufstelle, dass jedoch *wahre* Reue, mit gehöriger Vorsicht beurtheilt, auch nach röm. R. Einfluss habe.

Hierauf wendet sich der Vf. zu den einzelnen Arten der Verbrechen, und betrachtet bey jeder die Beschaffenheit des Versuchs in Vergleichung mit den darüber im röm. R. vorkommenden Aussprüchen. Im II Buche handelt er von den *delictis circa sacra*, wo besonders merkwürdige Notizen über die bey den Römern geltende Ansicht von diesen Verbrechen vorkommen; im III Buche von den *delictis circa rempublicam*, und zwar Tit. I von den *delictis contra majestatem imperii*. Mit Vergnügen folgt man hier den Untersuchungen der Vfs. S. 7 Not. 9 über den Urheber der *lex Julia majestatis*, mit dem Beweise, dass das Gesetz nicht dem August, wie man allgemein annimmt, sondern dem Julius Caesar zuzuschreiben sey; eben so der scharfsinnigen Erörterung über den römischen Begriff des *criminis laesae majestatis*, und den Unterschied des Verbrechens vom *crimine perduellionis*. Im II Titel redet der Vf. von den *delictis contra disciplinam publicam*, hier von den *maleficis et mathematicis*; Tit. III von der *vis publica et privata*; Tit. IV vom *ambitus*; Tit. V *de repetundis*; Tit. VI *de annona*; Tit. VII *de delictis contra bona reipublicae*. Im IV Buche behandelt der Vf. die *delicta circa privatos*, liefert hier Tit. I schätzbare Untersuchungen über die *lex Cornelia de sicariis* Tit. II über die *incendiarii*, und sucht in Tit. III weitläuftig die von *Meister* in seinen Urtheilen und Gutachten S. 460 aufgestellten Ansichten über das *parricidium* zu widerlegen. Rec. hat sich nicht von den Behauptungen des Vfs. überzeugen können, und hält immer noch *Meisters* Ansichten für die wahren. Der Zweck dieser Anzeige einer akademischen Schrift gestattet keine ausführliche Widerlegung; Rec. verspart sich diese bis zu einer anderen Gelegenheit. Tit. IV handelt *de morte voluntaria*; Tit. V *de delictis contra corporis integritatem*; Tit. VI *de delictis contra status integritatem*; Tit. VII — XIII *de delictis circa res venereas*, und Tit. XIV *de delictis contra bona civium*.

Rec. schliesst mit dem aufrichtigen Urtheile, dass der Vf. durch diese Abhandlung die Wissenschaft wirklich bereichert, und die Hoffnung begründet hat, dass von ihm noch viel Treffliches für Criminalrecht erwartet werden darf.

P. J. L.

ALTERTHÜMER.

DARMSTADT, b. Heyer und Leske: *Denkmäler der deutschen Baukunst*, dargestellt von *Georg Moller*, grossherzogl. hessischem Oberbaurathe. 3 Heft. 1815. gr. Fol. (20 gr.)

[Vgl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1816. No. 70.]

Die baldige Erscheinung des dritten Heftes dieser Denkmäler ist ein erfreuliches Zeichen, und lässt einen glücklichen Fortgang des Werkes hoffen. Wir finden hier auf der ersten Platte eine Ansicht der Kirche St. Castor zu Coblenz, die, nach dem Grundrisse dieser Kirche im zweyten Hefte der Denkmäler zu urtheilen, die hintere Seite der Kirche ist. Die

drey folgenden Platten stellen Theile des ehemaligen Kaufhauses zu Mainz dar, wovon das zweyte Heft den Grundriss und die perspectivische Ansicht zeigt, hier aber die innere Ansicht, die Seitenansicht, der Durchschnitt nach der Länge und die Profile einiger Gesimse abgebildet sind. Auf der vierten Tafel sehen wir ein Fenster der Kirche zu Oppenheim, von der im ersten Hefte mehrere Abbildungen vorkommen. Die sechste Platte giebt den Grundriss der Kirche zu Friedberg.

Da diesen Kupfern eine beschreibende Erklärung mangelt: so lässt sich nur wenig darüber sagen. Sehr merkwürdig scheint uns das Fenster der Kirche zu Oppenheim, wegen seiner sinnreichen Construction, von der wir vorzüglich nur bemerken, dass das Fünfeck den Grund giebt. Bey der Ansicht der Kirche St. Castor zu Coblenz finden wir, wenn wir sie mit dem Grundrisse zusammenhalten, und die beygefügten Masse zu Hülfe nehmen, dass nicht die ganze hintere Ansicht im Aufriss gegeben ist, sondern nur der Vorsprung des Chores nebst den zwey Thürmen, die in dem Grundrisse sich befindenden Seitenmauern aber, neben den Thürmen, in dem Aufrisse fehlen. Das Kaufhaus zu Mainz mag ein sehr interessantes Gebäude gewesen seyn, dessen Abtragung sehr zu bedauern ist.

— gl —

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Landshut*, b. Krüll: *Über die Natur der Gewerbe, über Gewerbsbefugnisse und Gewerbsfreyheit.* Von J. B. Reingruber. 1815. 54 S. 8. (5 gr.)

Wenn wir die bisher über das Gewerbwesen erschienenen Schriften mit dem lebendigen Buche der Erfahrung in dem wirklichen Leben, und mit den Grundsätzen des Rechts und der Staatswirthschaft aufmerksam vergleichen; so finden wir — meint der Vf. — weder in den bisher vertheidigten Grundsätzen der *Realgewerbsgerechtigkeiten*, noch in den Grundsätzen der *blossen Personalrechte*, den Ruhepunct, wo sich das Princip der Staatswirthschaft mit dem Princip des Rechts schwesterlich vereiniget. Die freye Thätigkeit des Menschen ist dem Vf. allerdings ein angebornes Recht; aber schon der Begriff des *Rechts* bezeichnet, seiner Ansicht nach, eine Beschränkung des Einen, und zwar nicht bloss auf die durch Arbeit erworbenen Früchte des Anderen, sondern auch auf die in fruchtbaren Stand gesetzte Substanz, mit welcher dieser Andere seine freye Thätigkeit mittelst Arbeit durch eine Causalverbindung vereinigt hat. So wie aber das Eigenthum auf der Substanz vom Grund und Boden, oder auf dem mit der Gewerbsausübung unzertrennlich verbundenen Gewerbsgebäude, Werkstätte, nur durch Geschicklichkeit, Arbeit und Capital befördert und erworben wurde: eben so muss dieses Eigenthum durch Geschicklichkeit und Arbeit erhalten und fortgesetzt werden. So muss das Feld bestellt, so müssen die Gewerbe betrieben werden, weil von dieser lebendigen Thätigkeit die Erhaltung des Staats abhängt. Aus diesem Grundsatze müssen die Pflichten des Eigenthümers, und die Rechte des Staates abgeleitet werden; und in diesem durch Kenntniss und Arbeit beschränkten Eigenthume der Substanz finden wir, nach der Meinung des Vfs., allein den so oft verkannten Vereinigungspunct des Princips des Rechtes und der Staatswirthschaft: eine Vereinigung, welche, nach dem Vf., die Resultate giebt, dass die *persönliche Gewerbsfähigkeit* — die Geschicklichkeit der Gewerbsleute — nur die allgemeine Bedingung der Ausübung des Gewerbes sey, nur ohne Weiteres zulässig bey solchen Gewerben, deren Betrieb lediglich die Gewerbsgerechtigkeit und die Mechanik der Hände mit leicht beweglichen Apparaten voraussetzt, oder wo, wenn er auch zu seiner möglichsten Vervollkommnung und Lebendigkeit ein eigenes Haus oder Gebäude heischt, diess doch nicht unbedingt fodert. Dagegen aber soll jene persönliche Gewerbsfähigkeit nicht ausreichend seyn zum Betrieb solcher Gewerbe, deren Ausübung ohne ein beständig und ausschliessend dazu bestimmtes Gewerbsgebäude schlechterdings unmöglich ist, oder welche, wenn sie auch nicht an ein solches Etablissement beständig gebunden seyn mögen, dennoch ein eigenes Gewerbsgebäude mit kostspieligen und schwer zu trennenden Vorrichtungen, als unbedingt nothwendig voraussetzen. Gewerbe der letzteren beiden Arten nennt der Vf. radicirte Gewerbe, und zwar die der ersten Classe *radicirte* Gewerbe *im strengen Sinn*, weil die Gewerbsbefugniss, dieses angeborene Recht, von den Gewerbsgebäuden nicht getrennt werden kann, ohne das Fundirungscapital des Gewerbes selbst zu vernichten, und ohne durch Entziehung der Früchte der Industrie ein Unrecht zu begehen (S. 9 und 10). Wer Gewerbe dieser Arten betreiben will, soll daher verbunden seyn, nächst seiner persönlichen Gewerbsfähigkeit vorerst noch nachzuweisen, dass er sich im Besitze der nothwendigen Gewerbsgebäude und Capitale befinde (S. 15). Hierin findet der Vf. (S. 18) die weisen Grenzen der dem Menschen angeborenen freyen Thätigkeit. Damit nun diese Grenzen nicht überschritten werden, sollen nach seinem Dafürhalten (S. 24) die Gewerbsbefugnisse der angegebenen Arten mit den zu ihrer Ausübung unbedingt nothwendigen Gewerbsgebäuden verbunden oder darauf radicirt bleiben, sie sollen jedoch in keinen besonderen Capitalanschlag gebracht, noch besonders veräussert werden dürfen. Die Gewerbsgebäude und Utensilien sollen zwar als Object des Credits der Verpfändung und Veräusserung unterliegen, wie jedes Grundeigenthum; verliert aber der Besitzer Schulden halber sein Gewerbsgebäude mit dem übrigen Vermögen: so geht die auf dem Hause radicirte Gewerbsbefugniss auf den in der Prüfung bestandenen gewerbsfähigen Käufer über, der Schuldner aber ist zu dessen Fortbetrieb auf dem Grund seiner persönlichen Gewerbsfähigkeit nicht zuzulassen. Gewerbsfähige Kinder, so wie die Wittwen, welche das väterliche Gewerbsgebäude durch das Gesetz erben, sollen indess die Gewerbsbefugnisse auf dem Gewerbsgebäude fortsetzen, weil (S. 25) „die Belebung der Nationalindustrie diesen Vorzug heischt, und für die Wittwen und die Kindererziehung der Gewerbetreibenden gesorgt werden muss.“ Bey der Eintheilung der Gewerbsbefugnisse im Allgemeinen sollen übrigens die Grundsätze der weisen Concurrenz befolgt werden, welche immer das Verhältniss der Abnehmer zu den verschiedenen Classen der Gewerbetreibenden berücksichtigen, damit weder über Monopolien oder Zunftzwang, noch auch über Nahrungssorgen geklagt werden könne. Und bey dieser Ertheilung der Gewerbsbefugnisse, sowie bey der Wiederbesetzung erledigter Stellen, und bey der Entscheidung der Frage, ob wirklich eine Gewerbsübersetzung vorhanden sey, hält der Vf. die Ortspolizey und die Gemeindevorstände allein für das geeignete Forum. Doch soll es den betheiligten Gewerbsgenossen unbenommen bleiben, ihre Vorstellung zur Würdigung vorzulegen, ohne dass jedoch ihr Widerspruch allein ein Entscheidungsgrund seyn dürfte. Sollte im Falle der offenbaren Übersetzung einer Gewerbsclasse die Nothwendigkeit

anrathen, bey erfolgtem Tode eines Gewerbtreibenden, oder bey einer anderen schicklichen Gelegenheit, eine Gewerbsbefugniss ganz eingehen zu lassen: so darf (S. 27) diese Einziehung ohne offenbare Rechtsverletzung nur unter der Bedingung geschehen, dass den Erben des Gewerbsgebändes eine billige Entschädigung aus dem Vermögen der Gewerbslade oder der Gewerbsclasse geleistet werde.

Der Vf. ist von der Richtigkeit seiner Theoreme so überzeugt, dass es Rec. für eine vergebliche Mühe halten muss, ihn desshalls zurecht zu weisen. Er spricht mit einer solchen Anmassung über die gewöhnliche Meinung, dass es dem allgemeinen Wohle zusage, bey dem Gewerbsbetriebe aller Art überall die möglichste Freyheit zu gestatten, dass man bedenklich seyn möchte, hier sich gegen seine Meinung zu erklären. Indess glaubt Rec. dennoch diese Erklärung seiner Pflicht gegen die Wahrheit und gegen die Wissenschaft schuldig zu seyn. Ungeachtet der Vf. versichert, seit sechzehn Jahren in der Mitte des praktischen Lebens die Verhältnisse der Landwirthschaft und der Gewerbe aufmerksam studirt zu haben: so ist es ihm doch noch nicht gelungen, das wahre Wesen der Dinge zu erforschen; vielmehr scheint ihm die nöthige und vermeintlich errungene Klarheit, Licht und Wahrheit noch überall abzugehen. Das ausschliessliche Eigenthum des Grundbesitzers am Grunde und Boden, worauf er so hohen Werth legt, und aus dem er die Befugnisse der Gewerbsleute der von ihm angedeuteten Classen auf ausschliesslichen Betrieb ihres Gewerbes abzuleiten sucht, beruht auf ganz anderen Bedingungen, als er meint. Auch begründet es die behauptete Ausschliesslichkeit der auf Grundbesitzungen ihrer Natur nach radicirten Gewerbe ganz und gar nicht. Das ausschliessliche Eigenthum an dem von ihm cultivirten Grunde und Boden beruht auf dem, von dem Vf. ganz übersehenen Umstande, dass in jedem Grundeigenthumsbesitze schon seiner Natur nach ein Monopol liegt, dadurch begründet, dass hier sich die freye Betriebsamkeit und Selbstthätigkeit des Menschen einen Stoff oder ein Werkzeug gewählt hat, das seiner Natur nach den Eingriff eines Dritten nicht zulässt, wenn der Dritte den Grundbesitzer nicht von seinem Grundeigenthume verdrängen will. Aber kein solches *Verdrängen* ist erkennbar, wenn der eine Gewerbsmann neben der auf Grundbesitzungen radicirten Fabrik seines Nachbars auf seinem eigenen Grunde und Boden sich eine Fabrik derselben Art errichtet. Dass Jeder dieses könne, liegt in der Natur der Sache; in dem selbst von dem Vf. wiederholt anerkannten Rechte des Menschen auf freye Übung seiner Geschicklichkeit, die dadurch nicht beschränkt werden darf, dass ein Dritter, der ein Gewerbe vielleicht bisher mit besonderem Vortheile *allein* trieb, durch eine solche Concurrenz des Anderen vielleicht etwas von jenen Vortheilen verlieren kann. Der Genuss dieser Vortheile ist etwas sehr Zufälliges, und Zufall kann nie seine Wirksamkeit so weit treiben, dass er der Industrie Fesseln anlegt, und Jemanden angeborene Rechte entzieht. So wenig ein Gutsbesitzer, der seine Scholle bisher einer besonders vortheilhaften Culturart widmete, seinem Nachbar verwehren kann, seinem Acker dieselbe Cultur zu geben, weil er dadurch den Ertrag seines Ackers vermindert zu sehen fürchten mag: eben so wenig kann der eine Fabricant seinem Nachbar verbieten, neben seiner Fabrik eine gleiche zu errichten, die den Absatz des Ersteren und ihren Ertrag vielleicht schmälert. Und am wenigsten kann sich der Staat berechtigt halten, zu dem Ende die Betriebsamkeit des Einen niederhalten zu wollen, damit die Betriebsamkeit des Anderen desto einträglicher sey. Kurz die Theorie, welche Freyheit der Gewerbe unbedingt predigt, ist weder so widerrechtlich, noch so antiökonomistisch, wie der Vf. zu glauben scheint. Das *Suum cuique* lehrt vielmehr das Gegentheil; macht es widerrechtlich, wenn der Staat sich zum Curator seiner Unterthanen aufwirft, und aus Rücksichten, die gewöhnlich nur auf Unverstand beruhen, die Betriebsamkeit zu beschränken sucht, statt sie ihrer Jahrhunderte lang aus Unverstand angelegten Fesseln zu entledigen. Aus diesem Grunde mögen allerdings die Vorwürfe, welche der Vf. der baierischen Gesetzgebung wegen der in den Verordnungen vom 1 Decemb. 1804 und 2 Oct. 1811 ausgesprochenen Weisungen (S. 50 und 51) macht, diese treffen, keineswegs aber aus denjenigen, aus welchen der Vf. solche als widerrechtlich und unwirthschaftlich darzustellen sucht. Beides, seine Vorschläge sowohl, als die Aussprüche dieser Verordnungen, führen zu einer Gewerbscuratel, die wohl Niemand billigen kann, der mit dem ächten Grundsätze der Nationalwirthschaftslehre und den Bedingungen der Volksbetriebsamkeit nicht ganz unbekannt ist. Was der Vf. (S. 55 f.) über den ehemaligen Flor der deutschen Fabriken, ihren dermaligen minder glänzenden Zustand, und Englands dermalige Blüthe sagt, bedarf noch mancher Berichtigung, — wozu indess hier der Ort nicht ist.

Z.

GESCHICHTE. *Braunschweig*, b. Vieweg: *Herzog Friedrich Wilhelm als Mensch*, in treuen Zügen aus seinem Gemälde (,) von D. J. L. *Römer*, vormals Cabinetsrath. 1815. 116 S. 8. (12 gr.)

„Was Friedrich Wilhelm war und leistete, sagt der Vf. in der Vorrede, mögen Andere beurtheilen, und das hängt ja von dem Mitwirken der Menschen und der Zeiten ab; nur das Reinmenschliche, diess Selbstständige, diess Ewige und Unvergängliche sey in meinen Worten wiedergegeben. — Ich erzähle nicht nach der Ordnung der Zeit, nicht nach dem inneren Zusammenhange der Begebenheiten oder der Veranlassungen zu gewissen Äusserungen, Worten und Thaten; ich erzähle, wie mirs einfällt, und gewähre meinen *Lesern* dadurch vielleicht eine angenehmere Unterhaltung, als durch eine, nach gleichartigem Inhalt in Abschnitte zertheilte Reihe von Erzählungen."

Diese letzte Voraussetzung, so wie die Meinung, dass das, was der Mann *ist*, eben sowohl als das, was er leistet, von den Umständen abhänge, und dass Worte und Thaten, wenn man die Veranlassung nicht kennt, charakteristisch seyn können, lassen wir auf sich selbst beruhen, und bemerken bloss, dass dieses Büchlein durch Aufbewahrung einzelner Züge, Handlungen und Worte des Herzogs einen brauchbaren Beytrag zu einer vollständigeren Schilderung desselben liefert. Wir lernen ihn darin als einen Fürsten kennen, der, von Natur gutmüthig, tapfer und offenherzig, stets von dem besten Willen beseelt ist, der, wenn er durch seine Heftigkeit, und noch mehr durch Mangel an Kenntniss der Geschäfte und überhaupt an Bildung, oft zu falschen Schritten verleitet wird, doch richtigen Verstand und Redlichkeit genug besitzt, seine Fehler einzusehen und zu verbessern, und besonders nie der Belehrung zu widerstreben. Man bedauert seinen frühen Tod, der ihn hinderte, sein Land so glücklich zu machen, als er es herzlich wünschte. — Rec., der den Herzog und seine Verhältnisse wohl gekannt hat, kann es sich bey dieser Gelegenheit nicht versagen, bey dem hier entworfenen Gemälde von dem Verewigten noch auf zwey schöne Züge seines Charakters, auf das strenge, wenn auch zuweilen missverstandene Ehrgefühl, welches jede seiner Handlungen lenkte, und auf sein unerschütterliches Beharren bey dem, was er als recht und geziemend erkannt hatte, aufmerksam zu machen.

Kf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MEDICIN.

Nürnberg und Sulzbach, b. Seidel: *Chiron.* Eine der theoretischen, praktischen, literarischen und historischen Bearbeitung der Chirurgie gewidmete Zeitschrift, herausgegeben von Dr. *J. B. v. Siebold*, u. s. w. B. I. St. 1—3. 1805—6. 775 S. B. II. St. 1—3. 1806—9. 774 S. B. III. St. 1—2. 1810—15. 8. (Zus. 16 Rthlr.)

Die Herausgabe dieser Zeitschrift, welche der nunmehr verstorbene *Joh. Barthel v. Siebold* der vollständigsten und alle Theile des Kunstgebietes umfassenden Bearbeitung der Chirurgie widmete, war gewiss ein sehr wünschenswerthes Unternehmen, nachdem das Journal von *Loder* aufgehört hatte, und auch das von *Mursinna* ins Stocken gerathen war; auch war *B. v. S.* vor vielen Anderen hiezu berufen. Als Lehrer an einer gerade durch ihre chirurgischen Anstalten berühmten Universität, als Oberwundarzt eines vortrefflichen Krankenhauses, als ein in der Civilpraxis sehr beschäftigter Chirurg, im Besitze des an Handschriften und an aufgezeichneten Beobachtungen reichen Nachlasses seines Vaters, *Caspars von Siebold*, in fortdauernder literarischer Verbindung mit einer grossen Anzahl gelehrter und erfahrner Wundärzte des In- und Auslandes, konnte derselbe sowohl aus eigenen Untersuchungen und Beobachtungen Vieles zur Vermehrung der Wissenschaft beytragen, als auch einen Vereinigungspunct für die Bestrebungen solcher Ärzte und Wundärzte bilden, denen die Beförderung und fernere Ausbildung der Chirurgie am Herzen liegt. Diess war auch eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch der Fall. Es genügt, unter den Mitarbeitern einen *Sander*, *Sauter*, *Winter*, *Klein*, *Schreier*, *Michaelis* u. A. zu nennen, um darzuthun, dass der Herausgeber sich der Theilnahme und Mitwirkung ausgezeichneter Männer zu erfreuen hatte. Unter die Ursachen, welche den frühzeitigen Tod des Herausgebers beklagenswerth machen, gehört vorzüglich auch die dadurch erfolgte Unterbrechung des Chiron, welcher ein unvergängliches Denkmal des Ruhmes für *B. v. Siebold* seyn wird. Rec. wird bey der Anzeige der erschienenen 8 Hefte besonders auf die Originalaufsätze sein Augenmerk richten, da die aus der englischen, französischen, italiänischen und holländischen Literatur entnommenen Übersetzungen in unserer A. L. Z. theils schon angezeigt sind, theils bey anderen Gelegenheiten werden angezeigt werden. Rec. wird sich an die Ordnung der Bände, nicht aber an die Reihefolge der einzelnen Stücke, halten, und überall soviel als möglich das Gleichartige zusammenstellen. Auch wird sich die Beurtheilung nur über die beiden ersten Abtheilungen jedes Bandes, nämlich über die theoretisch-praktische, und die klinisch-praktische verbreiten: die dritte, oder literarische Abtheilung besteht aus Recensionen, die nicht wieder recensirt werden können, die vierte oder historische Abtheilung enthält Abdrücke von Programmen, Lectionsverzeichnissen, und die fünfte ein chirurgisches Intelligenzblatt. Wird der Chiron künftig fortgesetzt: so wünscht Rec., dass diese etwas steife Anordnung beseitigt werde. Die Abhandlungen, welche in der ersten Abtheilung vorkommen, sind gewöhnlich von denen der zweyten, in Materie und Form, nicht sehr verschieden, so dass sie ganz füglich in Einer Abtheilung zusammengestellt werden können.

Den *ersten Band* eröffnen *Einige Gedanken zur künftigen Bearbeitung der Chirurgie*, von Hn. D. *Pet. Reuss* in Kitzingen. Der Vf. behandelt die schwierige Frage über das Verhältniss der Chirurgie zur Medicin, und über die Eintheilung der chirurgischen Krankheiten. Rec. scheint es, man könne über jenes Verhältniss die widerstreitenden Meinungen leichter vereinigen, wenn man die mehreren Gesichtspuncte, welche die Frage zulässt, gehörig unterscheidet. In der Wissenschaft sind Medicin und Chirurgie Eins; sie haben keine streng systematisch gegen einander geschlossenen Gebiete. Jede versuchte Abmarkung würde hier noch widernatürlicher ausfallen, als die Mautsperre deutscher Staaten gegen einander. Für die Ausübung der Kunst aber bestand die Trennung immer, und wird wohl immer bestehen. Der Arzt kann zwar chirurgischer, und der Chirurg medicinischer Kenntnisse nicht entbehren. Immer aber wird die Heilung einer Lungenentzündung und die eines Beinbruches das Geschäft verschiedener Männer bleiben. Die von dem Vf. aufgestellte Classification chirurgischer Krankheiten hat vieles Brauchbare, obgleich sie mehrere Lücken lässt. Denselben Gegenstand behandelt im 3 Stück ein Aufsatz von Hn. D. *H. Ch. A. Osthoff* in Vlotho, *über die Ausbildungsfähigkeit der Wundarzneykunst*, — unstreitig das Geistreichste und Gründlichste, was jemals darüber geschrieben

wurde. Der Vf. macht besonders auf die Integralbeziehungen aufmerksam, welche die Gegenstände der Chirurgie auf das gesammte höhere heilkundige Wissen, vorzüglich auf Physiologie und Nosologie, haben, und zeigt, wie schädlich und den Fortschritten der Wissenschaften hinderlich es ist, wenn so wichtigen Beobachtungen, welche die sogenannte Manualchirurgie beynahe täglich darbietet, nur von geistlosen und aller tieferen Einsicht beraubten Menschen, dergleichen gewöhnliche Wundärzte sind, aufgefasst werden, indem die Ärzte aus lächerlichem Stolz zwar den sogenannten medicinischen Theil der Chirurgie sich aneignen, und darin den Wundarzt führen und leiten wollen, den anderen Theil aber diesem ausschliessend überlassen, und ihrer Aufmerksamkeit ganz unwerth halten. Wie schädlich diese Theilung des Geschäftes sey, wobey der Chirurg für mehrere Verrichtungen zum Handlanger des Arztes herabgewürdiget wird, legt der Vf. klar und überzeugend dar. Rec. ist der Meinung, man müsse die gewöhnliche Ansicht der Sache ganz umkehren. Bisher gefiel man sich in der Behauptung, jeder gute Arzt müsse zugleich ein vollkommener Chirurg seyn. Die Unerlässlichkeit dieser Bedingung ist nicht einzusehen, und wird durch die tägliche Erfahrung widerlegt. Dagegen ist es gewiss, dass Niemand ein vollkommener Chirurg seyn kann, der nicht zugleich ein guter Arzt ist.

Nach diesen das Allgemeine umfassenden Abhandlungen wendet sich Rec. zu denen, welche speciellen Gegenständen gewidmet sind. Zuerst begegnet ihm eine Reihe von Aufsätzen *über die Castration*. Die Vff. derselben sind Hr. D. *E. L. W. Nebel* in Giessen, Hr. *Fr. Pilger* ebendaselbst, und Hr. D. *J. B. Palleta* in Mailand. Der erste Aufsatz beschäftiget sich mit der Untersuchung über die Ursache der geringeren Gefährlichkeit der Castration bey Thieren verglichen mit dieser Operation bey Menschen. Hr. *Nebel* widerlegt die ältere Meinung, nach welcher die grössere Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Menschen als Ursache dieser Erscheinung angesehen werde. Rec. kann aber auch seiner Meinung nicht beystimmen, wenn er die Ursache in der aufrechten Stellung des menschlichen Körpers, in dem hiedurch bedingten stärkeren Zuflusse des Blutes durch die fast senkrecht herabsteigende Saamenschlagader zu den Hoden und in ähnlichen zufälligen und weniger bedeutenden Verhältnissen zu finden glaubt. Die wahre Ursache des Unterschiedes ist diese. Die Castration wird bey Thieren aus besonderen Zwecken bey vollkommen gesundem Zustande der Hoden und des Saamenstranges vorgenommen: bey Männern aber nur, wenn diese Theile im höchsten Grade krankhaft verändert sind; häufig sind auch krankhafte Verbildungen in der Bauchhöhle zugegen. Dass das Resultat der Operation von solchen Entartungen wichtige Bestimmungen erleiden müsse, liegt am Tage. Bey Knaben ist die Wegnahme der gesunden Hoden eben so gefahrlos, als bey jungen und älteren Thieren. Auch Hr. *Pilger* hat die oben angeführte grundlose Meinung, und geht sogar so weit, dass er dieser Ansicht gemäss den Vorschlag thut, castrirte Männer auf dem Bauche liegen zu lassen, damit der Saamenstrang nicht, wie es bey der Rückenlage geschehe, durch die Bauchmuskeln und Baucheingeweide gedrückt und sich frey zurückzuziehen gehindert werde. Gewiss wird der Saamenstrang bey der Bauchlage am heftigsten gedrückt; auch ist diese Lage, die man zuweilen einem Kranken mit grossem Decubitus am Heiligenbein geben muss, sehr quaalvoll und äusserst beschwerlich. Hr. *Palleta* beschreibt sein Verfahren, bey der Castration den (ganzen) Saamenstrang mit einem Bändchen von Leinen über einem Blättchen von Bley zu unterbinden. Rec. sieht nicht ein, welche Vorzüge ein Bändchen von Leinen vor einer Ligatur mit Faden haben solle; er hat bey sehr oft verrichteter Castration nie eine Schwierigkeit gefunden, die spermatische Arterie einzeln für sich und ganz unmittelbar zu unterbinden. Er giebt daher diesem Verfahren vor jedem anderen den Vorzug. — An diese Aufsätze schliesst sich dem Inhalte nach ein vierter von Hn. D. *Erich Viborg* in Kopenhagen (B. 1 St. 2) an. Derselbe beschreibt die bey Thieren üblichen Castrationsmethoden, und versichert, dass es ihm nie gelungen sey, die Saamenarterie allein hervorzuziehen und unmittelbar zu unterbinden, dass die Unterbindung des ganzen Saamenstranges mit Ausschluss des *Vas deferens*, wenn nur das Band sehr stark zusammengezogen wird, keine Nervenzufälle hervorbringe.

Vorschlag eines neuen Mittels, hartnäckige Harnröhren-Verengerungen leicht und aus dem Grunde zu heben, von Hn. D. *Chr. Friedr. Dörner* in Stuttgardt: ein sehr gehaltreicher, mit Gelehrsamkeit und ächt praktischer Kenntniss verfasster Aufsatz. Dessenungeachtet kann Rec. dem Verfahren des Vfs. und seinem Instrument zur Durchstechung verengerter, auch wohl ganz verwachsener Stellen in der Harnröhre seinen Beyfall nicht geben. Die sichere Führung dieses Instrumentes ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden, und bey seiner Anwendung ist man in Gefahr, mit der Spitze der Lanze die Häute der Harnröhre vorderhalb der Strictur zu durchstechen, und einen falschen Weg zu machen. *Boyer's* silberner Catheder mit stumpfspitziger Endigung, welcher aber in Deutschland noch wenig bekannt ist, und dessen Führung nur einer Meisterhand vertraut werden kann, ist in solchen Fällen immer das empfehlungswürdigste Instrument. Diess Urtheil behauptet seine Gültigkeit selbst nach jenen Aufklärungen noch, welche *Carl Bell* über die Stricturen der Harnröhre gegeben hat. Von demselben Vf. findet sich in dem nämlichen Bande noch eine Abhandlung *über die Wahl einer Steinschnitts-Methode*, polemischen Inhaltes, und gegen eine Äusserung *Loder's* über das Instrument von Frére *Come* gerichtet, welche eine interessante Übersicht der Schicksale des Bruders *Jacob*, des Erfinders der Seitensteinschnitts-Methode, gewährt. Rec., welcher sich bey seinen sehr häufigen Steinschnitten gewöhnlich des *lithotom caché* bedient, unterschreibt beynahe alle Urtheile des Vfs. über die

verschiedenen Methoden des Steinschnitts, und ist mit ihm der Überzeugung, dass man mit Grund und Recht nur eine der beiden, entweder die des Bruders *Jacob*, oder die des Bruders *Come*, wählen könne. Beide sind aber wesentlich nicht von einander unterschieden. Nach *Jacob* wird die Vorsteherdrüse, der Blasenhals und ein sehr kleiner Theil des Körpers der Urinblase in der Richtung von Aussen nach Innen, nach *Come* werden dieselben Theile in der Richtung von Innen nach Aussen durchschnitten. Der *lithotom caché* ist nur eine Combination des einfachen Bistourie und der Hohlsonde, deren sich *Jacob* einzeln bediente.

Zweyte oder *klinische* Abtheilung. *Beobachtungen vollkommener Verrenkungen am Kniegelenk mit Zerreissung der Bänder*, von *C. C. v. Siebold* (dem Vater). Die erste dieser Beobachtungen rührt von dem ehrwürdigen Vf. selbst her, dessen Andenken allen deutschen Chirurgen immer heilig seyn wird, die zweyte von einem ungenannten Arzte. In dem ersten Falle gelang die Heilung nach langwieriger Gelenk-Entzündung, Eiterung und Brand binnen mehr als 5 Monaten, und der Kranke war sehr oft in Gefahr, zu unterliegen. Nur der Einsicht, der besonderen Aufmerksamkeit und manuellen Geschicklichkeit eines *C. v. S.* konnte es gelingen, diesen Menschen, freylich mit Anchylose des Kniegelenkes, am Leben zu erhalten. Das medicinische und chirurgische Curverfahren des Vfs. findet Rec. im Ganzen zweckmäsig: nur wären im Anfange stärkere, beherztere und wiederholte Venaesectionen angezeigt gewesen. Allein gerade wegen der eingeschlagenen antiphlogistischen Curmethode sucht der Herausgeber den Vf. zu tadeln, oder eigentlich zu entschuldigen. Geleitet durch die damals herrschenden Schulbegriffe von Sthenie und Asthenie ist er geneigt, den Zustand dieses Verwundeten gleich im Anfange für einen asthenischen und die angeordneten Blutentziehungen zum Theil für eine mitherverbringende Ursache des darauf folgenden Sinkens der Kräfte zu halten. Aus welchem Gesichtspuncte der Herausgeber im Jahre 1805 diese Sache betrachtete, erhellt kürzlich aus folgender Stelle: „Wundärzte behandeln öfters die nach chirurgischen Operationen sich einstellende Entzündung, in der Voraussetzung, sie sey activ oder sthenisch, mit schwächenden Mitteln, z. B. mit reichlichem Aderlass, mit antiphlogistischen Arzneyen, karger Diät. Kein Wunder dann, dass der Operirte leicht den Typhus, den Starrkrampf bekömmt." Allein dieser Kranke bekam weder den Typhus noch den Starrkrampf, sondern er litt durch die heftige Eiterung und Gangraen, Folgen der Entzündung, welche ohne die anfänglich angewendeten Blutentziehungen noch heftiger geworden wären, und ohne Zweifel den Kranken getödtet hätten. In seinen Bemerkungen über den zweyten Fall äussert der Herausgeber: Bey der Kranken seyen die flüchtigen Reizmittel von sichtbarem Nutzen gewesen, — obgleich sie bald darauf gestorben ist. Nach schweren Verwundungen und nach wichtigen chirurgischen Operationen ist während der Entzündungsperiode und im Anfange der Eiterungsperiode immer eine antiphlogistische Behandlung nöthig, und die Anwendung der sogenannten flüchtigen Reizmittel, besonders das Opium, der Campher, die Naphthen u. s. w., sind hier immer sehr schädlich. Selbst mit der Darreichung der Chinarinde in der Eiterungsperiode ist grosse Vorsicht nöthig: sie soll keineswegs im Anfange dieser Periode, wo gewöhnlich noch der entzündliche Charakter vorschlägt, sie soll erst alsdann gereicht werden, wenn durch die lange Dauer des Fiebers, durch die Heftigkeit der Eiterung, und den durch diese herbeygeführten Säfteverlust die Kräfte offenbar gesunken sind, und der Reproductionsprocess einer Unterstützung und Nachhülfe bedarf. Rec. ist überzeugt, dass der Herausgeber, wäre ihm längeres Leben gegönnt gewesen, die von ihm hier bekannte *brownsche* Chirurgie bald wieder verlassen, und sich von den Nachtheilen derselben am Krankenbette überzeugt haben würde. Ausser diesem nicht zu billigenden Tadel der durch die Erfahrungen aller Zeiten bewährten Curmethode seines Vaters enthalten die Bemerkungen des Herausgebers viele wichtige Beyträge zur Lehre von den Gelenkwunden, und von den complicirten Luxationen. *Beobachtungen von Verrenkungen am Kniegelenk ohne Zerreissung der Bänder*: — zwey von *C. v. Siebold*, zwey von dem Herausgeber: — sämmtlich lehrreich, und bey der Seltenheit dieses Ereignisses der Bekanntmachung würdig. — *Beobachtung einer beträchtlichen, aus den Zahnhöhlen des Unterkiefers hervorgewachsenen Speckgeschwulst*, von dem Herausgeber. Das operative Verfahren desselben war kühn, nach einem wohl überlegten Plane standhaft ausgeführt, und mit glücklichem Erfolge belohnt. Er schnitt zuerst den Backen vom Mundwinkel bis zum Winkel des Unterkiefers entzwey; später machte er längst der Geschwulst in das Zahnfleisch bis auf den Knochen einen tiefen Einschnitt, und sägte den Alveolarrand, aus welchem der Auswuchs hervorkam, in horizontaler Richtung ab. Rec. hat einen Auswuchs, genau von derselben Grösse und von gleicher Beschaffenheit, ohne den Backen zu spalten, hart am Knochen mit *Desault's* krummem Messer hinweggenommen, ohne dass ein Nachwuchs entstanden wäre. Vorstehender Fall beweist, dass in den schwierigsten Fällen, um zu Geschwülsten in der Mundhöhle besser Zugang zu finden, der Backen entzweygeschnitten werden könne, ohne dass man eine sehr üble Vernarbung befürchten müsste. — *Drey Beobachtungen des Starrkrampfes als Folge verschiedener Verletzungen am Fusse und an den Fusszehen*, von *C. von Siebold*. Sie geben über die Natur und Entstehungsweise des Tetanus, und über die richtige Behandlung desselben eben so wenig Aufschluss als viele andere: sie beweisen nur gleich ihnen, dass der Wundstarrkrampf gewöhnlich tödtlich ist. Merkwürdig ist das Resultat der Leichenöffnung in dem dritten Falle. Der Kranke hatte sich einen Nagel in den Fuss gestossen. Ein Ast des Fusssohlen-Nerven war mit allen umgebenden Theilen sehr fest verwachsen. Diess konnte nur die Folge einer vorausgegangenen

Entzündung dieses Nerven seyn. Ein ungenannter Vf. gibt sich in seinen Bemerkungen über diese Beobachtungen viele Mühe, aus ihnen durch gezwungene Erklärungen Bestätigungen der *stützischen* Hypothese herzuleiten. — *Glückliche Heilung zweyer Schlagadergeschwülste durch die Compression*, von Hn. Dr. *A. Winter*. Ein *Aneurisma varicosum* und ein *Aneurisma cysticum*, beide die Folgen unglücklicher Venaesectionen, wurden durch eine Combination des *thedenschen* und *flajanischen* Compressionsverbandes, und zwar, was das Merkwürdigste ist, mit Offenerhaltung des Schlagadercanals geheilt. Als Prof. *Walther* in Landshut 8 Jahre nach der Heilung des *aneurisma cysticum* nach dem Tode der Kranken die Gefäſse untersuchte, fand er die *art. brachialis* wirklich offen, und *v. Winkler's* Angaben vollkommen bestätiget. Man sehe Hn. *Walther's* Bericht über diese Untersuchung B. 3. St. 1. Wer nicht Thatsachen leugnen will, die auf unverwerflichen Zeugnissen beruhen, muſs die Möglichkeit der Vernarbung von Arterienwunden mit Offenerhaltung des Canals zugeben. Bey Thieren ist diese durch *Tressling* und *Jones* überzeugend dargethan. — *Merkwürdige Geschichte der Entstehung und der Extirpation einer steatomatösen Geschwulst am Vorderarme*, von dem Herausgeber. Das Steatom hatte unter der sehnigen Binde zwischen den Muskeln des Vorderarmes seinen Sitz: es erstreckte sich sehr in die Tiefe, saſs auf dem oberen Ende des Radius und der Zwischenknochenmembran fest. Daher konnte es nicht vollständig ausgelöst werden. Der Kranke starb in der Folge am Wundbrand. Das Verfahren des Herausgebers bey der Operation war gewiſs das des vollendeten Meisters in der Kunst: allein die nachfolgende Behandlung hatte die schon oben gerügten Fehler. Opium, Wein, sogar Steinwein, Zimmtwasser, Chinarinde, Liquor anodynus, Serpentaria Virginiana und Campher wurden ihm von dem Zeitpuncte unmittelbar nach der Operation bis zu dem Tode, ununterbrochen mit immer zunehmender Verschlimmerung, gereicht, — und der Vf. äuſsert in einer Note, der Patient hätte noch mehr und noch kräftiger excitirt werden sollen!!! Die klinischen Bemerkungen über diesen Krankheitsfall sind (von jener Schiefheit der Hauptansicht auf Asthenie abgesehen) wichtig und erschöpfend, nur etwas zu weitläuftig vorgetragen. Obgleich *Petit*, *Steidele* und *Loder* ähnliche Geschwülste am Vorderarm mit Glück ausrotteten: so dürfte doch in der Regel ein sehr groſses Steatom zwischen den Muskeln des Vorderarmes, besonders mit Caries des Radius (wie hier der Fall war), die Amputation des Oberarmes eher als die versuchsweise angestellte Exstirpation indiciren. — *Über Kopfverletzungen und deren Folgen*, von Hn. Dr. *J. C. Flachsland* in Carlsruh. Der Vf. führt einige Fälle an, in welchen nach Kopfverletzungen die kalten Fomentationen, und gelind-antiphlogistische Mittel schadeten, und die Kranken genasen, nachdem diese mit lauwarmen, weinichten und aromatischen Fomentationen vertauscht wurden. Man würde sich sehr irren, wenn man durch solche einzelne Beobachtungen sich zur öfteren Anwendung dieser Mittel wollte verleiten lassen. Die kurz angeführten Fälle waren Kopfverletzungen von der leichteren Art, meistens complicirt, mit vorausgegangener Nervenschwäche, mit Wurmkrankheit u. s. f. Die zuletzt ausführlicher erzählte Krankheits- und Sections-Geschichte aber ist keineswegs dazu geeignet, die reizenden Überschläge und die stimulirende Behandlung überhaupt bey Kopfverletzungen zu empfehlen: denn der Verwundete starb offenbar an der Entzündung der Hirnhäute und ihren Folgen; und er hätte vielleicht durch Venaesectionen, Blutigel, kalte Umschläge u. s. w. gerettet werden können. — *Merkwürdiger Heilungsprocess bey einer Gangrän*, von Hn. Dr. *H. Ch. A. Osthoff* in Vlotho. Hr. *O.* glaubt, daſs in diesem Falle die kalt-brandige Hand wieder belebt, und die Gangrän ohne Abstoſsung des Todten von dem Lebendigen geheilt worden sey. Rec. bezweifelt dieſs: wahrscheinlich war nicht die ganze Dicke der Haut brandig, nur die Oberfläche, daher erfolgte die Absonderung nur „*unter beständigem Abschilfern der trockenen Epidermis*" und (setzt Rec. hinzu) der obersten Schichte der *Cutis*. Übrigens ist die Heilungsgeschichte merkwürdig. — *Beobachtungen über die Abkürzung widernatürlich groſser Zungen*. Die erste von *C. v. Siebold*, dem Vater. Er wählte die Ligatur, deren öftere Zusammenziehung der Kranken jedesmal die empfindlichsten Schmerzen verursachte, und wobey Geschwülste der Parotiden und der Submaxillardrüsen nebst einem Nervenfieber entstanden, woran die Kranke unter Convulsionen starb. Die zweyte ist von Hn. Dr. *Chr. Klein* in Stuttgardt. Er operirte durch den Schnitt: es entstand eine heftige Blutung, darauf folgte Glossitis. Man erfährt nicht, ob die abgekürzte Zunge eine Rundung und spitze Form erhielt. — *Versuche zur gründlichen Heilung einer groſsen, hinten von der Lendengegend bis über die Hinterbacken sackförmig herabhängenden Hautspeckgeschwulst*, von dem Herausgeber. Die Speckgeschwulst war sehr groſs, und die glückliche Ausrottung, wenigstens des gröſsten Theiles derselben, ein rühmliches Denkmal der Entschlossenheit und Kunstfertigkeit des Vfs. — *Walther* in Landshut rühmt (in seiner Abhandlung über die Fetthautgeschwülste), daſs ihn diese Beobachtung *v. Siebold's* zur ebenfalls glücklich vollbrachten Ausrottung einer ähnlichen noch weit gröſseren Geschwulst in der Lendengegend ermuntert habe.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

MEDICIN.

Nürnberg und Sulzbach, b. Seidel: *Chiron* u. s. w. Herausgegeben von D. *J. B. v. Siebold* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyter Band. *Erste Abtheilung. Die Beziehung der reproductiven Function des Organischen auf die Wundarzneykunst*, von Hn. D. *H. Ch. A. Osthoff*. Der Vf. erörtert zuerst mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn einige allgemeine Grundsätze über die Entzündung nach Verwundungen einzelner Organe und in Geschwüren, und giebt alsdann eine interessante Zusammenstellung der mehr oder weniger bekannten Thatsachen über die Reproduction und Regeneration beschädigter oder verloren gegangener Theile des menschlichen Körpers. Mit Recht sieht er in dieser Lehre den Mittelpunct der ganzen Chirurgie, und die allgemeinen Gesichtspuncte, unter welchen er das Einzelne zusammenstellt, scheinen Rec. wenigstens grösstentheils die richtigen und bestgewählten zu seyn. *Über die gründliche Heilung der Frostbeulen*, von Hn. D. *J. Ottensee* in Berlin: eine kurze, aber sehr befriedigende Zusammenstellung der diagnostischen, ätiologischen, prognostischen und therapeutischen Momente dieser lästigen und schwer zu besiegenden Krankheit. — Hr. O. hatte viele Frostbeulen durch folgendes Verfahren geheilt. Er lässt den leidenden Theil mit lauwarmem Wasser täglich einigemal waschen, und darauf mit einer Mischung von *Spir. vini rectif.* — *Spirit. sal. ammon.* und *tinct. opii* einreiben, welche nach und nach durch *Spirit. angelicae*, *Serpilli* oder *anthos* verstärkt wird, und in der Zwischenzeit mit einer Salbe aus *empl. diachyl. balf. Peruv.* und Opium, die auf dünnes seidenes Zeug gestrichen wird, bedecken. — *Ein sicheres Mittel, Stahl-Instrumente gegen den Rost zu schützen*, von Hn. D. *Carl Juch*: — besteht in der Überstreichung des Instrumentes mit Cacaobutter. Ein anderes sicheres Mittel gegen das Rostigwerden der Instrumente besteht nach Rec. Einsicht in dem öfteren fleissigen Abputzen derselben. — *Fragmentarische Bemerkungen über die Entstehung und Heilung der Entzündung und Vereiterung der Brüste bey säugenden Weibern*, von Hn. D. *W. E. L. Müller* in Plauen. Eine recht zweckmässige, auf Erfahrung gegründete Anleitung zur ärztlichen Behandlung dieser Krankheitsformen. Rec. ist durch vielfältige Beobachtungen überzeugt, dass die langwierigen Eiterungen in den Brüsten bey säugenden und nicht säugenden Wöchnerinnen gewöhnlich Artefacta sind, und durch eine unpassende Behandlung unterhalten und in die Länge gezogen werden. Mit Recht empfiehlt Hr. *M.* den Gebrauch erweichender Cataplasme beynahe in allen Stadien der Krankheit, um den Ausfluss der Milch zu befördern und Milchstockungen zu verhüten, um die Entzündung zu zertheilen, um die Eiterung, wenn sie unvermeidlich ist, zu befördern, um den Ausbruch der Abscesse zu erleichtern, und nach diesem oder nach der künstlichen Eröffnung die Härte zu schmelzen. Über die ätiologischen Angaben des Vfs. hat Rec. zwey Bemerkungen zu machen. Wenn Jener behauptet, dass bey den säugenden Städterinnen die wunden Brustwarzen daher entstehen, weil sie den Busen zu sehr einhüllen, und dass die Bäuerinnen, welche ihre Reize nicht so sorgfältig verhüllen (?); von diesem Übel frey bleiben: so widerspricht dieser Behauptung die fast allgemeine Sitte der Städterinnen, sich mehr oder weniger bloss zu tragen, und der Bäuerinnen, ihre Brüste mit fast undurchdringlichen Bollwerken zu umgeben. — Eine Hauptursache von der Entzündung und Vereiterung der Brüste bey säugenden Frauen, welche Hr. *M.* nicht anführt, ist die zu frühzeitige Ausübung des Beyschlafes. Gewöhnlich trägt der brünstige Ehegemahl die Schuld des langen Leidens zarter, junger Frauen. Bey Jüdinnen sind eiternde Brüste eine äusserst grosse Seltenheit: das mosaische Gesetz, welches den Beyschlaf, ehe das Weib sich durch das kalte Bad gereinigt hat, im höchsten Grade verpönt, sichert die Israelitinnen vor diesem Übel. — *Einige Bemerkungen über die beweglichen Concremente in den Gelenken*, von Hn. D. *Sander* in Nordhausen. Hr. *S.* hält sie für Producte einer Zersetzung der Gelenkschmiere im Entzündungszustande der Synovialmembran. Diese Hypothese erörtert er mit vielem Scharfsinn aus chemiatrischen Gründen; indess widerlegt er die entgegengesetzte Lehre, dass sie losgetrennte ehemalige Anhängsel am Schenkel- oder Schien-Bein seyen, nicht genügend. Auch wenn sie diess sind, können sie immerhin nach geschehener Lostrennung durch Wahlanziehung homologer Partikeln aus der Synovialflüssigkeit, in welcher sie frey schwimmen, sich vergrössern, und somit durch concentrische Ringe in ihren peripherischen Schichten

den Schein eines bloſsen anorganiſchen Anſchuſſes, und des Aggregat-Zuſtandes ihrer Beſtandtheile gewinnen, welchen aber der knöcherne Kern, der jedesmal vorhanden iſt, hinreichend widerlegt. Daſs man zwey Arten ſolcher Concremente unterſcheiden müſſe, die durch ihre Entſtehungsweiſe und durch die in dem Einen Falle gegenwärtige, in dem anderen fehlende krankhafte Gelenk-Affection verſchieden ſind, hat kürzlich *Schreger* gezeigt. Die beygefügten Operationsgeſchichten, ſowie die, welche *Schreger* bekannt machte, beweiſen die Gefahrloſigkeit der Operation. Beide Schriftſteller weichen darin von einander ab, daſs *Sander* bey freyer Wahl die Inciſion am inneren Condylus, *Schreger* aber die am äuſseren vorzieht. Rec. iſt der Meinung, daſs ſie an beiden Stellen mit gleichem Erfolge verrichtet werden könne. — *Über die Urſache der Nabelbrüche bey Kindern und deren Heilung, beſonders durch deren Abbindung*, von Hn. *K. Thurn* in Darmſtadt. Der Vf. ſagt viel Beherzigungswerthes über mancherley Fehler der Kinderpflege, wodurch zur Entſtehung der Nabelbrüche Veranlaſſung gegeben wird. Das zu frühzeitige Hinweglaſſen der Nabelbinden, deren fehlerhafte Anlegung, das Einwickeln der Kinder mittelſt der ſogenannten Wickelſchnur gehören hieher. Er giebt Vorſchriften zur Verfertigung einer paſſenden Binde bey Nabelbrüchen der Kinder, und empfiehlt zuletzt die Abbindung derſelben unter einigen Bedingungen. Er ſelbſt hat dieſe Operation bey mehreren Kindern zwiſchen ½ und 3 Jahren vorgenommen, und verſichert, ſie ſeyen dadurch von dem Nabelbruche befreyt worden. Er ſetzt jedoch hinzu: *ſoviel er in der Entfernung bis jetzt habe erfahren können.* Dieſe Angabe iſt ſehr unbeſtimmt und unzuverläſſig. Es wäre der Mühe wohl werth geweſen, daſs Hr. *Th.* ſich *an Ort und Stelle nach mehreren Jahren* genauere Kenntniſs davon verſchafft hätte. *Sabatier* zweifelt, ob die von *Desault* operirten Kinder in der Folge von ihrem Bruch befreyt geblieben ſeyen. Rec. weiſs beſtimmt, daſs er bey vielen wieder erſchien. Rec. ſelbſt hat bey einem Kinde, welches einen groſsen und langen Nabelringbruch hatte, die Ligatur angewandt. Der Erfolg war, daſs die Hernie wieder erſchien, obgleich nur ⅓ ſo groſs wie ehemals. Die Heilung des Nabelringbruches iſt bedingt durch die Verſchlieſsung des Nabelringes. Es iſt ſehr zufällig, und nicht wohl zu berechnen, ob dieſe durch die Ligatur bewirkt werde oder nicht. Daher iſt die Abbindung immer ein zweifelhaftes und unſicheres Mittel. Gefährliche Folgen hatte ſie weder in den von Rec. beobachteten, noch in den von dem Vf. angeführten Fällen. — *Iſt der Bruſtkrebs eine örtliche Krankheit?* von Hn. D. *A. v. Winter* in München. Der Vf. ſah, daſs bey den von ihm am Bruſtkrebs operirten Weibern nach geſchehener Vernarbung der Wunden neue Skirrhen an anderen drüſigen Theilen des Körpers, Abzehrung und bey einigen Lungenſucht entſtand. Er ſchlieſst hieraus, daſs der Bruſtkrebs eine allgemeine, über das ganze Syſtem verbreitete Krankheit ſey, welche ſich durch ein hervorſtechendes ſcheinbar örtliches Leiden gewöhnlich zuerſt in den Brüſten äuſsert, und welche das Eigenthümliche hat, daſs, ſo lange die hervorſtechende Örtlichkeit des Übels wüthet, höchſt ſelten, ja beynahe niemals das allgemeine Leiden durch allgemeine Organiſationsangriffe und Zerſtörungen rege gemacht wird; bey dem Bemühen zur Heilung dieſer hervorſtechenden Örtlichkeit wird dieſe in den meiſten Fällen durch den Schnitt gehoben, dagegen der Ausbruch der allgemeinen Kranheit dadurch herbeygeführt. Dieſs ſind die eigenen Worte des Vfs. Rec. muſs leider aus eigener Beobachtung dieſs traurige Reſultat für eine groſse Anzahl von Bruſt-Skirrhen zugeſtehen. Allein gewiſs geht Hr. *v. W* zu weit, wenn er daſſelbe von *allen* Bruſt-Skirrhen behauptet. Rec. hat nicht bloſs ſkirrhöſe, ſondern ſchon cancröſe Brüſte bey Weibern vor 6 und 8 Jahren operirt, welche bis auf den heutigen Tag geſund leben, und von aller ſecundären Krankheit frey blieben. Dieſe aber tragen offene Fontanelle, auf welche Hr. *v. W.* in dieſem Falle kein Vertrauen ſetzt. Rec. hat bey mehreren von ihm operirten Weibern erlebt, daſs ſie, ſo lange die Fontanelle eiterten, geſund blieben, und ſowie ſie dieſe aus Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit zuheilen lieſsen, bald darauf Skirrhen in den Achſelhöhlen oder anderen Theilen des Körpers bekamen. Er fühlt ſich daher verpflichtet, die Anlegung künſtlicher Geſchwüre in ſolchen Fällen zu empfehlen. Er kann Hn. *v. W.* nicht unbedingt beyſtimmen, welcher das Meſſer bey den *Bruſtſkirrhen* nur als palliatives Mittel gelten laſſen will. Selbſt in ſolchen Fällen, wo es dieſs iſt, wird ſeine Anwendung eine Wohlthat für die unglückliche Kranke. Der Zuſtand einer Operirten, welche ein oder mehrere Jahre nach verrichteter Exſtirpation in Siechthum verfällt, iſt doch viel erträglicher, als derjenigen, die mit einem offenen Krebsgeſchwüre an der Bruſt, unter den fürchterlichſten Schmerzen, aashaftem Geſtank, ſich und Anderen unerträglich, unter öfteren Blutungen, dem ſicheren Tode entgegengeht, was Hr. *v. W.* ſelbſt anerkennt. Secundäre Skirrhen, die bey Operirten entſtehen, ſind weder ſo ſchmerzhaft, noch erreichen ſie eine ſo bedeutende Gröſse, noch verwandeln ſie ſich in ſo abſcheuliche Geſchwüre, wie der primäre Bruſtdrüſen-Skirrhus. — *Gedanken über die Natur und Heilung rheumatiſcher und arthritiſcher Gelenk- und Knochen-Krankheiten*, von Hn. D. *M. A. Zipp.* Der Vf. glaubt das Weſen und den Charakter von beiderley Krankheitsformen ergründet zu haben, indem er nachzuweiſen ſucht, daſs ſie in einem Ergriffenſeyn der Irritabilität entweder in muſculöſen oder in ſehnigen Gebilden beſtehen. Rec. zweifelt, ob damit eine wahre Einſicht in das Weſen des Rheumatismus und der Gicht gewonnen ſey. Als Heilmittel empfiehlt er das flüchtige Laugenſalz beynahe als ſpecifiſch wirkend. Rec. iſt nicht bekannt, daſs dem Ammonium ſo ſehr ausgezeichnete, ja ausſchlieſsende Heilkräfte in dieſer Beziehung

zukommen. Wie kann auch Ein Mittel, oder wie können einerley Mittel bey dem *Rheumatismus acutus* und *chronicus*, bey der entzündlichen und atonischen Gicht, in allen Stadien, Formen, Complicationen und Graden der Krankheit angezeigt seyn? — *Erfindung und Verbesserung eines zum Herausnehmen losgebohrter Knochenstücke anwendbaren Instrumentes*, von Hn. D. *G. Heine*. Ein Schraubenzieher, dessen sich Rec. schon öfters bey der Trepanation mit Nutzen bediente, und welcher, obgleich er die Anzahl der Trepanationsinstrumente vermehrt, doch in dem Etuis derselben einen Platz verdient. — *Beschreibung der Zubereitungsart einer der englischen ähnlichen und eben so brauchbaren Charpie*, von Hn. D. *G. Fr. Eichheimer*. Rec., welcher die ächte englische Charpie-Watte genau kennt, hat sich von ihrer Brauchbarkeit bey frischen Wunden niemals überzeugen können. Hn. *E's*. Charpie zu sehen, hatte er keine Gelegenheit: daher kann er nicht urtheilen, ob sie die von dem Vf. gerühmten Vorzüge wirklich besitze, oder ob der von dem Herausg. in einer Note hinzugefügte Vorwurf, dass ihr die gehörige Festigkeit mangle, gegründet sey. — *Eine einfache und leichte Methode zur Unterbindung der Gebärmutter-Polypen*, von Hn. D. *Sauter* in Constanz. Hn. *S's*. Werkzeuge sind dem *boucher*'schen Instrumente nachgebildet; sie unterscheiden sich aber von diesem durch grössere Einfachheit, Wohlfeilheit und Zweckmässigkeit. Rec., welcher sich in solchen Fällen der Knotenträger und des Knotenschlingers von *Desault* bedient, findet zwar keinen Grund, die *sauter*'sche Geräthschaft gegen die *desault*'sche einzutauschen: doch gesteht er die Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit der ersten gern zu.

Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. *Zwey Beobachtungen über die Durchschneidung der Nerven bey dem Gesichtsschmerz*, von Hn. D. *Ch. Klein* in Stuttgardt. In beiden Fällen hatte die Operation grosse Erleichterung, aber keine vollkommene Heilung zur Folge, obgleich in dem zweyten Falle nicht nur die Haut und das Muskelfleisch bis auf die Knochen von der Mitte der Nase queer über den Backen bis zum Winkel der unteren Kinnlade entzweygeschnitten, später auch noch der Stamm des Gesichtsnerven abgeschnitten, und die Oberlippe über einen Zoll lang der Queere nach getrennt wurde. Beide Fälle dienen daher der Operation nur zu einiger Empfehlung, und dreiste Unternehmungen von solcher Art dürften in der Mehrzahl der Fälle mehr schlimme als gute Folgen haben. — *Zwey Beobachtungen von Gelenkwunden*, von Hn. *G. Maas* in Schwelm. Die Mittheilung dieser Beobachtungen trägt gewiss nichts zur Vervollkommnung der Chirurgie bey, und Rec. wünschte, dass der Herausg. uns damit verschont hätte. Hr. *M*. heftet die Kniewunden blutig, verbindet frischblutende Wunden mit allen Balsamen von Mecca, Tolonu. s. w., giebt allen Verwundeten Opium und Ipecacuanha, dabey Abführungsmittel, und lässt zur Ader, schlägt den Absud von 8 aromatischen Pflanzen über, wickelt die verwundeten Theile ein, um ihre Anschwellung zu verhüten u. s. w. — *Geschichte der Heilung einer aus mechanischer Ursache entstandenen Urinverhaltung und daraus erzeugten allgemeinen Wassersucht*, von Hn. D. *A. Winter*. Die Harnverhaltung war die Folge der Senkung und schiefen Stellung des schwangeren Uterus: die hinzugekommene Hautwassersucht aber die Folge der gehinderten Ausleerung und Absonderung des Urins. Die Heilung geschah durch die öftere Einführung des Catheders. — *Beobachtung über einen Blasenstein, welcher durch eine Fistel im Mittelfleisch abging*, von Hn. D. *Ch. Fr. Michaelis* in Marburg. Dieser Stein soll aus Weinsteinsäure, Phosphorsäure, Ammonium und Wasserstoff (?) bestehen. Wer, der von der Bildung der Harnsteine irgend einige Kenntniss hat, wird diess glauben? — *Beobachtungen über den Luftröhrenschnitt*, von Hn. D. *Ch. Klein*. Diese 3 Tracheotomieen sind sehr merkwürdig, und obgleich keine mit glücklichem Erfolge gekrönt wurde: so gereichen sie doch Hn. *K*. zur grössten Ehre. Besonders verdient die Wahrheitsliebe desselben, mit welcher er eine früher aufgestellte, nun als irrig erkannte Behauptung zurücknimmt, alles Lob. Er hatte nämlich in seinen chirurgischen Bemerkungen den Gedanken geäussert, man könne einen Menschen, dem ein fremder Körper in der Stimmritze steckt, ruhig und absichtlich sterben lassen, auf dass mit dem Leben auch der Krampf aufhöre, wodurch der fremde Körper in der Stimmritze zurückgehalten und gleichsam eingekeilt werde. Bey aufhörendem Krampfe werde die Herausziehung leicht und ohne Schwierigkeit geschehen, und der Scheintodte wieder entweder von selbst zu athmen anfangen, oder durch Lufteinblasen u. s. w. wieder belebt werden. Die hier mitgetheilten Beobachtungen aber lehren, dass Menschen, welche einmal durch einen in der Luftröhre befindlichen fremden Körper erstickt sind, und zu athmen aufgehört haben, auch wenn dieser entfernt wird, nicht mehr zum Leben kommen. Daher kehrt Hr. *Klein* zu der alten Lehre zurück, dass man in solchen Fällen möglichst eilen müsse, und keinesweges den Tod abwarten dürfe. Rec. wundert sich, dass Hr. *K*. im zweyten und dritten Falle die Luftröhre öffnete. Es wäre hier, da der fremde Körper in der Stimmritze stack, die Eröffnung des Kehlkopfes, d. h. die Spaltung des Schildknorpels, angezeigt gewesen: wobey auch die Verletzung der Schilddrüse und die heftige Blutung aus ihren Gefässen vermieden worden wäre. — *Entstehung und Ausgang einer beträchtlichen und mit dem Winddorn am Schedel verbundenen scrophulösen Speckgeschwulst (?) auf dem Scheitel*, von dem Herausg. Diese Geschwulst war nichts anderes als ein *fungus durae matris*, wie schon die Ansicht der Lücken in den Schedelknochen. (Tab. X) klar und überzeugend darthut. Der Herausg. führt mehrere bekannte ähnliche Fälle aus früheren Beobachtungen an, gedenkt aber der vortrefflichen Abhandlung von *Louis* in den *Mém. de l'acad. roy. de chirurg. de Paris etc.* nicht.

Das Prachtwerk der Hn. Gebrüder *Wenzel* über den schwammigen Auswuchs an der harten Hirnhaut konnte er 1806 noch nicht benutzen. Die mitgetheilte Krankheitsgeschichte ist sehr merkwürdig, und stimmt mit der von den Hnn. *Wenzel* aufgestellten Diagnostik des Hirnhautschwammes nicht überein. Die äusserlich fühlbare Geschwulst war nämlich nicht schmerzhaft, sie konnte nicht durch die Lücke in den Schedelknochen zurückgedrückt werden; ein auch starker Druck auf dieselbe verursachte keine Somnolenz, Betäubung, Lähmung u. s. w. Man bemerkte an der Geschwulst keine Bewegungen, welche als von den Bewegungen des Hirnes auf die fortgepflanzten Erhebungen und Senkungen betrachtet werden konnten. Kurz es fehlten alle jene Charaktere, welche die Hnn. *Wenzel* als charakteristisch bey dem Hirnhautschwamm angeben. Rec. ist überhaupt der Meinung, dass die von diesen Verfassern entworfene Diagnostik des *fungus durae matris* unrichtig sey, und zu sehr gefährlichen Irrthümern Veranlassung gebe.

Dritter Band. 1 Abtheilung. Versuch eines neuen Werkzeuges zur Unterbindung der Afterfisteln, von Hn. Dr. *B. G. Schreger* in Erlangen. Dieses Werkzeug ist eine sinnreiche Combination des *ritterschen*, *weidmannischen* und *desaultischen*. Es ist für hohe incomplete Mastdarmfisteln bestimmt. Vielleicht ist es zu sehr complicirt. Jedoch will Rec. kein Urtheil fällen, bis dessen Anwendung am Lebenden über die Vortheile oder Nachtheile des Gebrauches entschieden hat. — *Beschreibung eines Verbandes zur Heilung des Kniescheibenbruches*, von Hn. *J. L. M. Buirer* in Nürnberg. Dieser Verband ist im Wesentlichen ganz derselbe, wie der von *Boyer* angewendete. Der Vf. machte schon im J. 1801 bey Queerbrüchen der Kniescheibe von demselben Gebrauch, und hat daher die Präsumtion für sich, dass er ihn selbst erfunden habe. Die Franzosen und Engländer sind eifersüchtig, die Ehre chirurgischer Erfindungen ihren Landsleuten zu vindiciren. Warum sollen Deutsche nicht das Gleiche thun? — *Über Guerin's Instrument zum Blasenschnitt*, von Hn. D. *Ch. Klein.* Wenn der Vf. glaubt, dass diess Instrument in Frankreich häufig zum Steinschnitt gebraucht werde: so irrt er sich. Es hat den Beyfall der besseren französischen Wundärzte eben so wenig als *Guerin's* Hornhautschnepper. Auch kann Rec. nicht begreifen, wie Hr. *K. Guerin's* Verfahren, den Damm bey dem Steinschnitt mit einem Troikar zu durchstossen (!), einen genialen Gedanken nennen kann. Einige wesentliche Fehler des Instrumentes hat zwar der Vf. wirklich verbessert: allein die ganze Geräthschaft bleibt doch höchst unpassend, der Freyheit des operativen Verfahrens hinderlich, und diese in einen elenden und gefährlichen Mechanismus verwandelnd. Darüber, dass an dem Lithotom der Spitzendecker ganz entbehrlich sey, ist Rec. mit Hn. *K.* vollkommen einverstanden. Ebenso kann derselbe versichern, dass das Heben des Steines mittelst des in den Mastdarm eingeführten Fingers ganz unnütz sey, und ohne Erfolg geschehe. Da der Vf. *Langenbecks* und *v. Siebolds* Einreden mit der Erinnerung begegnet, dass er 70 Steinschnitte verrichtet habe: so wird es nöthig seyn, dass Rec. seine Competenz durch die Versicherung erhärte, dass er diese Operation wenigstens eben so oft, und zwar in Einem Jahre 14 Mal, gemacht habe. — *Über die Behandlung veralteter Fussgeschwüre*, von Hn. D. *D. E. Beyerle.* Ein Beytrag zur Helcologie, der nicht ohne praktisches Interesse ist. — *Ein Messer zur Wegschneidung des Staphyloms*, von dem Herausg. Das Messer ist lanzenförmig, und bis zu seiner grössten Breite zweyschneidig. Es ist bestimmt, bey seiner Durchführung durch die Basis des Staphylomes, welches der Vf. unpassend einen Auswuchs der Hornhaut nennt, die obere und die untere Hälfte desselben zugleich zu durchschneiden. Es wäre allerdings wünschenswerth, dass man die Amputation des totalen Hornhautstaphylomes in Einem Operationsacte beendigen könnte. Denn wenn, besonders bey Kindern, bey welchen die Operation des Staphylomes am öftersten vorkömmt, die Linse und ein Theil des Glaskörpers vorfällt: so geschieht diess gewöhnlich bey dem zweyten Operationsacte, wenn der halbmondförmige untere Schnitt nach oben zu einem Kreisschnitt mit der Scheere vollendet wird. Allein der Anwendung von *Siebold's* Messer stehen folgende Gründe im Wege: Erstens wird dasselbe schwer eindringen, und dadurch eine intensiv grössere Verletzung des Augapfels bewirken. Zweytens wird dadurch der Augapfel in den inneren Augenwinkel geschoben und seitlich verdrehet werden. Diess hat der Vf. wohl selbst erfahren, daher er räth, mit *Leber's* Haken das Staphylom in seinem Mittelpuncte zu fassen und fest zu halten, oder wohl gar zwey sich kreuzweis begegnende Faden durch die Mitte desselben zu ziehen, und so ein Gubernaculum zu bilden. Diess Verfahren würde zuverlässig den Ausfluss der wässerigen Feuchtigkeit und das Zusammenfallen des Staphyloms zur Folge haben. Ist aber dasselbe einmal collabirt, und in Falten gezogen: so lässt es sich nicht mehr gut abschneiden. Wir fragen aber, ob nun die Zahl der Operationsacte nicht wieder vervielfacht sey, und welche Vorzüge ein Verfahren habe, wobey man zwar den Schnitt mit Einem Messerzuge beendiget, aber vorher einen Haken einstechen muss, der oft ausreisst, oder sogar mit Nadel und Faden das Staphylom durchstechen muss. Drittens wird auch bey grösseren Staphylomen die Entfernung derselben mit Einem Messerzuge selten gelingen. Selbst *v. Siebold* spricht von noch vorhandenen, übrigens unbedeutenden (?) häutigen (?) Verbindungen des weggeschnittenen Staphyloms, die man mit der Scheere lostrennen müsse: d. h. doch wohl nichts anderes, als der Kreisschnitt wurde nicht vollendet, das Staphylom blieb an einigen Stellen mit seiner Basis noch in Verbindung, und man muss jetzt mit der Scheere, wie gewöhnlich, nur in einem kleineren Umfange, den Schnitt vollenden. Endlich werden bey dem Gebrauche von *Siebolds* Messer Verletzungen des inneren Augenwinkels und des oberen Augenliedes nicht leicht verhütet werden können.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1816.

MEDICIN.

Nürnberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Chiron* u. s. w. Herausgegeben von D. *J. B. v. Siebold* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Klinisch-praktische Abtheilung. Geschichte einer Blasenstein-Operation, von Hn. D. *Ch. Fr. Michaelis*: ohne besonderes Interesse. — *Erfahrungen und Blicke (?) über den innerlichen und äusserlichen Gebrauch des Queckfilbers bis (sic) zur Salivation ausser den venerischen Krankheiten*, von Hn. D. *A. J. Schütz* in Wiesloch. In der Abhandlung herrscht die nämliche Unbestimmtheit der Begriffe und dieselbe Incorrectheit des Ausdruckes, wie in dem Titel. — *Zwey Beobachtungen eingeklemmter Brüche, wo bey der Operation die enthaltenen Theile in der besonderen Scheidenhaut des Hodens gefunden wurden*, von Hn. D. *Sander* in Nordhausen. Dieser Aufsatz gehört unter die wichtigsten, welche der Chiron enthält. Rec. bedauert lebhaft, dass die schon zu grosse Ausdehnung dieser Anzeige ihm nicht erlaubt, die Bemerkungen des Vfs. über die Brüche der Scheidenhaut des Hoden, des Saamenstranges, und der gemeinschaftlichen Scheidenhaut näher zu beleuchten: denn seine ganz neuen und auf die genauesten anatomischen Untersuchungen gegründeten Ansichten dieser Brüche gehören unter die wichtigsten Bereicherungen, welche die Lehre von den Brüchen in neueren Zeiten erhalten hat. — *Geschichte eines durch die Abbindung ausgerotteten äusserst grossen Rachen-Polypen*, von Hn. D. *v. Winter*, welcher das *brasdor*'sche Verfahren beobachtete. — *Merkwürdige Geschichte eines Gebärmutter-Vorfalles*, von Hn. D. *Klein*. Nicht nur die Grösse des Vorfalles, sondern auch die zweymalige Schwangerschaft in dem vorgefallenen Fruchthälter machen diess Ereigniss bemerkenswerth. — *Geschichte einer Bruchoperation*, von Hn. D. *Beyerle*. Es fanden sich nebst einem schon brandigen Darmstücke viel Serum und eine grosse Anzahl von Hydatiden im Bruchsack. — *Beobachtung eines durch einen Blutader-Knoten aus der Augenhöhle hervorgetriebenen, aber nach Zerstörung desselben glücklich zurückgebrachten Augapfels*, von dem Herausgeber. Soviel Rec. bekannt ist, kannte man bisher noch keinen Fall eines *prolapsus bulbi oculi* als Folge einer Varix in der Orbita.

Diese durchgeführte Anzeige der Originalaufsätze beweist, dass dieselben beynahe durchgehends und mit äusserst wenigen Ausnahmen, von bedeutendem, und viele darunter von ausgezeichnetem Werthe sind. Die übersetzten Abhandlungen aus der englischen, französischen u. a. Literatur sind gut gewählt, und, besonders in den früheren Stücken, in nicht zu grosser Anzahl vorhanden. Die Übersetzung ist grösstentheils richtig: doch an mehreren Stellen einer Verbesserung bedürftig. So z. B. heisst es in der Abhandlung von *Hull* über den Schenkelbruch *S.* 42: *Die Incision* (der erste oder Hautschnitt) *soll in einer solchen Richtung geschehen, dass sie den Cruralbogen ganz oder beynahe in rechten Winkeln durchschneidet.* Der Sinn des englischen Originals ist aber dieser: *sie soll so geschehen, dass ihre Richtung jene des Cruralbogens in rechten Winkeln durchschneidet.*

Die 8 Stücke des Chiron enthalten 23 Kupfertafeln von verschiedenem Format, auf welchen theils neue Instrumente, theils merkwürdige Krankheitsfälle dargestellt sind. Die Zeichnung, der Stich und der Abdruck entsprechen grösstentheils allen billigen Foderungen.

Bey diesem anerkannten Werthe des Chiron kann Rec. den Wunsch nicht bergen, dass derselbe von einem dazu geeigneten Manne, oder noch besser von einer Gesellschaft gelehrter, wissenschaftlich und praktisch gebildeter Ärzte und Wundärzte fortgesetzt werden möge, und ermuntert den würdigen Verleger, welcher den Chiron bisher in einem correcten Abdrucke und in einer wohlgefälligen Gestalt erscheinen liess, hiezu recht bald die Einleitung zu treffen.

Wth.

Berlin, in Commiss. b. Heymann: *Kritik des Werkes von Herrn Doctor Bischoff: „Über das Heilwesen der deutschen Heere."* Von *A. F. Wasserfuhr*, königl. preuss. Staabs-Chirurgus. 1816. XXVI u. 266 S. 8.

Das *bischoff*'sche Werk ist von einem anderen Rec. in No. 102 unserer A. L. Z. d. J. beurtheilt worden. Was die vorliegende Kritik anlangt: so bewegen uns vorzüglich zwey Gründe, dieselbe etwas näher zu betrachten. Einmal, die Wichtigkeit des in derselben behandelten Gegenstandes; zweytens, die gute Absicht, darzuthun, dass es unmöglich der Wunsch des

gebildeten, und mit der guten Sache es redlich meinenden Theils der preussischen Militär-Ärzte seyn könne, diese dictatorisch ausgesprochenen Ansichten des Hn. *Wasserfuhr* als die seinigen stillschweigend zu unterschreiben. Rec. hat sich durch Unterredung mit vielen braven preussischen Militär-Ärzten vollkommen davon überzeugt, dass sie keineswegs der Meinung sind, als sey an der bestehenden Verfassung des Kriegs-Heilwesens durchaus kein Makel aufzufinden, und das: „*nihil humani a me alienum puto*“ dürfe von ihnen allein nicht ausgesprochen werden. Das aber ists eben, was Hr. *W.* uns hier gern überreden möchte, wenn gleich er den Schein hievon hin und wieder mit Worten von sich abzuwenden sucht. Denn nachdem es von denkenden und hinlänglich unterrichteten Ärzten längst anerkannt war, dass in dem *bischoff*'schen Werke unleugbar mehrere Gebrechen des Kriegs-Heilwesens mit vielem Rechte zur Sprache gebracht worden, obgleich auch andererseits unverkennbar Leidenschaft und Mangel an nöthiger Erfahrung den Vf. desselben hin und wieder zu Übertreibungen und Unrichtigkeiten verleiteten: so erklärt sich Hr. *W.* doch (Einleitung S. XXIV): „Nachdem ich meine Kritik seines Werkes nochmals durchlas, so fand ich auch keins von seinen Urtheilen bestätigt; daher musste sich denn die Kritik in eine Widerlegung *auflösen.*“ Diese wenigen Worte verrathen schon die Tendenz des Ganzen zur Genüge, so wie sie sich auf jeder Seite deutlich ausspricht. Man *wollte* eine Widerlegung schreiben; daher entstand denn unter dem Titel einer Kritik dieses Product der Tadelsucht und Witzeley.

Wir geben zu, dass in der Einleitung manches Gute gesagt worden ist, und das Werk wahrscheinlich erträglicher ausgefallen seyn würde, wenn es selbst in dem Geiste derselben geschrieben wäre. Eben so erkennen wir auch das Löbliche der Absicht des Vfs., die Triebfedern, welche Hn. *Bischoff* geleitet haben mögen, ans Licht zu fördern, (S. 13, 27, 108 u. s. w.) vollkommen an. Auch theilen wir mit Hn. *W.* die Meinung, dass eine Trennung der Ärzte von den Wundärzten im Militär-Heilwesen durchaus zweckwidrig sey, aus einer Menge von Gründen, deren Auseinandersetzung hier der beschränkte Raum verbietet, und die auch von Hn. *W.* grossentheils berührt worden sind. — Dagegen darf es jedoch nicht ungerügt bleiben, dass Hr. *W.* durchgängig, und ohne Unterschied, Alles verwirft, was von Hn. *Bischoff* gesagt worden war: wie z. B. die Rügen wegen der Abhängigkeit des Kriegs-Heilwesens vom Kriegs-Commissariate, wegen des bestehenden Castengeistes, wegen des geistlosen, als Hauptsache betrachteten Rapport- und Listen-Wesens, wegen der oft sehr schlechten Auswahl bey Besetzung der höheren militärärztlichen Stellen u. s. w., sich hiemit noch am Ende (S. 263) brüstend, indem er ausruft: „So hätten wir denn in dem ganzen Werke auch nicht Eine Wahrheit gefunden.“ Daraus geht denn klar hervor, dass Hr. *W.* nur die alte bestehende Form mit allen ihren Mängeln vertheidigen wollte, wahrscheinlich, weil er gewisse Anlagen in sich verspürte, von denen er S. 6 Zeile 1 seines Werkes spricht. — Was ferner die Incompetenz betrifft, die S. XX dem Hn. *Bischoff* vorgerückt wird: so möchte man wohl Hn. *W.* fragen, wo sich denn für ihn die Competenz zur Beurtheilung einer Feld-Hospital-Einrichtung und Verwaltung herschreibe, da er doch, wie wir aus sicheren Quellen wissen, nie in einem Feld-Lazarethe gearbeitet hat, und desswegen wohl hätte bedenken mögen, was er S. XX selbst äussert: „es sey immer eine missliche Sache, über Gegenstände richtig zu urtheilen, die man selber nicht kennen lernte.“ Auf einem ähnlichen Grunde mag auch wohl manche Inconsequenz des Vfs. beruhen. Nachdem er sich z. B. weitläuftig über das Unstatthafte einer Trennung des wissenschaftlichen Arztes von dem wissenschaftlichen Wundarzte verbreitet hat, will er doch S. XX ein besonderes Collegium der Ärzte und ein besonderes Collegium der Wundärzte an die Spitze des ärztlichen und wundärztlichen Standes gestellt wissen. Eben so beweist er erst, dass der Militärarzt ein vollkommen ausgebildeter innerer Arzt seyn müsse, und lacht dann doch S. 67 noch mehr, wie Hr. *Bischoff* (von dem er anzeigt, er wolle vor Lachen bersten), darüber, dass ein solcher sich in der Armee den Namen Arzt beylege.

Einer strengeren Rüge aber bedarf es noch, dass der Vf. falsche Data zur Begründung seiner Ansichten aufgeführt hat. Hier nur ein Beyspiel; S. 219: „es existirt kein höherer Grad unter den preussischen Militärärzten, der nicht eine gesetzliche Prüfung von einer königl. verordneten Examinations-Commission zu Berlin voraussetzt, und *niemals* ist diese Bedingung übertreten worden.“ — Hr. *W.* thut, als sey ihm nicht bekannt, dass während der letztverflossenen Kriegsjahre eine grosse Menge von Landwehr- und Linien-Regimentern durch ungeprüfte Ärzte ärztlich besorgt worden sind. Auch lässt sich das durch den Drang der Umstände wohl einigermassen entschuldigen; nur muss es nicht geleugnet werden. — Von welcher Art mag denn ferner wohl die Authenticität der Quellen seyn, aus welchen Hr. *W.* (S. 262) die Angabe schöpft, es seyen während der Schlacht von Belle Alliance 9 fliegende Feldlazarethe auf dem Schlachtfelde in Thätigkeit gewesen? — —

Für diejenigen endlich, die sich einen Begriff von der Art und Weise zu machen wünschen, *wie* der höchst wichtige Gegenstand von Hn. *W.* behandelt worden ist, heben wir hier schliesslich nur einige kleine Proben aus. S. 222 (als Widerlegung der *bischoff*'schen Gründe gegen Feld-Pharmakopöen): „Wenn man daher dem Hn. *B.* auch nicht bestreiten wird, dass alle Dinge in der Natur unter gewissen Umständen Heilmittel werden können: so wird es doch Niemand einfallen, die ganze Welt in die Feldapotheke einpacken zu wollen, denn nach diesem Grundsatze müsste ja die ganze Armee mit hinein, selbst der Apotheker und der Arzt von Barme könnten nicht verschont bleiben. Würde aber gar *Paulini* noch leben, — wie stände es dann um die Nasen; der Di-

rigent müsste sich nothwendig in den Salztopf selbst hineinsetzen, und ohne Unterlass nach Schwefelsäure schreyen." S. 110 heisst es: „Unter den Verbesserungen (in Hinsicht des Utensilienbedarfs eines Feldhospitals) bemerkt man: 100 Tischtücher, 600 Speybecken von Leder, und 1800 Stück Kopfsäcke. Ein Fussack ist dazu bestimmt, Füsse zu beherbergen, daher darf man wohl der Analogie nach schliessen, dass ein Kopfsack ein Ding sey, worin (wohinein) ein Kopf soll. Unwillkührlich macht man daher den Schluss: Nachdem der Tisch gedeckt ist, werden die Kranken von Hn. *B.* gespeist, dann müssen sie speyen und dann werden ihre Köpfe in die Kopfsäcke hineingesteckt." (!!)

Wir sind überzeugt, dass wir durch das in dieser Recension Gesagte dem besseren Theile der preussischen Militärärzte aus der Seele gesprochen haben.

Y.

Stuttgardt, im Magaz. für Lit.: *Untersuchungen über den Begriff, die Natur und die Heilbedingungen der Hypochondrie,* von *Ludwig Storr,* d. A. D. praktischem Arzte zu Stuttgardt. 1805. 199 S. kl. 8. (18 gr.)

Die Hypochondrie, eine der langwierigsten und hartnäckigsten Krankheiten, welche den damit Behafteten nicht weniger wahre und eingebildete Leiden, als dem Arzte Sorgen und Mühe verursacht, findet hier einen neuen Geschichtschreiber. Wer die Geschichte dieser Krankheit, ihres Verlaufes, ihrer hundertfältigen Abweichungen und Veränderungen durch Erfahrung kennt, der wird kein Werk über dieses Seelen- und Leibes-Übel für überflüssig halten, falls es nur eigene Gedanken und neue Ansichten, oder belehrende Erfahrungen und Beobachtungen enthält. Das Letzte kann man von vorliegender Schrift nicht rühmen; aber in Rücksicht des ersten hat Rec. gefunden, dass der Vf. fleissig über seinen Gegenstand nachgedacht, und da er selbst, vermuthlich als angehender praktischer Arzt, noch keine bedeutenden Erfahrungen oder Heilungsversuche aufweisen konnte: so hat er Vieles über diese Krankheit gelesen und gesammelt. Die Resultate hievon, verbunden mit den Resultaten seines Nachdenkens, woraus selbst wieder eine eigenthümliche Ansicht der Krankheit hervorgeht, übergiebt er nun dem Publicum. Diese beruht auf der Zergliederung der drey Akte des Seelenorgans, des Gemeingefühls, der Einbildungskraft und des Verstandes, deren Alienation im Einzelnen oder aller zugleich die nächste Ursache der Hypochondrie ausmacht. Zuerst wird (S. 9—57) die *Hypochondrie als Krankheit des Gemeingefühls* betrachtet. Die Anschauungen des Gemeingefühls werden alienirt entweder durch vorausgegangene Abnormitäten anderer vitaler Akte des Organismus, oder sie werden durch primitive Veränderung der Dynamik, Form und Mischung des Gehirns und Nervensystems krankhaft verändert. Die Abnormitäten der vitalen Akte, welche die Apperceptionsakte und Anschauungen des Gemeingefühls alieniren, sind die Unordnungen in der Dynamik, Form und Mischung der Organe der Verdauung und Assimilation, des Venensystems des Unterleibes, des Generationssystems beider Geschlechter, und einiger secernirender und absorbirenden lymphatischer Gefässe und Drüsen. Diese werden alle nach einander betrachtet, und verschiedene erläuternde Beyspiele hiezu angeführt. Was der Vf. vom Einflusse des Blutgefässsystems, besonders der Unterleibsvenen, auf die krankhafte Veränderung des Gemeingefühls, so wie überhaupt vom Gegensatze des venösen und arteriellen Theils des Gefässsystems vorbringt, ist vorzüglicher Beachtung werth. S. 47 ff. wird untersucht, auf welche Weise die Hypochondrie durch primitiv alienirte Dynamik des Nervensystems, durch eigenthümliche Intemperatur des Gehirns und der Nerven entstehe, welche Folgen diess auf die anderen vitalen Akte des Organismus habe u. s. w. Hier wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. gezeigt hätte, wie der alienirt erhöhte Akt des Gemeingefühls das Wirkungsvermögen der Nerven auf die anderen Lebensverrichtungen störe und schwäche, wodurch eben die krankhaften Gefühle entspringen; den Gegensatz hätte der Vf. mehr herausheben und darstellen sollen, welcher zwischen den Wirkungen des Nervensystems auf das Gemeingefühl einerseits, und dann auf die Functionen der Organe andererseits besteht. Die Fragen S. 56 dürften wohl nicht verneinend beantwortet werden. S. 57 — 83. *Hypochondrie als Krankheit der Phantasie.* Wie vorher das Gefühlsvermögen als über die Gebühr von der Natürlichkeit abgewichen dargestellt ist: so geschieht diess hier mit dem Vorstellungsvermögen. — „Der auf kranken Vorstellungen der Phantasie beruhenden Hypochondrie liegt bald ein wirkliches Object zum Grunde, das aber von der kranken Einbildungskraft abnorm vorgestellt wird; bald ersinnt die alienirte Thätigkeit dieses Seelenvermögens irgend einen kranken Zustand des Körpers, in welchem Falle das Anfangs erdichtete Object als Product der geschäftigen Imagination endlich wirklich entstehen kann," u. s. w. Dieses wird ferner aus einander gesetzt und mit Beyspielen erläutert. S. 83 — 106. *Hypochondrie als Krankheit des Verstandes.* Diese entsteht, wenn der Verstand die Täuschungen der Phantasie und des Gemeingefühls nicht als solche erkennt, sondern vielmehr Begriffe daraus bildet, und seine Urtheilskraft und das Begehrungsvermögen gefangen nehmen lässt; es entsteht eine wirkliche Geistesalienation, eine hypochondrische Verrücktheit, wenn gleich der Kranke über andere Gegenstände noch vernünftig zu urtheilen im Stande ist. Die Erscheinungen dieses Zustandes, die Wirkungen desselben auf den Organismus, das Zusammenfallen desselben mit der Melancholie (und wohl auch mit *Reils* fixem Wahnsinn?) werden gut dargestellt. Nach diesen Untersuchungen stellt der Vf. als einzig richtige Definition der Hypochondrie S. 109 auf: „Sie ist diejenige Intemperatur des Gehirns und Nervensystems, in welcher die Gefühle, Vorstellungen und Begriffe der Seele von den eigenen körperlichen

Verhältnissen des Individuums alienirt sind und von der Wirklichkeit abweichen." Diese Definition ist ganz richtig, aber sie belehrt uns nicht von dem eigentlichen Verhältniss der Krankheit. Worin besteht jene Intemperatur des Gehirns und der Nerven, durch welche jene krankhaften Abweichungen hervorgebracht werden? Es heisst überall nur: die Dynamik des Nervensystems, die Form und Mischung desselben ist alienirt; worin aber eigentlich dieser Fehler der Form und Mischung liege, ist nicht gezeigt. Was von dem Verhältniss der schwarzen Galle, des Wechselfiebers u. s. w. zur Hypochondrie vorkommt, ist sehr lesenswerth. Warum aber gerade die Intemperatur des Gehirns und Nervensystems vornehmlich durch Unordnungen im Unterleibe veranlasst oder begünstigt werde, warum wieder umgekehrt angestrengte Wirkungen des Gehirns und der Nerven mehr auf die Unterleibsorgane wirken, ist nicht hinlänglich entwickelt worden. Zuletzt wird von den vorbereitenden und Gelegenheits-Ursachen der Hypochondrie, vom Charakter, der Prognose und von der Cur derselben gehandelt. Die ganze Schrift ist ein Zeugniss von des Vfs. Fleiss, Belesenheit und eigenem Denken; es ist zu wünschen, dass der Vf. sich ferner der Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes der Psychologie und Medicin widmen, und häufig selbst Erfahrungen machen möge. Wird er künftig wieder als Schriftsteller auftreten: so wird er auch seine Schreibart lichtvoller und vollkommener machen, und nicht so viele barbarische Wörter, wie z. B. *Apperception, Alienation, Abnormität, prädynamisch, vitale Akte, Intemperatur* u. s. f., einmischen, die so leicht in die Muttersprache können übertragen werden.

W. f.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Vogel: *Wahrnehmungen bey Behandlung der Augenentzündungen in dem Feldzuge von* 1815, von D. *Ferdinand Lehmann*, königl. preuss. Garnisen-Staabs-Arzt und Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens erster Classe zu Torgau. 1816. 44 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. hatte bey dem Rückmarsche aus Frankreich 62 Augenkranke im Lazarethe zu Maubeuge zu behandeln gehabt, von denen 46 mit vollkommener Gesundheit beider Augen, 6 mit Verlust, 8 mit grösseren oder geringeren Fehlern des einen oder des anderen entlassen, und 2 stockblind Aufgenommene so weit gebracht waren, dass sie bey Tage helle Farben sehen und unterscheiden konnten. Bey den vorzüglich Leidenden waren die ersten Erscheinungen Schwulst der Augenlieder, meist in beiden Augen, so dass das Obere der bey der Phimosis entzündeten Vorhaut auffallend ähnlich war, wobey beständig eiterartige, mit Thränen vermischte Feuchtigkeit zwischen den verschlossenen Rändern herausquoll. Wenn bey minderem Grade der äusserlichen Entzündung die Ränder von einander entfernt werden konnten: so sah man gemeiniglich die inneren Theile ungeheuer entzündet und aufgetrieben, selten nur bey einem, oft abwechselnd, im Verlaufe bey beiden gleich heftig. Der grössere Grad befiel in der Regel starke und gut genährte Körper; schwächliche litten selten und weniger daran. Mit dieser Entzündung war heftig brennender Schmerz und periodisches Stechen im Auge verbunden, welches sich bis in die Stirngegend und die Mitte des Gehirns erstreckte; fast gänzlicher Mangel an Esslust ohne Zeichen von Fehlern der Verdauungswerkzeuge; bey starken Körpern Abends vermehrtes Fieber, welches aber bey schwächlichen fast ganz fehlte. Die Ursachen kann der Vf. nicht hinlänglich bestimmen, und glaubt, dass deren mehrere entfernte, vielleicht nur in der Atmosphäre zu suchende, zusammentreffen; ausser diesen aber werden auch andere, besonders die schädliche Einwirkung des Caminfeuers erwähnt, wovon er an mehreren Orten in Frankreich, wo nicht Entzündung, doch Schwäche der Augen, besonders im Winter, bemerkte; ferner die nächtlichen Wachtfeuer, besonders beym Liegen auf feuchtem Boden, das Stechen der Sonne bey hellen Sommertagen, der Staub, das Waschen des Kopfes bey erhitztem Körper. Er tritt auch der Meinung des General-Staabs-Chirurgs D. *Büttner* bey, die nächste Ursache bestehe in einer Ansteckung, und es sey merkwürdig, dass kein vom Typhus ergriffen gewesenes Individuum jemals davon befallen worden. Die Krankheit hatte in der Regel keine bestimmten Zeiträume, und wechselte oft. So war auch ihre Dauer von 3 — 4 bis zu 8 — 10 Wochen und darüber verschieden, in welchem letzteren Falle es selten ohne Verdunkelung oder gar Verlust eines oder beider Augen abging. Die Behandlung musste jederzeit den vorhandenen Symptomen angemessen, und im Allgemeinen bey den Meisten anfänglich entzündungswidrig seyn; manche Kranke hatten 3 — 4 Aderlässe nöthig; dann Blutigel auch selbst auf *die Augenlieder*, erweichende und schmerzstillende Breyumschläge, die durchaus nicht kalt werden durften, Auslassen des Eiters durch eben dergleichen behutsam eingespritzte Milch, bey Tage Salpetermischungen, Abends (zuweilen auch einmal am Tage) 4 Gran Calomel; bisweilen musste wohl 8 — 10 Tage lang täglich Blut abgezapft werden. Öftere Gaben Calomel erregten bald Speichelfluss, ohne dass dadurch etwas gewonnen wurde. Bey erysipelatösen Entzündungen waren die Breyumschläge durchaus unwirksam, ja vielmehr schädlich, da hingegen aromatische Kräuter oder trockene warme Mehlsäckchen und gelinde Diaphoretica nebst Blutausleerungen nützten. Auch schadeten in diesem Falle Umschläge von Bleywasser, welche bey höherem Grade reiner Entzündung die herrlichsten Dienste leisteten. Nach beendigtem erstem Zeitraume trat der chronische ein, wo statt der entzündungswidrigen Mittel *das collyrium cum zinco sulphurato* mit der *tinct. theb.* lauwarm aufgelegt wurde. Brauchte man dabey nicht gehörige Schonung, oder setzte sich der Kranke zu früh dem Tageslichte und besonders der äusseren Luft plötzlich aus: so erfolgten mehr oder minder heftige Rückfälle, wobey ins Genick und auf die Oberarme gelegte und lange offen gehaltene Blasenpflaster das Hauptmittel waren. Oft blieb nach fast ganz gehobener Entzündung Geschwulst und Auftreibung der Bindehaut zurück, die tägliches Scarificiren und Wegschneiden der schwammartigen Auswüchse erfoderte. Dieses Verfahren hob auch das im zweyten Zeitraume durch Vorfall der inneren Hautbekleidung des oberen Augenliedes entstandene *ectropium*. Blieb davon noch etwas zurück: so wurde es durch vorsichtiges Betüpfen mit Höllenstein weggeschafft, welcher aber bey versäumtem Scarificiren das Übel nicht heben konnte.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Holäufer: D. *Johann Gustav Büsching Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters.* Erster Band. Mit einem ausgemalten und 5 schwarzen Kupferstichen. 1 Alph. 4 Bog. (12 Hefte 4 Rthlr. 12 gr.)

Nach unserer ersten Anzeige dieser Monatsschrift in den Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1816. No. 52 ist uns jetzt nichts übrig, als den Inhalt der interessanteren, in vorliegenden 4 Monatsheften (Lenzmond, Ostermond, Wonnemond und Brachmond) befindlichen Aufsätze, in Bezug auf jene Recension, etwas näher anzugeben.

Geschichte. Kaiser Friedrich III Einzug in Rom, wird S. 159, 207 und 282 fortgesetzt, aber der versprochene Beschluss des Aufsatzes ist zur Zeit noch nicht geliefert worden. Übrigens ergiebt sich aus dem Vorliegenden hinreichend, dass er keinen Aufschluss, wie Rec. damals vermuthete, über das bey dieser Gelegenheit beobachtete Ceremoniell giebt; es ist ein blosses Verzeichniss aller Herren, welche den Kaiser begleiteten, nebst der ihnen folgenden Dienerschaft. Als Herzog Ludwigs von Baiern Hofcavaliere werden angeführt: Jorg Klosener, Wilhelm Trüchtlinger, Siferstorfel, Heinrich Nothaft, und Partziual Aichberger. Bey diesen letzteren Namen merkt Hr. *B.* an: „der Übergang des Namens aus der bekannten Mähr' in die Geschichte sey bemerkenswerth." Aber entlehnte denn der Roman seinen Namen nicht aus der Geschichte? — S. 285 und 319 stehen zwey unbeträchtliche geographische Nachrichten über der *Melusina Brunnen* und das *Grab des h. Martins* aus *Poplans* 1483 gemachter Reise. Rec. wünschte diese, nur handschriftlich vorhandene Reise näher kennen zu lernen, deren Vf. kein Deutscher, sondern ein Franzose (*Beauplan*) gewesen zu seyn scheint. [Wir haben von *Wilhelm le Vasseur*, Herrn *von Beauplan*, eine für jene Zeiten (der Vf., ein geborener Normann, war unter den Königen Siegmund III und Ladislas IV in Polen) sehr gut geschriebene Beschreibung der Ucraine, das erste Mal 1650 zu *Rouen* in einem sehr schlechten, durch normännische Provincialismen verunstalteten Französisch gedruckt, demnächst englisch und deutsch übersetzt, und zuletzt lateinisch der bekannten *mizler*'schen Sammlung einverleibt.] — S. 286 ein Mährchen von der Entstehung der Stadt *Wimpfen*, aus *Paulini zeitverkürzender Lust*, einem Buche, das Hr. *B.* der Ehre des Anführens gar nicht hätte würdigen sollen. — S. 284. Dass *vitricus* im Latein des Mittelalters Kirchvater hiess, aus einer schlesischen Urkunde von 1370 gegen *Adelung* sehr gründlich erwiesen. — S. 294. Eine romantische Stelle von König Etzels Macht, aus *Muylens* ungrischer Chronik, die des Abdrucks wahrlich nicht werth war.

Volkspoësie und *Volksglauben*. (Rec. will jetzt beide Artikel zusammennehmen.) Unter manchem Schlechten, das besser ungedruckt geblieben wäre (S. 145. 210. 217. 274. 299. 320. 342. 353. 354. 373 und 384) doch auch manches Gute. Das Vorzüglichste sind drey schottische Balladen aus *Scotts Minstrelsy*, von Fräulein *Henriette Schubart* übersetzt: *Der junge Tamlan*, S. 247; *Prinz Robert*, S. 278; und *Johnis Armstrong*, S. 369. Da sie nur Proben einer grösseren Sammlung sind, die jetzt im brockhausenschen Verlag gedruckt wird: so überlässt Rec. die Beurtheilung derselben dem künftigen Beurtheiler dieser Sammlung, und bemerkt hier nur, dass in der ersten und besten Ballade, vom *jungen Tamlane*, unten S. 250 eine ganze Strophe, wir wissen nicht warum, weggelassen ist, die im Englischen so lautet:

Why pu ye the rose, Janet,
Within this garden green?
And a' to kill the bonny babe
That we got us between?

d. i.

Was pflückst die Rose du, Janet,
In diesem Garten grün,
Und tödtest so den frommen Sohn,
Den wir einst auferziehn.

(War etwa der Dichterin der *Babe whom Janet has got*, anstössig? welches doch nach anderen Stellen zu urtheilen, kaum glaublich ist;) zu diesen Balladen gehört S. 212 der kurze Aufsatz: *Über die schottischen Elfen*, ein kleines Fragment aus *Scotts* gehaltvoller Einleitung zum jungen Tamlan, von welcher Rec. wünscht, dass Fräulein *Schubart* sich entschliessen möchte, sie ganz zu übersetzen.

Mit dieser schottischen Volkspoësie verbindet Rec. die *slavische* (da er aus der deutschen auch keinen einzigen merkwürdigen Artikel ausheben kann), in welcher sich die Erzählung vom Duell zwischen Pegam und Lamberg auszeichnet. Sie ist von Hn. Prof. *Sup-*

pantschitsch zu Cilly, entlehnt aus einem einzelnen 1807 zu Laibach gedruckten, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Hefte. Der Herausgeber vergleicht solches mit der regensburger Sage vom Kampfe Dollingers mit Krako; und es springt in die Augen, dass die krainerische Sage aus der deutschen entstanden, und nichts minder als alt ist. Hr. *S.*, der nach S. 281 krainerische Volkslieder sammelt, scheint nach den hier mitgetheilten Auszügen zu urtheilen, für den ersten Bekanntmacher des Pegam-Liedes gehalten werden zu wollen. Wäre diess wirklich der Fall: so wäre es unverzeihlich, wenn ein cillyer Professor von einem Rec. der Jen. A. L. Z. belehrt werden müsste, dass das Lied bereits 1782, krainerisch und deutsch, in *Lienharts* „Blumen aus Krain" abgedruckt worden ist. — Übrigens ist *Pegam* kein eigenthümlicher Name, sondern bedeutet einen *Heiden*. — An dieses krainerische Lied schliesst sich S. 225 ein neues steyrisches: *Die Verweisung des Winters*, mit einigen unrichtigen Worterklärungen, vermuthlich nicht von Hn. *B.*, sondern vom ersten Herausgeber desselben, Hn. Prof. *von End*, (im malerischen Taschenbuch) versehen. Z. B. *Landel* heisst nicht: „ein von angebauten Bergen engbegrenztes Thal," sondern ist das Verkleinerungswörtchen von *Land*, und weil diese der Steyermärker sehr liebt (selbst in diesem Liede: *Käppel*, *Pelzel*): so bedeutet es das ganze Land Steyermark. Als *nomen proprium* bedeutet übrigens *Landel* Oberösterreich, oder das Land ob der Ens. — Der *Kirchhof* heisst nicht *Freudhoff*, d. i. *atrium laetitiae* (ob sich gleich diese Benennung theologisch leicht vertheidigen liess) sondern *Freithoff*, weil er: *qua atrium ecclesiae jure asyli gaudet*. — Über die *Volkssagen der Dänen* verspricht Hr. Prof. *Nyerup* S. 264 ein eigenes Buch, von dem man sich bey der bekannten Gelehrsamkeit dieses Mannes sehr viel versprechen darf. — Über die *Zwergsagen* ist S. 199 Manches, was zu weiterem Nachdenken Gelegenheit geben kann, gesammelt. Historisches möchte wohl bey diesen deutschen Zwergen so gut wie bey den nordischen zu Grunde liegen. *Paullini* wird hier abermals, und zwar, da es auf Mährchen ankommt, mit grösserem Rechte als oben bey Wimpfen angeführt. Noch wird hier bemerkt, dass in *Laun's*, gemeinschaftlich mit *Apel* herausgegebenem Gespensterbuche, welches man bisher für ein blosses Spiel der Einbildungskraft hielt, alte Volkssagen zum Grunde liegen. Mit diesen *Querxen*, *Wichtelmännern* (auch den *Holzweibchen* in der Oberlausitz, von denen Hr. *Theodor Peścheck*, LII, 147 in einem eigenen Aufsatz handelt) u. s. w. hängen genau die *Erdmännchen* der alten Preussen zusammen, von denen LVI S. 161, aus *Lukas Davids* (lebte von 1503 bis 1583) *preussischer Chronik*, Nachricht gegeben wird. Diesen Lukas David hat Hr. *B.* öfters benutzt. So findet sich CXVIII, 366 aus demselben von ihren Gebräuchen mit Kranken. Diess erinnert uns an die Abhandlung CI, 308: *Über die Begräbnissgebräuche bey den Landleuten in der Altmark*, den bey Weitem schlechtesten Aufsatz der ganzen Sammlung. Er ist von 1804, und in diesen 12 Jahren hat sich Niemand gefunden, der sich entschloss, diese Trivialität aller Trivialitäten drucken zu lassen, bis endlich Hr. *B.* sich grossmüthig genug erwies, dem verwaiseten *Kielkropf* — man erlaube uns doch auch einmal einen aus der Dämonologie entlehnten Ausdruck! —, Dach und Fach zu geben. — Von Lukas David ist auch XCVII, 295 *Hochzeitsgebräuche der alten Preussen*, mit denen LX, 176 die zu *Predazzo* verglichen werden können. Sie erinnern an die in der vorigen Recension angeführten Gebräuche in dem, weit von Tyrol entfernten *Vogelsbergischen*. Hieher gehören noch zwey Aufsätze S. 243: *das Eyerlesen*, und 304: *das Fest auf dem Königsstuhl*.

Literatur. S. 231 Josaphats zweytes Gleichniss, mit einer ziemlich richtigen Glosse. — Abermals zwey Stellen aus *Parzifal*. S. 168 und 209. Letztere, wo die zwey *Mädchen mit vingerlin snallten*, hätten wir Hn. *B.* sehr gern erklärt; es ist aber bereits von einem gewissen Hn. *Schall* S. 374 sehr richtig geschehen. — S. 219. Über den *Koker*, von Hn. *v. Hagen*, dass *Hackmann* nicht Verfasser desselben sey; auch Erklärungen einiger einzelner Stellen; dass der *Leffer lungen*-Schat (im *Koker*, S. 346) der Niebelungen hort ist, beruht auf sichereren Gründen, als die, in voriger Recension gerügte Nachweisung desselben im Reineke Voss. — S. 275 erklärt Hr. D. *Habicht* eine in Breslau gefundene türkische (nicht arabische) Münze Muhamed II von 1478, die sich auf eine seltsame Weise aus Constantinopel nach Breslau, und die Erklärung derselben noch seltsamer in ein dem deutschen Mittelalter gewidmetes Journal verirrt hat. Münzen kommen sonst noch zweymal vor. S. 151 vier Ducaten und zwey Schock böhmische, unter Vladislav II geprägte Groschen, gefunden zu Priebus und unter Bedrohung des Einschmelzens von Hn. Superintendent *Worbs* zum Verkauf ausgeboten; ferner LXXXVI, *Berner*. Der Verschmelzung wegen mögen an diese sich anschliessen (LXVI, 200) die im Kriegsgedränge wirklich verschmolzenen silbernen Becher zu Schweidnitz, aus den Zeiten Bolko's, der von 1326 bis 1368 regierte.

Kleine literärische Notizen, Anzeigen neu herausgekommener Bücher u. dgl. übergeht Rec., um noch etwas über *Kunst* zu sagen, welche, wie schon in der vorigen Recension bemerkt ist, der bey Weitem beträchtlichste Theil dieser Zeitschrift zu seyn scheint. Der bereits im Hornung-Stück beschriebenen Vorhalle des breslauischen Doms folgt nun S. 186. 257. 321. 396 und 401 die Beschreibung des Doms selbst. Sie ist zur Zeit noch nicht vollendet; zu dieser Beschreibung gehören zwey Kupfertafeln. Die erste, S. 323, stellt das Grabmal *Bonaventura Han* vor († 1602), welches Hr. *B.* der kunstreichen Arbeit wegen gar sehr rühmt. Diese mochte ihm wohl eine Stelle in einem artistischen Journal verschaffen, aber wie es in einer dem *Mittelalter* ausschliesslich gewidmeten Zeitschrift auch nur erwähnt, geschweige durch eine Kupfertafel dargestellt werden konnte, begreifen wir

nicht. — Etwas schicklicher, doch für ein Mittelalter immer noch zu neu, ist die Kupfertafel S. 406, vorstellend das Denkmal des Bischof *Johannes* († 1506). — Das dritte (das einzige, welches sich für dieses Journal eignete) S. 177 stellt die Trachten des Mittelalters aus alten Bildern vor. 1) Ein Aussätziger (oder mit der *Miselsucht* behafteter) mit Kappe, Klapper, Stab und Becher: aus einem Codex der sieben weisen Meister, Hn. Hofr. *Eschenburg* zu Braunschweig gehörig, und 1471 geschrieben. 2) Ein Arzt, 3) eine Jungfrau, 4) ein Bote. Alle drey aus der wiener Handschrift des *Titurel* (in der fürstl. dietrichsteinschen Bibliothek). Unter ihnen ist die Jungfrau das Merkwürdigste, und verdient mit der im Jännerheft gelieferten Zeichnung der Schionatulander verglichen zu werden. Die vierte Kupfertafel S. 241 gehört nicht der deutschen, *sondern der neueren slavischen Unkunst* an. Es ist ein ganz gewöhnliches modernes russisches Heiligenbild, dergleichen man in den Kirchen aller Länder, wo griechische Slaven wohnen, zu Hunderten sehen kann. Rec. freut es, die bey dieser Gelegenheit von Hn. *B.* aufgeworfene Frage beantworten, und versichern zu können, dass auf allen russischen Bildern der h. Nicolaus stracks aus seinen Gesichtszügen, so wie der h. Spiridion an den seinigen, zu erkennen ist. Das Bild verrieth dem Vf. wohl nur darum *ein bedeutend hohes Alterthum*, weil die Überschrift desselben mit russischen Kirchenbuchstaben geschrieben war: allein eben dieses würde, wären auch keine anderen Beweise vorhanden, nicht das Alterthum, sondern das Moderne des Bildes verrathen. Jener, der sogenannten *slavonischen* Buchstabenschrift (die von der jetzt gewöhnlichen etwa so abweicht, wie der gothische Druck *Koburgers* im 15 Jahrhundert vom gegenwärtigen), bedient sich der griechische Slave noch jetzt in allen zum Kirchendienst bestimmten Büchern; wenn das Bild alt wäre, so würde die Schrift *glagolitisch* seyn: denn bekanntlich bediente man sich keines anderen, als dieses Charakters in Böhmen, Mähren und Schlesien, als daselbst noch Kirchen waren, die dem griechischen Ritus folgten.

In eben diesem Hefte finden sich noch drey auf einander folgende Artikel, welche deutsche Kunst betreffen. — LXXXIII, S. 267 über drey kürzlich aufgefundene, bisher unbekannte Originalrisse des kölnischen Doms (abgedruckt aus dem 1 Stück der *Kunstblätter* zum diessjährigen Morgenblatt gehörig). — Wichtiger ist LXXXIIII, 271 über *Tutilos* (eines Mönchs zu St. Gallen, † 912) hinterlassene Kunstwerke (aus *Arx* Geschichte des Kanton St. Gallen S. 99) und LXXXV, 272 die Etymologie der rostocker *Wiegelbrödtchen* aus *Schmidts* auch sonst häufig benutzten Fastelabend-Gebräuchen. — CVIII, 337 (von Hn. *v. Raumer*), dass die berühmte Kanzel zu Pistoja von einem Deutschen aus Cöln verfertigt worden (aus dem bekannten Werke des Präsidenten *Cicognara*. Wenn übrigens Hr. *v. Raumer*, wie es Rec. mehr als wahrscheinlich ist, Verfasser des kurzen CVI, 329 eingerückten Aufsatzes über *Raphaels Madonna aus Foligno* seyn sollte: so könnte er sich nicht erwehren, von seiner Kunstkenntniss sehr ungünstig zu urtheilen.) *Nicolo von Pistoja*, meint er, könne nicht *passender* geschildert werden, als wenn man ihn den *Dante seiner Kunst* nenne. Und einen so geschraubten, hohlen Begriff (denn im Grunde sagt er gar nichts, und wenn er erklärt werden soll, kann man ihn drehen, wie man will) nennt Hr. *v. R. passend?* Wie mag denn wohl bey ihm ein *unpassender* aussehen? — CVII, 335 kurze Anzeige von *Walther Scotts Border Antiquities of England and Scotland* (oder vielmehr ein, aus einer englischen Monatsschrift entlehntes Verzeichniss der darin enthaltenen Kupferstiche). Eben so beschaffen sind CXVII, 364 die Nachrichten von den *Architectural Antiquities*. LXVIII, 208 von *Murphys arabian antiquities of Spain* (Buchhändler-Notiz!). Etwas besser ist CXIX, 368 die Anzeige der *Beskrivelse over Kong Erik Menveds, og Drotning Ingeborgs Gravminde i Ringstede Kirke* (Beschreibung von König Erich Menveds, und Königin Ingeborgs Begräbnissmal in der ringsteder Kirche) ausgefallen, wo es doch wenigstens *scheint*, als ob der Vf. das Buch selbst vor Augen gehabt habe.

Rec. wünscht Hn. *B.* zu dem nun vollendeten ersten Theil seiner wöchentlichen Nachrichten aufrichtigst Glück; erkennt das mannichfaltige Gute, welches sie enthalten, — und noch mehr als dieses, die heisse Vaterlandsliebe, von welcher der Herausg. und seine Mitarbeiter durchdrungen sind. Aber er bittet in Zukunft mit dem Knaben Absalon nicht gar zu säuberlich zu verfahren; nicht jeden eingeschickten Aufsatz anzunehmen; Wichtiges von Unwichtigem zu sichten, und ein gut angelegtes Journal nicht durch schlechte Aufsätze zu verunstalten. Schonend hat diess Rec. sowohl hier als in der vorigen Recension zu erkennen gegeben. Aber — *ut occupet ultimum scabies!* kann er nicht umhin, auf No. LXV, 200 aufmerksam zu machen, wo ein gewisser *Kch.* bemerkt, die älteste Spur der Ordalien bereits in des *Sophokles* Antigone, 264, aufgefunden zu haben, und dann hinzusetzt: „Meines Wissens ist noch keiner von den Forschern des deutschen Alterthums auf diese Stelle aufmerksam gewesen.“ So? Und *Gräter* hat sie bereits im *Bragur*, VII, 80, nur in einer anderen Übersetzung in jambischen Versen (die in den Nachrichten soll vermuthlich hexametrisch seyn?) angeführt. Was soll man von einem Mitarbeiter an einem, vorzugsweise deutschen Alterthümern bestimmten Journal denken, dem *Gräters* Bragur ein unbekanntes Buch ist?

Pla.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Kleine Beyträge fürs praktische Leben* von D. *Arn. Mallinckrodt.* 1815. 188 S. 8. (18 gr.)

Fast alle Aufsätze in diesem Buche *) sind, nach der Vorrede, zu verschiedenen Zeiten auf besondere Veranlassungen, die ihnen eine praktische Bestimmung

*) Das Buch, welches jetzt nur einen neuen Titel gewonnen, ist bereits von einem anderen Rec. in unserer A. L. Z. 1811. No. 225 beurtheilt worden. Wir haben indess die zweyte Recension demselben nicht missgönnen wollen.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

und praktische Seiten gaben, entstanden. Der Vf. hofft, dass mehrere derselben manchem Leser einzelne Ansichten darbieten, die beytragen können, dass er froher, glücklicher, oder auch nur ruhiger durch's Leben gehe.

I. *Warum sind wir nicht glücklicher?* — Weil wir zu sehr nach sinnlichem Genuss streben. Aber die Bestimmung des Menschen ist sittliche Vervollkommnung, und widrige Verhältnisse und Unglück sind vorzüglich geeignet, uns als moralische Wesen auszubilden. II. *Wie kämen wir weiter?* — Wenn wir uns nicht ansähen als schwache Creaturen, die nur durch das Verdienst Christi gerecht werden können, sondern durchdrungen würden von dem Gefühl der Vorzüglichkeit, Kraft, Würde des Menschen. III. *Wann sollen wir mit dem Religionsunterricht anfangen?* — Nach dem Vf. im sechsten oder siebenten Jahre bey passender Veranlassung. Gott soll dem Kinde bloss als guter Vater, Jesus als ganz vorzüglicher Mensch vorgestellt, das Beten noch ausgesetzt werden. Das Dogmatische soll erst bey Gelegenheit der Confirmation den Vierzehn- bis Funfzehn-Jährigen vorgetragen werden, und dann, meint der Vf., könne man damit in kurzer Zeit fertig seyn. — Rec. kann hierin dem Vf. nicht beystimmen. Das bloss Philosophische, wenn es auch noch so sehr popularisirt wird, gleitet an der Seele des Kindes vorüber: das *Positive* dringt ein und haftet. Aber freylich will es mit Urtheil und Gemüth gelehrt seyn. Nach dem Plane des Vfs. müssen die Kinder nothwendig zu der blossen Verstandesreligion der Aufklärer, die gar keine Religion ist, verführt werden. Wenn der gläubigen Kinderseele einmal eingeprägt wird, dass Jesus ein blosser Mensch gewesen: so wird in den späteren Jahren, wo sich die Skepsis mehr oder weniger zu regen anfängt, die höhere, christliche Ansicht von Jesus nicht leicht zu Einsicht und Glauben werden. Nein! gerade die absolute Unbegreiflichkeit Gottes und alles Göttlichen für den Verstand muss mit positiver Bestimmtheit dem Kinde als Grundanschauung für das Religiöse zu eigen gemacht werden: denn einmal ist das natürliche Kind empfänglich für diesen wahren Glauben an das Geheimniss der Gottheit, und hält ihn fest; und sodann ist es ja die reine Wahrheit, dass Gott und das wahrhaft Wunderbare in der göttlichen Offenbarung für den menschlichen Verstand ewig verborgen bleiben, und dass der Mensch den Sinn und die Bedeutung dieses Mysteriums nur erfassen kann durch ein Leben im göttlichen Sinne. Allerdings können jetzt, da die Aufklärungspartey die bey weitem zahlreichste ist, die Kinder in ihrem Religionsglauben leicht irre gemacht werden. Aber wenn die Religionslehrer nur nicht aufhören, mit dem Ernst und Eifer, den das Allerheiligste fodert, dahin zu arbeiten, dass der wahre Glaube ohne allen Aberglauben in der jugendlichen Seele erweckt und befestigt werde: so wird die Zeit kommen, wo das jüngere, gläubige Geschlecht das ältere, ungläubige beschämen, belehren und bekehren wird. So wie die *Staaten* nicht eher wieder in Sicherheit bestehen werden, als bis die Autorität des *positiven* Rechts, die man ja auch durch politisches Deuteln und Klügeln über natürliche Rechte erschüttert hat, gänzlich und allgemein wieder hergestellt ist: eben so wird auch die Achtung der *Religion* und der *Kirche* nur dann wiederkehren und bestehen, wenn die Menschen wieder festhalten an dem wahren, *positiven* Glauben. IV. *Was müsste wohl in unseren Zeiten für die öffentliche Gottesverehrung geschehen?* — Alles hier Gesagte ist recht gut gemeint, aber seit 30 — 40 Jahren schon so oft gesagt, weder neu, noch tief. V. *Und die Protestanten nennen sich tolerant?* — Aus Veranlassung der Urtheile über *Stollbergs* Übertritt zur katholischen Kirche 1802 geschrieben. Von den folgenden Aufsätzen will Rec. bloss die Überschriften angeben. Denn wiewohl sie Manches enthalten, was dem Leser gefallen kann: so sind sie doch alle, wie die vorhergehenden, nur leicht gearbeitet, und enthalten keine neuen Ansichten von Bedeutung. VI. *Fragmente über Erziehung und Unterricht.* VII. *Über die verschiedenen Stände, besonders über den Handwerksstand.* VIII. *Zweyte Ehen.* IX. *Alt und Jung.* X. *Kränklichkeit und Tod, oft wo man sie nicht ahnet.* XI. *Über Sparsamkeit und Geiz.* XII. *Ich selbst.* XIII. *Ältern, liebet eure Kinder!* XIV. *Frohe Gesellschaften.* XV. *Etwas über Menschenbeurtheilung.* XVI. *Die Federfehden.* XVII. *Aufklärung.* XVIII. *Eine Bemerkung über poëtische Darstellung des Bösen.* XIX. *An die Deutschen.* XX. *Unsere Vorfahren an ihre Urenkel.* XXI. *Was darf unser Zeitalter von den Kräftigen der Nation erwarten?* XXII. *Lebensweisheit.* XXIII. *Lebensklugheit, Lebensglück.* XXIV. *Die weissen Häuser.* XXV. *Die runden Tische.* XXVI. *Wer auf einmal viel nimmt, versteht sich schlecht auf seinen Vortheil.*

GL.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. (Ohne Angabe des Verlegers (gedruckt in Altbaiern): *Gedanken und Bemerkungen über die neueren Reformationspläne einer sogenannten deutschen Kirche*, von einem Laien vorgetragen. 1816. 48 S. 8.

Zu den vielen hierarchischen Schriften neuerer Zeit gehört auch diese, obgleich sie nur von einem angeblichen Laien verfasst ist. In einem höchst einfachen Tone untersucht sie drey Gegenstände. I. Die wahren Bedürfnisse der Kirche werden zum Theil aus den Augen gesetzt, zum Theil unter eigennützigen Rücksichten ins Auge gefasst. Dahin ist zu zählen die Entfernung des herrschenden Unglaubens und die Reinigung des Wandels, welche durch Kirchenbussen bewirkt werden kann, wenn die Geistlichkeit den Staatsgesetzen nicht mehr unterworfen ist. — II. Die Selbstständigkeit der Kirche Gottes wird zum Opfer gebracht, wenn alle Kirchenverordnungen der landesherrlichen Genehmigung bedürfen, und die Kirchenvorsteher bloss von der weltlichen Macht ernannt oder bestätigt werden sollen. Eine solche Einrichtung ist dem Vf. in jeder Hinsicht so ungeeignet, wie die Aufhebung des Cölibats. Auch glaubt er III, dass die aus der Abhängigkeit der Kirche für diese entstehenden Vortheile dem wahren Geiste derselben ganz widersprechen. Aus diesem kurzen Auszuge wird jedem sachkundigen Leser der nähere Inhalt der Schrift einleuchten.

Ck.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Römische Geschichte*, von *B. G. Niebuhr*. Erster Theil. 1811. 456 S. Zweyter Theil. 1812. 565 S. 8. Mit 2 illuminirten Charten. (5 Rthlr. 12 gr.) *)

Keinem Philologen, überhaupt keinem Gebildeten, können *Niebuhrs* Verdienste um die römische Geschichte unbekannt seyn. Weit entfernt von der verneinenden Manier neuerer Exegeten, läfst der unbefangene Forscher den beiden Bestandtheilen seines Gegenstandes, dem historischen und mythischen, ihr volles Recht angedeihen; hellt jenen auf, zerstört diesen nie durch willkührliche, bloss verständige Deutung, deren Ergebniss nun für allgemein wahr gelten soll, während es doch nur individuelle Ansicht bleibt, oft von jedem anderen Verdienst entblösst, als von demjenigen, darzuthun, wie verlassen von poëtischem Sinne ihr Urheber war. Nicht führt uns *Niebuhr* zwecklos in Hypothesenlabyrinthen herum, wo kein Leben sich regt, wenn nicht etwa ein ungestaltes Schattenbild bey uns vorüberstreift, sondern, indem er uns in seine Forschungen hineinzieht, gelangen wir zugleich mit ihm zu der hier theils möglichen, theils wünschbaren Klarheit. Von nun an bleibt die Urgeschichte Roms nicht unbegreiflicher beynahe, und von inneren Widersprüchen mehr entstellt, als die hellenische Mythologie. Um so verdienstvoller erscheint endlich das Ganze, da es die reine Frucht des Quellenstudiums (— nicht der Sichtung fremder Meinungen mit mannichfaltig vermengten Reminiscenzen aus denselben —), und deſshalb bestimmt, folgerecht, durchgehends eigenthümlich ist. Dem Inhalte nach ein Meisterwerk, konnte es, als deutsches Erzeugniss, auf die Vollkommenheit der Form allerdings Verzicht leisten, und auf den nun erklärten Livius verweisen.

Freuen wird es den edeln Deutschen, zu vernehmen, dafs manche Sätze, auf welche ihn eigener Scharfsinn führte, beynahe ein Jahrhundert früher (1725 — 1744) von einem der tiefsten Denker Italiens ausgesprochen wurden, der ihm unbekannt geblieben seyn muss, da er im entgegengesetzten Falle seiner eben so gut gedacht hätte, als eines *Beaufort*, *Levesque* und *Micali*. Es ist *Johann Baptista Vico*, derjenige, welcher *Wolfen* in der Entdeckung des wahren Homer zuvorkam, das innere Wesen des hellenischen Heldenthums und der mit diesem verknüpften Urpoësie, die räthselhaften Erscheinungen in der Geschichte Roms und des Mittelalters zuerst begriff, der Erfinder einer neuen Wissenschaft, der idealen, in sich nothwendig begründeten Weltgeschichte. Noch ist ihm bey Weitem nicht alle Gerechtigkeit zu Theil geworden, welche er verdient, obgleich in dem Museum der Alterthumswissenschaft — freylich mit leicht erklärlichem Rückhalte, und in zu vornehmem Tone — von ihm gesprochen wurde. Nichts Leichtes ist es, einen so ganz eigenthümlichen Geist, zumal bey ganz verschiedener Ansicht des Universums, zu verstehen; daher fürchte Niemand, dem ein glücklicher Zufall das wunderbare Buch in die Hände führt, es nur mit einem „lebhaft umherspringenden *Razionatore*," wie es dort heisst, zu thun zu haben. Seine Behauptungen über die römische Geschichte, und Alles, was in die von ihm tief ergründete Rechtswissenschaft einschlägt, scheinen noch höheren Werth zu besitzen, als die nun allgemein bekannten genialen Träume über Homer. Er war kein Wortkritiker, und Hellas blieb ihm ferner als Latium.

Um neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Verkannten rege zu machen, mögen hier einige aus den „*Principj di scienza nuova, intorno alla commune natura delle nazioni*" gezogene Sätze angeführt werden, worin er er entweder auffallend mit *Niebuhr* übereinstimmt, oder doch von dessen Ansichten nicht sehr entfernt bleibt. Wir geben in dieser neuen Bearbeitung die eigenen Worte des Italiäners nach der Ausgabe *Milano Tipografia de' Classici Italiani*. 1801. 8 Vol. 8.

1. *I Fenici trovarono tra' Greci già gli Dei apparecchiati a girar ne' Pianeti, e gli Eroi a comporre le costellazioni; con la stessa facilità con la quale*

*) Einer unserer ersten und berühmtesten Historiker hat bereits dieses Werk nach seinem ganzen Umfange in der Jen. A. L. Z. 1816. No. 183 — 185 beurtheilt. Wir liefern hier einen zweyten, auf einen merkwürdigen Parallelismus beschränkten Aufsatz über das Werk, welchen wir einem anderen Gelehrten verdanken, demselben, der unlängst in dem zweyten Hefte des *Schweizerischen Museums* diesen Gegenstand behandelt hat.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

i Greci li ritrovarono poi tra' Latini. V. II, p. 264 vgl. *Niebuhr* I, 94.

2. *I Greci osservarono esservi stato un carattere poetico di Pastori, che parlavano in versi, ch'appo essi era stato Evandro Arcade, e così Evandro venne da Arcadia in Lazio; e vi ricevette ed albergò l'Ercole suo natio, e vi prese Carmenta in moglie, detta da' carmi; da' versi.* II, p. 283. Vgl. *Niebuhr*, I, 124.

3. *Gli Eroi tutto dì si cacciavano di sedia l'un l'altro, come Amulio cacciò Numitore, e Romolo cacciò Amulio, e rimise Numitore nel Regno d'Alba. Tanto le discendenze delle case reali Eroiche di Grecia, ed una continuata di quattordici Re Latini assicurano a' Cronologi la lor ragione di tempo!* II, p. 215. Nach *Niebuhr* (I, 140) ist die chronologisch scheinbare Aufzählung der 14 Könige Alba's das Machwerk eines Betrügers. Nirgends findet es sich umständlicher, als in einem neulich entdeckten Fragmente Diodoros, welcher den Fabius Pictor copirte. Es steht unter den in unserer A. L. Z. nächstens anzuzeigenden Proben des ersten Buches von Eusebius Chronik in Mai's *Philonis Judaei, Porphyrii Philosophi, Eusebii Pamphili Opera inedita. Mediolani* 1816. p. XLVI ff. und wir theilen es am Schlusse dieses Aufsatzes mit.

4. *L'Origine Romana da Enea sbalordisce e confonde ogn' intendimento — — — pure queste tradizioni volgari dovettero da principio avere de' grandi publici motivi di verità; perchè l'ha conservate per tanto tempo tutta una nazione. Che dunque? Bisogna dire, che alcuna città greca fosse stata nel lido del Lazio, come tante altre ve ne furono e durarono appresso ne' lidi del Mar Tirreno; la qual città innanzi della Legge delle XII tavole fosse stata da' Romani vinta; e per diritto eroico delle vittorie barbare fossesi demolita; e i vinti ricevuti in qualità di Socj Eroici.* ecc. II, 237. Es wird in dieser Stelle noch behauptet, die Sage von Äneas, der nie nach Italien gekommen, sey erst zu den Zeiten des Pyrrhus entstanden. Vgl. *Niebuhr* I, 210. II, 526.

5. — — *Tal è la guisa, con la quale si poserò, e si custodirono i termini ai campi, la qual divisione — — non può affatto intendersi, che con l'essere stata fatta tra uomini sommamente fieri ed osservanti d'una qualche spaventosa religione, che gli avesse fermi e circoscritti entro di certe terre.* II, 157. *Niebuhr* I, 95.

6. *I Romani, i quali ne' lor costumi camminarono con giusto passo, affatto perderono di veduta la loro storia degli Dei — — e conservarono con favella volgare la storia Eroica, che si stende da Romolo fino alle leggi Publilia e Petelia, che si troverà una perpetua Mitologia storica dell' età degli Eroi di Grecia.* I, 93. — *Certamente i fondatori della greca umanità furon i poeti teologi; e furon essi eroi, e cantarono in verso Eroico. Vedemmo i primi Autori della lingua Latina essere stati i Salj, che furon poeti sacri.* II, 79. vgl. II, 58. III, 19. *Niebuhr* I, 178.

7. Die sieben Könige sind als poetische Charaktere zu betrachten, deren Jedem beygelegt wurde, was das allmähliche Werk älterer Zeiten war. II, 42.

8. *Hassi a dire, che per la maniera di pensare de' primi popoli per caratteri poetici, a Romolo guardato come fondatore di città, furon attaccate le proprietà de' fondatori delle città prime del Lazio, in mezzo a un gran numero delle quali Romolo fondò Roma.* II, 124.

Alles Folgende ist nun an so vielen Stellen zerstreut, und zum Theil oft wiederholt, und weitschweifig ausgedrückt, dass die wörtliche Mittheilung den Raum dieser Blätter überschreiten würde. Wir geben es daher in gedrängtem Auszuge, ohne wissentlich etwas hineinzutragen, das sich nicht mit den Worten *Vico's* selbst belegen liesse.

9. Es ist ein Irrthum, dass Romulus Rom's Verfassung so angelegt habe, wie etwa ein neuerer Staatenstifter; ein Irrthum, dass die älteste Verfassung Roms demokratisch gewesen; sie war streng aristokratisch, wurde etwas gemildert durch Servius Tullius, dessen Census die erste Anlage zur Volksfreyheit war; streng aristokratisch wurde sie wieder, nachdem Brutus den Tyrannen vertrieben. Brutus war der Stifter der Freyheit der Patricier vom Joche des Tarquinius, nicht der Volksfreyheit. I, 27. 77. II, 188 u. s. w.

10. *Niebuhr* I, 206: „Es heisst bey den Geschichtschreibern, das Volk habe gewählt, und der Senat die Wahl bestätigt: der Name Volk führt hier irre, denn er erweckt die Vorstellung einer demokratischen Versammlung. Diese haben die Späteren, von Dionysius an, vorausgesetzt, aber die Nation, oder die Gesammtheit der stimmfähigen Bürger, war damals weit entfernt, eine solche zu bilden. *Vico* II, 224: *Con forza d'un' invitta Critica metafisica sopra essi Autori delle nazioni si dee scuotere quell' errore, che tal caterva di vilissimi giornalieri, tenuti da schiavi, fin dalla morte di Romolo avessero l'elezione delli Re, la qual poi fosse approvata da' Padri, il qual dee esser un anacronismo de' tempi, ne' quali la plebe aveva già parte nella città, e concorreva a creare i Consoli, lo che fù dopo comunicati ad essolei i connubj da' Padri, tirato da trecento anni in dietro fin all' Interregno di Romolo.*

11. Die Patricier und Plebeier müssen als zwey ihrem Ursprung nach verschiedene Gemeinden, Nationen (Kasten) gedacht werden: jene die ersten Familienväter, Heroen, *Priester*, Gesetzgeber, allein im Besitz der Auspicien, der auf Religion gegründeten Rechtskunde; sie allein schliessen feyerlich rechtmässige Ehen unter einander, haben Geschlechter (*gentes*) und die daraus herfliessenden Rechte; sie bilden die ersten Tribus; aus ihnen besteht der Senat, d. i. der Ausschuss der älteren Patricier, dem sich die Gesammtheit des Standes unterwirft, um ihre Rechte und Ansprüche gegen die aufrührerischen Vasallen zu behaupten; der Senat erwählt, der Einheit des Willens wegen, den Stärksten und Weisesten zum König. Die Gemeinde aller Patricier sind die *Comi-*

tia curiata, von welcher Versammlung die Plebeier ganz ausgeschlossen bleiben; diess sind eigentlich die Comitien der Quiriten, d. i. der bewaffneten Priester. Das Ansehen dieser Comitien dauerte so lange, als Alles, auch das Profane, wenn es den Staat betraf, für heilig galt. Die Patricier halten ihre Auspicien, ihre Rechtskunde den Plebejern geheim, weil das Geheimniss die Seele ist, wodurch die aristokratischen Republiken leben. Die Patricier sind Lehenträger der Republik, welche keine Grundsteuer bezahlen. II, 123. 181. III, 61. 157 u. s. w.

12. Die Plebeier waren ursprünglich heimathlose Fremdlinge, die im Asyl der Patricier Aufnahme fanden, um Diener derselben zu werden; auch Sabiner und andere Inwohner der von Rom zerstörten Städte; daher lange als Fremde betrachtet; Vasallen der Patricier, welche über sie, wie über ihre eigenen Kinder, das kyklopische Urrecht ausüben. Zuerst ertheilen ihnen die Patricier persönliche Lehen, nach Art der Emphyteusen, und treiben streng die Steuer von ihnen ein. So wie sie des Sclavenzustandes überdrüssig, der Gleichheit ihrer Natur und ihrer Kräfte inne werden, lehnen sie sich auf; um sie zu begütigen, wird ihnen Land, aber nicht, wie bey *Niebuhr*, als Eigenthum, sondern als Besitz angewiesen, das erste Mal durch Servius, von welchem das älteste agrarische Gesetz herrührt. — Aus Hass gegen ihn, weil er sich so schwach gegen die trotzigen Plebeier benahm, schmähen ihn nachher die Patricier durch das Mährchen von seiner Sclavengeburt. — In den *comitiis tributis* erschienen Anfangs die Plebeier nur, um die Befehle des regierenden Senats zu empfangen.

So sehr *Vico* schon das wahre Verhältniss zwischen den beiden Kasten ahnete, und besonders die richtigste Definition des *Comitia curiata* gab, auf welche *Niebuhr* erst nach den angestrengtesten Forschungen gelangte (II, 35): so ist doch des Deutschen Darstellung vor Allem in der auf so viele Stellen des Dionysios gegründeten Trennung der Plebeier von den Clienten weit lichtvoller. Am wenigsten befriedigt bey *Vico* die Zurücksetzung der *Comitia centuriata* in eine spätere Zeit, ob er gleich in denselben richtig die Gemeinde des gesammten römischen Volkes erblickt. Vielleicht bleibt es überhaupt unmöglich, den Antheil, welchen die Patricier in den frühesten Zeiten an diesen Versammlungen nahmen, genau auszumitteln; scheint diess doch selbst einem *Niebuhr* nicht ganz gelungen zu seyn. Nimmt man an, sie haben sämmtlich darin mit gestimmt: so begreift man nicht, warum nachher noch die Bestätigung der Wahlen und Beschlüsse durch die, ebenfalls aus der Gesammtheit der Patricier bestehenden *Comitia curiata* erfoderlich war, wenn man nämlich dieselben damals noch für etwas mehr als eine blosse, etwa religiöse, Formalität halten will. Ganz missverstanden wurde von *Vico* das *cäritische* Recht (II, 173) (nicht *cäcilische*, wie es in dem Schweizerischen Museum durch einen Druckfehler heisst), und sonderbar hartnäckig besteht er darauf, die von Canuleius erkämpften *connubia patrum* seyen keineswegs, wie Livius gewähnt, das Recht, dass ein Plebeier sich mit einer Patricierin verbinden könne, — in diesem Falle müssten sie *connubia cum patribus* heissen, sondern die Befugniss, gleich den Patriciern, rechtmässige und feyerliche Ehen zu schliessen.

13. Die Sendung nach Athen, um die nachher von den Decemvirn gegebenen Gesetze zu erhalten, ist ihm eine Fabel; die zwölf Tafeln enthalten durchaus nichts Griechisches, sondern das uralte Recht der lateinischen Völkerschaften.

14. *Niebuhr* (II, 175) vermuthet, das Militärtribunat sey, wenn auch in der Gewalt gleich, doch nicht mit so vielem äusseren Glanz umgeben gewesen, als das Consulat. *Vico* (III, 90) beschränkt auch jene: *Nè da' Grammatici, nè da' Politici, nè da' Giureconsulti è stato osservato il perchè nella contesa di comunicarsi il consolato alla plebe, i Patrizj, per farla contenta senza pregiudicarsi di communicarle punto d'Imperio, fecero quell' uscita, di criare i Tribuni militari parte nobili, parte plebei cum consulari potestate come sempre legge la storia, non già cum Imperio Consulari, che la Storia non legge mai: onde la Republica Romana libera si concepì tutta con questo molto in queste tre parti diviso, Senatus auctoritas, Populi imperium, Tribunorum plebis potestas; e queste due voci restarono nelle Leggi con tutti loro native eleganze, che l'imperio si dice de' maggiori maestrati, come de' consoli, de' Pretori, e si stende fino a poter condennare di morte; la potestà si dice de' maestrati minori, come degli Edili, e „modica coercitione continetur.“*

15. *I dieci anni dell' assedio di Troja a' Greci devon essere i dieci anni dell' assedio di Vej a' Latini; cioè un numero finito per un infinito di tutto il tempo innanzi, che le città avevano esercitato l'ostilità eterne tra loro: perchè la ragione de' numeri perciocch' è astrattissima, fù l'ultima ad intendersi dalle nazioni* (II, 212.) *Niebuhr* (II, 237.) Veji ist das von alter römischer Dichtkunst nachgebildete Ilion.

16. *Con la Legge Publilia Filone Dittatore dichiarò la Republica Romana essersi per natura fatta già popolare. In tal cangiamento perchè l'autorità di dominio ritenesse ciò, che poteva della cangiata sua forma, ella naturalmente divenne autorità di tutela; siccome la potestà ch'hanno i padri sopra i loro figliuoli impuberi, morti essi, diviene in altri autorità di tutori; per la quale autorità i popoli liberi signori de' lor Imperj, quasi pupilli regnanti, essendo di debole consiglio, essi naturalmente si fanno governare, come da' Tutori, da' lor Senati; e si furono Republiche libere per natura governate aristocraticamente.* III, 98. Eben so wichtig, als *Niebuhr'n*, kam dem *Vico* jenes publilische, und so auch das pätelische Gesetz vor; dieses Letztere setzt er (II, 221) aus uns nicht einleuchtenden Gründen aus dem Jahre 429 in das Jahr 419 zurück.

17. Livius hat die Berichte der älteren Annalen oft nicht verstanden, oft gemissdeutet; zuweilen begeht er Anachronismen, indem er spätere Übungen auf frühere Zeiträume überträgt. (II, 174. 225. *Niebuhr* I, 206. 220. II, 9.)

18. Vortrefflich thut *Vico* (I, 118. II, 230) dar, wie die Überzeugung von einer höheren Natur, und der feste Entschluss, die angestammten Rechte ihres Standes zu behaupten, in den Patriciern sowohl Härte und Grausamkeit gegen die Plebejer, als auch erhabenen Heroismus, fähig zu jedem Opfer fürs Vaterland, erzeugte; so wie hinwieder gerade durch diesen mühevollen Kampf mit der bewaffneten Priesterkaste in den Plebejern das Bestreben erwachte, sich zu jenen heroischen Naturen emporzuschwingen, und ihnen durch gleiche Thaten zu beweisen, dass sie gleicher Vorrechte würdig seyen. Aus diesem angestrengten Wetteifer ging endlich Roma's Grösse hervor. Ganz im Geiste der Urzeit ist es, wenn *Vico* den Stolz, den Geiz, die Gewaltthätigkeit der Patricier auch gegen Schuldlose, wie einen Manlius Capitolinus, nicht nach unserer bürgerlichen Moral, sondern als Ausbrüche heroischer, uns kaum begreiflicher, Leidenschaften beurtheilt, und sie mit dem Wüthen der homerischen Helden vergleicht.

Diess mag genügen, um die Deutschen von Neuem auf den originalen *Vico* aufmerksam zu machen. Wohl würde es sich der Mühe lohnen, einen kritischen Auszug der *Principj* zu unternehmen, worin theils des Verfassers System über die Entwickelung des Menschengeschlechts im Zusammenhange, theils seine einzelnen Ideen, in sofern sie noch fruchtbar sind, oder mit den Ansichten späterer Forscher übereinstimmen, mitgetheilt würden. Eine vollständige Übersetzung seiner Autobiographie sollte sich irgend ein philosophisches Journal, wenn die „Unterhaltungszeitungen" nicht bereits alle zu Grabe gebracht haben, zu verschaffen suchen. Es ist eine der ideenreichsten und eigenthümlichsten Bildungsgeschichten, die sich nur denken läst. Hier, wo er sich nicht als Person, sondern als rein wissenschaftliches Individuum darstellt, wird man in sein inneres Leben eingeführt; von dem äusseren finden sich Nachrichten *in Fabronii Vitis* Vol. XII. Auch in Italien schätzte man den tiefen Denker lange Zeit nicht nach Verdienen. Selbst sein Mitbürger Pagani, den der Kardinal Ruffo im achtzigsten Jahre hinrichten liess, äusserte, *Vico's* Werk gleiche einem von dichten Wolken verdunkeltem Lichte, seine Gedanken seyen Blitze mitten aus dem düsteren Grauen einer finsteren Nacht. Desshalb suchte er in den *Saggi politici Vico's* Ideen zu popularisiren, riss sie aber zu sehr aus dem Zusammenhange, und mengte viele französische Weisheit dazu, welche zu der wissenschaftlichen Mystik *Vico's* gar nicht passt. Wirklich hatte dieser selbst in der Ausgabe von 1730 vor solcher Zerstückelung seines Systems gewarnt, und verlangt, man solle es als ein Ganzes erfassen, und studiren, „*altrimenti ti avverrà ciò che avviene a' sordastri, i quali sentono una o due corde più sonore nel gravicembalo con dispiacenza, perchè non sentono le altre, colle quali toccate dalla mano maestra di musica fanno dolce e grata armonia.*" Allerdings würde diess auch von dem Auszuge seiner Meinungen über den wahren Homer im Museum der Alterthumswissenschaft, und dem gegenwärtigen Versuche gelten, wenn beide nicht vielmehr eine literarische, als scientifische Tendenz hätten. Mehrere Jahre nach der Erscheinung von *Pagani's Saggi politici* brachten seine aus Neapel vertriebenen Schüler, welche dem Henkersbeile entgingen, die *Principj* nach Mailand, und veranstalteten einen Nachdruck der Ausgabe von 1745, wozu indess auch das Eigenthümliche der beiden früheren (1725, 1730) hätte beygefügt werden sollen. Einer derselben, der geistreiche *Salfi*, in den letzten Jahren als Professor der Rechtswissenschaften angestellt, gedachte Erläuterungen darüber zu geben, welches aber in diesen bleyernen Zeiten wohl unterbleiben wird. Denken soll man in Italien einmal nicht; reden noch weniger, auch über Dinge, welche die Hirten und Melker der Völker im Geringsten nicht gefährden; und so bleibt man still, so lange es geht. Durch die neue Verbreitung wurde dann unter Anderem *Monti* zu folgendem Urtheile veranlasst:

Donde viene che la scienza nuova del Vico, opera maravigliosa, ha sì pochi lettori? Non altronde di certo che dallo stile. La scienza nuova è come la montagna di Golconda irta di scogli e gravida di diamanti. Esaminando il Vico le religioni e i governi e i costumi e le leggi e le opinioni e le lingue dei primi tempi del Mondo, e tutte percorrendo l' età degli Dei, degli Eroi, e degli uomini, nella Storia delle più remote politiche società trova quel vasto ingegno i principj d'una nuova Giurisprudenza e di un' etica universale su cui immagina e statuisce la costituzione di un' eterna republica naturale. Se questi ardui pensamenti sparsi della più sublime filosofia, e di peregrina incredibile erudizione venissero raccomandati da una lingua più liberale, più tersa, più fluida, il poeta, l'oratore, l'artista, il legislatore, il filosofo non avrebbero libro per avventura nè più utile nè più caro. E chi amasse di chiamar a rivista le idee generatrici e profonde delle quali si è fatto saccheggio nel Vico, tesserebbe lungo catalogo, e nuocerebbe a molte riputazioni. Se il difetto di stile offende tanto gli scritti di quell' altissimo pensatore, che diremmo di certe opere scaturite da certe teste inferiori, che uguagliano, se non pur la sorpassono, la dura elocuzione del Vico senza essere, siccome lui, creatori? Siehe: *Prolusioni agli Studj dell' università di Pavia per l'Anno 1804 recitate da V. Monti. Milano, Sonzogno* 1804. 8. pag. 58 seq.

(Der Beschluss dieses Aufsatzes folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 6.

GESCHICHTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Römische Geschichte*, von B. G. Niebuhr u. s. w.

(*Beschluss des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufsatzes.*)

Das oben erwähnte Bruchstück *ex Diodori Lib. VII.* ist folgendes:

*Aenea vitae erepto, Ascanius ejus filius regnique heres triginta post annis collem aedificiis occupavit, nomenque fecit urbi Albae de suis colore. Latini enim sua lingua album appellant, quod nos λευκόν. Addidit et nomen Longam, propterea quod latitudine esset minima, in longitudinem autem nimiam porrigeretur. Ait insuper (Fabius), Albam ab Ascanio regno sedem optatam, multosque finitimos populos ab eo deletos. Quibus rebus Ascanius bene gestis inclaruit, extinctusque est anno regni sui XXXVIII. Ascanio fatis functo, populi tumultus exortus est propter duos de regno invadendo certantes. Nam et Julius Ascanii filius paternum imperium sibi vindicabat, et Silvius, Ascanii frater, ex Aenea Silviaque prima conjuge Latini *) genitus, idem regnum adfectabat. (Scilicet Aenea mortuo Ascanius puerum, quem perdere cupiebat, abjecerat in montes, qui tamen ibi a pastoribus nutritus est, ideoque Silvii nomen obtinuit a loci nomine.) Tandem post plurimam partium altercationem vulgi suffragio regnum Silvius adeptus est. Julius ab imperii spe dejectus, summi tamen pontificatus honore auctus est, fuitque secundus a rege. Ab hoc ajunt gentem Juliam propagatam, quae ad hanc usque diem Romae superest.*

*Rex Silvius nihil memorabile gessit, mortuusque est XLIX regni anno. Successit ei filius Aeneas, cui factum agnomen Silvius: isque imperavit annis plus XXX. Postea regnavit Latinus, qui item appellatus est Silvius, annis L. Is pluribus rebus gestis proeliisque bellatis nobilis evasit. Hic et oppida adjacentia sustulit, et antiquas Latinorum urbes XVIII fundavit, nempe Tibur, Praeneste, Gabios, Tusculum, Coram, Pometiam **), Lanuvium, Labicum, Scaptiam, Satricum, Ariciam, Tellenas, Crustumerium, Ceminam, Fregellas, Cumeriam, Medulliam, Boilum, quam alii dicunt Bolam. Latino extincto, creatus est rex e eo genitus, Alba Silvius, qui regnum tenuit annis XXXVIII. Hinc Capetus Silvius annis XXVI, cui successit Capys annis XXVIII. Mox Calpetus filius annis XIII. Tum Tiberinus filius annis VIII. Hic Tyrrhenos armis aggressus est, quumque exercitum Albam amnem trajiceret, mersus est, eoque casu factum flumini nomen Tiberino. Hinc imperavit Latinis Agrippa annis XLI. Tum Aulus Silvius annis XIX. Hic adeo elatus superbia dicitur, ut et ipsi Jovi adversaretur atque minaretur. Et quidem aliquando tempore fructuum, quum ingentia tonitrua saepe ederentur, ipse suos milites jussit simul omnes ad unius nutum clypeos gladiis verberare, quo scilicet tonitruum fragor ea re superaretur. Itaque ejus superbiam haud impunitam Dii passi sunt, periitque fulminibus ***) mersus cum universâ domo in lacum Albanum. Rei documentum Romani accolae lacus adhuc demonstrant columnam ex aquarum superficie eminentem ad eum locum, ubi mersa est regia familia. Nunc consecutus est Aventinus, qui annis XXXVII regnavit. Is bello suburbanarum gentium victus, coactus est fugere ad Aventinum collem, qui ab eo scilicet tunc primum id nomen traxit. Deinde in imperium suffectus est filius ejus Proca Silvius annis XIII. Eo mortuo, Amulius ejusdem filius junior tyrannidem occupavit, dum Numitor major natu frater procul peregrinaretur. Is Amulius regnavit annis plusquam XLIII, donec a Romulo et Remo, qui Romam condiderunt, interfectus est.*

K. v. O.

*) *Ita Codex Armeniacus contra aliorum auctorum sententiam, qui Laviniam Latini filiam dixerunt. Mai.*

**) *Codex habet* Comediam, *ex qua voce licet facere et* Collatiam. *Id.*

***) *Legitur haec particula etiam inter Fragmenta Diodori Lib. VII. Ed. Bipont. Vol. IV. p. 16.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GMÜND, b. Ritter: *Miscellen*, von Johann Karl Hoeck, Hof- und Regierungs-Rath zu Gaildorf. 1816. 27½ Bog. 8.

Was der Vf. S. 302 von den Büchern sagt, deren Titel sich in *ana* endigen: „In ihnen herrscht Planlosigkeit vor, und sie tischen in einer Schüssel Wahres und Falsches, Bekanntes und Unbekanntes, Körner und Spreu auf," das kann man, mit zwey Ausnahmen, auch von seinem Buche sagen: *Falsches* nämlich hat Rec. in demselben nicht gefunden, und gegen den Vorwurf der *Planlosigkeit* schützt ihn der Titel des Buches, der aber mit eben dem Rechte auch die Verfasser der *Ana* hätte schützen müssen. Das Ganze

besteht aus einer Menge kleiner einzelner Bemerkungen, die vorher in mehreren Zeitschriften abgedruckt worden waren. Hr. *H.* hat sie jetzt in ein Büchlein gesammelt, und, wie er versichert, umgearbeitet und verbessert, welches ihm Rec., der keine Gelegenheit hat, Vergleichungen mit dem ersten Druck anzustellen, auf sein Wort sehr gern glaubt. Die Durchsicht des Büchleins wird keinen Leser gereuen, und gewiss wird jeder auf etwas ihm Unbekanntes stossen: aber freylich scheinen die Aufsätze selbst schicklicher in einer der gewöhnlichen Zeitschriften als Lückenbüsser, denn hier, in ein Ganzes zusammengestellt, als Buch, da zu stehen. Wirklich neue, oder, dass wir richtiger sprechen, ihm unbekannte Notizen dürfte der durch eigene Lectüre gebildete, Leser hier nur wenig finden (und darüber wird sich Niemand wundern, der Bücher ähnlicher Art, wie *Denis* Lesefrüchte, oder die Souvenirs von *Formey* gelesen hat): Rec. wenigstens, ohne sich desshalb den sehr Belesenen beyzählen zu wollen, ist nur auf eine einzige ihm ganz neue, aber auch unglaubliche Anekdote gestossen. Nach S. 387 nämlich erhielt am Sonntag Invocavit 1522 der Rath zu Oschatz einen landesherrlichen Befehl, den untersten Schullehrer daselbst gefänglich einzuziehen und nach Hofe zu schicken, weil er an *verschienen St. Johannistage Bratwürste* gegessen. Der Sonntag Invocavit, als Empfangstermin, zeigt hinreichend, dass nicht von St. Johannes dem Täufer, sondern dem Evangelisten die Rede ist, dessen Feyer auf den 27 December fällt. War nun dieses, wie solches in diesem Jahre der Fall ist, ein Freytag: so war es ja wohl Sünde, eine Bratwurst zu essen; aber eine so grosse Sünde, dass sich unmittelbar der Hof darum bekümmerte, und die Verhaftung des Inculpaten verlangte? Hr. *H.*, der die Worte des Rescripts anführt, unterlässt zu bemerken, woher er sie genommen. So lange er seinen Gewährsmann nicht anführt, bleibt immer, wo nicht Zweifel, doch mindestens die Vermuthung eines Missverständnisses übrig. — Dass (nach S. 417) *Heyne* 1756 eine Übersetzung des *Almanac des jeux*, doch ohne seinen Namen, hat drucken lassen, ist nunmehr auch aus *Heerens* Biographie bekannt. Ausserdem zeichnen wir noch aus einige sehr lesenswürdige Stücke. Geschichte der spitzigen Schuh und Verfolgung derselben, S. 35. — S. 198. Rückerinnerung an ein, 1764 den Deutschen gemachtes literärisches Neujahrsgeschenk. — 208. Geschichte der Stammbücher. 279. Die Äolsharfe. — 295. Nachricht vom *Danhauser*, schreibend und arbeitend ohne Hand und ohne Fuss. — 313. Nachricht von *Frischlins* 1755 unverwest aufgefundener Leiche. — S. 367. *Lichte Zwischenräume in der Geschichte der Hexenprocesse.* Ehrenvolles Andenken des D. *Ponzinibius* zu Verona. — S. 381. Der *Ensisheimer Meteorstein* vom J. 1492. Abdruck des hierüber vom K. Maximilian erlassenen Manifests, aus *Datt de pace publica.* — Eben so war es Rec. angenehm, S. 429 zu lesen, dass sich an der Hauptkirche zu Gelnhausen ein überhängender, dem berühmten pisanischen völlig gleicher, aber seinen deutschen Landsleuten fast völlig unbekannter Thurm befindet; oder von der Linde des Teschenhofes (396) neben Gaildorf, dem Wohnort des Vfs. Auch war ihm S. 317 der Rittersaal im Schlosse zu Erbach ausserordentlich interessant, weil er dieser herrlichen Sammlung des Hn. Grafen in einer Anzeige des *Gemäldes von Heidelberg* (Ergänzungsbl. No. 68 d. J.) ausführlich erwähnt hat, und hier ein vollständiger Auszug aus der 1808 zu Amorbach gedruckten, aber nie in Buchhandel gekommenen Beschreibung mitgetheilt wird. Sie besitzt unter anderen S. 147 auch Wallensteins Rüstung, und nach S. 292 die des berüchtigten *Eppelein von Gailing.* Bey dieser Gelegenheit bemerkt Rec., dass Götzens eiserne berühmte Hand (S. 152) jetzt sich, als Familienerbstück, im Besitz des Hn. Grafen von *Berlichingen* zu Ludwigsburg befindet.

Die meisten dieser Aufsätze sind sehr kurz, oft schneidend, und im wahren Wochenblätterton geschrieben; andere, vielleicht erst jetzt neuhinzugekommene, fallen in den didaktischen, und nehmen die Gestalt kleiner Abhandlungen an. Die ausführlichste ist wohl S. 76 die Geschichte der *Langischen societas Recognoscentium.* Allerdings verdiente der Vorschlag der Vergessenheit entrissen zu werden; aber hier ist Hr. *H.* doch zu weitläuftig; und wenn er am Ende meint, die allgemeine Literaturzeitung habe diese Societät realisirt: so ist dieses wohl ein Irrthum: denn zu *Langens* Zeiten existirten in Deutschland die *Acta Eruditorum*, nebst einer Menge anderer Wochenschriften, deren jede in ihrer Art das war, was jetzt die A. L. Z. sind. Überhaupt aber haben des Vfs. kleine Abhandlungen einen doppelten Fehler, der die Lectüre derselben den Gelehrten sowohl als den Ungelehrten verleiden wird: diesen werden sie zu trocken, schleppend und langweilig, jenen zu oberflächlich und unvollständig seyn. Die vollständigste, und zu der die wenigsten Zusätze zu machen seyn dürften, ist vielleicht die S. 246, *über Handschriften und Facsimiles;* zu allen übrigen lassen sich sehr leicht bereichernde und berichtigende Zusätze machen. Da aber Rec. hiezu nicht den mindesten Beruf fühlt: so beschränkt er sich auf zwey Anekdoten, mit denen er die *Geschichte des Buchhandels* S. 45 bereichern will. Der reichste aller deutschen Buchhändler, *si fabula vera*, war *Eichhorn* zu Frankfurt an der Oder, der die verschimmelten Dukaten, sie zu sonnen, in Wannen in seine Kappfenster setzte, und darüber lachte, wenn die Nachbarn auf den Dächern herüber krochen, und Hände voll wegnahmen. Diess Anekdötchen gehört in das 16 Jahrhundert, und also nicht in jene geldreiche Kipper- und Wipper-Zeit, von welcher Hr. *H.* S. 299 nach *Schwelins* würtembergischer Chronik (doch wohl übertrieben?) schreibet. Die andere Bemerkung, für deren Wahrheit Rec. sehr sicher bürgen kann, ist die, dass es in ganz Deutschland keinen Buchdrucker gab, der grössere Geschäfte gemacht hätte, als *Anton Hierat* in Cöln; und doch ist in der typographischen Geschichte der Name dieses Mannes so unbekannt, dass unter hundert Zeitungslesern gewiss kaum einer denselben hat nennen hören. Und woher das? Weil Fluch der Sudeley auf allen seinen Unternehmungen ruhte, und er die ungeheuren Folianten, die aus seiner Presse hervorgingen, mitunter sehr beträchtliche Werke (*Baron's* und *Saliani* Annales und so v. a. m.)

auf Knaster- und Sulcent-Papier abdrucken liefs. Zu S. 373 *Bekanntschaft der Portugiesen mit den Werken deutscher Gelehrten*, bemerkt Rec., dafs die Werke göttinger Professoren noch jetzt in *Coimbra*, und zwar so umsichtig nachgedruckt werden, dafs jene bey wiederholten Auflagen von den portugiesischen Verbesserungen Gebrauch machen. — Eine Abhandlung ganz antiquarischen Inhalts steht S. 156 *über Cicerons Tisch*, den der grosse, weise Philosoph für 40,000 Thaler gekauft hatte. — S. 343. *Karl des Grossen Verdienst um Industrie und Handel*, ein Auszug aus dem vom Probst *Res* (Helmstädt, 1794) herausgegebenen *Capitulare de villis*. Wenn Hr. *H.* S. 349 bemerkt, „das Anschaun der alten Kunstdenkmäler in Rom habe bey einer dreymaligen Anwesenheit in dieser Stadt Karls Geschmack für das Erhabene gebildet:" so scheint er die Natur der menschlichen Seele wenig zu kennen, die durch ein dreymaliges Angaffen sich gewifs nicht einen solchen Geschmack für das Schöne oder Erhabene bildet. — S. 412. *Seitenstück zu Yoriks Pater Lorenzo*, enthält den Abschiedsbrief des Franziscaner-Provincials *Alexander Müller* an den evangelischen Magistrat zu Ulm, als ihn dieser die Stadt und das Gebiet derselben zu räumen geboten hatte. Ein herrliches Stück voll Sanftmuth und Demuth, das dem katholischen Franziscaner eben so viel Ehre als dem verfolgenden evangelischen Rathe zu Ulm Schande macht.

Bekannt und unbekannt sind zwar sehr relative Begriffe: aber doch glaubt Rec. sagen zu können, dafs in dieser Sammlung einige gar zu bekannte Sachen aufgenommen worden sind; z. B. S. 123 *Augusts Statistik des römischen Reichs*. Was wäre das für ein Philolog, dem das hier Gesagte unbekannt wäre? — S. 179 *Alfreds Zeitmesser* (die bekannten neun Lichtchen, die hier nicht einmal genau beschrieben sind). — S. 221 *Bücher in (an) Ketten*. — S. 297 *von Erfindung des Schiesspulvers*. — S. 342 *Was der Deutsche ums Geld macht!* — S. 356 des Cardinal von Este bekanntes und sehr richtiges Compliment an Ariosto. S. 269 das hundertmal erzählte Mährchen von Kasems Pantoffeln, die durch eine, bey den Haaren herbeygezogene Verbindung mit denen, gleichfalls mit Eisen beschlagenen Schuhen des indischen Hirten Magnes verglichen werden. Eine solche Vergleichung, als S. 270 angestellt wird, hätte noch treffender dadurch gemacht werden können, wenn es dem Vf. bekannt gewesen wäre, dafs *Lafontaine* Canonicus ist. — Das *Räthsel vom Buchstaben T* ist völlig unnütz, und lohnte der Mühe der Übersetzung nicht. Räthsel wurden bey den alten Weisen, und werden noch bey den Morgenländern, als ein Mittel, den Verstand zu schärfen, sehr hochgeschätzt. Dieser Nutzen fällt bey jedem Buchstabenräthsel weg, weil man hier sich bemüht, die Eigenschaften, welche das Räthsel aufzählt, an einem Dinge zu finden, das gar nicht existirt, folglich der Verstand vergebens angestrengt wird. Ein besseres Räthsel steht S. 393. Proben seiner Dichtkunst hat der Vf. mehrere, doch keine einzige von Bedeutung, gegeben. *Sinngedichte* stehen S. 403, 408, 411, 436, 391, 119, 268. — S. 259 Übersetzung von zwey Romanzen aus *Duvals* Oper *Jacob und seine Brüder*, die Rec. nicht beurtheilen kann, weil es, wie er glaubt, hier darauf ankommt, ob sie genau der *mehulschen* Composition anpafst, welches zu entscheiden ausserhalb seiner Sphäre liegt. Ein anderes Sinngedicht, S. 25, wird *Campen* zugeschrieben, hat aber nicht ihn, sondern *Claudius* zum Vf., ist auch nicht so schlecht, als Hr. *H.* meint, und konnte in einer Zeitung, wo es zuerst erschien (im *wandsbecker Boten*) auf einen sehr ehrenvollen Platz mit Recht Anspruch machen.

Nun noch ein paar Bemerkungen über einige angestrichene Stellen. — S. 16. Der *Wallschwester Putz* geht auf die pariser *Boulevards*; an einen *Pilgerkragen* ist hier nicht zu denken. — Dafs der ehrliche *Spreng Zodiacus vitae* durch *Gürtel des Lebens* übersetzte, verdiente keinen Platz in einer *Dornlese literarischer Fehlgriffe*, vielmehr übersetzte *Spreng* sehr consequent. — Zu S. 31 ist hinzuzusetzen, dafs im Dessauischen der Kartoffelbau erst zwischen den Jahren 1750 und 60 eingeführt ward. Sie kamen aus Sachsen dahin; und Rec. erinnert sich noch, in seiner frühesten Kindheit die ersten als ausländische Seltenheit gespeist zu haben. — S. 57. Wenn in England ein Mädchen, das ein Paar seidene Strümpfe gestohlen, darum nicht des Diebstahls für schuldig erklärt ward, weil es *ungleiche* Strümpfe waren: so nahm die Jury auf das dreyzehnjährige Alter der Delinquentin Rücksicht, und behandelte das Factum nicht als Diebstahl, welches es auch auf keine Weise war: denn welchen Nutzen konnte das Mädchen aus dem Verkauf ungleicher Strümpfe erzielen? — S. 64. Auch von der *Gerusalemme liberata* existirt eine, wo Rec. nicht sehr irrt, aus acht verschiedenen italienischen Volksdialekten bestehende Polyglotte. — S. 99. An der Ostküste des adriatischen Meers bis Cattaro (weiter ist Rec. auf seinen Reisen nicht gekommen) ist das Tatowiren unter den Mannspersonen überall gebräuchlich. — S. 157. Chinesisches Costume hat sich seit dem 17 Jahrhundert nicht, wie europäisches, geändert, und so können die Kupfer in *Neuhof* in nichts Wesentlichem von denen in *de Guignes* verschieden seyn. — S. 266. *Bacons* Deuteley der Fabel des Prometheus, durfte hier nicht wieder aufgetischt werden. Die Schrift: *de sapientia veterum*, ist vielleicht die schlechteste von allen, die der Kanzler geschrieben. — S. 279. Wenn Duzen, wie Natur und Vernunft es wollen, allgemein unter uns eingeführt wäre: wer hätte da irgend etwas gegen das Duzen der Ältern von Seiten der Kinder? Da aber dieses nicht ist: so ist jenes Duzen völlig so sittenverderbend als *Brandes* es darstellt, und sollte, wie im Salzburgischen, durch Polizeygesetze verboten werden. — S. 285. Bärentatzen sind noch jetzt, da wo man Bären haben kann, z. B. in Crain, ein herrliches Gericht, das Rec. öfters gegessen; *Murmelthiere* speist, wenigstens der gemeine Savoyard, häufig. — S. 303. Zu den verschiedenen Nutzen der Säge setze man noch: Säge, den Blasenstein zu zermalmen; in einem Aufsatz des D. *Scott* im *Journal of science* 1816. 11. Nro. 8. — S. 416. Zwischen *Assassinen* und *Banditen* ist ein sehr wesentlicher Unterschied: denn der Assassine mordet nie für Geld, son-

dern nur aus Religionseifer. Sehr richtig ist das, was S. 418 über *Kepplers* Hungertod gesagt wird. Es ist schändlich, wie sehr unsere Zeitschriftler es übertreiben, wenn sie von verdienten Gelehrten reden, die nicht gerade, wie Ortolanen, in ihrem eigenen Fett ersticken. — S. 435. Etwas von der Insel *St. Helena* von 1598.

Grosse Belesenheit findet man nicht. Grösstentheils schöpft der Vf. aus den Wochenschriften, an denen er Mitarbeiter ist. Unter den Classikern wird *Plinius* am häufigsten benutzt. Er heisst S. 269 ein Schriftsteller, der an Mannichfaltigkeit des unterhaltendesten Stoffes nicht ärmer sey, als Tausend und eine Nacht. Artig ist die aus ihm S. 283 vgl. 427 mitgetheilte Nachricht, dass *Protogènes*, der bey der Verfertigung seines Ialysus von nichts als *madidis lupinis* lebte, *ut simul famem sustineret ac sitim*, wirklich Kaffe trank: denn die Lupine ist nach dem Allgem. Anzeiger ein Stellvertreter des Kaffe, dem sie an Geschmack und Geruch sehr nahe kommt. — Da die vorkommenden Materien so sehr verschieden sind, und man auf Manches stösst, was man hier wohl nicht gesucht haben dürfte: so ist es sehr zu beklagen, dass es Hn. *H.* nicht gefiel, durch ein Sachregister sein Buch gemeinnütziger zu machen. Auch verunstalten es viel Druckfehler. Das angehängte Verzeichniss, welches ein sehr eng gedrucktes Octavblatt beträgt, enthält noch lange nicht alle.

P. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Kopenhagen*, b. Bonnier: *Von dem Begriff der Geschichte der Philosophie.* Eine Einladungsschrift zu seinen an der Universität in Berlin zu haltenden Vorlesungen von D. *Ch. A. Brandis.* 1815. 88 S. gr. 8. (10 gr.)

Der Vf. hat über die Eigenschaften, die eine Geschichte der Philosophie haben, über den Standpunct, den sie nehmen soll, und über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, gründlich nachgedacht; und wenn man gleich wünschen kann, dass er Manches klarer und anschaulicher ausgesprochen haben möchte: so wird man doch gegen den grösseren Theil seiner Urtheile nichts Bedeutendes einzuwenden haben. Der 1 Abschn. handelt *von dem Begriffe der Geschichte und der Philosophie*, zeigt die Verschiedenheiten der Geschichte äusserer Thaten und der Geschichte einer Wissenschaft, und wie durch das Wesen jeder besonderen Wissenschaft auch ihre Geschichte etwas Eigenthümliches bekommt, und unterscheidet den Begriff der Philosophie, der ihr Gebiet und ihre Methode bezeichnet, von den Begriffen bestimmter Formen oder Systeme. Nur jener, nicht einer von diesen, darf bey der Geschichte der Philosophie zum Grunde gelegt werden. Da die Geschichte der Philosophie, wie jeder Wissenschaft, zu berichten hat, was geschehen sey, um die Wissenschaft zu Stande zu bringen, dieses aber, wiewohl durch die Freyheit der in ihr arbeitenden Einzelnen bewirkt, doch theils und vorzüglich durch das Frühere der Wissenschaft, theils durch äussere Umstände bedingt ist: so unterscheidet der Vf. eine *innere Geschichte der Philosophie* und eine *äussere.* Von jener handelt er im *zweyten*, von dieser im *dritten* Abschn. Versuche, die früheren Systeme in ihrem Verhältnisse zu einander und zu einem bestimmten, als Resultat derselben zum Endpuncte der Entwickelung angenommenen, zu betrachten, können grossen Werth haben; aber sie dürfen die Geschichte nicht ersetzen, und durch Abgeschlossenheit die Zukunft nicht verbauen wollen. Auch beurtheilende Darstellungen, die von einem bestimmten System ausgehen, können sehr schätzbar seyn; allein sie bringen doch etwas Fremdartiges in die Geschichte, indem nicht nur ein bestimmter Moment der Gegenwart in der ganzen Vergangenheit durchscheint, was freylich mehr oder weniger in jeder Geschichte der Fall seyn wird, sondern auch die vergangene Zeit mit unserem, nicht mit ihrem Masstabe gemessen, und, wenn auch die einzelnen Erscheinungen rein für sich hervortreten, doch ihre historische Fortbildung und damit der innere Zusammenhang der Geschichte nicht scharf aufgefasst wird. Rein historische Auffassung ist, wie jeder Geschichte, so auch derjenigen, von welcher hier die Rede ist, erste Bedingung; dann muss Verknüpfung nach innerer und äusserer Causalität folgen. Aber nur der kann das, was diese Geschichte zu erzählen hat, gehörig auffassen und darlegen, der das philosophische Suchen und Finden in sich erfahren hat. Der Geschichtschreiber der Philosophie soll die Aufgaben derselben deutlich erkannt, und, von ihrer Idee belebt, die eigene Überzeugung gewonnen haben, dass sie nicht etwas willkührlich Gesetztes, sondern ein nothwendig in der Natur des Menschen Bestimmtes sey, dass, wie sie nie vollendet werden könne, so ein jeder mit Liebe zur Wahrheit und mit Ernst unternommener Versuch dem Ziele näher führe. Er soll im Stande seyn, die verschiedensten Formen, unter denen man versucht hat, jene Idee zu realisiren, in ihrem Wesen bestimmt und scharf aufzufassen und in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu erkennen. Der Zusammenhang der verschiedenen philosophischen Versuche muss, ohne alle willkührliche Beymischung, so dargestellt werden, dass erhellt, wie ein Glied der Kette das andere veranlasst und bedingt habe; und die Kritik soll nicht von Aussen hinzukommen, sondern, wie die Geschichte selbst sie darbietet, von dem Geschichtschreiber deutlich hervorgehoben werden. Ist freylich die Kritik der Geschichte nicht vollständig und nicht immer gerecht; wird oft Tiefes durch Flaches, Umfassendes durch Engherziges u. s. w. verdrängt: so liegt, wenn man die in der Zeit befindlichen äusseren Umstände mit in Rechnung bringt, in solchen Auflösungen selbst eine sehr naturgemässe Polemik entweder gegen gewisse Formen der Philosophie an sich, oder gegen ihre letzte Erscheinung. Doch das liegt in der Befugniss des Geschichtschreibers, anzugeben, wiefern ein System das eine oder das andere der vorhergehenden aufgefasst, und ob es alle darin gegebenen Fragen berücksichtiget habe. Das dazu gehörige, geübte und scharfe Urtheil soll aber in der Darstellung nicht über der Geschichte stehen, sondern in Thatsachen sein Regulativ erkennen. — Ein Fortschreiten der Philosophie behauptet der Vf. in doppelter Rücksicht, theils in sofern der philosophische Gesichtskreis sich allmählich erweitert, theils in sofern mit der Vermehrung der Begriffe auch eine umsichtigere und umfassendere Verknüpfung derselben zur höchsten Einheit sich ausgebildet hat. Aber dieses Fortschreiten, wodurch allerdings die Geschichte der Philosophie erst ihre wahre Einheit erhält, muss doch nicht ausdrücklich als das Problem derselben aufgesucht werden; es muss und wird sich von selbst ergeben, wenn der Zusammenhang der einzelnen Denkversuche durchgängig und mit Genauigkeit nachgewiesen wird, welches der wahre Mittelpunct dieser Geschichte ist, und ihr wahre Einheit giebt. — Als vorzüglich zu berücksichtigende Umstände der äusseren Causalreihe nennt und erörtert der Vf. die Eigenthümlichkeiten der Nation und der Zeitperiode, insonderheit die Sprache, deren Wichtigkeit für die Geschichte der Philosophie scharfsinnig entwickelt wird (der Vf. meint aber vornehmlich die griechische Sprache, weil unsere Philosophie und philosophische Sprache auf der Grundlage der griechischen steht), ältere Dogmen des poetischen Zeitalters, eine gewisse philosophische Lebensansicht, welche auf die ersten Forscher schwerlich ohne Einfluss blieb, endlich treffende Umstände aus dem Leben der Philosophen.

Wir wünschen, dass das Angeführte unsere Leser veranlasse, die Schrift selbst zu lesen, und dass Hr. *Br.*, der zugleich überall Bescheidenheit und Billigkeit zeigt, auf dem hier betretenen Wege fortschreite. Aufgefallen ist uns, dass er durchgehends *Reflection* st. Reflexion schreibt.

HIRL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1816.

MATHEMATIK.

1) Berlin, b. Maurer: *Über Parallelen-Theorie und das System in der Geometrie*, von D. *A. L. Crelle*, königl. preuss. Oberbaurathe. M. K. 1816. 116 S. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Über einige Eigenschaften des ebenen geradlinigen Dreyecks rücksichtlich dreyer durch die Winkelspitzen gezogener gerader Linien.* Von D. *A. L. Crelle.* M. K. 1816. 64 S. 8. (12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Über die Anwendung der Rechnung mit veränderlichen Grössen auf Geometrie und Mechanik.* Von D. *A. L. Crelle.* M. K. 1816. 72 S. 8. (8 gr.)

Die erste dieser Schriften behandelt einen Gegenstand der Geometrie, über den schon so viele, nicht befriedigende Versuche von Männern erschienen sind, denen es keinesweges an Scharfsinn und gründlicher Kenntniss ihrer Wissenschaft fehlte, dass schon *Klügel* in seiner im J. 1763 erschienenen Schrift: *Conatuum praecipuorum theoriam Paralleli demonstrandi recensio* — nicht weniger als 28 solcher misslungenen Theorieen aufzählte. Man müsste sich daher allerdings wundern, seit Proklos und Geminos, die schon das bekannte und so hart angefochtene 11te euklideische Axiom des 1 Buches zu beweisen suchten, immer noch jährlich von neuen Versuchen zu hören, wenn nicht die Wichtigkeit einer festbegründeten Parallelentheorie so deutlich in die Augen fiele, und die Täuschung, das Richtige gefunden zu haben, gerade hier so leicht möglich wäre. Sollte man nicht fast glauben, das, was den grössten Mathematikern nicht gelungen, dürfte wohl überhaupt nicht zu erreichen seyn, und man könne getrost mit dem Vater der Geometrie jenen Satz, wie auch *Kästner* thut, als *Grundsatz* aufstellen? Indess erscheint das Bestreben, die Wahrheit tiefer zu erforschen und fester zu begründen, immer löblich, sollte auch der Versuch nicht gelingen. Achtungswerth bleibt daher auch der Eifer unseres Vfs. für die deutlichere und schärfere Darstellung des geometrischen Systems, wenn auch dadurch das gewünschte Ziel noch nicht erreicht seyn sollte. Rec. ist sich eines gleichen redlichen Eifers bewusst, und wird, einzig von ihm geleitet, sein Urtheil über die Schrift aussprechen. Der Vf. hatte schon früher einige Sätze in Beziehung auf eine neue Theorie der Parallelen öffentlich bekannt gemacht, welche nicht ungegründeten Widerspruch gefunden hatten; gegenwärtige Schrift enthält eine weitere und mehr zusammenhängende Ausführung jener Sätze, und zugleich den Versuch, mittelst dieser neuen Theorie das gesammte System der Geometrie neu und besser, als bisher, zu ordnen und fester zu begründen. Er selbst fühlt das Missliche der Sache sehr wohl, und gesteht, dass ihm auf dem euklideischen Wege nichts weiter zu thun möglich scheine, — obwohl die Vernunft sich durchaus gegen die Annahme des 11ten Axioms sträube, — weil Euklides immer nur mit *begrenzten* Räumen zu thun habe. Darin hat Hr. *C.* vollkommen Recht, dass eben in dem *Unbegrenzten* bey den Parallelen die Schwierigkeit liege; nur ist die Frage, ob diese Schwierigkeit zu heben überhaupt der Geometrie möglich sey. Hr. *C.* glaubt diess, und zwar auf dem neuen Wege, den er einschlägt, indem er (wie er sagt), *statt eines plötzlichen, einen allmählichen Übergang vom Unbegrenzten zum Begrenzten versucht.* Zwar hätten schon Andere, z. B. *Bertrand*, diess versucht, aber Er wolle diess vollständiger und zusammenhängender thun. In wiefern es dem Vf. gelungen sey, und worin das Eigenthümliche dieser neuen Methode bestehe, wird das Folgende zeigen.

Abweichend von der bisher gewöhnlichen Vorstellung betrachtet Hr. *C.* den *Winkel* als einen *Raum*, und zwar als *einen zum Theil begrenzten Raum*, und trägt denselben Begriff auch auf die Parallelen über. Er spricht daher von *Winkel-* und von *Parallel-Räumen.* Wollte man auch einstweilen diese Vorstellung gelten lassen: so würde doch wenigstens der, mehrmals vorkommende Ausdruck ganz unstatthaft seyn, *eine zum Theil unbegrenzte*, oder *nicht ganz umschlossene Figur*, worunter der Vf. eben jene von ihm sogenannten Winkel- und Parallel-Räume versteht. Aber jene Vorstellung, wo der Winkel als ein *Raum* gedacht wird, ist auch weder deutlicher und bestimmter, als die gewöhnliche, noch ist sie überhaupt für die Geometrie passend, in sofern das *Unbegrenzte* (sey es diess ganz, oder nur zum Theil) durchaus nicht in Hinsicht der Grösse mit einander verglichen und geometrisch ausgemessen werden kann. Dem Vf. liegt, zum Behuf seiner Theorie, viel daran, zu beweisen, dass auch vom *Unbegrenzten* ein deutlicher Begriff möglich sey; allein sein Beweis dünkt Rec. kei-

neswegs genügend. Im Gegentheil lautet Manches von dem, was S. 12 in [illegible] gesagt wird, sehr unbestimmt und sonder[illegible]. Ein Winkel, heisst es daselbst, lasse sich ja theilen, halbiren, auch ein Parallelraum. Allerdings! Aber nicht als unbegrenzter Raum, sondern in Beziehung auf den Cirkel, und bey den Parallelen auf die Entfernung der einen Linie von der anderen. Wie soll man sich überhaupt den *unbegrenzten* Raum *halbirt*, und *einen* unbegrenzten Raum mit dem *anderen* geometrisch verglichen denken? Wirklich könnte es scheinen, als wenn der Vf. S. 12 im Ernst behauptete, der *stumpfe* Winkel sey dem *Raume* nach *grösser*, als ein *rechter* oder *spitziger*, und der *rechte* Winkel fasse das *Doppelte* des *Raumes*, verglichen mit einem Winkel von 45°. Gewiss hat diess Hr. *C.* nicht sagen wollen; aber Rec. fühlt sich gedrungen, den Vf. auf das Unbestimmte und einem Missverständniss so sehr Ausgesetzte seines Ausdrucks um so mehr aufmerksam zu machen, da hier von den ersten Grundbegriffen der Geometrie die Rede ist, die, nach des Vfs. Absicht selbst, vollkommen deutlich und mathematisch bestimmt seyn sollen. Ja Rec. scheint bey dieser Vorstellung (den Winkel als *Raum* gedacht) ein Widerspruch gar nicht zu vermeiden. Nicht deutlich sind auch die Worte S. 13. Nachdem gesagt worden ist, das *Unendliche* und *Endliche sey wesentlich verschieden*: so heisst es: *Hingegen die Grundbegriffe vom begrenzten und unbegrenzten Raume sind durchaus völlig gleich, eben weil es von beiden Räumen an sich eigentlich gar keine giebt.* Der Vf. schliesst aber gewissermassen selbst seine Ansicht des Winkels und der Parallelen von der Geometrie aus, indem er diese S. 18 definirt als *eine Wissenschaft der Grössen im Raume, die durch ihre Grenzen bestimmt werden.* Und S. 14 sagt er ausdrücklich: *was gar keine Grenzen habe, das sey nicht Vorwurf der Geometrie*; fügt aber sogleich hinzu: *die Winkel- und Parallel-Räume seyen doch nur Theile des unbegrenzten Raumes.* Aber bey alle dem sind es doch wohl selbst *unbegrenzte Räume?*

Diess ist die Grundlage, auf welcher der Vf. ein neu und besser geordnetes und fester begründetes System der Geometrie errichten will. Dieses den Hauptsätzen nach darzulegen, ist der 2te Zweck der gegenwärtigen Abhandlung. Hier leuchtet uns die gleich Anfangs aufgestellte Behauptung: *Die Geometrie zerfalle in 2 natürliche grosse Hauptabtheilungen — in die Lehre von geraden* und in die Lehre von *krummen Begrenzungen* der *Räume*, — nicht ein. Das Gerade und Krumme ist wohl nicht so wesentlich verschieden, dass es zwey besondere Haupttheile bilden könnte; auch fühlt der Vf. selbst das Bedürfniss, in den 1 Theil Manches vom Cirkel vorläufig herüber zu nehmen. Und warum soll denn die Lehre von den *Flächen* wichtiger seyn, als die von den Linien? Übrigens sollte es S. 21 statt der Lehre von den Ebenen und Flächen, heissen: von *ebenen* und *krummen* Flächen. Wenn Hr. *C.* eben daselbst die ebene und sphärische Trigonometrie mit in die Geometrie verwebt haben will: so würde diess wenigstens für ein *Elementarbuch* nicht zu empfehlen seyn. Die Definition der Mathematik, als einer *Wissenschaft von der Grösse*, ist nicht bestimmt genug. Es fehlt der Begriff des *Ausmessens*, der aller Mathematik zum Grunde liegt; Auch das Wort Grösse an sich ist nicht bestimmt genug: denn es giebt geistige Grössen, die kein Gegenstand der Mathesis sind, die jedoch durch den hinzugefügten Begriff des Ausmessens gewissermassen schon von dem Gebiet der Mathematik ausgeschlossen werden. Der Definition der ausgedehnten und unausgedehnten Grössen S. 29 scheint es an der gehörigen Deutlichkeit zu fehlen. — *Gleich* unterscheidet der Vf. von *gleich gross*, und nimmt es für *gleich* und *ähnlich*. Diess kann leicht zu Verwirrungen führen, und, wenn Rec. recht sieht, so verwechselt der Vf. selbst beides S. 32. Die Erklärung S. 33 No. 5 passt nicht völlig auf die Kugel, die nur mit einem Puncte eine andere Kugel oder einen Cubus berührt. Eben diess gilt in Ansehung der krummen Fläche. Unstatthaft dünkt Rec. die vom Vf. gegebene Definition des *mathematischen Punctes: Er sey da, wo ein Linienraum an einen anderen stösst. Linienraum* ist kein angemessener Ausdruck für die mathematische Linie, die man sich bloss *im* Raume denken kann und soll, aber nicht selbst als einen Raum, oder einen Theil des Raumes. S. 32 giebt Hr. *C.* auch eine eigene Definition der *geraden Linie: Sie sey die Linie, die je an 2 entgegengesetzten Seiten dieselbe Gestalt hat.* Rec. giebt zu, dass alle Definitionen der geraden Linie ihre Mängel haben; aber ob die hier aufgestellte deutlicher, einfacher und mathematisch bestimmter sey, als so manche andere — das bezweifelt er sehr. Eine der besten Definitionen dünkt uns immer noch die: *die gerade Linie ist die, welche durch 2 Puncte in ihr bestimmt wird.* Auf jene Definition der geraden Linie gründet sich gleichwohl, wie der Vf. ausdrücklich bemerkt, hauptsächlich alles Folgende. Auf ganz ähnliche Weise wird die *ebene Fläche* definirt. Auch hier, wo ein neues und besseres System der Geometrie begründet werden soll, macht der Vf. wieder, eben so unstatthaft wie oben, die Überschrift: *Von den geradlinigen Figuren in der Ebene, die nicht völlig begrenzt sind*, da doch zunächst von den sogenannten Parallelräumen gehandelt wird, die *an einander gefügt* und so *zu einem Ganzen vereinigt* werden sollen. In der Lehre vom *Winkel* wird bestimmt gesagt: *Der rechte Winkel sey der, welcher den 4ten Theil des ganzen unbegrenzten ebenen Raumes ausmacht*; und S. 48 sogar folgender Lehrsatz aufgestellt: *Jeder Parallelraum ist kleiner als ein Winkel.* Dieser Satz, so ausgedrückt, widerspricht dem Begriffe des Unbegrenzten, wofür der Vf. den Winkel sowohl als den Raum zwischen den Parallelen betrachtet wissen will. Gleichwohl gründet sich auf diesen Satz der Beweis des wichtigen Satzes S. 57, dass, wenn die inneren Winkel bey 2 von einer 3ten geschnittenen geraden Linien nicht 2 rechte ausmachen, die gedachten Linien sich schneiden, den der Vf. als den Beweis aufstellt, der sich nach seiner Theorie von dem 11 Axiom des Euklides geben lasse. Auch möchte Rec. nicht mit dem Vf. sagen, dass der *rechte Winkel* das *Mass* aller Winkel sey.

Vielmehr ist der *Winkelgrad*, als die hier geltende Einheit, für dieſes Maſs anzunehmen. Fig. 21 fehlt übrigens *D*, und ſtatt *x* muſs *c* ſtehen; Fig. 33. ſind beide △ ſpitzwinklich, da doch der Beweis auf recht- und ſtumpf-winkliche zu beziehen iſt. Rec. ſcheint es, nach dieſen Bemerkungen, am gerathenſten, bey Euklides zu bleiben; er kann ſich aber nicht enthalten, zugleich hier denkende Mathematiker auf eine ſorgfältige Prüfung der Parallelen-Theorie im 1 B. des mathemat. Lehrbuches von *J. G. Schmidt* (Leipzig, b. Heinrichs) aufmerkſam zu machen, die ihm einer genauen Beachtung beſonders werth zu ſeyn ſcheint.

No. 2 unterſucht die Sätze genauer, welche ſich beym Triangel ergeben, wenn durch deſſen Winkelſpitzen gerade Linien gezogen werden. Schon bey *Käſtner* finden ſich 3 Fälle aufgeſtellt, wo dieſe Linien ſich in Einem Puncte treffen; Hr. C. ſucht dieſs hier weiter auszuführen und allgemeiner darzuſtellen. Es iſt allerdings nützlich und verdienſtlich, ſich dergleichen mühſamen Unterſuchungen zu unterziehen, ſollte auch die Wichtigkeit und Brauchbarkeit eines gefundenen Satzes nicht ſofort einleuchten. Indeſs ſind die Sätze, welche der Vf. gefunden, wie er ſelbſt verſichert, zum Theil ſehr elegant und merkwürdig. Rec. führt einige derſelben hier mit des Vfs. Worten an, die als ſolche ausdrücklich von ihm bezeichnet werden. *Wenn 3 gerade Linien, die durch die Winkelſpitzen eines Dreyecks unter gleichen Winkeln gegen die anliegenden Seiten gezogen werden, ſich in einem und demſelben Puncte treffen ſollen: ſo muſs die Cotangente des gleichen Winkels ſo groſs ſeyn als die Summe der Cotangenten der Winkel des gegebenen Dreyecks.* Ferner: *Wenn man die Scheitellinien* (ſo nennt der Vf. jene durch die Spitzen des Dreyecks gezogenen Linien) *die den Scheiteln gegenüber liegenden Seiten eines gegebenen Dreyecks, je nach derſelben Seite, unter Winkeln treffen läſst, die ⅔ eines rechten ſind: ſo entſteht ein Dreyeck, das dem gegebenen nicht allein ähnlich, ſondern auch gleich iſt.* Der Vf. ſtellt 11 verſchiedene Fälle auf, wo ſich, auſser den bekannten 3 Fällen, jene 3 Scheitellinien in einem und demſelben Puncte ſchneiden, und fügt dann noch eine kurze allgemeine Unterſuchung der geraden Linien hinzu, die durch die Spitzen eines Dreyecks gezogen werden, ohne ſich in Einem Puncte zu treffen. Er macht beſonders auf den Fall und ſeine vielen merkwürdigen Eigenſchaften aufmerkſam, wenn jene Scheitellinien unter gleichen Winkeln gegen die anliegenden Seiten gezogen werden, welches ſonſt gewöhnlich in der Geometrie gar nicht vorkomme. Zuletzt wird noch bemerkt, daſs auf eine ganz ähnliche Art auch in Beziehung auf Vier- und Viel-Ecke in Hinſicht des Treffens der Scheitellinien in Einem Puncte und der von ihnen abgeſchnittenen Seitenſtücke Unterſuchungen angeſtellt werden können.

Von No. 3 kann Rec. den Inhalt nur kurz angeben, und bloſs einige Bemerkungen hinzufügen, um ſo mehr, da des Vfs. gröſseres Werk: *Verſuch einer Darſtellung der Rechnung mit veränderlichen Gröſsen,* worauf dieſe Schrift ſich bezieht, ihm nicht zur Hand iſt. Hr. C. hat nämlich in jenem Werke (bis jetzt nur 1 Band), welches die Grundſätze der *Differenzial-* und *Variations-Rechnung* enthält, die Darſtellung dieſer Rechnung auf eine Anſicht zu gründen geſucht, die von den Vorſtellungen des *Unendlich-Kleinen* und der *Grenzen* ganz frey iſt, um auf dieſe Weiſe ſie zu einer Abtheilung des algebraiſchen Calculs zu machen. Jene Vorſtellungen nun auch bey der Anwendung des Calculs auf Gegenſtände der Geometrie und Mechanik zu vermeiden, um ſo auch dieſen Zweig der neueren Mathematik, in Hinſicht der Strenge und Klarheit, zu dem Range der deſshalb mit Recht bewunderten Mathematik der Alten zu erheben, und dadurch die höhere Geometrie unmittelbar an die elementare analytiſche anzuſchlieſsen, — das iſt, nach des Vfs. Bemerkung, der Zweck dieſer Abhandlung, worin er das, was *La Grange* in ſeiner Functionen-Theorie in dieſer Hinſicht geleiſtet hat, mit noch gröſserer Strenge und Anſchaulichkeit darzuſtellen ſucht. Er bemüht ſich zuerſt, die Entwickelung einer abhängigen Gröſse, wenn das Element, von welcher ſie abhängt, ſich verändert, oder die ſogenannte tayloriſche Reihe, noch ſchärfer zu begründen und deutlicher darzuſtellen, als er dieſs ſelbſt ſchon in der erwähnten Schrift gethan hat. Dieſs zeigt allerdings von einem recht löblichen Eifer für die Wiſſenſchaft. Aber ſollte es nicht zu weit gegangen ſeyn, wenn er, um annehmen zu können, daſs eine Gröſse eine ganze poſitive Zahl ſey, wenn bereits bewieſen iſt, daſs dieſelbe weder eine gebrochene Zahl, noch eine negative Gröſse ſeyn könne, noch einen beſonderen Beweis verlangt? Der Vf. macht dann die Anwendung auf Geometrie und Mechanik, indem er kürzlich die einfachſten Fälle dieſer Anwendung, und zwar zuerſt auf die Geometrie, nämlich die Theorie der Berührung von Linien und Flächen, die Quadratur und Cubatur und die Rectification der krummen Linien und Flächen, alsdann endlich auf Mechanik, abhandelt. Bisweilen dünkt uns der Ausdruck nicht ganz deutlich und beſtimmt: z. B. S. 21, wo es von Linien heiſst, daſs ſie ſich zwar berühren, aber doch nicht einander ſo nahe kommen werden, als möglich, indem noch andere Linien zwiſchen beiden durchgehen könnten. Eben ſo im Folgenden, wo von dem Falle die Rede iſt, wenn ſich Linien berühren, wo 2 und mehrere Gleichungen benutzt werden. Ferner S. 40, wo geſagt wird, daſs eine Fläche nicht mehr eine andere Fläche berühre, und doch eine Curve, welche ſich in dieſer Fläche befindet. S. 51 f. giebt der Vf. auch einen Beweis von dem bekannten Satze, daſs jede von einer anderen nach eben der Seite hin concaven Linie umſchloſſene Linie kleiner iſt, als die einſchlieſsende, und beweiſt zugleich, daſs die gerade Linie die kürzeſte iſt zwiſchen 2 Puncten, auf welchen Satz, den er durchaus nicht als Grundſatz annehmen will, ſich der erſtere Beweis gründet. Rec. dünkt, man könne allerdings den 2 Satz als Axiom gelten laſſen; was aber den Beweis des erſten Satzes betrifft: ſo ſcheint ihm immer noch nicht vollkommen überzeugend dargethan, daſs

die zum Theil gerade Linie APQB grösser als AMB seyn müsse. Übrigens empfiehlt Rec. diese Schrift um so mehr einer genaueren Prüfung, als der Vf. selbst ausdrücklich, da wo er auf die Quadratur der Curven in der Ebene kommt, bemerkt, dass er hier, sowie im Folgenden, auch in den Principien der Anwendung abweiche; dass aber eben dadurch der Gegenstand völlig anschaulich gemacht, jede Schwierigkeit gehoben, und der Vortrag so streng werde, wie ihn die alten Geometer in solchen Fällen zu verlangen pflegen.

S. P.

Annaberg, b. Hasper: *Ausführliche Anweisung zu einer fasslichen Übersicht des Quadratinhalts jeder aufgegebenen Fläche, Wiese, Acker oder Holzung; wie auch der, nach verschiedenem Maß und Beschaffenheit des Bodens getroffenen Abschätzung der Getreide- und Holz-Saat.* Abgefasst und zur Erleichterung des zweckmässigen Gebrauchs für alle Stände mit den dazu gehörigen Figuren versehen von *Ernst Gotthelf Bruhm*, königl. sächs. Revierförster zu Steinbach bey St. Annaberg. 1816. LII S. Text und 25 Bogen Tafeln in 8.

Eine Verdeutschung des vorstehenden Titelblattes würde doch nur eine undeutliche Vorstellung von dem Inhalte des Buches geben können: *A potiori parte fit denominatio.* Es wäre daher genug gewesen, die Tafel der Producte von zweyen Factoren zum Behuf der Berechnung des Flächengehalts zum Gebrauch praktischer Feldmesser auf dem Titel anzugeben, und der Hülfstafel zur Darstellung der Proportionen, wenn die Anzahl der Schritte auf eine Ruthe und die Quantität der Aussaat auf einen Acker verschieden ist, nur beyläufig zu erwähnen. Die Productentafel nimmt 23 Bogen ein, und die Factoren schreiten, der eine von 1 bis 250, der andere von 1 bis 560 in natürlicher Ordnung fort. Weiter geschieht die Fortschreitung von 10 zu 10 und von 100 zu 100. Diese ist aber von keinem Nutzen. Denn die Producte der Factoren 260, 270 u. s. w. sind ja schon bey den Factoren 26, 27 u. s. w. berechnet worden. Diese Productentafel ist für *praktische* Feldmesser, die viel zu multipliciren haben, nicht ohne Nutzen; nur ist zu rathen, dass man vor dem Gebrauch sich durch eine Revision von der Richtigkeit überzeuge: denn ein geschworener Feldmesser kann im Fall eines Fehlers nicht an den Setzer den Regress nehmen. Inzwischen hat Rec. auf 5 mittelst der Differenzen geprüften Bogen keinen Fehler gefunden. Die Proportionaltafeln über das Mass der Schritte und der Aussaat sind aber von beschränkterem Gebrauch, und die auf Erläuterung abzweckende Einleitung mit den Holzschnittfiguren ist zu undeutlich und zu unvollkommen ausgefallen, und hätte, so wie sie ist, wohl wegbleiben können, da ein sicherer Gebrauch dieser Tafeln nur in den Händen desjenigen erwartet werden kann, der in den ersten Gründen des Feldmessens nicht ganz ein Fremdling ist.

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

Freymaurer-Schriften. *Glogau*, in d. neuen Güntherschen Buchhandlung: *Vier Reden in der S. Joh. □ Zyth. z. d. 3 Höhen zu Liegnitz* gehalten vom Bruder G. 1816. 92 S. 8. (10 gr.)

Reden in den Logen halten, und diese Reden drucken lassen, sind für die Kritik zwey verschiedene Dinge: dort kann viel Äusseres (sey es die Gelegenheit, ein Fest, die Art, der Vortrag, oder die Versammlung, der Ort, die Zeit u. s. w.) zur Erhöhung und Schwächung der Wirkung einer solchen Rede, die an dem Ohre vorüberrauscht, viel beytragen; hier ist die fast alles Äusseren entkleidete Wirkungsfähigkeit dem inneren Gehalt überlassen, und mit Recht kann man von gedruckten maurerischen Reden eine desto grössere Gediegenheit erwarten oder doch fodern, je mehr dieser Bund in neuerer Zeit die innere Ausdehnung, und nicht die äussere, zur Bedingung seines Lebens, d. h. seiner Thätigkeit und seines Genusses gemacht hat. Wenn solche Reden nicht unmittelbar maurerische Constitutions- und Instructions-Gegenstände, sondern Ansichten der profanen Welt zur Sprache bringen: so müssen die letzteren aus ihrer Mannichfaltigkeit in die Einheit der inneren maurerischen Welt übergehen, hier eine neue Tiefe finden, und aus dieser die Natur der Umgebungen anders gestalten. In den vorliegenden vier Reden auf den Geburtstag des Königs, auf den Tod eines Bruders, am Schlusse des Jahres 1814, und am Johannisfeste 1815, hat der Redner in der ersten die Seltenheit dieses Königs, in der zweyten die nothwendig furchtlose Vertraulichkeit mit dem Tode, in der dritten die lehrreichen Ereignisse des Jahres 1814 in Beziehung auf den Wechsel des Glücks, auf die Hinfälligkeit des gehaltlosen Glanzes und auf die herrliche Wirkung beharrlich vereinter Kräfte, in der vierten die biblischen Worte zum Thema gewählt: die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. — Die Wirkung der ersten Rede hat sich der Vf. durch die Beschränkung der Seltenheit auf den edeln statt auf den Charakter der Männlichkeit, d. h. der Schönheit und Stärke, die Wirkung der zweyten durch die Beschränkung auf das Alltägliche, die Wirkung der dritten durch den Mangel an Abmarkung und Umfassung der Begriffe, die Wirkung der vierten durch die zu biblische Salbung geraubt, nicht zu gedenken, dass der Vf. noch dabey oft weit abschweift. — Schwerlich würde er bey gehöriger Sichtung seiner Begriffe den *besten* Maurer nicht bloss den rechtschaffensten Menschen, den treuesten Unterthan, den thätigsten Staatsbürger, den feurigsten Verehrer des Königs nennen: denn in diesen Eigenschaften und Tugenden spricht sich der beste Maurer nur wiederholend mit der profanen Welt aus; aber noch nicht als besten Maurer, wozu noch andere Tugenden und Eigenschaften im höheren Sinne der Kunst, und nicht einmal feurige, sondern nur wahre Verehrung erfodert werden. Doch will Rec. durch diese Strenge keinen Schatten auf manche kräftige Stellen besonders in den Gebeten, und auf die Gesinnung des Vfs. werfen.

Dk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

MEDICIN.

Heidelberg, b. Oswald: *Kritik der Arzneywissenschaft auf dem Standpuncte der Natur*, von *J. A. Widmann*, grossherzogl. badischem Regimentsarzt bey dem dritten Landwehrbataillon. Erster Theil. 1816. XXXIV u. 356 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. widmete, obgleich ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse, eine Reihe von Jahren der Betrachtung ler Verhältnisse des organischen Körpers zur Aussenatur, und fand in der Folge, als er die Aphorismen les Hippokrates, freylich nur in *Sprengels* Übersezung, las, dass sowohl dieser als andere Neuere den Standpunct des H. verfehlt haben. Um diesen richtiger darzustellen, machte er sich an gegenwärtiges Werk, wurde aber an der nochmaligen Übersicht lesselben durch die Feldzüge der beiden letzten Jahre gehindert. Indess hält er sich versichert, dass, „wer lie Form zu übersehen geneigt sey, und für das Wesentliche der Sache reineres Interesse fühle, nicht ganz unbefriedigt bleiben werde.“ Dieses Bekenntniss egt denn auch Rec. ab, ohne jedoch zu leugnen, dass ler weitschweifige, oft aus Fehlern des Stils undeutiche Vortrag ihm das Durchlesen erschwert habe. Auch fühlt er sich nicht berufen, sich in eine umständliche Beurtheilung der Schrift oder nur in eine Andeutung dessen, was er für ausgemacht oder zweielhaft oder unerwiesen halte, noch weniger in eine Würdigung der angeführten Schriftsteller einzulassen, rodurch, wollte man zumal den Vortrag des Vfs. achahmen, leicht ein eigenes Buch entstehen könne: sondern er wird sich hier nur bemühen, den Hauptinhalt auszuheben, und dadurch den Ideengang es Vfs. darzustellen, und zwar, so viel möglich, mit essen eigenen Worten.

„Es kann durchaus nicht in Zweifel gezogen weren, dass bey unseren gegenwärtigen Zeitverhältnisen, wo der allgemeine Weltgeist das ganze Menscheneschlecht auf einen reineren und höheren Standunct seiner selbst zu führen scheint, — die Naturvissenschaft überhaupt, und die Arzneywissenschaft nsbesondere eine Veränderung erleiden dürfte, welhe, nach ihrer Wesenheit als Wissenschaft, obgenannten Verhältnissen der Zeit angemessen seyn könne.“ — „Der Zweck der wissenschaftlichen Bearbeiungen für die Medicin ist zunächst: Die Darstellung der relativen Lebenserscheinungen — oder die Darstellung des Menschen in seinen sämmtlichen physischen Verhältnissen; — und da die Aufgabe von Seiten der Wissenschaft dahin geht, die relativen Lebenserscheinungen in ihren Mannichfaltigkeiten für den Verstand nicht allein als eine Naturnothwendigkeit darzustellen, sondern auch die Ursachen dieser Mannichfaltigkeit als Naturnothwendigkeit in ihren Causalverhältnissen zu ergründen und entwickelt darzustellen: so haben dadurch alle Naturforscher und alle wissenschaftlichen Bearbeiter einen und denselben Zweck, eine und dieselbe Bestimmung, — und von dieser Seite muss daher auch Alles nach den verschiedenen darüber vorhandenen Resultaten beurtheilt werden.“ — „Die bisherigen Betrachtungen und Bearbeitungen für die Medicin haben nirgends Anfang und Ende, als Eines aus dem Anderen hervorgegangen, sondern alles zusammen als Resultat der Zeit, kreisförmig Eines oder das Andere hervorrufend und bedingend, und nur in der Zeit mehr oder weniger fixirt aus einander gezogen.“ — Aus der ersten Betrachtung über Elementarverhältnisse organischer Körper gingen andere in zwey sich direct entgegengesetzten Extremen ausbildende Ansichten hervor: entweder der Organismus sey das Bedingende aller Lebensäusserungen, oder das Bedingte, das Resultat eines immateriellen bestimmbaren Wesens in der Organisation — oder der Mischung und Form der Organisation; ferner die schon ehedem bekannte Solidar- und Humoral-Pathologie, und die Bemühungen unserer Zeit, beide Parteyen der Dynamiker und Chemiatriker zu vereinigen. *Kramps* und *Windischmanns* Naturmechanik. *Schelling* als Begründer der Naturphilosophie für unsere Zeit, und die darauf folgenden Ansichten Anderer zur Gründung einer wissenschaftlichen Medicin. Mängel der neueren Bearbeitungen der Physiologie, das Wesentliche, die Hauptmomente der relativen Lebensäusserungen ausser Acht zu lassen, und folglich deren Unwerth als Grundlage für eine Theorie der Medicin. — Berücksichtigung der organischen Lebensverhältnisse bey Gründung einer Theorie der Medicin: zuerst die Äusserungen der Männer, die in unserer Zeit theils als Heilkünstler (*Hufeland*, *Hecker*), theils als wissenschaftliche Bearbeiter für die Medicin mit die ersten Stellen in unserer Literatur behaupten (*Sprengel*, *Reil*, und in besonderer Beziehung auf Patholo-

gie *Brandis*), in grofsen, aus deren Schriften angeführten und beurtheilten Stellen. — Das Grundlose der Theorie in Anwendung auf die Pathologie und Therapie wird durch die Beyspiele der Erklärung des Scorbuts, des gelben Fiebers und des neuerlichen ansteckenden Typhus gezeigt. Es mufs also nothwendig „ein allgemeiner Standpunct fixirt werden, von welchem aus wir die Natur- und relativen Lebens-Erscheinungen nach nothwendigen Naturgesetzen in solcher Allseitigkeit hervorgehen sehen, dafs darin und daraus sich jede vorhandene theoretische Bearbeitung, als auch jede empirische Beobachtung und Erfahrung in ihrer Grundidee finden, als auch in ihrer Besonderheit und Unvollkommenheit erkennen mufs.“ „Diesen Endzweck zu erreichen, mufs man die freye Natur betrachten, die uns lehrt, dafs wir der Erde angehören, und durch dieselbe unter den relativen Verhältnissen wechselnder Zeiten befangen sind,“ aus welchen „von einander abweichende Naturtendenzen und daraus eben so abwechselnde Naturqualitäten hervorgehen und mit einander wechseln, die sich wieder in uns unmittelbar offenbaren und aussprechen.“ Hieraus werden die jeder Jahresperiode eigenthümlichen individuellen Lebensverhältnisse und Krankheitszustände nach ihrer Verschiedenheit erklärt. Hierauf deuteten schon die ältesten Philosophen hin, und die Neueren bestätigen es durch ihre Beobachtungen. Besondere Betrachtungen über die relativen Verhältnisse der Erde zur Sonne und zum Monde, und wie sich diese in der menschlichen Organisation im Allgemeinen und Individuellen offenbaren. Übergang auf den Menschen, nach seinem *Ideal*- oder *Urzustande* und seinen Verhältnissen nach der Organisation: „Das ganze organische Leben als höheres Leben betrachtet, stellt uns ein Nervenleben dar, gegen welches sich alles Übrige der Organisation nur als Mittel zum Zwecke verhält.“ Über die differenten Verhältnisse des Nervensystems: in der Marksubstanz des grofsen Gehirns ist das Materiale des Organs für das höhere geistige ideale, in der Rindensubstanz des kleinen Gehirns das Materiale des Organs für das körperliche reelle Seyn ausgedrückt; dieses Verhältnifs ist in der *medulla oblongata* und besonders in der *protuberantia annulari* innigst vereinigt. Anatomische Übersicht der Nerven, ihrer Structur, Vertheilung und Verbindung unter einander, besonders durch die Nervengeflechte, in krankhaften Erscheinungen erläutert. Ähnliche doppelte Rinden- und Mark-Structur bey mehreren Eingeweiden des Unterleibes. — Veränderungen im Körper nach den abwechselnden Tageszeiten, im Laufe eines Monats, nach den Jahreszeiten, wovon in der Folge noch ausführlicher. — „Auf diesem, von uns vorsätzlich gewählten, sehr umständlichen Wege sind wir nun zu demjenigen Standpuncte gelangt, von welchem aus wir nun nicht allein als Hauptaufgabe unserer Untersuchungen das individuelle eigenthümliche Leben — die nothwendigen Bedingungen seines eigenthümlichen Seyns — hervorgehen sehen; sondern auch alle ferneren Untersuchungen und Betrachtungen mit freyerem Sinne und leichterer Übersicht, obgleich nicht ganz ohne Schwierigkeit, verfolgen können.“ — Bestimmung der individuellen Constitutionen, ob man gleich die Zeit nicht angeben kann, welche zu dem Übergange aus einer in die andere erfodert wird: 1) die *irritable*, mit hervorstechendem Centralnervensysteme und überwiegender Function des kleinen Gehirns; 2) die *sensible*, mit hervorstechendem peripherischen Nervensysteme und überwiegender Function des grofsen Gehirns; 3) die *reproductive*, mit hervorstechendem splanchnischem Nervensysteme und überwiegender Function des Sonnengeflechts. — Weitläuftigere Auseinandersetzung des Überganges dieser Constitutionen in einander nach den in den abwechselnden Jahreszeiten prävalirenden Stoffen, und daraus der Schlufs: „nie werde der Anatom über alle diese Verhältnisse ins Reine kommen, wenn ihn nicht zugleich der Physiolog leitet.“ Hieraus festere Begründung der Lehre von den Temperamenten. Betrachtungen über die periodischen Veränderungen der äufseren Form des Körpers nach den verschiedenen Entwickelungen seines Kraftvermögens oder seiner Erregbarkeit (in einer Anmerkung eine weitläuftige Abschweifung über den Einflufs der Mondsveränderungen auf Gewächse und Menschen) und der Lebensperioden. Individueller Übergang der Constitutionen in einander nach den Tages- und den Monds-Perioden, und Resultate dieser letzteren auf die praktische Medicin, worüber im zweyten Theile vollständigere Auskunft versprochen wird (hier vorläufig nur über ihre Wichtigkeit zu Gründung einer reinen Prognose in den verschiedensten Lebens- und Krankheits-Zuständen, dem Eigenthümlichen der älteren griechischen Ärzte), und nach den klimatischen und Witterungs-Verhältnissen. — Bemühungen der Neueren zur Aufklärung der Nervenwirkungen. — Bestätigung des bisher Vorgetragenen durch Erklärung der hieher gehörigen Aphorismen des *Hippokrates*. — Worin die Systeme aller Zeiten übereinstimmen und von einander abweichen, und dafs keine derselben den Foderungen, die man in Hinsicht auf die praktische Medicin zu thun berechtigt ist, völlig entspreche. — Auf diese physiologische Betrachtung des organischen Lebens in seinen Hauptmomenten und inneren und äufseren Naturverhältnissen und die Anwendung der daraus gefolgerten allgemeinen Grundsätze für die praktische Medicin soll nun künftig im zweyten Theile die Anwendung dieser Grundsätze auf individuelle Krankheitszustände folgen, wovon hier noch die Grundideen angegeben werden.

Ne facundia deserat hunc, nec lucidus ordo!

Ks.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Medicinisch-chirurgische Bemerkungen und Erfahrungen* von D. *Christian Erich von Fabrice*, königl. baierischem Landgerichtsarzte zu Altdorf im Rezatkreise. 1816. VIII u. 120 S. 8. (12 gr.)

Bemerkungen und Erfahrungen über die Heilung des Damm-Risses mit schweren Geburten. Durch die blutige, nach *Bell* verbesserte geknüpfte, oder

durchbrechene Nath, bey unvollkommenem Risse mit 1, bey vollkommenem mit 2 Heften, nicht sogleich nach der Entbindung, sondern erst nach einiger Zeit, oft schon nach 24 Stunden, wenn die verwundeten Theile wieder Leben und Thätigkeit gewonnen haben, mit seidenen, durch Wachs als ein Zwirnband zusammengelegten, nebst den Nadeln mit frischbereitetem Bleycerat bestrichenen Fäden; der zusammengesetzte Verband ist, wie bey der Hasenscharte, unnöthig, doch wird der von *Menzel* im *loder*'schen Journale vorgeschlagene als zweckmässig empfohlen. Die weitere Behandlung richtet sich nach den allgemeinen Vorschriften der Chirurgie. Ein paar Beyspiele glücklicher Heilung beweisen das Bündige dieser Lehren: nach einem vollkommenen Risse erfolgte sie so, dass die schon 36jährige Frau in der Folge noch zwey glückliche und leichte Niederkünfte hatte, bey deren letzterer ein während der Schwangerschaft entstandener Mastdarmvorfall noch vor der Entbindung verschwand. — *Zerreissung der Gebärmutter während der Entbindung bey einem ungestalteten Becken.* Die Frau hatte schon als Kind an rhachitischen Beschwerden, Kopfausschlägen und flechtenartigen Fussgeschwüren gelitten, aber doch drey völlig zeitige Kinder, jedoch das Letzte todt, geboren, und während dieser Schwangerschaft heftige Knochenschmerzen gehabt, die auch nach der Entbindung mit Abmagerung und mancherley Beschwerden fortdauerten. Am Ende der vierten Schwangerschaft traten heftige, über 24 Stunden vergeblich anhaltende Wehen ein; die Kreissende hatte nach einigen höchst schmerzhaften, einer convulsivischen Bewegung des Kindes und einem Gefühle, als wenn etwas daselbst zerrissen wäre, keine Wehen mehr, aber unerträgliche Angst und Unruhe, und immerwährende, durch nichts zu lindernde Engbrüstigkeit, und starb nach 4 Stunden, worauf sogleich durch den Bauchschnitt eine beträchtliche Menge Kindeswasser mit Blut vermengt abfloss, und ein mit dem Kopfe auf dem Eingange des kleinen Beckens stehendes und mit dem Rücken gegen den Schnitt gekehrtes, wohlgebildetes, todtes, 5½ Pfund schweres Mädchen, welches allenthalben schwarzblaue Flecken hatte, herausgezogen wurde. Die Nachgeburt lag sammt dem Nabelstrange ausserhalb der Gebärmutter auf der linken Seite in der Gegend des Mastdarms. Die Gebärmutter war in ihrem langen Durchmesser zur Grösse von 8 Zollen zusammengezogen, rechts gegen die Vereinigung des Hüft-, mit dem Kreuz-Beine gedreht, und reichte mit ihrem Grunde bis zum vierten obersten Lendenwirbel, allenthalben gleich dicker Substanz, und hatte auf der hinteren rechten, dem Hüftbeine zugekehrten Seite einen Riss vom oberen Theile des Halses etwas schief von Aussen nach Innen, 6½ Zoll lang, mit ungleichen, zackigen und schwarzblauen Rändern; der Muttermund war kaum ½ Zoll geöffnet, und die Höhle der Gebärmutter sehr klein und völlig leer. Das Becken war in allen Durchmessern auffallend verengert, die Knochen durchaus dünner und mürber als gewöhnlich, und die Verbindungen der Schaambeine unter einander und der Hüftbeine mit dem Kreuze so beweglich, dass sie bequem ½ Zoll weit von und über einander geschoben werden konnten. Das getrocknete Becken (wovon der Vf., wenn sie verlangt werden sollte, eine Abbildung verspricht, die wir zur Vergleichung mit der von *Nägele* gegebenen, vgl. J. A. L. Z. 1815. No. 82, allerdings wünschen) wiegt nebst den beiden untersten Lendenwirbelbeinen 18 Loth baierischen Gewichts; alle einzelnen Knochen sind poröser, dünner, leichter und weicher als gewöhnlich. Die Ausmessung der vorzüglichsten Durchmesser ist beygefügt. — *Künstliche Entbindung bey einer carcinomatösen Beschaffenheit des Gebärmutterhalses.* Die Frau hatte schon seit länger als zwey Jahren gelitten. Drey Auswüchse aus der Mutterscheide, wie *Baillie* sie beschreibt, 6 Unzen am Gewichte zusammen, von fester schmuzigweisser Structur, wurden theils mit den Fingern, theils mit einem geknöpften Bistouri weggenommen, der schwielige, und auf seiner Oberfläche unebene Muttermund zu beiden Seiten mit einem geknöpften krummen Bistouri ½ Zoll tief eingeschnitten, und mit der eingebrachten ganzen Hand eine leichte Wendung und Geburt eines, schon Merkmale der Fäulniss zeigenden, völlig reifen, aber nur 5 Pfund schweren Kindes bewirkt. Bey nachmaliger Untersuchung in der sechsten Woche nach der Entbindung waren die Auswüchse an dem durchfressenen, weit geöffneten Muttermunde wieder, und grösser als vorher, da; bey völliger Abzehrung, beständigem Abflusse stinkender Jauche, und Drucke der krankhaften Gebärmutter auf Blase und Mastdarm lebte die Frau doch noch ein halb Jahr, und starb an den Folgen des Zehrfiebers. Gebärmutterkrebs ausserhalb der Schwangerschaft hat der Vf. oft beobachtet, aber nie geheilt, weil keine Kranke sich zur Ausrottung bequemen wollte. Die besten Dienste leisteten Schierling und Opium in grossen Gaben innerlich und Einspritzungen von Kalkwasser, worin diese Extracte aufgelöst waren; auch die Sabina, innerlich und äusserlich anhaltend und reichlich gebraucht, hielt in einem Falle das Fortschreiten dieser Krankheit sehr lange auf. — *Vergeblich versuchter Selbstmord durch bedeutende Verletzungen und Verstümmelungen des Körpers.* Ein 48jähriger Tagelöhner, eine Stunde von dem Aufenthalte des Vfs. entfernt, hatte sich mit einer Holzaxt eine beträchtliche Quetschung auf der Stirn, und mit einem Tischmesser einen Schnitt durch die untere Lippe der Länge nach, eine weitklaffende, 4½ Zoll lange Wunde gleich unter dem Kinne, welche die Haut und die Kehlkopfsmuskeln ganz durchdrang und einige Linien in den Schildknorpel ging, einen starken Ast der oberen Kehlkopfsarterie auf der linken Seite ganz durchschnitt und die äussere Haut des Schlundkopfes berührte; und einen Schnitt in der rechten Seite des Hodensackes vom Anfange des Bauchringes bis zum untersten Theile beygebracht, wobey der Hode mit der Scheidenhaut gänzlich weggeschnitten war. Der Vf. sonderte gleich nach seiner Ankunft den Rest des Saamenstranges von den umgebenden Theilen behutsam ab, und unterband ihn durch ein breites Zwirnbändchen, wobey der Unglückliche nicht den gering-

ften Schmerz zu fühlen verficherte. Alle Verletzungen wurden innerhalb 5 Wochen ohne irgend eine Störung völlig geheilt. Der Mann ift jetzt wieder fehr arbeitfam, klagt nicht mehr über die fonft anhaltenden Kopffchmerzen, welche nach dem grofsen Blutverlufte fich verloren haben, und begreift gar nicht, wie er zu dem Vorfatze habe gebracht werden können. Die Schmerzen bey der Caftration rühren nicht immer von den Nerven des Saamenftranges allein her, fondern auch wohl von Verletzung der Äfte der Hodenfacknerven, befonders des unteren äufseren Schaamnerven. — *Über die Heilkräfte der Bertramwurzel* (*Anthemis Pyrethrum*). Eine Latwerge von 1 Quentchen derfelben, eben fo viel Arnikablüthen, 1 Loth Kalmus, und Honig, alle 3 Stunden zu 1 Kaffeelöffel genommen, verbunden mit dem Einreiben gleicher Theile Bertram- und Kanthariden-Tinctur, bewirkte in mehreren Fällen halbfeitiger Lähmung baldige glückliche Heilung durch Erregung allgemeiner Schweifse, wobey jedoch bey einer durch Erkältung kranken Frau einige Aderläffe vorhergehen mufsten. In veralteten Lähmungen leiftet der Bertram weniger oder gar nichts. Gegen den anfangenden fchwarzen Staar fand ihn D. *Weber* zu Nürnberg fehr wirkfam; fo auch unfer Vf. in 4 Fällen, wo die Blödfichtigkeit blofs von Schwäche des unmittelbaren Sehorgans herrührt, in Verbindung mit *Tinct. pyrethr. galb.* und *opii croc.*, womit die Augenlieder öfters beftrichen wurden, und in einer wahrfcheinlich von unterdrückter Ausdünftung entftandenen Nachtblindheit, in Verbindung mit Kampher: unwirkfam hingegen war er bey völlig ausgebildetem fchwarzem Staare, auch in Verbindung mit anderen, der Urfache angemeffenen Mitteln; nur bey einem alten, nach glücklich überftandenem Typhus plötzlich ganz blind gewordenen Manne leiftete der mehrere Wochen fortgefetzte Gebrauch der obigen mit Chinarinde verfetzten Latwerge in Verbindung mit einem aromatifchen Augenwaffer und der angeführten Tinctur einige Hülfe. Von Hebung des Wechfelfiebers hat der Vf. ein einziges Beyfpiel bey einem aus dem Feldzuge zurückgekehrten Soldaten gehabt, wo es nach fruchtlofem Gebrauche anderer Mittel die Heilung in Verbindung mit der China bewirkte. Das männliche Unvermögen durch Onanie hob diefes Mittel befonders durch Einreibung der Tinctur in den Hodenfack und Damm; nicht aber wenn andere Urfachen es erzeugt hatten. Rheumatifche Zahnfchmerzen heilte oft die von *Oxley* bereitete Tinctur, welche auch gegen veraltete rheumatifche Schmerzen, Gefichtsfchmerz und Hüftweh empfohlen zu werden verdient. *Harles* Tinctur enthält ebenfalls die wirkfamften Theile (und hat wohl auch den Vorzug der Wohlfeilheit). Die Verbindung des Bertrams mit flüchtigem Laugenfalze leiftete bey einer lange anhaltenden, vom Genuffe vieler Tollkirfchenbeeren zurückgebliebenen Schwäche des Gefichts fehr gute Dienfte, und ein ander Mal von einer bedenklichen Gehirnerfchütterung nach einem Fall von der Höhe mit dem Kopf auf einen Stein, wobey zugleich öfter die Tinctur auf den abgefchorenen Kopf eingerieben wurde. Der Bertram mag auch wohl in der letzten Periode des Typhus, wenn fchon ein hoher Grad von Schwäche eingetreten ift, anderen hier paffenden Mitteln beygefetzt werden können. Wahrfcheinlich hat der deutfche Bertram (*Achillea Ptarmica*) gleiche, aber vom Vf. noch nicht verfuchte Wirkung. — *Bemerkungen und Erfahrungen über die vom Jahre* 1801 *bis zum Jahre* 1815 *in der hiefigen Gegend vorgenommene Schutzpocken-Impfung.* In der Gefchichte diefer Heilart nicht zu überfehen! Wir können, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur Einiges ausziehen. Die *reil*'fche Methode ift im Rezatkreife von dem königl. Generalcommiffariate 1812 den Impfärzten bey fchwerer Ahndung verboten worden. Strenge Auswahl der Kinder, von denen der Stoff genommen werden mufs, und der Impflinge. Den trockenen Impfftoff bezieht der Vf. feit einigen Jahren lediglich von dem königl. Central-Impfarzte, D. *Giel* zu München, jedesmal mit erwünfchtem Erfolge. Bey einer fehr bösartigen Epidemie 1801 war die ältefte Impflingin eine Bauersfrau von 65 Jahren, von welcher wieder 10 Individuen die Schutzpocken mitgetheilt wurden. In den erften Lebenswochen zu impfen, wenn nicht dringende Urfachen vorhanden find, ift der Vf. durch das Beyfpiel feines eigenen, kaum 6 Wochen alten Sohnes, welcher indeffen noch glücklich durchkam, fchüchtern gemacht worden. Bey 5 jungen Frauenzimmern, die an Bleichfucht und krampfhaften Befchwerden der Menftruation litten, verliefen die Schutzpocken fehr leicht, und obige Krankheitserfcheinungen verfchwanden darauf völlig. Kinder hingegen, die an chronifchen Bruftübeln und an Zufällen einer abnorm erhöheten Empfindlichkeit des Nervenfyftems leiden und dabey fchwächlich find, werden oft während der Schutzpocken fehr krank, und befinden fich darauf fchlimmer, als vorher. In der Epidemie 1801 bekamen 4 Impflinge nach deren Entwickelung die natürlichen Pocken, an denen einen ein Knabe von $1\frac{1}{2}$ Jahre nach wenig Tagen ftarb. Bey acuten Hautkrankheiten, wenn fie bald nach der Impfung entftehen, wird immer der regelmäfsige Gang der Schutzpocken etwas geftört oder aufgehalten, oder die Impfung bleibt ganz fruchtlos. Die Behauptung im Allgemeinen, feit der Einführung der Schutzpocken hätte die Sterblichkeit durch die Mafern zugenommen, wird durch die Erfahrung widerlegt. Günftige Wirkung auf chronifche Hautausfchläge u. dgl. Angeborene Feuermäler blieben unverändert, wenn gleich charakteriftifche Pufteln darauf herauskamen. Über den Verlauf der Impfung, unächte Kuhpocken u. f. w. viel Gutes. Zu den wefentlichen Kennzeichen, welche die verfchiedenen Abarten der falfchen Kuhpocken von den ächten Schutzpocken unterfcheiden, gehört vorzüglich das fchnelle Entftehen und Vorrücken, und überhaupt der unregelmäfsige und ftürmifche Verlauf derfelben. — Zuweilen fah der Vf. an dem nämlichen Impflinge auf dem einen Arme ächte Schutz-, und auf dem anderen falfche Kuh-Pocken: aber feitdem er das fchnelle Ankleiden und dadurch bewirkte Abwifchen des Impfftoffes forgfältig zu verhüten fucht, gefchieht diefs höchft felten.

Die Fortfetzung diefer Sammlung wird gewifs den Lefern willkommen feyn.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Kopenhagen, b. Bonnier: *R. Nyerups Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythologie.* Mit einer Einleitung, eine Überſicht der Geſchichte des Studiums der nordiſchen Fabellehre enthaltend. Aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von *L. C. Sander*, Profeſſor. 1816. LXIV und 130 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Wunſch, mit welchem Rec. die Beurtheilung les bey Engelmann zu Leipzig herausgekommenen *Handbuchs der nordiſchen Mythologie* beſchloſs (Jen. A. L. Z. 1816. No. 116): „Dank dem Vf. für ſeinen guten Willen, doch möge uns nun auch bald Jemand etwas Beſſeres geben!" iſt ſchneller, als er gehofft, und beſſer, als er es je zu erwarten gewagt, erfüllt worden. *Friedr. Joh. Schellers* Mythologie der nordiſchen und anderen deutſchen Völker (Neuburg 1804. 108 S. 8.) war eine äuſserſt ärmliche Compilation. Der ungenannte, von uns angezeigte Vf. lieſs *Schelers* Arbeit hinter der ſeinigen weit zurück: unendich tiefer, als *Scheller* unter ihm, ſteht er ſelbſt unter *Nyerup*; und welche glänzende Ausſichten eröffnen ich für uns in die Zukunft, wenn nun dieſer in der Vorrede ſein Wörterbuch nur als Surrogat für etwas Beſſeres anzuſehen bittet! Er iſt zufrieden, ſagt er, wenn es ſeinen Platz nur ſo lange in den Bücherſchränken behauptet, bis *Gräter*, der in dreyſsig ahren Forſcher, Beförderer und Verherrlicher der Aſalehre gewesen, oder *Müller* *), der geſchmackvolle Kenner dieſes Studiums im Norden, oder auch der Dichter des Gylfe *Ling* **), das Publicum mit mythologiſchen Lexicis für Jahrhunderte beſchenken. *Audiat Deus votum et omen impleat!* Aber ſelbſt dann, wenn dieſe glänzenden Hoffnungen erfüllt werden ollten, wird neben ihnen, die freylich gelehrter und ollſtändiger als Hr. *N.* ſchreiben können, das Verdienſt unſeres Vfs. immer geſichert bleiben. Er ſagt mit er liebenswürdigſten Beſcheidenheit: das Studium er nordiſchen Mythologie habe durch ſein Wörterbuch keine Spanne Land gewonnen. Allerdings nicht! Zu gelehrten Unterſuchungen, die nur allein Land gewinnen können, war hier der Ort nicht. Aber iſt es denn kein groſses, einleuchtendes Verdienſt, in gedrängter Kürze alles Wahre, was wir von der Aſalehre wiſſen, zuſammen zu ſtellen, und die Fabeln der Edda von fremdartigen und neueren zu trennen? und dieſs iſt es, was der Vf. überall mit weiſer Beſonnenheit gethan, und wofür ihm der unbefangene Leſer den aufrichtigſten Dank ſagen muſs.

Auszüge laſſen ſich aus einem kleinen Handwörterbuche nicht füglich geben. Wer Proben haben will, mit welcher kritiſchen Umſicht der Vf. ſeine Artikel abgefaſst hat, der leſe nur den allererſten *Alf*, und vergleiche ihn mit dem, was *Scheller* und der Ungenannte über den nämlichen Gegenſtand ſagen. Noch einleuchtender zeigt ſich dieſes bey *Odin*, dem ausführlichſten des ganzen Werkchens, der von S. 66 — 88 geht. Viele Artikel der eddiſchen Mythologie wird man entweder vergeblich ſuchen, oder doch von ihnen genauere Darſtellung verlangen, z. B. *Lefre*, wo Odins Sohn *Skiold*, als König in Dännemark hauſste, der nachher die *Geſion* heirathete, nachdem ſie ſo wunderbar, Seeland von Schonen abgepflügt hatte. Biſchof *Münter* hat eine eigene Abhandlung darüber geliefert, die dem zweyten Bande der *Schriften der ſkandinaviſchen Literatur-Geſellſchaft* eingerückt iſt. Rec. hatte ſich eine ſehr namhafte Anzahl derſelben angemerkt, die er den Leſern dieſer Blätter mittheilen wollte; er unterläſst es, theils weil wohl Niemand mit einem Verzeichniſs dieſer Art gedient ſeyn dürfte, theils weil Hr. *N.* zur Auslaſſung derſelben durch gute Gründe, die Rec. oft ſelbſt errathen zu können wähnt, berechtigt zu ſeyn glauben konnte. Ein einziges Beyſpiel mag dieſes erklären. Man findet weder den Artikel *Bör*, Odins Vater, noch *Bur*, deſſen Groſsvater. Die Namen kommen unter anderen Artikeln z. B. *Audumla, Odin, Ymer* vor; allein ſie hätten doch wohl einen eigenen Artikel verdient. Denn als die Sonnenſtrahlen aus Miſpelheim ſich in Gin-

*) *Peter Erasmus*, dem, nebſt *Jens Möller*, das Büchlein zugeſchrieben iſt. Von ihm beſitzen wir das bekannte Buch: *Über die Ächtheit der Aſalehre*, und *über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie*. Beide gegen *Rühs*.

**) Lehrer der Gymnaſtik an der Kadetten-Akademie zu Carlſtadt bey Stockholm. *Gylfe* erſchien 1814, 498 S. 8. In einer Vorerinnerung zum Regiſter wird nicht allein ein mythologiſches Lexikon verſprochen, ſondern auch in einem beygelegten Avertiſſement, als bereits unter der Preſſe befindlich angekündigt. Inzwiſchen war, am Anfang dieſes Jahres, noch nichts in däniſche Buchhandlungen gekommen.

nungapap mit dem Frost aus Niflheim begegneten, entstand *Ymer*, den die Söhne Börs, Odin, Vile und Ve, erlegten, und aus ihm die Welt bildeten; allein Börs Vater war *Bur*, und dieser entstand aus von der Kuh *Audumlah* geleckten Salzsteinen. Da nun Audumla gleichfalls im Ginnungapap aus Vermischung des Frostes und der Hitze entstanden war: so scheint es Rec. unwidersprechlich, dass hier eine doppelte Sage zum Grunde liegt. Doch eben dieses, in keine Untersuchung sich einlassen zu wollen, hielt vielleicht Hn. *N.* ab, Bur und Bör einen eigenen Artikel zu widmen, und sich darauf zu beschränken, ihrer beyläufig unter anderen Artikeln zu erwähnen. Überhaupt sind wir mit der Asalehre der Skandinavier noch nicht aufs Reine; sie scheinen von höheren Principien, als man ihnen gewöhnlich beylegt, ausgegangen zu seyn. Offenbar nimmt die Edda nur ein einziges Urwesen, einen einzigen *Gott* an, den sie *Alfadur* nennt. Rec. zweifelt, dass je dieser Name dem Odin beygelegt worden sey, ohnerachtet Hr. *N.*, der gewöhnlichen Meinung folgend, dieses bejaht. Er hiess *Valfader*, Vater aller der im Kampfe Gefallenen, ein Name, der ihm, als Präsidenten der Valhalla, mit dem grössten Rechte zukam. Eine vom Vf. selbst zweymal angeführte Stelle *Strabons* (Übers. von *Penzel* S. 900), dass die Rathgeber der Könige bey den Geten *Götter* hiessen, lässt uns einen tiefen Blick in die eddische Mythologie thun, der nur hier nicht weitläuftiger ausgeführt werden kann. Wenn die Rathgeber der Könige, eddisch *Diar*, Götter waren: mit wie viel grösserem Rechte mussten diess nicht die Könige selbst seyn? So ward, dem reinen Monotheismus unbeschadet, Odin mit allen Asen Gott; erhielt aber keine perennirende, sondern nur eine auf eine festgesetzte Zeit beschränkte Gottheit, da denn Odin mit allen Asen und Asynien im Ragnarokur untergehen, ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen wird, in welcher Allfadur einzig und allein von Ewigkeit zu Ewigkeit regieren soll. Die Geschichte *Hakems* und der allgemeine Glaube der Ismaeliten zeigt uns, dass ein solches System bey einem kriegerischen, schwärmerischen Volke sehr leicht Eingang finden konnte, und die Lehren der Edda aus diesem Gesichtspunct betrachtet, hat man keine Ursache, solche mit *Adelung* (*Beckers* Erholungen III. 118) und seinem Nachbeter *Delius* (Nachträge zu *Sulzer* VII. 69—112) für eine Nachahmung des christlichen Lehrbegriffs zu halten: eine Vermuthung, der sich selbst der Däne *Bastholm* (*Om de äldske Folks Meninger* p. 606) nicht erwehren kann, so sehr er auch diess sich selbst zu verbergen strebt.

Gern möchte Rec., der, ohne sich mit *Schlözern* vergleichen zu wollen, doch eben so wahr als dieser behaupten kann, dass ihm das Studium der Edda manches Pfund Petum und manche lange nordische Nacht gekostet, — gern möchte er noch mehrere Bemerkungen herschreiben, die ihm bey Durchlesung dieses Wörterbuchs aus alter Bekanntschaft mit der Edda wieder beyfielen. Weil aber dieses nicht der schicklichste Ort dazu ist: so macht er nur auf einen kleinen Mangel aufmerksam, der inzwischen bloss auf Rechnung des Übersetzers kommt, keineswegs aber dem Vf. zuzuschreiben ist. Da nämlich die mythologischen Namen der Edda fast immer Appellativa sind, so dass die Sache durch den Namen selbst erklärt wird: so hätten diese Namen, wo sie nicht dem deutschen Leser durch sich selbst verständlich sind, wohl einer eingeklammerten Übersetzung bedurft, welches im Dänischen minder nöthig war, als im Deutschen. Wir wollen uns erklären. Odins Ring hiess *Draupner*; diess bedurfte keiner Übersetzung, weil jeder Leser aus der Fabel selbst sieht, dass ihm die Eigenschaft, die er besass, jede neunte Nacht acht andere ihm völlig ähnliche Ringe aus sich herauströpfeln zu lassen, den Namen des *Tropfners* verschaffte. Aber bey den zwey Raben *Hugin* und *Munin*, die auf Odins Schultern sitzen, und von denen er den Namen des *Rabengottes* (*Hrafnagud*) erhielt, hätte denn doch wohl die Bedeutung, dass sie *Gedächtniss* und *Verstand* anzeigen, angeführt werden sollen. Selbst bey Thors berühmten *Miolner*, vor dem Jetten und Trolden so sehr zitterten, fällt wohl nicht jedem deutschen Leser die Verdolmetschung des Wortes durch *Zerschmetterer* sofort ein, ob ihm gleich aus seiner Muttersprache das *Zermalmen* (mahlen, Mühle) sehr wohl bekannt ist. Diese Verdeutschung war bey vielen Namen um desto nöthiger, da sie in den früheren Handbüchern fast immer, mit unter aber falsch, übersetzt sind. So heissen die vier im Eschenhain *Ydrasil* weidenden Hirsche: *Dain*, *Dualin*, *Dynair* und *Dyrathor*, in der ehemals angezeigten Mythologie: *Tod*, *Langweile*, *Weichbett* und *harter Thor*. Das Eichhörnchen *Rotatoskr* wird in eine Fuchs Art verwandelt u. s. w.

Ein anderes kleines Versehen des Übersetzers ist, dass er sich, als ein geborener Däne, nicht immer der Danismen enthalten, folglich die Schreibart nicht überall rein deutsch ist. Rec. ist kein Botaniker; allein er zweifelt, ob die S. 5 angeführte Pflanze, die Balders Augenbraunen gleichen soll, die *Anthemis Cothula* L. wirklich im Deutschen *Baldersbrand* heisst; gewöhnlicher ist auf jeden Fall *Baldrian*. — S. 75 *Landflüchtigkeit*, für *exilium*, hängt allen deutschschreibenden Nordmännern an; auch in den Schriften des Schweden *Thunmann* findet es sich häufig: das Wort ist aber so schön, dass es allgemein eingeführt zu werden verdiente, da die Landesverweisung auf ein freywilliges *exilium*, von dem hier die Rede ist, nicht passt, und unser ächtdeutsches *Elend* zwar sehr gut, aber jetzt, da das *elenden* aus unserer Sprache verschwunden ist, bey den mehresten Lesern einen sehr unrichtigen Nebenbegriff mit sich führt, indem wir ihm den der *miseria* unterschieben. — S. 109 *samt mit*, für *nebst*, oder doch wenigstens *mit samt*. — In den Anmerkungen S. XI *Bergung*, für *Wohnplatz*, S. XII *gereutete* Stellen für das, was wir in unseren Ortsnamen *Roden*, die Franzosen *clairière* nennen; doch das sind Kleinigkeiten. Zum Überfluss bemerken wir noch, dass die, vermuthlich ursprüng-

lich deutsch geschriebene Einleitung von Danismen dieser Art völlig frey ist bis auf den einzigen Ausdruck *bekostete*, S. 17, wo von *Suhm* gesagt wird, dass er die Herausgabe der Torfaeana *bekostete*, d. i. die Kosten zur Herausgabe derselben hergab. — *Empfingsam* S. 57 ist vielleicht blosser Druckfehler für *empfindsam*, ungeachtet auch dieses Wort nicht recht in den Zusammenhang passt.

In den Anmerkungen S. XI lesen wir: „Der freylich seltene Fall, dass Geld in der Scheide vom Blitze geschmolzen werden, ohne dass der Mensch, welcher diese Dinge bey sich hat, verletzt wird." Hier hat der Drucker offenbar nach *Geld* die Worte weggelassen: *in der Tasche oder der Degen*; wie die darauf folgende Mehrzahl *diese Dinge* beweist; dann muss aber auch für *werden* und *wird* gelesen werden *worden* und *ward*. Eben so ist *Einleitung* S. 41 st. *über Nachkommen* zu lesen: *seine Nachkommen über*. Die Stelle ist aus Hennebergs *Hvad er Edda* (Was ist die Edda?) übersetzt. Schade, dass der Vf. nicht hier, wie er sonst immer thut, die Worte des Grundtextes in einer Anmerkung beyschrieb. Einige andere Druckfehler zu verbessern, finden wir nöthig, weil kein Druckfehlerverzeichniss angehängt ist, und der Lehrling der skandinavischen Mythologie, dem das Büchlein doch eigentlich bestimmt ist, sie sich unmöglich selbst verbessern kann. — S. 12. a. 2. *Huike* l. *Hvike* S. 55. b. 4 v. u. *Har* l. *Hate* S. 75. a. 6. *Gadheim* l. *Gladheim*. S. 107 b. 3. v. u. *herausgeben wird* l. *wird herausgeben*. S. 125. a. 4. v. u. *Menschenhaares*, l. *Menschenpaares*, nämlich Ask und Embla. S. 125. a. Z. 16. *Dyratror* l. *Dyrathor*. In den *Anmerkungen* S. IV. 6. *Ocoi*. Hier hatte der Vf. sicherlich Θεοι geschrieben; allein der Setzer, der kein Griechisch vermuthete (es ist das einzige Wort im ganzen Büchlein), sah die Buchstaben für lateinisch an, und setzte *Ocoi*. Andere Kleinigkeiten, die sich von selbst verbessern, und nur von der Unachtsamkeit des Correctors zeigen, z. B. S. 24 *Schözer* für *Schlözer*, und S. 61 *Trautwetter* für *Trautvetter*, übergehen wir.

Rec. hat oben erklärt, dass er sich aller Erörterungen enthalten wolle; einige wenige Bemerkungen kann er indess nicht unterdrücken. — Nach S. 12 sollen die vornehmen Weiber, von der Göttin *Fraea*, dänisch *Fruer*, deutsch *Frauen* heissen. Das wohl nicht, sondern *Fraea* hiess κατ' ἐξοχην *domina*; ungefähr wie bey den Phöniciern *Baal* und *Adon*: denn das Wort ist ja ein reines, vom gothischen *Fraujan*, herrschen, abgeleitetes Appellativum; daher auch in alten Zeiten das Wort *Frau* für ehrenvoller als *Weib* gehalten worden ist. Doch findet sich in dem, von *Wiedeburg* beschriebenen Minnesingercodex der jenaischen Universitäts-Bibliothek ein Gedicht, dessen Verfasser das Wort *Weib* für ehrenvoller als Frau erklärt. — Unter dem Artikel *Hel* werden alle Attribute der Göttin nur deutsch genannt. Da in anderen Fällen solche Namen als propria isländisch (wie bemerkt worden, oft sogar ohne Dolmetschung) dastehen: so hätte diess billig auch hier geschehen sollen. Also: ihr Saal hiess *Elidnir*, ihr Tisch *Hungr*, ihr Bedienter (Frohnknecht sagt Hr. *S.*) *Ganglati*, ihre Zofe *Ganghöl*, ihre Thürschwelle *Fallandi Forrad*, ihr Bette *Kör*. Am Ende dieses Artikels wird vom Namen dieser Göttin die deutsche Benennung der *Hölle* oder *Helle* abgeleitet, und dieses soll nach *Suhm* zur Bekräftigung dienen, dass die Götterlehre der Skandinavier auch in Deutschland gegolten habe. Letzteres lässt Rec. auf seinem Werth oder Unwerth beruhen; allein unsere deutsche *Hölle*, die Niemand *Helle* schreibt, hat mit der skandinavischen *Hel* sicherlich nicht das Mindeste zu thun, sondern sie heisst *Hölle* für *Höhle*, weil man sie sich im Innern (Hohlen) der Erde dachte, so wie aus eben dem Grunde das Firmament den Namen der Decke oder des *Himmels* bekam. In der *Skyldeide* S. 97 heisst freylich Grendel *Hellegast*; allein gerade diess gehört mit zu den christlichen Begriffen, von denen das Gedicht wimmelt. — Die Vermuthung des Hn. *Rask* (dessen isländische Sprachgelehrsamkeit der Vf. in der Vorrede sehr rühmt), dass der Name der *Nornen*, vom finnischen *noidun*, zaubern, herzuleiten sey, ist noch unwahrscheinlicher, als die des Hn. *Rühs*, der es, weil er Alles durch angelsächsische Brillen sieht, vom angelsächsischen *nerjan*, befreyen, ableitete. — *Anmerk*. IIII. 12 wird 1 Mose XXXII, 26 angeführt, um zu beweisen, dass die unterirdischen Geister den Anbruch des Tages scheuen. Mag es Hr. *N.* mit den Theologen ausmachen, ob der Geist, der mit dem Jacob kämpfte, ein unterirdischer, oder nicht vielmehr aus den höheren Regionen ein lichtvoller war. — V. 16. *Wedel Simonsen* meinte, der *Laugersee*, der entstand, als Gefion so originell Seeland ins Meer hinein pflügte, sey nicht der *Mälar*, sondern der Sund gewesen. Rec. hat alle nur mögliche Hochachtung für den Vf. der *Udsigt over Nationalhistoriens aeldste Perioder*; aber bey dem allen ist diese Conjectur so sehr *invita Minerva* gemacht, dass sie gar nicht angeführt zu werden verdient hätte. Die Sache ergiebt sich von selbst, wenn man nur die Fabel von der Gefion gelesen, und die Lage des Sundes und der Mälarsee auf der Charte eingesehen hat. — IX. 28. *Sif* ist mit der *Sieva* des Schedius durchaus nicht zu verwechseln: denn diess ist eine rein slavische Göttin. *Zywa*, die lebendige: will man aber nach blossen Ähnlichkeiten jagen, nun so kann auch mit eben dem Rechte Thor Hercules, und Odin Mercur seyn.

Nun wäre uns noch übrig, von der anderen Hälfte dieses Werkes, oder von der vorausgeschickten *Einleitung*, zu reden, welche die Geschichte des Studiums der nordischen Fabellehre enthält; da uns aber der eingeschränkte Raum dieser Blätter grössere Ausführlichkeit verbeut: so begnügen wir uns mit der Versicherung, dass sie in jeder Rücksicht vortrefflich ist. Sie enthält in gedrängter Kürze, auf 60 ziemlich eng gedruckten Seiten Alles, was vom 16 Jahrhundert an bis auf das jetztlaufende Jahr von Dänen, Schweden, Engländern, Franzosen (*Mallet*,

der aber von dem Isländer *Erichsen* unterstützt ward, und ohne dessen Beyhülfe nichts Vorzügliches geleistet haben würde) und Deutschen über Edda und eddische Mythologie geschrieben worden ist, und vermuthlich wird sie noch obendrein das Verdienst haben, den grössten Theil deutscher Leser, selbst solcher, denen eddisches Studium sonst nicht ganz fremd ist, mit ihnen unbekannten Werken, aus denen sie sich unterrichten können, bekannt zu machen. Vorzüglich gehören dahin die S. 37 gegebenen Auszüge aus *Wedel Simonsens* dänisch geschriebenen *Aussichten über die ältesten Perioden der Nationalgeschichte*, ein Werk, welches, der tiefen Blicke wegen, die es in die Geschichte des Nordens thut, wohl durch eine Übersetzung unter uns näher bekannt gemacht zu werden verdiente. Auch herrscht überall die strengste Unparteylichkeit. So sehr auch Hr. *N.* aus Überzeugung Eddist ist: so spricht er doch S. 17 f. mit Missbilligung von *Göransson*, und mit noch weit grösserer S. 26 von *Schimmelmann*. Sehr richtig und wahr sagt er S. 16 von *Rudbecks* berüchtigter Atlantica: „Mögen auch einige Stellen bey den Haaren herbeygezogen seyn, und andere bloss auf etymologischen Grillen beruhen: so bleibt gleichwohl noch eine Menge interessanter Vergleichspuncte übrig." Wahrlich! es wäre ein überaus verdienstliches Werk, wenn Jemand Rudbeks Folianten ausbrennen, und das in ihnen befindliche reine Gold in einem mässigen Octavbändchen dem Publicum zum Geschenk geben wollte! — *Anchersens vallis Herthae Deae* nennt der Vf. S. 17 vielleicht zu streng eine Monographie von keinem erheblichen Werth. Ihre ermüdende Weitläuftigkeit abgerechnet, hat sie doch das Verdienst, viel Wahres und manches Neue, vorzüglich in geographischer Hinsicht, zu sagen. — *Schlözers*, des Koryphäen aller Anti-Eddisten, isländische Literatur und *Edda* nennt er S. 24 ein inhaltreiches Buch. Wir wundern uns, dass er ihn, S. 45—49, wo ein eigener Abschnitt die Überschrift *Antieddisten* führt, auslässt, und nur die Herren *Adelung*, *Delius* und *Rühs* nennt, von denen doch vermuthlich Niemand geschrieben haben würde, wenn *Schlözers* Buch von ihnen ungelesen geblieben wäre. Von allen dreyen spricht er kaltblütig und unbefangen. Vom Ersteren in zwey Anmerkungen, wohlverdient *with a little sneer*, und gegen den Letzteren begnügt er sich eine etwas stark geschriebene Stelle aus P. E. *Müllers* Ursprung der isländischen Historiographie zu copiren. Eine neue Probe seiner völligen Unparteylichkeit giebt er S. 58. Unsere Leser erinnern sich vielleicht, was bey der Anzeige von *Gräters* Iduna und Hermode, in den *Ergänzungsblättern* dieser A. L. Z. No. 22. S. 174 und 175, wie der, von jenem ganz verschiedene Rec. glaubt, mit eben so vieler Sachkenntniss als Gründlichkeit erinnert worden. Hr. *N.* sieht diese Sache freylich, so wie die dänischen Künstler *Wiedewell* und *Abildgaard*, ganz aus einem andern Gesichtspunct an; allein diess hindert ihn nicht, diese Recension in der Anmerkung sehr unparteyisch und ohne die mindeste Missbilligung zu erwähnen.

In einem Zusatz zu dieser Einleitung bekennt der Vf., *Trautvetters* Schlüssel zur Edda nur aus einer Recension in der Leipziger Literaturzeitung zu kennen. Daran verliert er wahrlich nichts. Rec. will ihn (da ihm doch diese Blätter zu Gesicht kommen) aus eben diesem Buche lehren, wie Hr. *Trautvetter* die Personen des Niebelungen Liedes deutelt, und wenn er dieses gelesen, so mag er zusehen, ob es ihm noch ferner gelüsten wird, durch diesen neuen Schlüssel sich die Edda öffnen zu lassen. *Etzel* bedeutet den Kalk, *Gunnar* die Kohle, *Sigurd* die Salzsäure, *Brunhildur* die Luftsäure, *Chriemhild* den Kohlenstoff. — Δότε μοι λεκάνην! Man sollte kaum glauben, dass es möglich wäre, solche Rasereyen zu schreiben, und doch Professor in Mietau zu seyn!

Vom Seinigen hat der Übersetzer nichts hinzugethan, ausser einer einzigen Anmerkung S. III, die Rec. hieher setzen will. Der Vf. hatte Not. 6 *Oehlenschlägers* Gedicht auf Balders Tod (aus dessen *Nordiske Digte*. Kopenh. 1807) angeführt und gelobt; da setzt nun Hr. *S.* hinzu: „Öhlenschlägers Baldor, ein dramatisches Gedicht, das (als ein Ganzes betrachtet) die trostloseste aller Lehren, den ewigen Sieg des bösen Princips über das gute, der Phantasie, so wie der ganzen Seele, einzuprägen strebt, scheint mir keinesweges vorzüglich. Was der Vernunft widerspricht, und dadurch die Sittlichkeit untergräbt, kann nie eine dichterische Schönheit werden. *Diess Anmerkung sey dem Übersetzer erlaubt, weil er in den Augen seiner wenigen deutschen Freunde nicht gern als ein Mann erscheinen möchte, der noch am Ende seines Lebens seinen Nacken unter das unwürdige Joch der sogenannten neuen poetischen Schule beugt."* — Ὁ ἔχων ὦτα ἀκούειν, ἀκουέτω!

K. D.

NEUE AUFLAGEN.

Lübeck, b. Niemann: *Kleine deutsche Sprachlehre, zunächst für Töchter- und Bürger-Schulen.* Mit einem Anhang fehlerhafter Aufsätze, zur richtigen Anwendung der gegebenen Regeln und Vermeidung der im nördlichen Deutschland gewöhnlichsten Schreib- und Sprach-Fehler, von *Bernhard Heinrich von der Hude.* Zweyte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1815. 248 S. 8. (14 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 6.

PHILOSOPHIE.

Lemgo, b. Meyer: *Elementa philosophiae logicae scholarum in usum conscripsit Ern. Anton. Moebius.* 1810. 112 S. 8. (8 gr.)

Vor Jahren schien es erwünscht, dass deutsche Lehrbücher die in schlechtem Latein geschriebenen philosophischen Compendien verdrängten. (Das will der Vf. sagen; er sagt aber: *Nihil videbatur esse optatius, quam ut compluribus abhinc annis prava illa latinitas compendiorum philosophiae, ... abrogata in locum linguae vernaculae succederet.*) Nun aber, da zu wenig Latein getrieben wird, und da es auf Akademieen und Schulen Lehrer giebt, *quorum oratio, licet latinitatem se callere profiteantur ipsi, tamen non solum peregrini quid sonet aut oleat, verum etiam, o tenebrae! vitiis grammaticis aeque et insolentia ac turba verborum adjecta mirum in modum offendat*, achteten richtig urtheilende Männer es für nützlich, durch lateinische Lehrbücher zu Hülfe zu kommen. Als Beweis sollen *Wyttenbachs Praecepta philosophiae logicae* dienen (die ja aber schon 1782 herausgekommen sind). Da diese dem jetzigen Zustande der Philosophie nicht mehr angemessen, auch zu ausführlich sind: so entschloss sich Hr. *M.* zur Ausarbeitung dieses Büchleins, in welchem er sich an *Wyttenbach* möglichst anschliesst, aber auf die *kantische* Schule und ihre Gegner beständig Rücksicht nimmt. Allein ist denn des Vfs. Schreibart so rein, *ut nihil peregrini sonet aut oleat?* Sollte es richtig seyn, wenn er schreibt: *Viri acutissimi putabant consultum, si libri scholastici ii, qui unam alteramve tradunt scientiam, latino sermone .... conscriberentur?* oder wenn er S. 8. auf *postremo* noch ein *denique* folgen lässt? So dürfte auch *scientia* einige Male auf eine Art gebraucht seyn, die Cicero nicht gebilligt haben würde; und *etiam* steht mehrmals am unrechten Orte. *Non dicam haud apta, sed nociva* (S. 5), und *Logica tantum abest, ut scientiam nostram augeat, ut contra solummodo cogitandi materiem in ordinem redigat* (S. 19), sind lateinische Wendungen, aber nicht richtig angebracht. Über die Stellung der Worte scheint vollends Hr. *M.* sehr wenig nachgedacht zu haben.

Nach einer Einleitung von dem Begriffe und den Theilen der Philosophie handelt der Vf. die Logik in 10 Capiteln ab: *de intellectu et notionibus; de enunciationibus; de ratiocinationibus s. syllogismis; de fonte (fontibus) errorum eorumque vitatione; de veritate probabili variisque ipsius gradibus; de argumentatione et demonstratione; de propria hominum veri investigatione; de testimonio; de communicanda cum aliis veritate per scribendi et legendi docendique officium; de docendo et disputando.* An dieser Ordnung liesse sich Manches aussetzen. Sollte z. B. die Lehre von der Argumentation nicht mit der von den Schlüssen verbunden seyn? Und durfte die Lehre von der Eintheilung übergangen werden? Überhaupt aber scheint der Weg, den der Vf. gegangen ist, nicht der rechte, um die Jugend in die Philosophie einzuführen. Er reiht eine Menge Definitionen zusammen, die, wie sie da stehen, fast nur das Gedächtniss beschäftigen können. Denkend und findend soll der Jüngling die Logik erlernen, philosophirend zur Philosophie gelangen. Der Lehrer soll ihn also nöthigen, in sich zu schauen, und anleiten, das Geschaute aufzufassen und zu verbinden. Erst wenn der Jüngling auf diese Art inne geworden ist, was Philosophie und eine philosophische Wissenschaft will, kann ihm unseres Erachtens ein synthetischer Unterricht von wahrem Nutzen seyn; und dazu finden wir das vorliegende Büchlein nicht ganz unbrauchbar, obgleich gegen das Einzelne noch sehr Vieles erinnert werden kann.

Es ist zu billigen, dass der Vf. seinen Lehrling mit verschiedenen Ansichten und Bestimmungen bekannt zu machen sucht. Allein die Art, wie dieses geschieht, könnte zuweilen besser seyn. Statt z. B. im Anfange bloss zu sagen, dass die neuen Erklärungen der Philosophie von der angegebenen der Alten und unter sich sehr verschieden seyen, hätte er den Übergang begreiflich machen und die gewählte Definition rechtfertigen sollen. — Die *reine* Erkenntniss erklärt der Vf. S. 13 als diejenige, *quam sensuum ope destitutus colligis, solaque ratione percipis.* Wenigstens das *destitutus* scheint uns hier sehr übel gebraucht zu seyn. S. 14 werden die rationale Psychologie, die rationale Theologie und die rationale Kosmologie als Theile der Ontologie vorgestellt. Unter den anthropologischen Wissenschaften wird S. 16 auch eine *Mantica anthropologica* aufgeführt, *quae ex praesenti animi et corporis humani habitu, quam sortem quisque sit subiturus, probabiliter colligit.* Der

Darstellung der logischen Grundsätze S. 26 fehlt es an Klarheit und selbst an Richtigkeit. Der Widerspruch muss nicht durch das Nichtgedachtwerdenkönnen *erklärt* werden, sonst verliert der Satz des Widerspruchs seinen eigentlichen Werth, das Merkmal des Nichtdenkbaren anzugeben. Der Grundsatz der Identität ist nicht *das*, was gedacht werden kann, auch eigentlich nicht der Grundsatz von dem, was gedacht werden kann. Der Satz der Ausschliessung endlich ist keine Formel, die jene beiden Grundsätze *enthält*. Und warum vergessen die Logiker gewöhnlich den Satz des Grundes? — Die Bemerkung S. 27: *Quum res objectae, quas anteire solent visa, singulatim sensibus innotescant, nullas inde apparet esse notas visorum universales, sed tantummodo particulares* — gehört, wenn man auch an sich Nichts gegen sie hätte, doch nicht in die reine Logik. Aber die *notae universales* und *particulares* sind überhaupt nicht richtig erklärt. Jene sind nicht, *quae in res plures cadunt*, sondern die immer mit dem Begriffe verbunden sind. Den Unterschied zwischen dem Realwesen und dem logischen Wesen, der so wichtig ist, findet man hier gar nicht bemerkt, und der Vf. scheint ihn wirklich nicht bestimmt gedacht zu haben, ob er gleich an einer anderen Stelle eine sich darauf beziehende Äusserung *Kant's* anführt. S. 31 werden klare und dunkele Begriffe richtig einander entgegen gesetzt, gleich darauf aber sollen die klaren dunkel seyn, denn sie seyen einfach! S. 34 f. spricht der Vf., wie manche andere Logiker, von logisch wahren und falschen *Begriffen;* aber erst beym *Urtheile* kann von Wahrheit und Falschheit die Rede seyn. S. 37 werden Wechselbegriffe zu identischen gemacht. S. 43 wird als Beyspiel contradictorischer Entgegensetzung *mortalis et immortalis* angegeben; es giebt ja aber Dinge, die nicht sterben, und die man dennoch in Prosa nicht unsterblich nennen wird; der Vf. musste schreiben *mortalis et non mortalis*, *immortalis et non immortalis*. S. 51 wird der Causalsatz als eine Art des hypothetischen Urtheils angesehen, ein Beweis, dass der Vf. die Natur des letzten ganz verkennt. S. 67 wird richtig erinnert, dass man beym disjunctiven Syllogismus sich vor einer unvollständigen Aufzählung der Eintheilungsglieder hüten müsse; nicht so richtig wird diese Erinnerung ausgedrückt: *Omnes rei, de qua agitur in propositione maiori, partes singulatim debere percenseri;* und, wie man eine vollständige Entgegensetzung erlange, oder sich ihrer Vollständigkeit versichere, darüber findet man keinen Wink. S. 69 lesen wir: *Inductio est ea demonstrandi ratio etc.*, und: *Analogia ea est demonstrationis methodus etc.*; was *demonstratio* sey, wird aber erst S. 90 erklärt. Auf jener Seite ist von Schlüssen die Rede, die Etwas wahrscheinlich machen, und von der Wahrscheinlichkeit wird erst S. 87 gehandelt. Übrigens müssen dem Unbefangenen die Beweise durch Induction und aus der Analogie, so wie der Vf. sie erklärt, als falsche Schlüsse erscheinen, und das Wesen der Wahrscheinlichkeit ist gar nicht gehörig ins Licht gestellt. Schon der Ausdruck *veritas probabilis* scheint irre zu führen.

Doch genug zum Beweise, dass ein Lehrer, welcher seinem Vortrage dieses Buch zum Grunde legen wollte, sich nicht mit dessen Erklärung begnügen dürfte, sondern überall berichtigen, genauer bestimmen, tiefer begründen müsste. Man sieht deutlich, dass Hr. *M.* nicht sowohl selbst philosophirt, als philosophische Sätze zusammengestellt hat.

HIKL.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig und Cassel, b. Vieweg u. Thurneyssen Sohn: *Nachtrag zu der Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus.* Nebst einigen beyläufigen Bemerkungen über den *Brief eines Wahrheitsfreundes* an Mademoiselle **** über diese Schrift, von dem Präsidenten *von Strombeck.* 1813. 52 S. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 26 ff. und Ergänzungsbl. 1816. No. 196.]

Diese kleine Schrift wurde durch des verstorbenen Staatsraths *Coninx Lettre à Mademoiselle* **** veranlasst, welche die früher von Hn. *v. Strombeck* erschienene bekannte, und mit Recht allgemeines Aufsehen erregende Geschichte eines allein durch die Kräfte der Natur hervorgebrachten animalisch-magnetischen Zustandes zweifelhaft machen sollte. Für die Cirkel, in denen solche *Lettre* etwas galt, mag auch eine Widerlegung derselben gelten. Der wissenschaftliche Physiolog bedarf ihrer nicht. Doch hat sie auch für diesen Werth, indem ihr geistreicher Vf. dabey Gelegenheit gefunden und genommen, manches dunkel Gebliebene aufzuklären, die Beständigkeit der Heilung für längere Dauer zu bestätigen, und manche neue Ansicht mitzutheilen, die sich in der Folge durch vielseitiges Lesen dessen, was schon beobachtet ist, und durch eigenes Nachdenken im Vf. entwickelt hat. Ein geistreicher Mann kann nie etwas Unfruchtbares sagen, noch weniger schreiben: und so wird man auch in diesem *Nachtrag* manche Anregung finden, die sich in denen fortbilden kann, welche mit Offenheit und Liberalität die Naturerscheinungen gelten lassen, die sie eben nicht einsehen. In der Regel sind nur solche Köpfe gegen Neues und Geheimnissvolles eingenommen, welche sich einbilden, mit Allem fertig zu seyn, Alles in sich schon der Musterung unterworfen zu haben, und nichts Höheres sehen, als was auf ihrer Hirnfirste thront. Berichte von Laien muss man immer ehren, als unschuldige Stimmen, die nicht durch das Sprachrohr eines Systems oder Wahns monströs geworden, und daher in der Gestalt erscheinen, in der sie geboren sind; wenn sie auch gleich nicht Alles bedacht, was der Zimmermeister nöthig haben möchte, um das Gebäude sofort aufzuführen. So betrachten wir Hn. *v. Strombecks* Lieferungen, und nehmen sie gern an, weil sie Wirklichkeit, diplomatische Genauigkeit und gewissenhafte Einzelnheit haben.

Die schon hundertmal vorgebrachten Unmöglich-

heitsbeweise, Möglichkeiten von Betrügerey, Täuschung, läppischen Spässe, Kränkungen u. s. f., welche *Coninx* wieder auftischt, werden in einer lebendigen, umsichtigen, scharfsinnigen, gehörig gesalzenen Sprache widerlegt, und diese Widerlegung ist von der Art, dass sie gebildete Laien mehr ansprechen wird, als gelehrte physiologische Prüfungen. Der *Mesmerismus* hat seine zwey Welten, das *Publicum* und die *Ärzte*. Jenes mag sich unter sich und in seiner Sprache unterrichten und bestreiten: immer wird allgemeinere Ausbreitung, eifrigeres Interesse und mithin schwächeres Widerstreben gegen ein Vielbesprochenes, daher Bekanntes und nicht Abschreckendes der Gewinn seyn. Die Ärzte werden so ein williges Publicum erhalten, an dem sie ihre Probleme lösen können. Verdiente daher auch *Coninx* nicht solche Beachtung: so gebührt ihm doch der Dank, dass er einen so wichtigen Gegenstand in grösseren Umlauf gebracht, und dadurch den Aufmerkungsgeist geweckt hat, der sonst neben dem Ungeheueren achtlos vorbeygegangen wäre.

Was nun noch die von Hn. *v. Str.* eingereihte Meinung betrifft: so hält er jetzt dafür, „dass der thierisch-magnetische Zustand mit dem Instinct der Thiere, der sie das Schädliche und Nützliche ohne Überlegung kennen lehrt, einerley ist." — „Dass der thierische Magnetismus den Menschen zu einem Thiere mache, und so heile, indem er ihn auf einige Zeit nicht in die Geisterwelt erhebt, sondern vielmehr in die Welt der Thiere herabsetzt."

Wenn solche Meinung auch die Sache nicht erklärt — denn wie wirkt der Instinct? —: so giebt sie doch Beziehungen an mit alltäglichen, mithin anerkannten Erscheinungen, und mahnt, da die Untersuchungen anzuknüpfen. Ein Haltpunct hat, er mag wahr oder falsch seyn, den grossen Werth, dass er zu einem bestimmten Resultat führt. Meinungen, *ausgesprochen*, *erwachsen* zu Wahrheiten. Übrigens ist die Welt des Instincts nicht von der Geisterwelt verschieden, und ein und dasselbe Urwesen schiesst dort fort, das hier herum irrt. Die Vernunft, vom Leibe frey, ist menschlicher Instinct. Beide handeln nach *nothwendigen* Gesetzen; doch handelt dieser nothwendig, jener frey, weil dieser befreyt, jener gebunden ist.

Auch hält es der Vf. für völlig gewiss, „dass die Erscheinungen des thierischen Magnetismus durch den blossen Willen eines anderen Menschen erregt werden können," woran wohl Niemand zweifeln wird, der einmal bemerkt hat, dass er seinen Fuss bewegen kann. Allein je alltäglicher die Erscheinung, desto geringer ihre Bemerkung. Wie mag man aber mit Leuten über thierischen Magnetismus streiten, die nicht einmal auf ihre eigenen Bewegungen Acht geben? O.

1) Ohne Angabe des Druckorts: *Des neuen Robinsons von S. Helena letzte Abentheuer zu Land und zu Wasser.* Aus dem Französischen und mit undiplomatischen Noten durchschossen nebst dem Grundrisse und der Ansicht von S. Helena. 145 S. 8. (16 gr.)

2) Stuttgardt, b. Sattler in Commiss.: *Beschreibung über die Insel S. Helena und ihren Staatsgefangenen;* nebst Nachrichten von einigen Inseln im atlantischen Ocean und in anderen Gewässern, und Reflexionen über solche. Nach den neuesten Hülfsquellen von *Kessler*, grossh. badisch. Major und Ritter des Militair Verdienst-Ordens mit 2 Kupfern. 1816. 77 S. 8. (12 gr.)

3) Helmstädt, in der fleckeisenschen Buchhandl. *Meine Reise nach S. Helena (Exil Buonapartes) nebst Ansichten und Bemerkungen über diese Insel.* 1815. 19 S. 8. (3 gr.)

4) Prag, b. Enders: *Napoleon Buonapartes zweyte Lebensperiode oder Napoleon Buonaparte, was er war, und was er ist.* III Bändchen. 128 S. IV B. 1815. 128 S. 8. mit einem schwarzen und illuminirten Kupfer. (Beide B. 1 Rthlr.)

5) London, b. Bodley: *Napoleon B(u)onapartes zwey merkwürdigste Lebensjahre und besonders sein Benehmen als Gefangener.* Nebst Beschreibung seines Verwahrungs-Ortes S. Helena aus dem Englischen, mit 2 Kupfern, die Ansicht von S. Helena darstellend. 1815. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

Weder Geschichte noch Länderkunde haben sich eines Gewinnes an diesen fünf Gelegenheits-Schriften zu erfreuen; die Federbeschäftigung, wozu Helena hier in unblutigem Streite die schriftstellerischen Völker versammelt, hat das Einzige Gute, dass sie das Licht mehr um die Nemesis verbreitet, die der Insel das grosse Licht der Welt zum Einwohner gegeben und dem Einwohner selbst das Licht gelassen hat. No. 1, aus dem Franz. übersetzt, trägt, was auch schon der Titel verräth, alle Zeichen der Eile; die undiplomatischen Noten (in den Text eingeschoben und von ihm nur durch kleinere Schrift unterschieden) sehen meistens der Unterhaltung auf Bierbänken ähnlich. Z. B. zu den schlecht übersetzten Worten Napoleons: „Wenn ich einigen Theil an eurer Liebe gehabt habe, so verdanke ich ihn meiner heissen Liebe für Frankreich, unsere gemeinschaftliche Mutter," steht die Anmerkung: Wäre es möglich, dass er die Wahrheit spräche: so wäre es mit der gemeinschaftlichen Mutter, vielleicht des Teufels Grossmutter, und dem lieben Vaterlande eine sehr üble Sippschaft. No. 2 hat das Verdienst, uns mit zwey franz. Schriften (*Notice topographique historique, statistique et militaire sur S. Helene par le Chevalier H. G. t.* à Paris 1815, und *Toulouzan de S. Martin de l'isle de S. Helene et de Bonaparte*, à Paris 1815) und besonders mit den Handels- und politischen Verhältnissen der Insel, wie mit der Geschichte derselben, näher bekannt zu machen. Die Übersetzung riecht durch, z. B. S. 33: das Blut ist hier schön. No. 3 ist anonym in Person und Sache; No. 4 und 5 erzählen beide die Vorgeschichte der Verbannung Napoleons weitläuftig, und sind sich fast in den Worten gleich, als wenn sie sich abgeschrieben

hätten; No. 4 ist mehr für das Volk, No. 5 mehr für die Sache berechnet; No. 4 nimmt seitwärts liegende Gegenstände, z. B. Anekdoten und Charakterzüge auf, die in No. 5 kaum berührt sind; so klein die Beschreibung von S. Helena in No. 5 ist: so hat sie doch den Vorzug vor der Beschreibung in No. 4. Rec. lässt es übrigens unentschieden, ob No. 5 wirklich aus dem Englischen übersetzt sey; englische Tageblätter hat der Vf. sichtbar benutzt, ob aber eine englische Urschrift? daran darf man wohl um so mehr zweifeln, weil sonst der Übersetzer ein besseres Werk von *Alexand. Beatson* (*Tracts relative to the Island of S. Helena written during a residence of 5 Years. London, 1815. in 4.*) für jenes würde gewählt haben — ein Werk, das die gewöhnlichen Vorurtheile bestreitet, und seine umfassende Darstellung auf eigene fünfjährige Erfahrung gründet. Ds.

LEIPZIG u. ALTENBURG, b. Brockhaus: *Merkwürdige Geschichte der Befreyung der Ms. Spencer Smith aus französischer Gefangenschaft zu Venedig im J. 1806 durch den Marquis von Salvo, einen jungen Sicilianer*, desgleichen ihrer Flucht durch Tyrol, Steyermark, Böhmen, Polen und Liefland nach England. Aus dem Englischen übersetzt von *Henriette Schubart*. 1816. 227 S. 8. (20 gr.)

Ms. Spencer Smith, Tochter des Barons Herbert, kaiserl. Ministers bey der ottomannischen Pforte, genöthigt, die rauheren Himmelsstriche von England und Deutschland wegen ihrer schwächlichen Gesundheit mit einem Aufenthalt in Venedig zu vertauschen, ward, trotz des vom General Lauriston bey der Besitznahme von Venedig ihr wegen der Sicherheit ihres Aufenthaltes gegebenen Versprechens, bloss wegen ihres Namens, und als angebliche Engländerin von drey Gensd'armen gefangen genommen, bewacht, und sollte als Kriegsgefangene nach der Festung Valenciennes abgeführt werden. Ein junger Sicilianer, Marquis de Salvo, der durch die Gräfin Attems, Schwester der Mis. Sp. Smith, letztere kennen und hochachten lernte, beschloss und vollführte ihre Rettung, woran Enthusiasmus für die englische Nation eben so viel Antheil hatte, als der Hass gegen Franzosen, der jenen Enthusiasmus noch nährte. Erleichtert ward die Erfüllung dieser ihm so süssen Pflicht durch die Erlaubniss, die Gefangene begleiten zu dürfen. Die Umstände der Rettung sind eben so wenig verwickelt, als der Plan ganz klug und kühn ist; selbst die Gerettete muss ihrem Helden oft Muth einflössen. Der Marquis hatte diese Geschichte wahrscheinlich desswegen drucken lassen, um sich das wiederholte Erzählen zu ersparen, und falschen Gerüchten zu begegnen. — Einzelne Bemerkungen auf der Reise zeugen von Weichheit und Zartheit, weniger von Tiefe des Gefühls.

Ds.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Ohne Angabe des Druckorts: *Aphorismen für Denker.* 1809. 55 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf. giebt, seiner Versicherung nach, diese Aphorismen, nicht um Andere zu belehren, sondern um selbst noch besser in Ansehung ihres Inhaltes belehrt zu werden. Er hofft, dass, wenn er in dem, was einiges Neues enthalten, Recht habe, Gelehrte, die es mit der Menschheit gut meinen, die junge Pflanze freundlich pflegen werden, um sie zum vollen Gewächs und zur Reife zu bringen; habe er Unrecht, so werde sie unschädlich von selbst verdorren. Der erste Theil stellt *justam cohaesionem internam cujuslibet partis et omnium partium inter se* als die wahre Naturkraft des ganzen Körpers, und das Überflüssige, das nicht zu den Bedürfnissen Gehörige im Körper, *in quocunque genere et in quocunque loco*, als das *possibile secundum* oder *proximum* aller Krankheiten vor. Der zweyte Theil ist philosophischen Inhalts. In sofern man zur Freyheit rechnet das Vermögen eines Wesens, zu wählen und zu thun, was von seinen Naturgesetzen abweicht, kann sie nur Statt haben bey zwey zum Wählen und Handeln vereinigten Substanzen, wovon eine die andere im Handeln oder Bewegen treiben oder verhindern kann. Aus Vereinigung materieller Substanzen geht nie Freyheit hervor, weil materielle Substanzen sich nur bewegen, nicht handeln können. Idee, Begriff, Gedanke u. s. w. sind nichts *Reelles*, nichts Selbstständiges in dem Kopfe des Menschen, sondern nur, so zu sagen, *Widerscheine* von den vermischten Bewegungen der Seele und des Körpers, bey Formirung der Ideen u. s. w. Diess scheinen uns ganz gewöhnliche Gedanken zu seyn, und selbst die Art, sie auszudrücken, hat nichts Neues. Das Nämliche gilt von den meisten folgenden Sätzen. Dass in der Geneigtheit des Körpers zum Schlafen oder überhaupt zur Abspannung in seinen Theilen die Möglichkeit oder die entfernte Haupt- und Grund-Ursache aller subjectiven Unvollkommenheiten des Bewusstseyns liege, dass zur Existenz kommen und sich wissen bey immateriellen denkenden Wesen Eins sey, und dass wir nach dem Tode die Dinge nicht mehr als Erscheinungen und als Dinge an sich erkennen werden, behauptet der Vf., ohne Alles genau zu bestimmen, und ohne seine Annahmen zu beweisen. Hingeworfene philosophische Sätze können nur Werth haben, wenn der Beweis in ihnen selbst liegt, oder wenn sie sich leicht an Erfahrungen anschliessen, oder wenn sie durch die Art ihrer Darstellung die Beobachtung und das Nachdenken wecken. Wir können nicht finden, dass diese Aphorismen diese Eigenschaften haben, ob wir gleich zugeben, dass der Vf. ein denkender Kopf sey.

HIKL.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Deutschland: *Volksmessungen am Niederrhein im Mai 1815.* 16 S. 8. (2 gr.)

Mit dem Jahre 1816 mit Recht vergessen; die Schlacht von Schönbund hat mehr gethan, als die Trommel des Vfs.

Ds.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.



